


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

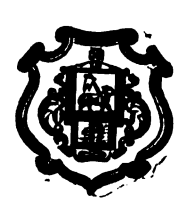


Deutsche

Roman-Zeitung.

Einunddreißigster Jahrgang. 1894.

Vierter Band.



Berlin, 1894.

Verlag von Otto Janke.

Inhalt des vierten Bandes.

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Litteratur.

Vermischtes.

Briefkasten.

Deutsche Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 40.

Moderne Ehen.

Roman

von

H. Schobert.

(Fortsetzung.)

Achtes Kapitel.

Schloß Antlau lag im Schnee vergraben; nur hier und da leuchteten die roten Quadern der Thoreinfahrt aus dem weißen Mantel heraus, den er ihnen umgehängt, und der hünenhafte Germane darüber, nur umgürtet mit einem Tierfell, in der Hand die stachlige Keule, auf seinen Schild gestützt, der jenen alten Wappenspruch des Geschlechtes trug: Hier stehe ich, hier falle ich — machte ein ganz kurioses Gesicht durch den weißen Mantel hindurch, den ihm der mitleidige Schnee geschaffen.

Hans Henning stand am Fenster der alten Halle, die ihm in seinen Mußestunden als Aufenthalt diente, und sah in den einsamen, wintertoten Schloßhof hinaus.

Merkwürdig, wie er auf einmal die Einsamkeit empfand!

Auch der alte Schloßbau, der ihm doch sonst so heimatlich und gemütlich erschienen war, schien seit kurzer Zeit alles Leben in sich aufzusaugen, so still, so öde, so verlassen kam er ihm vor.

Um das Schloß nichts als das Heulen des Windes, das Rauschen der Ulmenskelette im Park, drinnen nur zuweilen das zirpende Auflachen einer Kinderstimme, der Schall seiner eigenen Schritte ... Hans Henning begriff gar nicht, daß ihm diese Einsamkeit nicht schon früher aufgefallen war.

Jetzt machte es ihn auf einmal ruhelos, melancholisch, nervös.

Er fragte sich allen Ernstes: Woran liegt das? Und da er ein Mann absoluter Wahrheit war, so gestand er es sich in dieser stillen Stunde, in der nichts um ihn war als das Knistern des Feuers in dem gewaltigen Kamin, das Picken des Holzwurms in dem alten Eichenholzgetäfel an Decke und Wänden, ehrlich selbst ein.

Er war nicht mehr derselbe seit seiner Reise.

Und damit stand nicht etwa Ditas Bild allein im Zusammenhang, so deutlich sein Gedächtnis dasselbe auch bewahrt hatte, mehr noch die leichtfertigen Reden seines Bruders auf ihrem Heimweg an Stefanies Geburtstag.

Daß ein Mensch wirklich denken konnte, es gebe noch ein zweites Lebensglück, nachdem das erste in Trümmer gegangen war!

Er hatte das nie gedacht!

Seine Liebe, sein Glück blühte und welkte mit der einzigen Frau, der er sein Herz gegeben, und wunschlos hatte er Jahr für Jahr vorüberrollen sehen. Und nun sollte es doch möglich sein, daß sich auf den Trümmern etwas Neues erbauen ließ? Nicht allein für ihn, auch zum Wohl seiner Familie, seines kleinen Mädchens!

Dieser Gedanke kam ihm schon vor wie eine Treulosigkeit gegen die teure Verstorbene, und dennoch konnte er die Erinnerung an die klare, süße Mädchenstimme nicht verbannen, die ihm gesagt hatte: „Ich glaube, ich könnte Kinder lieben, kleine hilflose Geschöpfe, die auf mich allein angewiesen wären ..."

In seine Gedanken hinein tönte plötzlich Schellengeläute; Hans Henning horchte hoch auf. In seine Einsamkeit kam selten jemand, er hatte nicht viel Beziehungen mit den Nachbarn; wer es aber auch sein mochte, er war ihm willkommen.

In dem Schlitten saß eine große, stattliche Dame, die fröhlich nach dem Hallenfenster hinaufspähte, sich ihrer erfreulichen Überraschung wohl bewußt.

„Berta!" rief Hans Henning, der kaum seinen Augen trauen wollte. „Berta! Du wirklich?"

„Leibhaftig! Gelt, Brüderchen, das freut Dich."

Sie warf die Schlittendecke beiseite und eilte leichtfüßig die breiten Stufen empor, die direkt in die alte Halle führten, aus der selbst an den hellsten,

heißesten Sommertagen niemals ganz Dunkel und Kühle wichen. Hans Henning war liebevoll besorgt um sie, die Freude, einen der Seinigen um sich zu haben, leuchtete ihm aus den Augen.

„Wenn der Berg nicht zu Mohamed kommt, kommt eben Mohamed zum Berg," sagte sie, sich in dem alten geschnitzten Stuhl vor dem Kaminfeuer ausstreckend, den Decken und Kissen nicht modern aber bequem gemacht hatten. „Du läßt Dich ja gar nicht mehr sehen."

„Ich war vor vierzehn Tagen in Berlin," entschuldigte er sich.

„Ach! Und hast Cedrik gesprochen?"

„Gewiß. Er ist der alte noch, leichtsinnig und munter wie die Vögel in der Luft."

Sie sah ihn aufmerksam an. „Wirklich? Ist er noch ganz der alte?" fragte sie mit Betonung.

„Warum, Berta? Hast Du irgend etwas auf dem Herzen, so sprich offen."

„Ja, zu Dir kann man das, Hans Henning," antwortete sie, ihm zunickend, „ich weiß das recht gut. Und da ich auch eine ehrliche Natur bin, so sollst Du den Zweck meines heutigen Besuches unumwunden erfahren. Botho sprach vor wenigen Tagen den Birkenwalder, Du weißt, dessen Sohn in Cedriks Regiment steht, und da hat ihm dieser denn auf Umwegen beigebracht, daß sich das Offizierkorps über seinen intimen Verkehr mit Brynken verwundert und verletzt fühlt. Theo soll zu den Männern gehören, die in der öffentlichen Achtung auf der Schneide des Messers stehen, und wer etwas Besonderes auf sich hält, weicht ihm lieber aus, ehe er einen Gruß mit ihm tauscht. Du siehst also, unser Empfinden im vergangenen Jahr war das richtige. Freilich hat man bis jetzt keinerlei Beweise gegen ihn, man kann ihn nicht öffentlich bloßstellen, aber er ist häufig Cedriks Gast — die Kameraden sind außer sich darüber — er begleitet ihn in den Klub, in dem ein sehr hohes Spiel an der Tagesordnung sein soll, kurz — Cedrik ist jung und leichtsinnig. Botho meinte, Du solltest doch da einmal zum Rechten sehen."

„Das ist geschehen, beste Berta. Aber Cedrik ist empfindlich und mir gegenüber zum Mißtrauen geneigt. Er wittert aus meinen ehrlichsten Worten stets den älteren Bruder."

„Aber Du hast wenigstens Recht und Pflicht für Dich, Botho richtet erst recht nichts aus," meinte Berta nachdenklich.

„Das glaube ich auch. Übrigens, Schwester, so schlimm ist die Sache keinesfalls, sonst hätte sich wohl der Regimentskommandeur schon ins Mittel gelegt. Bis dahin können wir ruhig sein. Du weißt, jeder Mund vergrößert, das ist einmal nicht anders. Daß Cedrik spielt, habe ich ihm vorgehalten, ihn gewarnt, mehr kann ich nicht thun. Es muß doch auch noch immer in den Grenzen bleiben, denn er verlangt nicht zu viel Kapital."

„Einmal braucht es auch nur geschehen. Brynken verführt ihn. Ich bitte Dich, an solchem Menschen ist die Ehre doch nur noch ein blinder Zierrat! Ich begreife nicht, was Cedrik an seiner Gesellschaft findet."

„Der Sport ist wohl das Band, das sie verbindet. Sie leben beide darin."

„Und — die Frau, diese Stefanie!" ergänzte Berta wegwerfend.

Hans Henning beugte sich vor und stieß mit dem Schüreisen in die Glut, um sein Unbehagen zu verbergen.

„Wie meinst Du das, Berta?" fragte er dabei.

„Wie ich das meine? Hm, Hans, das ist eine heikle Frage. — Es soll ein Verhältnis zwischen ihnen bestehen, das geradezu skandalös ist. Zu Theos Ehre nehme ich an, daß er nichts davon weiß."

„Verleumdung," sagte Antlau ruhig, sich aufrichtend. „Elende Verleumdung! Vielleicht provoziert durch die Art und Weise ihres Verkehrs, das gebe ich zu, aber meine Augen, ganz abgesehen von Cedriks Versicherung, haben mich eines Besseren belehrt. Man muß vorsichtig im Verurteilen sein, Berta."

„Du! Du!" rief Frau von Verny außer sich, ihren Ohren nicht trauend, „Du hast sie zusammen gesehen, Hans? Ja, wie in Gottes Namen ist denn das möglich gewesen?"

Er erzählte, knapp, kurz, aber mit dem sichtlichen Bestreben, Cedrik und Stefanie zu entlasten. Als er geendet, seufzte Berta unzufrieden auf.

„Du bist ein Mann," sagte sie endlich, „und magst thun, was Du entschuldbar findest, ich aber werde mich nie — nie wieder daran erinnern, daß ich Brynkens jemals gekannt habe. Sie sind Luft für mich. Mag alles sein wie Du sagst, wenn aber eine Frau so unklug ist, nicht den Schein zu wahren, kann sie sich auch nicht wundern, wenn sie so beurteilt und behandelt wird. Du bist mir doch unverständlich, Hans! Wie konntest Du in ihr Haus gehen! Wie konntest Du! — Übrigens hat sie in letzter Zeit ja wieder eine Gesellschafterin bei sich — ein hübsches Mädchen soll es sein — Du mußt sie ja auch gesehen haben, der Birkenwalder erzählte auch von der . . . Es wird übrigens wohl dasselbe Genre sein. Dieser Schutz kommt für Frau von Brynken etwas zu spät."

Hans Henning kam in Erregung.

„Was erzählte der Birkenwalder von der jungen Dame?" fragte er scharf.

„Mein Gott, das alte Lied! Überall zu sehen — auffällig — kokett, das genügt, um eine Frau in meinen Augen zu richten."

„Sie ist weder das eine noch das andere, Berta," bemerkte Hans Henning geärgert. „Eine Dame im besten Sinne des Wortes, die nur einen guten Einfluß auf Stefanie ausüben kann, und die jeder — ausnahmslos, Berta — mit Freuden in seinem Hause empfangen darf. Graf Birkenwalde soll in Zukunft etwas vorsichtiger sein, sage ihm das in meinem Namen."

Frau von Verny riß ihre Augen ganz rund auf, während sie sich mit der Hand über den glatten Scheitel fuhr. Einen Augenblick fehlten ihr die Worte, ein furchtbarer Verdacht tauchte in ihr auf.

„Gut, Hans, ich weiß, Du bist ein Mann, der stets für den Schwächeren den Schützer abgeben muß. Mag es also so sein wie Du sagst. Ich werde Botho die Sorgen um Cedrik ausreden, bedenke aber, es ist unser Bruder, unser alter feudaler Name, für den wir fürchten, der um keinen Preis einen Makel bekommen darf, denn der fiele auf uns alle. Und nun — wie steht es mit dem Gelde . . ."

Er war blaß geworden, mit einer gepreßten, ganz veränderten Stimme sagte er:

„Ich kann es Euch jetzt nicht geben, Berta, erst im Herbst, so gern ich auch wollte."

„Cedrik ist uns also zuvorgekommen."

„Diesmal ja, und ich kann nicht, meine Kasse ist aufs äußerste erschöpft."

Frau von Verny seufzte.

„Das wird ein Schlag für Botho sein."

„Für mich noch viel mehr. Ich schwöre Dir, Berta, wenn es nicht Schloß Antlau wäre . . ." Er brach ab und starrte schweigend ins Feuer.

Seine Schwester streckte ihm die Hand entgegen.

„Armer Kerl, ich kann mir's denken, daß Du zu kämpfen hast! Na, dann muß es bei uns eben gehen — mach' Dir deshalb keine Sorgen. Es ist ja die Heimat, die Du uns erhältst, dafür kann man schon einmal einen Wunsch opfern. Meinem armen Ältesten geht es vielleicht einmal ebenso, da müssen die Geschwister zusammenstehen. Also kein Wort mehr davon."

Hans Henning hielt die Hand seiner Schwester fest und sah ihr ergriffen in die strahlenden Augen.

„Dank, tausend Dank, Berta, Du hast mir eben unendlich wohl gethan."

Und er dachte an Cedrik, wie der das aufgenommen. Ach ja, das Gift der Großstadt, das Gift seines Umganges war ihm schon ins Blut übergegangen und begann zu wirken.

„Wo ist Genia?" fragte seine Schwester.

Da kam es schon hineingeflogen, gestolpert, ein kleines zierliches, blondes Mädchen von fünf Jahren, aber es steckte in einem häßlichen, langen, dunklen Wollkleid, hatte die Zöpfe straff geflochten und eine glänzende Haut, die den Gebrauch scharfer Seife verriet.

Sie sah aus wie ein kleines Dorfmädchen, nicht wie das Schloßfräulein von Antlau, trotz des liebreizenden Kindergesichts, und Berta von Verny sah das mit kritischen Blicken.

„Hans," sagte sie, die Kleine auf den Schoß nehmend und zu ihm hinüber sehend, „weißt Du, was ich finde?"

Er sah sie gespannt an.

„Die alte Melcherten taugt nicht mehr für Genias Erziehung, sie verbauert dabei, so gut sie auch sonst gepflegt ist. Du mußt Dir eine Dame hernehmen, eine Leiterin Deines Hauses, eine Erzieherin Deines Kindes."

„Schon?" fragte er betroffen.

Sie stand auf. Mit dem Kinde an der Hand trat sie auf ihn zu. — Merkwürdig, wie diese beiden hohen Gestalten, diese Gesichter einander ähnlich waren.

„Hans, es thut mir in der Seele weh, wenn ich an Dich denke. Einsam, freudlos und nun noch in Sorgen. Ist es nicht ein Unrecht, dem Vergangenen nachzutrauern in dieser Art? Gott, der es gegeben und genommen, will nicht, daß Du nun mit einem toten Herzen auf dieser schönen Erde bleiben sollst. Das Vergessen — nein, nur das allmähliche Verschmerzen hat er uns als Trost mitgegeben, den dürfen wir uns zu nutze machen. Genia ist tot, aber noch hast Du Pflichten gegen Deine Tochter, gegen Dich selbst. Mache die Augen auf, mein Bruder, es giebt Mädchen, die Dir eine gute Gattin, Genia eine gute Mutter werden. Soll ich Dir suchen helfen?"

Er schüttelte hastig den Kopf und wandte sich zur Seite.

„Du sollst Deine verstorbene Frau nicht vergessen, aber schließlich blüht überall neues Leben aus Staub und Asche."

„Haben wir ein Recht, unseren geliebten Toten treulos zu werden?" fragte er mit gesenkter Stirn, wie im Zweifel.

„Wenn es das Leben fordert! Du bist noch zu jung, mein lieber Hans Henning."

Zum zweiten Mal zeigte man ihm ein lockendes zweites Glück, und diesmal war es sogar seine so streng denkende Schwester, nicht nur der leichtsinnige Bruder, der aus vollem Lebensgenuß heraus vielleicht kein Verständnis für Treue und Entsagung hatte.

Bertas Mahnung ließ sich noch viel weniger vergessen; und wenn er Genia betrachtete, sein mutterloses, kleines Mädchen . . .

Nach acht weiteren Tagen sagte er sich: „Du willst hinfahren, sehen, prüfen — vielleicht ist es nur die Einsamkeit, die Dir ihr Bild so hartnäckig festhält, die ihm einen Nimbus verleiht, den die Wirklichkeit zerstört . . . Es ist am besten, Du siehst, aber mit offenen Augen, denn nicht Dir allein, auch Deiner Tochter bist Du für Deine Wahl verantwortlich."

Und doch befiel ihn ein ganz unmotiviertes Gefühl von Freude und Lebenslust, als er seinen Koffer zu längerer Abwesenheit gepackt stehen sah, und jeder Stundenschlag ihn daran mahnte, daß er Antlau bald im Rücken haben werde.

So stand er am Tage vor seiner Abreise wieder an dem Fenster der großen Halle und sah auf die Wolken, die dunkel und schwer über den Schloßhof zogen, und machte sich Vorwürfe darüber, daß er seiner Reise mit so freudigen Empfindungen entgegensah. Diesem Gefühl nachgebend, zündete er, in sein Arbeitszimmer hinübergehend, einen Armleuchter an und hob ihn hinauf zu dem Bilde seiner Frau, das in breitem Rahmen über seinem Schreibtisch hing. Unruhig flackernd huschte die Helle über das einfache, liebliche Gesicht, die offenen blonden Haare, die großen blauen Augen.

„Eugenie!" rief er leise und innig.

Dumpf klang der Ton zurück, niemand hörte ihn, nur er, der Einsame, in seinen einsamen Räumen. — Schrecklich diese Stille und Öde um ihn!

„Verzeihst Du mir?" fragte er wieder.

Das Gesichtchen droben schien ihm zuzulächeln, so lieb und freundlich wie im Leben. Stöhnend stützte er den Kopf in die Hand . . .

In der Nacht weckte ihn die alte Melcherten plötzlich aus tiefem Schlaf.

„Das Kind, gnädiger Herr, ich glaube, das Kind ist krank geworden.“

Hans Henning sprang auf. Eine Stunde später rasselte ein Wagen vom Schloßhof nach dem Arzt, und der geängstigte, gebeugte Vater nahm den Platz am Bett seines Lieblings ein.

Er sollte ihn vorläufig nicht wieder verlassen. — Tagelang schwebte das Kind in Lebensgefahr; tage- und nächtelang lauschte Hans Henning bebend auf jeden Atemzug, sein ganzes Herz, sein ganzes Empfinden klammerte sich an das einzige, was ihm geblieben. Er schlief nicht, er aß kaum, hatte überhaupt nur ein geringes Bewußtsein der Außendinge. Berta Berny kam, um ihn zu trösten, er schüttelte stumm den Kopf und bat sie, heimzukehren, um ihren Kindern nicht den Ansteckungsstoff zuzutragen. Blutenden Herzens gehorchte sie der Vernunft.

Und so saß der gebeugte Vater denn einsam am Lager seines Kindes, während der Sturm das Schloß umtobte, der Wetterhahn kreischte und Eulen schrieen. Die alte Melcherten duselte die Nächte in einem Zustand zwischen Schlaf und Wachen hin, auch Hans Hennings Lider wurden zuweilen schwer und seine Gedanken verwirrten sich. Dann war es immer, mit merkwürdiger Deutlichkeit wiederkehrend, dasselbe Bild, das sich seinen nur halbbewußten Sinnen vorspiegelte: Dita über das Bett der Kleinen gebeugt, leise zärtliche Worte murmelnd, und die großen klaren Augen zuweilen mitleidig auf ihn richtend. Sie liebte ja Kinder und wußte, daß dieses kleine Mädchen seinem armen Herzen alles war.

Von diesem Traumbild schon ging eine gewisse Beruhigung aus, die er dankbar fühlte. Abgemattet und abgespannt wie er war, sehnte er sich sogar danach. Er meinte, ihre süße Stimme zu hören, ihre ruhigen Bewegungen zu sehen, und die gräßliche Einsamkeit am Bette seines Kindes dünkte ihm in diesen Augenblicken weniger trostlos. Er nahm sich dann vor, wenn Genia gesundete, seinem Schwanken ein Ende zu machen, vor Dita, die ihm jetzt lieb und vertraut geworden, als habe er in Wirklichkeit täglich mit ihr verkehrt, zu treten und die Frage an sie zu richten, ob sie seine Einsamkeit teilen, Genia eine liebevolle Mutter sein wolle.

Würde sein Töchterchen diese noch gebrauchen? —

Wochenlang schwankte das Zünglein der Wage hin und her, endlich siegte das Leben, Genia genas, langsam, langsam kehrten ihr die Kräfte zurück, und in dieser Zeit wollte sie von niemand anders gepflegt sein, als von Papa.

Frühlingslüfte zogen schon über das Land, als Hans Henning endlich seinen immer noch gepackten Koffer schloß, um die so lange verschobene Reise anzutreten; er that es mit einem freudigen, hoffnungsfrohen Herzen, das er sich kaum zugestehen wollte.

Neuntes Kapitel.

Der Vormittag nach Brynkens Ankunft sah die beiden Vettern bereits draußen auf dem Rennplatz, wo Cedriks neue Errungenschaft in den Rennställen untergebracht worden war.

Theo weidete sich an dem Entzücken des Kavalleristen, der die Wahl seines Vetters nicht genug loben konnte, und ohne mit der Wimper zu zucken, ja, augenscheinlich mit dem größten Vergnügen den bedungenen Preis zahlte, obgleich er sich noch etwas höher belief, als die erste Veranschlagung gewesen. Stefanies Tausend wurde natürlich mit keiner Silbe Erwähnung gethan. Cedrik schwieg aus Feingefühl und weil es ihm wirklich auf eine derartige Lappalie, sobald er sie nur hatte, nicht sonderlich ankam, Theo, weil er der Ansicht huldigte, daß es für einen Ehemann durchaus klüger sei, sich nie in die kleinen Scherze seiner Gattin zu mischen, sei es zum Guten oder Bösen.

„Bist doch ein guter Junge, old fellow,“ sagte er jetzt, ihm in einer Anwandlung von Anerkennung auf die Schulter klopfend. „Wenn jemand, so gönne ich Dir allein diese Perle von einem Gaul. Denke nur, aus der Libussa von Diable! Mehr kann man wahrhaftig nicht verlangen, und wir werden auf jeden Fall Glück mit Walvater haben, nicht einer — nein, mancher erste Preis ist unser! So gut wie in der Tasche, old fellow, by Jove! Und nun wollen wir unsern Kauf begießen — komm mit zu einem solennen Frühstück zu Gruhl, heute bist Du mein Gast.“

Eine Stunde später saßen sie in einer gemütlichen Ecke in sehr heiterer Stimmung hinter einer Flasche Moët, mit dem beschäftigt, was ihnen außer leiblicher Nahrung am interessantesten war: Pferde, Spiel, Weiber.

„Wenn ich so könnte, wie ich wollte,“ sagte Cedrik, mit den aufsteigenden Schaumperlen in seinem Glase liebäugelnd, das er prüfend gegen das Licht hielt, „so wäre für mich der Gipfel des Glücks ein auserlesener Rennstall. Walvater ist ja prachtvoll, aber trotzdem — ich glaube, ich würde der Menge in diesem Punkt niemals überdrüssig. Auch das Züchten würde mir eine wahre Passion sein, aber leider — leider . . . wie soll sich solch kleiner, lumpiger Kavallerieleutenant, wie ich doch nun einmal bin, so hoch versteigen! das ist eben eine absolute Unmöglichkeit.“

„Ich habe Dir schon oft gesagt, ich sehe das nicht ein,“ gab Brynken zur Antwort. „Wenn Du Dein ganzes Kapital flüssig machtest, hättest Du genug zu einem immerhin annehmbaren Anfang, das andere kommt dann später nach. Warum, wenn Dein Herz daran hängt, thust Du es nicht? Ich würde Dir nicht allein mit Rat und That zur Seite stehen, sondern auch gern in Compagnie mit Dir treten, dazu reichte es bei mir auch. L'union fait la force.“

Cedrik zerstückelte sein Weißbrot.

„Mach mir das Herz nicht schwer, Theo, es ist

trotz der anscheinend geringfügigen Hindernisse ein Ding der Unmöglichkeit. Ich muß meinem Lieblingswunsch eben entsagen. In drei Deibels Namen, ich muß eben! Hans Henning ..."

„Hans Henning ist doch nicht Dein Vormund, Du bist nicht abhängig von ihm. So viel ich weiß, ist Dein Vermögen nicht unkündbar auf Antlau eingetragen. Well — kündige es und ich stehe Dir für den Erfolg. Der Name Cedrik von Antlau soll ein Stern und Schrecken aller Rennplätze werden."

Cedrik seufzte. „Du hast gut reden, Theo, Du brauchst eben nach niemand zu fragen, aber ich — ja, sieh, daß ich es eigentlich nicht brauchte und dabei doch muß, will ich ein anständiger Kerl bleiben, das steigt mir manchmal zu Kopf. Dir kann ich es ja sagen, Du kennst unsere Verhältnisse."

„Hans Henning ist ein Philister, der nicht gelernt hat unsere Zeit zu erfassen, ja, das weiß ich zur Genüge. Ich bin überzeugt, er bringt dem Sport kein Jota Interesse zu."

„Nun, darin irrst Du doch, obgleich — na ja, ehrlich — er findet es nicht gentlemanlike, damit an Verdienen zu denken."

Theo lachte hart auf. „Da sieht man den großen Herrn, dem alles auf seiner Scholle zuwächst! Aber verdient er nicht auch? Ist er nicht auch auf allerlei Chancen angewiesen, die er ausnutzen muß, will er auf seine Kosten kommen? Ha, überall dieselbe Geschichte! Was ich thue, ist erlaubt, ja groß. Thue Du es und ich sage pharisäisch: Herr Gott, ich danke Dir, daß ich nicht bin wie jener. Notabene so ziemlich meine ganze Bibelkenntnis."

„Das ist es bei Hans nicht. Nur ein übertriebenes Ehrgefühl, Stolz auf unsern Namen — unsern Stand!"

„Ja, ja, ihm ist es so bequem gemacht. Er sollte sich nur auch etwas Wind um die Nase wehen lassen müssen."

„Nein, nein, Du irrst, Theo, Hans Henning hat es nicht so gut wie Du glaubst. Da liegt ja gerade der Hund begraben ... aber lassen wir das unerquickliche Thema, reden wir von etwas Amüsanterem."

„Gewiß. Was macht Bella und Nina?"

Der Lieutenant blickte auf. Zwischen zwei Austern antwortete er lakonisch: „Aus! — Zu kostspielig auf die Dauer ... ich muß mal ein Weilchen solide werden, fürchte ich."

„Warum denn? Das kommt mir vor, als wenn der Fisch tanzen lernen wollte."

„Na, eben der vertrackten Verhältnisse wegen, über die ich nicht reden mag. Schenk ein, Theo ... Prost."

„Prost! Ich glaubte wahrhaftig, Dir wäre etwas Ernstliches über den Weg gelaufen ... verliebt ... und so weiter."

Dabei blickte er sein Gegenüber prüfend an, aber Cedrik lachte lustig auf.

„Kein Gedanke! Ernstlich verliebt! Ich glaube gar — das sollte mir fehlen."

„Male den Teufel nicht an die Wand, my boy; so etwas kommt über Nacht. Weißt Du, wen ich im Verdacht hatte?"

Die blitzenden blauen Augen sahen ihn verwundert an.

„Du? In Bezug auf mich? — Wäre neugierig!"

Aber er mußte doch nicht so neugierig sein, denn ohne die Antwort abzuwarten fuhr er gleich fort: „Weißt Du, Theo, ich glaube, ich bin liebesmüde. — Liebe! ... Was das überhaupt für ein vertracktes Wort und noch viel vertrackterer Begriff ist! Die ganze Sache kommt mir vor wie ein Schwefelholz, reißt Du es an, wunderhübsch! Es flammt auf, leuchtet, macht Dir Vergnügen, hältst Du es zu lange, brennt es Dir die Finger."

Brynken lachte unmäßig. „Wenn Du — Du, Cedrik, solche Hypothesen aufstellst, muß es allerdings katzenjämmerlich um Dich stehen. Also wirklich kein Gedanke an die kleine Krüger?"

„Dita Krüger?" wiederholte der Lieutenant und legte Messer und Gabel hin vor Überraschung. „Ja, um Gottes willen, was veranlaßt Dich dazu?"

„Einfach die Überzeugung, daß sie eine ganz ravissant schöne Person ist."

„Wirklich? Findest Du?" fragte Cedrik nachdenklich.

„Ich finde das, und andere sicher auch. Übrigens in Bezug auf Pferde und Frauen sollte ich meinen, als Kenner anerkannt zu sein."

„Darum mein Erstaunen. Ich — ich habe — das heißt ... ich — ja, hübsch ist sie ja wohl."

„Ich sage Dir schön — ravissant schön! Ich denke, ich falle um, als ich da gestern hineinschneie in mein Haus und stehe diesem Mädchen gegenüber. Hast Du sie jemals im Hauskleid gesehen?"

„Nicht daß ich wüßte," gab Cedrik, sich besinnend, zurück.

„Wenn — würde sich Dir das unauslöschlich eingeprägt haben. Das war so ein Mittelding zwischen Schlafrock und Toilette, notabene ein Machwerk, in dem die Frauen immer am verführerischsten wirken. Eine Kokette weiß das genau, diese Prachtperson schien aber keine Ahnung davon zu haben, ich brachte sie durch meine Anwesenheit offenbar in die abscheulichste Verlegenheit. Da war so ein Gehänge und Gewoge um sie herum, hellfarbig, ohne direkten Taillenabschnitt, verhüllend und doch in der Verhüllung verratend, daß eine junonische Figur sich darunter barg. Ich habe niemals ein Faible für die Juno gehabt, schon darum nicht, weil man sie die ‚Ochsenäugige' nannte; diese Juno ist aber keineswegs ochsenäugig, ein paar tiefe graue Sterne sage ich Dir."

Cedrik drehte schweigend an dem Fuß seines Sektglases, noch niemals hatte er Theo so entzückt gesehen, und weil ihm dieser wirklich als maßgebend in Bezug auf Frauen galt, begriff er seine eigene Kurzsichtigkeit nicht.

„Schade, daß Arme und Schultern verhüllt waren, sie müssen geradezu verwirrend wirken, wenn mich meine Kombinationsgabe nicht täuscht. Sahst Du sie vielleicht dekolletiert?"

„Nein, wie käme ich dazu?"

„Na, wie man eben zu so etwas kommt; ich

bewundere übrigens wirklich Deine Kühle, doppelt, weil diese ravissante Person doch auch noch nebenbei ein ganz anständiges Vermögen mit sich vereinigt. Graf Gerlach hätte nicht an Deiner Stelle sein dürfen, der hätte längst den Goldfisch geangelt."

„Du denkst doch nicht im Ernst daran, ich könnte etwa an Heiraten denken?" sagte Cedrik ganz erschrocken und setzte das Glas ab, ohne es geleert zu haben. „Für solchen Thoren kannst Du mich unmöglich halten."

„Liegt die Thorheit nicht am Ende auf der andern Seite? Der Zufall setzt Dir, ohne Dein Zuthun, ein Mädchen vor die Nase: reich, schön, jung; Du hast Gelegenheit, täglich im Hause mit ihr zu verkehren, in die unbeobachtetsten Beziehungen zu ihr zu treten, und Du handelst wie der reinste Stockfisch, der Du doch sonst gar nicht bist."

„Aber erlaube — ich bin nicht so wahnsinnig, jetzt schon — wenn überhaupt je — an Heiraten zu denken."

„Das ist nun müßiges Geschwätz. Besonders Du, mit Deinen Liebhabereien ... Du könntest ganz gut eine reiche Frau brauchen. Unser Rennstall brauchte dann keine Phantasie mehr zu sein."

Cedrik sah schnell auf.

„In diesem Punkte hast Du recht. Aber denke nur, eine Frau! Gefesselt auf ewig an dieselbe Person ohne Hoffnung auf Abwechselung, Sklave ihrer Launen — unausgesetzt voll Rücksichten ..."

„So spricht nun ein Lebemann!" unterbrach ihn Theo achselzuckend. „Ja, wenn Du Dein Bruder wärst ... für den passen derartige Ansichten, aber wir, mein lieber Cedrik, sind längst darüber hinaus! Unsere Frau wird das, was wir aus ihr machen — darin liegt der ganze Witz. Für uns ist die Ehe keine Fessel, nur ein leichtes Band, dehnbar wie Gummi, wenn wir wollen. Die Unbequemlichkeiten der Ehe gehören der Frau. Mach Dir's doch nur einmal klar, was giebst Du denn auf? Deine Freiheit? Beileibe nicht. Gefällt Dir heut eine andere, wer hindert Dich, die liebgewordenen Gewohnheiten Deiner Junggesellenzeit wieder aufzunehmen? Die ganze Geschichte von der ehelichen Treue ist doch ein nonsens für uns. Das überlaßt der Frau, deren Pflicht es ist. Es wäre auch wirklich zu viel verlangt, nun auf einmal mit den Augen eines Richters Dinge anzusehen, die uns früher ganz natürlich und geläufig waren. Ich will meine Ehe im allgemeinen gewiß nicht als ein Muster hinstellen, aber in diesem einen Punkte nimm Dir ein Beispiel daran. Stefanie ist gut genug gezogen, um mich die Freiheiten meines Junggesellenstandes nicht entbehren zu lassen."

Cedrik warf einen schnellen Blick über den Tisch in seines Vetters Gesicht, das in diesem Augenblick den Stempel voller Zufriedenheit trug. Er antwortete nicht, die Situation war ihm scheußlich peinlich. Brynken blickte ebenfalls auf.

„Du denkst doch nicht etwa ich renommiere?" fragte er, „keineswegs! Eheliche Scenen aus Eifersucht giebt es zwischen uns nicht!"

„Bin davon überzeugt, aber jede Frau ist am Ende auch keine Stefanie," gab Cedrik endlich widerwillig zu. Wäre es nicht Theo gewesen, der so zu ihm sprach, hätte er vielleicht nicht recht gewußt, ob er diese Auslassungen für Hohn nehmen sollte, aber Theo ...

„Gott sei Dank, nein, es giebt bequemere, zum Beispiel diese kleine Krüger denke ich mir."

„Ich weiß wirklich nicht, was Ihr an ihr habt! Du — Hans Henning! Zwei so verschiedene Naturen! Ich bin auf Ehre überzeugt, Hans machte ihr hier die Cour."

„Gönnst Du sie ihm wirklich?"

„Aber natürlich — scheußlich gern."

„Das nennt man brüderliche Liebe," höhnte Theo. „Dein Kapital wagst Du nicht zu kündigen, das reiche Mädchen überläßest Du ihm freiwillig, den größten Wunsch Deines Lebens giebst Du seinetwegen auf ... Du hast wirklich Anlagen zum Heiligen, old boy."

„Nimm an, die Idee mit Dita läge mir deshalb so fern, weil ich anderweitig gebunden wäre," entgegnete Cedrik zögernd.

„Bah, Unsinn, das giebt es einfach nicht! Wir Männer sind in der glücklichen Lage, uns niemals halten lassen zu brauchen."

„Es könnte doch sein — Ehre — Gewissen —"

„Laß mich damit zufrieden. Keine Frau verdient es, daß wir uns ihretwegen von Dingen abhalten lassen, die uns gut scheinen. Keine, sage ich Dir! Nimm sie als das, was sie sind, halbe Kinder, die weinen und schreien wenn etwas anders kommt als sie voraussetzen und sich nachher mit einem neuen Spielzeug schnell trösten. Deshalb ist mir auch das Gewicht unbegreiflich, was ein vernünftiger Mann auf die Ehe legt. Wenn Du mich fragst, sage ich Dir, heirate Dita Krüger, schaffe Dir einen Rennstall an, lebe wie es Dir paßt, und laß im übrigen den lieben Gott einen guten Mann sein."

Cedrik sah nachdenklich in den perlenden Wein. Theos Argumente waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen, denn Menschen, wie er, sind leicht jedem Einfluß zugänglich. Stefanie hatte ihn gegen Dita eingenommen, leise, unmerklich; sie ließ ihm gar nicht recht Zeit, sich um sie zu kümmern; Theo zeigte sie ihm in anderem Licht, auch das hatte etwas für sich, um so mehr, da sich an ihre Person die Erfüllung eines heißen Wunsches knüpfen ließ. Er wurde ordentlich neugierig auf den Eindruck, den sie ihm nun machen würde. Und doch mußte er an Stefanie denken, und was er ihr schuldig sei, und daß Theo davon natürlich keine Ahnung habe ...

„Ich würde den Teufel thun und mich immer von Hans Henning gängeln lassen," begann Brynken verächtlich. „Allemal Deine Schulden beichten, um jedes lumpige Tausend erst betteln müssen ... nein, old boy, die Selbständigkeit eines Mannes ist dann erst beneidenswert, wenn sie einen goldenen Hintergrund hat. Mit dem Gelde der Krüger wäre das alles vereinigt."

„Aber ich habe mich bis jetzt gar nicht um sie gekümmert," sagte Cedrik in gelinder Verzweiflung, „aber gar nicht!"

„Desto besser. Das hat sie sicher verblüfft. So ein reiches Mädchen ist das Gegenteil gewöhnt. Und

dann, unterschätze Dich nicht, ich wäre gar nicht verwundert wenn sie im stillen verliebt in Dich wäre, Du bist ja solch ein mangeur de coeurs von jeher gewesen. Neben Dir kann nur ein so völlig neidloses Gemüt existieren wie ich es bin. A propos, wollen wir die Damen telegraphisch herrufen? Es ist jetzt vier Uhr, Zeit zum Diner; wir verlängern auf diese Weise sehr angenehm unser Frühstück und gönnen ihnen auch einen kleinen Teil daran."

Eine Stunde später traten Stefanie und Dita in den Speisesaal. Beide mit frischen Blumen geschmückt, beide in ihrer Art auffallende, elegante Erscheinungen.

„Wer hat denn diese gloriose Idee gehabt?" rief Stefanie schon von weitem, mit raschem, leuchtendem Blick Cedrik streifend.

„Ich, mein Kind! Bitte den Dank an meine Adresse zu richten," erwiderte Theo, dabei Dita prüfend betrachtend, die mit ihrer königlich ruhigen Haltung sich etwas hinter seiner Frau hielt.

„Der Bengel hat keinen Geschmack, nicht für einen Pfennig," war das Resultat dieser stillen Betrachtungen. „Ich sollte nur frei sein — ich! Mir entginge sie nicht, obgleich ihre Sympathie für mich augenscheinlich nicht gewaltig ist."

„Dann, Dita, ist es Ihre Sache zu danken," warf Stefanie rasch über die Schulter ihrer Begleiterin zu. „Theo hat immer nur Aufmerksamkeiten für andere."

„Damit Du siehst, wie unrecht Du mir thust," entgegnete er gut gelaunt, „komm her, der Platz an meiner rechten Seite ist für Dich bestimmt, mag sich die Jugend mit sich selber abfinden."

Sie setzte sich heiter. „Als ob ich mich schon zum Alter rechnen müßte! Was meinen Sie, Cedrik? Ehemänner sind doch immer ungalant."

Ihr lachender Blick streifte ihn, es kam ihr vor, als erwidere er ihn zerstreut. „Um Gott, Theo wird doch nichts mit ihm vorgehabt haben?" dachte sie beunruhigt.

Aber nein, die beiden Vettern waren augenscheinlich im besten Einvernehmen, auch lag es wohl nur an dieser Partie zu vieren, daß sich Cedrik so auffallend mit Dita beschäftigte. Stefanie wünschte im stillen ihren Mann wieder nach Ungarn zurück.

Wieder und immer wieder schweifte ihr Blick zu dem Paar hinüber und saugte sich an dem Gesicht des jungen Offiziers, das ihr das Teuerste auf der Welt war, fest. Woher auf einmal diese geflissentliche Liebenswürdigkeit gegen Dita? Hatte er doch sonst bei ähnlichen Anlässen Gelegenheit gefunden, ihr einen raschen Blick, ein schnelles Wort zu schenken, heute hatte sie das Gefühl, als vermiede er es absichtlich. Sie sah prüfend zu Theo auf. Sollte doch etwa ein Wort — hatte eine flüchtige Bemerkung seinerseits vielleicht genügt, Cedrik vorsichtiger zu machen?

Sie war netter zu ihrem Manne wie seit Jahren, sie neckte sich mit ihm und scherzte; er ging bereitwillig darauf ein.

„Ein liebenswürdiger, bestechender Mensch ist er doch immer noch," dachte sie „ich begreife es, daß man sich in ihn verliebt. Wenn ich ihn nur nicht so sehr genau kennte! Schade — ach, schade!"

„Du siehst hübsch aus, Stefanie," sagte er, während sie mit lachenden Augen zu ihm aufsah, „dies Kleid steht Dir vorzüglich."

„Und Dir die seltene Liebenswürdigkeit. Es ist wirklich schade, Theo, daß wir verheiratet sind, ich dachte es eben."

Währenddessen war Dita das Bouquet bei einem Vorwärtsbeugen aus der Taille gefallen und lag nun am Boden, ein prächtig duftender, ziemlich großer Veilchenstrauß, Cedrik hob ihn auf und behielt ihn eines Atemzugs Länge in der Hand.

„Darf ich zum Lohn daran riechen?"

Sie bejahte lächelnd. Auf ihren Wangen lag warmes Rot, so gut wie heute hatte sie sich lange nicht amüsiert, selbst ihre Augen waren lebhafter wie sonst.

„Wetter, sie ist wirklich hübsch," dachte Cedrik ganz überrascht, als ihn diese tiefen glänzenden Sterne trafen, „ich muß bis jetzt blind gewesen sein."

Und nun roch er nicht an den Blumen, streifte sie statt dessen flüchtig mit den Lippen und bot sie ihr dann wieder. Dita hatte es wohl bemerkt, und nun nahm sie auch noch jener lange, beredte Blick gefangen, in dem Cedrik Meister war. Ihr Herz begann zu klopfen; verwirrt nestelte sie den Strauß wieder fest.

Aber auch Stefanie war der kurze Vorgang nicht entgangen. Sie lehnte sich vornüber an den Tisch und indem sie die Fingerspitzen leicht gegeneinander schlug und ihre Augen in die des Offiziers bohrte, sagte sie mit unruhigem Atemzug: „Ihr habt wohl schon eine lange Sitzung hinter Euch, mes amis."

„Warum?" fragte Theo schnell.

„Weil Cedrik entweder die Freude über seinen Walvater oder der Champagner zu Kopf gestiegen zu sein scheint."

„Aber Stefanie, ich bin vollkommen nüchtern," verteidigte sich der Angegriffene.

Sie schüttelte die Hand gegen ihn. „Es ist ja eine alte Sache, daß es niemand zugesteht, wenn er einen Rausch hat."

„Vielleicht," scherzte Theo, „ist dieser Rausch nur ein idealer."

Sie zuckte die Achseln und schwieg. Die Freude war ihr vergällt. Was fiel denn Cedrik plötzlich ein, Dita so auffallend die Cour zu machen? Und ihr war es nicht möglich, ihn nur mit einem Wort von seinem taktlosen Beginnen zurückzuhalten, obgleich sie nur der Tisch trennte. Unter Umständen eine stärkere Scheidewand wie Meere und Himmel.

In Theo war heute der reine Vergnügungsteufel gefahren. Nach dem Diner schlug er den Besuch des Cirkus vor und niemand widersetzte sich.

„Aber erst etwas frische Luft — nur ein paar Atemzüge," machte er zur Bedingung.

So gingen sie im Dämmer die Straße herab, in der soeben das Licht der Laternen aufflammte. Paarweise, Arm in Arm, Brynkens voran, Cedrik mit Dita hinterher. Stefanies Herz krampfte sich in wilder Eifersucht zusammen, sie ging, fast nur den

Kopf im Nacken, dem folgenden Paar Bemerkungen zuwerfend, die Cedrik beantworten mußte. Theo lächelte vor sich hin. Endlich sagte er:

„Liebes Kind, das ist aber ein höchst unbequemes Gehen auf diese Manier. Sei doch so gut und bequeme Dich mir an. Deine Freundin kommt sicher nicht zu Schaden.“

Sie sah ihm wütend ins Gesicht. „O, ich durchschaue Dich,“ zischte sie dabei.

Er sah freundlich verwundert aus. „Was denn? Wir waren doch einig, der kleinen Krüger etwas Vergnügen für ihr Geld zu gewähren, und da ich Dir die Einnahme ungeschmälert überlasse, mich aber den Ausgaben unterziehe, so hast Du doch wahrhaftig keinen Grund, hier zu tragieren.“

Sie ballte die Hand in dem Muff zur Faust. „O Gott,“ dachte sie verzweiflungsvoll, „das erträgst Du nicht auf die Dauer, wenn das so fortgeht! Die Angst bringt Dich um! Denn Dita — nein, Dita darf ihm nichts werden.“ Aber sie schwieg. —

Mit diesem Tage hatte für Stefanie ein Martyrium begonnen. War es wirklich nur der Zufall, der immer und immer wieder Dita und Cedrik zusammenführte, weil es sie naturgemäß an die Seite ihres Mannes bannte? War es Plan von Theo, ein Aufsuchen von seiten Cedriks? Sie konnte es nicht ergründen, so viel Mühe sie sich auch gab. Infolgedessen wurde ihre Stimmung Dita gegenüber manchmal unerträglich, manchmal von der Klugheit diktiert, desto freundlicher.

Eines Tages als Theo sie wieder bei einem gemeinschaftlichen Ausgang an seine Seite zwang, indem er ihr den Arm reichte, sagte sie zitternd vor Zorn: „Ich finde, wir machen uns nachgerade lächerlich, Theo, so das ideale Ehepaar zu spielen! Widme Du Dich einmal Dita, Cedrik kann mich unterhalten. Dies ewige einander am Arm hängen ist unerträglich.“

Theo lachte. „Ich dächte, wir geben diesen beiden jungen Herrschaften hier ein glänzendes Beispiel,“ meinte er heiter. „Übrigens kannst Du doch nicht glauben, daß das gnädige Fräulein an meiner Gesellschaft so viel Vergnügen findet wie an der meines liebenswürdigen Vetters. Also opfere Dich, gutes Weib, bleibe an meiner Seite, selbst wenn es Dir äußerst langweilig sein sollte.“

Und wahrhaftig, sie mußte sich fügen, es gab gegen Theos Art und Weise nicht leicht ein Auflehnen, wollte man Skandal vermeiden; denn Stefanie allein wußte, wie brutal er im gegebenen Moment, ohne alle Rücksicht auf seine Umgebung, sein konnte, und dies Schauspiel wollte sie doch niemand geben.

Tag für Tag brachte jetzt etwas Neues. Theater, Konzerte, Diners, Soupers folgten sich in buntem Wechsel, aber jedes führte Cedrik an Ditas Seite, und wenn jemals ein Mädchenherz glücklich war, so das ihre in dieser Zeit.

Sie leugnete es sich gar nicht mehr, was sie von Anfang an gewußt, daß dieser Mann ihr gefährlich werden könne, sobald er nur wolle. Daß ihre einzige Rettung vor ihm in seiner gänzlichen Nichtbeachtung ihrer Person bestand, hatte sich jetzt erwiesen. Sie wußte, daß sie ihn liebte. Heiß, innig, in ihrer stillen, intensiven Art, die wenig zu Tage trat, aber dafür desto vollkommener ihr ganzes Herz ausfüllte. Der erste Mann, von dem sie das sagen konnte. So also mußte ihr Messias beschaffen sein! Anfangs staunte sie wohl selbst über sich, dann aber gab sie sich diesem so lange ersehnten, erhofften Gefühl mit all der Hingabe hin, deren ihr ganz unberührtes Herz fähig war.

An die Zukunft dachte sie nicht. Mochte kommen, was da wollte, diese einzig schöne Zeit ihres Lebens konnte ihr nun nichts mehr rauben, und ewig und unveränderlich würde sie im Herzen die Seine bleiben, wenn auch das Leben trennend zwischen sie trat.

Daß niemand ihr Seelenleben genau durchschaute, dankte sie ihrer äußern, sichern Ruhe, obgleich Stefanie instinktiv etwas ahnte, und Theo einmal lachend zu seinem Vetter sagte:

„So wahr ich lebe, old boy, Dita ist bis über die Ohren in Dich verliebt. Du hast doch wirklich mehr Glück wie Verstand. Ich mag noch so fromm wünschen: Herr gieb mir Glück, für das übrige will ich schon selbst sorgen, es bleibt aus, und Dir fällt alles im Schlafe zu.“

Trotzdem war Cedrik nicht ganz behaglich in seiner neuen Situation. Freilich gefiel ihm Dita täglich mehr. Er begriff längst Hans Hennings und Theos Geschmack, aber — Stefanie! Da lag für ihn der wunde Punkt. Er sah ihre bald zornigen, bald flehenden Blicke und verstand sie genau, ihre Unruhe, dies täglich ungeduldigere Ziehen und Zerren an dem Zügel, den ihr Theos stete Anwesenheit anlegte, und er fürchtete bei ihrem Temperament eine endliche Explosion. Die mußte aber um jeden Preis vermieden werden, er wußte nur nicht wie.

Sie hatte ihm geschrieben und ein Rendezvous verlangt, aber was sollte er ihr sagen? Noch war ihm ja seine Bewerbung um Dita nicht Ernst, aber wenn sie nun ein Versprechen von ihm verlangte, wie sollte er diesem Dilemma entschlüpfen? Und auf der anderen Seite Theo! Natürlich hatte Theo vom Standpunkt der Vernunft aus recht, das sah er ja ein . . . Und dann der Rennstall . . . Dieser Wunsch war in der letzten Zeit mit der Möglichkeit seiner Realisierung so gewaltig emporgeschossen, daß er fürchtete, er könnte ihm gar nicht mehr entsagen, und schließlich war es wirklich nicht so gefährlich, Dita und der Rennstall lockten eigentlich mehr wie die Freiheit. Theos Prinzipien von der Ehe waren ja nicht schön, Hans Henning und Berta hätten sie empörend genannt, aber — er lebte danach und fühlte sich sehr zufrieden. Freilich, seine Frau durfte keine Stefanie werden, aber dazu hatte Dita auch keinerlei Anlagen.

Während er eines Vormittags langsam die Friedrichstraße herunterschlenderte, vorsichtig, denn es hatte geglatteist, sah er plötzlich Dita auf der anderen Seite gehen — allein! . . . Schnell war er an ihrer Seite.

„Mein gnädiges Fräulein, welch unerwartetes Glück.“

Sie sah vornehm wie eine Fürstin aus in ihrer einfachen, gediegenen Toilette, und das freute ihn, denn er begann doch immer mehr, sie sich an seine Seite zu denken. Sie reichten sich die Hände und sprachen zusammen, Nichtigkeiten, belanglose Dinge, aber Ton und Blick, in dem sie gesprochen, gaben ihnen einen besonderen Reiz. Dita hatte einige kleine Einkäufe zu machen, Cedrik erwartete sie vor dem Laden stehend und studierte während der Zeit ihr hübsches Profil.

Plötzlich erinnerte sich Dita der Essenszeit im Brynkenschen Haus, die jetzt immer pünktlich innegehalten wurde, seitdem der Herr zurückgekommen war.

„Ich denke, ich nehme eine Droschke," sagte sie, den Damm überschreitend.

Sie hatte zu ihm aufgesehen und nicht acht auf den Weg gegeben, plötzlich glitt sie aus auf dem glatten Asphalt der Straße. Er griff zu und hielt sie fest. Mit Behagen spürte er den vollen, elastischen Körper in seinen Armen, aber als Dita weitergehen wollte, verzog sie ein wenig ihr Gesicht.

„Haben Sie sich wehe gethan?" fragte er besorgt, ihr vorsichtiges Auftreten beobachtend.

„Ja, ein wenig, es wird bald vorüber sein."

„Oder auch nicht. Hier ist eine Droschke, gestatten Sie, daß ich Ihnen hineinhelfe."

Er winkte dem Kutscher. Sie widerstrebte lächelnd seiner allzu eifrigen Fürsorge, dennoch that sie ihr wohl. Nur Menschen, die von Herzen gut sind, vermögen sich so für andere zu bemühen, dachte sie im stillen. O, er war gut, herzensgut, das wußte sie ja schon lange.

Er stand und sah dem Wagen nach als er fortrollte, dann kam ihm plötzlich ein Gedanke. In einen anderen springend, jagte er in rasender Eile zum Thore hinaus.

Als Dita vor ihrer Wohnung ankam, traute sie ihren Augen nicht. Vor der Thür stand Cedrik in seiner leuchtenden Uniform und bot ihr die Hand zum Aussteigen.

„Ja, um des Himmels willen, Herr Baron, wo kommen Sie denn her?" rief sie ganz erschrocken.

„Es ist keine Hexerei, nur ein wenig Geschwindigkeit im Spiel," versicherte er mit strahlenden Augen. „Wenn Ihr Fuß schlimmer wurde, wer sollte Ihnen denn hier beim Aussteigen behilflich sein? Das bedachte ich, fuhr Ihnen auf kürzerem Wege vor und — hier bin ich."

Er drückte warm und innig die Hand, die in der seinen lag, und in Ditas Herz ergoß sich der ganze Strom ihrer Liebe mit elementarer Gewalt, die Sprache versagte ihr, ein feuchter Schimmer stieg in ihre Augen.

„Ich danke Ihnen," flüsterte sie kaum hörbar.

Ihre Erregung teilte sich ihm mit, er drückte die Hand an die Lippen, stumm und wortlos wie sie.

Aus dem Portal trat ein Dienstmädchen und musterte sie neugierig. Wie schnell das ernüchtert!

„Was macht denn der Fuß, Gnädigste?" fragte er sofort, „darf ich Sie führen?"

„Danke, ganz gut, ich glaube, ganz gut. Wollen Sie nicht hinaufkommen?"

„Bedaure, ich muß zum Diner ins Kasino. Empfehlen Sie mich Brynkens, bitte."

Er öffnete ihr die Thür und sie trat ein, dann sprang er wieder in den Wagen und fuhr davon. Sie blieb auf der Treppe stehen und lehnte sich an die Marmorwand des Flures. Nicht des Fußes wegen, der schmerzte nicht, nur um das selige Herzklopfen zu mäßigen, das ihr fast die Brust zu zersprengen drohte.

„Soll ich dem Zufall nun dankbar sein oder grollen, daß er mich eben nicht zu Worte kommen ließ," dachte währenddessen Cedrik, „ich glaube, ich war im besten Zuge eine — Dummheit zu machen? Ja, wär's eine Dummheit? Das bliebe fraglich. Übrigens ist sie süß — so mädchenhaft! Hans Henning und Theo hatten recht." Und in der Freude seines Herzens, ihnen beiden überlegen zu sein, wenn er nur wollte, pfiff er einen lustigen Gassenhauer halblaut vor sich hin.

Droben hatte Stefanie am Fenster gestanden. Sie sah Ditas Wagen vorfahren und dann Cedriks Uniform. Mit einem gewaltigen Ruck riß sie das feine Spitzentuch mitten durch und grub die Zähne stöhnend in die Unterlippe. Aber wenn er jetzt kam, dann wollte sie ihm sagen — alles sagen, was sie auf dem Herzen hatte — ihm seine Grausamkeit und Treulosigkeit entgegenschleudern — alles — alles! Sie war außer sich vor Wut und Schmerz.

Es schellte draußen; sie warf sich in den vergoldeten Bambusstuhl. Gott sei Dank, noch war Theo nicht zu Haus. Dita mußte sich umkleiden, ein paar Minuten blieben ihr, genügend, um über Leben und Tod zu entscheiden. Aber, was war das? Draußen blieb es still — nur Ditas Schritt, der sich entfernte. War sie denn allein gekommen? Sie hatte doch Cedrik gesehen . . .

Lauschend bog Stefanie das Ohr an die Thür, nichts rührte sich nachdem Ditas Schloß eingeschnappt war, und da hielt sie es nicht länger aus, sie stürmte hinüber in das Zimmer des jungen Mädchens, in einer Gemütsverfassung, in der ihr alles gleich war — alles!

Als sie die Thüre aufriß, stand Dita, die sich gerade ihrer schweren Winterkleider entledigt hatte, entblößt vor ihr, sie faßte hastig nach einer Matinée, aber nicht schnell genug, als daß Stefanie nicht doch mit neidischen Blicken die ganze prächtige Schönheit des weißen Nackens, der üppigen Arme prüfen konnte, die sie selber zu ihrem Kummer ängstlich verhüllen mußte.

„Gott sei Dank," dachte sie ergrimmt, „daß ich sie nicht auf einen Ball zu führen brauche, das überlebte ich nicht. Damit wäre dem Faß der Boden ausgestoßen! Wie entsetzlich materiell doch diese Männer sind! Fleisch, nichts als Fleisch, was ihr Blut in Wallung zu setzen vermag! — Erbärmlich!" Laut fragte sie. „War das nicht Cedrik, den ich eben vor unserer Thüre stehen sah? Warum kam er nicht mit hinein?"

Dita wandte sich zur Seite, um ihr Gesicht vor den spürenden, prüfenden Blicken so gut es ging zu verbergen, sie fürchtete, Stefanie möchte ihr die

namenlose Seligkeit, die sie fühlte, von den brennenden Wangen lesen.

„Ja, es war Baron Antlau. Er mußte zum Diner ins Kasino,“ antwortete sie einsilbig.

„Und wie kam er dann gerade hierher? Ich sah Sie doch allein im Wagen sitzen?“ inquirierte Stefanie weiter.

„Ich traf ihn in der Stadt, glitt aus und empfand Schmerzen im Fuß. Trotzdem er mich in eine Droschke brachte, fuhr er mir doch nach, um mir beim Aussteigen behilflich zu sein, für den Fall . . .“

„Das ist ja sehr liebenswürdig, aufopfernd liebenswürdig,“ höhnte Stefanie, außer sich vor Zorn. „Aber wissen Sie, was ich finde, Dita?“ Sie sah sie herausfordernd an, ihr Gesicht war bleich von der unterdrückten Erregung.

„Nun?“ fragte Dita, ruhig, sanft, denn nichts lag ihr in diesem Augenblick ferner, als Zank und Streit.

„Sie kokettieren — Sie kokettieren un—un—unsagbar mit Cedrik.“ Unverschämt hatte sie sagen wollen, hielt das Wort aber doch noch rechtzeitig zurück.

Dita hielt ihre Augen fest auf die Aufgeregte geheftet, ihre Wangen waren erblaßt. Das natürliche Mitteilungsbedürfnis des liebenden Mädchens hätte sie vielleicht zu einer unvorsichtigen Vertraulichkeit gegen die einzige Frau hingerissen, in deren Gesellschaft sie sich täglich befand, aber die offenbare Feindseligkeit, die aus Worten und Ton ihr entgegenklang, hinderten sie daran.

„Ich bin mir dessen nicht bewußt,“ sagte sie abwehrend.

„Bewußt oder nicht,“ fuhr Stefanie zornig auf. „Darum handelt es sich nicht, sondern nur um den Eindruck, den es auf jeden Beobachter macht. Glauben Sie denn, daß nicht auch Cedrik ganz klar sieht? Ich wette, er lächelt oft im stillen über Ihr vergebliches Bemühen, liebe Dita, denn den fängt man nicht so leicht, Kleine, er ist es eben nicht anders gewöhnt, als daß man ihn mit verliebten Augen ansieht und seinetwegen alle Geschütze ins Treffen führt, das stumpft aber allmählich ab und verliert an Reiz.“

„Stefanie!“ rief Dita, mit einem solchen echten Ausdruck schmerzlicher Empörung, daß Frau von Brynken etwas zu sich kam. Selbst aus Ditas Lippen war die letzte Spur von Farbe gewichen, ihre Hand umklammerte bebend die Lehne eines Stuhles. „Großer Gott! Nach dem, was Sie mir eben gesagt haben, kann ich nicht länger in Ihrem Hause bleiben.“

„Bah! Das ist einfach kindisch! Ich als ältere Frau habe nicht allein das Recht, nein, sogar die Pflicht, Ihnen meine ehrliche Meinung zu sagen, zu hindern, daß Sie sich in eine so aussichtslose Liebelei einlassen und Ihren Vetter dadurch entgültig vor den Kopf stoßen. Denn Cedrik denkt nicht daran, Ernst zu machen, und nehmen wir an, er thäte es wirklich — Sie sind ja ein reiches Mädchen — so wäre das kein Glück, sondern ein Unglück für Sie. So tolerant wir heutzutage auch sein mögen, Sie werden es doch stets empfinden, daß Sie nicht zu uns gehören, obgleich Sie ja das fehlende Wörtchen vor Ihrem Namen reichlich mit Gold ersetzen können, aber — das genügt doch nicht immer. Ihnen geht so manches ab, das uns mit der Muttermilch zugeführt ist, dessen Macht und Gewalt sie niemals verstehen noch begreifen werden. Kommen Sie mir nicht mit Bildung — Bildung — recht schön! Aber das, was ich meine, steht auf einem ganz anderen Blatt. Es ist die festgeschlossene, ob bewußt oder unbewußt aufrechterhaltene Theorie des noblesse oblige, das Ihr niemals begreifen werdet, denn bei Euch kommt zuerst der Verstand. Und so wiederhole ich es Ihnen denn nochmals, Dita, Sie würden unglücklich, kreuzunglücklich mit Cedrik werden.“

Dita hatte den ganzen Redestrom ungehemmt über sich ergehen lassen, ja selbst jetzt, wo Stefanie innehielt, schwieg sie noch immer. Ihr war sterbenstraurig zu Mut, als hätte Stefanie mit rauher Hand alle Blumen aus ihrem Leben gerissen.

„Sie sind empfindlich,“ begann diese nach einer kleinen Pause und preßte leidenschaftlich die Handflächen zusammen, „aber Sie thäten besser, meine Worte zu beherzigen. Cedrik ist kein Mann, der lieben kann. Ihn beherrscht immer nur das liebe Ich, oder ein anderer, der gerade kraftvoller ist als er. Seine Haupteigenschaften heißen: Genußsucht, Leichtsinn, Eitelkeit und Wankelmut, oder — mein Gott, so sprechen Sie doch, Dita — haben Sie sich etwa in seinen Affenpinscherscheitel verliebt?“

Sie stand vor Dita, faßte sie am Arm und schüttelte sie, am liebsten hätte sie sie erwürgt. Und Dita hob ein Paar thränenschwere Augen zu ihrer Peinigerin auf, so traurig und gekränkt, daß jede andere mit ihr Mitleid gehabt hätte, nur nicht eine eifersüchtige Frau, die klug genug war, ihre Schönheit zu begreifen und zu würdigen.

Selbst jetzt in ihrer rasenden Erregung dachte Stefanie: „Wie hübsch sie hier geworden ist! Wie unglaublich sie sich verschönt hat!“ Und das trug nicht gerade dazu bei, sie gütiger zu stimmen.

„Lassen Sie uns dies Gespräch abbrechen,“ sagte Dita endlich ruhig, obgleich mit bebender Stimme. „Wenn ich Ihnen wirklich Grund zu all diesen häßlichen Anschauungen gegeben habe, mein Wort darauf, es ist ohne meinen Willen geschehen, aber es hat alles ein Ende, morgen verlasse ich Ihr Haus.“

„Recht wie ein eigensinniges Kind,“ brauste Stefanie auf. „Meinen Sie wirklich, es giebt keinen anderen Ausweg? Zeigen Sie Cedrik, daß Sie seine Liebenswürdigkeiten für das nehmen, was sie sind, für Fadaisen, kleine Münze, zahlbar im Verkehr der guten Gesellschaft; glauben Sie mir, er erwartet es nicht anders. Und dann entschließen Sie sich endgültig zu einer Heirat mit Ihrem Vetter, nachdem Sie den ersehnten kleinen Herzensroman gehabt haben, das ist das Klügste, was sie thun können.“

Dita schwieg noch immer beharrlich, Stefanie ahnte nicht, daß ihr das Herz beinahe brach als sie wieder auf sie zufuhr.

„Dita! Herr des Himmels, sitzen Sie nicht so verstockt da! Glauben Sie, Sie machen mir dadurch weiß, daß Ihnen an Cedrik nichts gelegen ist? Nein,

Kleine, das verfängt nicht bei mir! Ich bin eine Frau, folglich weiß ich ganz genau, wie es um Ihr Herz steht, und ich wette, er weiß es ebenso."

„Hören Sie auf, Stefanie!" schrie Dita in der Qual des Schmerzes, „ich ertrage es nicht mehr."

Sie schlug die Hände einen Augenblick vor das Gesicht und prüfte in wahnsinniger Angst ihr Benehmen, ob es möglich war, daß Cedrik zu demselben Schluß kommen konnte wie diese schreckliche Frau, vor der sie ihr Empfinden immer gewarnt. Hatte sie sich wirklich mit einem Blick, einem Wort verraten? Mein Gott, es gab nur ein Mittel: schleunige Flucht.

„Ich will Ihnen etwas sagen, Dita," begann Stefanie nach einer Pause wieder," sehen Sie die Sache einmal mit den nüchternen Augen eines Unparteiischen an und handeln Sie danach. Da ist ein junges Mädchen, über beide Ohren in einen schönen jungen Mann verliebt, oder wollen Sie das etwa leugnen?" fragte sie herausfordernd. Dita schwieg. „Nun, er treibt also sein Spiel mit ihr, nicht einmal sehr eifrig — zugegeben, aber er hat es eben auch nicht nötig, sie liebt ihn ja schon so. Will sie sich etwa durch ihn kompromittieren lassen? Ist es nicht besser, sie beugt vor und reicht ihre Hand einem geduldig Harrenden, der ihr gerade durch sein Schweigen und Warten den Beweis liefert, wie ernst es ihm ist?"

„Niemals!" sagte Dita sich aufrichtend mit der unbeugsamen Entschlossenheit eines festen Willens. „Einem Glück entsagen, das kann das Leben fordern, gegen seine Überzeugung zu handeln, nicht. Ich werde Tante Auguste noch einmal erklären, daß nie und nie davon die Rede sein kann. Nie!"

„Sie sind eine Närrin, Dita . . ." Stefanie kam nicht weiter, ein leises, diskretes Klopfen an der Thüre störte sie, dann Theos Stimme.

„Wollen sich die Damen gütigst erinnern, daß wir noch nicht gegessen haben? Ich bin unmenschlich hungerig."

„Gleich, gleich!" rief Stefanie ungeduldig, und Dita bat: „Gehen Sie allein, ich kann nicht essen."

„Wollen Sie mir eine Scene machen? Theo ist so wie so immer gleich auf Ihrer Seite, er braucht nicht zu wissen, was wir sprachen."

Es war Dita unmöglich, auch nur einen Bissen zu genießen, stumm saß sie am Tisch und spielte mit Messer und Gabel, stumm blieb auch Stefanie, und so war es ein höchst ungemütliches Essen, zu dem sich die drei zusammengefunden hatten, denn auch Brynken gab bald jeden Versuch zum Sprechen auf.

Nach dem Essen stand Dita allein in Stefanies japanischem Boudoir am Fenster. Sie wäre lieber in ihr Zimmer gegangen und hätte sich satt geweint, aber darin hantierte das Mädchen, so blieb ihr kein Zufluchtsort. Aber auch hier rollten die Thränen leise und unaufhaltsam über ihre Wangen.

Wieder einmal eine Stunde, in der sie die ganze Einsamkeit und Haltlosigkeit ihres Daseins erkannte, wo sie sich verzweifelt nach einem Herzen sehnte, das ihr gehörte. Und das schlimmste war, Stefanies Vorwürfe trafen sie so tief, weil sie wahr waren. Ja, sie liebte Cedrik! Es half nichts, sich dagegen zu wehren. Darin lag nun zwar kein Vorwurf für sie, es war über sie gekommen ohne ihren Willen, ohne ihr Zuthun, aber daß sie nicht die Kraft gehabt, oder vielmehr die Unerfahrenheit, es sich merken zu lassen, das war es, was sie niederdrückte und beschämte. Das Taschentuch selbstvergessen unter das Kinn gedrückt, nichts anderes fühlend als ihre große Scham und große Betrübnis, daß der kurze, schöne Traum nun ein Ende habe, hatte sie nicht gehört, daß Brynken das Zimmer betreten; ihr kam auch nicht die Ahnung einer solchen Möglichkeit, da man um diese Zeit Siesta zu halten pflegte, und die weißen japanischen Ziegenfelle, die den Boden dicht bedeckten, jeden Laut hemmten. Daher fuhr sie erschrocken zusammen als plötzlich Theos harte, eigentümlich accentuierte Stimme an ihr Ohr schlug. Instinktiv fuhr sie mit dem Taschentuch über das Gesicht, ihre Thränen zu trocknen, aber er legte leicht und trotzdem nachdrücklich seine Hand auf ihren Arm; eine magere muskulöse Männerhand, weniger schön als charakteristisch.

„Geben Sie sich keine Mühe, mir's zu verbergen, ich wußte, daß Sie weinten," sagte er ruhig.

Sie schwieg und ballte krampfhaft ihr Taschentuch zum Knäul; von allen Menschen war ihr Brynken in diesem Augenblick der unangenehmste.

„Meine liebe Frau hat Ihnen eine Scene gemacht," fuhr er in demselben Tone fort, „das war unschwer zu erraten. Auch über das Warum bin ich mir ziemlich klar. Ich hoffe aber, Sie sind klug genug, sich nichts daraus zu machen."

Eine Blutwelle schoß in Ditas Gesicht. Hatte Stefanie gesprochen? Hatte er selbst seine Beobachtungen gemacht? Er wußte jedenfalls, was die Ursache war, und diese Erkenntnis brachte sie außer sich.

Mit großen, von Thränen halb verschleierten Augen, aus denen Betrübnis mit aufflammendem Stolz gepaart hervorleuchtete wie verhaltenes Feuer, sah sie ihn an.

„Es bleibt mir nur übrig, Ihnen herzlich für die mir erwiesene Gastfreundschaft zu danken und morgen abzureisen," sagte sie mit Festigkeit.

Er zuckte zurück und sah sie an; der konzentrierte Tierbändigerblick trat wieder in seine Augen.

„Das werden Sie nicht thun — das leide ich einfach nicht." Und dann nach einer Pause: „Also so arg hat sie es Ihnen gemacht? Armes Kind! Aber das soll Sie trotz alledem nicht bestimmen."

„Herr von Brynken," sagte Dita mit Würde, „Sie sind sehr gütig, und ich danke Ihnen dafür, aber es giebt doch Dinge, bei denen allein das Gefühl entscheiden muß. Das meinige heißt mich gehen."

Er ließ nachdenklich den langen Schnurrbart durch die Finger laufen.

„Sind Sie mit der Genugthuung zufrieden, daß meine Frau Sie in aller Form um Verzeihung bittet und selbst die Einladung wiederholt?"

Sie sah ganz erschrocken aus.

„Um Gottes willen, Stefanie würde denken, ich hätte mich beklagt. Thun Sie mir das nicht an,

Herr von Brynken, überhaupt, mischen Sie sich nicht da hinein, das sind Dinge, die wir Frauen allein abzumachen haben." Während sie sprach, hielt sie die Augen auf die Straße gerichtet, dennoch fühlte sie seinen Blick, der an ihr haftete, sie nicht losließ, und sie quälte und ärgerte, wie stets, wenn sie ihm begegnete.

„Ich schätze Ihr Zartgefühl, Gnädigste, es ehrt Sie; aber ich will nicht, daß Sie reisen, ich will es einfach nicht." Er hatte seine Stimme auch nicht um eine Spur erhoben, aber es lag etwas so Zwingendes in der Art und Weise wie er sprach, daß sie fühlte, es sei schwer ihm zu widerstehen.

„Herr von Brynken!" sagte sie bittend und sah ihn flehend an, „hindern Sie mich nicht — ich will — ich muß gehen."

„Nein, Sie müssen nicht!" Er war ihr ganz nahe getreten und legte wieder seine Hand leicht auf ihren Arm. „Es giebt nichts, was Sie dazu veranlassen kann. Ich könnte Ihnen ja sagen, mein Haus ist mir lieber geworden seit ich Sie darin sehe, aber das sind alles dumme Redensarten, die sich für einen Ehemann nicht schicken und mich höchstens das kleine Fünkchen Sympathie kosten, das Sie — vielleicht — für mich empfinden. Wenn ich frei wäre . . . ja, wenn ich frei wäre . . ." er schwieg und sah sie an, es lag etwas Eigentümliches, Magnetisches in den scharfen, hellen, nicht allzu großen Augen, die Dita festhielten, in sich aufsaugten, daß ihr Herz zu klopfen begann; eine Sekunde standen sie sich regungslos gegenüber, als mäße einer die Kräfte des anderen — „dann wäre es eine andere Sache," vollendete er vollkommen ruhig. „Aber haben Sie auch bei Ihrem Plan bedacht, daß mein Vetter dadurch sehr, sehr schmerzlich berührt werden wird?"

Jede Spur von Farbe wich aus Ditas Gesicht, sie antwortete nicht.

„Oder haben Sie gedacht, er könne sich meine Frau als Dolmetscher gewählt haben? Ich glaube es nicht."

„Ich muß fort!" stammelte sie mit ihrer letzten Kraft, „fragen Sie mich nicht warum."

„Hätte ich nur das Recht, Sie zu schützen," begann er wieder, „kein Dorn sollte Sie verletzen, kein Mensch Sie ungestraft kränken! Da ich es aber nicht habe, nie haben werde, und da ich doch für Sie empfinde wie — wie ein Freund — so gönnen Sie mir wenigstens einen gewissen Einfluß auf Ihre Entschließungen, ich meine es gut mit Ihnen, Dita."

Ein Schauer schüttelte sie. Es war ihr alles so peinlich, so unheimlich und die Nervenreaktion der vorangegangenen Erregung machte sich geltend. Ihr Kopf hämmerte zum Zerspringen. Brynken berührte sie nicht mehr, er stand im Gegenteil fast einen Schritt von ihr entfernt, und doch hatte sie das bestimmte Gefühl als suche er sich ihrer zu bemächtigen, als müsse sie ihm widerstehen um jeden Preis.

„Ich bitte Sie, lassen Sie mich," sie faltete ratlos die Hände, Thränen drängten sich aufs neue in ihre Augen und rannen über ihre Wangen. Seine Blicke verschlangen sie fast.

„In fünf Minuten wird Stefanie kommen und Sie um Verzeihung bitten, ich hoffe, Sie sind nicht unversöhnlich," sagte er und verließ in seiner gewohnten lässigen Art das Zimmer.

Betäubt sank Dita in den vergoldeten Bambusstuhl. Was war das? Hatte ihr Brynken nicht eben eine Liebeserklärung gemacht, wenn auch in der denkbar zurückhaltendsten Form? War denn etwas an ihr oder in ihrem Benehmen, das den Männern das Recht gab, sie als leichte Eroberung zu betrachten? Hatte Stefanie mit ihrem Vorwürfen recht?

„O Gott, ich wünschte, ich wäre tot!" dachte Dita verzweifelt und rang die Hände. „Wozu bin ich eigentlich auf der Welt?"

Brynken war inzwischen bei seiner Frau eingetreten. Er fand sie auf der Chaiselongue liegend, mit heißen, offnen Augen zur Decke starrend, ohne ihn zu beachten.

„Bist Du wahnsinnig," fragte er hart, an ihre Seite tretend, „daß Du eine Scene provozierst, die die Krüger veranlaßt, morgen abzureisen? Sofort gehst Du hin und applanierst die Sache; ich habe mich dafür verbürgt, daß Du Dich entschuldigst."

Sie fuhr empor und sah ihn haßerfüllt an. „Gestatte, daß ich Dir die Frage zurückgebe. Bist Du wahnsinnig, dergleichen von mir zu verlangen?"

„Du glaubst wohl, ich weiß den Grund nicht?" lachte er höhnisch. „Deine bodenlose Eifersucht auf Cedrik ist es, die Dich unvorsichtig und unvernünftig macht."

„Und wenn?" fragte sie herausfordernd, nach kurzer Überlegung.

„Dann wirst Du mir, als Deinem Gatten, gestatten, der Angelegenheit etwas näher zu treten."

Sie lachte jetzt auch, schrill, häßlich. „Seit wann hast Du dafür Interesse?"

„Seitdem ich mich doch fragen muß, ob Ihr das Vertrauen, das ich in Euch setzte, auch nicht mißbraucht habt."

Er stand ihr gegenüber, die Hand auf die Plüschplatte des kleinen Tisches gestemmt; sie blickte unruhig in seine kalten, klaren Augen.

„Cedrik wird Dich auslachen." Aber ihre Sicherheit war dahin, etwas Unruhiges, Flackerndes hatte sich ihrer bemächtigt.

„Du weißt ganz genau, daß es Dinge giebt, die man unter Männern nicht mit einem Lachen abthut."

Sie sprang auf. „So willst Du ihn töten? Warum? Warum?"

„Weil er meiner Frau Veranlassung gegeben hat, sich als — hm — als — seine zu enragierte Freundin zu fühlen."

Sie fuhr mit beiden Händen in ihr dunkles Haar und strich es zurück, dabei lachte sie. „Aber Theo, das ist doch alles Unsinn, Du weißt es ja. Ich will Dita für Mr. James behalten, die dumme Courschneiderei von Cedrik alteriert mich, weil sie mir meinen Plan erschwert."

Seine Lippen verzogen sich häßlich, spöttisch, während er den Bart strich.

„Wenn das der Fall ist, wird es Dir nicht schwer werden, die Krüger zum Bleiben zu veranlassen."

Sie warf sich wütend auf die Chaiselongue zurück. „Nein, ich thue es nicht! Ich! Abbitten!"

Er zog die Uhr und legte sie auf den stahlblauen Sammet vor sich, sie tickte aufdringlich.

„Fünf Minuten gebe ich Dir Zeit zum Besinnen," sagte er kaltblütig. „Mir ist es gleich, was Du wählst."

Die Uhr tickte weiter, eilig, eilig, als hinge nicht Tod und Leben von ihr ab. Verzweiflungsvoll sah Stefanie auf den zitternden Sekundenzeiger. Wenn Dita blieb, ein fortgesetzter, marternder Kampf mit dem eigenen Herzen und vielleicht ein Unterliegen; wenn sie ging, die Möglichkeit, den Mann wiederzugewinnen, den sie mehr liebte wie ihr Leben. Aber Theo! Theo! Sie sah in sein unbewegliches, grausames Gesicht . . . Wenn er Ernst machte . . . Noch zwei Minuten . . . noch eine . . . Stefanie biß die Zähne zusammen, daß sie knirschten — sie konnte ihn nicht opfern — sie durfte nicht . . . Gewaltsam sprang sie empor, und ohne ihren Mann anzusehen ging sie aus dem Zimmer.

Der lachte hinter ihr her als er seine Uhr einsteckte. „Dummheit, Dein Name ist Weib!" sagte er vergnügt. „Ich werde mich hüten und mich mit Cedrik überwerfen! Aber es ist vorzüglich, daß ich Stefanie damit gängeln kann."

Ungestüm riß Frau von Brynken die Thüre zu ihrem japanischen Boudoir auf, aber keine sieghafte Gegnerin erwartete sie da wie sie geglaubt. Den Kopf in die Hände gedrückt, ganz zerschmettert lag Dita im Bambusstuhl und schluchzte laut. Das erleichterte Stefanie etwas die schwere Aufgabe. Sie weidete sich an dem Schmerz der Verlassenen, Gekränkten, während sie langsam, langsam auf sie zu ging.

„Dita?" rief sie endlich.

Das Mädchen zog die Hände vom Gesicht und sah in das Antlitz ihrer Peinigerin, ohne ihre Thränen zu verbergen; ihr war alles gleichgültig. Aber Stefanie lachte, lachte heiter und harmlos, während sie sich neben sie auf die Chaiselongue setzte.

„Was für eine Thörin Sie doch sind, ein paar in der Erregung gesprochene Worte so ernst zu nehmen, Dita, und Sie bilden sich ein, Sie sind nicht empfindlich? Aber sehr, sage ich Ihnen. Mein Mann spricht von Ihrer Abreise. Unsinn, Kleine, so weit wollen wir's doch nicht kommen lassen, das wäre ein häßlicher Abschluß einer sonst netten Zeit. Bin ich ein wenig schroff gewesen — meine Nerven sind in der letzten Zeit ganz mechant — es deshalb tragisch zu nehmen, lohnt nicht der Mühe. Theo würde mir ja Ihre Abreise nie verzeihen."

Ungewiß, schwankend in ihren Entschlüssen, blickte Dita auf die Frau, die ihr vor kurzem so wehe gethan, und der sie doch nicht Gleiches mit Gleichem vergelten wollte, für den Fall, daß sie vorher recht empfunden, daß Theo — ihr Gatte, mehr für die Freundin seiner Frau übrig habe, als sie dulden durfte.

„Reden Sie mir nicht zu, Stefanie, lassen Sie mich reisen — Sie ahnen nicht, weshalb ich mehr denn je darauf bringen muß."

Frau von Brynken warf einen schnellen Blick in Ditas verlegenes Gesicht. „Ach, Kleine," sie zuckte die Achseln, „Theo hat gewiß etwas sehr warm seinen Wunsch, Sie hier zu behalten, ausgesprochen, das kann ich mir denken, und nun macht Ihnen Ihr zartes Gewissen Skrupel. Das ist nicht nötig. Aber da kommen wir wieder auf den Punkt, den ich Ihnen überhaupt zum Vorwurf mache, Sie sind zu sentimental, zu schwerfällig in Ihrer Auffassung. Man muß das Leben nehmen wie es ist, leichtsinnig, leichtherzig, etwas anderes lohnt nicht der Mühe. Und ich gebe Ihnen nur nochmals den guten Rat, sehen Sie auch Cedrik mit diesen Augen an. Also, ich darf meinem Mann die Freudenbotschaft bringen, daß Sie bleiben?"

Dita rang die Hände. „Ich weiß es nicht — ach, ich weiß nicht, was ich thun soll."

Ein spöttisches Lächeln kräuselte Stefanies Lippen. „Ich weiß genug," sagte sie, sich erhebend. „Aber Dita, weinen Sie nicht mehr, es entstellt grauenhaft. Ich weine aus diesem Grunde niemals, und schließlich haben Sie ja doch gar keine Ursache dazu. Beherzigen Sie manches, was ich Ihnen gesagt und im übrigen . . . Bah, glauben wir an ein Kismet."

Theo schlug die Portiere zurück und steckte den Kopf hinein. „Ah! Also Frieden geschlossen," sagte er zufrieden, „das erfreut mein Herz unsäglich. Da ich aber doch fürchten muß, die Damen sind heut in einer Stimmung, die es einem normalen Sterblichen unmöglich macht, ihnen auch nur im geringsten anders als lästig zu sein, werde ich mein Zelt im Klub aufschlagen, morgen hoffe ich auf desto helleren Himmel."

„Das Klügste, was er thun konnte," sprach Stefanie, ihrem Gatten nachblickend, „nicht, Dita? Mein Kopf schmerzt ohnehin zum Zerspringen, ich muß Ruhe haben."

„Auch ich möchte mich zurückziehen."

„Bien! Und morgen keine verschwollenen Augen und tragischen Blicke mehr, Kleine, hören Sie? Auf Wiedersehen, ich lege mich gleich zu Bett."

Aber Dita war es allein, die ihren schmerzenden Kopf auf dem weißen Kissen bettete und sich leise, sehnsüchtig in den Schlaf weinte, Stefanie hatte keine Ruhe. Lange lief sie ruhelos in ihrem Zimmer auf und ab, und endlich setzte sie sich hin und schrieb bis spät in die Nacht hinein. Ihre Augen brannten, ihr Kopf glüte, aber stärker als die körperlichen Schmerzen quälte sie die Furcht, Cedrik zu verlieren, den Mann, an den sich alles geklammert hatte, was noch gut in ihr war.

Zehntes Kapitel.

„Meine teure, hochverehrte Freundin!

Diesmal kommen meine Mitteilungen an Sie aus bekümmertem Herzen, doppelt deshalb, weil ich mich nicht ganz unschuldig fühle und doch in allerbestem Ermessen gehandelt habe. Bisher konnte ich Ihnen nur davon schreiben, daß sich Dita nach wie vor jedem meiner Versuche, eine Änderung ihres Entschlusses bezüglich Ihres Herrn Sohnes, eigensinnig wiedersetzt, jetzt ist leider ein anderes Movens hinzugetreten, es will mir scheinen als habe sie ihr Herz verloren. Daß dies gerade in meinem Hause, an einen Vetter meines Mannes geschehen ist, drückt mich Ihnen gegenüber tief nieder, verehrte Frau.

Ihre Wahl ist auf einen Menschen gefallen, dessen Äußeres allerdings besticht, dessen landläufige Liebenswürdigkeit auch achtzehnjährige Herzen entflammen mag, der aber sonst an Gediegenheit des Charakters viel, viel zu wünschen übrig läßt. Ja, ich stehe nicht an, Ihnen zu gestehen, wenn ich eine Tochter hätte, würde ich es nicht wagen, sie ihm anzuvertrauen, seine moralische Qualität würde mir nicht genügen, was mir doppelt im Vergleich zu Ihrem Herrn Sohn in die Augen springt. Er macht ihr den Hof — Sie kennen das ja — er wird auch vielleicht weiter gehen und um sie werben — ich wasche meine Hände in Unschuld — denn Dita ist ein reiches Mädchen. Das allein scheint mir aber seinerseits maßgebend zu sein. Er ist Offizier, zwar wohlhabend, aber diese brauchen zu ihren noblen Passionen immer Geld; es wäre doch schade, käme das ehrwürdige Kapital der alten Firma in leichtsinnige Hände. Mein Vorschlag geht nun dahin, lassen Sie das Testament prüfen, ob sich nicht doch irgend eine Klausel findet, die Dita zu einer Wahl zwingt, die, sowohl was Vernunft als auch Pietät anbelangt, die einzig richtige ist, oder aber, findet sich da nicht der geringste Anhalt, lassen Sie Ihren Herrn Sohn sobald wie möglich herkommen, damit er noch einmal seine Sache vertritt und mit eigenen Augen hört und sieht; vielleicht auch Dita zu einer Abreise bewegt, falls meine Befürchtungen gegründet sind. Das ist alles, was ich noch thun kann; Sie sehen daraus, wie ehrlich ich es meine.

Ihre treu ergebene

Stefanie."

Sie biß die Zähne zusammen, als sie das geschrieben, und ballte die zarte Hand zur Faust.

„Vielleicht werfe ich Euch doch noch einen Stein auf Euren Weg," dachte sie ingrimmig. „Das Wankelmütigste, Erbärmlichste, was die Erde trägt, sind doch die Männer." — —

Zwei Tage später — Cedrik hatte während der Zeit nicht über eine Stunde zu verfügen gehabt, so sehr drängten einander Dienst und Einladungen, und infolgedessen war Ditas und Stefanies Zusammenleben wenigstens äußerlich sehr friedlich verflossen — tönte Frau von Byrnkens schrille Stimme zu einer verhältnismäßig sehr frühen Stunde durch den Korridor hinab. „Dita! Dita!"

Diese saß in ihrem Zimmer, beschäftigt ein losgegangenes Band wieder festzunähen; sie legte Schere und Fingerhut beiseite, um eiligst dem Ruf, der sehr dringlich geklungen, zu folgen. Als Dita die Thür öffnet, bleibt sie erstarrt auf der Schwelle stehen, denn neben Stefanie in ihrem reichgestickten, orientalischen Schlafrock steht niemand anderes als Vetter James, lang, lässig, schmalschultrig, mit dem dünnen blonden Haar und dem impertinenten Gesichtsausdruck, der ihm eigen.

„Guten Tag, Cousine."

Zögernd nur nimmt sie die Hand, die er ihr bietet, und erstaunt sieht sie von einem zum andern.

„Diese Überraschung, Dita, nicht wahr?" sagt Stefanie unbefangen. „Nun, ich hoffe, Mr. James findet Sie nicht zum Nachteil verändert durch den Aufenthalt bei mir. Ein Glück, daß ich gerade heut so früh aufgestanden bin! Und nun werden sich die beiden Verwandten manches zu erzählen haben, ich verschwinde also auf ein Weilchen."

„Nein, bitte, Stefanie — nicht!"

Aber diese ist schon davon, und sie stehen sich allein gegenüber. Langsam geht Dita, da sie sieht, es ist kein Entrinnen möglich, in das Boudoir auf den vergoldeten Bambusstuhl zu und läßt sich darauf nieder; sie lächelt im stillen bei dem Gedanken, daß Stefanie Tante Augustes Pläne durch dies tête-à-tête zu fördern glaubt, und da es doch kein Ausweichen giebt, ist sie zu einem letzten Wort fest entschlossen.

Er sieht sie an, wie sie durch das Zimmer geht. Sie ist noch in ihrem Hauskleid, demselben, das Theo so entzückt hat. Die losen Falten, kaum die Taille markierend, geben ihrer hohen, vollen Gestalt etwas Sinnverwirrendes, Heldenhaftes, zum ersten Mal erscheint sie ihm schön und begehrenswert, denn sie ist verändert. Die grauen Augen tiefer, der Mund weicher, die Haltung vornehmer, selbstbewußter und das kaum wahrnehmbare Lächeln um ihren Mund niederschmetternder als die härtesten Worte. Sonst hat sie wenigstens ihr „Nein" in Erregung ausgesprochen, unter Thränen und Beteurungen, da verließ ihn die Hoffnung noch nicht ganz, heute wird es wirksamer sein und seine Eitelkeit ganz zu Boden treten.

„Was macht Tante Auguste?" fragte sie ruhig kühl, „und was führt Dich so unerwartet her, James?"

„Geschäfte. Und Mutter geht es gut, Dank. Aber sie meint, daß Du nun wohl lange genug hier gewesen sein kannst."

Sie blickt ihn überrascht an. „Wirklich? Du weißt ja am besten den Grund, der mich zwang, Hamburg zu verlassen. Dieser Grund besteht immer noch."

„Und wird noch lange bestehen, Dita, sofern Du ihn nicht selbst aus dem Wege räumst."

Es ist immer noch dasselbe kalte, blasse Gesicht ihr gegenüber, mit den hellen Augen, der feinen, etwas spitzen Nase. Auch im Anzug nicht wesentlich verändert. Überweite Beinkleider, überspitze Schuhe, sackähnlicher Rockschnitt und auffallende Farben.

„Die Antwort darauf habe ich Dir und Tante schon wiederholt gegeben. Wozu wieder von Dingen sprechen, die uns beiden nur unbequem sein können.“

„Du irrst, Dita, mir sind sie nicht unbequem. Dita Krüger gehört in das Haus ihrer Väter, nur da ist sie an ihrem richtigen Platz.“

„Ich fühle mich überall an meinem Platz.“

„Mißverstehe mich nicht. Ich bin überzeugt, daß Du Dich völlig gleichbedeutend mit all diesen Leuten hier fühlst, es auch bist. Wir dürfen auch unsern Stolz haben, sind wir doch eins der alten Patriziergeschlechter Hamburgs. Nur ob sie hier dasselbe denken, das ist die Frage. Die Entscheidung darüber überlasse ich Dir selbst, Du bist ja feinfühlig genug dazu.“

In Ditas Gesicht stieg allmählich tiefe Röte. „Bist Du hergekommen, um mir das zu sagen, James?“

„Nein.“

Sie sah ihn aufmerksam an, es lag kaum verhehlte Erregung in dem kurzen, hervorgestoßenen Wort.

„Laß mich also beim Ende beginnen,“ fuhr er fort und warf einen Blick in den Spiegel, als müsse er sich vergewissern, daß seine Miene auch nicht zuviel verriet. „Ich bin hergekommen, um Dir noch einmal vorzustellen, daß es der letzte Wunsch Deines Vaters gewesen, Dich und mich verbunden zu sehen. Man pflegt in der ganzen Welt solchen Wünschen Rechnung zu tragen. Was mich anbelangt, so bot ich Dir sofort meine Hand, damals ich gestehe es, aus Pietät für den Onkel, für das Bestehende, Du schlugst mich aus. Heute wiederhole ich meinen Antrag zum zweiten Mal, füge aber jetzt hinzu: nicht allein aus Pietät, sondern um Deiner selbst willen, Dita. Meine Werbung mag Dir hölzern und steif klingen, ich habe vielleicht nicht so schöne Worte wie andere, mein Geschäft hat mich nüchtern und überlegend gemacht, aber das, was ich Dir sage, ist vielleicht ehrlicher gemeint als die hochtrabenden Redensarten glänzender Offiziere, die in Dir nur das reiche Mädchen sehen. Erfülle also meinen, meiner Mutter, Deines seligen Vaters Herzenswunsch, werde mein Weib, und kehre als meine Braut nach Hamburg zurück, wo Du hingehörst, denn es ist doch einmal echtes, rechtes Kaufmannsblut in Dir.“

Er sieht sie prüfend an. Sie hält die Augen auf die Stickerei des Fußkissens geheftet und atmet einmal tief auf. Dann sagt sie ruhig:

„Du hättest uns beiden diesen peinlichen Moment ersparen sollen, James. Meine Antwort wird immer dieselbe bleiben: ich kann nicht, denn ich liebe Dich nicht. Ein Leben ohne Liebe ist schrecklich, aber doch immer noch zu ertragen, so lange wir frei sind, an Deiner Seite aber bedeutete es für mich psychischen Tod. Das klingt unhöflich, ist aber nicht so gemeint, und wenn Du nachdenkst, findest Du es sicher auch heraus, weshalb mir die Ehrlichkeit gebietet, so zu sprechen. Ich kann Dir nichts sein als Frau, Du mir nichts als Mann, und doch muß die Ehe nach meinen Begriffen ein vollkommenes Aufgehen ineinander, ein gegenseitiges sich Heben, Dulden und Lieben sein, sonst erscheint sie mir ein Handel, ein unmoralischer dazu, und weder äußere Vorteile, noch auch Pietät für einen Verstorbenen, der mich nicht einmal Liebe gelehrt hat, können imstande sein, mich meinen Gefühlen abtrünnig zu machen.“

„Wie hart Du bist in Deiner Anschauungsweise, und — daß ich es nur sage — Deine Ideen der Ehe sind Utopien; sie verwirklichen sich nie.“

„Dann bleibe ich einsam, sobald ich diese Überzeugung gewinne,“ sagte Dita resigniert, aber fest.

Ihm stieg das Blut in das Gesicht.

„All right! Du bist Dir doch selbst völlig klar, daß das nur Redensarten sind,“ begann er endlich beißend. „Sollte jemand kommen, der Dir gefiele, der es verstände, Dich mit schönen Phrasen zu kirren, Deine Worte würden wohl anders lauten. Ich gebe es Dir noch einmal zu bedenken, daß uns vieles verbindet, obgleich Du es jetzt hochmütig verachtest. Die Firma, die unsern Namen seit hundert Jahren trägt, das alte Haus Deiner Vorfahren, meine Mutter, die Dich erzogen, dieselben Gewohnheiten und Ansichten, dasselbe Blut, dem der Adel solche Macht einräumt . . . Auch verspreche ich Dir, Dich als Gatte nicht allzusehr zu belästigen.“

„Und Du glaubst, daß mir das alles genügt?“ fragte sie leidenschaftlich. „Du meinst, damit sei ein Menschenleben ausgefüllt? Die Natur hat uns Frauen nicht zu einer Ware gemacht, und niemals — hörst Du, James — niemals werde ich mich so erniedrigen. Außerdem — was könnte ich Dir denn sein?“ Sie stützte den Kopf in die Hand, ein schwerer Seufzer hob ihre Brust.

„Genug. — Ich verlange nicht mehr.“

„Aber ich verlange mehr, Du weißt es nun.“

Sie schlug die Augen groß zu ihm auf. Es glühte und flimmerte darin wie von verhaltenen Gluten.

„Nonsens.“ Er sprang auf, schlenkerte ein wenig mit seinen Beinen, damit die weiten Hosen ihren richtigen Chic wiederfanden, und fragte kühl:

„Da Du mich in dieser energischen Weise abweist, Dita, ist wohl die Vermutung nicht unbegründet, Du habest jemand gefunden, der bereit ist, Deine Träume zu verwirklichen?“

„Du hast kein Recht, mich danach zu fragen.“

James pfiff den Jankeedoodle zwischen den Zähnen. Er that das gewohnheitsmäßig, wenn ihn etwas ärgerte und er es wortlos verwinden wollte.

„Natürlich irgend einen vornehmen Nichtsthuer, der Dein Geld braucht, um seine Schulden zu bezahlen,“ nahm er das Gespräch nach einer Pause wieder auf.

„Du irrst, James, es ist niemand da, der nach meinem Gelde oder meiner Person Verlangen trägt.“ Aber sie errötete dabei langsam.

„Hm?“ räusperte er sich scharf. Eine ganze Skala von Zweifel, Hohn und Zorn lag in dem ausdrucksvollen Ton. „Ich will Dir nur noch einen Rat auf Deinen Lebensweg geben, Dita: Sei vorsichtig! Mir bist Du abgeneigt und voll Mißtrauen, aber in den Augen aller dieser Menschen hier bist und bleibst Du doch immer Dita Krüger, die Tochter

des Kaufmanns, des Kaffeehändlers — nichts weiter."

Sie nickte verloren vor sich hin, das wußte sie ganz genau seit ihrer Scene mit Stefanie.

James erhob sich und zog bedächtig seine roten Handschuhe an, ohne einen Blick auf seine Cousine zu werfen, er ärgerte sich.

„So spiele ich nun hier die lächerliche Rolle eines abgewiesenen Freiers," sagte er endlich mit einem spöttischen Blick auf die luxuriöse, farbenfrohe Umgebung, als könne sie etwas für seine Niederlage. „Eins kann man Dir nicht nachsagen, Dita, daß Du nämlich sehr rücksichtsvoll bist. Und nun kann ich ja wohl wieder abreisen."

„Warum sollte mir Deine längere Anwesenheit peinlich sein, wenn Du in mir nur die Cousine sehen willst, James?"

„Wenigstens verabschieden möchte ich mich doch von Frau von Brynken," meinte er zögernd, „das scheint mir Anstandspflicht."

„Ich wiederhole Dir noch einmal, mir ist Dein Bleiben keineswegs unangenehm, im Gegenteil, man wird dann nichts vermuten, nur bitte ich Dich, knüpfe daran keine Hoffnungen."

„Ich bin völlig kuriert," versicherte er ironisch mit einer hochmütigen Verbeugung.

Stefanie trat ein, so apropos, daß ein harmloser Beobachter auf die Idee kommen konnte, sie habe gelauscht.

„Sie wollen gehen, mein lieber Master Krüger? Aber davon kann gar keine Rede sein! Mein Mann würde es mir niemals verzeihen, wenn ich Sie nicht miteinander bekannt machte. Also bitte, ziehen Sie die Handschuhe wieder aus und folgen Sie mir zu einem einfachen Frühstück. Wo wollen Sie denn hin, Dita? Toilette machen? Bitte, bleiben Sie nicht zu lange. — Mein armer Freund," sagte sie im Speisezimmer zu James, als sie ihn zum Sitzen nötigte, „ich brauche nicht zu fragen, wie Ihre Mission verlaufen ist."

Er sah sehr gereizt aus. „Nein, wahrhaftig nicht, gnädige Frau, unter diesen Wunsch muß ich endgültig einen Strich ziehen."

„Das Herz kostet es Sie nicht," entgegnete sie mit einem prüfenden Blick in sein Gesicht.

„Nein, aber es ist nicht angenehm, abgewiesen zu werden."

„Mir dürfen Sie keinen Vorwurf daraus machen," sagte sie bekümmert, „auch Ihre teure Frau Mutter nicht; wenngleich es mich drückt, daß Dita gerade in meinem Hause ihr Herz verloren hat, so konnte das doch überall geschehen, nicht wahr?"

„Wir sind weit entfernt davon, gnädige Frau."

„Sie thäten mir einen großen Gefallen, wenn Sie sich uns heute abend anschlössen, wir wollen ins Opernhaus. Da können Sie dann mit eigenen Augen sehen, ob ich zuviel gesagt — ob ich mich vielleicht getäuscht habe — Baron Antlau wird mit von der Partie sei."

„Ich weiß doch nicht recht . . ." brachte er zögernd heraus.

„Wollen Sie den Eifersüchtigen — den Zerschmetterten spielen?" fragte sie mit einem naiven Lächeln, „ich glaube nicht, daß es sich lohnt. Nein, zeigen Sie Dita, daß sie in Ihnen einen ganzen Mann verschmäht hat."

James sagte zu, und Theo lächelte zufrieden, als er von der Verabredung für den Abend erfuhr.

„Merkwürdig," dachte Stefanie, „ich glaubte, er würde unangenehm werden."

Cedrik wunderte sich nicht wenig über die kühle Art und Weise, in der Dita seine Begrüßung erwiderte. Seit ihrem letzten Zusammentreffen vor dem Brynkenschen Hause hatte er sich in Gedanken viel mit ihr beschäftigt und war schließlich zu dem Resultat gekommen, sie und sich als zusammengehörig anzusehen. Ihn hatte ja nur die Erscheinung des Dienstmädchens an dem bindenden Wort gehindert, und ihr Empfinden für ihn stand deutlich genug auf dem schönen, bewegten Antlitz zu lesen, das sie in jenem Augenblick zu ihm aufhob. Mithin war es nur noch eine Frage der Zeit, und Stefanie mußte sich dann schließlich mit dem fait accompli abfinden. Er war in diesem Punkt grausam, wie es Männer stets gegen Frauen sind, von denen sie sich zwar geliebt wissen, die ihnen aber hinderlich auf dem Wege des Glückes sind, den sie für sich einzuschlagen wünschen. Der Dank für alles das, was ihm Stefanie je gewesen und noch war, erstarb völlig in dem Bewußtsein der Unbequemlichkeit für ihn, die jetzt daraus erwuchs, da er beabsichtigte, um Dita zu werben. Aber schließlich — sie war Frau von Welt, verheiratet, am Ende mußte sie sich doch fügen. Mit den Gefühlen eines Siegers war er heut abend in die Oper geeilt, der zuliebe er einem Ball, einer Dinereinladung und fröhlichem Souper à quatre entsagt hatte, und fand nun Dita so schroff verändert und Mr. James Krüger in ihrer Begleitung, Grund genug, um ihm die Laune zu verderben.

„Was führt denn diesen faden, spitznasigen Halunken aus seinem Kaffeesackheim zu Euch?" fragte er wütend seinen Vetter, „das ist doch eine sonderbare Art, in solcher Weise jemand zu überfallen, scheint mir."

Theo lachte. „I, den Deubel, lieber Junge, so würdest Du nicht reden, wenn Du an seiner Stelle wärst und ahntest, daß Dir jemand eine reiche Cousine vor der Nase abfangen wollte. Ich habe meine gute Frau da in Verdacht, etwas das Prävenire gespielt zu haben; ihr Herz hing ja an diesem Projekt."

„Und sie scheint ihren Schützling bekehrt zu haben," meinte Cedrik, ärgerlich die Lippen beißend. „Wenigstens unterhält sich Dita ganz vorzüglich mit diesem hergeschneiten Herrn Vetter, was sie doch kaum thäte, wenn sie ihm einen Korb gegeben hätte oder geben wollte?"

Brynken zuckte die Achseln. „Du hast auch unsinnig lange Zeit zum Besinnen gebraucht."

In der That bestand Ditas ganze Unterhaltung mit James in der Beantwortung einer direkt an sie gerichteten Frage, denn ihr war es ebenso peinlich, mit dem abgewiesenen Freier zu sprechen, aber sie hatte Furcht, Cedriks Blicken zu begegnen, jenen

bittenden, zornigen, werbenden Blicken, die ihr beim ersten Mal das Blut in die Wangen getrieben, und nun ihr Herz in beständig höherem Klopfen erhielten, obgleich sie entschlossen war, ihm durch ihr jetziges, ferneres Verhalten keinen Grund zu geben, sie etwa für kokett zu halten.

Als die Oper begann, sicherte sich Cedrik den Platz hinter Dita. So sehr er einesteils empört war über ihre geflissentliche Nichtbeachtung, so reizte ihn dies Spiel andererseits doch auch wieder. Daß er nur im Ernst die Hand nach ihr auszustrecken brauchte, um sie sich zu gewinnen, glaubte er seit ihrer letzten Begegnung ganz bestimmt. Während der Ouvertüre beugte er sich zu ihr herab. „Darf ich Sie auch einmal gelegentlich an meine Gegenwart erinnern, gnädigstes Fräulein?“ fragte er halblaut.

Sie sah flüchtig an ihm vorüber. „Wir haben uns ja schon vorhin begrüßt.“

„Ja; aber so kühl, so förmlich! Warum?“

Sie schwieg und blickte auf ihre Armbänder herab.

„Ich hatte mir unser Begegnen anders gedacht.“

Wieder Schweigen.

„Ich hatte mich darauf gefreut und so manches auf dem Herzen, das mir kaum Ruhe ließ bis heute.“

Immer noch kein Wort.

„Womit habe ich mir denn Ihr Mißfallen zugezogen? Sind Sie mir böse?“

Sie schüttelte leicht den Kopf, aber immer noch ohne ihn anzusehen, ohne zu sprechen.

„Aber aus welchem Grunde sind Sie denn heute so anders wie sonst? Ist etwa der Herr Vetter . . .“

„Stille doch, Cedrik! Welch eine Ungezogenheit, während der Aufführung Konversation zu machen und andere zu stören!“ rief Stefanie scharf. „Lassen Sie das doch bis nachher.“

Ihre Augen trafen ihn, ein wahres Feuerwerk von Zorn sprühte ihm daraus entgegen.

„Teufel,“ sagte er sich betroffen. Und dann kam er der Wahrheit sehr nahe, indem er dachte, daß Stefanie vielleicht in derselben liebenswürdigen Art mit Dita gesprochen und ihn zum Gegenstand ihrer Erörterungen gemacht haben könne. Ein plötzlicher Schreck durchfuhr ihn. Nein! das durfte nicht sein — das konnte selbst diese Frau nicht . . . Ein heftiger Ärger gegen sie sprang in ihm auf, nahm ihm allen Dank, alles Mitleiden und beherrschte ihn ganz.

„Wenn sie mir auch wirklich einen Prügel zwischen die Beine wirft, weil sie Dita im Hause hat,“ dachte er erzürnt, „immer soll es ihr doch nicht gelingen! Was klammert sie sich so an mich? Sollte sie nicht froh sein, ein Ende zu machen? Immer kann ich doch nicht an ihrer Schleppe hängen.“

Er nagte sich die Lippen und sah so wütend und gekränkt aus, daß sich Ditas Herz in freudigem Schreck zusammenzog, als sie einen flüchtigen Blick in sein Gesicht warf. Daß ihm ihre geflissentliche Nichtbeachtung so nahe gehen würde, hätte sie doch nicht gedacht.

Im Zwischenakt, als sie ihre Loge verließen, machte er noch einmal den Versuch, sich Dita zu nähern. Wie gerne hätte sie offen mit ihm gesprochen, ihm gesagt, daß nur Stefanies böse Worte sie so unsicher gemacht, aber das ging nicht an, Frau von Brynken befand sich stets an ihrer Seite.

„Es geht Ihnen doch gut?“ fragte er, sich in der zärtlich besorgten Art zu ihr beugend, die ihm so leicht das Herz der Frauen gewann. „Ihr Fuß hat sich nachher doch nicht verschlimmert? Es kommt mir vor, als sehen Sie blaß und abgespannt aus.“

Sie blickte schüchtern und errötend zu ihm auf. Diese scheue Mädchenhaftigkeit kleidete sie entzückend.

„Nein, danke, ganz und gar nicht.“

„Kommen Sie fort, Dita, es zieht hier abscheulich,“ rief Stefanie, ihren Arm ergreifend, „lassen Sie diesen Allerweltscourmacher hier stehen und opfern Sie ihm nicht Ihre Gesundheit.“

„Hier zieht es?“ wiederholte Cedrik ungläubig.

„Jawohl, es zieht. Wenn Sie es nicht empfinden, so sind Sie eben dickhäutiger wie wir,“ gab sie ihm ungezogen zurück.

„Gnädigste Cousine, möchten Sie Ihre Ungnade nicht an einem würdigeren Gegenstand auslassen als es meine Wenigkeit ist?“ fragte er, durch ihren Ton in Gegenwart des Fremden geärgert. „Ich eile, um Theo zu finden, der zweifellos das erste Anrecht darauf hat.“

Sie lachte boshaft hinter ihm her, es war ihr gerade recht, daß er wütend war, er hatte nicht allein das Privilegium, andere zu ärgern, und daß sie ihn mit ihren Unliebenswürdigkeiten von Ditas Seite verjagte, war ihr auch erwünscht.

Befriedigt wandte sie sich an James, ohne sich weiter um Dita zu kümmern, die langsam hinter dem Paar herging.

Auf einmal tauchte Brynken an ihrer Seite auf.

„Was haben Sie denn nur mit meinem armen Vetter gemacht, gnädiges Fräulein? Eben ist er so rabiat an mir vorübergestürzt, daß er mich gar nicht sah, die Wut stand ihm aber deutlich an der Stirn.“

„Ich? Nichts! Da müssen Sie besser Stefanie fragen.“

Sie lächelte ein wenig, aus Höflichkeit für den Gatten, obgleich sie das Benehmen der Brynken auch entrüstet hatte.

Brynken blieb ernst, langsam zog er den langen Schnurrbart durch die Finger.

„Da sieht ein Unparteiischer nun schärfer. Stefanies mögliche Ungezogenheiten hätte er lachend abgefertigt, wenn ihn nicht etwas anderes, tiefergehendes vorher verstimmt hätte, das war Ihr kalter Gruß. Haben Sie irgend welche Ursache, ihn schlecht zu behandeln?“

„Nicht im geringsten. Das ist ein Irrtum,“ sagte sie verlegen.

„Ich glaube doch an die Nachwehen jenes Disputs damals mit meiner Frau. Aber gestatten Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß das eine große Ungerechtigkeit ist. Man soll niemals wissentlich ungerecht sein, gnädiges Fräulein.“

Sie schüttelte leicht den Kopf. „Ich glaube, Sie sehen da mehr als selbst Baron Antlau.“

„Hm,“ brummte er. Aber er sah aus Ditas Gesicht, daß sie beunruhigt war und ihr Gewissen

sich mit dem Herzen verbunden hatte, mehr wollte er nicht.

„Wie gefällt Ihnen Ihr Nebenbuhler?“ fragte Stefanie inzwischen spöttisch ihren Begleiter.

Er zuckte die Achseln. „Einer von denen, die die Welt zu beherrschen glauben,“ sagte er etwas geringschätzig, dann in Gedanken setzte er hinzu: „und dabei ein Weiberknecht — zweifellos.“

Sie sah erstaunt zu ihm auf. „Das ist ja ein phänomenales Kompliment, sofern Sie es im Ernst meinen,“ setzte sie hinzu.

„Gewiß meine ich es im Ernst. Diese Herren mit ihren leuchtenden Farben, blitzenden Knöpfen und der gewohnheitsmäßigen Miene des Siegers, sind vom Staat, von der Gewöhnung der Massen einmal an den ersten Platz gestellt, gleichviel, ob sie ihn verdienen; uns anderen bleibt nichts anderes übrig, als uns dem Unabänderlichen zu beugen.“

„Sie lieben das Militär nicht?“

„Aus Naturnotwendigkeit nicht, gnädige Frau.“

„Aber —“ begann sie zögernd, „wenn nun Dita wirklich Ernst machte, würden Sie etwa dann ja sagen?“

„Ich bin ihr Vormund nicht,“ entgegnete er mit der Miene eines Mannes, der endgültig mit einem Plane gebrochen, „und meine Meinung hätte keinen Belang. Mag sie es immerhin mit einem dieser breitspurig auftretenden Vertreter des bevorzugteren Standes in Deutschland versuchen, die Dornen darin wird sie selbst am besten finden. Übrigens gestehe ich Ihnen gern, daß dieses Exemplar hier wenigstens viele äußerliche Vorzüge besitzt.“

Jetzt war es ihre Miene, die spöttisch wurde. „Sehr gütig, daß Sie das anerkennen! Er ist aus dem edelsten Blut, gehört einem der vornehmsten Regimenter an — ja, ja, mein lieber Mr. James, da wir einmal in Deutschland leben, ist Dita trotz ihres Reichtums für ihn eine Mesalliance.“

„Meine Sorge!“ sagte er wegwerfend. „Übrigens wir aus dem freien Amerika haben darin auch unsere eigenen Anschauungen. Dies knechtische, deutsche Sichbeugen kennen wir nicht. Selbst ist der Mann.“

„Ganz gut, ganz gut,“ wehrte sie gereizt, „aber Sie sprechen zu einer Aristokratin, die nichts von Ihrem freien Amerika wissen will. Doch wenn Sie selbst endgültig die Flinte ins Korn werfen, kann mir ja jede Nebenbuhlerschaft um Dita recht sein.“

Er verbeugte sich stumm. Nach einer kleinen Weile sagte er: „Gnädigste Frau, ich habe Sie für freieren Geistes gehalten.“

Unwillig krauste sie die Stirn. „Nein; ich bin gar nicht frei, in diesem Punkt nicht! Etwas muß der Mensch haben, an das er sein Herz hängt, ein Heiligtum in seinem Leben. Mir sind es Tradition, Name, Stellung. Und wenn mir das Leben einmal alles nehmen sollte, wenn ich elend zu Grunde ginge, das Bewußtsein, zu den Bevorzugteren des Landes gehört zu haben, das kann mir doch niemand rauben.“

Er sah sie mit seinen hellen, kühlen Augen, die etwas fischähnlich Feuchtes hatten, erstaunt an, ahnungslos, daß dies die einzige Stelle im Herzen der Frau war, die sie sich rein erhielt, um in der Verzweiflung doch nach etwas greifen zu können, was sich nicht als Zunder und Plunder erwies, sobald sie es prüfte.

Cedrik von Antlau war inzwischen zu zwei Kameraden getreten, die die Loge ihnen gegenüber inne hatten, lebhaft stürzte der jüngere, Graf Gerlach, auf ihn zu.

„Wer ist das schöne Mädchen drüben, Antlau?“

„Fräulein Krüger,“ antwortete er lakonisch.

„Ewig schade, daß sie bei Brynkens ist. Da muß man sich doch besinnen, ehe man sich vorstellen läßt . . . Sie wissen, ich kann Brynken nicht leiden . . .“ entschuldigte er sich quasi gegen den Kameraden.

Cedrik lachte gereizt. „An Ihnen, mein lieber Gerlach, scheitert die Sache weniger als an mir, Sie würden am Ende selbst Theo mit in den Kauf nehmen, wenn Sie hören, daß diese junge Dame eine halbe Million ihr eigen nennt.“

Graf Gerlach kniff sein Monocle ein. „Verstehe, verstehe, Sie sind in der Vorhand. Na, da gratuliere ich Ihnen übrigens aufrichtig. Ein Prachtmädel, wert, daß man sich auch ohne ihre halbe Million den Hals um sie bricht, wahrhaftig, wunderhübsch, vornehm, ganz mein Geschmack.“

Cedrik wehrte lachend mit der Hand. „Zu früh, viel zu früh, lieber Gerlach! Ich setze in meine Qualifikation als Ehemann sehr wenig Vertrauen.“

„Pah! Um die lohnte es sich schon, solid zu werden!“

Und das war ein Mensch, den seine Kameraden als den stets Regierenden in Bezug auf Frauen kannten und fürchteten! Manches Liebesglück hatte er schon gleichmütig zertreten, manch Mädchenherz verdankte ihm und seinem scharfen Mund eine zerstörte Illusion.

Diese Anerkennung hatte noch gefehlt, um Cedrik auch des letzten Zweifels zu entheben; mit der unerschütterlichen Absicht, womöglich noch heute das letzte Wort zu sprechen, kam er in die Loge zurück. „Und,“ dachte er mit einem gewissen Gefühl des Trotzes, „selbst Stefanie soll mich nicht daran verhindern.“

Aber nicht Stefanie allein erwies sich seinem Vorhaben ungünstig, sondern die ganze Situation war nicht dazu angethan, selbst als man nachher noch ein gemeinsames Souper einnahm, fühlte sich Cedrik doch keinen Augenblick unbeobachtet, und Dita war bedrückt, die Anwesenheit des Fremden hatte zweifellos eine gewisse Langeweile im Gefolge. Erst beim Aufbrechen gelang es Cedrik, einen unbewachten Augenblick zu erspähen; das war als er Dita den großen hellen Pelzmantel umlegte. Da beugte er sein Gesicht tief zu dem ihrigen herab und flüsterte halblaut, ganz erregt von der langen Pein:

„Geben Sie mir nur eine Stunde — eine einzige Stunde, in der ich Sie allein sprechen kann, Dita, liebe Dita.“

„Es ist unmöglich,“ stammelte sie erschrocken.

„Unmöglich? Wenn ich mit dem Einsatz meines ganzen Lebens darum bitte? Wenn Sie mich lieb haben — und ich hoffe es sehr — dann, Dita, dürfen

Sie's mir nicht abschlagen. Seien Sie morgen mittag um zwei Uhr im Tiergarten, am Goethedenkmal."

Sein heißer Atem streifte ihre Wange, ihren Nacken, seine Hände lagen an ihren Schultern — schwer wie Blei — wie eine gewaltige Last, die sie fast zu Boden drückte. Es konnte nur die Erregung sein, die ihr dies Gefühl physischer Schwere verursachte, denn in Wahrheit stützte sich Cedrik nicht auf sie, aber zugleich mit diesem zu Boden drückenden Gewicht war eine Seligkeit in Ditas Herzen erwacht, so gewaltig, so himmelhoch jauchzend, daß sie bereit gewesen wäre, dafür freudig alles zu ertragen. Was galten ihr jetzt noch Stefanies Vorwürfe! Er liebte sie, er wollte es ihr sagen — ihr blieb nur noch eins — die Arme zu öffnen und zu sagen: „Ich bin Dein — nimm mich hin — für die Ewigkeit — mache mit mir, was Du willst . . ."

Aber noch sagte sie es nicht, sie zitterte nur, und er fühlte ihr Zittern.

„Dita!" flüsterte er noch einmal, und zu seiner Ehre sei es gesagt, daß ihm in diesem Augenblick nicht mehr bewußt die Vision ihrer Gelder und des ersehnten Rennstalles vorschwebte, er liebte sie wirklich, dies warme, lebenatmende Geschöpf, das er halb im Arme hielt, mit dem rasenden Wunsch, sie an seine Brust zu pressen und mit Küssen zu ersticken, freilich in seiner Art, aber mehr vermochte er nicht zu geben.

„Stefanie läßt mich nicht mehr allein ausgehen," flüsterte sie mit stockendem Atem, vergeblich bemüht, mit den bebenden Händen den Mantelhaken zu schließen.

Er murmelte einen Fluch zwischen den Zähnen, dann kam ihm plötzlich ein Gedanke. „Thun Sie alles, was Ihnen Theo rät," raunte er ihr noch zu, dann schlossen sie sich unter Stefanies mißtrauischen Blicken den andern an.

Brynken hatte genug gesehen, und stets imstande, den Augenblick richtig zu erfassen, sagte er rasch:

„Wollen wir alle morgen zusammen essen? Cedrik, hast Du Zeit? Desto besser, dann um drei Uhr bei Müller, wir erwarten einander vor der Thür. Sie schließen sich doch auch an, Herr Krüger?"

„Bedaure sehr, ich will den Morgenzug nach Hamburg nehmen. Geschäfte, Herr von Brynken."

„O, das bedauere ich auch sehr," entgegnete Brynken höflich, recht froh, daß er diesen Menschen los wurde, den er eingebildet, formlos und fade fand.

James Krüger verabschiedete sich äußerst kühl von seiner Cousine, sie merkte es nicht, ihr war als trügen sie Wolken, und ihre Augen glänzten wie Sterne. Beim Abfahren beugte sich Theo noch einmal aus dem Wagen.

„Sei pünktlich, Cedrik, lieber etwas früher," rief er ihm noch zu. „Ich schicke Dir die Damen, wenn ich selbst auch etwas später kommen sollte, auf den Augenblick."

Am nächsten Morgen, nach einer schlaflosen, in Glück und Liebe durchwachten Nacht, die Ditas Zügen etwas Verklärtes aufgedrückt hatte, war sie sehr erstaunt, von Brynken die Bemerkung zu hören, sie sehe blaß und abgespannt aus.

„Wenn es für uns nicht ein so großer Verlust wäre," sagte er, zwischen zwei Bissen einer Kotelette, die er sich jeden Morgen zum Frühstück auftischen ließ, „würde ich Ihnen den Rat geben, gnädiges Fräulein, etwas zu ruhen und unser Diner nicht mitzumachen. Sie sehen mir ganz nach Migräne aus. Nicht wahr, Stefanie," wandte er sich an seine eben eintretende Frau, „Fräulein Dita hat Kopfschmerzen, man sieht es ihr an, und ich finde zu meinem großen Bedauern keinen Widerspruch, wenn sie uns nachher nicht zu Müller begleiten will."

Stefanie strich leicht mit der Hand über die Stirn des jungen Mädchens. „Wahrhaftig, Kleine, Sie fiebern, Ihr Kopf glüht. Natürlich müssen Sie zu Hause bleiben."

Dita war im stillen erstaunt, augenscheinlich wollte sie das Ehepaar nicht mithaben, und da ja keins von ihnen wußte, was zwischen ihr und Cedrik gestern abend noch geschehen, so hatte sie keinen Grund, auch nur mit einem Wort gegen ihr Zuhausebleiben zu revoltieren, so leid es ihr that! O, wie leid that es ihr! Schon der Gedanke, Cedrik wiederzusehen, seine Stimme zu hören, seine Augen auf sich gerichtet zu wissen, hatte sie während der ganzen Nacht in einen Rausch versetzt, und nun dem entsagen zu sollen . . . Unruhig bröckelte sie an ihrem Weißbrot, nach Worten suchend, um doch ihr Mitgehen zu ermöglichen, aber sie fand nichts. Noch hatte sie ja kein Anrecht an Cedrik, noch mußte sie sich schweigend fügen. Mit einem Seufzer that sie es — die Erinnerung an gestern konnte ihr niemand mehr rauben, die behielt sie auch in der Einsamkeit des heutigen Nachmittags, daran würde sie denken, zehren, und sich unausgesetzt wiederholen, wie glücklich — wie namenlos glücklich sie sei.

Brynken war längst fort. Nun kam auch Stefanie hinein, sehr elegant und sehr eilig. Sie drückte Dita in den Sessel nieder, aus dem sie sich erheben wollte, und sagte mit strahlendem Gesicht: „Flink gesund werden, Kleine, Sie sehen, was beim Kranksein herauskommt, Einsamkeit und Langeweile."

Damit war sie zur Thür hinaus, und Dita sah mit Erstaunen, daß die Uhr auf dem Kamin erst ein Viertel nach zwei zeigte. Sonst pflegte Stefanie doch niemals so übertrieben pünktlich zu sein.

Aber weiter hatte sie auch keinen Arg, nichts in der Welt war ihr mehr eines Gedankens wert, als Cedrik. Er liebte sie! O, wie wollte sie ihm das danken ihr Leben lang! Also war die Liebe, die sie erträumt, doch kein Märchen gewesen, nur in Wirklichkeit noch tausend- und tausendmal schöner als im Traum.

Sie verschränkte die vollen Arme über den Kopf und blieb regungslos sitzen. Draußen zogen kleine helle Wolken hoch über den Himmel und gaben ihm etwas Frühlingsähnliches, drinnen jauchzte ein einsames Herz der Zukunft, dem Glück, der Liebe entgegen. —

(Fortsetzung folgt.)



Haus Dodendorf.

Roman
von
A. Marby.

(Schluß.)

„Das Grab glaube ich zu kennen, es fällt sofort auf durch seinen sorgfältig gepflegten Blumenschmuck. Richtig!“ nickte sie nach leichtem Sinnen vor sich hin: „‚Lieutenant Kurt Baron von Arnsfeld‘ lautet die goldene Schrift auf der dunklen Granitplatte. Ihr Vater wurde Ihnen früh entrissen?“

„Zu früh!“

„Ach, ich kenne den Schmerz! Schloß Dodendorf,“ forschte Pauline mit warmer Teilnahme weiter, „ist Ihnen also wohl kein unbekannter Ort?“

„Eigentlich doch! Ich war ein kleiner Junge, im Anfang des dritten Jahres, als ich zuletzt dort weilte. Die einzige Erinnerung, die in meinem Gedächtnis haften geblieben, ist trauriger Art! Damals empfand ich dies freilich nicht, im Gegenteil bereitete mir der Anblick meines toten Vaters, der in glänzender Uniform und reichem Blumenschmuck, überstrahlt von Kerzenlicht, im Sarge lag, eine kindische Freude! Nur konnte ich nicht begreifen, warum er so fest schlief und gar nicht aufwachen wollte, seine eigene Herrlichkeit zu schauen! — Dann erblicke ich mich am offenen Grabe auf dem Arme meiner Wärterin; weil sie und das ganze Trauergefolge weint, weine ich mit, aber bald darauf spiele ich wieder vergnügt mit den welken Blumen, welche im Paradesaale auf dem Fußboden liegen, bis irgend jemand mich aufhebt und in ein Zimmer trägt, wo viele schwarz gekleidete Damen versammelt sind. Nun wandere ich von einem Arme auf den anderen, werde mit Liebkosungen und Süßigkeiten überhäuft, bis es mir Undankbarem schließlich zu viel wird! Schluchzend verlange ich nach meiner Mama! Sie hört mich nicht, ist jäh erkrankt, wie schwer — wie sehr schwer krank — sollte mir erst viel später zu klarem Bewußtsein kommen.“

Achim schwieg, strich mit seiner Hand über Stirn und Augen und nahm dann in verändertem Tone von neuem das Wort:

„Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, daß ich Sie mit interesselosen Dingen unterhalte, statt nach dem Allernächstliegenden zu fragen: Gefällt es Ihnen in Deutschland, im besonderen in Schloß Dodendorf? Lassen Sie mich nicht fürchten, daß nagendes Heimweh Ihre Augen mit Thränen füllt?“

Pauline schüttelte verneinend den Kopf.

„Ihre Erzählung,“ gestand sie offen, „hatte mich ergriffen. Heimweh — ach!“ sie seufzte leise, „nach lauter Gräbern?! Freilich, der gute Pastor und meine Lizzie! Aber auch die Großeltern meinen es gut, sehr gut, und im Schlosse erinnern viele teure Andenken an Papas Kindheit und Jugend! Aber,“ sie erhob sich plötzlich, „nun muß ich fort.“

„Schon?“ bedauerte Arnsfeld. Er hatte vorhin die Hand der jungen Dame ergriffen und, dankbar für ihre warme Teilnahme an seinen Erinnerungen, mit seinen Lippen berührt. Noch ruhten die schlanken, kühlen Finger in seiner Rechten, erst als er, zugleich mit Pauline sich erhebend, mit besonderem Nachdruck seine Frage wiederholte: „Wirklich schon, Fräulein von Dodendorf?“ entzog sie ihm ihre Hand, streifte langsam den Handschuh über und sagte:

„Ich fürchte, Großmama wird schelten, wenn sie hört, wie weit ich meinen heutigen Morgenritt ausgedehnt habe.“ — Beide waren inzwischen am Fuße des Hügels angelangt. Als Fräulein von Dodendorf vom Pferde herab Arnsfeld zum letzten Male die Hand reichte und dabei fragte: „Darf ich meinen Großeltern Ihren Besuch auf Schloß Dodendorf für nahe bevorstehend ankündigen, Herr Professor?“ lag ein liebliches Lächeln um ihren kleinen Mund; aus den großen seelenvollen Augen traf ihn ein schüchtern bittender Blick, der aufs wirksamste ihre freundliche Aufforderung unterstützte.

„Bitte darum, gnädiges Fräulein; ich hoffe in allernächster Zeit die Ehre zu haben,“ beeilte sich Achim zu versichern.

Noch ein gegenseitiger Gruß, dann sprengte die anmutige Reiterin in schlankem Trab davon, ohne sich nur einmal nach Arnsfeld umzuschauen, dessen Blick ihr unverwandt folgte, bis eine Wegbiegung sie seinen Augen entzog.

VI.

Als Achim ins Haus trat, fand er Renata und Doktor Levin seiner bereits am Frühstückstische harrend vor.

„Verzeiht, wenn ich Euch warten ließ,“ bat er, beide herzlich begrüßend.

Der frische Klang in seiner Stimme, sowie seine ungewöhnlich belebten Mienen fielen der Baronesse auf.

„Dir ist auf Deinem Morgenspaziergange Angenehmes begegnet, Achim?“ forschte sie freundlich.

„Sicher lief Dir nicht zuerst eine Katze über den Weg? Möchte eher auf eine holde Waldfee raten!“ scherzte Doktor Levin.

„Wie scharfsinnig Ihr seid! Ich hatte in der That eine Erscheinung, doch ohne überirdische Attribute. Trotzdem war ich im ersten Augenblick geneigt, an eine Vision zu glauben!“

„Nun?“ fragten Renata und der alte Arzt wie aus einem Munde, als Achim, die Spannung zu erhöhen, schwieg.

Er lachte. „Freilich, erraten werdet Ihr es nicht! Also hört: Ich sitze auf der ‚Tannenhöhe‘; in der Ferne bemerke ich eine Dame zu Pferde — sie kommt langsam näher, plötzlich erkenne ich in der Reiterin meine Unbekannte vom ‚Adler‘, die junge, mutige amerikanische Miß, von der ich Euch erzählt —“

„Dodenhorfs Enkelin!?“ unterbricht ihn plötzlich Renata im höchsten Erstaunen.

„Ja, aber, Tante Renata,“ der kluge Arzt schaut verdutzt in ihre gespannt fragenden Augen, „woher weißt Du das?“

„Eine blitzschnelle Gedankenverbindung, Achim, und, wie Deine Worte zu bestätigen scheinen, eine folgerichtige! Wir wären,“ fügte die Baronesse hinzu, „längst darauf verfallen, hättest Du und die junge Amerikanerin mit Euren Namen nicht gleichsam Versteckens gespielt.“

„Ohne Absicht,“ rief Achim lebhaft. „Die furchtbare Gefahr, in der man stetig auf dem lecken Schiffe schwebte, nicht wissend, ob man in der nächsten Stunde noch am Leben, die Aufregung, welche den Ruhigsten beherrschte, lockerte die gesellschaftliche verbindliche Form! Stand, Namen waren Außendinge, wonach niemand fragte! Um so wunderbarer, meine ich, ist diese ungeahnte Begegnung!“

„Eigentlich mehr überraschend als wunderbar,“ sagte die schnell kombinierende Tante Renata, „denn da die junge Dame bei ihren Großeltern auf Schloß Dodenhorf lebt, wäret Ihr früher oder später doch mal zusammengetroffen.“

„Sind wir den Dodenhorfern nicht endlich unsern Besuch schuldig, Tante Renata?“ fragte Achim nach kurzer Pause, scheinbar gleichgültig in seiner Kaffeetasse rührend.

„Aber, bester Achim, Du hast ja Deiner Pflicht bereits genügt!“

„Ja, denkt nur, die Herrschaften wissen davon nichts! Wie ich den Worten der jungen Dame entnahm, werden wir täglich in Dodenhorf erwartet.“

„Da Sie ja doch den Besuch beabsichtigen, liebe Renata,“ kam ihrer Antwort Doktor Levin zuvor, „sollten Sie ihn nun auch nicht länger hinausschieben! Mein Rat, ich will es offen bekennen, entspringt,“ der alte Herr lächelte harmlos, „einem eigensüchtigen Interesse, denn ich bin wirklich neugierig, Achims tapfere Leidensgefährtin persönlich kennen zu lernen, und nach Ihrem Besuche dürften die Dodenhorfer Herrschaften voraussichtlich doch auch mal ‚Tannenhof‘ mit Ihrer Gegenwart beehren.“

Renatas Mienen zeigten erst ein leichtes Befremden, doch als ihr Blick dem des alten Freundes begegnete, leuchtete es in ihren dunklen Augen verständnisvoll auf! Sie nickte ihm ernst lächelnd zu und versetzte dann neckend, aber der Ton ihrer Stimme klang ein wenig gepreßt: „Ei, ei, bester Doktor, da entdecke ich ja eine ganz neue Eigenschaft an Ihnen! Also neugierig auf die kleine Amerikanerin?! Jetzt bleibt uns allerdings nur übrig, schnellstens nach Dodenhorf zu fahren! Wann denkst Du wohl, Achim?“

„Morgen, übermorgen, ganz nach Deinen Wünschen, Tante Renata.“

Achim hatte sein Frühstück beendet, er erhob sich; nun traten die ernsten Tagespflichten in ihre Rechte.

* * *

Das erste Wiedersehen nach vielen Jahren verlief sowohl für Herrn und Frau von Dodenhorf wie auch für Renata und Joachim nicht ohne heftige Gemütsbewegungen. An den beiden ersten hatten die traurigen Ereignisse, welche einer verheerenden Sturmflut gleich über ihre Familie dahingebraust, tiefe Spuren hinterlassen. Zwar schritt der Schloßherr noch in ziemlich aufrechter Haltung daher, doch mußte er sich beim Gehen eines Stockes bedienen; sein dünnes weißes Haar, seine gramvollen, verwitterten Gesichtszüge erzählten deutlich, was er gelitten. Im Vergleich mit ihrem Manne erschien die mit Frau Paula vorgegangene Veränderung noch auffallender, besonders neben Baronesse Renata, die wie gefeit erschien gegen die Spuren des nahenden Alters. Frau Paula war zur Greisin geworden! Doch nicht allein die Last der Jahre hatte das blonde Haar gebleicht, den stolzen Frauennacken gebeugt, das einst so blühend schöne Gesicht mit unzähligen Fältchen durchzogen, den Glanz der bezaubernden braunen Augen getrübt! Aber für den Verlust seiner Reize hatte das Frauenantlitz einen Gewinn eingetauscht, denn in Gram und Schmerz war auch der kalte, hochmütige, selbstsüchtige Zug erloschen, welcher früher oft erkältend und abstoßend wirkte; nun zeigten die alten Gesichtszüge einen sympathischeren Ausdruck, als in ihrer Jugendschöne.

Der letzte herbe, schwer zu überwindende Schlag war der stolzen Frau durch die Enthüllungen bereitet worden, welche die deutschen Zeitungen über das Ende ihres ältesten Sohnes gebracht. Die wechselreichen Schicksale des ehemaligen Garde-Offiziers waren zu interessant, als daß die beutegierigen Reporter sich den pikanten Stoff hätten entgehen lassen sollen. Sie beeilten sich denn auch, dem Lesepublikum der Tagesblätter mit grausamer Ausführlichkeit zu berichten, was selbst der einzigen Tochter des amerikanischen Tierarztes und Pferdezüchters lange Zeit verborgen geblieben war, bis ihr durch einen unvorsichtigen Kindermund die schreckliche Wahrheit verraten wurde.

Eines Abends fand man Mr. Oskar Dodenhorf tot in einem Eisenbahncoupé. Ein Schlagfluß, hieß es zunächst, hätte seinem Leben ein jähes Ende bereitet. Doch bald tauchte ein neues Gerücht auf, wonach der Unglückliche in einem Anfalle von Verzweiflung — wie eine andere Kunde lautete: im Rausch — Hand an sich gelegt hatte. Daß Dodenhorf Selbstmord begangen, wurde zweifellos festgestellt.

Nach seinem Tode ergab sich die überraschende Thatsache, daß seine scheinbar glänzenden Vermögensverhältnisse vollständig zerrüttet waren. Farm und Gestüt wurden verkauft; so reich der Erlös, blieb nach erfolgter Schuldentilgung dem Kinde Dodenhorfs eine ganz unbedeutende Summe. Selbstverständlich nahmen nun die Großeltern sich ihrer einzigen Enkelin an. Frau von Dodenhorf trat mit dem Geistlichen,

in dessen Hause die junge Waise seit dem Tode ihrer Mutter eine zweite Heimat gefunden, in regen schriftlichen Verkehr. An Paulinens geistiger, körperlicher und gesellschaftlicher Ausbildung sollte nichts gespart werden, die Höhe der Erziehungsgelder, die pünktlich abgesandt wurden, kam dabei nicht in Betracht. Allmählich erwachte im Herzen der Großmutter der sehr natürliche Wunsch nach der persönlichen Bekanntschaft ihrer Enkelin. Paulinens eigene Briefe, der kindlich ehrerbietige Ton in demselben, unterstützten jenes immer stärker sich regende Verlangen. Jedoch, würde das Mädchen kommen wollen? Die in großer Spannung erwartete Antwort lautete bejahend, zumal es des Vaters Wunsch gewesen, daß sie sich einst nach Deutschland zu den Großeltern begeben sollte. Nun handelte es sich nur noch um einen ausreichenden Schutz während der weiten, weiten Reise, die eine junge Dame unmöglich allein unternehmen konnte. Auch dieses letzte Bedenken erledigte sich zur Zufriedenheit, als sich in Mrs. Clarkson eine geeignet scheinende Begleiterin fand von Indianopolis bis Bremen, dort wurde Pauline vom Major von Rabenau erwartet; er hatte sich dazu mit Freuden bereit erklärt. Alles schien nun aufs vortrefflichste geordnet — und doch, während der ganzen Zeit, daß Frau von Dodendorf die junge Enkelin unterwegs wußte, kämpfte sie mit einer unerklärlichen Angst. Besonders fürchtete sie die Gefahren der Seereise — wie berechtigt war diese Furcht! — in jeder neu ankommenden Zeitung spähte sie zuerst in der Schiffsliste nach dem „Adler", ob nicht endlich seine glückliche Ankunft in Bremerhafen gemeldet wurde! Statt dieser Nachricht bringt eine neue Morgenzeitung die Schreckenskunde: „Adler gestrandet, Besatzung und Fahrgäste geborgen." Aber fast zugleich mit jener aufregenden Notiz erhalten die Großeltern ein Telegramm aus Bremen:

„Pauline glücklich gerettet — morgen nachmittag sechs Uhr treffen wir beide in C. ein.
C. von Rabenau."

Frau von Dodendorf fuhr selbst mit nach der Bahnstation zum Empfange ihrer Enkelin.

Nach dem ersten Blick auf die schlanke Gestalt und in das schöne Gesicht atmete sie befriedigt auf. Als dann Pauline, ihr die Hand küssend, mit thränenschweren Augen und beklommener Stimme bat: „Habe mich ein wenig lieb, Großmama!" da schloß sie die arme Waise mit warmer Herzlichkeit in ihre Arme. Hatte sie bis dahin nicht ohne eine gewisse Voreingenommenheit an die Tochter der ehemaligen Balletttänzerin denken können, dieser Augenblick tilgte die letzte Spur einer bitter aufquellenden Empfindung.

Auch Herr von Dodendorf begrüßte seine Enkelin mit väterlicher Zärtlichkeit. Seine Erscheinung ergriff sie sichtlich.

„Mein armer Papa war Dein Ebenbild," sagte sie weinend.

„Wie Du das Ebenbild unserer Valeska!" behaupteten die Großeltern.

„Ganz wie's verewigte gnädige Fräulein," pflichtete die alte Anne, noch immer des Hauses treues Faktotum, bei.

VII.

„Darf ich jetzt vor allem Ihre Mutter begrüßen, falls es ihre Gesundheit erlaubt, lieber Achim?" fragte Frau von Dodendorf bald nachdem sie in Begleitung ihrer Enkelin in Tannenhof eingetroffen war.

„Ihrem freundlichen Wunsche steht nichts entgegen, gnädigste Tante," versetzte der Professor, sich zustimmend verneigend. Die Dodendorfer hatten ihn um die verwandtschaftliche Bezeichnung: Onkel und Tante gebeten, wofür sie ihn einfach bei Namen nannten.

„Wäre es nicht besser, Du bereitest Mama erst vor?" wandte Renata ein. In Erinnerung früherer Begegnisse erschien ihr Frau von Dodendorfs plötzliches Erscheinen als ein gewagtes Experiment.

„Sei unbesorgt, Tante Renata," beruhigte Achim. „Du begleitest uns, nicht wahr? Darf ich die Damen bitten?"

„Wenn Sie gestatten, bleibe ich zurück," entschied Pauline in richtigem Taktgefühl, „Herr Doktor Levin leistet mir wohl inzwischen Gesellschaft?"

„Es wird mir eine Ehre sein, wenn Sie mit der Unterhaltung eines alten Mannes vorlieb nehmen wollen, Fräulein von Dodendorf!" lautete Levins freundliche Antwort.

Frau Paulas Hand, auf Achims Arm ruhend, zitterte leicht, als sie bei ihrer Cousine eintrat. Seit sie die Unglückliche zuletzt gesehen — vor langer, langer Zeit — war eine wohlthuende Veränderung mit ihr vorgegangen, keine Idee mehr von dem schrecklichen Bilde, das ihr noch immer vor Augen schwebte. Die verzerrten Gesichtszüge waren geglättet, eine ruhige Heiterkeit prägte sich darin aus, auch im Blick der Augen. Sie hatten ihr unheimliches Funkeln verloren, aber erloschen war auch der leuchtende Strahl in den tiefblauen Veilchenaugen, der vordem junge und alte Männerherzen bezaubert hatte. Eine schwarze Spitzenbarbe lag über ihrem schlicht gescheitelten schneeweißen Haar; in den feinen, weißen Fingern hielt sie eine wollene Strickarbeit, sie war nie unbeschäftigt! Auf einem Seitentischchen lagen auch einige Bücher, zuweilen las sie gern eine oder mehrere Stunden eine ausgesuchte unschädliche Lektüre.

„Du erhältst lieben Besuch, Mütterchen!" sagte Achim, ihr Frau von Dodendorf zuführend.

Frau von Arnsfeld erhob sich. „Sehr angenehm!" Ein unsicher fragender Blick glitt über die Dame an des Sohnes Arm, streifte Renata und kehrte dann wieder zu jener zurück.

„Melanie —" Frau von Dodendorf zog ihren Arm aus dem ihres Begleiters und streckte beide Hände ihrer Cousine entgegen, die sie jedoch nur zögernd ergriff — „erkennst Du mich nicht?"

„Verzeihung, im Augenblick weiß ich wirklich nicht, obwohl der Ton der Stimme —" verwirrt brach Frau Melanie ab.

„Ja, ja! Der Klang der Stimme," ergänzte Frau Paula bewegt, „mag das einzige sein, was noch an die frühere Paula Dodendorf erinnert."

„Paula Dodendorf? Cousine Paula?“ rief Frau von Arnsfeld überrascht. „Doch, doch!“ verwundert, prüfend betrachtete sie ihren Gast — „jetzt erkenne ich Dich! Allerdings hast Du Dich verändert, aber auch ich bin kaum noch ein Schatten der früheren Melanie, wir sind —“ in ihrer Stimme lag ein tröstender Klang — „beide alt geworden, Paula, beide! Wir haben uns wohl aber auch viele, viele Jahre nicht gesehen, warum bist Du denn so lange fern geblieben?“

„Ich hoffe, wir werden uns von nun an wieder häufiger sehen!“ umging Frau Paula die Frage.

„Das soll mich freuen! Wie geht es Deinem Manne? Weshalb ist er nicht mit hier?“

„Mein Mann läßt Dich grüßen; er war heute verhindert, uns zu begleiten, kommt aber nächstens!“

„Erzähle mir nun von Deinen Söhnen und Töchtern! Sind jetzt auch schon alle erwachsen, wohl gar schon verheiratet?

„Unsere Kinder —“ Frau von Dodendorfs Kopf sank tief nach vorn, ihre Stimme klang tonlos — „sind — tot!“

„O, mein Gott — alle?“

„Alle!“ Das Wort klang wie ein qualvoller Schrei.

„Ach, Du Arme! Ich —“ Frau Melanie wandte sich mit einem Blick voll Zärtlichkeit nach Achim um, der hinter ihrem Stuhle lehnte — „ich habe einen guten, herrlichen Sohn!“

„Ja, Du bist eine beneidenswerte Mutter!“ bestätigte Frau von Dodendorf bewegt.

„Aber —“ ein trüber Schatten lief über Melanies Stirn — „meinen Kurt habe ich auch verloren. Er blieb im Kriege, man hat es mir lange verschwiegen — ich war damals krank, sehr krank! Weißt Du?“ sie tippte mit dem Zeigefinger auf ihre Stirn, „hier! war gar schlimm —“

„Ist aber nun längst gewesen, Mütterchen,“ fiel Achim mit freundlich beschwichtigender Stimme ein. „Du bist jetzt gesund, rege Dich nicht mit dem Gedenken an vergangene Dinge unnötig auf!“

„Laß mich nur, lieber Sohn, es schadet mir nicht, wenn ich Cousine Paula von Deinem Vater erzähle! Ach, wie viel, wie viel habe ich um ihn geweint! Wir liebten uns so heiß, und waren so glücklich, so glücklich! Erinnerst Du Dich, Paula? Weißt Du noch, wie glücklich ich war mit meinem geliebten Gatten?“

Ein halb ersticktes „Ja“ entrang sich dem Munde der mühsam atmenden Frau von Dodendorf. Jedes Wort Melanies drang ihr wie ein Dolchstich ins Herz! In greifbarer Klarheit erstand vor ihrem Geiste jene Morgenstunde, wo ihre verzweifelnde Cousine, aufgelöst in Thränen, sich ihr zu Füßen warf und, ihre Kniee umklammernd, vergebens um Erbarmen flehte, um Rettung für sich, für ihren Gatten, ihr Kind! Und sie nun zu sehen, wie sie der Urheberin ihres späteren Elends ruhig lächelnd gegenübersaß, plaudernd von ihrem einstigen Glück!

Obwohl etwas Beruhigendes darin lag, zu wissen, daß alles Traurige, was mit dem Tode Kurt von Arnsfelds zusammenhing, im Gedächtnis seiner Witwe ausgelöscht erschien, nach ärztlichem Ausspruch auch nicht zu erwarten stand, der Schleier wohlthätigen Vergessens werde sich noch einmal lüften, so wirkte der Kontrast zwischen damals und jetzt, die schmerzlichen und reuevollen Gedanken, die sich damit verbanden, so gewaltig auf die starke Frau Paula ein, daß ihre tiefe Erschütterung den beiden aufmerksam beobachtenden Zeugen nicht entgehen konnte. Sie tauschten einen vielsagenden Blick, sprachen dann in leichtem Plaudertone von diesem und jenem, bis Frau von Dodendorf ihre volle Selbstbeherrschung wiedererlangt hatte.

„Du willst mich schon verlassen?“ fragte Melanie betrübt, als ihre Cousine sich erhob.

„Ich komme noch mal zu Dir, bevor wir fahren!“

„Wir?“ das Wort war Frau von Arnsfeld nicht entgangen. „Wer ist denn noch mit Dir?“

„Meine Enkelin. Oskars, unseres Ältesten, einziges Kind! Es lebt bei uns!“

„Wie erfreulich für Dich und Deinen Mann! Nun seid Ihr doch nicht ganz allein! Bitte, Paula, führe mir nachher Deine liebe Enkelin zu!“

Die herzliche Teilnahme Frau Melanies, im unwillkürlichen Gedenken an den furchtbaren Fluch, welchen derselbe Mund an der Leiche des geliebten Gatten über das Haus Dodendorf vor dreiunddreißig Jahren ausgestoßen hatte, erschütterte Frau von Dodendorf aufs neue. Da kam ihr der Professor zu Hilfe.

„Weißt Du, Mamachen,“ sagte er in seiner anmutigen Art und Weise, „Du nimmst den Thee gemeinschaftlich mit uns in der Halle, dann lernst Du die junge Dame kennen!“

„Ein guter Vorschlag,“ nickte Frau von Arnsfeld heiter lächelnd. „Du mußt mir dann von Deinen Kindern erzählen, Cousine Paula, waren es nicht vier oder fünf? und alle tot, Du arme Mutter! Ich kann mich so wenig besinnen, mein Gedächtnis läßt mich mitunter im Stiche!“

Ein Wink Achims, des kundigen Arztes, bedeutete die Damen, die Mutter zu verlassen, er selbst blieb noch zurück, schärfte ihr mit freundlicher Dringlichkeit ein, ihre arme Cousine nicht mit vielen Fragen nach den verstorbenen Söhnen und Töchtern zu quälen, es rege sie immer schmerzlich auf, und schloß mit der Bitte:

„Frage Tante Renata und mich nach allem, worüber Du Auskunft begehrst, Mütterchen, betreffs der Dodendorfschen Kinder!“

„Ja, ja, gewiß!“ versicherte Melanie fast ängstlich, „die arme Paula thut mir so herzlich leid!“

Als Achim nach einer Weile an Renatas Wohnräumen vorüberschritt, hörte er Stimmen, die erregte, von Aufschluchzen unterbrochene Frau von Dodendorfs und dazwischen die sanft beschwichtigende Stimme Tante Renatas. Er wußte, es würde ihr gelingen, die vom ersten Wiedersehen mit ihrer armen Cousine über Erwarten erschütterte Frau zu beruhigen. Freilich, ihre Härte trug die Schuld an dem zerstörten Leben seiner Mutter! Ihr war es in dieser Stunde klarer denn je zum Bewußtsein gekommen!

„Vergeltung!“ murmelte Arnsfeld unbewußt. Er erschrak beinahe vor dem dumpfen Laut der eigenen Stimme, seufzte und strich mit der Hand über die düster gefaltete Stirn. Rasch wurde sie wieder hell, seine Augen klar! Nicht seines Amtes war's, zu richten, er hatte ja den alten Groll längst begraben, für immer!

Als Achim in den Salon trat, fand er Pauline allein. Sie saß in der anstoßenden offenen Halle und blickte sinnend über den Garten hin.

„Man hat Sie der Einsamkeit überlassen, mein gnädiges Fräulein?“ rief der Professor bedauernd. „Ich bitte tausendmal um Entschuldigung! Was konnte Großpapa bewegen —“

„Das Gebot der Pflicht,“ fiel die junge Dame ergänzend ein .“Herr Doktor Levin wurde eben abgerufen; er hatte mich vortrefflich unterhalten. Sie sind dem alten, prächtigen Herrn, wie ich höre —“ ihre großen Augen blickten offenbar verwundert zu Achim empor — „nahe verwandt?“

„Doktor Levin ist der Großvater meiner verstorbenen Braut. Außerdem mein Lehrer, Freund, väterlicher Berater und Wohlthäter, dem ich viel, unsagbar viel verdanke!

Achims Erklärung entfesselte in Fräulein von Dodendorf einen beklemmenden Zwiespalt. Über ihr Antlitz lief eine flüchtige Blässe, ein kalter Schauer durchzuckte ihr Herz, aber mit aller Kraft die seltsamen Empfindungen beherrschend, versetzte sie fest, doch ohne die gesenkte Stirn zu erheben:

„Täglich tragen Sie Ihren Dank dem verehrten Manne ab, denn Sie sind sein würdiger Schüler geworden! Denken Sie nicht,“ fuhr nach seiner abwehrenden Handbewegung Pauline hastiger fort, „was ich wohl davon weiß? O, gar viel! Schon auf dem Adler gaben Sie hundertfach Beweise Ihrer Menschenliebe, und jetzt, in Ausübung Ihres schweren Berufes — aber,“ unterbrach sie sich in leise schwankendem Tone, „das war's eigentlich nicht, was ich sagen wollte! Verzeihen Sie, wenn ich vorhin unbewußt schmerzliche Erinnerungen in Ihnen wach rief —“

„Sie meinen die Erinnerung an mein totes Lieb?“ fragte Arnsfeld sanft das verstummende Mädchen. „Die können nicht geweckt werden, denn das Gedenken an Recha ist immer lebendig in mir! Kommen Sie,“ fügte er, einer plötzlichen Eingebung folgend, hinzu, „ich will Ihnen ihr Bild zeigen.“

Er führte sie in sein Studierzimmer. Hier hätte es seiner bezeichnenden Handbewegung nach seinem Schreibtisch nicht bedurft; das dort aufgestellte Bild zog von selbst den Blick jedes Eintretenden auf sich.

Aus dunklem Rahmen schien die weißgekleidete Mädchengestalt dem Beschauer gleichsam entgegenzuschweben, ein Paar große dunkle Augen strahlten ihn aus dem feinen, unbeschreiblich liebreizenden Antlitz herzbestrickend an, den kleinen Mund umspielte ein holdseliges Lächeln. Das dunkle Lockengewirr wurde von einem purpurroten Bande leicht zusammengehalten, es bildete mit der Pupurrose vor dem züchtigen Ausschnitt des weißen Gewandes den einzigen Schmuck des von wunderbarer Anmut umflossenen, überaus zart ausgeführten Pastellgemäldes.

In Anschauen versunken stand Pauline minutenlang stumm davor. Endlich sagte sie sehr, sehr leise, ohne den gefesselten Blick abzuwenden:

„Ein Engelsangesicht; man sollte nur mit andächtig gefalteten Händen zu ihm aufschauen in stiller Anbetung.“

Der Professor neigte sich tief über die andachtsvoll gefalteten weißen Hände und berührte sie mit seinen Lippen.

„Ich danke Ihnen!“ versetzte er in weichem Tone, „Recha war ein Engel, nicht allein an äußerem Liebreiz, auch ihr demantklares Herz, ihr reiches Gemüt, ihre himmlische Güte entsprachen jener Bezeichnung. Unberührt, unbefleckt vom Staub und Schmutz des Erdenbaseins ist meine reine, weiße Lilie dahingegangen! Damals, als das Unfaßbare geschah, wollte ich ganz verzweifeln, es währte lange, lange, ehe ich mich des weisen Schöpfers Beschlusse — der das vollkommene Menschengebilde in seines Lebens Maienblüte zurückforderte — in Ergebung fügte.“

Pauline lauschte beklommen atmend seinen Worten. Ein nie empfundenes Weh durchzuckte ihr Herz! Wie hatte dieser Mann das holde Mädchen geliebt! Wie würde er es betrauern sein Leben lang! Nie würde er eine andere lieben, nie! Kein zweites Frauenbild würde das der toten Recha aus seiner Seele verdrängen! Doch was ging es sie an? Was kümmerte es sie, wenn — aber er wartete wohl auf ein Wort warmen Mitgefühls — und gewaltsam sich beherrschend, reichte sie dem Professor ihre leise zitternde Hand und flüsterte gepreßt, langsam die thränenschweren Augen zu seinem bewegten Antlitz erhebend:

„Ich glaube zu verstehen, welch ein unersetzlicher Verlust Sie betroffen, wie unsagbar Sie gelitten haben!“

„Ja, unsagbar!“ wiederholte er in tiefem, vibrierendem Tone. Dann schwiegen beide. Selbstvergessen behielt der Professor Paulinens Hand in der seinen, während sie auf Rechas holdes Bildnis schauten, das beglückt auf beide herniederzulächeln schien. Sprang in diesem Augenblick der erste zündende Gottesfunke der Sympathie von einer Menschenseele in die andere über? Oder schlangen schon längst vorhandene, geheimnisvolle Zauberfäden sich um die beiden Herzen und verdichteten sich allmählich zu einem unlöslichen Gespinst? Welcher Sterbliche erforscht wohl das Labyrinth der göttlichen Geheimnisse, deren größestes die Liebe ist!?

Durch einen geräuschlos vergrößerten Spalt der nur angelehnten Thür lugte Doktor Levins greises Haupt mit spähendem Blick in Achims Arbeitszimmer.

Kaum gewahrten seine klugen Augen die beiden schlanken Gestalten in Gedanken versunken vor dem Bilde stehen, als er die Thür wieder behutsam ins Schloß drückte und auf den Zehen schreitend eilig sich entfernte, wobei er befriedigt vor sich hinnickte und ein frohes Lächeln sein ernstes, ehrwürdiges Antlitz erhellte.

Trotz aller Vorsicht hatte er doch wohl nicht ein

leises Geräusch verhüten können. Der Professor wandte rasch den Kopf, während Pauline, erschrocken zusammenzuckend, ihm ihre Hand, die er, sie fühlte es, nur zögernd frei gab, schnell entzog.

Es war ihm nicht entgangen, wie ein Schauer ihre Gestalt durchlief.

„Sie frösteln!" sagte er besorgt. „Lassen Sie uns das kühle Zimmer schnell mit der freien, warmen Luft vertauschen! Ist es Ihnen gefällig, dann machen wir jetzt einen Gang durch den Garten. Er kann sich allerdings mit dem Dodendorfer Park nicht im entferntesten messen, hier ist noch vieles im Werden, aber Sie finden eine große Auswahl von Rosen, darunter einige seltene, köstliche Exemplare, die sich Ihres Beifalls erfreuen dürften."

Die beklemmende Verwirrung, welche vorhin beide flüchtig ergriffen hatte, wich im hellen Sonnenlichte. Sein unbefangener, leichter Plauderton gab ihr die gewohnte ruhige Sicherheit zurück. Dankend nahm sie des Professors Vorschlag an und schritt mit ihm die Treppe hinab in den Garten.

Während beide zwischen den Blumenbeeten umherwandelten, in zwangloser Unterhaltung ihre Meinungen tauschend über Form, Farbe und Duft der herrlichen Rosen, die in entzückender Fülle blühten, traten Frau von Dodendorf und Baronesse Renata aus der Halle auf den Balkon. In Frau Paulas bewegten Gesichtszügen lag es noch wie ein Widerschein der heftigen, nun überwundenen Seelenerschütterung, ihre braunen Augen blickten noch wie durch einen trüben Schleier über die blühende Sommerpracht hin. Plötzlich schienen sie sich zu erweitern. Ihr aufleuchtender Blick haftete mit seltsamem Ausdruck auf dem lustwandelnden Paare dort unten. Eben stand es vor einer prächtigen Malmaison still. Gleichzeitig neigten sich die beiden Köpfe bewundernd über den Rosenstock, im nächsten Augenblick schnitt Achim zwei halberblühte, köstliche Knospen ab und reichte sie seiner freudig errötenden Nachbarin.

Ganz unter der Herrschaft des sie plötzlich durchzuckenden Gedankens drückte Frau von Dodendorf heftig den Arm der Baronesse und flüsterte, schwer atmend:

„Schauen Sie dorthin, Renata! Könnten am Ende jene beiden bestimmt sein von einer höheren Macht, das zürnende Schicksal zu versöhnen? Ein Arnsfeld und eine Dodendorf, beide die letzten ihres und seines Geschlechts. Renata —" die schwankende Stimme klang wie erstickt — „würden Sie, Kurts Schwester, den Bund segnen?"

„Aus freudigem Herzen," erklang Renatas feste Antwort. „Versöhnt und gesühnt, Paula, ich wüßte mir nichts Lieberes!"

„Ich danke Ihnen! Überlassen wir das weitere dem gnädigen Gott!"

VIII.

Der fünfundzwanzigste September hatte unfreundlich begonnen. Die Sonne lagerte hinter dunklen Wolkenschleiern, kein Strahl drang hindurch. Allmählich senkten sie sich tiefer über die Erde, bis endlich ihr Inhalt in gleichmäßig rinnenden Tropfen sich löste. Doch der Regen hielt nur bis gegen Mittag an, dann begann der Wolkenmantel auseinander zu flattern in losen Fetzen, hierhin und dorthin, da und dort wurde ein Stückchen Himmelsblau sichtbar.

Am Bachesrande entlang reitet Professor von Arnsfeld. Es ist der nähere Weg zwischen Tannenhof und Schloß Dodendorf, auf dem anderen, breiteren, zwischen den Feldern gelangt man früher ins Dorf. Achim kennt die beiden Wege genau, er hat sie in letztvergangener Zeit häufig hin- und zurückgelegt, zu Fuße, zu Wagen und zu Pferde, je nach Stimmung und ob er allein, oder in Gesellschaft sich befand. Er ist sich längst darüber klar geworden, welcher Magnet ihn wieder und wieder mit unwiderstehlicher Gewalt nach Schloß Dodendorf zieht! Zuerst erfüllte ihn die Erkenntnis mit Schrecken, dann mit Staunen, dann mit einem wunderbaren Glücksgefühl! Was er nicht mehr für möglich gehalten, war unvermutet geschehen: Eine neue Liebe war in seiner verschlossenen Seele aufgekeimt und hatte sich bereits zu üppiger Blüte entfaltet, bevor er noch ihr Dasein ahnte. Die beglückende Offenbarung seines Innern gab ihm eine erhöhte Schaffensfreudigkeit, die herzerfreuend auf die elastische Frische seines Wesens, seiner ganzen Erscheinung wirkte, und dabei wußte Achim noch gar nicht, ob seine tiefe Neigung erwidert wurde. Er ahnte, hoffte, glaubte es, aber er litt auch wieder unter bangen Zweifeln. Nicht, daß ihm Pauline ausgewichen wäre! Sie sahen sich oft, nannten einander auch nicht mehr Gnädiges Fräulein und Herr Professor, sondern mit dem Recht der Verwandtschaft wie Arnsfeld betont hatte, bei ihren Vornamen, doch die scheinbare größere Vertraulichkeit in ihrem Verkehr hatte keineswegs eine innigere Annäherung herbeigeführt. Fräulein von Dodendorf zeigte sich zurückhaltender als bei Beginn ihrer Bekanntschaft. Nicht etwa, daß sie sich abstoßend benahm, sie war von gleichmäßiger höflicher Freundlichkeit, doch Achim wollte es mitunter bedünken, als ob sie in seiner Gesellschaft sich Zwang auferlegte. Vergeblich grübelte er der Ursache nach, er konnte sich nicht besinnen, das geliebte Mädchen irgendwo und wie beleidigt zu haben. Einmal war er mit ihr in der Morgenfrühe auf dem Dodendorfer Dorfkirchhofe zusammengetroffen, wo sie einen Kranz auf seines Vaters Grab gelegt. Er hatte längst geahnt, daß der tägliche frische Blumenschmuck des einsamen Grabes nicht mehr allein von Annes treupflegenden Händen herrührte. Kühl hatte sie seinen Dank abgelehnt. Auch am vergangenen Tage, seines Vaters Geburtstag, hatte ihn der Anblick eines prächtigen Kranzes auf dem grünen Hügel angenehm überrascht. Er wollte, sich nicht an ihre Abwehr kehrend, Pauline nun dafür danken, die lieben geschickten Hände der Kranzwinderin an seine Lippen drücken. Doch war dies nicht der einzige Grund, welcher ihn gerade heute nach Schloß Dodendorf zog — es war der erste Jahrestag vom Untergang des Adler. Er mußte wissen, sehen, ob sie sich dessen erinnerte, vielleicht sein, Achims, Kommen erwartete. Bei diesem Gedanken quoll es heiß in ihm auf, aus seinen blauen Augen brach ein leidenschaftlicher, feuriger Strahl.

Was hatte sein alter väterlicher Freund vor kurzem so beiläufig hingeworfen und doch mit herzlicher Teilnahme?

„Fräulein von Dodendorf gefällt mir seit einiger Zeit gar nicht recht! Ich finde sie ernst, schweigsam, bleich! Wenn sie sich unbeobachtet glaubt, liegt ein schmerzlicher Zug um den kleinen Mund, und in ihrem tiefen Blick eine quälende Sehnsucht! Möchte wirklich wissen, was dahinter steckt!"

„Vielleicht hat sie Heimweh!" bemerkte Achim scheinbar gleichmütig, obgleich sein Herz ihm schneller klopfte, „Du erfreust Dich ja ihres vollen Vertrauens! Willst Du sie gelegentlich fragen, lieber Großpapa?"

„Werde mich hüten, mein Sohn! Möglicherweise handelt es sich um ein zartes Herzensgeheimnis; daran zu rühren, bin ich zu alt. Die Jugend," fügte Doktor Levin mit feinem Lächeln hinzu, „vertraut leichter der Jugend! Wie, wenn Du mal, bist ja ein Seelenarzt, Achim, den Versuch machtest, das Vertrauen der jungen Dame zu gewinnen?"

Er hatte darauf nur mit einem Achselzucken geantwortet, aber die Stimme, die in ihm rief: „Mache den Versuch! Schiebe die Frage nicht auf, ob sie Dein Eigen sein will!" wollte nicht mehr verstummen. Sie war auch jetzt in ihm laut! Von Sehnsucht und Ungeduld getrieben, spornte er sein Roß zu eiligerem Laufe; in gestrecktem Galopp jagte er weiter, bis er auf dem Schloßhofe hielt.

Gewandt abspringend übergab er sein Pferd einem herbeieilenden Knechte und begab sich rasch ins Schloß. Die erste, die dem Gast entgegentrat, war Anne, alt, gebückt, wie ihre Herrin! Wie immer bei dem Erscheinen des stattlichen jungen Mannes lief auch jetzt ein Freudenschimmer über ihr runzliges Gesicht.

„Die Herrschaften zu Hause?" fragte Achim, der treuen Alten freundlich die Hand reichend.

„Der gnädige Herr und die gnädige Frau machen gerade ihre tägliche Spazierfahrt durch die Felder —"

„Auch Fräulein von Dodendorf?" fiel Achim, über dessen Stirn es wie Enttäuschung lief, rasch ein.

„'S gnädige Fräulein ist im kleinen blauen Salon! Soll ich —?"

„Bleiben Sie, Anne," schnitt er ihr wieder die Rede ab — wie schnell verflog der Zug des Mißmuts aus seinem geistvollen Antlitz — „ich kenne den Weg! Einer Anmeldung bedarf es nicht."

Aber vor der Thür des blauen Salons zögerte plötzlich sein Fuß — war er doch nicht ganz sicher, ob sein Besuch willkommen wäre? Gleichviel! ein tiefer Atemzug, dann klopfte er entschlossen — und trat auf zögernd erteiltes „Herein" der wohlbekannten sanften Stimme rasch über die Schwelle.

Obgleich dicke Fußteppiche in Korridor und Vorzimmer das Geräusch von Schritten zu dämpfen pflegten, mochte Paulinens feines Gehör doch den leisen Schall des dem Salon sich nähernden festen, leichten Männerschritts vernommen haben, denn Achim erblickte sie stehend, die rechte Hand leicht auf ihr Arbeitstischchen gestützt, den kleinen Kopf horchend vorgeneigt, einen gespannten Ausdruck in dem schönen, stolzen Gesicht. Ein heller Rosenschimmer flog darüber hin, als ihre und Arnsfelds Augen sich trafen!

In seiner Seele jubelte es auf: „Sie hat Dich erwartet, sie blieb Deinetwegen zu Hause!" Er hätte sie am liebsten ohne weiteres in seine Arme schließen mögen, aber da zeigte sie schon wieder in ihrer Haltung und im Ausdruck der Mienen jene unnahbare Hoheit, die ihn schon wiederholt erkältend berührt hatte. So bezwang er auch jetzt sein heiß aufwallendes Gefühl, während er rasch zu ihr herantrat.

„Schelten Sie, Pauline," sagte er, ihre Linke an seine Lippen ziehend, „wenn ich als Störenfried erscheine, aber — dulden Sie mich ein Weilchen in Ihrer Nähe! Ich hielt es heute in Tannenhof nicht aus, es zog mich gewaltsam nach Dodendorf! Nicht allein," fuhr Achim lebhaft, mit dem vollen Wohlklang seiner tiefen, herzgewinnenden Stimme fort, „um Ihnen für die gestrige herrliche Kranzspende auf meines Vaters Grabhügel zu danken — Sie Gütige, Gütige" — wieder ein feuriger Handkuß, der Pauline bewog, ihm die schlanken Finger zu entziehen — „sondern weil der heutige 25. September ein wichtiger Erinnerungstag ist für Sie und mich! Haben Sie schon daran gedacht, Pauline?"

„Welch ein Gedächtnis trauen Sie mir zu," versetzte sie sanft lächelnd, „wenn Sie glauben, ich könnte so bald die grauenvollen Stunden vergessen, wo wir auf offener See auf einem steuerlosen Wrack umhertrieben? Aber ich bitte, nehmen Sie doch Platz, Achim" — Pauline deutete auf einen Lehnsessel, während sie auf dem türkischen Eckdiwan sich niederließ — „oder ruft die Pflicht Sie gleich wieder zurück nach Tannenhof?"

„Wünschen Sie allein zu bleiben?" fragte der Professor, die Antwort auf Paulinens Frage umgehend.

„O nein, nein!" — sie schien erschrocken — „wie mögen Sie glauben!"

„Nun, denn" — Achim schob den Sessel, bevor er Platz nahm, dicht an den Diwan heran — „gönnen Sie mir für ein Stündchen die Freude, bei Ihnen zu weilen! Erinnern Sie sich, Pauline? wir feiern heute auch den Jahrestag unserer Bekanntschaft — nein! ich irre mich, der war eigentlich schon gestern! Wissen Sie? als der Orkan in seiner ganzen Schrecklichkeit wütete, erblickte ich Sie zuerst auf dem Promenadendeck, dem Sturme ruhig Stand haltend, und einige Stunden später sah ich Sie unter den armen Opfern der Seekrankheit trost- und hilfespendend walten, einem Engel der Barmherzigkeit gleich!"

Der tiefbewegte Ton seiner Stimme mußte in ihrer Seele eine schmerzhaft nachklingende Erinnerung berührt haben, die feine Röte auf ihren Wangen erblich, durch ihre Augen ging es wie ein stilles Weh. Die Lider senkend, erhob sie lässig abwehrend die Hand und entgegnete in müde klingendem Tone:

„Sie überschätzen, was ich gethan!" Aber dann, nicht länger imstande, ihre Empfindungen zu beherrschen, brach es plötzlich wie ein Schmerzensschrei über die bebenden Lippen:

„Mir wäre besser, das Meer hätte mich verschlungen!"

„Um Gott!" Wahrhaft entsetzt blickte Achim

auf die junge Verwandte, „Pauline, liebe Pauline, was ist Ihnen? Wie namenlos unglücklich müssen Sie sich fühlen, wenn solch ein frevelhafter Wunsch in Ihrer Seele Raum gewinnen kann! Beruhigen Sie sich, vertrauen Sie mir," — er wollte ihre Hände fassen, doch sie entzog sie ihm mit fast beleidigender Heftigkeit — aber einer kleinlichen Empfindlichkeit nicht zugänglich, fügte er sanft beschwichtigend hinzu: „Sehen Sie in mir Ihren wahren Freund, mein armes Kind! Sprechen Sie, was quält Ihr Gemüt? ist es Heimweh?"

„Nein, ja! ich weiß es nicht!" murmelte sie tonlos, „nur so viel ist mir klar, ich muß fort von hier!"

„Fort von hier?" wiederholte der Professor bestürzt, während jähe Blässe sein Antlitz überflog. „Sie könnten es über sich gewinnen, Ihre alten Großeltern zu verlassen, nachdem sie kaum das Glück kennen gelernt, wie Ihre Gegenwart das verödete Leben der einsam Gewordenen mit neuem Sonnenschein und Frieden erfüllt?"

Der ernste Vorwurf blieb nicht ohne Eindruck auf das erschütterte Mädchen.

„Sie schelten mit Recht, ich bin eine Undankbare," sagte sie düster, die schlanken Finger krampfhaft ineinander verschlingend. „Unverdient überschütten mich die Großeltern mit Beweisen ihrer Güte, aber damit füllen sie mein Leben nicht aus! Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen, wenn ich es ausspreche, daß ich" — Pauline atmete schwer — „an dem müßiggängerischen Dasein einer vornehmen Dame zu Grunde gehe! Ich bin nicht dafür geschaffen, ich sehne mich nach einem Wirkungskreise, wo ich thätig sein, wo ich die mir verliehenen und ausgebildeten Kräfte und Fähigkeiten nutzbringend verwerten kann. Im Hause der Großeltern ist dafür kein Platz. Die häuslichen Geschäfte wickeln sich wie ein pünktlich gehendes Uhrwerk regelmäßig ab. Will ich mich bei dieser oder jener Arbeit beteiligen, wehrt man mich als überflüssig ab! Plane ich diese oder jene nützliche Neuerung im Interesse der Dorfleute oder überhaupt der Allgemeinheit, so haben die Großeltern dafür keinen Sinn! Sie erkennen darin, befangen in den Vorurteilen ihres Standes, plebejische Ideen, unerhört für ein Fräulein" — sie lachte zornig auf — ‚von' Dodendorf! Gott mag mir verzeihen, ich halt's hier nicht aus, irgendwo in der Welt wird es wohl ein Plätzchen geben, wo ich thätig sein und meinen Hunger nach Arbeit stillen kann!"

Pauline hatte sich in steigende Aufregung hineingeredet und schlug nun, um dem Professor die Thränen zu verbergen, welche sich zwischen ihren Wimpern hervorstahlen, beide Hände über ihr Antlitz. So sah sie nicht den rasch wechselnden Ausdruck von Angst, freudig aufblitzender Hoffnung, Erbarmen und hingebender Liebe in seinen Gesichtszügen, während er aufmerksam ihren Worten lauschte.

Nachdem sie tiefatmend verstummt, rückte Achim näher an sie heran, zog ihr mit sanfter Gewalt die widerstrebenden Hände vom Gesicht, blickte sie fest an und sagte in seltsam klingendem Tone: „Gestatten Sie mir noch eine Frage, Pauline: Ist der angegebene Grund der einzige, welcher Sie aus Dodendorf treibt?"

Unter seinem durchdringenden Feuerblick überflammte eine glühende Lohe ihr Antlitz; unwillkürlich die Augen senkend, stammelte sie leise:

„Ich wüßte nicht, was noch — wie mögen Sie zweifeln?"

„Verzeihen Sie! Ich bedurfte der Gewißheit, bevor —" er schwieg einen Moment und fuhr dann in hörbarer Bewegung fort:

„Vielleicht vermag ich Ihnen zu helfen, Pauline! Ich kenne einen Platz mit hohen Anforderungen für eine thatkräftige weibliche Natur, die mit einem reichgebildeten Geist ein edles, menschenfreundliches Gemüt verbindet. Sie besitzen alle diese Eigenschaften, noch außer vielen anderen liebenswerten, welche dazu dienen, das Leben zu erhalten, zu verschönen! Pauline!" — ein leidenschaftlich feuriger Strahl brach aus Achims Augen, seine Stimme hatte einen herzbethörenden Klang — „willst Du nach Tannenhof kommen als Gefährtin und Teilnehmerin meines Strebens, meiner Mühen und Sorgen, als mein geliebtes Weib?"

Sie saß sprach- und regungslos, wie verzaubert. Öffnete sich vor ihr ein Paradies? Sein Weib!? Sein! — sie schloß wie geblendet die Augen, da tauchte plötzlich ein Engelsköpfchen vor ihr auf, dunkellockig, mit Augen wie Sterne strahlend, und einem Lächeln, so verlockend süß! Pauline erschauerte, das selige Licht in ihren Blicken erlosch, kalt kroch es ihr zum Herzen hinauf, Totenblässe überzog ihr Gesicht, und dann sprang sie jäh empor, in ihren Augen loderte es auf wie Verachtung, und im zitternden Klang ihrer Stimme lag namenlose Bitterkeit, als sie erwiderte:

„Ich danke Ihnen für den wohlwollenden Vorschlag. Ich mag nicht annehmen, daß Sie mir damit eine absichtliche Beleidigung zufügen wollen, aber würden Sie mich besser kennen, dann, Herr Professor von Arnsfeld, hätten Sie wissen müssen, daß ich lieber in einem fremden Hause niedrige Magddienste verrichten, als die Ehre genießen will, aus Mitleid Ihre Gattin zu heißen!"

Bei ihren ersten Worten hatte auch Achim sich erhoben. Ihm war der rasch wechselnde Ausdruck von seliger Freude zur trostlosen Verzweiflung in dem ernsten, stolzen Angesicht des geliebten Mädchens nicht entgangen, er begriff sofort, es litt unter einem schweren Mißverständnis.

„Wer spricht denn von Mitleid?" sagte er mit mildem Ernst. „Hier gilt's zunächst einen unseligen Irrtum aufzuklären."

„Einen Irrtum?" rief Pauline, ein halb ersticktes Schluchzen in der Kehle. „Habe ich es nicht aus Ihrem eigenen Munde gehört, damals vor dem Bilde Ihrer Braut, daß Sie nie aufhören werden, sie zu lieben? Können Sie es leugnen?"

„Nein!" Nun hatte Achim plötzlich den Schlüssel zu ihrem veränderten Wesen gefunden, in seinen blauen Augen leuchtete es sieghaft auf!

„Also das ist's, was Dich die ganze Zeit hindurch gequält? Eifersucht auf eine Tote? Ist dies

Gefühl dem edlen Herzen einer Pauline Dodendorf würdig? Höre mich ruhig an, Liebste!" Er drückte das bebende Mädchen, dem die Sinne fast vergingen, das sich seine vorwurfsvollen Worte nicht zu deuten wußte, sanft auf den Diwan nieder, nahm neben ihr Platz und fuhr in steigender Bewegung fort:

„Wenn ich das Andenken an meine Frühlingsliebe, an den goldenen Morgentraum meines Lebens treu im Herzen bewahre, so lange ich atme, schädige ich dadurch die Rechte der Lebenden nicht! der Lebenden, welcher ich nicht allein Liebe, sondern auch heiße Dankbarkeit schulde, weil sie verstanden, neu in mir zu erwecken, was ich auf ewig begraben glaubte. Seit der Tod mir Recha genommen, ging ich kalt, teilnahmlos an den lieblichsten Mädchenblumen vorüber, Jahr um Jahr, bis ich eines Tages entdeckte, es sei Selbstbetrug, zu wähnen, mein Herz hätte nur noch Raum für treue Pflichterfüllung im Dienst der Menschenliebe! Auf dem ‚Adler' sah ich sie zuerst — soll ich Dir" — Achim beugte sich vor und schaute mit heißen Blicken in Paulinens thränenverdunkelte Augen — „ihren Namen nennen, Geliebte? Als sie spurlos verschwunden schien, rang ich vergebens gegen den unauslöschlichen Eindruck, den sie mir hinterlassen! Ich zermarterte mein Hirn, wo ich sie wohl suchen und finden könnte! Unerwartet begegnete ich ihr wieder — o Wunder! sie lebte in meiner Nähe! Mein Herz jauchzte hoch auf — nun durfte ich sie ja häufiger sehen, und je besser ich das herrliche Mädchen kennen lernte, desto freudiger öffnete ich meine ganze Seele der bestrickenden Macht ihrer Persönlichkeit.

„Pauline, Einzige, Geliebte —" leise stahl sein Arm sich um ihren schlanken Leib — „kann es eine Täuschung gewesen sein, als ich in Deinen seelenvollen Augen die Erwiderung meiner ehrlichen, starken, unüberwindlichen Neigung zu lesen glaubte? Soll die Stimme lügen, die in mir spricht: Gott hat Euch zusammengeführt fürs Leben! Teure, Liebste, Holde, willst Du mein sein?"

Sie blickte zu ihm auf:

„Ich will, Achim, mein Liebstes! In Glück und Freud, in Sorgen und Nöten will ich als treue Gefährtin zu Dir stehen mein Leben lang!"

Er zog sie fest an sich unter leisem Jubellaut, küßte ihr Haar, ihre Stirn, ihren süßen Mund, blickte dann bang forschend in ihre tiefen, sehnsüchtig glänzenden Augen und fragte ernst:

„Und Recha? Wird das Bild der geliebten Toten sich niemals störend zwischen Dir und mir erheben?"

„Nie, nie!" versicherte sie mit Überzeugung. „Verzeihe mir, Liebster! Ich —" Rosenglut überflog ihr schönes Gesicht — „schäme mich meines kleinlichen Neides! Aber ich wagte ja nicht an das große Glück Deiner Liebe zu glauben!"

„Doch jetzt?" flüsterte er mit herzberauschendem Blick und Ton.

„Jetzt," gab sie, sich ihm innig anschmiegend, mit seligem Lächeln zurück, „ist mein Vertrauen, mein Glaube an Deine Liebe unerschütterlich."

IX.

Seit dem Bestehen der Heilanstalt in Tannenhof ist ein Jahrzehnt vergangen, es war hinreichend, ihren Ruf und Ruhm zu begründen und zu sichern. Die Zeit ist wohl nicht mehr fern, wo das groß angelegte Krankenheim kaum mehr genügenden Raum bietet zur Aufnahme für alle Hilfsbedürftigen, die von weit und breit herbeieilen, um dort, wenn nicht völlige Heilung, doch wenigstens Linderung ihrer Leiden zu finden.

Schon hat der bewährte Leiter Tannenhofs herrliche, oft wunderbar überraschende Erfolge seiner Mühen geerntet, aber damit nicht zufrieden, strebt und sinnt Professor von Arnsfeld unermüdlich, wie er noch mehr erreichen kann. Verschiedene Universitäten versuchten bereits den berühmten, scharfsinnigen Psychiater für ihren Lehrstuhl zu gewinnen, doch Achim lehnte die ehrenvollen Berufungen ab, er denkt nicht daran, sein geliebtes Tannenhof zu verlassen, auch von dort aus arbeitet und lehrt und wirkt er durch Wort und That und Schrift für das Wohl der leidenden Menschheit, nicht im beschränkten Kreise — seine geistvollen Schriften dringen in alle Lande!

Tüchtige Ärzte stehen dem Oberleiter zur Seite, zur Unterstützung und jeweiligen Vertretung, wenn der Überbürdete sich alljährlich eine notwendige Ruhepause gönnt. Er benutzt sie zu einer Reise an die See oder ins Gebirge, wo er dann mit seiner Familie einige köstliche Wochen, schwelgend in Naturgenüssen, verbringt.

Doktor Levin, wegmüde von seinem langen Tagewerk, ist zur ewigen Ruhe heimgegangen. Er entschlummerte sanft in dem frohen Bewußtsein, daß, nach menschlichem Ermessen, das Herzensglück des teuren Sohnes auf festem Grunde ruhte im Besitze einer Lebensgefährtin, die Achim ebenbürtig war an Seele, Gemüt und opferwilliger Menschenliebe.

Im Kreise der Seinen riß das Scheiden des prächtigen Greises eine schmerzlich empfundene Lücke, selbst Frau Melanie vermißte ihn und nun vollends den Kindern, denen der freundliche Großpapa immer zu Willen, fehlte er außerordentlich! Sie schlossen sich jetzt um so enger an Tante Renata, welche ihrerseits die drei herzigen Geschöpfe mit inniger Wärme liebt. Am meisten ans Herz gewachsen ist ihr der achtjährige Kurt, ein bildhübscher Bursche mit dunklem Haar und tiefblauen, leuchtenden Augen! Er ist auch ein wenig der Mutter Verzug, denn sie und Tante Renata behaupten, er gleiche Achim am meisten, nicht nur äußerlich, auch das sinnige, ernste Gemüt mit dem alles umfassenden Forscherblick sei vom Vater ererbt. Dagegen des Vaters Herzblatt ist sein jüngstes Nestküken, seine rosige, blondlockige kleine Renata, das leibhaftige Ebenbild der schönen, glücklichen Mutter!

Aber auch die alten Urgroßeltern auf Schloß Dodendorf haben unter Achims und Paulinens gleich gutgearteten Kindern ihren besonderen Liebling! Es ist der Älteste, Karl, ein hochaufgeschossener, frischer, lebhafter Junge mit blondem Krauskopfe, der schon mit kecker Reiterlust seinen Pony tummelt.

Er bringt seine freien Stunden häufig in Dobendorf zu, reitet mit dem Gutsinspektor über Flur und Feld, durchstreift mit ihm die Scheunen und Ställe, in denen er wie zu Hause, und berichtet dann mit dem Ernst eines Sachverständigen über den Bestand der Saaten wie des Viehes den glückstrahlenden Urgroßeltern, die nur noch selten über Haus und Garten hinauskommen.

Beide sehen und wissen: Ihr Leben neigt dem Ende zu! Treu haben sie miteinander getragen, was ihnen aufgebürdet worden an Trübsal und Schmerzen, an Schuld und Reue! Oft wurde es so dunkel um sie her, daß sie meinten, sie müßten im Herzensjammer ersticken; aber dann brach immer wieder ein Sonnenstrahl hindurch und nun, am Abend ihres Lebens, leuchtet ihnen noch einmal ein mildes Abendrot im Glück der geliebten Enkelkinder — der Abschluß klingt versönlich aus und — verheißungsvoll!

Ein neues Geschlecht blüht empor! In dem geliebten ältesten Urenkel erblicken sie den künftigen Besitzer von Dobendorf. Sie sind überzeugt, er wird sein Erbe treu verwalten zur Ehre und zum Ruhme seiner Vorfahren, zur Wohlfahrt und zum Segen seiner Mitmenschen!

E n d e.

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Zwei Gedichte.

I.

Wolkenbruch.

Der finstere Wolkenwagen,
Beladen mit flutender Last,
Von fliehenden Rappen gezogen,
Wie jagt er am Himmel in Hast,

Verfolgt von den brausenden Winden
In wilder, verwegener Jagd —
Die Hufe der Rosse sprüh'n Funken,
Die blendend durchzucken die Nacht.

Da toben die Stürme und bringen
Den rollenden Wagen zu Fall —
Zertrümmert, ergießt er die Lasten
Der Fluten hinab in das All.

II.

In den Wolken liest Du Märchen
Aus dem blauen Zauberland,
Und des Meeres Wogen tragen
Märchen Dir zum weißen Strand.

Und die Wälder rauschen Märchen,
Märchen blüh'n in Rosenglut —
Doch das schönste aller Märchen
Still in Kinderaugen ruht.

Helene Bernard.

Sind wir krank? *)

Ist die Erde ein einziges Krankenhaus geworden? Geht die Menschheit mit großen Schritten dem Irrenhause zu? Diese Fragen müssen sich jene vorlegen, die zu ihrem Unglück viel Bücher lesen. Die Romanschriftsteller, die Dichter, die Philosophen, die Zeitungsschreiber und die Ärzte sprechen uns von der Krankheit des Jahrhunderts, diesem unbenennbaren Leiden des „fin de siècle," das den modernen Menschen, der durch das Durcheinander der verschiedensten Gedanken und der widersprechendsten Gefühle verwirrt ist, quält. Krankheit, Entartung und Nervosität, diese drei sind jetzt in allen Künsten Mode geworden. Die „Rougons-Macquards", dieses Riesenwerk Zolas ist nichts, als ein der Entartung gesetztes Denkmal. Dostojewsky, der Shakespeare des russischen Romans, hat uns das größte Heldengedicht der Tollheit geliefert; er beschreibt nur Verrückte, Verbrecher, Epileptiker, Prostituierte, Selbstmörder und Blödsinnige: die Welt, wie er sie uns schildert, gleicht einem Narrenhause, welches von einem Schriftsteller geleitet wird, der auch nicht viel vernünftiger ist als seine Kranken.

Die Kunst Tolstois könnte die pathologische Anatomie der modernen Gesellschaft genannt werden, denn der berühmte russische Schriftsteller wühlt mit dem scharfen Messer seiner Kritik in allen Eingeweiden unserer Existenz, indem er rücksichtslos alle kranken Organe aufdeckt und beschreibt. Aber wenn man auch zugeben muß, daß seine therapeutische Methode beinahe zu gründlich ist, so wird doch niemand das Zutreffende seiner Diagnose leugnen können. Ibsen, der jüngste unter den europäischen Berühmtheiten, ist nicht heiterer als seine Fachgenossen; ein strenger und unermüdlicher Forscher, untersucht er ohne Unterlaß die Abgründe des Lasters und der menschlichen Fehler, aber er läßt dabei überall durchblicken, daß es leichter sein würde, auf den Grund seines wilden, norwegischen Meeres zu bringen, als unser jetziges Elend erschöpfend zu beschreiben. Die Gebrüder de Goncourt haben den Schauplatz ihrer Romane mehrere Male in eine Klinik verlegt, und Bourget ist dermaßen von dem verweichlichten Zustand unseres Geschlechtes überzeugt, daß er ihm den berühmten Shakespeareschen Rat giebt: „Geh in ein Kloster."

Aber es ist wohl nicht nötig, diese ermüdende Aufzählung fortzusetzen, jeder Mensch weiß, welch starker Pessimismus sich unserer ganzen Litteratur bemächtigt hat.

Selbst die Denker und Gelehrten können uns nicht über den Pessimismus in den Künsten erheben. In Deutschland ist auf Schopenhauer Nietzsche gefolgt, für alle solche der Großmeister des herrschenden Pessimismus, die das Ideal des Lebens in der Nirwana und der Vernichtung des Bösen und das Ideal der Menschheit „den Übermenschen" in Borgia oder Tamerlan finden, also in fleischfressenden und intelligenten Bestien, die sich von dem Blute der schwachen

*) Es wird den Leser sicher fesseln, zu lesen, wie ein bekannter ausländischer Gelehrter über das „Dekadence-Geschrei" urteilt, das durch unsere Tage hallt. Der Aufsatz ist in einer englischen Zeitschrift erschienen. Die Verdeutschung stammt von Fr. M. Leser.

Schafe, aus denen die Masse der Menschheit zusammengesetzt ist, nähren. Man kann vielleicht von Schopenhauer und Nietzsche sagen, daß sie keine echten Denker, sondern nur als Philosophen verkleidete Dichter seien, besonders gilt das von Nietzsche. Aber Renan, Taine und Lombroso? Renan und Taine sind vielleicht die düstersten Pessimisten, die ich kenne. Renan verbirgt hinter der frommen Salbung seines vortrefflichen Stils die größte Verachtung für die tierische und böse Menschheit; Taine beschreibt die gräßlichsten Auswüchse menschlicher Grausamkeit, ohne mit der Wimper zu zucken, als ob er die Phasen einer Krystallisation, oder den Umlauf eines Planeten beschriebe. Was Lombroso anbelangt, so muß man ihn wohl auch zu den Pessimisten nehmen, da er in der Fäulnis der Entartung und der Tollheit die Geburt und Entwicklung des Genies erblickt. Nur Spencer bleibt friedlich und heiter wie ein Gott zwischen alle diesen aufgeregten Gelehrten, er läßt sich nicht entmutigen, behält Vertrauen zu dem Fortschritte der Menschheit und sieht nicht in seines Gleichen die verächtlichsten Geschöpfe, die es giebt.*)

Der Kopf wirbelt uns und der Verstand verwirrt sich, wenn man in allen Büchern nichts als Kranke und Unglückliche sieht. Ist es nicht als ob die Geister vom Teufel besessen wären?

Gelehrte, Schriftsteller und Künstler, alle Welt sucht durch die Erscheinungen der Entartung das Wesen von Kraft und Stoff in der Schöpfung erkennen zu lernen. Es erfreuen sich jetzt gewiß nur wenige Denker einer so großen Beliebtheit, als Lombroso: aber diese Beliebtheit ist eben nur die natürliche Folge der ganzen geistigen Bewegung unserer Zeit. Lombroso ist der Philosoph dieser Richtung, deren Romanschreiber und Dichter Zola, Ibsen, Dostojewsky, Tolstoi, Flaubert und Baudelaire sind; mit den Werkzeugen der wissenschaftlichen Untersuchung hat jener diese allgemein geistige Krankheit analysiert, während diese sie mit der glücklichen Eingebung der Künstler untersuchten. Alle diese hervorragenden Geister haben dem gleichen Ziele zugestrebt, ohne daß einer von dem andern wußte, und von den verschiedensten Seiten kommend, haben sie schließlich dasselbe Ziel erreicht und sich dort zusammengefunden. Sie sind sich verwandt, und so erklärt sich ihre — um die Wahrheit zu sagen ein wenig eigennützige — gegenseitige Bewunderung, die Bewunderung von Taine für Lombroso, von Lombroso für Zola, Ibsen, Flaubert, Dostojewsky und Taine und die Bewunderung Zolas für Lombroso. Sie haben alle, ohne es zu wissen, an dem gleichen Werke gearbeitet, indem sie der Entartung dieses „fin de siècle“ ein großes Denkmal errichteten, das für die Geschichtsschreiber des 19. Jahrhunderts eines der merkwürdigsten Phänomen desselben sein wird.

Müssen wir denn nun zugestehen, daß wir krank, sehr krank sind, weil so viele Ärzte sich bemühen die Erscheinungen dieser allgemeinen Krankheit zu studieren?

Ganz und gar nicht. Es würde ein großer Irrtum sein, wollten wir die Diagnose unserer Zeit nach den Angaben stellen, mit denen uns die Bücher und Kunstwerke bekannt machen; denn Litteratur, Kunst und Philosophie geben immer nur ein untreues, teilweise sogar falsches Bild der Zeit, in der sie entstanden sind.

Liest man z. B die Schriffsteller des Mittelalters und studiert man die Bilder, Bildhauerwerke und Bauten der besten Künstler des 13. und 14. Jahrhunderts, so wird man, wie viele oberflächliche Geschichtsschreiber, zu der Ansicht kommen, daß das Mittelalter die Zeit des Mysticismus gewesen ist. Eine fieberhafte Frömmigkeit, eine alles durchdringende Versenkung in das Geheimnis des Todes, eine allgemeine Begeisterung für mönchisches, ganz mit gottesdienstlichen Übungen erfülltes Leben; das erfüllt das Leben einer großen Zahl hervorragender Menschen dieser Zeit, oder besser gesagt, ihrer Bücher, nach denen man annehmen möchte, daß jedermann im Mittelalter nur an göttliche Dinge und an das Heil der Seele gedacht habe; ebenso wie man, nimmt man die Romane Zolas ganz nach dem Buchstaben, zu dem Schlusse kommen müßte, daß es in Europa jetzt nur noch Menschen mit überreizten Sinnen und Nerven giebt. Aber in Wirklichkeit war das Leben der meisten Menschen im Mittelalter nicht wesentlich anders, als unser jetziges. Während einiger Monate habe ich mich in den Archiven damit unterhalten, viel in den vergessenen Chroniken des Mittelalters zu lesen, die uns die kleinen Begebenheiten des täglichen Lebens enthüllen: in der dunklen Existenz dieser Tausende von Menschen, die damals, wie heute, die Mehrheit in der menschlichen Gesellschaft ausmachten, bemerkt man nichts von diesem alles durchdringenden Mysticismus, wie ihn uns die künstlerischen Schöpfungen offenbaren. Die Menschen aßen, tranken, betranken sich sogar, schlugen sich zuweilen, vermehrten sich und hatten die gleiche Vorliebe für alle sinnlichen Freuden, wie heute auch, und einige vorübergehende Frömmigkeits-Epidemien abgerechnet, hatten sie vielleicht nicht mehr Ehrfurcht vor der Kirche und Gott, als man es heute hat. Vielleicht haben sogar niemals die gröbsten Ausschweifungen des tierischen Menschen mit solcher Heftigkeit ihren Lauf genommen, als in dieser vermeintlichen Zeit des Mysticismus.

Dasselbe gilt von der angeblich allgemeinen Entartung unserer Zeit. Gewiß nimmt die Zahl der Entarteten und die der Nerven- und Geisteskranken in unserer Civilisation zu, aber das verhindert nicht, daß die Masse gesund ist und sich aus normalen Menschen zusammensetzt, trotz der Romane, in denen sie als Nebensache betrachtet wird. Diese normalen Menschen mögen — wenn man will — so dumm sein wie Gänse, aber sie existieren und bilden die Mehrheit. Betrachten wir in der That, worin der Unterschied zwischen dem in unseren besten Romanen beschriebenen und dem Leben liegt, das wir täglich beobachten, so kommen wir zu dem Schluß, daß die, welche leiden und sich quälen, in den Büchern sehr häufig, aber in der Wirklichkeit sehr selten sind. Die Menschen und Familien, die selbst unter den ungünstigsten Bedingungen sich an ihr Elend gewöhnen, es kaum noch fühlen und die Kraft zum Glauben finden, ohne der Verzweiflung anheimzufallen, sind zahllos. Wenn die menschlichen Leiden ebenso lebhaft von allen Menschen empfunden würden, wie die Personen in den Romanen sie empfinden, würde die Menschheit bereits längst von der Erdoberfläche verschwunden sein; das menschliche Leben wäre auf unserem Planeten erstorben, denn kein Geschlecht würde eine von Elend so schwere Last des Daseins ertragen können. Die Bücher der Menschen sind pessimistisch, aber der Mensch selbst ist im Grunde optimistisch, denn er paßt sich selbst den ungünstigsten Lagen an und empfindet, hat er sich einmal ihnen angepaßt, das Leben als ein Glück. Wir haben mit einem Bettler Mitleid, sagen wohl gar, daß der Tod einem Leben von Almosen vorzuziehen sei; aber man versuche diese

*) Das thut nicht „nur“ Spencer, unsere deutschen Denker von Rang sind von jenem Pessimismus noch nicht verseucht (Carriere, Wundt, Eucken u. a).
Der L. d. R.-Ztg.

Ansicht dem Bettler selbst beizubringen . . . Er fühlt sein Elend nicht mehr, er hat sich demselben angepaßt. Der normale Zustand des menschlichen Geistes ist weder Schmerz noch Lust, sondern Gleichgültigkeit, denn der Mensch müßte sterben, wenn sein Leben nichts als eine ununterbrochene Reihenfolge von Schmerz oder Lust wäre. Nur die Kranken und besonders die Nervenkranken leiden bei allem und immer, aber diese sind Ausnahmen, und wenn auch in unserer Zeit zahlreiche, so doch immer nur Ausnahmen; die große Masse der Menschen ist aus solchen zusammengesetzt, welche sich auf eine oder die andere Weise den Verhältnissen angepaßt haben und ohne übertriebenen Unwillen und zu große Schmerzen leben. Die eigene Erfahrung der Leser ist vielleicht der beste Beweis für diesen Punkt. Jeder denke an die Personen, die er kennt, und er wird sehen, daß der größte Teil derselben in dem Zustand durchschnittlicher Gleichgültigkeit dahinlebt, welche weder Schmerz noch Lust ist, und da die Menschheit nichts weiter, als die Summe der Menschen ist, so kann eben die Menschheit weder krank noch unglücklich genannt werden.

Aber wie erklärt sich denn der Widerspruch zwischen Kunst und Leben, zwischen Theorie und Praxis? Er kommt daher, daß die Kunst trotz des Realismus uns nicht die reine Wahrheit geben kann, und weil trotz aller Theorie über die Erfahrungs- und Beobachtungsmethode, die a priori verfahrende Wissenschaft immer ein wenig systematisch ist. In den künstlerischen Schöpfungen und in den Büchern der Philosophen und Denker kann man immer nur einen Teil der Wahrheit finden. Von einem gewissen Gesichtspunkte aus ist nichts wahrer und wiederum nichts falscher, als die Romane von Zola und Dostojewsky. Wenig Bücher enthalten mehr Aufklärungen und Wahrheiten als die Schopenhauers und Lombrosos, aber auch in ihnen finden wir kein vollständiges Bild auch nur einer Seite unserer Existenz. Die Gesamtheit der natürlichen Erscheinungen zu begreifen übersteigt die Kraft selbst des größten Genies. Lassen sich z. B. alle die Gründe offenbaren, welche einem kleinen Blatte gerade diese Form und gerade diese Farbe und gerade diesen Bau gegeben haben? Könnte man alle unter dem Himmel herumwimmelnden menschlichen Typen mit ihren verschiedenen Systemen, Gedanken und Leidenschaften beschreiben? Deshalb eben schränken Künstler und Gelehrte das Feld ihrer Beobachtungen ein, und sie begnügen sich mit der Ergründung eines nur kleinen Winkels des Lebens, damit ihre Analyse gründlicher und kräftiger wird.

Zola hat damit begonnen, Auswüchse und Mißbildungen zu beschreiben; sein Verstand hat sich schließlich so daran gewöhnt, in allen Lebensregungen nur krankhafte Bewegungen der Nerven zu erblicken, daß er, anstatt den Mittelpunkt des modernen Lebens selbst zu beschreiben, nur die Nervenkranken beschreibt, welche sich in diesem Mittelpunkte bewegen. Will er große Kaufläden mit neuen Waren beschreiben, so entdeckt sein Auge sofort hysterische Damen, welche Spitzen stehlen. Will er das Leben eines Künstlers darstellen, so wählt er nicht einen ruhigen und gesunden Künstler wie Meissonier zum Helden, sondern er wählt einen unglücklichen Kranken, ein verkommenes Genie.

Dies ist aber nicht nur den Dichtern eigen, sondern die Gelehrten thun das Gleiche, wenn auch auf einem anderen Gebiete; sie endigen damit, in allen Naturerscheinungen nur die Bethätigung der Gesetze zu sehen, welche sie entdeckt haben. So sieht Spencer z. B. die Welt nur durch die Linsen seiner Entwickelungslehre, alle seine Gedanken bewegen sich fortan um diese große Hypothese, in allen Dingen, die ihm unter die Augen kommen, sieht er nur die besonderen Erscheinungen, welche mit seiner Entwickelungslehre übereinstimmen. Die Natur ist sicherlich von einer etwas mächtigeren Größe, als die größte Theorie, und die Bilder, welche uns die Schöpfungen menschlicher Einsicht liefern, sind immer nur einseitig und übertrieben, denn auch geniale Menschen müssen sich, da sie nicht alles sehen können, damit begnügen — wenn auch in größter Klarheit — das wiederzugeben, was sie von ihrem besonderen Standpunkte aus wahrnehmen.

Daher kommt es auch, daß diejenigen, welche nach dem Wesen der Kunst und Wissenschaft die Eigenart eines Zeitabschnittes bestimmen wollen, sich oft auf dem falschen Wege befinden. Kunst und Wissenschaft übertreiben stets, denn sie machen Synthesen. Wenn auch die ganze moderne Kunst und ein großer Teil der Wissenschaft sich dem Studium der Erscheinungen des angekränkelten Familien- und sozialen Lebens widmen, so darf man daraus doch nicht schließen, daß in der Jetztzeit alle Familien der des Rougons-Macquard ähneln, ebenso wie es unvernünftig sein würde, wenn man glauben wollte, daß das Mittelalter nur mit Heiligen, wie der heilige Franz einer war, bevölkert gewesen sei.

Aber warum zeigen Wissenschaft und Kunst eine solche Vorliebe für die krankhaften Erscheinungen des menschlichen Lebens? Wir finden hierin den Einfluß eines allgemeinen Gesetzes der geistigen Entwicklung des Menschen. Das Außergewöhnliche und Ungeheuerliche fordert lebhaft die Aufmerksamkeit heraus, beunruhiget die Einbildungskraft, erreget die Neugier und verführet die Phantasie, während der normale Zustand, der überall derselbe ist, kaum beachtet wird. Wer mitten in dem Geräusch eines Bahnhofes lebt, schenkt demselben nach kurzer Zeit keine Beachtung mehr, nur ein ungewöhnlicher Lärm erweckt seine Aufmerksamkeit; ebenso ist es mit uns, die wir mitten unter normalen Menschen leben, uns fällt nichts mehr in der Gleichförmigkeit ihrer gewöhnlichen Physiognomien auf, während außergewöhnliche Gesichter sofort unsere Blicke auf sich ziehen. Caliban, so scheußlich wie er ist, muß natürlich die Phantasie eines großen Dichters wie Shakespeare mehr anregen, als das biedere, aber alltägliche Gesicht eines Fleischers. Dies erklärt uns auch, weshalb alle Wissenschaften anfangs die außergewöhnlichen Thatsachen studieren: die Astronomie beschäftigte sich mit den Ellipsen lange bevor sie die regelmäßige Bewegung der Gestirne studierte, und die Medizin versuchte die Krankheiten zu erklären, lange ehe sie den Erscheinungen der Physiologie ihre Aufmerksamkeit schenkte. Der einzig dastehende Fall zieht mehr die Aufmerksamkeit, sowohl des Menschen von Genie, als des gewöhnlichen Menschen, auf sich. Fügen wir noch hinzu, daß viele Künstler — besonders unter den Schriftstellern — selbst krank sind und sich dadurch in den günstigsten Bedingungen befinden, den Zustand krankhafter Seelen, den sie aus Erfahrung kennen, zu beschreiben. Ein Kranker begreift leichter kranke Vorbilder, als gesunde, denn jeder neigt dazu, sich die Welt nach seinem eigenen Bilde vorzustellen; so thut es Flaubert, der in allen seinen Romanen sich selbst, gleichviel ob als Mann oder Frau, zeichnete, natürlich aber ohne den außergewöhnlichen Verstand, den er selbst in hervorragendem Maße besaß und den seine Geschöpfe entbehren.

Der Pessimismus von vielen Künstlern und Gelehrten ist nichts als der Ausfluß ihrer kränklichen Konstitution und

ein Mittel, sich über die Leiden, welche sie im Leben zu ertragen haben, hinwegzuhelfen. Die Menschheit ist nicht immer aufgelegt, den Männern von Talent alle die Anerkennung zu geben, welche sich diese wünschen; sie kann auf die übertriebene Reizbarkeit dieser Männer nicht alle die verlangten Rücksichten nehmen und verursacht ihnen dadurch Schmerzen. Jede Aktion ruft eine Reaktion hervor: ein gewöhnlicher Mensch tröstet sich über die kleinen Nörgeleien des täglichen Lebens hinweg, indem er seine Frau schlägt, oder seinen Untergebenen grob begegnet, ein Schriftsteller oder Philosoph von Talent hingegen tröstet sich vielleicht zuweilen auch, indem er seine Frau schlägt, aber öfter noch, indem er einen mit Elend angefüllten Roman schreibt, oder eine in allen Stücken pessimistische Theorie aufbaut, in welcher der Mensch bis auf das Niveau des Tieres, oder noch tiefer gestellt wird. Der Pessimismus von Leopardi, Schopenhauer und Nietzsche hat keine andere Quelle: er ist die Reaktion eines großen Geistes gegen die kleinen Leiden des Lebens.

Man kann ihn von allen Seiten prüfen: dieser Pessimismus der Kunst und der modernen Wissenschaft hat keine sehr große Wichtigkeit, ja er hat sogar oft einen etwas kläglichen Ursprung. Das Leben an sich ist weder gut noch schlecht. Vielleicht verursachen mir morgen die Dummheit und der Eigennutz der Menschen empfindliche Schmerzen, aber habe ich deshalb das Recht, das Leben für ein abscheuliches Übel zu erklären, während Millionen von Menschen zufrieden sind, daß sie leben? Gerade der Gelehrte sollte sich eine Art ruhigen Gleichmuts für alles, was ihn persönlich betrifft, aneignen: die Leidenschaft würde ihm dann nie den klaren Blick über die Dinge trüben. Seine heiligste Pflicht müßte es sein, das eigene Ich gegenüber den Dingen zum Schweigen zu bringen, denn unsere kleinen und alltäglichen Sorgen bedeuten nichts in dem unendlichen Weltenraum.

Ferrero.

Lied im Volkston.

Frau Welt hat mir mein schlankes Reh
Gefangen, ach, gefangen.
Es ist vom stillen Waldessee
Zum lauten Markt gegangen.
Frau Welt, die giebt ihm süßes Brot
Aus ihren weißen Händen,
Schmückt es mit Gold und gleißend Rot —
Mein Herz, wie soll das enden?

Ach, süßer war der rote Klee
In jenen stillen Gründen.
Kann denn mein Reh, mein schlankes Reh
Den Weg zurück nicht finden?
Ich tropfte gerne ihm zur Spur
Mein Herzblut durch die Heiden,
Könnt ich daran zur Heimatflur
Zurück, zurück es leiten!

Agnes Harder.

Das Festspiel in Kraiburg.

Von **Ernst Henschke.**

In einer Zeit, wo von verschiedenen Seiten aus zielbewußt auf eine Schwächung und Zerrüttung des nationalen Empfindens hingearbeitet wird und das künstlich angestachelte Wohlgefallen an oberflächlichem Sinnenkitzel weite Kreise des deutschen Volkes ergriffen hat, ist er höchst erfreulich, auch auf Bestrebungen zu stoßen, die aus hingebender Wärme des Gefühles heraus einer tiefgehenden Pflege des Heimischen gewidmet sind. Besonders wohlthuend wirkt es, daß im Volke selbst das Bedürfnis zu wachsen scheint, den Bann der Bierstube zu durchbrechen und ein inneres Genügen in der lebensvollen Erneuerung großer und edler Thaten unserer Altvordern zu finden und so die Liebe zur angestammten Art nährend zu kräftigen.

Die letzten Jahre haben eine Reihe von Festspielen entstehen sehen, die ein bedeutsames Stück vaterländischer Geschichte zur Darstellung bringen, das zu dem Orte der Aufführung in naher Beziehung steht. So hat auch vor zwei Jahren der Markt Kraiburg, am Inn nahe dem Schlachtfelde von Mühldorf gelegen, begonnen, ein Festspiel darzustellen, das den Streit Ludwigs des Bayern mit Friedrich dem Schönen zum Gegenstande hat. Die Aufführungen sind in diesem Sommer wieder aufgenommen worden und sollen auch ferner alle zwei Jahre an Sonn- und Festtagen stattfinden. Schauspieler sind die Bürger Kraiburgs, aber der Verfasser des Stückes ist nicht aus ihrer Mitte, wie das sonst wohl bei derartigen Unternehmungen der Fall ist, sondern sie haben sich an die kunstmäßige Schöpfung eines berühmten Dichters gewagt, an Martin Greifs Ludwig den Bayern.

Zwei Gedanken tauchen hier auf: Haben sich die biederen Leute nicht eine ihre Kräfte und Fähigkeiten überschreitende Aufgabe gestellt, wenn sie ein eigentlich für große Bühnen bestimmtes Schauspiel aufführen? Und dann: ist dies Stück in Aufbau und Sprache wirklich volkstümlich verständlich? Beide Bedenken sind schon durch die Aufführungen des Jahres 1891 hinfällig gemacht und haben sich von neuem als unhaltbar erwiesen bei den ersten Aufführungen dieses Jahres. Zu diesem erfreulichen Gelingen wirkten mancherlei Umstände mit.

Die Neigung zu schauspielerischer Übung ist in Kraiburg seit lange lebendig. Bis in die zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts hat dort eine Art Passionsspiel bestanden und in den letzten Jahrzehnten blühte eine Liebhaberbühne. Ja im Jahre 1880 stellte der kleine Markt einen geschichtlichen Festzug aus eigenen Kräften. Kein Wunder, daß der Gedanke des Landrats Riedl, Greifs Stück in Kraiburg aufzuführen, begeisterten Anklang fand und thatkräftige Männer wie der dortige Arzt Dr. Schlüsselleber, der Apotheker Haberl und der Kaufmann Hordt bereit waren, die Vorbereitungen in die Hand zu nehmen. Ein eigenes Schauspielhaus auf seinem Grundstück zu errichten, entschloß sich der Landrat Riedl und erholte sich zu dem Zwecke an der rechten Quelle Rats. Er wendete sich an die Münchener Hofbühne und fand dort das gewünschte Entgegenkommen. Nach den Vorschlägen Meister Lautenschlägers, der ja auch die Oberammergauer Bühne eingerichtet hat, entstand das Haus, ein gedeckter Holzbau, der etwa 1200 Personen zu fassen vermag. Durch den Haupteingang gelangt man zunächst in eine Vorhalle, in welcher rechts ein Raum zur

Aufbewahrung von Kleidungsstücken sich befindet, während links Speise und Trank nach Wunsch zu mäßigen Preisen zu haben ist. In den Zuschauerraum führen mehrere steigende Zugänge. Der dritte Platz ist über den zweiten erhöht, wie der zweite über den ersten, der zu ebenem Boden vor der Bühne beginnt. Die Sitze sind alle in geraden Reihen von einer Längswand zur andern gestellt, so daß von jedem Platze die Bühne gut sichtbar ist, auch von der Galerie, die, mit eigenem seitlichem Zugange versehen, sich hinter dem dritten Platze erhebt.

Die Wände sind mit Bildern bayrischer Fürsten geschmückt; die Lüftung erfolgt durch Öffnungen, die auf beiden Seiten oberhalb der Fenster angebracht sind. Beim Beginn der Vorstellung werden die Fenster verdunkelt, und das elektrische Licht tritt in Wirksamkeit je nach Bedarf für Zuschauerraum und Bühne. Eine Verbindung des Zuschauerraumes mit der Bühne bildet für die Einbildungskraft eine Scheintreppe, die zugleich den Einsager verdeckt. Die Bühne selbst, von der sogenannten Shakespearebühne des Münchener Hoftheaters ein Abbild im kleinen, ist vorn am breitesten ausgedehnt, rückt dann aber, um ein paar Stufen erhöht, in der Mitte etwas zusammen, und dieser zweite Teil ist durch einen Sondervorhang abschließbar. So wird ein rascher Wechsel der Auftritte ermöglicht, indem hinter diesem Vorhang die Einrichtung für den nächsten Auftritt getroffen werden kann, während das Spiel vorn fortdauert. Die ganze Bühne dient deshalb zum Schauplatz nur in dem Beginn eines Auftrittes, oder sonst, wenn mit dem Auftritt der Akt schließt und so der Hauptvorhang in Thätigkeit tritt.

Die Seitenstücke und Hintergründe sind von Mettenleitner geschichtlich und landschaftlich auf das genaueste ausgeführt, ebenso sind die Waffen und Geräte, nach Angabe des Professors Flüggen, in Kraiburg selbst in täuschend treuer Nachahmung gefertigt. Die Anzüge wurden in München ebenso vortrefflich hergestellt. Das Spiel selbst einzuüben, hat sich auch heuer Savits, der unermüdliche erste Regisseur der Münchener Hofbühne, Zeit und Mühe nicht verdrießen lassen und so ist bei dem begeisterten Eifer der Mitwirkenden wirklich etwas Vortreffliches zu stande gekommen. Eines muß man freilich immer festhalten: kunstmäßig geübte Schauspieler können und wollen diese Leute nicht sein und deshalb darf man nicht die Nase rümpfen, wenn in die hochdeutschen Verse ab und zu ein wunderlicher Laut hineinklingt. Was sie sonst leisten, ist vollkommen hinreichend, einen tiefgehenden Eindruck zu machen. Von Anfang überrascht und fesselt die sichere Beherrschung der Rollen, die deutliche Aussprache, das unaufhaltsam ineinandergreifende Spiel der einzelnen, wo Rede und Gegenrede Schlag auf Schlag folgen, und nicht zuletzt die packende Lebendigkeit der Massenauftritte, an denen sich jede Hofbühne ein Beispiel nehmen könnte. Die Hauptrollen sind in besten Händen. Ludwig der Bayer, von einem Bildhauer dargestellt, war in körperlicher Erscheinung wie im Auftreten jeder Zoll ein Kaiser und ihm stehen Friedrich der Schöne (ein Konditor), der Burggraf von Nürnberg, Seyfried Schweppermann und alle die übrigen würdig zur Seite und gegenüber. Auch die weiblichen Rollen werden mit großer Hingabe gespielt, die schwergeprüfte Isabella und die einfach gemütvolle Kaiserin, sowie die herzige Tochter des Trausnitzer Ritters, die dem gefangenen Friedrich den Gram zu scheuchen sucht, eine Erscheinung voll Jugendreiz. Aber auch der Dichter darf sein Teil Lob dahinnehmen. Sein Stück lehnt sich ganz eng an die geschichtlichen Vorgänge an und beginnt mit dem Einfall Friedrichs des Schönen in Bayern, dem sogleich die Schlacht bei Mühldorf folgt, bei deren Darstellung der Dichter die Teilnahme der Bäcker und Schuster recht glücklich verwendet hat. Die Eiverteilung, bei welcher der fromme Schweppermann allein zwei bekommt, macht einen wirkungsvollen Aktschluß. Das Stück endet dann nach der Rückkehr Friedrichs von seiner erfolglosen Reise zu seinem Bruder Leopold mit der edelmütigen Teilung der Herrschaft durch Ludwig und der darauf folgenden Huldigung Leopolds.

Wie Greif in seinen Gedichten alles Rednerische und Aufgebauschte auf das sorgfältigste meidet, so zeigt auch die Sprache in Ludwig dem Bayern eine große Einfachheit. Auch die Kennzeichnung der Handelnden ist in sicheren Zügen, aber mit bewußter Knappheit durchgeführt. Ihre Beweggründe haben nichts wirr Verwickeltes, aufregend Quälendes, mit einleuchtender Klarheit treten sie hervor und die gesicherte Teilnahme des Zuschauers steigert sich bald zu sanfter Rührung, bald zu mutiger Erhebung, um zum Schluß ein bestärktes Lebensgefühl, eine Empfindung geistiger und seelischer Gesundheit zurückzulassen. Eine tapferschlichte Ehrlichkeit atmet aus dem Ganzen, eine kernigdeutsche Treuherzigkeit erhebt ihre gemütgewinnende Stimme und bei aller gläubigen Frömmigkeit, die uns entgegentritt, fehlt doch nicht das mannesstolze Bewußtsein eigenen Wertes gegenüber priesterlicher Anmaßung und Verlockung. Ludwig der Bayer war eigentlich für eine große Hofbühne bestimmt, die kunstvolle Fügung der stetig fortschreitenden Handlung ist auf verwöhnte Zuschauer der Großstadt berechnet. Wenn dies Stück trotzdem von einfachen Menschen so dargestellt und auf einfache Menschen so wirken kann — denn die Bauern der Umgebung sind nicht die am wenigsten begeisterten Besucher des Festspielhauses — so ist das ein erquicklicher Beweis dafür, daß das Volk eine gesunde künstlerische Nahrung zu schätzen weiß, wenn sie ihm nur geboten wird. Es beweist aber des weitern, daß es dem Dichter gelungen ist, die Sprache zu reden, welche den Weg zum Herzen des Volkes findet. Möge es Martin Greif vergönnt sein, in dieser Kunstweise noch lange rüstig weiterzuschaffen, die seiner Eigenart am innigsten verwandt ist, wie sich neuerdings in seiner vortrefflichen Agnes Bernauer gezeigt hat.

Dem kleinen Kraiburg aber, das reizend waldumgeben im eindrucksvollen Thale des schnellfließenden Inns liegt, wünschen wir fortan einen reichen Strom von Besuchern, die, freundlich und ohne jede Habgier aufgenommen, ihre Erinnerung um ein sonniges Dauerbild bereichert fühlen werden, wenn sie, dankbar und bedauernd, scheiden. Ein reizvolles sichtbares Andenken werden für manchen auch die Vervielfältigungen des schönen Bildes sein, auf welchem Professor Schäfer aus München die Hauptauftritte des Schauspieles mit künstlerischer Hand festgehalten hat.

Scheltet nicht die frohen Stunden!

Scheltet nicht die frohen Stunden,
Die durchscherzten, die durchlachten,
Schnell gekommen, schnell geschwunden,
Als die nutzlos hingebrachten.

Einen Schatz von Sonnenstrahlen
Häuft das Herz in frohen Zeiten,
Die uns später auf den kahlen,
Trüben Bahnen freundlich leiten.

Preist ihr, wem aus Not und Schmerzen
Quellen stillen Segens fließen,
Preist auch den, der recht von Herzen
Lachen lernte und genießen.

Denn auch das ist Gottes Segen,
Gott kann strafen, kann beglücken;
Führt er uns auf Blumenwegen,
Laßt uns auch die Blumen pflücken!

Scheltet nicht die flücht'gen Stunden,
Die durchscherzten, die durchlachten,
Da wir manchen Schatz gefunden,
Als die nutzlos hingebrachten.

Anna Behnisch.

Frühlingssturm.

Weißt Du, wie der Lenz kommt draußen in Wald und Feld? Nicht sanft und licht und lieblich, nein, verhüllt von dunklem Wolkengewand, im Sturm und Drang, mit Macht, mit Macht!

Es braust hoch in den Lüften und fährt in sausender Hast erdenwärts, mit Ungestüm an den starken Bäumen rüttelnd, daß ihre Wipfel ächzend schwanken und ihre Zweige zitternd fliegen — das tote Laub des Vorjahres aus seiner Ruhe vom feuchten Grund aufscheuchend, daß es mit erschrockenem Rascheln durcheinander und müde weiterflattert. Grauer Himmel hängt über der grauen Erde, und selbst die weichen Winterflocken, die hellschimmernd niederwehten, um all die traurige Öde und Armut des kahlen Bodens mitleidig zu überdecken, sind nicht mehr; nur schwere, kalte Tropfen fließen herab, Sumpf und trübe Lachen bildend, die graue Trübseligkeit unten zur widerwärtigen Häßlichkeit wandelnd, über der kläglich krächzende Raben trägen Flügelschlages umherirren.

Doch nun, plötzlich! leuchtet aus dem Riß der Wolkenmauer ein Stückchen Himmelsblau hervor, und ein Sonnenblick zittert hindurch, warm und hell, voll wunderbarer, Leben lösender, Leben lockender Kraft, alles mit goldigem Schimmer verklärend, selbst über die Regenlachen am Boden noch blitzende Funken streuend. O, das war Lenzeslächeln! Ein erster trostreicher Gruß, der Welt zu künden, daß er wiedergekehrt und nun unablässig, wenn auch noch ungesehen, weben und wirken will, um die Erde zum großen Auferstehungsfest würdig zu schmücken! Die Winde brausen und die Wolken fliegen, aber durch das Brausen geht es nun immer vernehmlicher wie ein heller, starker Klang von freudiger Freiheit, wie frohlockender Siegesruf, und zwischen den Wolken grüßt wieder und wieder das lichte Blau. Und immer heller lacht, immer mächtiger lockt der goldene Strahl, daß es hier und dort heimlich sich zu regen beginnt und dann freudig anhebt mit Grünen und Blühen und Duften, mit Singen und Klingen und Rauschen allüberall.

Und ob dann auch noch wieder und wieder lange Regentage hereinbrechen mögen über die junge Lenzespracht und kalter Windhauch hindurchschauert, den neu erwachten, den stillen, starken Lebensdrang kann er doch nimmer ertöten. Reißt er gleich hier oder dort ein Blatt, eine Blüte vom Baum — der Baum hat knospendes Leben in Fülle, das voll Sehnsucht um Raum zur Entfaltung ringt. Und lebt nicht des Lenzes Kraft in ihm, die schöpferische Kraft, der sieghafte Drang, zu wachsen und zu werden und sich fortzugestalten zu dem, was seines Daseins Zweck und Vollendung ist? Der Sturm verweht und die Wolke verrinnt; reicher und kraftvoller nur quillt das Leben hervor, dem sie das Wiegenlied gesungen.

So wie draußen geht es auch zu, wenn dem Menschenleben ein Lenz kommen soll.

Nicht an den Liebeslenz denke ich hier, dem wohl auch selten ganz die trüben Tage fehlen, da die Wolken des Bangens und Zweifelns tief, tief herniederhangen über dem heißen, hochschlagenden Herzen, vielleicht auch wildes Sturmesbrausen erschütternd vorausgeht: noch in anderer Weise kann dem Menschen ein Lenz erblühen, ein Lenz, der kein Privilegium für Jugend und Schönheit, der an rosige Wangen und lachende Lippen und glänzende Augen nicht gebunden ist. Überall, wo ein Herz in schwerem Streit mit sich selbst, mit seinem Schicksal zitternd ringt, in herbem Weh um Verlorenes zuckt, in bitterer Reue qualvoll sich windet, in Zorn oder Trauer Leid trägt über irgend einen dunklen Schatten, der mit oder ohne seine Schuld ihm auf den Lebensweg gefallen — möchte ein Lenz Einkehr halten. All die Schmerzensstürme, die dann unbarmherzig durch die Seele fahren, alle die Trübsalswolken und Thränenschauer sind nichts anderes denn die Boten, die sein Nahen verkünden und vorbereiten, die auskehren und fortspülen sollen, was schwach und unlauter, was krank und verfallen ist, die aufrütteln wollen, was an guten Kräften tiefinnen verborgen schlummert.

Wohl wird es Dir, Du armes Menschenkind, in solchen Leidensstunden gar weh und bang ums Herz, wenn so im Sturmestoben alles zu wanken und zu brechen scheint, wenn alle Deine künstlichen Wunschgespinste, Deine prächtigen Traumbilder zerreißen, verflattern und vielleicht, ach, Dein ganzes bisheriges Leben in Trümmer stürzt, über die hinweg einen Weg in die Zukunft zu finden Du vergebens Dich mühst. Wohin Du Dich wendest, hinein in Dein Herz, hinaus in die Welt: nirgend ein lichter verheißungsvoller Schimmer, nichts als kaltes Nebelgrauen, pfadlose Öde, Trümmer Deines Glückes. Deine Kraft will erlöschen — nun kannst, nun willst Du nicht mehr weiter, nur ein Ziel noch siehst Du für Dich: das Ende — Erlösung — Erlösung durch den Tod!

Aber dann bricht plötzlich ein heller Glanz durch das Dunkel, ein warmes, freudiges Licht, und siehe, aus Deinem eigenen Herzen quillt es, Hoffnung ist sein Name, und wunderbar, Leben lösend, Leben lockend ist auch seine Kraft. Das macht, es ist himmlischen Ursprungs; ein Fünklein nur, doch unvergänglich, in verborgener Tiefe fort und fort glimmend, ward es dem Menschen mitgegeben in das Erdenleben, um, wenn alles in Nacht versinkt, mit goldenem Schimmer aufzustrahlen und von innen heraus ihm den Weg zu erhellen. Das ist Dein Lenzeslächeln, Menschenkind; immer heller, immer sieghafter kehrt es wieder, die stillen Lebenskeime in Dir alle wachzuküssen.

Und nun beginnt eine selige Zeit für Dich — Frühlingsweben der inneren Wiedergeburt. Es ergeht Dir wie dem Baum da draußen: wie immer auch noch Wind und Wetter Dich umtoben mögen, in Dir drängt und ringt sich kraftvoll

ein neues reiches Leben hervor, um all Dein Streben und Schaffen zu durchranken und in übermächtigem Drange alles Sein und Wesen liebend zu umfassen. Je mehr Du gelitten, je mehr Du verloren, desto größer, desto köstlicher ist auch der Gewinn, der Dir jetzt dafür werden kann. An Dir nur liegt es, wenn er nicht ganz und gar Dir zu eigen fällt, an Dir allein, an Deinem eigenen allzu trotzigen oder allzu verzagten Herzen, wenn nicht reicher Segen Dir aus der Trübsal erwächst. Dein ist die Schuld, wenn Du nicht reifer und reiner, reicher an Erkenntnis und an Verständnis, an Liebeskraft, an jeder Kraft des Guten, in Dir gefestigt, vertieft, gehoben und geläutert, inniger verbunden mit Gott und Menschheit aus Leidenstagen hervorgehst.

Darum, wenn Trübsalswolken Dich umrauschen, sei stark und halte stand, und will es nicht mehr gehen, so halte still und warte, bis das Wetter vorübergegangen. Laß Dich nur niederbeugen, als wärest Du der Baum draußen im Felde, laß Dich erschüttern bis in die tiefsten Tiefen Deines Wesens hinein, weine, zittere, zage immerhin, aber verzage nicht. Du weißt ja, Gott sendet, Gott wendet auch das Leid, er sendet nicht mehr, als Dir not thut, er läßt es enden zur rechten Stunde und alles, alles sich wandeln in neuen Lebens Segen. Alles, auch Vergehen und Sterben, denn der Tod selbst ist ja immer nur die Pforte, die zu einem neuen Dasein hinüberführt, nur der Gedankenstrich, der einen kurzen Abschnitt im großen Buche des Lebens von einem anderen und, wie wir hoffen dürfen, schöneren trennt.

Th. Westphal.

Zum ersten Mal allein.

Zum ersten Mal allein — so klang Dein Jubelruf,
Als ich mich angelobt Dir einst im Frühlingsleben.
O segenspendend Wort, das eine Welt mir schuf,
Die noch im Altersschnee das Herz mir läßt erbeben.

Zum ersten Mal allein — so schrie ich gramvoll auf,
Als man im Blütenschnee zum Friedhof Dich getragen,
O schmerzdurchdrungner Ruf, der einem Lebenslauf
Vom Lenz zum Herbst nur schuf ein schmerzliches Entsagen.

Marie Kiltmar.

Aus dem Leben für das Leben.

Von O. v. L.

Echte Liebe wie echte Freundschaft muß stets mit menschlichen Schwächen der Geliebten rechnen, aber sie darf auch fordern, daß diese es ebenso thun. Das ist jene „Rücksicht", die der Dichter mit Recht als „Blüte edelsten Gemütes" bezeichnet. Sie ist aber weit entfernt von jener schwächlichen Duldung, die offenbaren Fehlern schmeichelt. Sie versteht es jedoch solche derartig zu rügen, daß auch der Tadel zum Kerne die Liebe hat.

*

Auch treulos gewordenen Freunden sollst Du ein gütiges Erinnern bewahren. Du hattest sie lieb und dafür mußt Du ihnen dankbar bleiben. Denn jedes warme Gefühl, das unserem Herzen entströmen durfte, ist ein Glück gewesen und hat Dich reich gemacht.

*

Die Menschen der Großstädte stehen mit der Natur auf „Besuchsfuß" — man verzeihe mir dieses häßliche Wort. Einmal im Jahre gehen sie zu ihr und ziehen vorher den geistigen Sonntagsrock an; sie machen schöne Worte und hübsche Verbeugungen. Und ist der Besuch vorüber, dann sind sie ebenso verkünstelt wie vorher.

*

Wer seine Liebe verbergen muß, gewinnt leicht den Anschein von Kälte. Da er in sich die Glut stets fühlt, glaubt er, die Maske sei noch immer nicht dicht genug.

*

Jede Einrichtung, die sich selber zum Zweck wird, gräbt sich die Wurzel ab. Man kann es heute bei Staat und Kirche, in der Schule und Litteratur beobachten. Das bekannte Wort „l'art pour l'art" läßt sich auf alle anderen auch anwenden; man könnte ebenso von „Staat für den Staat" und von „der Kirche für die Kirche" sprechen. Und alles wäre gleich falsch. Denn sie alle sind für die Menschen und zwar für solche einer bestimmten Zeit und eines bestimmten Volkes vorhanden. Sobald eine von ihnen das vergißt, darf sie sich nicht wundern, wenn sich die Menschen von ihr abwenden.

*

Wenn ich körperlich arbeite, kann ich noch immer daneben mit dem Geiste thätig sein und nachdenken; der geistige Arbeiter aber muß den Körper unthätig lassen. Darum gehört er zu den „Märtyrern der Civilisation" und fast immer ist Siechtum sein letzter Lohn. Er weiß es, was kommen wird und muß dennoch den Weg weiter gehen, und nur wenigen ist es gegönnt, dem Hirne die nötige Ruhe zu lassen.

Neue Schriften.

Stufen. Lyrisches und Satirisches von Emanuel von Bodmann. (Zürich 1894, Verlag von Sterns litterarischem Bulletin der Schweiz.)

Maurice von Stern macht uns in seiner neuen Eigenschaft als Verleger mit einem jungen Dichter bekannt, der zu schönen Hoffnungen berechtigt. Emanuel von Bodmanns Talent neigt seinen Erstlingsgeschichten nach vorwiegend der Lyrik zu; er hat Empfindung, eigensten Bilderreichtum und verfügt über das Geheimnis der Stimmung. Gedichte wie „Seeland", „Abschiedsstunde", „Am Fenster" u. a. sind Schöpfungen, deren sich kein anerkannter Poet zu schämen brauchte. Dagegen sind die satirischen Stücke der Sammlung recht schwächliche Machwerke, und mich wundert es, daß Sterns feinfühliger Geschmack hier nicht ein Veto eingelegt hat. Die Idee ist meist alltäglich und ihre Verbildlichung fast überall gesucht und geschmacklos. Die Bilder sind aus dem Naturleben genommen; aber anstatt daß die satirische Absicht sich zwanglos aus dem Naturbilde ergiebt, wird sie vom Dichter mühsam in dasselbe hineingedichtet. Und so zerreist und zerflattert die schöne Stimmung, in welche die Lyrik Bodmanns uns versetzt hatte. Die Wirkung seines Erstlingswerkes wäre reiner und tiefer gewesen, wenn er sich hätte entschließen können, die satirischen Gedichte aus dem Bande fortzulassen. P. R.

Unser Vogtland. Monatsschrift für die Landsleute in der Heimat und Fremde. Herausgegeben von Gottfried Doehler. (Leipzig, Roßberg.)

Das Vogtland umfaßt die waldreichen Höhenzüge um die Oberläufe der Saale und Elster und zwischen denselben. Die Mundart der Bewohner ist teils oberfränkisch, teils thüringisch, sie gehören jetzt Bayern und verschiedenen mitteldeutschen Kleinstaaten an, aber das Bewußtsein gemeinsamer Geschichtserlebnisse schlingt noch immer um sie ein natürliches Band. Wie bei anderen deutschen Gau-Individualitäten sucht sich auch bei den Vogtländern Heimlust und Heimdrang von der Tradition zur kulturgeschichtlichen und litterarischen Selbstprüfung zu erheben, die naive Freude an der Eigenart gegenständlich zu erfassen. Einen neuen Zuwachs zu der in Deutschland fleißig betriebenen ethnographischen und stammespsychologischen Kleinarbeit bilden die seit April dieses Jahres erscheinenden Monatshefte mit dem traulichen Titel: „Unser Vogtland". Auch das ist wieder ein Schritt, um Goethes schönen Wunsch in Erfüllung zu bringen: „So wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte — jeder; da wär's ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein." Der Herausgeber, ein begabter lyrischer und dramatischer Dichter, ist selbst ein Vogtländer Kind. Und das erste vorliegende Heft lockt durch hübsche Ausstattung und gediegenen Inhalt an. Da sind vor allem nach dem warmen Geleitworte Doehlers zu erwähnen bisher ungedruckte selbstbiographische Mitteilungen Julius Mosens, dessen Wiege im Vogtlande stand, und welcher dem deutschen Volke durch einige allverbreitete Lieder, den Litteraturfreunden durch seinen „Ahasver" und Ritter Wahn" unvergeßlich bleiben wird. Diese Notizen hat Mosen seiner Frau 1859 in die Feder diktiert als er bereits jenem Lähmungszustande verfallen war, der seine letzten 14 Lebensjahren in Banden hielt. Weiteres enthält das Heft interessante Aufschlüsse über „die vorgeschichtliche Vergangenheit des bayrischen Vogtlandes" von L. Zapf, verschiedene landschaftliche Schilderungen und Beiträge zur Landeskunde, eine drollige Schnurre von dem Vogtländer Dialektdichter Louis Riedel: „Worscht rüber — Sausack rüber", stimmungsvolle Gedichte von Hugo Kegel und Gottfried Doehler. Wir wünschen dem gut eingeleiteten Unternehmen besten Fortgang. K. P.

Anthropologische Formeln für das Verbrechertum. Eine kritische Studie von Dr. A. von Bentivegni, Gerichtsassessor. (Schriften der Gesellschaft für psychologische Forschung. Heft 6. II. Sammlung.)

Der bekannte Forscher auf psychologischem und anthropologischem Gebiete kennzeichnet in vorliegender Schrift mit scharfer Logik die Behauptungen neuerer Kriminalanthropologen, speziell diejenigen, welche Lombroso in seinem bekannten, auch in deutscher Sprache erschienenen Werke (Lombroso, Der Verbrecher in anthropologischer, ärztlicher und juristischer Beziehung. Hamburg, 1887 und 1890. 2 Bde.) aufgestellt hat. Er wirft viele treffende Streiflichter auf die Mängel der bestehenden wissenschaftlichen Verfahren und weiß z. B. auch den Wert der nunmehr im allgemeinen verachteten Physiognomen und Symboliker von Aristoteles an bis auf Gall, Lavater und Carus darzulegen, deren Systeme seiner Ansicht nach der modernen Forschung manches brauchbare Material liefern könnten. Sodann gelangt er zu dem Schlusse, daß einer gemeingültigen Deutung äußerer Merkmale viele Thatsachen und Beobachtungen entgegentreten, darunter auch diejenigen, aus denen das „Individualgesetz der Symbolik" abgeleitet werden kann, die große individuelle Verschiedenheit in der Gesamtwirkung des äußeren Ausdruckes. Die anthropologische Forschung werde, so meint er, trotz aller Fortschritte keine eigentlichen Verbrechermerkmale, d. h. solche, die dem Verbrecher allein eigen sind, aufstellen können, weil eben diejenigen seelischen Eigenschaften, auf welche die einzelnen Merkmale vielleicht hindeuten, sich vereinzelt auch beim sittlich normalen Menschen vorfinden. Dagegen könne es sehr wohl zur empirischen Begründung eines Verbrechertypus kommen als einer Zusammensetzung von Anzeichen, solcher Eigenschaften, die vereinzelt harmlos oder unwirksam, verbunden aber gefährlich sind. Der praktische Nutzen der gesicherten Aufstellung eines solchen Verbrechertypus bestände darin, daß Richter und Staatsanwalt im gegebenen Falle mangels besserer Anhaltspunkte sich darüber orientieren könnten, ob einem Beschuldigten das ihm zur Last gelegte Verbrechen wohl zuzutrauen sei, nicht aber etwa darin, daß im Bejahungsfalle auch gleich die Schuldfrage bejaht wäre. Wir können die interessante und verständliche Studie allen, welche sich über den aufgestellten Forschungspunkt belehren wollen, aufs wärmste empfehlen. Th—ss—n.

Vermischtes.

Die Numerierung der Häuser kann ihre allgemeine Einführung erst von dem ersten Jahre der französischen Revolution her datieren. Die Republikaner führten 1789 die Numerierung behufs leichterer Verteilung der Steuern allgemein ein, wenn auch im Anfange in gerade nicht allzu praktischer Weise, indem man, von einem Punkte ausgehend, die Nummer durch alle Straßen der Distrikte, in welche die Stadt eingeteilt war, fortführte. Erst später folgten die Versuche, jede Straße für sich zu numerieren. Th.

Vom alten Blücher. Als Blücher noch Lieutenant war, wurde er durch einen Musketenschuß am Fuß verwundet. Die Wundärzte, welche damals noch viel mit dem Rasiermesser zu schaffen hatten, untersuchten die Wunde und fingen nach mehreren medizinischen Kunstausdrücken an zu schneiden. Blücher ließ es ruhig geschehen. Nachdem diese Operation eine halbe Stunde gewährt, die Wunde immer größer wurde, und die Ärzte kopfschüttelnd weiter schnitten, fragte Blücher endlich, was denn daraus werden solle? — „Nun," entgegnete ein Schüler Äskulaps mit wichtiger Miene, die Pinzette in der bluttriefenden Rechten haltend, „wir suchen die Kugel." — „Die Kugel?" fragte Blücher; „warum sagen Sie das nicht gleich? Die Kugel habe ich in der Tasche." Er hatte sie sich bereits selbst herausgedrückt. Th.

Inhalt der Nr. 40.

Verantwortlicher Leiter Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Deutsche Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ ℳ vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. No. 41.

Griffenfeld.

Historischer Roman

von

H. F. Ewald.

Erstes Kapitel.

Die Stunde des Gelobens.

Es war ein klarer Wintertag mit klingendem Frost. Der Schnee knirschte unter den Füßen der würdigen Bürger, die mit ungewöhnlicher Hast durch die Straßen Kopenhagens eilten, und unter den Rädern der schweren Karossen, die mit vornehmen Frauen dahinrollten, jeden Augenblick in Gefahr, die Ausflußröhre einer Dachrinne, ein Schild oder einen anderen hervorragenden Gegenstand mit sich fortzureißen.

Es war jedoch nicht die Kälte allein, welche die Leute zu solcher Eile veranlaßte und sie in die Weinstuben trieb. Auch war es nicht nur die Lust zur Geselligkeit und zum Klatsch, welche die Frauen an den Kaffeetischen vereinigte. Eine wichtige Begebenheit war nach kurzer Vorahnung eingetroffen, und alle fühlten den Drang, die Folgen derselben zu erörtern; denn an diesem Tage, am 9. Februar 1670, in der Mittagsstunde, hatte König Friedrich III. seine Augen geschlossen und der Welt lebewohl gesagt.

Die Glocken auf dem großen Turm der Königsburg stimmten ein kräftiges memento von der Vergänglichkeit alles Irdischen an, und die Kirchenglocken der Stadt antworteten darauf in vielstimmigem Echo, während die untergehende Sonne ihre roten Strahlen auf die mit Schnee bedeckten Dächer, Giebel und Turmspitzen warf. Das Abendrot verwandelte das Leichentuch, welches die Stadt bedeckte, in ein Purpurkleid, und der Stern, welcher den kommenden Morgen ankündigte, schimmerte bereits am Himmel.

Es war wie ein Bild von dem, was jetzt in der Stille im Schloß zu Kopenhagen vorging. Ein aufgehender Stern kündigte den Morgen eines thatenreichen Tages an, und eine starke und geschickte Hand webte über dem Leichentuch des entschlafenen Königs den Purpur, der nun den Erben der unumschränkten Gewalt, den jungen König Christian V. für eine Zeitlang schmücken und seinen Thron mit Ehren umgeben sollte.

Der König saß in seinem Gemach; seine lebhaften braunen Augen waren fest auf einen schlanken Mann von kaum Mittelgröße gerichtet, welcher vor ihm stand und mit ihm redete. So wohl proportioniert war indessen der Körperbau dieses Mannes und so frei und anmutig waren seine Bewegungen, daß seine Würde und sein Ansehen durch die geringe Körpergröße keinen Abbruch erlitten. Er war bekleidet mit einem schwarzen Anzug ohne den geringsten Schmuck, und er trug, obgleich die Perücken in Mode gekommen waren, sein eigenes schönes, dunkelbraunes Haar, welches an beiden Seiten seines schmalen, bleichen, ausdrucksvollen Gesichtes herunterfiel. Die Worte flossen unterthänig genug von seiner gewandten Zunge, aber sein Haupt war stolz erhoben, und aus seinen dunkelgrauen Augen sprühte Geist und Leben. Seine ungemein wohltönende Stimme hatte einen bethörenden Klang, welcher leicht zu Herzen ging, aber in diesem Augenblick gab sie durch ihre Festigkeit Zeugnis davon, welche Willenskraft in dem Manne wohnte. Hin und wieder spielte ein Lächeln um seine Lippen, nicht des Spottes, was sonst keineswegs ungewöhnlich bei ihm war, sondern wie ein Sonnenblick, der sein Licht warf auf die Gipfel des Ruhmes, von welchem er den Schleier nahm und seinem Herrn und König den Weg dort hinauf zeigte.

Dieser Mann war Peter Schumacher. Als einer der geringsten im Range hatte er soeben in dem Kreise derer gestanden, die dem neuen Könige huldigten, den Eid der Treue ablegten und die Zusage seiner Gunst und Gnade empfingen. Verschiedene Augen waren in dieser ernsten Stunde von Thränen gefeuchtet gewesen, und manches alte Herz hatte unruhig gepocht. König Friedrichs vertraute Diener

mußten fürchten, daß mit ihrem entschlafenen Herrn und Wohlthäter vielleicht trotz der gnädigen Worte des jungen Königs ihre Zeit dahin sein werde. Der mächtigste von ihnen, Geheimrat Christoph Gabel, konnte die Hoffnung noch nicht fahren lassen, daß er sich behaupten werde. Seine schwarzen Augen funkelten vor Zorn bei dem Gedanken, daß die Zügel, die er so sicher geführt hatte, ihm entrissen und dem Ignoranten und Wollüstling, den er mit schneidender Geringschätzung betrachtete, in die Hände gelegt werden könnten. Andere dagegen erwiesen diesem Herrn schon Ehrerbietung, denn es war König Christians erklärter Liebling und Vergnügungsrat aus seiner Prinzenzeit, der Kammerherr Martin Schinkel. Das hochmütige Lächeln auf seinem rotglühenden Angesicht zeigte, welche Erwartungen er hegte, und wie sicher er auf Erhöhung und Macht rechnete. Daher war auch seine Überraschung und Verwirrung bei dem, was nun geschah, ganz überwältigend.

Auf Geheimrat Gabels Aufforderung trat jetzt des verstorbenen Königs Archivar Schumacher, Obersekretär in der Kanzlei, vor. Er trug ein großes, mit dem königlichen Siegel versehenes Paket, und mehrere Kanzleidiener mit Saffian-Kapseln folgten ihm. Es war König Friedrichs Testament oder das Königsgesetz und die Regalien, welche nach dem Willen des entschlafenen Monarchen seinem Sohn und Nachfolger auf diese Weise übergeben wurden. Doch war diese Handlung weit davon entfernt, eine leere Ceremonie zu sein, denn weder König Christian selber noch irgend einer unter den Räten seines Vaters, ja nicht einmal des königlichen Testators eigene Gemahlin, jetzt Königin-Witwe Sophie Amalie, hatte Kenntnis von dem Inhalte des Testaments. Allein Schumacher, welcher das Testament eigenhändig niedergeschrieben und es auf König Friedrichs Befehl paraphiert hatte, kannte den Inhalt dieses Aktenstückes, welches in den nächsten zwei Jahrhunderten des Reiches Grundgesetz bleiben sollte. Zugleich hatte der kluge und verschwiegene König dadurch, daß er die Regalien in Schumachers Obhut gab, diesem eine Ehre und ein Vertrauen erwiesen, wozu seine amtliche Stellung ihn durchaus nicht qualificierte. Kräftiger als durch die empfehlendsten Worte hatte König Friedrich damit auf den Mann gezeigt, der nach seiner Meinung des vollen Vertrauens seines Nachfolgers würdig und brauchbarer sei, als irgend ein anderer.

Doch faßte keiner der Anwesenden diese Handlung so auf. Schumacher war in ihren Augen nur ein Handlanger, der im Dienste größerer Männer stand und das Gut überlieferte, welches ihm anvertraut worden war. Wohl wußte Gabel, daß die Sache sich anders verhielt, hatte aber doch selber keine Ahnung von der Tragweite von dem, was jetzt vor seinen Augen vorging.

Nur der König war offenbar stark ergriffen und blieb einen Augenblick stehen, versunken in tiefes Schweigen. Möglicherweise hatte sein königlicher Vater auf dem Sterbebette mit ihm über Schumacher gesprochen, und die Worte fanden jetzt Widerhall in seinem Innern; aber davon wußte man nichts. Das lange Schweigen des Königs fiel zuletzt allen auf, und mit Spannung ruhten ihre Blicke auf der Majestät, bis der König plötzlich das Haupt erhob und die ganze Versammlung mit einigen gnädigen Worten verabschiedete. Dann befahl er, das Testament und die Regalien in die Gemächer zu bringen, welche er bisher als Prinz bewohnt hatte und gebot Schumacher, ihm zu folgen.

Während alle sich tief verneigten, ging der König durch die Reihen, gefolgt von Schumacher und den Kanzleidienern, welche die kostbare Last trugen. Bald verbreitete sich im Schlosse das Gerücht, der König habe alle entfernt und sich mit Schumacher eingeschlossen. Mehrere Stunden währte diese Audienz, und während dessen glich die Königsburg mit den in den Gemächern und auf den Korridoren umherwandelnden Hofleuten einem Bienenkorbe mit summenden Bienen, die durch eine eingedrungene Hornis aufgeschreckt worden sind.

Die Unruhe würde jedoch noch größer gewesen sein, wenn man gewußt hätte, was dort hinter der verschlossenen Thür des Königs vorging. Schumacher hatte auf des Königs Befehl das Siegel des großen Pakets geöffnet, der in Goldbrokat gebundene Foliant war seiner silbernen Kapsel entnommen und der König mit dem Inhalt des Testaments bekannt gemacht worden. Doch hierbei blieb es nicht; denn als das Verlesen des Testaments beendigt war, verlangte der König über mehrere Punkte nähere Erklärung, und es entspann sich eine lange und tiefgehende Unterredung zwischen dem König und dem vertrautesten Diener seines seligen Vaters. König Christian wurde mit einer Gründlichkeit, wie niemals vorher, eingeweiht in die geheimsten Gedanken seines klugen Vaters, und es leuchtete ihm zugleich ein, daß der Mann, welcher das Königsgesetz niedergeschrieben hatte und es jetzt vor ihm auslegte, einen wesentlichen Anteil an der Entstehung und Abfassung desselben haben mußte. Es machte sich ganz natürlich, daß Schumacher jetzt Gelegenheit empfing, seinem neuen Herrn seine eigenen Gedanken über die Führung des Regiments zu entwickeln.

So wurden diese beiden, König Christian und sein werdender souveräner Minister, sogleich zusammengeführt und standen in des Wortes voller und tiefer Bedeutung sich von Angesicht zu Angesicht gegenüber. Die erste Scene jener Handlung, an welcher das Schicksal des Staates hing, spielte sich ab. In einem Nu eroberte der klare und gereifte Geist des hochbegabten, willensstarken Dieners einen festen Platz in dem weichen und empfänglichen Herzen seines jungen Herrn.

Wie weit verschieden war nicht diese Rede, die jetzt in König Christians Ohren klang, von dem Geschwätz, womit sein leichtsinniger Halbbruder, König Friedrichs natürlicher Sohn, Norwegens Statthalter, Ulrich Friedrich Gyldenlöwe, der rohe Martin Schinkel und der unterthänige Begleiter, Kammerpage Adam Lewin Knuth, ihn bisher unterhalten hatten! Selten wurde einem Monarchen bei seiner Thronbesteigung das Gefühl für die Würde seines

hohen Berufes, für seine Verantwortung und für die Größe der vorliegenden Aufgaben so gestärkt wie König Christian, während er Peter Schumachers gewandten und überzeugenden Worten lauschte.

Alle Schwierigkeiten schienen vor des Königs Gedanken zu verschwinden, und die Möglichkeit, Aufgaben zu lösen, von denen sein kluger Vater hatte abstehen müssen, zeigte sich vor seinem staunenden Blick. Seine Aufmerksamkeit wurde auf Dinge hingeleitet, denen er bisher kaum einen Gedanken geopfert hatte. Doch ein großer Gedanke hatte von frühester Jugend auf in seiner Seele gelebt, der Gedanke an die Zurückeroberung der drei Kleinodien, die aus der dänischen Krone gefallen waren, der drei verlorenen Provinzen: Schonen, Halland und Bleking.

„Nun, Schumacher," sagte er, „Ihr habt uns alles gut ausgelegt, und Ihr scheint Rat für alles zu wissen; aber sagt uns noch eins — wie sollen wir dem Schweden beikommen und die Provinzen wieder gewinnen, die unser lieber seliger Vater und dessen Vater durch die Ungunst der Zeiten verloren haben?"

Schumacher hatte es mit Absicht unterlassen, diese Sache zu berühren, weil er des jungen Monarchen unbändige Kriegslust und Durst nach Waffenruhm zu gut kannte. Hierin lag eine große Gefahr; denn schlaue politische Kombinationen, große Vorbereitungen und geduldiges Abwarten des günstigen Augenblickes waren durchaus notwendig zu einem glücklichen Ausgange dieses Revanche-Krieges. Das Aufwerfen dieser Frage so ganz im allgemeinen verriet eigentlich die politische Unreife des Königs.

„In Ew. Majestät," lautete die kluge Antwort, „wohnt eine Heldenseele; Ew. Majestät sind ein geborener Krieger. Es wurde ja sogar an Ew. Majestät Wiege prophezeiet, daß Ew. Majestät den Schweden besiegen würden, wenn es wahr ist, was erzählt wird, daß, als damals Ew. Majestät hoher Großvater, der selige König Christian IV., ruhmvollen Angedenkens, Ew. Majestät zur Taufe hielt, Ew. Majestät seine Hand so stark drückten, daß er ausrief: wirst Du den Schweden drücken, wie Du mich gedrückt hast, so wird er die Angst bekommen!"

Der König bekräftigte durch Nicken und zufriedenes Lächeln die Richtigkeit dieser Thatsache.

„Darin," fuhr Schumacher fort, „sehe ich ein gutes Omen; aber, Majestät, das Schwert darf niemals blind gezogen oder die Scheide fortgeworfen werden, wenn es gezogen ist. La pluma dirige el hierro, wie der Spanier sagt; lassen Ew. Majestät die Feder das Schwert lenken! Von dieser großen und schwierigen Sache darf ich nur sagen, daß, wenn es mir vergönnt sein sollte, Ew. Majestät in aller Unterthänigkeit mit meinem Rat zu dienen, ich mit allen meinen Kräften dahin arbeiten werde, daß das Ziel erreicht wird."

Des Königs Wangen glühten, und seine Augen leuchteten, während Schumachers Blick forschend auf ihm ruhte. König Christian war ganz hingerissen von der Liebe zu seinem Vaterlande und von Durst nach Ruhm. Obwohl er vierundzwanzig Jahre alt war, glich er in diesem Augenblick einem Jüngling von sechzehn Jahren. Auch hinsichtlich der geistigen Entwickelung war zwischen dem Könige und dem fünfunddreißig Jahre alten Schumacher ein größerer Abstand, als dieser Altersunterschied von elf Jahren voraussetzte. Dies zeigte sich darin, daß der König den Druck im Zügel gar nicht zu vernehmen schien, welcher in den Worten lag: la pluma dirige el hierro! Er hatte auch keine klare Empfindung davon, wieviel ihm während dieser vierstündigen Unterredung gegeben wurde, und wie wenig er selber gab. Er war ganz hingerissen von Schumachers Beredsamkeit, von der gewinnenden Persönlichkeit und dem feinen Takt, womit dieser seine Gedanken darzulegen und seinen Rat zu geben verstand.

Doch hatte König Christian einen gesunden Verstand, und er unterließ es auch nicht ganz, ihn bei dieser Gelegenheit zu gebrauchen. Schweigend saß er einige Augenblicke da und dachte über seine Stellung nach. Obwohl er ganz gewiß keine geringe Meinung von seinen Fähigkeiten hatte, so wußte er doch sehr wohl und hatte es, wenn er mit seinem Vater im Staatsrat saß, oft vernommen, daß es ihm an wirklicher Einsicht in Staatssachen fehlte. Er sah voraus, daß entgegengesetzte Ansichten in seiner Umgebung auftauchen würden, und daß es ihm nicht immer leicht fallen werde, einen Entschluß zu fassen. Es würde dann sehr gut sein, einen Mann wie Schumacher an der Hand zu haben, der jeder Sache gewachsen zu sein schien, und der zugleich zuverlässig und verschwiegen war. So kamen Vernunftsgründe zur persönlichen Zuneigung und, getrieben von einem starken Impuls, streckte er seine Hand aus und sagte:

„Schumacher, Ihr seid ein Mann für mich! Ich gedenke Euren Dienst zu benutzen."

Schumacher ergriff die königliche Hand, um sie zu küssen, aber der König wehrte es ihm und sagte mit herzlicher Natürlichkeit:

„Laßt es für diesmal sein! Gebt mir nur einen ehrlichen Händedruck. Seid nicht nur mein Diener, sondern mein Freund! Bei Gott, ich weiß es, so jung ich auch bin, und mein Vater sagte es oft, daß niemand ärmer an wahren Freunden ist, als wir Fürsten. Es will mir scheinen, daß ich in Euch einen gefunden habe, der standhalten wird."

Obgleich Schumacher des Königs Temperament genau kannte und wußte, daß er in der Regel schnell und unüberlegt handelte, wurde er doch durch diese plötzliche und vollständige Hingebung überrascht; aber sie bewegte zugleich sein Herz, denn des Königs Blick und der Klang seiner Stimme ließen ihn erkennen, daß es aufrichtig gemeint war. Welche Fehler dieser junge Fürst auch hatte, er war doch ein ehrlicher Mann; kein Falsch war in ihm. Dies vor Augen und ganz vergessend, daß Ehrlichkeit in eines schwachen Mannes Herz ist wie ein Edelstein in der Hand eines Kindes, und daß souveräne Macht ein Herd für Launen ist, ergriff Schumacher des Königs Hand und antwortete:

„Ew. Majestät können sich fest auf mich verlassen! Ich gehöre Ew. Majestät mit Leib und Seele; wird es mir vergönnt sein, so werde ich Ew.

mußten fürchten, daß mit ihrem entschlafenen Herrn und Wohlthäter vielleicht trotz der gnädigen Worte des jungen Königs ihre Zeit dahin sein werde. Der mächtigste von ihnen, Geheimrat Christoph Gabel, konnte die Hoffnung noch nicht fahren lassen, daß er sich behaupten werde. Seine schwarzen Augen funkelten vor Zorn bei dem Gedanken, daß die Zügel, die er so sicher geführt hatte, ihm entrissen und dem Ignoranten und Wollüstling, den er mit schneidender Geringschätzung betrachtete, in die Hände gelegt werden könnten. Andere dagegen erwiesen diesem Herrn schon Ehrerbietung, denn es war König Christians erklärter Liebling und Vergnügungsrat aus seiner Prinzenzeit, der Kammerherr Martin Schinkel. Das hochmütige Lächeln auf seinem rotglühenden Angesicht zeigte, welche Erwartungen er hegte, und wie sicher er auf Erhöhung und Macht rechnete. Daher war auch seine Überraschung und Verwirrung bei dem, was nun geschah, ganz überwältigend.

Auf Geheimrat Gabels Aufforderung trat jetzt des verstorbenen Königs Archivar Schumacher, Obersekretär in der Kanzlei, vor. Er trug ein großes, mit dem königlichen Siegel versehenes Paket, und mehrere Kanzleidiener mit Saffian-Kapseln folgten ihm. Es war König Friedrichs Testament oder das Königsgesetz und die Regalien, welche nach dem Willen des entschlafenen Monarchen seinem Sohn und Nachfolger auf diese Weise übergeben wurden. Doch war diese Handlung weit davon entfernt, eine leere Ceremonie zu sein, denn weder König Christian selber noch irgend einer unter den Räten seines Vaters, ja nicht einmal des königlichen Testators eigene Gemahlin, jetzt Königin-Witwe Sophie Amalie, hatte Kenntnis von dem Inhalte des Testaments. Allein Schumacher, welcher das Testament eigenhändig niedergeschrieben und es auf König Friedrichs Befehl paraphiert hatte, kannte den Inhalt dieses Aktenstückes, welches in den nächsten zwei Jahrhunderten des Reiches Grundgesetz bleiben sollte. Zugleich hatte der kluge und verschwiegene König dadurch, daß er die Regalien in Schumachers Obhut gab, diesem eine Ehre und ein Vertrauen erwiesen, wozu seine amtliche Stellung ihn durchaus nicht qualificierte. Kräftiger als durch die empfehlendsten Worte hatte König Friedrich damit auf den Mann gezeigt, der nach seiner Meinung des vollen Vertrauens seines Nachfolgers würdig und brauchbarer sei, als irgend ein anderer.

Doch faßte keiner der Anwesenden diese Handlung so auf. Schumacher war in ihren Augen nur ein Handlanger, der im Dienste größerer Männer stand und das Gut überlieferte, welches ihm anvertraut worden war. Wohl wußte Gabel, daß die Sache sich anders verhielt, hatte aber doch selber keine Ahnung von der Tragweite von dem, was jetzt vor seinen Augen vorging.

Nur der König war offenbar stark ergriffen und blieb einen Augenblick stehen, versunken in tiefes Schweigen. Möglicherweise hatte sein königlicher Vater auf dem Sterbebette mit ihm über Schumacher gesprochen, und die Worte fanden jetzt Widerhall in seinem Innern; aber davon wußte man nichts. Das lange Schweigen des Königs fiel zuletzt allen auf, und mit Spannung ruhten ihre Blicke auf der Majestät, bis der König plötzlich das Haupt erhob und die ganze Versammlung mit einigen gnädigen Worten verabschiedete. Dann befahl er, das Testament und die Regalien in die Gemächer zu bringen, welche er bisher als Prinz bewohnt hatte und gebot Schumacher, ihm zu folgen.

Während alle sich tief verneigten, ging der König durch die Reihen, gefolgt von Schumacher und den Kanzleidienern, welche die kostbare Last trugen. Bald verbreitete sich im Schlosse das Gerücht, der König habe alle entfernt und sich mit Schumacher eingeschlossen. Mehrere Stunden währte diese Audienz, und während dessen glich die Königsburg mit den in den Gemächern und auf den Korridoren umherwandelnden Hofleuten einem Bienenkorbe mit summenden Bienen, die durch eine eingedrungene Hornis aufgeschreckt worden sind.

Die Unruhe würde jedoch noch größer gewesen sein, wenn man gewußt hätte, was dort hinter der verschlossenen Thür des Königs vorging. Schumacher hatte auf des Königs Befehl das Siegel des großen Pakets geöffnet, der in Goldbrokat gebundene Foliant war seiner silbernen Kapsel entnommen und der König mit dem Inhalt des Testaments bekannt gemacht worden. Doch hierbei blieb es nicht; denn als das Verlesen des Testaments beendigt war, verlangte der König über mehrere Punkte nähere Erklärung, und es entspann sich eine lange und tiefgehende Unterredung zwischen dem König und dem vertrautesten Diener seines seligen Vaters. König Christian wurde mit einer Gründlichkeit, wie niemals vorher, eingeweiht in die geheimsten Gedanken seines klugen Vaters, und es leuchtete ihm zugleich ein, daß der Mann, welcher das Königsgesetz niedergeschrieben hatte und es jetzt vor ihm auslegte, einen wesentlichen Anteil an der Entstehung und Abfassung desselben haben mußte. Es machte sich ganz natürlich, daß Schumacher jetzt Gelegenheit empfing, seinem neuen Herrn seine eigenen Gedanken über die Führung des Regiments zu entwickeln.

So wurden diese beiden, König Christian und sein werdender souveräner Minister, sogleich zusammengeführt und standen in des Wortes voller und tiefer Bedeutung sich von Angesicht zu Angesicht gegenüber. Die erste Scene jener Handlung, an welcher das Schicksal des Staates hing, spielte sich ab. In einem Nu eroberte der klare und gereifte Geist des hochbegabten, willensstarken Dieners einen festen Platz in dem weichen und empfänglichen Herzen seines jungen Herrn.

Wie weit verschieden war nicht diese Rede, die jetzt in König Christians Ohren klang, von dem Geschwätz, womit sein leichtsinniger Halbbruder, König Friedrichs natürlicher Sohn, Norwegens Statthalter, Ulrich Friedrich Gyldenlöwe, der rohe Martin Schinkel und der unterthänige Begleiter, Kammerpage Adam Lewin Knuth, ihn bisher unterhalten hatten! Selten wurde einem Monarchen bei seiner Thronbesteigung das Gefühl für die Würde seines

hohen Berufes, für seine Verantwortung und für die Größe der vorliegenden Aufgaben so gestärkt wie König Christian, während er Peter Schumachers gewandten und überzeugenden Worten lauschte.

Alle Schwierigkeiten schienen vor des Königs Gedanken zu verschwinden, und die Möglichkeit, Aufgaben zu lösen, von denen sein kluger Vater hatte abstehen müssen, zeigte sich vor seinem staunenden Blick. Seine Aufmerksamkeit wurde auf Dinge hingeleitet, denen er bisher kaum einen Gedanken geopfert hatte. Doch ein großer Gedanke hatte von frühester Jugend auf in seiner Seele gelebt, der Gedanke an die Zurückeroberung der drei Kleinodien, die aus der dänischen Krone gefallen waren, der drei verlorenen Provinzen: Schonen, Halland und Bleking.

„Nun, Schumacher,“ sagte er, „Ihr habt uns alles gut ausgelegt, und Ihr scheint Rat für alles zu wissen; aber sagt uns noch eins — wie sollen wir dem Schweden beikommen und die Provinzen wieder gewinnen, die unser lieber seliger Vater und dessen Vater durch die Ungunst der Zeiten verloren haben?“

Schumacher hatte es mit Absicht unterlassen, diese Sache zu berühren, weil er des jungen Monarchen unbändige Kriegslust und Durst nach Waffenruhm zu gut kannte. Hierin lag eine große Gefahr; denn schlaue politische Kombinationen, große Vorbereitungen und geduldiges Abwarten des günstigen Augenblickes waren durchaus notwendig zu einem glücklichen Ausgange dieses Revanche-Krieges. Das Aufwerfen dieser Frage so ganz im allgemeinen verriet eigentlich die politische Unreife des Königs.

„In Ew. Majestät,“ lautete die kluge Antwort, „wohnt eine Heldenseele; Ew. Majestät sind ein geborener Krieger. Es wurde ja sogar an Ew. Majestät Wiege prophezeiet, daß Ew. Majestät den Schweden besiegen würden, wenn es wahr ist, was erzählt wird, daß, als damals Ew. Majestät hoher Großvater, der selige König Christian IV., ruhmvollen Angedenkens, Ew. Majestät zur Taufe hielt, Ew. Majestät seine Hand so stark drückten, daß er ausrief: wirst Du den Schweden drücken, wie Du mich gedrückt hast, so wird er die Angst bekommen!“

Der König bekräftigte durch Nicken und zufriedenes Lächeln die Richtigkeit dieser Thatsache.

„Darin,“ fuhr Schumacher fort, „sehe ich ein gutes Omen; aber, Majestät, das Schwert darf niemals blind gezogen oder die Scheide fortgeworfen werden, wenn es gezogen ist. La pluma dirige el hierro, wie der Spanier sagt; lassen Ew. Majestät die Feder das Schwert lenken! Von dieser großen und schwierigen Sache darf ich nur sagen, daß, wenn es mir vergönnt sein sollte, Ew. Majestät in aller Unterthänigkeit mit meinem Rat zu dienen, ich mit allen meinen Kräften dahin arbeiten werde, daß das Ziel erreicht wird.“

Des Königs Wangen glühten, und seine Augen leuchteten, während Schumachers Blick forschend auf ihm ruhte. König Christian war ganz hingerissen von der Liebe zu seinem Vaterlande und von Durst nach Ruhm. Obwohl er vierundzwanzig Jahre alt war, glich er in diesem Augenblick einem Jüngling von sechzehn Jahren. Auch hinsichtlich der geistigen Entwickelung war zwischen dem Könige und dem fünfunddreißig Jahre alten Schumacher ein größerer Abstand, als dieser Altersunterschied von elf Jahren voraussetzte. Dies zeigte sich darin, daß der König den Druck im Zügel gar nicht zu vernehmen schien, welcher in den Worten lag: la pluma dirige el hierro! Er hatte auch keine klare Empfindung davon, wieviel ihm während dieser vierstündigen Unterredung gegeben wurde, und wie wenig er selber gab. Er war ganz hingerissen von Schumachers Beredsamkeit, von der gewinnenden Persönlichkeit und dem feinen Takt, womit dieser seine Gedanken darzulegen und seinen Rat zu geben verstand.

Doch hatte König Christian einen gesunden Verstand, und er unterließ es auch nicht ganz, ihn bei dieser Gelegenheit zu gebrauchen. Schweigend saß er einige Augenblicke da und dachte über seine Stellung nach. Obwohl er ganz gewiß keine geringe Meinung von seinen Fähigkeiten hatte, so wußte er doch sehr wohl und hatte es, wenn er mit seinem Vater im Staatsrat saß, oft vernommen, daß es ihm an wirklicher Einsicht in Staatssachen fehlte. Er sah voraus, daß entgegengesetzte Ansichten in seiner Umgebung auftauchen würden, und daß es ihm nicht immer leicht fallen werde, einen Entschluß zu fassen. Es würde dann sehr gut sein, einen Mann wie Schumacher an der Hand zu haben, der jeder Sache gewachsen zu sein schien, und der zugleich zuverlässig und verschwiegen war. So kamen Vernunftsgründe zur persönlichen Zuneigung und, getrieben von einem starken Impuls, streckte er seine Hand aus und sagte:

„Schumacher, Ihr seid ein Mann für mich! Ich gedenke Euren Dienst zu benutzen.“

Schumacher ergriff die königliche Hand, um sie zu küssen, aber der König wehrte es ihm und sagte mit herzlicher Natürlichkeit:

„Laßt es für diesmal sein! Gebt mir nur einen ehrlichen Händedruck. Seid nicht nur mein Diener, sondern mein Freund! Bei Gott, ich weiß es, so jung ich auch bin, und mein Vater sagte es oft, daß niemand ärmer an wahren Freunden ist, als wir Fürsten. Es will mir scheinen, daß ich in Euch einen gefunden habe, der standhalten wird.“

Obgleich Schumacher des Königs Temperament genau kannte und wußte, daß er in der Regel schnell und unüberlegt handelte, wurde er doch durch diese plötzliche und vollständige Hingebung überrascht; aber sie bewegte zugleich sein Herz, denn des Königs Blick und der Klang seiner Stimme ließen ihn erkennen, daß es aufrichtig gemeint war. Welche Fehler dieser junge Fürst auch hatte, er war doch ein ehrlicher Mann; kein Falsch war in ihm. Dies vor Augen und ganz vergessend, daß Ehrlichkeit in eines schwachen Mannes Herz ist wie ein Edelstein in der Hand eines Kindes, und daß souveräne Macht ein Herd für Launen ist, ergriff Schumacher des Königs Hand und antwortete:

„Ew. Majestät können sich fest auf mich verlassen! Ich gehöre Ew. Majestät mit Leib und Seele; wird es mir vergönnt sein, so werde ich Ew.

Majestät, so wahr mir Gott helfe, treu dienen bis zu meiner letzten Stunde!"

Seine sonst so klare Stimme zitterte, und Thränen standen in seinen Augen. Der König empfand, daß dies von Herzen kam; es war mehr und etwas Besseres, als die Freude über die Aussicht auf Macht und Ehre. Dieser Augenblick prägte sich so tief in des Königs Erinnerung, daß man glauben sollte, er hätte niemals verwischt werden können. Sein Gewissen bewahrte dies auch in seinen tiefsten Tiefen; es regte sich, selbst in späten Zeiten, als diese Unterredung wie in einem Grabe lag, bedeckt mit einem schweren Stein. Aber niemand von ihnen sah in diesem bewegten Augenblick, in dieser Stunde des Gelobens, weit voraus.

„Thut es, thut es!" sagte der König, „und Ihr werdet Euren Lohn bekommen."

„Ich danke Ew. Majestät für diese huldvollen Worte und für die große Gnade, welche Ew. Majestät in dieser Stunde mir, Ew. Majestät geringem Diener, erwiesen haben!"

Diese Antwort Schumachers zeigte, daß er wieder zur Besinnung gekommen und sich des Abstandes zwischen sich und seinem gekrönten Freunde bewußt war. Er sollte reichlich Gelegenheit haben zur Ausübung dieser schweren Kunst einem Fürsten gegenüber, der so oft über seiner kindlichen Offenherzigkeit seiner Würde vergaß. Dies zeigte sich sogleich. Es überkam ihn plötzlich eine Unruhe, als er sich seines lieben Schinkel erinnerte, dem er Hoffnung auf Rangerhöhung gemacht hatte.

„Dankt mir mit Thaten, Schumacher," sagte er in weniger sicherem Tone, „und Ihr werdet in mir einen Herrn finden, der sein Versprechen hält und auf keinen Fall sein gegebenes Wort bricht; aber schweigt über das, was heute unter uns verhandelt worden ist! Es wird zu Eurem eigenen Besten sein, wenn wir glimpflich zu Werke gehen. Erfahren es andere, was wir mit Euch im Sinne haben, so werden sie über Euch herfallen, wie die Hunde über den Fuchs."

Dann schwieg er einen Augenblick, und diesmal behielt er seine Gedanken für sich. Diese waren: ich werde mit Schinkel regieren, aber ich will ihn zum Oberkammerherrn machen, damit muß er sich begnügen. Hierauf sagte er:

„Seht morgen früh hier vor und bringt Eure Papiere mit. Wir wollen dann weiter darüber reden und in aller Stille das Werk beginnen."

Dann streckte er seine Hand aus und erlaubte Schumacher, dieselbe zu küssen, schritt dann auf die Thür nach seinem inneren Gemach zu und sagte:

„Ist Knuth dort, so schickt ihn zu mir, wenn Ihr geht!"

Schumacher vertrat die Stelle des Kammerpagen, öffnete die Thür und verneigte sich tief, während der König an ihm vorüberging; als er aber die Thür hinter der Majestät geschlossen hatte, blieb er einen Augenblick in tiefen Gedanken stehen, so überwältigt war er von dem, was zwischen ihm und dem König vorgegangen war. Eine wie große Tragweite würde es haben, und war dem so schnell auflodernden Wohlwollen des jungen, leicht beweglichen Königs zu trauen?

Während ihm diese Gedanken durch den Kopf gingen, so daß er sowohl Zeit und Ort, als auch des Königs Befehl darüber vergaß, wurde er durch ein leises Geräusch aufgeschreckt. Er wandte sich schnell um und sah vor sich eine sonderbare, kleine Gestalt, die ihm jedoch gut bekannt war.

Es war ein krummbeiniges Männlein von kaum anderthalb Ellen Höhe, auf dessen schmalen Schultern ein sehr großer Kopf mit struppigem, kurz geschnittenem Haar ruhte. Seine großen, hellen, hervorstehenden Augen hatten einen boshaften Ausdruck, der in diesem Augenblick jedoch mit Schreck gemischt war. In seinem bunten Anzug — rote Strümpfe, gelbe Schnabelschuhe, gelbe Kniehosen, eine grüne, mit silbernen Tressen besetzte Jacke mit einem breiten, weißen Kragen und ein kleines hölzernes Schwert an der Seite — war er ein so häßliches und abstoßendes Geschöpf, wie man sich nur denken kann.

Es war der Zwerg Hans Ruprecht, spottweise Prinz Hans genannt, weil er selber behauptete und damit groß that, daß fürstliches Blut in seinen Adern fließe. Man hatte ihn für einen hohen Preis aus Sachsen kommen lassen, und oft hatte Schumacher sich darüber gewundert, wie die Herrschaften Gefallen finden konnten an einem so häßlichen Wesen, dessen Aufgabe es war, rohe Späße zu machen, ein Spielball zu sein für die Launen seines Herrn und der Hofleute, und welcher, indem er auf diese Weise andere verletzte und zuweilen selber eine harte Behandlung erdulden mußte, seine angeborenen Anlagen zur Bosheit zu einer unnatürlichen Höhe entwickelte. Er war der Günstling seiner Herrschaft, das will sagen, er hatte bis zu einem gewissen Grade Freiheit zu sprechen und wurde in den Gemächern geduldet wie ein Hund, auf den man nicht achtet; aber er besaß größere Bildung und mehr Verstand, als die meisten ihm zutrauten. Schinkel dagegen schätzte ihn höher und hatte ihn in Schutz genommen, daher war der Zwerg ihm aufrichtig ergeben. Dies wußte Schumacher, und daher fuhr ihm sogleich der Gedanke durch den Kopf: Das kleine Ungeheuer hat gehorcht, und jedes Wort, das zwischen dem König und mir gesprochen worden ist, wird Schinkel berichtet werden. Doch sagte er ganz kaltblütig:

„Ei, Hans Ruprecht, seid Ihr da? Da Ihr doch nicht, wie klein Ihr auch seid, durch das Schlüsselloch gekrochen sein könnt, so müßt Ihr hier irgendwo gesteckt haben; Ihr habt gehorcht!"

„Gehorcht!" rief der Zwerg mit seiner pfeifenden Stimme. „Bekümmert Euch um Eure Angelegenheiten und laßt mich in Ruhe!"

Da ergriff Schumacher ihn beim Kragen und sagte barsch:

„Bekennt, wo Ihr gewesen seid!"

Der Zwerg ließ einen Laut hören, wie ein Hund, welcher beißen will, und das würde er auch wohl gethan haben, wenn er seines Gegners Hand hätte erwischen können; beißen, kratzen und mit den Füßen stoßen waren Fertigkeiten, in denen er große Übung besaß.

„Laßt los!“ zischte er endlich.

„Nicht eher, bis Ihr bekannt habt, wo Ihr gewesen seid,“ lautete die barsche Antwort.

„Dort hinter der spanischen Wand,“ sagte der Zwerg endlich in weinerlichem Tone. „Ich lag dort, als die königliche Majestät mit Euch hereinkam, aber ich schlief während der langen Unterredung bald ein.“

„Ihr lügt!“ entgegnete Schumacher, und darin irrte er sich nicht, denn Ruprecht hatte jedes Wort gehört und das Wesentliche in seinem guten Gedächtnis bewahrt. Doch ließ Schumacher ihn jetzt los und sagte:

„Hört jetzt, Ruprecht, und versteht mich recht! Ihr habt selber soeben gehört und wißt also, daß es Seiner Majestät Wille ist, daß alles, was wir miteinander gesprochen haben, verschwiegen bleiben soll. Niemand außer Euch hat es gehört, und wenn es auskommt, so müßt Ihr es gewesen sein, der es ausgeplaudert hat. Wenn ich morgen Zutritt beim Könige habe, werde ich Seine Majestät von Eurem Horchen in Kenntnis setzen und —“

„Ach, Herr Obersekretär,“ bat der Zwerg in kläglichem Ton, „seid barmherzig und verratet mich nicht! Schont Ihr meiner, so werde ich es Euch vergelten und stets Eure Sache bei Seiner Majestät zu fördern suchen.“

Schumacher lächelte über die Eingebildetheit des Narren; es war und blieb stets seine Schwäche, daß er seine Feinde zu gering achtete; aber er las zugleich in dem tückischen Blick des Zwerges, daß dieser sein Wort brechen werde, und darum sagte er:

„Wisset, Ruprecht, sobald ich erfahre, daß Ihr geplaudert habt, werde ich dafür sorgen, daß Ihr an demselben Tage, bevor die Sonne untergeht, ins Trolloch geworfen werdet.“

Dies war des großen Schloßturms, des blauen Turms, schlimmstes Gefängnis unter der Erde, in welches die Gefangenen mit einer Winde hinuntergelassen wurden und dort zwischen Ratten und anderem Getier leben mußten.

Darauf ging Schumacher. Als er aber die Thür hinter sich geschlossen hatte, ballte der Zwerg seine kleine Hand, erhob sie in die Luft und sagte mit einer Stimme, die vor Zorn und Angst zitterte:

„Das Trolloch! Dort sollst Du selber enden, verfluchter Weinzapfergesell!“

So machte er in seiner Muttersprache seinem Herzen Luft, obwohl er, wie die meisten Deutschen bei Hofe, das Dänische radebrechen konnte; und er wurde der erste Dolmetsch für die Empfindung, welche hernach eine so große Rolle bei Hofe spielen sollte, die bornierte Geringschätzung der bürgerlichen Herkunft Schumachers.

Im Vorzimmer fuhr Knuth auf, als wolle er Schumacher über den Haufen rennen, und das wäre eine leichte Sache für ihn gewesen, denn er war ein schöner, hoher und kräftiger Jüngling und, trotzdem er erst zweiundzwanzig Jahre alt war, vollkommen entwickelt, dazu ein Meister in allen Leibesübungen. Schumacher hätte es nicht mit ihm aufnehmen können. Der sonst ziemlich phlegmatische junge Herr sah in diesem Augenblick sehr erregt aus, als ob er zu Handgreiflichkeiten aufgelegt sei, in dem Grade hatte es ihn gekränkt, daß der König ihn in die Trabantenstube gewiesen hatte, wo er jetzt volle vier Stunden hatte warten müssen. Daher machte der plötzliche Umschlag, welcher jetzt mit ihm vorging, einen wunderlichen Eindruck.

„Gut, daß Ihr hier seid, Monsieur Knuth,“ sagte Schumacher ruhig lächelnd; „Seine Majestät hat mir befohlen, Euch wissen zu lassen, daß er jetzt Eure Gegenwart wünscht.“

Knuth wurde rot, verneigte sich ehrerbietig und ging hinein zum Könige, während Schumacher sich von seinem Diener, einem jungen, vierschrötigen Burschen mit Namen Jens Friis, seinen Pelz anlegen ließ. Das ehrliche Gesicht des Dieners zeigte in diesem Augenblick eine außerordentlich wichtige Miene, aber das war durchaus verzeihlich, denn alle waren erstaunt über die lange Audienz seines Herrn bei dem Könige. Mehrere Herren des Hofes, zuletzt gar des Königs eigener Bruder, der junge Prinz Jörgen, hatten sich eingefunden und gefragt, ob der Obersekretär noch bei dem Könige sei, und alle hatten mit dem Bescheid gehen müssen, daß dies der Fall sei, und daß die Majestät strengen Befehl gegeben, niemand einzulassen. Wie konnte Jens nun noch daran zweifeln, daß sein Herr jetzt einen hohen Rang einnehmen werde? Noch vor Abend verbreitete sich das Gerücht von des Königs langwierigen Verhandlungen mit Schumacher über die ganze Stadt, und klügere Leute als Jens Friis sahen in dieser Begebenheit eine Vorbedeutung.

Als sein Herr das Schloß verlassen und die Brücke, welche über den Burggraben führte, überschritten hatte, wandte er sich um und blieb einige Augenblicke in tiefen Gedanken stehen. Vor ihm lag, beleuchtet von den hellen Strahlen des aufgehenden Mondes, das alte Schloß mit seinen steilen, schneebedeckten Giebeln, Dächern und Spitzen, diese wunderliche Sammlung von Gebäuden, welche, aufgeführt zu verschiedenen Zeiten, alle das Gepräge ihrer Zeit trugen. Das Ganze überragte der blaue Turm mit den drei großen goldenen Kronen und der blinkenden Wetterfahne. Es war eine düster aussehende Burg, deren weißgetünchte Wände durch Regen und Schmutz verunziert waren, machte aber doch in ihrer Gesamtheit einen vornehmen Eindruck und zeigte manche Schönheit in der Form.

Wie manches Drama hatte sich nicht hinter diesen alten Mauern abgespielt; wie manche muntere Feste waren dort nicht gefeiert worden, während Geigen und Flöten ertönten, Kerzen und Fackeln flammten, und der Hof seine ganze Pracht entfaltete. Wie manche frohe Herzen hatten dort geschlagen, aber wie manche Thräne war nicht auch zugleich dort vergossen worden. Wie mancher Ehrgeizige war hier erhöht, aber auf des Königs Geheiß wieder jählings von dem Gipfel seines Ruhms hinabgestürzt worden, ja, wie mancher hatte selbst sein Leben lassen müssen. Wie manches Opfer hatte nicht die Gerechtigkeit ergriffen oder die Rache ereilt und in die düsteren Gefängnisse des blauen Turms eingesperrt; ja, noch in dieser Stunde saß die unglückliche Tochter König

Christians IV., Gemahlin des Verräters Corfitz Ulfeld, Frau Eleonore Christine dort, sang ihre Bußpsalmen, weinte ihre blutigen Thränen und kämpfte den harten Kampf gegen die Drangsale der Gefangenschaft, aus welcher sie erst der Tod erlösen sollte.

Hier war nun, wie niemals zuvor, der Sitz der Macht; hier thronte wie eine Gottheit der souveräne König, angebetet von seinem Volk, welches ihm blindlings gehorchte. An einem Worte seines Mundes, einem Wink seiner Hand hing seiner Unterthanen Wohlfahrt, Ehre und Leben.

In diese Höhle des Löwen hatte er, welcher jetzt von seiner merkwürdigen Zusammenkunft mit dem Souverän zurückkehrte, sich schon vor sieben Jahren hineingewagt und sich unter die Ehrgeizigen gedrängt, getrieben von einem unauslöschlichen Durst nach Ehre und Macht. Geduldig hatte er gewartet und sieben Jahre gedient, gerade wie Jakob um Lea, bis es jetzt schien, daß er, glücklicher als der Patriarch, die Rahel seines ehrgeizigen Traumes gewinnen sollte, ohne noch einmal sieben Jahre warten zu müssen. Je mehr er über die Unterredung mit dem Könige nachdachte, desto mehr fühlte er sich vergewissert, daß das Ziel erreicht sei.

Er stand und dachte über dies alles nach, über seine unermüdliche Arbeit in den sieben langen Jahren und über das plötzliche Hervorbrechen seines Glückssterns. Er besaß ein festes Vertrauen zu demselben, und daher graute ihm nicht bei dem Gedanken an den schlüpfrigen Weg, den er jetzt wandern sollte; er war sich seiner Kraft bewußt, und daher dachte er weniger an die Gefahren, die seiner jetzt warteten, sondern daran, wie er alles zum Besten seines Königs und seines Vaterlandes ausrichten wolle. Er besaß, was zugleich seine Stärke und seine Schwäche war, eine lebhafte Phantasie, und es entstanden schon jetzt Gedankengebilde in seinem Gehirn, die jeden gewöhnlichen Sterblichen in Erstaunen gesetzt haben würden, wenn er sie hätte vernehmen können.

Als er aber zu seiner alten Mutter in die Weinhandlung an der Ecke der Löwengasse und Kjöbmagerstraße gekommen war und in seinem Bette lag, schlief er nicht mit seinem Ehrgeizrausche ein, sondern betete mit Ernst und Andacht sein Abendgebet, in welchem er Gott dankte für die große Gnade, die ihm widerfahren war, und um Kraft und Glück bat, um dem Rufe folgen zu können; denn er war ein echtes Kind seiner Zeit und gehörte einem Geschlecht an, in welchem das Gottesbewußtsein trotz aller Sündhaftigkeit und Verirrung sehr lebendig war. Alle wanderten sie, sowohl in der Freude als im Kummer, die Jakobsleiter hinan.

Zweites Kapitel.

Des Glückes sicherer Ankergrund.

An der jetzigen Snarestraße lag ein schönes und ansehnliches Handlungshaus mit einem Garten hinter demselben. Wenige bürgerliche Häuser waren so wohlbekannt und seiner Zeit so besucht wie dieses; denn hier hatte der Führer der Bürger bei der Staatsumwälzung 1660, König Friedrichs III. Freund, Präsident Hans Nansen, eine Reihe von Jahren gelebt und gewirkt. In seinen jungen Jahren war er ein mutiger Schiffsführer und Eismeerfahrer gewesen, wurde dann ein unternehmender Kaufmann und sammelte großen Reichtum, bis er zu den höchsten bürgerlichen Würden emporstieg. Dann spielte er eine Rolle, wozu er bei seinem Charakter und seinen Fähigkeiten wie berufen war, ungeachtet er in seiner großen Bescheidenheit sich alle Mühe gab, sich im Schatten zu halten und allen äußeren Ehren zu entgehen. Vor ein paar Jahren war dieser ausgezeichnete Mann unter wohlverdienten Lobpreisungen zu Grabe getragen worden, aber seine Witwe Sophie war am Leben und noch in ihrer vollen Kraft und wohnte mit den drei jungen Töchtern ihres verstorbenen Sohnes Michel, Katharina, Sophie und Elisabeth, in dem alten Hause. Diesen war sie eine Mutter gewesen, nachdem ihre Schwiegertochter, Katharina Heldekande, gemütskrank geworden war und zu einer Verwandten gebracht werden mußte, bei der sie den Rest ihres Lebens zubrachte. Das Geschäft war von dem ältesten Sohn, welcher, wie sein berühmter Vater, Hans hieß, weitergeführt worden; aber er wohnte auf dem Slotsholm, wo jetzt verschiedene von den vornehmsten Männern der Stadt und des Hofes ihre Wohnungen hatten.

Sophie war eine von den Matronen, in denen die Tugenden der alten Zeit, Ehrbarkeit und Wirtschaftlichkeit, noch lebendig waren. Ihr Haus war nicht nur ein Sammelplatz für die zahlreichen Verwandten und Freunde ihres seligen Mannes, sondern zugleich ein Bollwerk gegen die Leichtfertigkeit, welche sich mit den französischen Moden mehr und mehr in die Gesellschaft eindrängte.

Am 4. Mai, demselben Tage, an welchem König Friedrichs Leiche nach einer Trauer-Ceremonie von zwei Monaten in Roeskilde beigesetzt wurde, war ein größerer Kreis um Sophie versammelt. Die würdigen Männer und Frauen saßen in der großen Stube, deren Wände mit dunklem Eichenholz bekleidet waren, und von deren Decke verschiedene Amoretten, Meerjungfern und ein Neptun mit einem Dreizack auf die Gesellschaft niederschauten. Die festen Bänke an den Seitenwänden zeugten davon, daß ein Menschenalter vergangen sein mußte, seit dieses Zimmer eingerichtet wurde. Der messingbeschlagene Schrank und die Schenke mit den vergoldeten Kannen und Bechern schienen eines weit älteren Datums zu sein. Es fanden sich auch verschiedene Raritäten, welche der selige Präsident von seinen Eismeerfahrten mit nach Hause gebracht hatte, auch fand sich ein Beweis davon, daß er zuletzt ein Mann der Feder gewesen war. Zwar war seine große Büchersammlung als Erbe auf seinen Sohn, der auf dem Revier*) wohnte, übergegangen, aber seine Witwe hatte doch einige von den Schätzen behalten, darunter seine Bibel und dasjenige Buch, welches er selber verfaßt hatte, nämlich seine Kosmographie oder Beschreibung der ganzen Welt. Diese beiden Bücher, Sophiens

*) Ein Teil des Slotsholms.

heilige und weltliche Bibel, standen auf ihrem Schmuckschränkchen dort in der Ecke und bildeten ihre ganze Lektüre.

Gleichwohl hatte sie einige Veränderungen, welche die Mode mit sich bringt, nicht ganz von ihrer ehrwürdigen Putzstube fernhalten können. Die alten, vor den Bänken befestigten Tische waren entfernt worden, und mitten im Zimmer stand jetzt ein großer, runder Tisch und um denselben ein Kreis schmaler, hochlehniger und hartsitziger Stühle.

Auf diesen unbequemen Stühlen saßen in der Abenddämmerung Sophiens Gäste. Das schwindende Tageslicht fiel auf die geputzten Gestalten, deren steifes, würdevolles Wesen ganz zu den geraden Stühlen paßte. Ihre Anzüge waren wie eine Musterkarte der fortschreitenden Mode. Dort waren Männer in den alten, kurzen Jacken mit breiten Leinwandkragen und andere in langschößigen Röcken und mit dem damals modernen, niederhängenden Halstuche, zierlich geknotet oder durch einen Ring zusammengehalten. Die älteren Damen trugen ehrbare schwarze Hauben mit der weißen Stirnbinde und dunkle Kleider mit langen Ärmeln, die jüngeren bunte, ausgeschnittene Kleider mit halblangen Ärmeln; ihr Haar wallte frei iherab oder war an der Seite mit einer Schleife befestigt.

Auf dem Ehrenplatze, in Hans Nansens breitem Polsterstuhl, saß die Wirtin, eine behäbige Matrone mit festen Zügen, roten Wangen und einem Paar klaren, nicht unfreundlichen Augen. Ihr zur Seite saß eine Frauengestalt, weniger groß, und was sich hier unter der Witwenhaube zeigte, war sehr verschieden von Sophiens einfachem Aussehen. Die Züge waren schärfer, die Nase gebogen, der Mund ausdrucksvoller, die Gesichtsfarbe bleich. Aus den großen, braunen Augen leuchtete eine wunderliche Mischung von Geist und kindlicher Einfalt. Der Ausdruck war im allgemeinen schwermütig, aber ihre dunklen Augen leuchteten doch zuweilen auf und um ihre Lippen spielte ein Lächeln, welches an den Mann erinnerte, den sie unter ihrem Herzen getragen hatte; denn es war Peter Schumachers Mutter, Marie Motzfeld.

Hier saßen auch seine Schwester Katharina und ihr Mann, der brave Bürgermeister Jörgen Fog; ferner sein jüngerer Bruder Albert, ein plumper Mann mit groben Zügen und mit störrischem Sinn, der ihm manche Unannehmlichkeiten verursachen sollte, bis er sich ganz unterwarf und dann befördert wurde; sodann sein Verwandter, der derbe, freimütige Esaias Fleischer, Pastor an der Heiligen-Geist-Kirche, und sein alter Freund, Professor Rasmus Vinding. Hier war fast der ganze Kreis versammelt, in welchem Schumacher bisher gelebt hatte, von dem er sich aber auf seiner glänzenden Bahn mehr und mehr entfernte, so daß dieser ganz in den Hintergrund trat. Er fuhr fort, ihnen gut zu sein, als ihr Patron und Gönner, aber sie hörten nach und nach auf, sein eigentlicher Umgang zu sein.

Einige von ihnen glaubten schon jetzt, da er zum Staatssekretär und Assessor im Oberappellationsgericht avanciert war, eine Ahnung zu haben von der Veränderung, welche kommen sollte. Sie saßen und warteten auf ihn. Er war mit dem König nach Roeskilde zur Beisetzung, hatte aber versprochen, sich zu dieser Abendgesellschaft einzufinden, indem er geglaubt, beizeiten zurück sein zu können; er wollte dann gleich nach der Snarestraße fahren und dort absteigen.

„Er kommt nicht," sagte endlich Katharina Fog in verdrießlichem Tone. „Einige von seinen vornehmen Freunden sind wohl mit ihm davongegangen."

„Vielleicht," entgegnete Rasmus Vinding; „Euer Bruder bekommt jetzt so viele neue Freunde, daß das Band zwischen ihm und den alten, welche möglicherweise doch die besten sind, sich zu lockern anfängt. Aber laßt uns erst sehen; es ist wohl nur wie ein Rausch, der vorübergehen wird."

„Nun, nun," sagte Jörgen Fog, „wir müssen es Schumacher zu gute halten, da er jetzt über alle Maßen mit Geschäften überladen ist und von Supplikanten überlaufen wird."

„Unter welchen er mich niemals finden soll," sagte Esaias Fleischer in scharfem Tone.

„Wenn es Euch recht ist, lieben Freunde," sagte Sophie in der ihr eigenen festen Weise, „dann am liebsten kein unfreundliches Wort mehr über Schumacher hier in meiner Stube!"

„Ich habe mich vorhin über Dich geärgert, Katharina," rief ihre Schwester Margarethe aus, „so herabwürdigend von unserm lieben Bruder zu reden, und das gerade jetzt, da wir ihn jeden Augenblick erwarten können!"

„Ach, Gott sehe in Gnaden auf uns," sagte ihre Mutter, indem sie die Hände erhob, „kaum kommt das Glück und die Ehre zu uns, so ist auch der Unfriede schon da!" —

Aber dort auf der Bank an der Wand war die Unterhaltung vergnüglicher; dort wurde geplaudert, geflüstert und gelacht, denn dort hatte die Jugend sich versammelt. Die drei jungen Töchter des Hauses hatten das alte Handlungshaus in ein Jungfernbauer verwandelt; sie zogen andere junge Mädchen an sich, und der ganze Kreis zog die jungen Männer an. Doch war die älteste, Katharina, nur vierzehn Jahre alt. Das war in den Zeiten ein heiratsfähiges Jungfrauenalter; aber sie war doch mehr seelisch als körperlich entwickelt. Wie sie dort zwischen zwei anderen jungen Mädchen saß, die ihr einige Jahre im Alter voraus waren, glich sie einem Kinde.

Sie und diese beiden Mädchen waren wie ein Kleeblatt; sie waren Freundinnen von ihrer Kindheit an, denn Katharina Nansen hatte, trotzdem sie jünger war, stets Schritt mit ihnen gehalten in der Entwickelung. Sie waren sogar vor kurzem ein Bündnis von der eigenartigen, schwärmerischen Art eingegangen, welche damals das ideale Streben der Jugend kennzeichnete. Der Vertrag enthielt nur zwei Pharagraphen — sie hatten geschworen, niemals eine Heimlichkeit vor einander zu haben und keinen andern, als einen tugendhaften und rechtschaffenen Mann zu heiraten.

Dies war im Augenblick ehrlicher gemeint, als die meisten Verträge, die von Staaten und Fürsten

eingegangen werden; daß aber dennoch die Gefahr eines Kontraktbruches vorhanden war, mußte man annehmen, wenn man die größte und schönste der Jungfrauen betrachtete. Ihre lächelnden, frischen Lippen sprachen, selbst wenn sie schwiegen, mehr von Liebe, als von jungfräulicher Zurückhaltung, und die schönen, großen, lebhaften blauen Augen sagten nichts dagegen. Der lächelnde Liebreiz dieser Augen verbreitete einen wahren Zauber über das ganze Gesicht, dessen Züge an und für sich regelmäßig und schön genug waren, aber mehr fest als zart. Die weiße Stirn war sehr hoch, die Augenbrauen gerade und kräftig gezeichnet, die ziemlich lange Nase fast gerade, und unter dem etwas großen, schön geformten Mund rundete das feste Kinn mit dem Grübchen das Bild auf das anziehendste ab. Das reiche, weiche, hellbraune Haar fiel auf beiden Seiten in Locken herab und wallte um ihren Nacken. Die Natur hatet ihr einen Kopfschmuck verliehen, den die meisten Frauen und Männer, da die Mode es forderte, sich mit Hilfe des Perückenmachers und der Brennschere mühsam verschaffen mußten. Diese schöne, anmutige Jungfrau war Sophie Amalie Moth, Tochter von König Friedrichs Leibarzt Paul Moth und Madame Ide Büren.

Weit weniger anmutig und bezaubernd war die Jungfrau, welche auf der anderen Seite von Katharina Nansen saß. Sie war wohlgestaltet, aber kräftig gebaut, hatte helles Haar, graue Augen, einnehmende Gesichtszüge und einen ruhigen, festen Blick. In diesem und in ihrem schüchternen Wesen schien eine bessere Bürgschaft für Aufrechterhaltung des Kontraktes zu liegen. Sie war auch dessen eigentliche Stifterin, nämlich Margarethe Eilersen, Tochter von Jörgen Eilersen, Konrektor an der Gelehrtenschule.

Es kam aber doch vor, daß viele, welche diese drei Jungfrauen beisammen sahen, trotz Sophie Amalie Moths blendender Schönheit und trotz der reinen und festen Seele, die aus Margarethe Eilersens Augen strahlte, ihren Blick am längsten auf Katharina Nansen ruhen ließen. Sie hatte jetzt die Hände auf den Knieen gefaltet und blickte vor sich nieder. Die feinen, weichen Züge waren in Ruhe, die Augenlider mit den langen, dunklen Wimpern gesenkt. Ihre Gesichtsfarbe war bleich, obgleich ihre runden Wangen gerade jetzt ein wenig rosig schimmerten. Die kleine Nase strebte etwas aufwärts, die Lippen dagegen waren voll und wohlgeformt; das dunkelbraune Haar fiel in Locken über ihre ziemlich breite Stirn und machte sie noch niedriger, als sie war. Dieses kindliche Gesicht war im ganzen nicht sehr regelmäßig, und doch erweckte es, selbst ohne den Blick der Augen, Erwartungen, die auch nicht getäuscht wurden, wenn sie dieselben aufschlug, und ein Strahl aus deren dunklen Tiefe hervorbrach. Es lag eine so eigentümliche Klarheit und Wärme, ein Selbstbewußtsein und doch eine Sanftmut in diesem Blick, daß man stutzte bei dem Gegensatz zwischen der Tiefe dieses Blickes und der Kindlichkeit der Züge.

Die jungen Männer fühlten sich selten recht frei in Margarethe Eilersens Gesellschaft. Es war etwas Kaltes und Strenges in ihrem Wesen, was sie in einem gewissen Abstand hielt. Sophie Amalie Moth bezauberte die meisten in dem Grade, daß sie oft, hingerissen von ihrem Anblick, überhörten, was sie sagte; aber wenn sie mit Katharina Nansen sprachen, so konnte es geschehen, daß sie ihr Äußeres vergaßen über dem, was sie sagte.

Für den Augenblick wurden sie nicht von Bewerbern belästigt. Albert Schumacher saß in einer Ecke und sagte nicht ein Wort. Zwar war ein Jüngling anwesend, in dessen Herzen eine starke Flamme brannte: das war Dietrich Flursen, des reichen Weinhändlers Sohn. Er liebte Margarethe Eilersen glühend, aber wie es schien, hoffnungslos. Ungeachtet er ein tugendhafter, rechtschaffener und enthaltsamer Jüngling war und die sichere Aussicht hatte, ein sehr bedeutendes Vermögen zu erben, hielt die strenge Jungfrau ihr Herz doch fest verschlossen. Sie verlangte gewiß etwas mehr Verlockendes als Tugend; Dietrich Flursen war häßlich, unbeholfen, auch war ihm das Zungenband nicht recht gelöst. Er begnügte sich damit, seine Angebetete aus einiger Entfernung unablässig anzustarren.

Inzwischen waren Katharina Nansens beiden jüngeren Schwestern, Sophie und Elisabeth, in Disput geraten. Sophie war dreizehn Jahre alt, Elisabeth ging erst in das zwölfte, und ihre Großmutter hielt sie in strenger Zucht, aber desto mehr machten sie sich los und nahmen Revanche, wenn sie konnten.

„Ja," sagte Elisabeth eifrig, obschon flüsternd, „Herr Ulrich Gyldenlöwe ist der schönste Mann bei Hofe."

Die Worte trafen Sophie Moths Ohr; sie wandte ihren schönen Kopf nach Elisabeth und sagte:

„Mit nichten! Einnehmend genug, aber nicht schön."

„Woher weißt Du das?" fragte Margarethe Eilersen in scharfem Tone.

„Ich sollte das nicht wissen?" entgegnete Sophie Amalie, „da er so oft bei uns eingesehen und mir dann gerne einige gnädige Worte gegönnt hat; aber mag er nun schön oder häßlich sein, so ist er doch ein zu guter Mann für Marie Grubbe, diese widrige Person! Sie sagen ja auch, daß er ihrer jetzt quitt wird."

„Sophie," sagte Margarethe Eilersen, indem sie errötete, „befasse Dich nicht mit solchen Sachen, die Du außerdem nicht kennst. Es ist bekannt genug, daß Herr Gyldenlöwe selber ein sehr leichtfertiger Herr ist; ich glaube, daß er und seine Gemahlin sich einander nicht viel vorzuwerfen haben."

„Es scheint," entgegnete Sophie Amalie spitz, „daß Du Dich selber nicht wenig mit der Sache befaßt hast, da Du so gut Bescheid weißt."

„Aber ich habe Prinz Jörgen lieber," sagte die kleine Sophie Nansen, welche schon lange darauf gebrannt hatte, zu Worte zu kommen, „er ist die Schönheit selber!"

„Noch mehr ein Knabe," entgegnete Elisabeth, „rot und weiß und gleicht fast einer Jungfrau. Welches ist Deine Meinung, Katharina?"

„Wie Ihr schwatzt, Ihr Gelbschnäbel!" sagte Katharina, die wie im Traum gesessen hatte. „Zer-

brecht nicht Eure Köpfe damit, ausfindig zu machen, welcher Mann der schönste ist! Dergleichen Dingen habe ich niemals einen Gedanken geopfert."

„Dort sprach unsere Urgroßmutter!" sagte Sophie Amalie mit einem Lächeln.

„Sage uns doch Deine Meinung," bat Sophie Nansen eifrig. „Denke Dir, jetzt behauptet Elisabeth, daß der König schöner ist; noch niemals habe ich einen solchen Unsinn gehört."

„Da halte ich es mit Elisabeth," sagte Sophie Amalie heftig, „der König ist ein schöner Mann."

„Ei," rief die kleine Sophie in neckischem Tone, „das kommt daher, daß die Majestät als Prinz mit Dir auf dem Schlosse ‚Haschen' zu spielen pflegte, als Du klein warst; das kannst Du nicht vergessen."

Sophie Moth wurde rot; sie war damals nicht so klein gewesen; sie wurde aber der Antwort überhoben, denn in diesem Augenblick vernahm man das Rollen einer Karosse, und alle glaubten, daß Schumacher jetzt kommen werde. Sie wurden jedoch bald aus ihrem Irrtum gerissen. Es waren zwei unerwartete, vornehme Gäste, die sich selber eingeladen, der Statthalter von Kopenhagen, Generalmajor Jörgen Bjelke, und seine junge, schöne Gemahlin, Frau Magdalene Sybille Gersdorff. Sie hatten früher schon ihre Füße zu verschiedenen Malen über die Thürschwelle des seligen Präsidenten gesetzt und waren seiner Witwe wohl bekannt.

Während die ganze Gesellschaft sich erhob, trat Frau Magdalene mit dem ihr eigenen, ungezwungenen Anstand in die Stube, grüßte huldvoll und ging auf die Wirtin zu, welche sie ehrerbietig und herzlich bewillkommte. Ihr Gemahl folgte langsam nach. Er war bedeutend älter als sie, aber doch eine schlanke, kräftige Gestalt, hatte eine gesunde, frische Gesichtsfarbe, und sein derbes, ehrliches Angesicht zeigte einen gutmütigen, treuherzigen Ausdruck. Er war ein Herr aus der guten alten Schule, von echt dänischem, geradem und schlichtem Wesen.

Mit seiner Gemahlin dagegen kam Hofluft in die bürgerliche Stube, und diese wirkte hemmend auf die Damen. Sie fanden ihr Wesen allzu frei und ihre Kleidung wenig schicklich; aber Sophie Amalie Moth verschlang sie mit den Augen. Hier fand sie alles vereinigt, was sie selber hatte, nämlich Schönheit und das, was ihr noch fehlte und schwer zu erwerben ist, das Wesen der vornehmen Dame. Dies war Frau Magdalenens andere Natur geworden, denn von ganz jung auf hatte sie sich bei Hofe und auf dem Schauplatz der Welt bewegt. Doch war hier etwas Besseres als dies, eine Weiblichkeit und Milde, welche von einem warmen und edlen Herzen ausstrahlte.

Ihre Kleidung, welche bei den bürgerlichen Matronen Anstoß erregte, verriet einen feinen Geschmack. Wie schön schloß dieses blauseidene Mieder um ihre schlanke Taille und ebenso der Spitzenbesatz um den vollen weißen Busen; aber dieser war mehr entblößt, als man für schicklich hielt. Das blonde Haar fiel frei in Locken herab und an der rechten Seite saß eine dunkelblaue Sammetschleife mit einem funkelnden Diamanten. Die Gesichtsform war oval, die Nase gerade, der Mund klein und frisch. Die großen, hellblauen Augen hatten einen sanften, schwärmerischen Ausdruck. Diejenigen, welche sie näher kannten, wußten, daß sie eine hochgebildete Frau war und nach ihrem geistvollen Vater, dem berühmten Reichshofmeister Joachim Gersdorff, artete. Er war es, welcher, da er den schmählichen Frieden zu Roeskilde unterzeichnen sollte, die denkwürdigen Worte sprach: vellem me nescire litteras! ich möchte wünschen, daß ich nicht schreiben könnte.

Gleichwohl hatten die Frauen, welche jetzt Frau Magdalene mit so strengen und prüfenden Blicken ansahen, nicht ganz unrecht; denn ungeachtet ihr Wesen das eines tugendhaften Weibes und ihr Blick rein und schuldfrei war, so lag doch in dieser schönen Erscheinung zarter und anmutsvoller Weiblichkeit etwas Schmachtendes und Weiches, das auf Schwäche hindeutete.

„Wo brave Leute versammelt sind, kommen brave Leute hinzu," sagte Jörgen Bjelke herablassend in seiner polternden Weise, indem seine kleinen braunen Augen leuchteten; „aber wo ist Schumacher?"

Es zeigte sich jetzt, daß er es war, den sie suchten. Sie hatten das eine oder das andere von Wichtigkeit mit ihm zu besprechen, und das duldete keinen Aufschub; sie hatten ihn vergeblich in seinem Hause gesucht, wo man sie hierher gewiesen hatte.

„Noch nicht gekommen!" rief Bjelke aus, indem er den Bescheid wiederholte, den die Wirtin ihm gab. „Ja so, ja so! Fuhr er doch gleich nach dem Könige und vor meinem Bruder, dem Reichsadmiral, und mir; aber es ist eine gute Weile her, seit wir ankamen; er muß bei dem Könige sein."

Frau Sophie bat sie, Platz zu nehmen und zu warten, welches Anerbieten mit Dank angenommen wurde.

„Ja, ja, meine gute Madame Schumacher," sagte Bjelke, indem er wiederholt nickte, „Euer Sohn wird jetzt ein großer Mann und wird uns alle wohl bald überflügeln."

„Das möge Gott verhüten!" rief Marie Schumacher aus, indem sie die Hände zusammenschlug. Dieser Ausruf war ein so natürlicher Ausdruck des Entsetzens, daß alle anfingen zu lachen, Rasmus Vinding ausgenommen.

„Die Worte," sagte er, „kamen aus der Tiefe eines treuen und verständigen Mutterherzens; in ihnen liegt Weisheit."

„Gewiß, gewiß," sagte Bjelke, „die Pfade nach den Stätten der Höhe sind glatt, das habe ich selber verspürt. Aber wo ist oder war in Dänemark ein Mann, der Rede und Antwort stehen konnte wie Peter Schumacher?"

„O, mein lieber Gemahl," rief Frau Magdalene mit glühenden Wangen und erhöhtem Glanz in den schönen Augen, „das ist viel zu wenig gesagt. Schumacher ist mehr gegeben als etwas so Geringes wie Gewandtheit. Er wurde nicht geschaffen, auf der Erde zu kriechen, er ist wie ein Adler, der sich über die Gipfel des Waldes zu den Wolken emporschwingen muß."

„Das war ebenso schön wie wahr gesagt, edle

Frau," entgegnete Rasmus Vinding, „er ist auf dem Gebiete des Geistes wie ein Aar, ausgerüstet mit großen, mannigfaltigen Eigenschaften und reichen Wissensschätzen. Darum eben beklage ich es, daß ein so großer Geist im Dienste des Staates sich abplagen soll, und solche Schätze der Gelehrsamkeit in der Kanzlei begraben werden. Das ist mein Kummer, daß er für die Wissenschaft verloren geht."

„Und so ein patriotischer Mann wie Ihr, hochgelehrter Professor," antwortete Frau Magdalene, „kann wünschen, daß eine solche Habilität für den König und des Reiches Dienst verloren gehen soll? Ich bin davon überzeugt, daß Schumacher große Dinge für des Königs und unseres Vaterlandes Ehre und Nutzen ausrichten wird."

„Das sind wir auch," sagte Katharina Fog in spitzem Tone. „Niemand erkennt seine Vorzüge besser, als wir, seine eigene Mutter und seine Geschwister."

„O, liebe Frau Katharina," sagte Frau Magdalene mit einem allerliebsten Aufwerfen des Kopfes, „werdet nun nicht jaloux auf mich und meinen Gemahl, denn wir, das müßt Ihr glauben, sind und waren stets wahre Freunde, nicht nur von Eurem Bruder, sondern von allen, welche ihm zugehören."

„Was," rief eine muntere und klare Stimme an der Thür, welche, ohne daß sie es bemerkt hatten, geöffnet worden war, „hat meine gute Schwester Ursache zur Eifersucht bekommen? Fog, Ihr werdet doch Frau Bjelke nicht die Cour gemacht haben?"

Alle sprangen auf und wandten sich nach der Thür, durch welche Schumacher soeben eingetreten war.

„Na," rief Bjelke und lachte, „Ihr habt uns schön überrascht! Geht Ihr auf bloßen Strümpfen, Mann, und wo ist Euer Wagen?"

Als Schumacher die Wirtin begrüßt, die Hand seiner Mutter geküßt und sich vor der Gesellschaft verneigt hatte, sagte er:

„Königliche Majestät nahm mich in seinen eigenen Wagen, und Prinz Jörgen mußte zu meinem Bedauern mir Platz machen. Seine Majestät hatte dringend wichtige Sachen mit mir zu besprechen —"

„Dachte ich es mir doch!" sagte Bjelke.

„Und," fuhr Schumacher fort, „dann mußte ich mit dem Könige aufs Schloß fahren und dort eine Zeitlang verweilen. Dies ist die Ursache, daß ich so spät komme; ich bitte Euch, liebe Frau Sophie, als auch die ganze Gesellschaft, dies gütigst zu entschuldigen. Ich eilte zu Fuß hierher, sobald ich konnte."

Seine Wangen hatten eine ungewöhnlich frische Farbe, vielleicht von der Fahrt und dem raschen Gange; aber es war zugleich ein eigenartiger Glanz in seinem Blick. Seine Augen schweiften hinüber nach der Jungfrauenbank, als ob es ihn gelüste, dorthin zu kommen. Bjelke zog ihn indessen beiseite und besprach mit ihm die wichtigen und bringenden Sachen, worauf er und seine Gemahlin sich verabschiedeten und nach Hause fuhren. Aber der kalte und formelle Gruß, mit welchem Frau Magdalene von Schumacher Abschied nahm, ließ deutlich erkennen, daß sie verdrießlich darüber war, daß er keine Notiz von ihr genommen hatte.

Die Gesellschaft ging jetzt zu Tisch; aber nach der Mahlzeit richtete Schumacher es so ein, daß er mit Katharina Nansen in ein kleines anstoßendes Kabinett kam. Hier saßen sie, gesehen von den anderen, und sprachen lange flüsternd miteinander. Sophie Amalie Moth ging mehrmals an der offenen Thür vorüber und blickte verstohlen hinein, aber sie achteten nicht darauf und ließen sich nicht stören. Was konnte er doch mit der jungen Katharina zu besprechen haben? Das nahm kein Ende und mußte etwas von Wichtigkeit sein, denn sie wurde bald blaß, bald rot. Es konnte doch nicht möglich sein, daß er um das Kind warb, welches einundzwanzig Jahre jünger war als er?

Aber gerade das war es, was er that, aber auf seine eigene Weise. Er hatte sie von ihrer Kindheit an gekannt, sich aber bisher niemals in ein eigentliches Gespräch mit ihr eingelassen. Auch jetzt sprach er nicht von Liebe oder flüsterte ihr zärtliche Worte ins Ohr. Anfangs redete er von gleichgültigen Dingen, dann ging er über zu ernsten Sachen. Ihr war zu Mute, als ob er sie einer Probe unterwarf, und so verhielt es sich auch. Durch tiefgehende Fragen, die sich nur um Sachen drehten, welche innerhalb ihres Gesichtskreises lagen, überraschte er sie und setzte sie in Verlegenheit. Man beschuldigte ihn später, daß er Diplomatie getrieben habe wie ein Liebhaber; aber hier freite er mit der Klugheit eines Diplomaten. Doch war der Ton zärtlich und hatte einen Anflug von Ehrerbietigkeit, die das Herz des jungen Mädchens klopfen machte. Sie fühlte sich geehrt und erriet bald die Absicht. Seit sie in die reiferen Jahre gekommen war, hatte sie zu ihm aufgesehen und sich zu ihm hingezogen gefühlt, aber niemals war es ihr in den Sinn gekommen, daß er es bemerkt haben sollte; es mußte aber doch der Fall sein.

Trotz des Überraschenden dieser Thatsache und trotz ihres Herzklopfens bei der Entdeckung derselben, bestand sie die Probe glänzend. Ihre Antworten gefielen dem scharfsinnigen Fragesteller in hohem Grade, sowohl wegen ihrer Verständigkeit als auch wegen der ruhigen Anmut, mit welcher sie gegeben wurden. Sie hatte offenbar von ihrem berühmten Großvater sowohl dessen klares Denkvermögen als auch seine edle Anspruchslosigkeit geerbt; aber ihr Geist war überraschend früh gereift, und die Bescheidenheit stand ihr besser, als dem würdigen Manne, dessen Schüchternheit über die Kreide ging. Der Diplomat war überwältigt, er wurde verwandelt in einen feurigen Liebhaber, warb um die Jungfrau und erhielt ihr Jawort. Am folgenden Tage wollte er dann bei ihrer Großmutter um sie anhalten.

Als er mit seiner Mutter nach Hause ging bei dem Schein der Laterne, welche Jens Friis ihnen vorantrug — denn damals fuhr er noch nicht in eigener Karosse, sondern in des Königs Wagen, wenn die Geschäfte es erforderten — erzählte er ihr, was geschehen war. Er erwartete, daß sie Einwendungen machen werde wegen des großen Altersunterschiedes,

aber es kam ganz anders, obwohl sie überrascht war.

„Ei, was muß ich hören!“ rief sie aus mit einem Freudenklang in ihrer Stimme, der bei ihr selten war. „Also Katharina, mein Augapfel, soll meine Schwiegertochter sein! Gott segne Dich und sie! Du konntest niemals eine bessere Wahl treffen, denn hier ist Tugend und Verstand und zugleich Mammon genug.“

„Nach dem letzteren habe ich nicht getrachtet, Mutter,“ entgegnete Schumacher empfindlich.

„Nun, mein lieber Sohn,“ antwortete die Alte, „er ist gut, wenn man wie Du die Angewohnheiten eines großen Herrn hat, und ich hinterlasse Dir fast nichts. Du warbst nicht um Katharinens Vermögen, aber Du nimmst es doch mit Dank an. Sage mir doch noch, kam dies ganz plötzlich über Dich?“

„In gewisser Weise ja,“ lautete seine Antwort, „aber doch nicht so ganz. Ich habe Katharina schon lange in meinen Gedanken gehabt, aber weil sie so viele Jahre jünger ist, war es mir zweifelhaft, ob Glück daraus entstehen könne, selbst wenn ich ihr Herz gewann. Daß ich jetzt gleichwohl ans Werk ging, dafür kann ich meinem Herrn und König danken. Er war heute ganz gnädig und munter und sagte zu mir: ‚Schumacher, Ihr solltet Euch jetzt eine Frau nehmen! Habt Ihr ein Auge auf irgend eine Jungfrau geworfen?‘ — ‚O ja, Majestät,‘ gab ich zur Antwort, ‚aber sie ist sehr jung.‘ — ‚Um so besser,‘ geruhte die Majestät zu antworten, ‚wenn sie nur nicht häßlich ist und etwas Vermögen hat. Wollt Ihr es mir vertrauen, wer es ist?‘ Das that ich, und meine Wahl schien der Majestät außerordentlich zu gefallen. Des Königs Aufmunterung trieb mich vorwärts, und jetzt ist es geschehen. Es ist meine Hoffnung, daß meine gute, tugendhafte und verständige Braut meines Glückes sicherer Ankergrund werden und mich vor den Schlingen der Versuchung bewahren wird.“

„Ja, Herzenssohn,“ entgegnete seine Mutter bewegt, „Du hast glücklich gewählt und bist in Deinem eigenen Stande geblieben; jetzt wird es Dir wohl ergehen!“

Drittes Kapitel.

Le roi s'amuse.

Im Sommer 1670 war es sehr still auf dem Schlosse zu Kopenhagen. Die Hoftrauer setzte aller Munterkeit gewisse Schranken und verbot jede Art von Festlichkeit. Die einzige Abwechselung bestand darin, daß hin und wieder ein ausländischer Gesandte ankam, um den König zu seiner Thronbesteigung zu beglückwünschen und einige unendliche Verhandlungen über Verträge einzuleiten. Nur bei dem feierlichen Empfange dieser Diplomaten konnte der Hof seinen Pomp entfalten, und die Bürger von Kopenhagen hatten dann ein wenig Augenweide, zu jener Zeit das einzige öffentliche Vergnügen.

Der Anstand legte also dem lebensfrohen, jungen Könige einen unerträglichen Zwang auf, und seine Gemahlin, Königin Charlotte Amalie, hatte keinen rechten Erfolg, wenn sie es versuchte, ihn zu erheitern. Sie war erst zwanzig Jahre alt und hatte einen lebhaften Geist, aber das Herz ihres Gemahls schlug nun einmal nicht sonderlich warm für sie. Sie mußte sich damit begnügen, in der Stille das Bewußtsein ihrer Erhöhung zu genießen und die Freude darüber, daß sie jetzt wenigstens im Range über ihrer stolzen Schwiegermutter stand, der Königin-Witwe Sophie Amalie; aber sonst vermochte die gute Königin Charlotte nichts; niemand, der etwas erreichen wollte, rechnete mit ihr.

Die regierende Königin war in den Augen der meisten nach wie vor Sophie Amalie. Doch hatte sie selbstverständlich das Schloß räumen müssen. Sie wohnte auf Rosenborg, während ihr Witwensitz, Amalienborg, hergestellt wurde. Dort entfaltete sie im Verborgenen eine bedeutende Wirksamkeit. Sie und alle ihre Schützlinge trachteten danach, ausfindig zu machen, wer unter König Christian der Ratende sein werde. Dies war ihnen noch nicht gelungen; denn obwohl Schumachers Einfluß in stetigem Steigen begriffen war, verspürte man doch noch immer Schinkels Finger. Einer von diesen beiden mußte es wohl werden; denn mit merkwürdiger Einigkeit setzten alle voraus, daß es auf jeden Fall ein anderer sein werde als der König selbst.

Eine harte Arbeit hatten die Späher höheren und niederen Ranges bei Hofe, welche früh und spät sich durch die Hinterthür im Schloß Rosenborg einschlichen und der Königin-Witwe Bericht erstatteten. Alles wurde ihr berichtet, und war es auch nur, daß der König einem von den beiden Rivalen auf die Schulter geklopft hatte. Die königliche Frau Mutter konnte ihr Haupt des Abends nicht ruhig in die Kissen legen, wenn sie nicht Kenntnis davon erhalten hatte, welche Albernheiten ihr Herr Sohn im Laufe des Tages begangen. Alles, was er ohne ihren Rat oder gar gegen denselben unternahm, war natürlich in ihren Augen eine Dummheit. Wäre sie nicht in so großer Geldverlegenheit gewesen, so daß sie hin und wieder zu Kreuze kriechen mußte, würde es dem König schwer geworden sein, sich mit seiner gebieterischen Frau Mutter zu vertragen.

So war der ehrliche junge König auf allen Seiten von Intriguen umsponnen. Er wurde in dem Grade mit Gesuchen um Gunstbeweisungen und mit guten Ratschlägen geplagt, daß die Konfusion in dem königlichen Haupte groß geworden wäre, wenn er nicht Schumacher in der Hinterhand gehabt hätte. Doch war Schinkel ihnen noch sehr im Wege, und der König konnte gleichwohl sich nicht dazu entschließen, ganz mit diesem seinem alten Günstling zu brechen.

Der König ist verdrießlich, der König langweilt sich; was sollen wir ersinnen, um ihn zu unterhalten? Dies war jetzt ein stehendes Thema bei Hofe und blieb auch nicht unberührt von zwei Herren, welche eines schönen Morgens im Monat August vor den Ställen des Königs auf dem Slotsholm auf und nieder gingen.

Wie zwei Säulen standen ihre Diener an der

Stallthür; sie hatten offenbar eine gute Schule in der schweren Kunst zu warten durchgemacht. Der eine, ein vierschrötiger Bursche in einfacher Livree mit einer roten Ledertasche in der Hand, war unser Bekannte aus dem Vorgemach des Königs, Jens Friis; der andere war ein dünnbeiniger, hoch aufgeschossener Gentleman, auffallend durch sein prunkendes Äußere und durch seine dunkle Gesichtsfarbe, welche gegen die lebhaften Farben so sehr abstach. Er trug nämlich einen Frack in couleur de Burgundie, das will sagen karmoisinrot, und sowohl dieser als auch sein Hut war schwer mit silbernen Tressen besetzt. Es war der Neger Ernst, seiner hohen Excellenz, Herrn Ulrich Friedrich Gyldenlöwes Leibdiener.

„Das ist entsetzlich, Jean," sagte der Schwarze in gebrochenem Dänisch zu seinem Leidensgefährten, „so viel Dein und mein Herr heute zu erzählen wissen."

„Ja," antwortete ‚Jean‘, der jetzt gelernt hatte, daß es Jens bedeutete, „jetzt suchen sie alle Gelegenheit, mit meinem Herrn zu sprechen und laufen ihm fast mehr nach als dem Könige selbst."

„Bilde Dir nur nicht ein," entgegnete Ernst grinsend, „daß Dein Herr jemals den meinigen überflügelt. Bedenke, daß Monsieur Schumacher ein bürgerlicher Mann von geringer Extraktion ist, die hohe Excellenz dagegen des Königs leiblicher Bruder."

„Über die Sache habe ich meine eigenen Gedanken," antwortete Jean bedächtig.

Jetzt gingen die Herren vorüber, und die Diener schwiegen. Das Herz des Schwarzen schwoll vor Stolz, in dem Grade übertraf die hohe Excellenz den Staatssekretär an Ansehen und Glanz. Seine Gestalt war hoch und schön, seine Haltung fürstlich, aber ohne alle Steifheit. Alles, was er auf seinem wohlgebildeten Körper trug, war fein, kostbar und geschmackvoll: der breitkrempige Hut mit dem Federaufputz, das schwarze, mit Silber besetzte Seidenwams mit den breiten, galonnierten Aufschlägen an den Ärmeln, die weißledernen Beinkleider und die langen, braunen Reitstiefel. In der Hand hielt er eine Reitpeitsche mit einem Diamantknopf und schwippte wiederholt damit. Seine Gesichtszüge erinnerten an seinen königlichen Vater, aber im Gegensatz zu dem dunklen König Friedrich war er blond, und seine großen, blauen Augen konnten recht lebhaft funkeln. Er war ein Mann von zweiunddreißig Jahren, sah aber jünger aus. Dies verdankte er jedoch vielleicht seinen kosmetischen Mitteln, denn wenn er schwieg, wurden seine Züge schlaff. Auf ewige Jugend und ewigen Lebensgenuß stand sein Sinn; aber das verjüngt keinen Mann.

Sein bloßes Auftreten zeigte, daß er weit in der Welt herumgekommen sein mußte; der kleine dänische Hof hätte nicht vermocht, eine solche Prachtblume zu ziehen. Er hatte sich mehrere Jahre in Spanien, Frankreich und England umhergetummelt, und das sowohl als Krieger, als auch als Diplomat, doch nur glänzend in der ersten Eigenschaft. Überall, wohin er gekommen war, hatte er wie eine Biene den Duft aus den Blumen gesogen und neue Elemente in sich aufgenommen. Die Grandezza des Spaniers, die Eleganz des Franzosen und der solide Stolz des Engländers waren bei ihm zu einem harmonischen Ganzen verschmolzen, und da es ihm nicht an Witz mangelte, fanden die meisten Frauen ihn unwiderstehlich; aber selbst die weit gereisten und erfahrenen Männer mußten gestehen, daß an keinem europäischen Hofe ein fein gebildeterer Herr zu finden sei; ja, er war der einzige Mann am dänischen Hofe, dem die Ausländer das Zugeständnis machten, daß er die Bildung und Politur eines Weltmannes besitze.

Als er und Schumacher eben eifrig miteinander sprachen, kamen zwei Herren vom Jagdstalle herüber. Die grüne, silbergestickte Kleidung des einen zeigte, daß er zum Jagd-Departement gehörte, und es war auch kein geringerer, als dessen Chef, Oberjägermeister Vincents Joachim Hahn. Er war Mecklenburger von Geburt, war aber von früher Jugend auf in Dänemark gewesen, und sprach und schrieb daher ziemlich tadellos dänisch. Das süßliche Lächeln auf seinen wohlgebildeten Lippen und der verschmitzte Blick seiner hellen Augen zeigten so deutlich wie das Gepräge einer Münze, in welchem Schmelztiegel er geformt war. Er war ein Mann, der sich durch seine eigene Tüchtigkeit emporgeschwungen hatte, ungemein ehrgeizig und hochstrebend, mußte aber doch noch, um seine Stellung zu sichern, sich wohl vorsehen und manche Rücksicht nehmen. Sein Begleiter war Adam Lewin Knuth.

Hahn hielt sich einige Augenblicke hinter Gyldenlöwe und Schumacher in der edlen Absicht zu horchen; aber unglücklicherweise sprachen die beiden Herren französisch, und in dieser Sprache war der Oberjägermeister, wie die meisten Herren bei Hofe, ein großer Stümper; er vermochte ebensowenig von dem Inhalte des Gespräches aufzufassen, als wenn sie griechisch gesprochen hätten. Mit ärgerlicher Miene ging er hinzu, entblößte ehrerbietig sein Haupt und sagte:

„Schönen guten Morgen, hohe Excellenz," denn dies war Gyldenlöwes offizieller Titel und stellte ihn über alle anderen Excellenzen. „Welches Wetter zu einer Entenjagd, wären wir jetzt doch auf Fredriksberg!"

„Ei, guten Morgen, Hahn," antwortete Gyldenlöwe mit leichtem Kopfnicken; „sagt es dem Könige!"

Dann wandte er sich um und ging, gefolgt von Schumacher, in der entgegengesetzten Richtung fort.

„Potzsapperment, Kammerjunker," sagte Hahn zu Knuth, als sie weitergingen, „welch hochmütiger Kerl! Nickt er mir da nicht zu, als wäre ich nur ein Stallknecht oder ein Tellerlecker."

„Aber Ihr empfingt doch ein Kopfnicken, Oberjägermeister," entgegnete Knuth mit ruhigem Lächeln. „Nun, das ist ja gleichviel; wir stehen beide in Beziehung zu Seiner Majestät, wir leben von des Königs Gnade, nicht von des Bastards. Ich fürchte, ma foi, mehr den kleinen Schwarzen, welcher neben ihm ging."

„Knuth!" rief Hahn aus, indem er stillstand und ihn beim Arm ergriff, „Ihr könnt doch nicht

im Ernst meinen, daß dieser Tintenklecker und bürgerliche Parvenu, eines Weinzapfers Sohn, große Chancen haben sollte?"

„Weinzapfersohn," wiederholte Knuth; „er hat niemals selber hinter dem Tische gestanden, sondern besuchte die Hochschule und bestand seine Examen mit Auszeichnung. Sein Vater war ein angesehener Kaufmann und Kapitän, seine Mutter ist von Familie; die Motzfelds sind von altem Adel; endlich war er des hochseligen Königs Vertrauter. Er fand ja Gefallen an der bürgerlichen Gesellschaft, und es scheint, daß unser jetziger allergnädigster Herr in diesem Stücke nach ihm artet."

„Knuth," rief Hahn aus, indem sie weitergingen, „Ihr setzt mich in Erstaunen! Niemals hätte ich mir vorgestellt, daß Ihr so gründlich über die Lage der Dinge nachdächtet."

„Ach," entgegnete Knuth phlegmatisch, „ich denke auch nicht mehr darüber nach, als höchst nötig ist. Staatsangelegenheiten rühren mich nicht. Mein Amt ist, Seiner Majestät aufzuwarten und um ihn zu sein. Des Königs Gnade ist mir genug, mehr wert, als alle Ehrenbezeugungen, und das weiß er."

„Und doch habt Ihr Euch gefreut, als der König Euch zum Kammerjunker machte," sagte Hahn mit neckischem Lächeln. „Nein, mein junger Freund, es geht nicht, den Philosophen zu spielen! Seid überzeugt, daß Ihr recht habt in dem, was Schumacher betrifft, und wenn er zur Macht gelangt, dann wird er es uns alle fühlen lassen; es steckt ein Tyrann in ihm, davon habe ich schon Wind bekommen."

Dann verschwanden sie auf dem Revier, während Gyldenlöwe und Schumacher gleich eifrig ihre Wanderung und ihre Unterhaltung fortsetzten. Letztere hatte sich anfangs ausschließlich um die Angelegenheiten der Excellenz gedreht, um die Untreue seiner Frau, von der er geschieden sein wollte, seine Geldverlegenheiten und einige ehrgeizige Wünsche. Der Ton zwischen der hohen Excellenz und dem Staatssekretär war schon ziemlich familiär, und nichts zeigte besser, welchen großen Einfluß Schumacher schon gewonnen hatte, als der Umstand, daß Ulrich Friedrich Gyldenlöwe sich um seine Freundschaft bewarb. Sie waren sogar schon so weit gekommen, daß sie nach der Weise dieses gelehrten Zeitalters das Freundschaftsverhältnis dadurch veredelten, daß sie sich einander einen klassischen Namen gaben. Gyldenlöwe war zu Alcibiades geworden, Schumacher zu Sokrates; aber sie waren noch weiter gegangen, indem sie sich daran gewöhnt hatten, in ihren vertraulichen Gesprächen den hervorragenden Persönlichkeiten bei Hofe fingierte, phantastische Namen zu geben, und dies war zugleich ein Schutz gegen Horcher.

„Plagt nicht Jupiter Leonardus*) zu viel mit Papieren, Schumacher," sagte Gyldenlöwe, „sonst wird er Eurer zuletzt überdrüssig."

„Nun," antwortete Schumacher, „das ist ja mein Beruf. Soll ich ihm nicht mit den Sachen zurechthelfen, was sollte ich denn thun? Und eifrig genug ist er bei der Arbeit."

„O," rief Gyldenlöwe, „ich kann mir deutlich vorstellen, wie es zugeht. Eifrig wie Jupiter selbst ist er, und alles soll mit Blitzesschnelle abgemacht werden. Ein Wort von Euch ist ihm genug. O, Schumacher, Ihr seid ein wunderbarer Mann und unter einem guten Stern geboren! Wie fangt Ihr es nur an? Sicher ist es, daß, was wir anderen uns von Jupiter erbetteln müssen, Ihr durch bloßes Hochziehen Eurer Augenbrauen erreicht."

„Was fabeln Ew. Excellenz da," antwortete Schumacher. „Die ganze Kunst besteht darin, daß man die Sachen kennt und sie auf die rechte Art vorbringt."

„Lieber Sokrates," sagte Gyldenlöwe, „die Weisheit legt bei Euch zuweilen das Gewand der Bescheidenheit an. Fahrt Ihr fort wie Ihr angefangen habt, so werdet Ihr es weit bringen."

„Lieber Alcibiades," entgegnete Schumacher mit seinem einnehmendsten Lächeln, „ich bin froh und sorglos durch Euren mächtigen Beistand; denn soweit ich Euer Übergewicht recht würdige, bin ich weise. Ihr habt Jupiters Herz in Eurer Hand, Eure Gesellschaft ist ihm lieber als die irgend eines andern. Glücklich seid Ihr, daß Ihr nicht nötig habt, ihn zu plagen, sondern ihn amüsieren könnt!"

In Gyldenlöwes Augen blitzte es auf, indem er sagte:

„Denkt nicht, daß ich mich damit begnügen werde, Jupiters maître de plaisir zu sein!"

„Ei," entgegnete Schumacher mit ehrerbietigem Ernst, „Ew. Excellenz haben wahrlich Beweise genug davon gegeben, daß Ihr einem höheren Ziele zustrebt und es auch zu erreichen vermögt; ganz Norwegen preist Eure weise Regierung."

„Ei, bleibt mir mit Norwegen vom Leibe!" rief Gyldenlöwe heftig aus. „Die Norweger sind biedere Leute und die Frauen dort oben lebhaft; aber dort ist es kalt, und es ist weit von Jupiters Thron; ich langweile mich dort zu Tode und will nicht dorthin geschickt werden; am besten regiere ich Norwegen von hier aus."

Schumacher versicherte, daß Jupiter sich in keiner Weise habe merken lassen, daß er daran denke, seinen lieben Bruder fortzuschicken, und dann ging die Unterhaltung auf ein anderes Gebiet über.

„Ihr werdet nun bald ein glücklicher Mann, Schumacher," sagte Gyldenlöwe zuletzt, „und sollt Eure junge Braut heimführen; aber sagt mir doch — sie ist doch nicht jaloux?"

„In keiner Weise," lautete die Antwort.

„Und sie weiß nichts von Eurer Amourette mit Madame Trolle?" fragte Gyldenlöwe weiter, indem er lächelte.

„Schweigt am liebsten davon," antwortete Schumacher und wurde rot; „die Thorheit ist längst vorbei, aber ich schäme mich noch, wenn ich daran denke."

„Nun," sagte Gyldenlöwe mit leichtfertigem Lächeln, „das muß man loben, wenn ein Mann umschlägt und wieder den Weg der Tugend betritt;

*) Der König.

aber das will ich Euch sagen, wenn Ihr ganz kalt geblieben wäret und Euch niemals in Venus' Garn hättet fangen lassen, dann wäret Ihr in meinen Augen ein erbärmlicher Pedant gewesen, und ich würde Euch gering geachtet haben."

Während Sokrates die bequeme Moral, welche der größte Courmacher jener Zeit ihm auf den Teller legte, auf der feinen Wagschale seiner Gedanken wog, schlug die Frage an sein äußeres Ohr:

„Wann soll die Hochzeit sein?"

„Im November, so Gott will," antwortete er. „Wollen Ew. Excellenz meiner Braut und mir die große Ehre erzeigen, unter den Gästen zu sein?"

„Hört ein Wort, Mann," entgegnete Gyldenlöwe, indem er seine behandschuhte Rechte auf Schumachers Arm legte, „wenn Ihr bis zu der Zeit mich von meiner ungetreuen Frau befreit habt, und die Scheidung ist gesetzlich vollzogen, dann will ich, beim Jupiter! nicht nur gerne erscheinen, sondern ich werde in eigener Person Eure Braut zur Kirche fahren."

Schumacher lachte darüber wie über einen guten Spaß, und dann trennten sie sich. Er winkte Jean und begab sich aufs Schloß, während Gyldenlöwe, begleitet von seinem schwarzen Heiducken, über die neue Brücke nach seiner damaligen Wohnung ging, welche sich in der großen Kannikegasse befand.

Als Schumacher bei dem Könige eintrat, bemerkte er sogleich, daß Allerhöchstderselbe bei ungemein schlechter Laune war, und Jupiter machte, wie gewöhnlich, keine Mördergrube aus seinem Herzen. Vor ihm lagen Papiere, deren Studium sicher die Falten auf seiner Stirn hervorgerufen hatte.

„Na," rief die Majestät aus, „jetzt ist die Königin-Witwe, Gott sei Dank, nach Hörsholm gereist, und ich habe nicht nötig, ihr ‚Was hör ich nun?' anzuhören."

Schumacher hatte Mühe, ernst zu bleiben. Diese vier Worte schilderten lebendiger, als eine lange Erzählung, eine von den Scenen, welche sich häufig zwischen der Mutter des Königs und ihrem Sohn abspielten. Schumacher sah die hohe, etwas volle Gestalt der Königin-Witwe vor sich, das große, lockige Haupt erhoben, während ein strafender Blick aus ihren funkelnden Augen den Sohn traf, und sie mit ihrer tiefen Stimme sagte: „Christian, was hör' ich nun? Was hast Du gethan?" Der König schob indessen die Papiere zu ihm hinüber und sagte in rauhem Tone:

„Seht da! Dies hat unsere Frau Mutter uns zum angenehmen Studium in unseren Mußestunden hinterlassen."

Schumacher nahm die Papiere und sah sie schnell durch. Es war ein ansehnlicher Haufen unbezahlter Rechnungen und ein eigenhändiges Schreiben, in welchem Ihre Majestät ihr Guthaben verlangte; denn so viel sie auch empfing, behauptete sie doch stets, daß sie noch etwas zu gute hätte.

„Es ist schlechterdings unmöglich, die Königin-Witwe zufriedenzustellen," sagte der König. „Wißt Ihr irgend ein Mittel, alle diese Löcher zu verstopfen?"

Ja, das wußte Schumacher, wenn der König ihm die Sache in die Hand geben wollte. Dazu war dieser gerne bereit und wurde sogleich guter Laune. Was vermochte Schumacher nicht? Er war doch ein unbezahlbarer Mann! Auf diese Weise kam Schumacher in Beziehung zu der Königin-Witwe; sie entdeckte, daß er der tauglichste Mann von allen war, und von nun an hatte er ihre Protektion.

Als Schumacher nach mehrstündiger Arbeit mit dem Könige diesen verließ, traf er in der Trabantenstube Gyldenlöwe und den Chef der Leibgarde, das will sagen, der Garde-Kavallerie, Oberst Friedrich Ahrenstorff, welche bei den Majestäten zur Tafel befohlen waren.

„Was, jetzt erst fertig?" rief Gyldenlöwe aus. „Nun, Schumacher, Ihr habt Seine Majestät wahrlich warm gehalten!"

Ahrenstorff, ein Herr mit rauhem Äußeren und einer barschen Stimme, einer von den Stockmilitärs und scharfen Exerziermeistern, die der König so sehr begünstigte, wandte sich an Schumacher und sagte:

„Herr Staatssekretär, Ihr überanstrengt Seine Majestät! Auch übernehmt Ihr Euch selber zu viel. Laßt doch lieber auch andere dazu kommen, die Arbeit mit Euch zu teilen!"

Schumacher sah den Obersten an, als ob er ein merkwürdiges Tier sei, und antwortete mit seinem sarkastischsten Lächeln:

„Herr Oberst, bekümmert Euch um Eure eigenen Angelegenheiten und befaßt Euch nicht mit meinen! Erkennt es doch an, daß ich, nachdem ich den Wagen gezogen habe, Euch ohne Neid an die Krippe gehen und das Futter nehmen lasse."

„Welch insolenter, gemeiner Kerl!" rief der Oberst aus, als Schumacher gegangen war. „Glaubt der Tintenkleckser, daß er zur Tafel zugelassen und mir, dem Chef der Leibgarde, vorgezogen werden müßte?"

Alcibiades freute sich darüber, daß Sokrates den gewaltigen Kriegsmann so treffend zurechtgewiesen hatte; aber von diesem Tage an wurde Friedrich Ahrenstorff Schumachers Todfeind.

Bei Tafel wurde tüchtig pokuliert; aber als die Freuden der Tafel genossen waren, war der König wieder schlecht gelaunt, und Hans Ruprechts Versuche, ihn durch allerlei Sprünge und Witze zu erheitern, mißlangen ganz. Da flüsterte der Zwerg Knuth einige Worte ins Ohr, dieser nickte und entfernte sich auf einen Augenblick. Die Worte waren diese: „Laßt Luft holen!"

Magister Ulrich Luft, welcher seiner Zeit Prinz Jörgens und der jungen Prinzessinnen Lehrer gewesen war, war ein munterer und hochgelehrter Herr und ließ sich bisweilen als Hofnarr benutzen. Als er erschienen, und der König davon unterrichtet worden war, daß Knuth ihn hatte holen lassen, nickte die Majestät ihm freundlich zu und sagte:

„Ei, Luft, seid Ihr da? Nun, das ist nicht übel, in diesen ernsten Tagen Euer munteres Gesicht zu sehen. Erzählt uns jetzt etwas zum Zeitvertreib, aber lustig muß es sein!"

Ein Kopf läßt sich indessen selten wie ein Uhrwerk aufziehen, um zu gehen und den Witz spielen zu lassen; die Witze des Magisters waren fade und langweilten alle, bis Gyldenlöwe endlich sagte:

„Luft, erfindet jetzt doch etwas, was Seine Majestät amüsieren kann; aber etwas ganz Besonderes muß es sein!“

Luft dachte einen Augenblick nach und sagte dann:

„Wie wäre es, wenn Ew. Majestät in der Nacht eine Runde durch die Stadt machten?“

Gyldenlöwe lachte, der Zwerg klatschte in die Hände, und der König sagte:

„Ei, der Vorschlag ist nicht übel! Haben wir doch noch niemals die Stadt bei Nachtzeit gesehen und uns überzeugt, wie die Bürgerwache dort Ordnung hält.“ —

Als es dunkel geworden war, rollte einer von des Königs kleinen Postwagen über die Schloßbrücke nach Höibro zu. — Gyldenlöwe fuhr; an seiner Seite saß der junge Heinrich Gersdorff, Frau Magdalenens Bruder und Lieutenant bei der Leibgarde. Auf dem Wagensitz saß der König mit Knuth, und Luft und der Zwerg lagen hinten im Wagen.

So ging es munter durch die Stadt. In einer Straße trafen sie eine Schar Nachtschwärmer, welche in Schlägerei geraten waren, und fast wäre der König vom Wagen gesprungen, um sich zwischen die Kämpfenden zu werfen und selber den Polizeidirektor zu spielen. Bei Madame Schumachers Haus hielten sie an und machten einen Höllenlärm, bis der Staatssekretär sich endlich am offenen Fenster zeigte, eine weiße Nachtmütze auf dem Kopfe, welche bei dem klaren Nachthimmel hell schimmerte.

„Was giebt es?“ fragte er.

„Es ist Seine Majestät!“ rief Gersdorf. „Der König begehrt Euch zu sprechen.“

„Bildet mir das ein!“ lautete die Antwort.

„Le roi s'amuse,“ rief Gyldenlöwe.

Schumacher erkannte die Stimme und antwortete:

„Ei, Excellenz, seid Ihr mit bei dem Abenteuer? Bon plaisir!“

Dann schlug er das Fenster zu und verschwand.

Gewaltsamer gingen sie auf dem Königsmarkt bei dem Reichsadmiral Bjelke zu Werke. Hier schlugen sie die Fensterscheiben ein, holten den Admiral heraus und nahmen ihn mit. Am schlimmsten erging es jedoch dem Kanzleisekretär Dietrich Schult, den sie herausklopften und halbnackt fortführten, während seine Frau sich in einen Kleiderschrank flüchtete.

Als sie mit ihren gezwungenen Gästen nach dem Schlosse zurückgekehrt waren und man Schult mit einer alten Livree bekleidet hatte, begannen sie zu zechen und blieben damit bei bis an den lichten Morgen. Als sie nicht mehr konnten, schwankten Bjelke und Schult nach Hause, gestützt auf vier königliche Lakaien; aber Luft fiel unter den Tisch und blieb dort liegen. Erst am Nachmittage erreichte er sein Haus an dem alten Markt, wo seine Frau ihn zum Gespött der Nachbarn lange vor der Thür stehen ließ.

Gyldenlöwe und Knuth befanden sich wohl, aber der König hatte einen schweren Kopf; sein Bruder und der getreue Kammerjunker brachten ihn zu Bett in einem Zustande, der den souveränen Monarchen einem seiner geringsten Unterthanen gleich machte. Doch war er nicht ganz ohne Bewußtsein, denn hin und wieder murmelte er: „Ordonnanz!“ — Weder Gyldenlöwe noch Knuth legte Gewicht darauf; als aber Gyldenlöwe am nächsten Vormittag aufs Schloß kam, um nach seinem königlichen Bruder zu sehen und ein wenig Scherz mit ihm zu treiben in Anlaß der nächtlichen Großthaten, fand er zu seiner Überraschung die Majestät ernstlich beschäftigt und keineswegs zum Scherzen aufgelegt. Der König saß an seinem Schreibtische und ließ die Feder schnell über das Papier gleiten. Als Gyldenlöwe in aller Unterthänigkeit ihn fragte, an wen er so eifrig schreibe, entgegnete die Majestät:

„Dies ist keine Epistel, sondern ein Entwurf zu einer Verordnung, betreffend die Sicherheit und Aufrechterhaltung der Ordnung auf der Straße. Es muß hierin anders werden. Konnten wir nicht die halbe Stadt durchfahren, Fensterscheiben einschlagen und die Leute fortschleppen, ohne daß die Bürgerwache sich sehen ließ oder jemand uns antastete?“

„Ew. Majestät,“ entgegnete Gyldenlöwe, „verstehen wahrlich die Kunst, zu regieren! Selbst Ew. Majestät Amusements werden durch die Weisheit Ew. Majestät zu Regierungshandlungen erhöht. Doch stehen Ew. Majestät selber zu jeder Zeit über dem Gesetze.“

Das that der König, und er hatte ein lebendiges Gefühl davon. Er sollte, wie es sich bald zeigte, sich zu amüsieren eine andere Weise erfinden, die weniger unschuldig war und nicht so gute Verordnungen hervorrief, aber die eingreifendsten Folgen für sein ganzes Leben hatte.

(Fortsetzung folgt.)



Moderne Ehen.

Roman
von
H. Schobert.

(Fortsetzung.)

Stefanie wußte wohl, warum sie so eilig gewesen. Sie kannte auch Cedriks Gewohnheit, wenn es sich um ein Rendezvous handelte, immer einige Minuten früher da zu sein, es entsprang der Ritterlichkeit seines Empfindens, und das hatte sie ausnutzen wollen.

In Ewigkeit hatten sie einander nicht mehr unter vier Augen gesprochen! Vieles hatte sich zwischen sie gelegt: Dita, Theo, die ganze Eifersucht, die Angst ihres gefolterten Herzens, und gestern abend war sie ungezogen gegen ihn gewesen. Sie wußte es wohl. Nicht in der unbekümmerten Sorglosigkeit ihrer sprudelnden Laune, das verzieh sie sich leicht, sondern bewußt, gereizt, vor Fremden.

Daß er es übel genommen, hatte sie an seinem Wesen gemerkt, ihr that es leid genug nachher, aber wie sollte sie es jetzt wieder gut machen?

Da kam ihr Ditas Unwohlsein wie ein Schicksalswink; Cedrik sehen, sprechen, allein — o, dann konnte noch alles gut werden!

Dreiviertel auf drei war sie vor Müller und ging langsam dort auf und ab. Fünf Schritte rechts, fünf Schritte links über das Lokal hinaus, weiter wagte sie sich nicht, um ihn ja nicht zu verfehlen. Sie fieberte vor Ungeduld. Rastlos flog ihr Kopf rechts und links, wurden ihre Schritte immer eiliger, aber Cedriks Uniform tauchte nirgends auf. Einmal glaubte sie ihn zu sehen, eiligst ging sie ihm entgegen — Täuschung! — Und es wurde immer später, der kostbaren Minuten, die sie ihn allein haben konnte, immer weniger.

Drei Uhr! — Stefanie preßte ihr Taschentuch zum Knäuel in ihrem Muff zusammen, ihr Herz hämmerte, ihr Atem flog. Nichts!

Als sie wieder einmal umwendete, ihren Dornenweg zu gehen — es kam ihr schon vor, als wiesen alle Leute mit Fingern auf sie, als hätte sie mindestens stundenlang hier Posten gestanden — fiel ein Schatten neben ihr auf das Trottoir, sie blickte sich mit atemloser Spannung um, Theo stand an ihrer Seite.

„Du!“ stieß sie in bitterster Enttäuschung heraus.

„Cedrik läßt sich entschuldigen, ich sprach ihn eben, vor fünf Uhr kann er kaum hier sein.“

„Du sprachst ihn?“ fragte sie mit einem gewissen instinktiven Argwohn. „Warum kann er denn nicht eher?“

„Ich weiß es nicht. Er that sehr geheimnisvoll. Aber da ich Hunger habe, laß uns hineingehen.“

Sie folgte ihm schweigend, darüber nachgrübelnd, wie sich doch alles jetzt gegen sie verschwor; niemals gelang es ihr, Cedriks habhaft zu werden. Ihre Heiterkeit war längst verschwunden.

Theo aß und trank, es schmeckte ihm augenscheinlich vorzüglich, zum Schluß bestellte er eine Flasche Champagner. Als der Eiskühler zwischen ihnen stand, aus dem die goldhalsige Flasche einladend heraussah, sagte er scherzend: „Ich sehe gar nicht ein, warum wir uns das nur in Gesellschaft anderer leisten sollen. Allein schmeckt es uns ebenso gut. Auf Dein Wohl also, Kind.“

Sie nickte ihm zerstreut zu, ihre Augen wanderten zwischen dem Zifferblatt der Uhr, die sie erspäht hatte, und dem tiefen, breiten Fenster, das Cedrik passieren mußte, rastlos hin und her. Pünktlichkeit war sonst seine größte Tugend, und nun lief der Zeiger erbarmungslos weiter, aber er blieb aus. Warum? Der Gedanke ließ ihr keine Ruhe, halbgeschält legte sie die Orange, die sie in den Händen gehalten, auf den Teller zurück, ein unaussprechliches Gefühl von Furcht und Enttäuschung schnürte ihr das Herz zusammen.

Theo trank sein Glas bis zum letzten Tropfen aus, dann stellte er es wieder hin und wandte sich an seine Frau. „Du wunderst Dich, wo Cedrik bleibt,“ sagte er nach einem kurzen, flüchtigen Blick in das nur mäßig volle Lokal, „jetzt brauche ich Dir kein Hehl mehr daraus zu machen. Er kommt nicht, weil er in diesem Augenblick in unserer Wohnung neben Dita sitzt und sich mit ihr verlobt hat.“

Sie stieß einen unartikulierten Laut aus, schnellte auf und sah ihn mit funkelnden Augen an, ihre Lippen öffneten sich und schlossen sich dann wieder, ehe ein Laut sich ihnen entrang. Theo hatte mit eisernem Griff den Arm seiner Frau erfaßt und hielt ihn fest.

„Menagiere Dich, wenn ich bitten darf, und bedenke, daß wir unter Menschen sind! Darum gerade wählte ich diesen Ort, um mit Dir zu sprechen. Du bist nun wenigstens gezwungen, mich ruhig anzuhören, Dich zu beherrschen.“

„Teufel! — Teufel Du!“ stieß sie zwischen den zusammengepreßten Zähnen heraus, buchstäblich flammten ihre Augen, aber dann sank sie plötzlich leichenblaß in den Stuhl zurück, die physische Kraft des Mannes, die sie fühlte, hatte ihr zum Bewußtsein gebracht, daß er auch sonst ihr Herr sei, daß sie durch ihn nun das letzte verloren, an dem ihr Herz gehangen.

Er lockerte seinen Druck ein wenig.

„Wenn Du unter diesem Epitheton einen vernünftigen Menschen verstehst, der genau zu überlegen, Konsequenzen zu ziehen und danach zu handeln weiß, selbst auf Kosten kindischer Sentimentalitäten, dann soll mir diese Bezeichnung nicht unlieb sein,“ gab er voll-

kommen ruhig zurück. „Sei doch vernünftig, Stefanie, und höre mich einmal ruhig an. Deine Idee, Dita an ihren Vetter zu verkuppeln, nachdem sie ihm schon einmal einen Korb gegeben, war doch einfach albern. Außerdem klingen zwanzigtausend Mark sehr schön, aber was sind sie denn in Wahrheit? Für uns nicht mehr wie ein Tropfen auf einen heißen Stein. Du hast die sehr bequeme Art vieler Frauen angenommen, nie zu fragen, woher das Geld, das wir verbrauchen, kommt. Das ist Sache des Mannes. Ich sage Dir aber, unsere Existenz steht auf thönernen Füßen, hängt an einem Haar. Zwischen heut und morgen kann man uns auf die Straße setzen. Was dann? Weder Dir noch mir bietet sich die geringste Chance zu einem neuen Aufbau, Du weißt, daß wir beide nichts haben. Hast Du Dir die Armut in ihrer häßlichsten, nackten Gestalt wohl ganz klar gemacht?

„Ich spiele im Klub mit Glück, nun ja! Aber ich kann doch das Glück nicht immer an meine Fersen heften und magst Du von mir denken wie Du willst, für so anständig wirst Du mich doch noch halten, daß meine Hände rein sind vom corriger la fortune, wenn ich Dir auch zugebe, daß dieser ewige Kampf ums Dasein moralisch nicht sehr erhebend wirkt. Not thut uns eine geregelte Existenz; eine Existenz, die es uns ermöglicht, sorgenlos zu leben wie es unseren Gewohnheiten entspricht, nicht mit der kleinlichen Angst um das Morgen. Dazu hatte ich mir Dita ausersehen, und mein Plan ist geglückt, Gott sei Dank, sage ich!"

Sie hatte im Stuhl gelegen, teilnahmlos, bleich, mit erloschenen Augen und Händen schwer und kalt wie Blei. Wenn sie nur hätte aufstöhnen können, laut hinausschreien, um die wahnsinnige Last los zu werden, die sich ihr auf die Brust gewälzt hatte. Aber es war ja Theo, neben dem sie saß — ihr Gatte — vor dem sie ihren Schmerz, ihre Verzweiflung vor allen Dingen geheimhalten mußte.

Erst als er aufhörte zu sprechen, wandte sie ihm ihr blasses Gesicht zu. Die enge Gemeinschaft der Ehe, die auch zwischen den heterogensten Wesen ein Band der äußeren Interessen schlingt und hartnäckig festhält, mag auch sonst zwischen ihnen stehen, was will, verleugnete sich nicht. Sie wußte, ihr Mann sprach wahr, wenn er ihr Leben nur eine Scheinexistenz nannte; oft hatte diese Vorstellung ihr den Schlaf der Nächte geraubt, das rüttelte sie auch jetzt aus ihrer Apathie.

„Was meinst Du?" fragte sie, und der Ton ihrer Stimme klang heiser, als ringe sie mit dem Ersticken.

„Dita ist ein reiches Mädchen und ein gutes Ding dazu," fuhr er fort, froh, seine Frau gefaßt zu finden, „ewig kann Cedrik doch nicht an Deiner Schleppe hängen, da ist es dann besser, wir verheiraten ihn und behalten die Hand im Spiel. Du kennst seine Sportpassion; ein Rennstall war der Traum seines Lebens. Mit Ditas Vermögen kann er sich diesen Wunsch erfüllen und wird es thun. Natürlich versteht er blutwenig davon, und der Dienst kostet ihn eine gewaltige Menge Zeit, deshalb trete ich mit ihm in ein Compagniegeschäft, verstehst Du das?"

„O ja, das heißt er bezahlt die Differenz," entgegnete sie aufhorchend.

„Nicht doch! Wenn Du das Compagniegeschäft nicht gelten lassen willst, aus zarter Gewissensregung, dann sprechen wir von Arbeitsteilung, er bezahlt und hat das Vergnügen, ich die Last, indem ich Pferde kaufe, Trainer engagiere und reite. Der Profit kann nicht ausbleiben, da wir es aushalten können. Mir hat ja nur das Kapital gefehlt, um im großen arbeiten zu können, mit Ditas Geld hinter uns hat das keine Schwierigkeiten mehr. Unsere Existenz ist gefestet. Du brauchst dann keine Similibrillanten mehr mit dem Aplomb der großen Dame zu tragen, mein erstes wird sein, daß ich Dir echte zu Füßen lege. Sei jetzt also vernünftig, Stefanie, handle in unserem Interesse. Wir sind Mann und Frau und gehören zusammen."

„Was soll ich thun?" fragte sie leise. Alles in ihr war zerbrochen durch die schreckliche Gewißheit, daß ihr Cedrik verloren sei.

„Nicht viel, Kind. Sei liebenswürdig gegen das Brautpaar, erwecke in Dita die Überzeugung, daß sie Dir dankbar sein muß, da sie Dir ihr Glück dankt."

Sie fuhr auf, eine Flamme schlug in ihr Gesicht. „Aber Du weißt ja noch gar nicht, was geschehen ist, vielleicht ist er nicht dagewesen, vielleicht hat sie ihn abgewiesen —"

Er lächelte. „Ich dachte doch, die Frauen wären klüger; es ist aber Vorurteil, davon zu reden, Du hast meine kleine List nicht einmal gemerkt. Da Du Dich jeder Annäherung zwischen Dita und Cedrik in den Weg stelltest, half es eben nichts, Du mußtest beseitigt werden, deshalb unsere heutige Verabredung. Als ich Cedrik vorhin sprach, händigte ich ihm meinen Korridorschlüssel ein, ich wette, er hält in diesem Augenblick schon seine Braut im Arm."

Sie fuhr mit der Hand nach dem Herzen, ein Ohnmachtsgefühl durchzuckte sie.

„Wie klug Du bist," murmelte sie mit blutleeren Lippen.

„Ja, Schatz, Du wolltest ja nicht vernünftig sein. Übrigens trink ein Glas, Stefanie, Du siehst erbärmlich aus."

Gierig, als könne sie nicht genug bekommen, stürzte sie zwei Gläser hintereinander herunter, in langen durstigen Zügen. Aber sie brachten ihr weder Ruhe noch Vergessenheit.

„Du glaubst, daß er sie liebt?" fragte sie wie abwesend und wischte sich mit dem Tuch die Stirn und die ausgetrockneten Lippen.

Er zuckte die Achseln. „Lieben! Kind, das ist auch eine jener überflüssigen Sentimentalitäten, die nur da sind, um die Vernunft zu verwirren. Momentan ist er natürlich verliebt in sie, aber nach der Brautzeit kommt die Ehe mit ihrer Langenweile und Alltäglichkeit, Cedrik ist ein Mensch ohne alle Energie, dem Eindruck des Augenblicks preisgegeben, für seine Treue stehe ich nicht, wenn er erst seinen Rennstall hat."

Sie atmete auf, langsam gewannen ihre Augen

wieder Leben, ein schwacher, schwacher Hoffnungsstrahl zeigte sich ihr, aber doch genügend, um sie nicht ganz verzweifeln zu lassen.

„Wollen wir jetzt nach Hause gehen?“ fragte er, die Uhr ziehend. „Zu früh kommen wir in keinem Fall mehr.“

Sie erhob sich bereitwillig. Als er ihr den Mantel umgab, sagte sie: „Du kannst stolz sein, Du hast mich wieder besiegt, Theo.“

„Darauf ist ein vernünftiger Mann nie stolz. Er weiß, daß er immer der Herr ist, wenn es ihm nötig scheint, seinen Willen durchzusetzen.“

„Er wird ihn ruinieren,“ dachte sie, als sie schweigend im Wagen lehnte, „aber das wird sie mittreffen, die Verhaßte, und ich . . . ich werde auf die Zukunft warten, hoffen, und darum alles ertragen.“ Und gewaltsam drückte sie die Hand auf das verwundete Herz.

Elftes Kapitel.

Aus dem Traumzustand, in den Dita die Erinnerungen versenkt hatten, war ein leichter Schlaf geworden. Die Aufregung der letzten Tage, die Stille ringsum machten sich geltend.

Aus dem Bambusstuhl aufstehend, hatte sie sich auf die Chaiselongue gelegt, wohlig die weiche Wange in das weiße Fell drückend und sich ganz der süßen Mattigkeit hingebend, die ihre Glieder dehnte.

Hartnäckig hafteten ihre Gedanken allerdings immer nur an einem Gegenstand, ob wachend oder schlafend: Cedrik. Sie sah ihn leibhaftig vor sich, so leibhaftig, daß sie die Augen schloß um das liebe Bild ja recht fest zu halten.

Und nun fuhr sie plötzlich auf, mit schlagendem Herzen und fiebernden Pulsen, gerade rechtzeitig, um zu sehen, wie sich die Thür öffnete und er wirklich auf der Schwelle erschien. Wirklich? Oder war es ein Traum?

Sie hatte kein Klingeln gehört, niemand hatte ihr eine Meldung gemacht, so blieb sie halb aufgerichtet, die Hand in das Fell gestützt unbeweglich und sah ihn an mit vom Schlaf geröteten Wangen, halb geöffneten Lippen, und Augen, in denen es vor seliger Überraschung glänzte und flimmerte, als sehe ein Kind zum ersten Mal den Weihnachtsbaum. Er hatte noch den Säbel umgeschnallt, die Mütze in der Hand, mit einem Scherzwort hatte er zuerst seinen Überfall erklären wollen, plötzlich entschwand ihm der Gedanke an das alles. Er stürzte vorwärts, kniete neben der Chaiselongue nieder, umfaßte das bebende Mädchen und flüsterte:

„Dita! Dita! Endlich habe ich Dich! Endlich halte ich Dich! Mein nun — mein fürs Leben.“

Und dann küßte er sie und preßte sie an sich mit dem ganzen Ungestüm seiner erwachten Leidenschaft, wie er es seit gestern so heiß ersehnt hatte.

Sie regte sich nicht. Ganz willenlos ergab sie sich dem Zauber, der so berauschend über sie hinstürmte. Ihr Empfinden war so rein, so heilig, ein stummer Schwur, das Glück zu verdienen, das so mächtig von ihr Besitz nahm, ein heißer leidenschaftlicher Dank an den Mann, der es ihr schuf, daß sie kein Maß, weder für die Zeit, noch für dasjenige hatte, was seine Liebkosungen ausdrückten. Hätte er in diesem Augenblick ihr Leben gefordert, ohne eine Frage, ohne zu zucken würde sie es ihm gegeben haben. Aber er dachte nicht daran. Ihn berauschte ihre Nähe, der endliche Besitz dessen, nach dem er sich nun schon — für seine Verhältnisse — lange Zeit gesehnt hatte. Er küßte ihre blühenden Lippen, hielt sie immer fester und fester und wunderte sich vielleicht halb unbewußt über ihre Passivität, die doch nur der überwältigenden Seligkeit entsprang.

Endlich ließ er sie los, richtete sich auf und sprang auf die Füße.

„Dita, Liebling,“ sagte er mit einem frohherzigen Lachen. „Der verfluchte Säbel! Braun und blau hat er mich gedrückt, während ich auf den Knieen neben Dir lag, daran kannst Du die Stärke meiner Liebe zu Dir ermessen, daß ich dies Martyrium ohne zu zucken aushielt. Aber nun soll er mich nicht länger stören.“

Er schlug den Waffenrock empor und löste die Koppel, sie sah ihm zu, schweigend, mit einem Lächeln auf den Lippen, ohne ihre Stellung zu verändern, noch immer wie berauscht von dem großen Glück, das ihr zu teil geworden war. Nun setzte er sich neben sie, nahm ihre Hand und küßte sie, tändelnd, neckend, einen Finger nach dem andern.

„Sprich doch ein Wort, Dita, mein Liebling, liebst Du mich?“

Ihre Augen erweiterten, ihre Lippen öffneten sich, heißes, pulsierendes Leben kam in ihre bewegungslose Gestalt.

„Mehr wie ich Dir sagen kann. Mehr wie mein Leben.“

Welch ein seltsamer, vibrierender Ton das war! Cedrik blickte ganz betroffen auf. An ihren Wimpern hingen zwei schwere klare Tropfen. Er küßte die feuchten Augen. Die eigentliche Ursache dieses Nasses, das plötzliche, überwältigende Glück, die Heimat, die die Verlassene, Einsame vor sich erstehen sah, ausgefüllt von dem geliebtesten Menschen der Erde, die begriff er nicht.

„Weinen, Liebling?“ fragte er neckisch und strich über ihr dichtes rotbraunes Haar. „Das ist nicht nötig. Stefanie thäte es nicht, und auch ich will jetzt von Dir nur wissen, wie lange Du mir eigentlich gut bist, und warum Du gestern so ausgesucht abscheulich zu mir warst.“

Sie lehnte ihren Kopf an seine Brust. „Wie lange ich Dich liebe?“ flüsterte sie bewegt. „Ach, ich glaube, so lange ich Dich gesehen . . .“

„Halt!“ unterbrach er sie lachend. „Jener erste Abend — weißt Du es noch? Du wolltest mir nicht einmal zu trinken geben.“

Sie richtete den Kopf auf und sah ihn errötend an. „Es ging gegen mein Gefühl, verzeih, Cedrik, ich konnte nicht anders.“

„Es gefiel mir eigentlich von Dir! Unter zwanzig hätten es fünfzehn gethan. Aber meine Dita vergab ihrer Würde nichts.“

„Daran habe ich keinen Verdienst, es ist mein Gefühl, das mich so handeln lehrt, mich dazu zwingt.“

„Und Dein Gefühl hat Dir geboten, mich dann zu lieben?“ fragte er wieder neckend.

„Bis in die Ewigkeit — bis in den Tod!“ sagte sie tief aufatmend. „Auch wenn Du Dich nie um mich gekümmert hättest, meine Liebe wäre Dir doch durch das ganze Leben gefolgt.“

Er sah sie überrascht an. „Ist es möglich? Wer hätte das in dieser zurückhaltenden, ernsthaften jungen Dame gesucht?“

Sie ergriff seine beiden Hände. „Die Liebe ist göttlich, sie braucht keine Nahrung um zu gedeihen, sie ist rein, Cedrik und verlangt nichts für sich.“

Er lächelte verstohlen und strich den Bart. Welch anderes Gesicht hatte ihm die Liebe oft gezeigt! Aber Ditas Worte erfreuten ihn, obgleich er mit gutmütigem Spott dachte, ob sie wohl in Jahren noch in gleicher Weise von der Liebe reden würde. Es machte ihm Spaß, noch weiter zu hören.

„Und wenn ich nun nicht gekommen wäre, Liebste? Sauer genug hast Du es mir gemacht.“

Sie errötete heftig. „O Gott, Cedrik, Stefanie...“

„Ja, ja, ich kann mir's denken,“ wehrte er ab.

„Wie bist Du denn überhaupt hineingekommen?“ fragte sie plötzlich mit großen Augen. „Und ich — im Negligé . . .“

Jetzt erst kam ihr die Wirklichkeit zur Besinnung. Sie sprang auf.

„Laß doch, Liebling, laß! Keine thörichte Scham. Theo sagte mir schon, wie reizend Du im Hause aussähest, nun — und was Theo ansehen darf, doch noch viel mehr Dein zukünftiger Gatte. Er hat übrigens recht, der Kerl . . .“ und dabei sah er sie mit unverhohlener Bewunderung an. Aber einer erneuten Umarmung wich sie geschickt aus, es war wieder einmal etwas in ihr, das sie zum Handeln zwang, ohne ihren Willen.

„Ich bitte Dich, Cedrik, setze Dich,“ sagte sie so bestimmt, daß er ihr gehorchte, während sie sich entfernter von ihm auf die Chaiselongue niederließ, „und erzähle mir weiter.“

Er mußte sich mit ihrer Hand begnügen, nicht so weich und wunderbar wie diejenige Stefanies, aber doch immer weiß und hübsch und vor allen Dingen von einer wohlthuenden Ruhe und Gleichmäßigkeit der Temperatur. Wie zuckten und tobten hingegen Stefanies seine Finger!

Er erzählte lachend und scherzend von Theos Komplott mit dem Korridorschlüssel, und daß Brynkens jetzt wahrscheinlich bei Müller ein Glas Champagner auf das Wohl des Brautpaares leerten.

Dita seufzte. „Wär's nur der Fall! Aber ich glaube, Stefanie kann mich nicht leiden, sie hält mich nicht für wert, Deine Frau zu werden.“

Er sah sie überrascht an; aber Ditas bekümmertes Gesicht gab Zeugnis, daß ihre Worte nur das ausdrückten, was sie meinte.

„Heilige Einfalt!“ dachte er, sehr vergnügt, daß ihn auch nicht einmal der Schatten eines Verdachtes traf. Das Mädchenherz war reiner als er angenommen hatte.

„Kümmere Dich darum nicht,“ sagte er leichthin. „Die Hauptsache ist doch, daß wir glücklich sind. Bist Du glücklich, Dita?“

Sie sah ihn nur an. Mehr wie Worte sprach der Blick.

„Und wenn Dir Stefanie tausendmal gesagt hat, ich sei ein Scheusal, Du glaubst ihr doch nicht ganz. Was?“

„Ich wünschte, das Leben verlangte einmal einen Beweis von mir, wie heiß und innig und unaufhörlich ich Dich liebe,“ entgegnete sie ernst. „Ich würde ihn nicht schuldig bleiben.“

Natürlich nahm er sie in seine Arme und küßte sie wieder und flüsterte all die tausend Liebesworte in ihr Ohr, die schon seit Adams Zeiten immer dieselben sind und wunderlicherweise in ihrer Bedeutung und Kraft nie veralten.

Endlich fuhr Dita auf. Brynkens kamen nach Hause. Aber nur Theo trat mit ausgestreckten Händen dem Brautpaar gratulierend entgegen, Stefanie hatte heftige Kopfschmerzen und mußte sich erst etwas erholen. —

Am Abend feierte man Verlobung. Dita war in großer Toilette, auch Stefanie, die zwar bleich und elend, aber so vollkommen beherrscht aussah, daß nicht einmal Cedrik einen Blick von ihr auffing. Nur still war sie, unbehaglich still, und alle drei empfanden, wie sonst eigentlich nur von ihr die Anregung und Heiterkeit ausging.

„Stille vor dem Sturm,“ dachte Cedrik unbehaglich, als er einmal ihr totenhaft starres Gesicht streifte. Sie tranken Sekt und ließen das Brautpaar leben, aber es kam keine rechte Stimmung auf. Dita hatte Stefanies Hand so herzlich, so dankbar gedrückt, aber keine Wärme, kein Entgegenkommen gefühlt. Sie war großherzig genug, ihr keins der bösen Worte mehr nachzutragen, nun sie wider Erwarten so glücklich war, aber Frau von Brynken schien von allebem nichts zu bemerken. Nur einmal, als Theo vorschlug, die Damen sollten ihre lange Freundschaft, die jetzt glücklich zur Verbrüderuug geführt, doch nun mit dem vertraulichen „Du“ krönen, fiel ihm seine Frau schroff in die Rede.

„Ich bitte Dich, verschone uns mit dergleichen. Es ist so vulgär, dies Duzen bei den geringsten Anlässen. Überlassen wir das unseren Dienstboten, in diese Klasse gehört es hin.“

Dita zuckte ein wenig, aber da die Abwehr gegen Theo gerichtet war, durfte sie nicht beleidigt sein, und im Grunde genommen war sie selbst keine Freundin allzu großer Vertraulichkeiten. Unter dieser Schweigsamkeit und offenkundigen Verstimmung der Frau vom Hause hätte die ganze Feier einen unangenehmen Beigeschmack erhalten, wenn nicht die Braut so selig gewesen wäre — so namenlos selig.

Zwölftes Kapitel.

Desto drückender hatte Cedrik die Situation empfunden. Das war ja doch eine ganz verfluchte Geschichte, daß Stefanie die Sache so ernst genommen! Ja, traue nur einer diesen Weibern! Mit dem Munde immer vorweg, schwatzt von Treulosigkeit und Leichtfertigkeit, nimmt den Hautgout des fin de siècle für sich in Anspruch, und ist schließlich, wenn es darauf ankommt, genau dieselbe wie au commencement de siècle, das heißt gefühlsselig und hartnäckig im Lieben wie nur eine! — Er machte sich jetzt doch Vorwürfe, daß er vorher nicht mit ihr gesprochen, daß er sie gewissermaßen überfallen ... aber schließlich, lieber Gott, man war doch auch ein Mensch, und hatte die Pflicht gegen sich selbst, Unannehmlichkeiten nicht gerade aufzusuchen. Nun war die Sache einmal geschehen, Dita seine Braut ... Und sie war süß, diese Dita, wirklich süß! Stefanie mußte sich eben finden. Das Niederträchtige war nur, daß ihm jede Zärtlichkeit, jede Liebkosung gegen seine Braut in Stefanies Gegenwart peinlich wurde. Ihre starren Augen vergällten ihm jeden Kuß, aber — zum Donnerwetter, er wollte sich seine Brautzeit nicht vergällen lassen! Was that er denn da nur am besten?

So grübelte er auf dem Heimweg, so grübelte er den ganzen nächsten Morgen während des Dienstes. Daß ihn Stefanie liebte, hatte er immer gewußt und sich daran erfreut, aber er hatte es für eine Liebe gehalten, wie sie ihm bisher meist begegnet und wie sie sich ihm auch bis jetzt gezeigt hatte, leicht geknüpft, leicht gelöst, mit einem kleinen Stich in das Frivole; so eine Liebe hätte sich beschwichtigen lassen. Diese hier war ihm unangenehm und erschreckte ihn. Und nun mußte er an Hans Henning schreiben und womöglich auch an Berta!

Dieser Gedanke verbesserte seine Laune keineswegs. Er war ein ganz erbärmlicher Briefschreiber, die Geschwister wußten das und sahen es ihm nach. Hatte er doch nicht einmal mit einer Zeile auf Genias Erkrankung, die ihm der Bruder gemeldet, geantwortet. Es fiel ihm jetzt auf die Seele, aber ... die Kleine war ja auch so gesund geworden. Allen Ernstes überlegte er einen Augenblick, ob er nicht einfach per Telegraph Hans Henning seine Verlobung anzeigen sollte, aber dann schämte er sich doch und kam mit dem festen Entschluß nach Hause, diese unangenehme Pflicht sofort zu erledigen. Hans würde nicht viel gegen seine Wahl haben. Er erinnerte sich ja, wie sehr ihm Dita damals zu gefallen schien, und nun mußte er lachen, als er daran dachte, daß er Hans Henning damals selbst seine jetzige Braut angeboten hatte. Das war doch eigentlich spaßhaft. —

Sein Bursche erwartete ihn vor der Thür und kam ihm entgegen. „Herr Lieutenant, eine Dame ist da!"

„Wo?" fragte Cedrik in der ersten Überraschung.

„Ich habe sie in des Herrn Lieutenants Wohnzimmer gelassen, sie wartet dort."

Cedrik murmelte einen Fluch zwischen den Zähnen. Das fehlte gerade noch! Schreiben — Damenbesuch abfertigen und pünktlich zum Essen bei Brynkens sein. Er durchflog in Gedanken eiligst alle seine schwebenden Damenbekanntschaften, keine war ihm jetzt mehr willkommen, und er riß wütend die Thüre auf. Dann prallte er zurück.

„Stefanie!" stotterte er.

Aus dem Stuhl vor seinem Schreibtisch hatte sich eine kleine, schmale, schwarzgekleidete Gestalt erhoben, den Schleier zurückgeschlagen und starrte ihn mit brennenden, dunklen, tief umschatteten Augen an.

„Was wollen Sie hier, bei mir?" fragte er, ganz aus dem Gleichgewicht, eilig auf sie zugehend. „Um Gottes willen, wie rasend, rasend unvorsichtig, Stefanie! Wenn nun Theo käme ..."

Sie zuckte die Achseln. „Das ist mir gleichgültig."

„Aber es gäbe einen Skandal — bedenken Sie ..." Er stürzte an den Eingang und schloß doppelt ab, auch die Thür zu seinem Schlafzimmer. Inzwischen gewann der Zorn in ihm die Oberhand. „Sie sind unverantwortlich leichtsinnig, Stefanie," rief er ihr zornig zu.

Sie lächelte geringschätzig. „Ich fürchte nichts! Weder Ihre Brautschaft noch einen Skandal, noch sonst etwas. Mir ist eben alles gleichgültig. Nur eins nicht, Cedrik. Ich bin hergekommen, um Ihnen zu sagen, daß Sie gemein an mir gehandelt haben."

Er trat dicht vor sie hin und sah sie mit flammenden Augen an. „Hüten Sie Ihre Zunge, Stefanie."

„O ja, das Wort scheut Ihr, aber die Handlung nicht. Das Wort wägt Ihr, aber die Handlung heißt ein Gebot der Klugheit. Das kenne ich ja." Sie zog langsam den einen abgezogenen Handschuh durch die entblößten Finger und sah ihm furchtlos in das Gesicht.

„Sie sind ein Weib ... und deshalb ..." sagte er endlich.

„Deshalb kann ich Ihnen die Wahrheit sagen," ergänzte sie, „ja bei Gott, das werde ich! Ihr Männer glaubt der Frau, die sich Euretwegen vergißt, nichts schuldig zu sein, wenn der Rausch der Leidenschaft einmal verflogen ist, Ihr wähnt Euch frei und erkennt unserem Geschlecht gegenüber keine weitere Schuld mehr an. Warum that sie es? — Damit seid Ihr fertig. Was es Euch aber gekostet hat, ehe Ihr so weit gelangtet, was für eine Summe von Lüge, Heuchelei, List und kaltblütiger Berechnung Ihr uns aufgebürdet, nachdem Ihr uns Euch geneigt gemacht habt, das vergeßt Ihr. Wir sollen Herz haben, wenn es Euch paßt, und keins, wenn es Euch unbequem zu werden droht. Unser Herz ist aber ein selbständiges Ding, das sich nicht auf Kommando in den Winkel werfen läßt, und Ihr habt die Pflicht, dem Rechnung zu tragen."

„Stefanie," sagte er bedrückt, denn ihre scheinbare Ruhe war ihm äußerst unbehaglich, „es hat mich wahrhaftig viel gekostet, daß ich so gewissermaßen hinter Ihrem Rücken handeln mußte. Aber Sie waren so unvernünftig, so feindselig sogar ... Reichen Sie mir nun die Hand, Cousinchen, und seien Sie lieb, wir bleiben die alten — das heißt, meine Freundschaft für Sie ..."

Er stotterte und wurde verlegen, sie trat ihm mit einem einzigen Schritt ganz nahe und sah ihm starr in die Augen.

„Lieben Sie sie, Cedrik? Lieben Sie sie so, wie Sie mich geliebt haben? Beim allmächtigen Gott, sagen Sie mir dies eine Mal die Wahrheit."

Ihre Ruhe war fort, sie zitterte und bebte; wie in Fieberkälte schlugen ihre Zähne zusammen. Er sah sie an, und das Bild vergangener Tage stieg vor ihm auf, nein ... so wie einst diese Frau liebte er Dita nicht — es freute ihn fast, ihr das sagen zu können, denn ein unendliches Mitleid erfaßte ihn plötzlich für sie, für das ganze wehrlose Geschlecht, das dulden muß und nichts anderes besitzt als Thränen und Klagen. Aber konnte er etwas für die Wandelbarkeit des menschlichen Herzens?

Langsam schüttelte er den Kopf. „So liebe ich sie nicht," gestand er leise.

Und da schrie sie auf. Halb ein Schluchzen, halb ein Jubelruf. Sie warf sich an seine Brust und umklammerte ihn mit Gewalt. „Ich wußte es! Dies blutlose Geschöpf kann Dir nichts sein!"

Und sie preßte ihre Lippen auf seine Hand, und die Zähne gruben sich knirschend in den Finger, der das glatte, kühle Gold des Verlobungsringes seit ein paar Stunden trug.

„Stefanie," sagte er ganz erschrocken und richtete ihren Kopf auf, während er sie unwillkürlich fester an sich schloß. „So sei doch vernünftig."

„Schwöre mir," flüsterte sie außer sich, „daß Du sie niemals lieben wirst — dann will ich versuchen ... Es ist eine wahnsinnige Qual — unerträglich — sie neben Dir zu sehen — mit allen Rechten — allem Stolz einer vor der Welt Dir Angehörenden — aber — ich werde es zu ertragen versuchen. Nur — schwöre mir, Cedrik, daß Du sie nie — nie — lieben wirst!"

Ihre Brust keuchte, Ihre Glieder flogen, die Augen brannten in fast irrem Feuer.

„Du bist krank, Stefanie," sagte er zärtlich, gerührt.

„Ich bin tausend Tode gestorben seit gestern, und ich werde es jeden Tag. Du kennst ja solche Qual nicht! Ich glaubte, ich würde es leichter überwinden ... aber ich kann nicht — ich kann nicht!" Sie preßte die Fäuste in die Augenhöhlen. „Dich sehen zu müssen — neben ihr — sie küssend ... mein Herz zerreißt mir."

Er sagte gar nichts mehr, er streichelte sie nur. Halb schmeichelte ihm diese elementare Gewalt ihrer Leidenschaft, halb war sie ihm unangenehm.

„Ich war einmal stolz," begann Stefanie mit erstickter Stimme, „und ich spottete über die Liebe! Ich glaubte, weil ich immer gleich das Ende sah, ich sei gefeit gegen jeden Kummer. Finden — Trennen — es mußte ja so sein! Und nun liebe ich Dich, wahnsinnig — verzweifelt ... ich kann Dich nicht lassen — Du hast die Liebe an mir gerächt."

„Liebste Stefanie, beruhige Dich. Wie Du aussiehst, ganz krank und elend."

„Du nimmst sie ihres Geldes wegen, nicht wahr?" fragte sie mit einem jammervollen Blick in sein schönes Gesicht.

Er konnte sich nicht helfen, es war erbärmliche Schwäche, aber sie that ihm so leid, er nickte stumm.

Sie richtete sich auf. Triumph brannte in ihren hohlen Augen. „Dank, Cedrik! Das soll mich trösten. Ich weiß, es giebt kein Auflehnen gegen die Verhältnisse. Küsse mich noch einmal — so wie früher — und nun lebewohl." — — —

Er hatte sie geküßt mit einem Gefühl des Vorwurfs, aber hingerissen durch den Augenblick ganz genau so wie in jener Zeit, da sie sich die kurzen Augenblicke ihres Beisammenseins stehlen mußten und dann davon zehrten. Lachend, spottend und beide doch fester dadurch gefesselt als sie glaubten. Auch er empfand es mit Staunen in diesem Augenblick, aber es beunruhigte ihn nicht weiter. Dita war hübsch und reich, er würde seinen Rennstall und seine häusliche Bequemlichkeit haben, auch das solide Leben würde ihm zur Gewohnheit werden so weit es nötig war.

Während er sich an den Schreibtisch setzte, um einen Brief an Hans Henning zu beginnen, sah er immer noch Stefanies blasses, verzerrtes Gesicht, die weißen Hände auf der schwarzen Gewandung, die sie trug wie um einen teuren Verstorbenen, und das unkenntlich zerknüllte Taschentuch. Sie that ihm so schrecklich leid. Er wünschte, er hätte vor Jahren an diesen Moment gedacht, vielleicht wäre er dann vorsichtiger gewesen. Vielleicht!

Da klopfte es.

„Donner und Doria," fuhr Cedrik wütend auf. „Wo ist denn nur das verfluchte Kameel, der Bursche, daß mich jemand hier überfallen kann ..."

Aber sein Zorn erstarb plötzlich, denn in der geöffneten Thür erschien Hans Henning. Mit einem Freudenruf sprang Cedrik auf ihn zu.

„Alter Sohn, Du, Du!" Er schloß ihn stürmisch in die Arme. Wenigstens war er des Briefes überhoben, und für die nächsten Tage würde seine Anwesenheit auf Stefanie und ihn beruhigend wirken, nachher gewöhnt man sich schon.

Bei dem herzlichen Empfang wurde Hans Henning ganz warm ums Herz, er däuchte ihm ein gutes Omen.

„Ich sehe, daß ich Dir nicht ungelegen komme," sagte er freudig.

„Ungelegen? Keine Spur! Noch nie bist Du mir so gelegen gekommen."

Und dabei fiel ihm ein, daß, wenn Hans eine halbe Stunde früher hier gewesen wäre, er Stefanie gefunden hätte und dann sicher von ihm zu allen Teufeln gewünscht worden wäre. So viel kommt auf die Umstände an.

„Nur Toilette mußt Du mir zu machen erlauben," fuhr Cedrik heiter fort und zog die Uniform aus. „Dabei erzähle ich Dir viel — viel, alter Hans, es ist eine Menge passiert inzwischen."

„Hoffentlich nur Gutes." Hans Henning war etwas in Erregung. Direkt nach Dita fragen mochte er nicht, und doch brannte ihm gerade das auf dem Herzen. So sprach er denn zuerst von Antlau, von Genia und Bernys, dann endlich, während Cedrik

sein Kopfhaar vor dem Spiegel bearbeitete, zögernd: „Was macht Stefanie; ist Fräulein Krüger noch da?"

„Natürlich — und wie! Höre, alter Hans, jetzt kommt meine Neuigkeit. Da — sieh einmal her." Und er hielt ihm das Etui mit dem breiten, funkelnden Trauring entgegen. „Dein Bruder Leichtfuß begiebt sich ins Ehejoch" Unwillkürlich wurde seine Miene etwas melancholisch als er das sagte. „So ein kleiner, goldener Reifen wiegt in der Hand ja nicht schwer, aber man hat doch Beispiele, daß er im Leben unter Umständen sehr gewichtig werden kann."

„Cedrik Du? Du? Wer ist es — sag schnell."

Mit gespannter Aufmerksamkeit sah er ihm in das hübsche, leichtsinnige Gesicht, das so gar nicht den Stempel eines hohen, beseligenden Gefühls trug, sondern genau so aussah wie sonst.

„Hm, Hans . . . ich hoffe, Du hast nichts dagegen . . . Es ist eben — Edita Krüger."

Hans Henning sprang mit einem Ruck auf und trat ans Fenster. So wandte er seinem Bruder den Rücken. Niemand brauchte zu sehen, wie der Sonnenschein auf seinem Gesicht erlosch, wie es in dem ernsten, männlichen Antlitz zuckte. Er hatte einem Traum nachgehangen — nur einem Traum, sagte er sich. Das jähe Ende desselben durfte ihn nicht schmerzen, weil es eben ein Traum war, hielt er sich vor, während er nach Fassung rang, aber es war so lieblich gewesen, das Erwachen kam so jäh . . . sein Bruder hatte die Blume, nach der er sich heimlich seit Monaten gesehnt, statt seiner gebrochen . . . was half es!

Einen Augenblick zuckte es in ihm auf wie häßlicher, grünäugiger Neid . . . Das ging vorüber — schon schämte er sich.

„Du bist so still, Hans Henning," sagte Cedrik endlich kleinlaut. „Ich dachte, Du wenigstens würdest mit meiner Wahl einverstanden sein. Du mochtest sie doch so gern."

Da wandte er sich um und streckte ihm beide Hände entgegen.

„Gott segne Dich, mein Bruder, mein lieber, lieber Bruder . . ." Die Bewegung übermannte ihn, er zog ihn an sich und küßte ihn.

Der Offizier machte sich hastig frei.

„Aber Hans, gerührt wie zwei alte Weiber! Das ist lächerlich. Nun packe ich Dich auf und Du umarmst meine Braut. Nicht? Sie ist süß, sage ich Dir — süß."

„So viel ich sie beurteile, ist sie ein Mädchen mit Gemüt und Charakter . . ."

„Und Geld, Hans."

„Ich hoffe, das ist bei Dir überhaupt nicht in Betracht gekommen."

„I, den Teufel, alter Sohn, Du sitzest auf einem verflucht hohen Pferde. Ich kann nicht leugnen, daß mir ein reiches Mädchen lieber ist als ein armes."

„Aber Du liebst sie?" fragte Antlau eindringlich.

„Natürlich liebe ich sie. Komische Frage an einen Bräutigam! Warum heirate ich denn sonst?"

„Verzeih, Cedrik. Ich bin überzeugt, daß Du Dir vollkommen der Pflichten bewußt bist, die Du hiermit übernommen. Du fesselst ein vertrauendes, liebendes Mädchen an Dein Dasein, der Du nun Schutz und Hüter zu sein hast. Mit der vereint Du Dich nun bestreben wirst, vollkommener zu werden, Dich selbst zu veredeln, damit Du würdig bist, einer Familie vorzustehen, die, durch Dich geschaffen, an Deinem Beispiel erwachsend, wieder den Grund zu einem neuen Geschlecht legt. An unseren Nachkommen hat man das Recht uns zu messen."

Cedrik lachte lustig auf. „Laß das Dita nicht hören, alter Hans."

„Dita würde mich verstehen, das heißt meinem Gedankengang folgen. Sie ist ein ganz vorzügliches Geschöpf, vor deren Seele ich die größte Achtung habe. Du hast einen Schatz gefunden, Cedrik, mache Dich dessen würdig."

Cedrik pfiff leise vor sich hin. „Ich glaube, sie will mich weder veredeln noch sonst anders haben als ich bin. Sie liebt mich gerade so. Ich sage Dir, Hans, rührend."

Der ältere Bruder seufzte. Ihm schien es, als würdige Cedrik diesen Schatz nicht genug. Diesen Schatz, den er ihm ahnungslos geraubt. Aber freilich, wenn sie ihn liebte, dann wäre sein Werben fruchtlos gewesen, und er war doch ein viel zu guter Bruder, um ihm die Braut nicht zu gönnen, ja, um nicht sicher zu hoffen, Dita werde einen heilsamen Einfluß auf den Leichtfuß ausüben.

„Und wie stellt sich Stefanie zu Deiner Verlobung?" fragte er auf einmal interessiert.

„Wie? Na, weißt Du, Hans, unter uns, ganz recht scheint es ihr nicht zu sein. Keine Frau verliert gern einen Trabanten an eine andere, und wenn sie hundert hat. Du kannst sie etwas zerstreuen."

Das klang so harmlos, Hans Henning war völlig beruhigt. —

„Äh," stieß Theo ärgerlich heraus, als er die beiden Brüder ankommen sah, „eklige Zugabe dieser gute Hans; ich hätte die größte Lust, ihn seine Ungezogenheit fühlen zu lassen."

Stefanie zuckte höhnisch die Lippen. „Von anderen verlangst Du tadellose Beherrschung, aber Dir selbst machst Du es leichter."

Er sah sie nachdenklich an.

„Hast recht, Frau," gab er zu; und Hans Henning hatte sich nicht über Theo zu beklagen.

Errötend, fast mit einem Anflug von Schüchternheit trat ihm Dita entgegen.

„Werden Sie mich willkommen heißen?" fragten ihre Lippen, ihre Augen.

„Von Herzen, von ganzem Herzen, meine teure Dita."

Sie sah sehr beglückt aus, und Cedrik umarmte sie beide. „Hier, alter Hans, hast Du eine Schwester, hier, Dita, hast Du einen Bruder, und nun küßt Euch, wie es Geschwistern geziemt."

Er hatte sie in seinem Eifer fest gegeneinander gedrückt, so fest, daß sich keins von ihnen rühren konnte. Hans Henning war es einen Augenblick zu Sinn, als müsse er ersticken — sich frei machen um jeden Preis. Aber Ditas hold errötendes, völlig unbefangenes Gesicht, Cedriks harmloses Lachen gaben ihm seine Ruhe wieder. Nein, er war nicht der Mann,

an das Lebensglück seines teuren Bruders auch nur einen neidischen oder selbstsüchtigen Gedanken zu knüpfen, selbst wenn sein Herz schmerzlich darüber brannte. Er wunderte sich nur, wie intensiv der Schmerz war und suchte sich energisch klar zu machen, daß es doch nur ein Phantasiegebilde gewesen, das er opfern mußte, kein greifbares Glück ... Aber es half nichts. Da stand Dita vor ihm in bräutlichem Liebreiz, so selig, so ganz aufgehend in dem Manne ihrer Wahl, und er dachte an sein einsames Antlau, und — ob Cedrik es auch wohl wert sei, daß ein Mädchen wie sie, so rein und tief empfindend, so voll Sehnsucht nach einem Herzen, das ihr ganz gehörte, ihm, gerade ihm ihr Bestes gab! Wie ein drohendes Gespenst stieg plötzlich die Ahnung in ihm auf, daß die Rosen die sie jetzt in Händen zu halten glaubte, voll Dornen sein dürften, die sie verwunden würden, sobald die Blütenpracht nur erst verwelkt war. Ganz flüchtig nur berührte er ihre Stirn mit seinen Lippen.

Es war beim Nachtisch. Hans Henning saß an Ditas Seite, war aber recht schweigsam gewesen für ein frohes Verlobungsmahl. Überhaupt, wenn er es recht bedachte, hatten Theo und Cedrik die Kosten der Unterhaltung fast allein getragen, ohne daß es dadurch weniger laut und lärmend zugegangen wäre. Auch Stefanie war ziemlich einsilbig, und hatte sich jetzt ohne Aufsehen entfernt. Daß Dita so ruhig, war nicht erstaunlich, Glückliche sprechen nie viel.

Am Büffett mühte sich Theo, eine Champagnerflasche zu entkorken, die letzte — und Cedrik half ihm dabei, das heißt er lachte, riß Witze und schwenkte die Serviette unnötig oft. Ihm — dem glücklichen Bräutigam — konnte man ja diese Ausgelassenheit verzeihen.

Da beugte sich Hans Henning unbeachtet zu seiner Nachbarin. „Dita, ich wünsche Ihnen alles Glück! Wenn die Kraft der Wünsche ausschlaggebend sein würde, sollte Ihnen an der Seite meines Bruders keine trübe Stunde bevorstehen."

Sie sah dankbar zu ihm auf. „Ich danke Ihnen, Hans Henning. Sie waren vorhin so still, so kühl ... ich fürchtete schon, Cedriks Wahl hätte nicht Ihren Beifall."

„Dazu kenne ich Sie doch zu gut."

„O — Standesrücksichten — was weiß ich. Es giebt so viel Dinge, die ihr Licht auf eine Thatsache werfen können und sie verändern."

Er schüttelte den Kopf. „Nein, solche kleinlichen Äußerlichkeiten sind bei mir nicht in die Wage fallend, wenn ich den Menschen gefunden habe. Das Herz des Menschen, Dita, giebt bei mir den Ausschlag."

„Sie machen mir ein großes, unverdientes Kompliment, Hans Henning." Aber ihre Augen leuchteten freudig in die seinen, er fühlte, sie begriff alles, was er in seine Worte hineinlegen wollte. Und nun mußte er auch sagen, was ihm den ganzen Abend auf den Lippen brannte.

„Es werden nicht nur heitere Stunden sein, die Ihnen die Zukunft bringt, Dita. Das Leben ist so lang! Cedrik ist ein guter, anständiger Mensch, aber — er hat auch seine Fehler."

Sie lächelte und legte ihre Hand auf seinen Arm, so eindringlich meinte sie ihre Worte.

„Gott sei Dank, daß es so ist! Was wäre die Liebe, Hans Henning, wenn sie nicht in den trüben Stunden uns leuchtend und führend zur Seite stände! Gott sei Dank, daß trübe, ernste Stunden nicht ausbleiben! Dann erst wird Cedrik erkennen, wie über alle Maßen ich ihn liebe, denn dann wird er mich an seiner Seite finden, duldend, tröstend, leidend, wie Gott es will. Ich bin stark, Hans, so stark, daß ich alles für ihn tragen kann, und wäre es selbst den Tod. So lange ich aber lebe, werde ich an seiner Seite zu finden sein. Es ist ja bald mein Recht."

Er sah in ein begeistertes Gesicht und faßte und drückte wortlos ihre Hand, dann sagte er doch noch: „Und wenn er selbst Ihnen nun Schmerzen machte, Dita?"

Sie schüttelte den Kopf. „Ich bin kein Kind, das den Himmel für sich zu fassen glaubt, Hans. Thäte er es wirklich, so giebt es ein Wort, das ‚verzeihen' heißt, ein anderes aber ‚kämpfen'. Kämpfen um seine Liebe, um sein Glück."

Und nun küßte er ihre Hand, fast andachtsvoll zärtlich, jedenfalls tief ernst.

„Nun weiß ich ihn in guter Hand. Halten Sie ihn fest, Dita, zuweilen braucht ein Mann die sanfte Stütze der Frau, die ihn liebt."

Theo wandte sich um. Der schäumende Wein lief ihm in weißem Gischt über die Hand, sein Gesicht sah erhitzt aus. Er setzte die Flasche an den Mund. „Auf Ihr Wohl, Dita!"

Cedrik kam mit einem gefüllten Glase zu seiner Braut, Hans Henning stand auf; es war heiß und schwül im Eßzimmer, er trat über die Schwelle zu Stefanies Boudoir. Dort verbreiteten die dunkelroten Lampenschirme ein mattes Licht, die Luft schien frisch und kühl im Vergleich zu nebenan, Stefanie lag ausgestreckt auf dem weißen Bärenfell und regte sich nicht bei seinem Eintritt. Er setzte sich neben sie in den Bambusstuhl, sein letzter Besuch hier fiel ihm ein, die Hoffnungen, die sich ihm später daran geknüpft und die nun welk waren. Er seufzte ... Dann sah er in das Gesicht der Daliegenden. Es war fahl, mit eingesunkenen Augen und scharfen Zügen, sie erbarmte ihn plötzlich, besonders als er das zuckende Spiel der Lippen beobachtete, es sah aus als dränge sie mit Gewalt die Thränen zurück. Sein alter Verdacht wurde wieder wach, nur so, daß Cedrik hier vielleicht mehr auf dem Gewissen haben könne, als er ahne. Darum nahm seine Stimme einen herzlicheren Ton an als er fragte: „Sie sind nicht wohl, Stefanie, nicht wahr?"

Es kam ihm vor, als wären sie Genossen, stillschweigend an demselben bitteren Schmerz tragend, nur mochten die Gefühle der Frau, ihrem Charakter gemäß, für den Augenblick leidenschaftlicher, aber vielleicht von kürzerer Dauer sein.

„Nein, nicht ganz wohl," gab sie mechanisch zu, ohne die Augen zu öffnen.

„Ich sah es schon bei Tisch. Haben Sie einen Arzt befragt?"

„Nein!“ Ihr Ton wurde merklich ungeduldiger.

„Dann möchte ich Ihnen doch dazu raten. Was fehlt Ihnen?“

„Ach, ich kann des Nachts gar nicht mehr schlafen,“ entgegnete sie müde, „mehr hat es nicht auf sich. Und dann kommen so allerlei Gedanken — und man hat des Tags darunter zu leiden.“

„Und Sie nehmen das so leicht?“

Sie richtete sich auf dem Ellenbogen auf und sah ihn an. Ihre Augen waren erloschen, er erschrak, als er ihr so nahe in das Gesicht sah.

„Warum soll ich mich grämen? Glauben Sie, es giebt auch nur einen Menschen auf der Erde, für den ich notwendig bin, den meine Leiden schmerzen, vielleicht nur kümmern würden? Ich sage Ihnen nein, Hans Henning. Und wenn man das weiß, ist das Weiterleben nicht gerade sehr ermutigend.“

„Arme Stefanie!“ sagte er leise; er wußte ihr nichts Besseres zu sagen.

„Arm?“ Sie warf sich wieder zurück in das Fell. „Sagen Sie unglücklich, Hans Henning! Aber das Unglück hat so mancherlei Gesichter, schließlich guckt es einem überall entgegen, ich kann mich nicht als Ausnahme beklagen. Nur wenn man es inne wird, wenn man es sich selber nicht mehr ableugnen kann, wenn es nirgends mehr ein Heilmittel für diese Erkenntnis giebt, dann ist die Sache trostlos. Ich wünschte, ich wäre tot!“

Das letzte kam undeutlich heraus, die eine Ecke des Felles mit den langen Haaren lag ihr auf dem Munde.

„Liebe Cousine, mit gutem Willen können wir vieles ertragen, manches bessern . . .“

Er nannte sie zum ersten Mal „liebe Cousine“; sie fühlte sein Mitleid aus diesen zwei Worten deutlicher als aus einer langen Rede, sie fühlte, er begriff die Ursache ihrer Verzweiflung. Durch die Haare hindurch sah sie ihn mit den dunklen, tief umrandeten Augen an.

„Nein, Hans, das ist Aberglauben! Wir Frauen werden von der Hand des Mannes, dem wir unser Leben anvertrauen, geformt, gebildet, und dann — allein gelassen.“

Er geriet in Eifer. „Stefanie, das ist eine bequeme Theorie! Einflüsse lasse ich gelten, doch sie führen nie zum Vernichtungswerk. In uns selbst liegt der Kern, aus dem wir herauswachsen. Was aus uns wird, wir selber sind die Schuldigen.“

Sie schob den Hinterkopf auf dem Fell hin und her.

„Also, Hans, ärgert Dich Dein Auge, so reiße es aus und wirf es von Dir. Ärgert Dich Dein Gatte, so verlaß ihn . . .“

„Nein, Stefanie: so lebe neben ihm und dulde, aber verhärte Dein Herz nicht. Sei nachsichtig, gütig, milde, suche ihn zum Guten zu beeinflussen.“ —

„Und wenn er Dich verläßt, der Geliebte, der eine, dem Dein Herz gehört, auf den Du gewartet hast wie auf Deinen Messias — der er Dir auch wurde . . . dann . . .?“

Er schwieg einen Augenblick, dann fragte er leise: „War's eine reine, edle, selbstlose Liebe oder — eine sündige . . .?“

Sie lachte, tonlos, wie zerbrochen klang ihre Stimme:

„Sie reden mir meine Theorie nicht aus, Hans. In der Ehe siegt allemal der Stärkere; er frißt den anderen auf mit Haut und Haar, entweder das Gute in ihm oder das Böse, je nachdem, aber er ist verantwortlich für ihn. Ich bin neugierig, wer in der Ehe da —“ sie wies mit dem Finger in das Nebenzimmer — „der Stärkere sein wird.“

„Ich hoffe, die Frau,“ sagte Hans Henning ernst.

Da fuhr sie auf. Mit aufgestemmter Hand sich stützend sah sie ihn an.

„Warum?“

„Weil sie Herz und Gemüt, Verstand und Charakter hat, das ist nötig für einen Mann wie Cedrik.“

„Wetten wir, daß sie unterliegen wird?“

„Jetzt frage ich wie Sie: Warum?“

„Weil sie ihn liebt,“ sagte sie verächtlich. „Der Liebende ist stets der schwächere Teil!“ —

In derselben Nacht noch saß Hans Henning und schrieb seiner Schwester Berta. Er erzählte ihr ausführlich von Dita und Brynkens, von Cedriks Glück, aber der Brief machte nicht den erhofften Eindruck. Berta war außer sich.

Gerade zur Frühstückszeit war es, als sie ihn empfing, sonst eine ihrer liebsten Tagesstunden; aber diesmal blieb das Essen unangerührt vor ihr stehen und dicke Thränen stürzten aus ihren Augen.

„Kannst Du's begreifen, Botho? Ich frage Dich nur, ob Du es begreifen kannst! Unser schöner, glänzender Cedrik, dem die besten Partien des Landes offen standen, und dies namenlose Fräulein!“

Verny nahm die Sache viel ruhiger, seinem Temperament gemäß.

„Er wird sie doch lieb haben, Kind, und überdem — Hans Henning ist damit einverstanden — das scheint mir Gewähr genug für das Mädchen.“

„Das ist gerade das empörende, daß er damit einverstanden ist! Aber unter uns gesagt, Botho, er hat manchmal Anwandlungen, die ich nicht recht verstehe, die so gar nicht in seinen Charakter hineinpassen, mir ist das schon öfter aufgefallen. Denke doch nur, ein Mädchen, das ein Vierteljahr lang bei Brynkens gewesen ist, das man überall in Begleitung dieser Stefanie gesehen hat — unsere Schwägerin! Ich soll mit ihr verkehren, ich soll sie als Schwester begrüßen, sie trägt unseren Namen, nein, Botho, was zu viel ist, ist zu viel.“ Und Berta senkte den hübschen, glattgescheitelten Kopf, der in seiner Form die Aristokratin verriet, und weinte dicke Thränen.

Der Gatte klopfte ihr beruhigend die runde Schulter.

„Wenn Hans nicht dagegen war, hatte er gewiß seine guten Gründe, und wir können zufrieden sein,“ argumentierte Verny wieder, nicht sonderlich aus der Fassung gebracht durch die Erregung seiner Frau.

„Ja, aber begreifst Du's? Begreifst Du's?“

„Er schrieb, diese Dita Krüger sei Besitzerin einer halben Million.“

„Als ob das bei ihm den Ausschlag gegeben hätte! Nein, Botho, da kenne ich Hans Henning besser! Wir sind alle nicht Naturen, die am Golde hängen und Gott sei Dank von Hause aus so gestellt, daß wir den Mammon nicht als Versuchung zu betrachten brauchen. Es muß durchaus etwas anderes sein," schloß sie grübelnd.

„Und warum gerätst Du nicht auf das Nächste und Beste, Berta, daß Cedrik das Mädchen liebt?" wiederholte er hartnäckig.

Sie sah ihn nachdenklich an. „Vielleicht ist sie schön — ja, das ist möglich. Aber, ach Gott, Botho, ich schäme mich so schrecklich vor der Nachbarschaft! Was werden sie alle sagen! Aus dem Brynkenschen Hause! Und Du weißt ja doch, wie der Birkenwalder damals urteilte, und dann die Sandens ...! Unser Cedrik! Auf den wir so stolz waren ... Ich bin schrecklich unglücklich, Botho," und wieder flossen ihre Thränen.

Der Gutsherr begnügte sich mit teilnehmendem Schweigen. Er verstand seine Frau wohl, aber von Haus aus gutmütiger, mehr zu Kompromissen geneigt, wie alle Männer unabänderlichen Thatsachen gegenüber, betrachtete er die Sache in ruhigerem Licht.

„Und in Antlau sollen sie getraut werden, in fünf Wochen, wie Hans Henning schreibt," begann Berta wieder ganz außer sich. „Nun, Botho, ich werde nicht dabei sein! Ich habe es zwar nicht gedacht, auf der Hochzeit eines meiner Brüder fehlen zu müssen, wenn Gott mir Leben und Gesundheit schenkte, aber siehst Du, ich kann es nicht! Ich kann es einfach nicht! Dieselbe Luft mit dieser Stefanie atmen, mir ihre verwandtschaftlichen Vertraulichkeiten gefallen lassen zu müssen ... nein! Ich kann es nicht. Und dann kenne ich mich, ich wäre so steif, so widerwärtig, daß ich Euch anderen das Vergnügen störte. Diese Dita lerne ich wohl später noch zur Genüge kennen."

„Aber Berta ..."

„Ich bitte Dich, Botho, wenn Du mich lieb hast, sprich nicht mehr darüber! Ich thue, was ich muß. Mir ist es doch gewiß das größte Opfer! Aber es käme mir vor, als würde ich unrein in der Nähe einer Frau wie Stefanie, ganz abgesehen von unseren Nachbarn. Nein, ich kann nicht anders."

„Cedrik und Hans Henning werden Dir Deine Weigerung sehr übel nehmen und mit Recht."

Sie sprang auf und lehnte sich fest an die Schulter ihres Gatten.

„Ja, wenn sie die Absicht ahnten! Aber in solchen Dingen halte ich eine Lüge für erlaubt. Ich werde einfach krank. Du, mein Alter, gehst natürlich hin, Deine Lungen, Dein Empfindungsvermögen ist robuster, und erzählst mir dann alles; nicht wahr? Ich verabscheue die Lüge und bin Dir immer eine wahre Frau gewesen, mein Botho, aber dies eine Mal muß ich sie mir verzeihen, und auch Du, Liebster. Ja? Mein weibliches Empfinden sträubt sich mit aller Kraft gegen Stefanie." Sie streichelte ihn zärtlich, schuldbewußt beinahe, und er that, was Männer in solchen Augenblicken zu thun pflegen, er gab ihr das Versprechen, sie nicht zu überreden. Im stillen dachte er aber doch kopfschüttelnd, wie unerbittlich Frauen zu sein vermögen, sobald es sich um eine ihres Geschlechts handelt.

Nicht etwa, daß er Teilnahme für Stefanie dabei empfand, sie war ihm kaum mehr wie ein toter Name, aber daß seine gute, sonst so gerechte Frau in dieser Weise gegen sie Front machte, Bruder und zukünftige Schwägerin darunter leiden ließ, sich selbst ein Vergnügen versagte, zu dem sie ihr Herz doch zog, denn er kannte ihre leidenschaftliche Liebe für die Geschwister, das gab dem phlegmatischen, rotwangigen und dickbäuchigen Gutsbesitzer denn doch zu denken. Und kopfschüttelnd stand auch er einmal wieder vor dem unlöslichen Widerspruch der weiblichen Natur.

Berta aber vergoß noch manche heimliche Thräne. Hier fand Dita kein herzliches Entgegenkommen, sondern allein Vorurteile, die sie nur schwer zu besiegen vermochte, selbst wenn ihr daran gelegen war.

Dreizehntes Kapitel.

Ditas Hochzeitstag. — —

Die Sonne hätte nicht scheinen, die Blattspitzen sich nicht frühlingsüppig hervordrängen, und die ersten jubilierenden Vogelstimmen sich nicht in dem alten Park hören lassen brauchen, um diesen Tag für Dita goldig und unvergeßlich glänzend zu machen. Sie trug die Sonne in ihrem Herzen, und bei allem Glück so demütig dankbar, so durchdrungen von dem Bewußtsein ihrer Aufgabe, das Leben des geliebtesten Mannes fortan zu schmücken, zu teilen, wie es auch kommen mochte, als sein Weib!

Sie schauerte leise zusammen als sie sich mit ganzer Seele in diesen Gedanken versenkte, so groß, so erhaben und gewaltig kam er ihr vor.

Daß man sie allein ließ, war ihr erwünscht; ihr war es, als hätte sie mit einer Vergangenheit abzuschließen, sich auf eine Zukunft vorzubereiten, die alle guten und edlen Keime ihres Herzens für sich erwartete. Und zu keinem hier konnte sie sprechen wie es ihr ums Herz war. Im Grunde genommen fühlte sie sich allen fremd; selbst Tante Auguste gegenüber, die endlich auf ihr dringendes Bitten eingewilligt hatte, zur Hochzeit aus Hamburg zu kommen, als einzige Vertreterin ihrer Familie. Aber auch die saß nun da mit herabhängenden Mundwinkeln und einem Gesichtsausdruck, der eher zu einer Leichen- als Hochzeitsfeier gepaßt hätte, und benahm sich gegen die junge Braut eiskalt und empfindlich. Sie schien sich außerordentlich unbehaglich in Schloß Antlau zu fühlen.

Mit einem Gefühl von Sehnsucht dachte Dita an Berta Verny. War sie Hans Henning ähnlich, würde diese sie vielleicht verstanden haben, glich sie aber Cedrik, so fühlte sie, daß sie dann von ihr geliebt werden würde, wie ein Teil ihres Geliebten. Überhaupt klammerte sich Dita mit aller Herzenswärme an die Familie ihres Gatten. Losgelöst, als wären sie nie gewesen, waren die Bande, die sie mit

Krügers verknüpften. Sie schalt sich undankbar, sie wunderte sich über sich selbst, aber sie konnte sich nicht helfen, jauchzende Glückseligkeit lag für sie einzig und allein in der Zusammengehörigkeit mit Cedrik.

Sie schaute auf die noch kahlen, im Märzwind leicht hin- und herschwankenden Baumwipfel des Antlauer Parkes, auf denen auch Hans Hennings Augen so oft geruht, und dann sprang sie plötzlich auf, warf einen Mantel um und ging hinaus. Es trieb sie an Eugeniens Grab. Die Tote sollte alle ihre feierlichen Vorsätze mitanhören, da sie keine Lebenden besaß; sie, die den einen Bruder so namenlos glücklich gemacht, sollte sie segnen, daß ihr dasselbe bei dem zweiten gelang.

Es zog sie mächtig hin zu der einsamen, tannenumrauschten Stätte, die ihr Hans Henning schon in der ersten Stunde ihrer Ankunft hatte zeigen müssen, ihr war's, als fand sie dort etwas Verwandtes, etwas, das ihr näherstand als Stefanies leichtfertiges Schwatzen, Tante Augustens saure Mienen.

Hinter ihr her kam Genia gelaufen, atemlos, ohne Hut und Tuch, halb purzelnd in ihrer kindlichen Eile. Vor dem Mausoleum, das Hans Henning seiner toten Gattin gebaut, holte sie aber Dita erst ein, und nun, sich in die Falten ihres Mantels klammernd, stieß sie noch ganz außer Atem hervor:

„Tante Dita, Du willst fortreisen — thu' das nicht, bleibe bei mir — bitte, bitte!"

Die blauen Kinderaugen sahen flehend zu der schlanken Gestalt in die Höhe, und Dita sprang das Herz auf. Sie beugte sich nieder und hob die Kleine empor.

„Ich komme bald wieder, Genia, mein Liebling!"

Aber das Kind schlang die Arme fest um ihren Hals.

„Du sollst nicht gehen, Tante Dita, gar nicht! Ich habe Dich so lieb — so lieb! Du sollst ganz bei mir und Papa bleiben, nicht bei Onkel Cedrik."

Sie strich über das blonde, lockige Haar und verbarg ihr Gesicht darin, weil es errötete.

„Ich reise nur ein kleines Weilchen fort, mein Herz, dann komme ich wieder."

„Hierher? Nach Schloß Antlau?" fragte Genia neugierig.

„Das nicht, aber ich nehme Dich dann mit mir in die Stadt."

„Und Papa?" fragte Genia nachdenklich, der das Versprechen nicht recht einzuleuchten schien, „Papa muß auch mitkommen, wir können ihn nicht so allein lassen."

In diesem Augenblick kam Hans Henning aus einem Seitenweg und betrachtete die zärtliche Gruppe.

„Genia, Kind, Du bist ohne Tuch herausgelaufen, noch ist es dazu zu kühl; geh zur Melchert und laß Dich warm einwickeln. Auch bist Du zu schwer für Tante Dita, komm zu mir."

Aber die kleine Verwöhnte hielt Ditas Hals mit einem Arm nur desto fester umklammert, während sie mit dem anderen nach dem Vater griff. Lachend drehte sie ihr rosiges Gesichtchen von einem zum andern, plötzlich wurde sie ganz ernst.

„Papa, warum kann Tante Dita nicht meine Mama werden?" fragte sie mit dem Ausdruck altkluger Kinder, die viel mit Erwachsenen verkehren. „Das wäre doch so schön!"

Hans Henning griff rasch nach seinem Töchterchen, setzte es auf den Boden und sagte in anderem Ton als er sonst zu sprechen pflegte. „Geh ins Haus, Genia."

Sie gehorchte ohne Zaudern. Auf dem Mittelweg blieb sie indes mehrmals stehen und warf Kußhände nach den Zurückbleibenden, die Dita lächelnd erwiderte. Hans Henning wandte den Blick zur Seite. Endlich nach einer kleinen Pause sagte er:

„Genia hängt sehr an Ihnen, sie ist sonst ein scheues Kind, nicht einmal meine Schwester kann sich ihrer Zuneigung rühmen."

Dita lächelte. „Ich sagte es Ihnen schon damals, Kinder hätten mein Leben auch ausgefüllt, wenn mir das Höchste versagt worden wäre."

Er nickte. „Es ist Ihnen aber geworden, Sie wählten das beste Teil, Dita! Aber warum finde ich Sie hier? An Ihrem Hochzeitstag gab es am Ende doch heiterere Orte, als gerade das Grab meiner Frau."

Sie trat ihm ganz nahe und legte ihre Hand auf seinen Arm. „Hans, ich hatte das Gefühl, als verstände mich diese hier, die Sie auch so innig geliebt hat wie ich Cedrik, besser als die Lebenden im Schloß. Mir war das Herz so voll, und ich bin so einsam mit meinen Gedanken und Gefühlen. Weder Mutter noch Schwester habe ich, die mir heut segnend zur Seite stehen, da wollte ich Ihrer toten Frau alles das geloben, was mir die Seele füllt."

Er biß die Zähne aufeinander. Nach einer kleinen Pause sagte er mit etwas veränderter Stimme:

„Genügt Ihnen nicht das Herz eines Bruders, Dita, das ich Ihnen entgegenbringe?"

„Ja gewiß, ich danke Ihnen unendlich dafür. Durch Sie, Hans, bin ich heimisch geworden in Cedriks Heimat. Aber wenn ich ein ehrliches Schwesterwort in dieser Stunde zu Ihnen sprechen darf: suchen Sie nach einem Ersatz für das Verlorene. Genia hat recht, Sie sind einsam hier."

Er riß einen Tannenzweig herunter und zerrieb ihn zwischen seinen Fingern. „Würden Sie immer so sprechen, Dita?" fragte er kurz.

„Ja. Ich würde es gewiß nicht wollen, daß Cedrik mit mir das Glück seines ganzen Lebens eingrübe, und ich denke, Ihre Eugenie hier dachte und fühlte wie ich."

„Ich glaube es selber," antwortete er düster. „Aber als ich zu dieser Überzeugung kam, da — war es zu spät."

Ihre Finger schlossen sich warm und zärtlich fester um seinen Arm.

„Darf ich an Ihrem Kummer teilnehmen, wenn Sie welchen haben?" fragte sie fast bescheiden.

Er streifte die Hand hastig herab.

„Sie nicht, Dita — Sie am allerwenigsten, denn Sie würden mich doch nicht verstehen."

Aber sie hatte ihn verstanden! Jäh aus ihrer Unbefangenheit aufgescheucht, lähmte sie die Erkenntnis wie ein gewaltiger Schlag, der ihr fast die Be-

sinnung nahm. Sie stand vor ihm mit gesenktem Kopf, langsam stieg ein brennendes Rot in die Wangen, während Mitleid und Kummer ihr Herz bewegten. Sie hatte ein so warmes, herzliches Empfinden für ihn, er war stets so gut gegen sie gewesen — das alles mußte sie ihm nun damit danken, daß sie ihn, wenn auch nicht unglücklich — so doch traurig machte! Mit nichts konnte sie ihn trösten, nicht einmal mit einem teilnehmenden Wort.

Ohne aufzusehen schlang sie ratlos die Finger ineinander, und diese stumme Hilflosigkeit verstand wieder er. Nur einen Moment zögerte er noch, sie durfte ihn nicht falsch verstehen, um keinen Preis, selbst nicht der Schatten seiner Entsagung sollte ihre helle Zukunft trüben. Er war sich bewußt, daß er niederkämpfen würde, was sich ihm jetzt als Unrecht darstellte, daß er mit redlichem Willen und festem Mut sich neidlos an dem Glück seines Bruders freuen könne, und aus dieser Selbstsicherheit heraus öffnete er plötzlich die Arme und zog Dita an seine Brust.

Sie wehrte sich nicht. Instinktiv wußte sie, daß Hans Henning nichts thun würde, dessen sich einer von ihnen zu schämen hätte, und gleichzeitig wie er ihr durch diesen Liebesbeweis andeuten wolle, daß er in dem Kampf Sieger geblieben war.

„Meine teure Schwester!“ sagte er laut, und zum ersten Mal berührten seine Lippen die ihrigen, so warm und dabei doch so andachtsvoll, daß Dita Thränen in ihre Augen steigen fühlte.

„Nächst Deinem Gatten laß mich den Ersten in Deinem Vertrauen, Deinem Herzen sein. Willst Du?“

Sie nickte stumm. Nicht um die Welt hätte sie sprechen können, so voll ihr Herz war, aber zwei Thränen rannen langsam über ihre Wangen und fester lehnte sie sich an seine Brust. Sie fühlte sich nicht mehr verlassen und unverstanden, Hans Henning war da, dem sie ganz vertrauen durfte. Daß er ihr das schwesterliche Du gab, ohne Frage, ganz selbstverständlich, beglückte sie sehr, und als sich ihre Hände in festem Druck ineinanderschlossen, sagte sie leise:

„Ich danke Dir, Hans Henning, mein Bruder!“

Zu derselben Zeit etwa ging Cedrik pfeifend den langen Korridor in Schloß Antlau herunter und suchte den Bruder. Er langweilte sich. Die Damen waren noch nicht sichtbar — vielleicht war es Sitte, daß sich niemand von ihnen vor der Trauung sehen ließ, er hatte davon keine Ahnung — Vernys noch nicht gekommen, auch der Wagen, der Theo und die Gäste von der Bahn abholte, noch nicht zurück, Hans würde sich jedenfalls über ein ungestörtes Plauderstündchen mit ihm sehr freuen.

Als er den Korridor fast ganz entlang gegangen war, kam um die Ecke Stefanie, in langem rotem Schlafrock. Als sie sich so unerwartet begegneten blieben beide wie auf Verabredung stehen und sahen sich an. Es war das erste tête-à-tête seit Stefanies Besuch in Cedriks Junggesellenwohnung.

„Wie geht es Ihnen, Cousine?“ fragte Cedrik nach einer kleinen stummen Pause.

„Danke! Ich mache die Erfahrung an mir selber, daß Menschenherzen doch ziemlich elastisch sind. Ich gratuliere Ihnen heute schon aufrichtig; Sie werden das doppelt hoch aufnehmen, Cedrik.“

„Den Teufel auch,“ sagte er ein klein wenig unmutig, denn ihr spöttischer Ton reizte ihn, und es kitzelt auch außerordentlich die Eigenliebe einen anderen in schmerzlicher Liebe für sich vergehen zu sehen.

Sie blinzelte moquant zu ihm in die Höhe.

„Glauben Sie wirklich, daß ich irgendwelche Anlage zur Untröstlichkeit habe?“

„Bei Ihnen muß man sich auf alle Eventualitäten gefaßt machen.“

„Selbst auf die, Sie Dita als Ehemann aus aufrichtigem Herzen zu gönnen,“ warf sie hin, in demselben Ton wie vorher.

Er zwirbelte an seinem Bart, ihre Art und Weise ärgerte ihn.

„Mich freut dieses unerwartete Zusammentreffen — ich wollte Ihnen Lebewohl sagen, Stefanie,“ sagte er pikiert. „Gesucht hätte ich es ja nicht, Sie begreifen — aber man soll den geschenkten Augenblick wahrnehmen.“

Sie zuckte die Achseln. „Ihre alte Theorie.“

Er bot ihr die Hand. „Leben Sie wohl, Stefanie! Wenn wir uns wiedersehen ist manches anders geworden — bleibt mir nur noch übrig, Ihnen jetzt zu danken . . .“

„Cedrik!“ rief sie zürnend. „Treiben Sie den Ungeschmack eines banalen Abgangs wirklich so weit?“ Sie drehte sich um.

„Ich will Ihnen Lebewohl sagen,“ beharrte er eigensinnig.

„Leben Sie wohl!“ nickte sie kühl.

Da vergaß er seinen Hochzeitstag, den Ort, die Zeit, mit einem Griff umfaßte er sie, drehte ihr Gesicht zu sich herum und küßte sie. Als er seinen Kopf aufhob stand auf seiner Lippe ein ganz kleiner Blutstropfen, und Stefanie war blaß wie der Tod, nur in ihren dunklen Augen glomm es seltsam.

Wortlos gingen sie auseinander, Stefanie aber freute sich als sie Ditas Zimmer betrat und dasselbe noch leer fand. Sie setzte sich und stützte den Kopf in die Hand, ein leises Stöhnen kam über ihre Lippen. Da lag Ditas Brautstaat, so frisch, duftig und jungfräulich. Auch vor ihren Augen hatte einstmals so glänzende schimmernde Seide ausgebreitet gelegen. Welch eine Welt lag dazwischen. — Welch eine Welt! Jetzt war sie eine erfahrene Frau, die das Leben kaltblütig anzusehen gewohnt war. Sie wußte, daß die Hoffnungen des Hochzeitstages trogen, und dennoch — es lag eine Zeit zwischen der Seligkeit und der Ernüchterung — eine selige Zeit, um die sie Dita brennend beneidete. Aber diese Zeit würde vorübergehen wie ja alles im Leben, dann kam — vielleicht — wieder für sie eine Entschädigung der Qualen der letzten Wochen. Sie wollte darauf hoffen, sie mußte es, wenn sie nicht verzweifeln sollte.

Indem trat Dita ein, sie sah zuerst Stefanie gar nicht, so sehr war sie noch mit der eben gemachten schmerzlichen Entdeckung beschäftigt, erst als diese aufstand und sich ihr näherte, sah sie mit überraschtem Gesichtsausdruck ihr entgegen.

„Ah, Stefanie!“

„Wo sind Sie denn mit Ihren Gedanken, Dita, daß ich mich erst in Lebensgröße vor Sie hinpflanzen muß, damit Sie mich sehen. Und wo um Gottes willen haben Sie bis jetzt gesteckt? Ich warte schon eine kleine Ewigkeit auf Sie. Am Hochzeitsmorgen läuft man doch nicht ins Freie, ruiniert sich Aussehen und Teint und holt sich schließlich noch einen Schnupfen.“

„Ich war an Eugenies Grab,“ sagte Dita ernst. „Aber Stefanie, was mich dorthin geführt, danach fragen Sie lieber nicht, Sie würden das doch nicht verstehen.“

Stefanie lachte. „O gewiß, ich verstehe das recht gut, das heißt, ich verstand es einmal! Als ich noch jünger war wie Sie, Kleine, und ebenso sentimental.“

Nachdenklich blickte ihr Dita in das Gesicht. „Warum darf ich so glücklich sein — und anderen wird das Anrecht daran genommen! Ist es nicht wie ein Vorwurf für uns, diese unausgeglichenen Ungerechtigkeiten im menschlichen Dasein?“

Stefanie zuckte spöttisch die Achseln. „Dies große Glück, das Sie sich erträumen, Dita, noch halten Sie es nicht, erst die Zukunft soll es bringen. Es ist schon manches reiche Mädchen geheiratet worden, dessen Hoffnungen sich nicht erfüllten, obgleich sie sich berechtigt hielt, alles für sich zu kaufen.“

Dita lächelte, Stefanies Anspielungen hatten die Macht verloren zu verwunden.

„Gott sei Dank,“ sagte sie im Ton felsenfester Überzeugung, „Cedrik hat nicht an mein Geld gedacht, er ist ja selber wohlhabend genug; dieser Gedanke macht mir keine trübe Stunde mehr. Und sehen Sie, Stefanie, daß alles so gekommen, wie ich es mir in meiner Verlassenheit so heiß ersehnt, das macht mich ja so namenlos selig und dankbar. Und darum muß ich es Ihnen sagen, Stefanie, so lange ich noch Dita Krüger bin, niemals werde ich es Ihnen vergessen, daß ich mein Glück aus Ihrer Hand empfangen habe. Niemals, so lange ich lebe.“

Sie legte beide Arme um die schlanke kleine Gestalt und drückte sie warm an sich, dann bog sie den Kopf herab und suchte sie zu küssen, aber Stefanie wich energisch zur Seite, ihr Gesicht hatte einen harten, kalten Ausdruck angenommen, und ihre Stimme klang rauh, als sie sagte:

„Und wenn Sie unglücklich werden sollten — rechnen Sie mir das dann auch als Verdienst an?“

Dita lächelte. „Unglücklich? Neben Cedrik giebt es kein Unglück mehr für mich.“

„Und wenn er Sie jemals verrät, vergißt —“

Wieder jenes siegessichere Lächeln, das Stefanie bis zur Tollheit reizte.

„Das wird er nie — wahre Liebe ist ewig!“

Stefanie lachte schrill auf.

„Dita, Sie sind einfach bewunderungswert in Ihrer Gläubigkeit! — Aber jetzt lassen Sie mich Ihr Haar ordnen helfen. Man sagt zwar, eine Frau habe stets eine geheime Freude, wenn es ihr durch Rat und That gelingt, eine andere ihres Geschlechtes etwas zu entstellen; ich weiß mich frei davon. Sie sollen schön aussehen — schön wie nur irgend ein armes Opfer, das man zur ehelichen Schlachtbank führt!“

Zwei Stunden später saß Dita, Baronin von Antlau, neben Cedrik, ihrem Gatten, an der Hochzeitstafel. Die Gesellschaft an derselben war nur klein. Brynkens, ein paar Kameraden von Cedrik, Tante Auguste, Hans Henning und Botho von Berny — allein! — Der gute Botho! Er hatte auf dem ganzen Hinweg nach Antlau sich die Lüge eingeprägt, die er mit möglichst unbefangenem Gesicht vortragen wollte, aber er verstand sich gar nicht darauf. Nach den ersten zehn Minuten hatte Hans Henning den wahren Sachverhalt erfahren und ein so ernstes Gesicht gemacht, daß sich Botho recht bedrückt fühlte. Überhaupt wollte das Behagen, das man im allgemeinen mit „Stimmung“ bezeichnet, trotz des Menüs und der erlesenen Weine nicht recht aufkommen. Es lag etwas Unbehagliches in der Luft. Die jungen Offiziere waren bemüht, eine gewisse Kluft zwischen sich und Theo von Brynken aufzureißen, wenn auch so unauffällig wie möglich, Hans Henning und Frau Krüger waren stumme Gäste, Botho etwas bedrückt, und lediglich den beiden Brynkens war es vorbehalten, das Unbehagen nicht zum fühlbaren Druck ausarten zu lassen. Sie thaten ihr möglichstes, und Hans Henning war ihnen im stillen dankbar.

Dita hatte von allem, was um sie vorging, keine rechte Vorstellung. Unter dem weißen, duftigen Schleier fühlte sie nur eins: Sie war sein Weib — zu ihm gehörend im Leben wie im Tode — nichts konnte sie mehr trennen. In ihren Augen standen Thränen des Glückes, und einmal, ein einziges Mal streifte ihre zitternde Hand diejenige ihres Gatten, als müsse sie sich seiner Nähe versichern. Dann brach das Brautpaar auf. Ein abschiednehmendes Händeschütteln, ein paar herzliche Worte hin und her — Dita stand im Reisekleid da, — an das Stefanie aber nicht mit Hand angelegt hatte, — es war ihr alles wie im Traum!

Cedrik kam sie abzuholen; in seinem hellen, hübschen Civil und mit dem sonnigen Ausdruck in den Augen sah er so recht aus wie ein glücklicher junger Ehemann — dann ein hastiger Aufbruch — der Wagen, der sie zur Bahn trug, rollte davon.

In der großen Halle drängten sich die Zurückbleibenden an die mächtigen Fenster. Es war kühl draußen, und außer Hans Henning gab niemand dem jungen Ehepaar das Geleit; besonders Stefanie fröstelte, so daß sie sich ganz fest in ihr mit Schwanenpelz besetztes Mantelet hüllen mußte. Sie war blaß, und ihre Zähne schlugen wie im Fieber zusammen.

Als das Rollen der Räder verklungen war, wandte sie sich wieder in den Saal zurück, aber es war ein Schwanken und Sausen und Klingen um sie, daß sie nicht fest stehen konnte. Eine eiserne Hand schien ihr das Herz festzuhalten, lautlos sank sie in tiefer Ohnmacht zu Boden.

Als sie wieder zu sich kam, lag ihr Kopf in Frau Krügers Schoß, und Theo stand mit zornigem Gesicht vor ihr. Er bog sich etwas zu ihr herab und ergriff ihren Arm.

„Beherrsche Dich,“ raunte er ihr zu.

Sie erhob sich sofort und strich mechanisch über ihren kunstvollen Lockenbau, in den sie die Rose fester drückte, dann sagte sie mit mattem Lächeln:

„Was war das nur, meine liebe Frau Krüger? Ich begreife mich gar nicht! Dergleichen kenne ich sonst nicht. Kommen Sie, wir wollen zur Gesellschaft zurück.“

„Das machte der Wein,“ sagte Tante Auguste wichtig, „mein Kopf ist auch ganz wirblig.“

Im Salon herrschte eine gewisse Schwüle als die drei zurückkamen. Es war in der Gesellschaft doch so manches über Cedrik und die pikante Brynken geflüstert worden, jeder erinnerte sich bei diesem Zwischenfall wohl daran und blickte Stefanie mit mehr Neugierde als Teilnahme entgegen.

Aber sie schien es nicht zu bemerken. Sie scherzte und lachte so ungezwungen, war so voll witzigen Übermutes, daß sich nachher alle Herren, einschließlich Verny, im geheimen gestanden, daß Cedrik eigentlich ein ganz verfluchtes Glück gehabt hätte, wenn — alles wahr wäre, was man so munkeln gehört. Überhaupt — es war schade um Brynkens! So nette, amüsante Leute gab es doch im ganzen recht wenig, und wenn nur das verdammte Vorurteil in den maßgebenden Kreisen nicht gewesen wäre — nichts Netteres als bei ihnen zu verkehren.

Diese Nacht nannte Stefanie dagegen die schrecklichste ihres Lebens.

(Fortsetzung folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Festgedicht.*)

Uns ist in alten Büchern von Zeiten viel gesagt,
Wo treue deutsche Männer in wehem Zorn geklagt,
Daß Zwietracht ganz zerstücke das teure Vaterland
Und es zur Beute mache für fremder Herren Hand.

Gar oft sind wilde Scharen den deutschen Gau'n genaht,
Verwüsteten die Fluren, zerstampften uns're Saat,
Des Krieges fressendes Feuer zum Himmel hat geloht
Und lockte her den Hunger, die Seuchen und die Not.

Doch leichter war zu tragen des fremden Feindes Wut,
Als wenn der Grimm sich kehrte wider das eigene Blut,
Als wenn den Haß der Bruder zu seinem Bruder trug
Und deutscher Mann den deutschen in wilder Fehde schlug.

Doch wenn des Hasses Feuer durch unsere Gaue flog,
Auch eine stille Sehnsucht in tausend Herzen zog,
Daß einst nach langer Zwietracht leuchtend kommen mag,
Des Gottesfriedens Bringer, der Einheit goldner Tag.

Und Sehnsucht ward zur Sage: die schlich von Berg zu Thal
Und raunte von dem Kaiser, der kommen wird einmal;
Er schläft im Felsendome, vom Zauber ganz gebannt,
Und noch im Schlafe hält er ein Schwert in starker Hand.

Und kommt des Schicksals Stunde, dann donnert auf das Thor,
Und aus dem Berg der Alte, der Kaiser tritt hervor
Und führt das Volk der Deutschen in einen heiligen Krieg,
Durch wilde Schlachtenwetter zu nie geschautem Sieg.

Es kam der Tag. Der Kaiser aus tiefem Schlaf erstand,
Es tönte seine Stimme durchs weite Vaterland;
Da schmolz, was sich gemieden, zu einem edlen Erz,
Das ganze Volk ein Wille, das ganze Volk ein Herz.

Und in dem großen Herzen, mit einmal jäh entbrannt,
Lohte die heilige Liebe für unser Väter Land,
Und alle Stämme jauchzten dem neuen Kaiser zu:
Der neuerstand'ne Kaiser warst König Wilhelm du!

Doch nicht nur als dem Führer im großen Völkerstreit:
Du warst ein Hort des Rechts in langer Friedenszeit,
Im Glanz der Kaiserkrone du bliebst im Herzen schlicht,
In schmerzenreichen Tagen ein starker Held der Pflicht.

Du wahrtest Treue jedem, der treu sich dir verband,
Du gabst den Leidbelad'nen die starke Kaiserhand,
Und Deines Herzens Güte des Volkes Herz gewann,
Das in dem Kaiser liebte den treuen deutschen Mann.

Und was verbunden die Liebe, kann scheiden nicht der Tod;
Soll wieder einmal kommen die Zeit der schweren Not
Dann wird dein Geist lebendig aus seiner Gruft ersteh'n,
Wie Lenzsturm gewaltig durch alle Herzen weh'n.

Hier unter freiem Himmel auf lichter Frühlingsflur
Erneuern deutsche Männer der alten Treue Schwur:
Sie soll für immer stehen im Sturm ein Fels von Erz —
Und Fürst und Volk ein Wille, und Fürst und Volk ein Herz.

Otto v. Leixner.

*) Gesprochen am 21. Juni bei einem Volksfeste, das im neuen Park von Gr. Lichterfelde zu Gunsten der Kaiser Wilhelmstiftung stattgefunden hat.

Am Flügel.

Ein Selbstgespräch zu zweien.

(Gladys, die schöne Tochter der wegen ihrer, „small and early“, der bekannten kleinen Tanzgesellschaften, berühmten Lady Treloar sitzt am Flügel im Salon und spielt zum Tanz. Neben ihr steht ihre Freundin, Lady Marion Windham, augenscheinlich in ernsthaftem Gespräch. Die Paare fliegen im Tanz vorbei, die Mütter sitzen plaudernd und Thee trinkend im Zimmer nebenan.)

„Gute Nacht — guten Morgen, ja welches?“

Wie gut sich das Lied dem Wiegen und Wogen eines Walzers angepaßt hat! Und doch ist es eigentlich sehr pathetischen Inhalts. Schwüre der Liebe und ewigen Treue, im Ballsaal unter Walzerklängen ausgetauscht — Glut und Leidenschaft — Trennung und Liebessehnsucht — ein Wiederbegegnen voll ruhiger Kälte auf der einen, voll schmerzlichen Vorwurfs auf der andern — die verwelkte Rose jenes Abends Symbol der gestorbenen Liebe, der gebrochenen Treue —

Trauerspiel in drei Akten! Die alte Geschichte in ewig neuen Variationen und das Ganze in Walzerform gegossen, damit eine neue Generation unter seinen Klängen dasselbe Spiel von neuem treibe!

Tritt etwas näher, Marion, oder besser, setz Dich hierher — unter dem Schutz dieser Töne plaudert es sich sicher und ich bin so gut dressiert, daß ich auch im Traum weiterspielen könnte. Du siehst mich heute abend an wie lauter ungesprochene Fragen und ich bin in der Stimmung, sie Dir alle zu beantworten, einmal für allemal! (heftiger Accord).

Zum ersten, weil ich nicht so reich bin an Freundinnen, um die einzige, an deren Zuneigung mir gelegen ist, leicht aufzugeben — und Dein Ausdruck sagt mir heute, daß wir dicht vor einem Bruche stehen, blitzt es doch in Deinen Augen förmlich gefährlich. Ich trieb es zu arg? Wohl möglich — muß doch alles jetzt überhaupt bald ein Ende haben.

(Parodierend) „Es war einmal ein Mädchen, das hatte zwei Burschen so lieb“ — Abscheulich, nicht wahr? Ist übrigens nicht einmal mein Fall.

Ich sprach von Gründen für meine mitteilsame Stimmung: zum anderen — nun, weil ich heute eben in der Laune bin, Dir Rede zu stehen. Die Gelegenheit dazu möchte sich so günstig nicht leicht wiederfinden; Du Gefeierte hast Dir diesen Tanz ausdrücklich als Ruhepause ausbedungen und mich isoliert meine Musikantenpflicht; vor den tanzenden Paaren sind wir außerdem sicher. Vielleicht wirst Du mich besser verstehen als die andern, wenn nicht — entschieden bin ich doch, also hüte Dich! Wer weiß, auch ich bin vielleicht gefährlich.

Du kannst also mit Deinem Verhör beginnen. Oder laß mich allein sprechen, es erspart Zeit und ich lese Dir doch Deine Fragen an der Stirn ab. Wie ich schon sagte, ich beantworte sie Dir alle, ein für allemal, hörst Du? Und hernach ewiges Schweigen über diesen Gegenstand!

Verzeih, noch einen Augenblick!

„Dies unser Tanz, Kapitän Lascelles? Nicht doch, erst den nächsten versprach ich Ihnen. Zehn Minuten noch; doch müssen Sie Mama dann erinnern, mich am Klavier abzulösen, sie versprach es. Bitten Sie Lady Treloar um die ‚blaue Donau‘, danach tanzen wir beide doch zu gern. A tantôt!“

Nun, Marion, da wären wir ja gleich „in medias res“, wie Lionel sagt — mein armer Bruder, der sich jetzt im Temple mühselig emporißt, und noch so weit ist von dem Ehrenplatze der Richter auf hoher Estrade — eine verrückte Einrichtung, diese Dinners, nebenbei gesagt!

Keine Abschweifung, sagt Dein strafender Blick — richtig!

Dort geht er hin — Kapitän Lascelles natürlich — ganz selig, bezaubert von meinem Lächeln, meiner Freundlichkeit, berauscht von Hoffnung. Wohin soll das führen? Nicht wahr, das alles wolltest Du doch sagen?

(Nachspottend) „Gladys, liebst Du ihn denn?“

Lieben? lächerlich! eine ganz veraltete Idee. Wer spricht noch davon, wer denkt daran? Kann man sich heutzutage den Luxus noch gestatten, seinen Gefühlen zu folgen? — in diesen „schweren, harten Zeiten“, die jeder bejammert und die ein jeder um die Wette durch die unsinnigste Verschwendung scheint Lügen strafen zu wollen?

„Er ist so gut, so ehrlich und treu“ — meinst Du? Das ist er und mehr noch und viel zu gut für das Ziel einer herzlosen Kokette. Wer sagt Dir übrigens, daß ich ? (bitter) und doch, die meisten anderen wollen ja nichts Besseres, sie mögen nur unterhalten und amüsiert sein. Ist es meine Schuld, daß das Spiel unversehens . . .

„Also?“ — Du bist so dringend, so feierlich — brauchte ich meine Hände nicht zum Spielen, ich hätte Dir längst den Mund damit geschlossen. Aber ich wollte Dir ja Rede stehen. Nun ja — (zögernd) zuweilen scheint es mir in der That, als klopfe er an das verschlossene Pförtchen meines Herzens und rüttle auf, was ich von wahrem Gefühl dorthin in einen Winkel geflüchtet. Aber was hilft's! (heftig und zornig) wir können uns ja doch nicht angehören. Auf beiden Seiten kein Heller Vermögen, wovon sollten wir leben? Seine Offiziersgage ist nicht einmal für ihn allein hinreichend. (Mit düsterem Ausdruck) Du aber, warum ereiferst Du Dich seinet- und meinetwegen? Wird doch meine Treulosigkeit zu Deinem Glück ausschlagen, denn Dein Herz . . . O Kind, nicht diese entrüstete Miene! mich betrügst Du nicht, wenn Du auch Dich selbst betrügen möchtest. Ich weiß genau, wie es kommen wird; er kann nicht immer blind bleiben, und Du — darfst ja Deiner Neigung folgen, bist Du doch reich und frei. Findest Du nicht, daß doch noch etwas Gutes an mir sein muß, da ich Dich trotzdem nicht hasse? Er wird mit Dir weit glücklicher werden, als ich ihn je hätte machen können, Dein kleiner Finger ist ja mehr wert als meine ganzen 5 Fuß 6 Zoll. „So werde ich also Lord Lisgood heiraten, wie jedermann behauptet?“

Wahrscheinlich. Sieh mich nicht so entsetzt an, er ist noch nicht einer der Schlechtesten. Freilich hat er das Pulver nicht erfunden, ist außerdem sehr bekannt auf dem Turf und gewiß nicht allzu tugendhaft. Aber ehe ich mein Leben so weiterführe wie bisher . . . (einige tanzende Paare blicken erschrocken zum Klavier bei dem plötzlichen grellen Mißton) ein Leben der Entbehrung, der Notbehelfe und jämmerlichen Ausflüchte, voll von Lug und Trug und Herzlosigkeit, ein Leben der Heuchelei und Verstellung — —

„Bedenken? mich prüfen?“ (Mit tiefer Bitterkeit) Was giebt es da zu bedenken, zu prüfen oder zu wählen? Weißt Du, wovon Du redest? Du — gehegt und behütet, verwöhnt durch ein Maß von Liebe und Freude und Unabhängigkeit, wie ich niemals auch nur annähernd kennen gelernt. (Leidenschaftlich ausbrechend) O, einen Tag nur mich so geborgen und geschützt, so geliebt zu fühlen — fast scheint es mir, als könnte ich hernach mein Leben wieder aufnehmen. Kennst Du dieses mein Leben mehr als nur nach der Oberfläche dieser kurzen Londoner Saison?

(Ruhiger) Laß mich Dir einen kurzen Abriß davon geben. Man hält uns für leidlich wohlhabend, weißt Du, wie dieser Schein bewahrt wird? (Mit herbem Spott) Wir überlassen aus Gefälligkeit unser Haus guten Bekannten auf ein Jahr oder länger; Millionären, die daheim bei sich bauen, oder einem jungen Paar, das seinen festen Wohnsitz noch nicht gewählt und glühendes Verlangen nach dem schönen Landaufenthalt hat. In Wahrheit vermieten wir es zu hohem Preise. Wir entlassen die Dienstboten und ziehen nach Dinan, weil ich — für diesen Teil der Bretagne schwärme. Wir thun tausend andere originelle und excentrische Dinge, die sich alle durch Mamas Zärtlichkeit für mich und ihre Nachsicht für meine Launen und Einfälle erklären, die aber in Wirklichkeit aus der Notwendigkeit entspringen, zu sparen, um während der Saison den Schein aufrecht zu halten und mit den Bekannten in demselben Strome der Geselligkeit zu schwimmen. Wir leben auf dem Kontinent in der armseligsten Weise und versagen uns jeden Lebens-

genuß; wir haben den Mut für alles, nur nicht für Wahrheit und Aufrichtigkeit. Die Toiletten, die Mama mit unsäglicher Mühe nach ihrer Angabe und nach französischen Vorbildern anfertigen und vorbereiten läßt, um ihnen mit unnachahmlichem Talent im letzten Augenblick das Chic zu geben, das die Mode erfordern wird, nehmen unsere überarbeitete Jungfer während der ganzen Zeit unserer Abwesenheit in Anspruch. Dafür sind aber auch unsere Toiletten ravissantes. Und dann das Manövrieren, die Kunstgriffe, um Plätze und Einladungen zu erhalten, zum Ball, zur Oper, zu — (mit einer Gebärde des Widerwillens) ach, genug davon!

Auch diese kleinen Tanzgesellschaften veranstalten wir lediglich, um dem Unwesen der späten Stunden, der Überfüllung und Langenweile schlecht zusammengewürfelter Monsterbälle zu steuern und die ausgearteten Gesellschaftsgewohnheiten auf einen einfacheren und natürlicheren Standpunkt zurückzuführen, der es auch anderen als Millionären ermöglicht, eine angenehme Geselligkeit zu führen. O, Mama hat durch ihre reformatorischen Ideen einen förmlichen Ruf erlangt, sieh, wie man sich zu unseren kleinen Gesellschaften drängt! In Wahrheit wäre sie freilich die erste, die durch den Glanz ihrer Massenbälle alle anderen in den Schatten stellen würde, wenn ihre Mittel es erlaubten.

Selbst die Musik zu diesen Unterhaltungen übernehmen wir eigenhändig. Das hat einen doppelten Zweck. Zunächst natürlich, den, die erwähnte löbliche Einfachheit und Ungezwungenheit zu fördern — Coots oder Tinneys Musik kostet nämlich mindestens 15 - 20 Pfund für den Abend, Liddell oder die blauen Ungarn natürlich noch viel mehr. Und ferner zeigt sich unser musikalisches Talent so in der vorteilhaftesten Beleuchtung — wir lieben es überhaupt nicht, unser Licht unter den Scheffel zu stellen.

Übrigens hätten wir in dieser Beziehung gelegentlich fast über unser Ziel hinausgeschossen. Mein Musiktalent, die Sprachfertigkeit, die ich bei der bewußten eigentümlichen Vorliebe für den Kontinent auf unseren Streifzügen erwerben konnte, der Mutterwitz, der mich in den Stand setzt, über manches zu reden, von dem ich nur eben die Glocken läuten gehört, brachten mich in den Geruch, sehr klug und „schrecklich unterrichtet" zu sein. (Den Masher*) Jargon nachahmend) „So orfully clever, yer know!" und nichts könnte bei unserer hoffnungsvollen männlichen Jugend verhängnisvoller sein. Sogar Lord Lisgood hatte eine Anwandlung von Schrecken und Besorgnis. Zum Glück vermochte ich dieselbe zu zerstreuen und konnte meine natürliche große Unwissenheit in den meisten Dingen einsichtsvoll benutzen, um ihn zu beruhigen. Nimmermehr durfte ich es geschehen lassen, daß sich Mamas Pläne und Hoffnungen dergestalt zerschlugen.

Ah, Du bist aus Deiner Erstarrung erwacht! „Mama scheint mich so herzlich lieb zu haben?"

O ja, Mamas Leben ist das einer Märtyrerin, (hart) schade, daß sie nicht in einer besseren Sache leidet! Ich lasse ihr Gerechtigkeit widerfahren, sie handelt zu unserem Besten, sie hat unablässig für uns geplant und sich gemüht. Es ist zu bedauern, daß ihre Lehren und ihr Beispiel nicht auf dankbareren Boden fielen. Und doch, wer kann das sagen? ist nicht der Boden wenigstens ein fruchtbarer?

(Mit unbarmherziger Selbstkritik) Wir lernten ja den Nutzen all dieser Manöver frühzeitig. „Schönheit ist Euer einziges Erbgut," so wurde uns von jeher wiederholt, „nützt es zu Eurer Versorgung." Nun wohl, auch wir hatten bald keinen anderen Gedanken, als den, unser Kapital zu dem höchstmöglichen Werte loszuschlagen, kannten kaum eine andere Pflicht, als die zu gefallen, um jeden Preis. Wie oft habe ich sie früher verwünscht, diese Schönheit, die uns von Kindheit an zum Fluche wurde, der Frische und Fröhlichkeit, alle Natürlichkeit und jeder Lebensgenuß zum Opfer fielen. (Kalt) Ich verwünsche sie nicht mehr, ist sie doch das einzige Mittel, um mich aus dem häuslichen Elend zu erlösen. Wie groß dies ist — ich könnte stundenlang reden, ehe ich Dir das ganz anschaulich machte. Aber mir scheint, ich habe schon zuviel gesagt, siehst Du mich doch gar so entsetzt aus Deinen großen Augen an. Wüßte ich nicht, daß Du in der That und nicht nur dem Namen nach meine Freundin bist, nichts hätte mir überhaupt diese Geständnisse entrissen. Aber das übervolle Herz will sich gegen einen Menschen einmal Luft machen. Übrigens sah ich die ganze Zeit, wie Du mit dem Zweifel rangest, ob Du diese pflichtwidrigen Ergüsse überhaupt anhören dürftest. Indessen wenn Du auch Dein Ohr hättest verschließen wollen, würden die Dinge darum anders?

Oder glaubst Du, daß es mir ein Genuß ist, diese Beschreibung zu geben, Anklagen gegen die Nächsten zu erheben, die . . .

O auf den Knieen wollte ich's Mama abbitten, wie eine Heilige wollte ich sie verehren mein Leben lang, dürfte ich mir denken, das Bild sei falsch, das ich entworfen!

„So soll ich in wirklicher Liebe Rettung suchen, meiner Neigung folgen?" Du sprichst von Dingen, die Du nicht verstehst — love in a cottage of roses! Armut ist Dir nur ein Wort, eine Idee — mir ist sie schauderhafte Wirklichkeit. Ich kenne sie, und eben darum vermag ich nicht, mit ihr zu leben.

„Ob ich mir nie ein wahres Glück in aufrichtiger tiefer Herzensneigung ausgemalt habe?"

O ja, ich habe oft in Gedanken in einem Narrenparadiese gelebt, das selbst Deinen Wünschen entsprechen würde. Aber es handelt sich bei uns nicht um Glück. Oder glaubst Du etwa, daß meine Schwester Estella glücklich ist mit ihrem französischen Marquis, der unter glatten Manieren nur schlecht seine Herzensroheit verbirgt, bei dem sie zwar äußerlich nicht Mangel leidet, aber bitter darbt an jeder Lebensfreude? Ist Alice glücklich mit Lord Elderfield, der Mama aus Gnade einladet und sie jede Stunde vor ihrer Tochter demütigt, wenn sie es auch weniger empfindet als diese? Der Alice fast mit deutlichen Worten vorhält, was er für Lionel thut? Und sie darf ihm, eben des Bruders wegen, seine Wohlthaten nicht vor die Füße werfen!

Übrigens wird es mir besser gehen als meinen Schwestern, denn Lord Lisgood ist weder brutal noch gemeiner Sinnesart. Und ich werde ihm eine so gute Frau sein, wie ich's vermag, schon aus ganz gewöhnlicher Dankbarkeit dafür, daß er mich meinem jetzigen Leben entreißen wird. Wie dieses jede gute Regung in mir allmählich und sicher zu Grunde richtet, das fühle ich nur zu deutlich. Vielleicht wunderst Du Dich, daß ich überhaupt noch von einem Rest von Gutem in mir rede, aber — Du weißt, daß es wenigstens nicht meine Art ist, mich besser zu machen als ich bin — ich glaube dennoch, er wird sich nicht zu beklagen haben.

Noch einen anderen Trost habe ich: es wird mir mög-

*) Englisches Gigerl.



lich sein, die Sorge für Lionel zu übernehmen und die arme Alice von der Demütigung zu befreien, ihrem Manne dafür eine Verpflichtung zu schulden, und zwar ohne die Notwendigkeit, deswegen in ähnliche Abhängigkeit zu geraten. Das Nadelgeld der künftigen Lady Lisgood ist so bedeutend — davon hat Mama sich genau unterrichtet — daß ich mir mehr als diese Befriedigung ganz eigenmächtig gestatten kann. Beruhige Dich also meinetwegen und bereite Dich auf die Anzeige vor, welche die Morning Post unfehlbar in wenigen Tagen in dem üblichen Zeitungskauderwelsch unter den Nachrichten aus den Highlife bringen wird. Ich kann sie Dir wörtlich vorsagen:

„Das seit kurzem in der vornehmen Gesellschaft cirkulierende Gerücht von der bevorstehenden Verbindung des Lord Lisgood mit der jüngsten Tochter der Lady Treloar hat sich bestätigt. Die Hochzeit wird in einigen Wochen stattfinden. Den Anfang der Flitterwochen wird das junge Paar, wie wir hören, auf dem prächtigen Landsitze des Herzogs von R., dem Onkel des Bräutigams, zubringen; später werden beide auf Lord Lisgoods Yacht die Küste von Norwegen besuchen. Wie man sich erinnern wird, haben die beiden ebenfalls ihrer Schönheit wegen viel genannten Schwestern der reizenden Braut ähnlich glänzende Verbindungen geschlossen, die eine mit ꝛc. ꝛc."

Hier kommt Kapitän Lascelles mit Mama; noch diesen einen Tanz, noch wenige Minuten wachen Traumes von dem, was hätte sein können und dann . . .

Den Cotillon hat Lord Lisgood längst für sich erbeten. Du kennst Mamas Vorliebe für diesen Tanz, der so viele Möglichkeiten darbietet, und ihre reizenden Einfälle für denselben; nach dem heutigen Abend wird sie ihn vollends ins Herz schließen — ich weiß, Lord Lisgood wird seine Zeit benutzen.

(Lady Treloar, von Kapitän Lascelles geführt, naht sich, ganz Heiterkeit und verbindliche Liebenswürdigkeit und nimmt am Flügel den Platz ihrer Tochter ein. Diese nickt der Freundin noch einen Gruß zu, dann legt sie ihren Arm in den des jungen Offiziers und unter den Klängen der „blauen Donau" mischen sich beide in die Reihen der Tanzenden.)

Luise Rebentisch.

Vorüber.

Es gleitet der Schlitten auf eisigem Weg,
Rings Schnee auf den Feldern — kein Pfad und kein Steg;
Die Flocken eilen und treiben im Wind,
Vorüber sausen die Felder geschwind
Bei klingendem Schellengeläute.

Die hohen Bäume der Blätter beraubt
Sie huschen vorüber — das Pferd es schnaubt,
Es knirscht der Schnee und die Peitsche knallt,
Und fern in den waldigen Gründen verhallt
Das klingende Schellengeläute.

Die nebelerfüllte eisige Luft
Verhüllet das Land mit weißlichem Duft.
Gar ferne ein Licht den Nebel zerteilt,
Dort haben die Rosse ihr Ziel ereilt
Bei klingendem Schellengeläute.

Es ist wie des Lebens lustiger Tanz
schimmernde Flächen im Mondenglanz;
Fort eilet der Schlitten, wohin es auch sei,
Es wirbelt der Wind — vorbei — vorbei —
Bei klingendem Schellengeläute.

Ringsum ist das Auge von Flocken verhüllt,
Die Straßen vorüber, es wechselt das Bild.
Fern schimmert ein Licht auf seltsame Weis',
Fort eilen die Rosse durch flackerndes Eis
Bei klingendem Schellengeläute.

Fr. Fleck.

Etwas über Hoftheater.*)

Der Münchener Kritiker, Dr. Paul Marsop, hat jüngst in einer Berliner Wochenschrift sehr beachtenswerte Ausführungen gebracht. Wir entnehmen dem zweiten Teile seiner Arbeit folgendes:

„Die besten Gönner und Förderer der Hoftheater sind gestorben oder haben sich mit vorschreitenden Jahren auf das Altenteil vorwiegend litterarischer Liebhabereien zurückgezogen. Gerade die größeren Institute sind, alles in allem genommen, in ihren Leistungen zurückgegangen; das Geschmacksniveau ihrer regelmäßigen Besucher ist gesunken; für die Einnahmen müssen, so gut es geht, die wenig anspruchsvollen schaulustigen Sommer- und Herbstfremden einstehen; der noch verläßliche, leidlich unabhängige Teil der Kritik lebt mit den Bühnenleitungen notgedrungen in unaufhörlicher Fehde. Die Fürsten zeigen sich zumeist nur noch bei sogenannten Galavorstellungen in ihren Logen. Verschiedene unter ihnen beobachten den Künstlern ihrer Hoftheater gegenüber jene wohlwollende Zurückhaltung, die Shakespeare mit den Worten kennzeichnet:

Die Krähe singt so lieblich wie die Lerche,
Wenn man auf keine lauscht.

Es reißen häßliche Gewohnheiten ein, die von den Regenten, sofern diese einen Einblick in das wunderliche Getriebe hätten, sicherlich nicht geduldet würden. Und das, wenn nicht um der Kunst, so doch um der Würde der Hofinstitute halber. Die wüste Spekulantenwirtschaft hält ihren Einzug; an Stelle großer leitender, künstlerischer Gedanken geben die Pfiffe und Kniffe öder Geldmacherei den Ausschlag. Der Spielplan ist von einer bedenklichen Dürftigkeit; Goethe, Schiller, Shakespeare werden gröblich vernachlässigt; andererseits gehen die Herren an den Erzeugnissen der neueren Schulen, deren absoluten, künstlerischen Wert man ja beliebig hoch anschlagen mag, mit scheuer Ängstlichkeit vorüber — ohne zu bedenken, daß dem Publikum, ehe es sich für Annahme oder Ablehnung entscheiden kann, doch vor allem hinlänglich Gelegenheit zur Bildung eines eigenen Urteils gewährt werden müsse. Ein Hoftheater sollte doch nicht Partei ergreifen, sondern über den Parteien stehen. In der Oper geschieht für die gesangstechnische Vorbereitung der Künstler so gut wie gar nichts mehr. Mozart und Gluck müssen sich ein naturalistisches Krächzen ebenso gefallen lassen, wie die Meister der Spieloper und die Romantiker. Es gilt schon als etwas Besonderes, Hervorragendes, wenn ein jugendfrischer Kapellmeister den Orchesterpart eines Werkes in sauberem und zugleich vom Geiste des Komponisten erfülltem

*) Vielleicht finden diese Worte den Weg zu einer Stelle, die sie zu verkörpern die Macht besitzt.

Vortrage herausbringt; versteht er — was nicht oft der Fall ist — etwas von Stimmbehandlung, und hat er, bei der Hetzjagd der sich überstürzenden Vorstellungen, Zeit und Lust dazu, die verwöhnten Lieblinge des wenig wählerisch gewordenen Publikums in die Schule zu nehmen, so stecken sich jene hinter den Intendanten, welcher einer Primadonna gegen den Kapellmeister grundsätzlich recht giebt. Um eine stilgemäße Wiedergabe der Wagnerschen Partituren bemüht man sich schon längst nicht mehr, sondern beutet die Popularität dieser Schöpfungen durch maßlos gehäufte, ungenügend vorbereitete Wiederholungen in rücksichtslosester Weise aus. Fast allerorten steht die Paschawirtschaft in Blüte; unfähige Mitglieder werden aus Veranlassungen, die mit der Kunst nichts zu thun haben, in den Vordergrund geschoben, fähige jenen zuliebe gemaßregelt, wenn nicht gar hinausgedrängt. Es bilden sich Unterdiktaturen der ersten Kapellmeister heraus, welch letztere mehr und mehr, anstatt in der Erfüllung der idealen Pflichten ihres Berufes aufzugehen, durch die Fülle der Triumphe blasiert, zu dirigierenden Virtuosen werden, oder in kläglicher, geistloser Nachäffung des gewaltigen Bülowschen Vorbildes Nuancen austüfteln, wenn nicht gar auf eigene Hand Richtungspolitik betreiben. Die Beziehungen zwischen Intendanz und Presse sind die denkbar vertraktesten. Bald muß der Theatersekretär den Redaktionen die Thüren einlaufen, wenn nämlich die Leiter sich in der ersten Zeit ihrer Amtierung noch unsicher fühlen oder sich in besonderen Fällen anderen Faktoren gegenüber auf die Presse stützen wollen; bald werden die berechtigten Wünsche und Mahnungen der letzteren einfach in den Rauchfang geschrieben, weil der Theater-Würdenträger vermeint, bei seinem allerhöchsten Herrn derart in Gnaden zu stehen, daß alle sachlich noch so wohl begründeten Angriffe ihn in seiner Stellung nicht erschüttern könnten. Ein Museumsdirektor, welcher derart mit der öffentlichen Meinung, höflich ausgedrückt, Versteck spielte, würde sich in kürzester Zeit unmöglich gemacht haben. Der Theaterbeherrscher bleibt hingegen in der That munter im Amte — gerade weil sein Rücktritt mit Stimmeneinhelligkeit gefordert wird. Die Thatsachen sind ja leicht in der Weise zu verdrehen, als ob die gegen die schlechte, weil unkünstlerische Verwaltung des Instituts geschleuderten Vorwürfe nicht auf die unzureichenden Fähigkeiten, beziehentlich den Charakter des Intendanten, sondern auf den „getreuen Diener der Krone“ gemünzt wären.

Es wäre nun mehr als unbillig, ja kindisch, von den Regenten zu beanspruchen, daß sie sich just den Angelegenheiten ihrer Hoftheater unter Durchführung andauernder, gründlicher Fachstudien widmen sollten. Dergleichen setzt doch in jedem einzelnen Falle die Fachbegabung voraus; gesteht man nun dem Privatmanne das Recht zu, wenn er eine schwere Hand, ein ungeübtes Auge hat, oder von Hause aus unmusikalisch ist, die Befriedigung seiner besonderen Liebhabereien, die Gelegenheit zu ihm genehmen Anregungen nicht in den Ehrensälen der St. Lukasgilde oder in Tempeln und Hauskapellen der heiligen Cäcilia zu suchen: um wie viel mehr dem Monarchen, dem der eifrigste Schwärmer für konstitutionelles Regiment doch am Ende noch das Recht eigener Willensbethätigung in seinen persönlichen Neigungen lassen muß. Und ebenso bedarf es keines eingehenden Nachweises dafür, daß der Fürst, der vornehmlich in einer Epoche wildester sozialer Kämpfe von tausend Bekümmernissen ernstester Art bedrückt wird, beim besten Willen von der Welt das Hoftheater nicht zu den Einrichtungen zählen kann, welche auf seine Fürsorge in erster Linie angewiesen sind.

Immerhin hat es auch unter den thätigsten aller Regenten solche gegeben, die, wie Friedrich der Große, Weltgeschichte machten, sozialpolitische Aufgaben lösten und daneben in allen Sparten ihres Hoftheaters bis auf die Einzelheiten des Gagenetats Bescheid wußten. Freilich: andere Zeiten, andere Kunst! Entließ der große König einmal sein italienisches Sängerpersonal, als er das Geld für andere Zwecke nötiger brauchte, so ist nicht zu vergessen, daß insbesondere die Oper ehedem in der Hauptsache nur eine aus Wälschland eingeführte Luxuskunst und auch ihre Pflege ein Privatluxus war, den die Fürsten in erster Linie aus eigenem Vermögen bestritten. Im Wechsel der Zeiten haben die Verhältnisse in allem und jedem eine gewaltige Änderung erfahren. Inzwischen sind ein nationales Schauspiel und nach und nach zu gleichem Ruhme des Vaterlandes eine deutsche Oper, ein musikalisches Drama herangewachsen, welche beide zu sehr wesentlichen Trägern einer fortschreitenden Veredelung des Fühlens und Urteilens — werden können; inzwischen hat man im Bereich der bildenden Künste, wenn auch nicht im hellenischen Geiste, so doch in zielbewußter Weise durch Anlage und von Jahr zu Jahr fortschreitende Erweiterung von mannigfachen, zum Genuß und zur Erhebung des Bürgers bestimmten Sammlungen die Notwendigkeit einer ausgedehnten, von Staats wegen zu regelnden Kunstpflege im Prinzip anerkannt. Es erübrigt, daß dieses Prinzip auch in Bezug auf die redenden Künste zu uneingeschränkter Anwendung gelange. Mit der Einrichtung etlicher Konservatorien auf Staatskosten ist erst der Anfang hierzu gemacht worden; staatliche Schauspielschulen giebt es, von einigen kaum nennenswerten Ansätzen zu solchen abgesehen, noch nicht.

Wem liegt es nun ob, dem Volke die Kenntnis der Schätze des gesprochenen und gesungenen Dramas in einer der Absichten der Meister würdigen Weise zu vermitteln? Der Krone oder dem Staat schlechthin, will sagen der von den Ministern in Bewegung gesetzten und durch die Mittel der Steuerzahler in Gang erhaltenen großen Regierungs-Maschinerie? Der Staat müßte seine Bühnen erst bauen — wozu er von den parlamentarischen Körperschaften in diesem Jahrhundert schwerlich die Mittel erhalten würde. Es liegt also nahe, sich an das Gegebene zu halten: an die Hoftheater. Sie stellen nichts weniger als Musteranlagen dar. Im Hinblick auf ihre übertriebenen Größenverhältnisse, auf ihre unsinnige, das alte italienische Logenhaus in der Gewohnheit gedankenloser Nachahmung wieder und wieder erneuernde Architektur sind sie für das Schauspiel wie für die Spieloper meist wenig und auch für das neuere Musikdrama nicht allzu brauchbare Gebäude. Indessen, man könnte sich zur Not noch einige Zeit mit ihnen behelfen. Sie sind Eigentum der regierenden Häuser. Aber Eigentum der Fürsten ist auch den in Deutschland fast allerwärts ohne Entgelt zugänglichen Museen überantwortet worden; ja, manche dieser Sammlungen sind nur aus Stücken zusammengesetzt, welche der Krone gehören; die Krone hat es hier also für entsprechend erachtet, dem Volke den Mitgenuß an ihrem Sonderbesitz zu gestatten, insofern hierdurch zur Hebung der allgemeinen Geisteskultur beigetragen wird. Die Anwendung dieser Formel auf die Hoftheater ergiebt sich von selbst. Sie entspricht um so mehr der Logik der Thatsachen, insofern neuerdings, wie in Wiesbaden, die Stadtgemeinde zum Neubau des Hoftheaters ansehnliche Zuschüsse leistet. Aber die Kosten des Betriebes trägt, heißt es, die Krone. Gewiß, soweit sie nicht durch die eingehenden Eintrittsgelder gedeckt werden. Dazu empfängt die Krone vom Lande eine Civilliste, welche nach Maßgabe

der Größe der Einzelstaaten sich zu stets wachsenden Summen ausrundet; die Erhöhungen erfolgen in Ansehung der vermehrten Repräsentationskosten. Zur Repräsentation gehört jedoch auch die entsprechende Führung und Ausstattung der Hoftheater. Das ist keine wortwörtlich verbriefte Bestimmung, beruht aber, wie so manches andere stillschweigende Übereinkommen, auf dem konstitutionellen System. Wie die Dinge heute liegen, vermag also die Krone nicht nur nicht die Hoftheater nach Gutdünken zu sperren, sondern hat sogar eine Art moralischer Verpflichtung, für einen in künstlerischem Sinne erfolgenden Betrieb einzustehen. Die hohen Eintrittspreise bringen es vorderhand noch mit sich, daß die Vorstellungen fast nur den Begüterten zugänglich sind. Einige Hofbühnen, wie das Wiener Burgtheater, das Münchener und das Stuttgarter Hoftheater, haben aber bereits damit begonnen, jährlich eine Reihe von Vorstellungen zu bescheidenen Preisen zu geben; ebendort ist demnach die Berechtigung der Forderung bereits anerkannt, daß auch die Hoftheater, ähnlich wie die großen Kunstsammlungen, der Bildung des Volkes zu dienen haben. Weitere Schritte auf dieser Bahn wird die Zeit bringen. Ebenso wird mit den indirekt von den Hoftheatern ausgehenden Wirkungen zu rechnen sein. Je mehr die in jenen veranstalteten Aufführungen, ihrer wahren Bestimmung zufolge, zu Mustervorstellungen umgewandelt sein werden, um so mehr werden sie bis auf einen bemerkenswerten Grad für die städtischen und Privatbühnen vorbildlich sein; die Unternehmer würden gezwungen sein, die berechtigten Forderungen ihrer engeren Klientel weit mehr zu berücksichtigen als bisher, weil alsdann der Abstand zwischen einer wohlvorbereiteten Ensemble-Leistung und einer der Kostenersparnis halber oft jämmerlich zugerüsteten, allenfalls mit ein paar bunten Fähnchen aufgeputzten Gesamtmittelmäßigkeit selbst dem unerfahrensten, dankbarsten Kleinstädter- oder Vorortgemüt offenbar werden möchte. Gegen Bühnenzote und Kankan hilft freilich nur eine Einschränkung der Theaterfreiheit. Vielleicht gründen diejenigen, welche sich über solche „Verkümmerungen bedeutender Volksrechte“ gewohnheitsmäßig zu erhitzen pflegen, eine neue freie Bühne behufs liebevoller Berücksichtigung jener Spezialitäten.

Entspricht es nicht den eigenen Neigungen der Fürsten, die ersten Kritiker ihrer Hoftheater zu sein, so wäre zweckdienlicherweise weder ein verdienter Offizier noch ein Hofbankier damit zu betrauen, ihnen bezüglich der Erledigung der wichtigsten Fragen die entsprechenden Ratschläge zu unterbreiten, sondern vielmehr der Minister, welcher auch das „Ressort“ der bildenden Kunst und die verschiedenen Zweige des öffentlichen Unterrichts unter sich hat, also der Kultusminister. Es könnte sich hier natürlich nicht um Engagements für einzelne Rollenfächer und ähnliche untergeordnete Dinge handeln, sondern darum, in welchem Geiste eine in großen Zügen zu haltende Aufstellung des Spielplanes zu geschehen hätte und welchen Anforderungen die Begabung und der Charakter der Männer genügen müßten, denen die künstlerische Leitung des Schauspiel- oder des Opernwesens im engeren Verwaltungskreise zu übertragen wäre. Der Minister dürfte im Hoftheaterdirektor nicht allein, wie dies bisher üblich war, einen einflußreichen Hofbeamten sehen, mit welchem er aus Gründen und Ursachen auf gutem Fuße zu bleiben hätte; er sollte vielmehr verpflichtet sein, ihn mit denkbar größter Gewissenhaftigkeit zu überwachen als jemanden, der dem Volke einen wohlbemessenen Teil seiner geistigen Nahrung zu übermitteln hat. Jedes Genre wäre zu gestatten — mit Ausnahme des Frivolen; das Langweilige kommt ja für Hoftheater nicht in Betracht. Der Minister würde vor den Landtagen die Mitverantwortung für die Führung der Hoftheater so gut wie für diejenige der Museen zu übernehmen haben; es ist ja nicht ausgeschlossen, daß die Abgeordneten, welche vorläufig in den Theatern nur eine Art „Eldorado“ oder „Alcazar“ mit Verdauungsfreiplätzen für kommissionslose Parlamentarier sehen, sich im zwanzigsten Jahrhundert auch einmal um die Kunst bekümmern werden. Um diese Zeit möchte es dann auch bei uns, wie schon jetzt in Frankreich, „Minister der schönen Künste“ geben, welche berufen wären, ihren vielgeplagten Kollegen vom Kultusfache neben anderen Lasten auch die der Oberaufsicht über die Hoftheater abzunehmen. Vorläufig gehen in Deutschland noch zehn Minister auf ein Dutzend.

Es käme allein darauf an, daß ein deutscher Regent mit einer einschneidenden Reform der jetzigen, in Rücksicht auf den allgemeinen Entwickelungsgang der Bühne wie auf die gesteigerten geistigen Bedürfnisse des Volkes unhaltbar gewordenen Hoftheater-Verhältnisse voranginge; die anderen würden alsbald nicht zurückstehen wollen. Man wird die Erkenntnis nicht ungenutzt lassen, daß gerade in einer hingebenden Pflege derjenigen Kunst, welche die Tausende und Abertausende am stärksten ergreift, ein wohlthätiger, klärend beruhigender Einfluß auf die in ungestümer Neuerungssucht sich überschlagenden Geister ausgeübt werden könnte: vielleicht baut darum auch einmal ein deutscher Fürst das erste echte und rechte Volksschauspielhaus. Wer sich daran gewöhnt, wie im wechselvollen Auf und Nieder der Geschichte, so auch in den unerschöpflich sich neu gebärenden ernsten und heiteren Bildern der Scene zu verfolgen, wie nur die äußeren Formen sich wandeln, die Menschen aber mit ihrem Lieben und Hassen, Hoffen und Fürchten doch immer dieselben bleiben, die sie eh und je gewesen, in dem wird etwas, und sei es noch so wenig, von philosophischem Geiste einziehen: er wird erkennen, daß die bestehende Ordnung der Dinge, wenn auch sicherlich eine sehr verbesserungsbedürftige, so doch nicht die allertraurigste, daß die Möglichkeit grundstürzender Änderungen eine sehr geringe sei, und daß selbst solche Änderungen noch keineswegs ein gerüttelt volles Maß der Glückseligkeit für jedermann ergeben würden. Er wird das wuchtend Schwere im Daseinslose der Könige begreifen und das bescheidene Glück eines stillen Wirkungskreises mehr schätzen lernen, denn vorher. Auch der Unterricht für den Erwachsenen wird in Zukunft durch Anschauung erst recht fruchtbar gemacht werden. Damit dies aber geschähe, müßte doch wohl eines Medicäers Güte dem deutschen Volke lächeln. Es hat nicht die Art, sich den Genuß seiner Kunst aus eigenem Recht zu schaffen.“

Thränenlied.

Perle der Seele, o Thräne bist Du,
Spendest den Frieden und schenkest die Ruh'.

Hängst in den Blicken von Arm und von Reich,
Machst in Geschicken die Lebenden gleich.

Nimmst von den Herzen das Leid und die Last
Linderst die Schmerzen und bringest die Rast.

Wollte der Starrsinn entführen ein Glück
Trägst Du es freundlich o Thräne zurück,

Und in der Freude gewaltigen Schein
Mischest Du Strahlen der Liebe hinein.

Perle der Seele, o Thräne bist Du,
Spendest mir Frieden und giebst mir die Ruh'.

Wilhelm Kardel.

Kleine Bemerkungen.

Von **Roderich Wald**.

Der Philosoph ist das Pendel an dem Räderwerk der Menschheit.

*

Das Gehirn des Schriftstellers ist ein Asyl für obdachlose Gedanken.

*

Das Leben ist oft ein An- und Ausziehen von Phrasen.

*

Ein Genie ist eine zu einem einzigen Individuum zusammengeschmolzene Nation.

*

Diejenigen, welche wir die Alten nennen, sind eigentlich die Jungen, und wir sind die Alten.

*

Zola-Nacaen: Nachtschattengewächse. Eine durch viele narkotische Giftpflanzen bemerkenswerte Familie. Hauptverbreitungsbezirk: Frankreich.

*

Je kleiner das Ich, desto größer die Ichsucht.

*

Schopenhauer schleppte das pessimistische Dynamit in die Menschheit und zerschmetterte damit tausende von warmen, freudigen Menschenherzen.

*

Das Publikum ist ein großer Irrtum, den das Genie wieder gut zu machen hat.

*

Romantik und Realistik sind die beiden Monde, welche die Goethesche Sonne umkreisen.

*

Die Chemiker sind die Philologen der Natur.

*

Die Mission des Dichters besteht darin, die Wunden der Entzweiung zu heilen, die in jeglicher Form das Menschengemüt erfüllen.

*

Die Menschen ziehen nur scheinbar die Kinderschuhe aus, wenn sie groß werden. In Wirklichkeit treten sie nur immer mehr hinein.

*

Die Poesie ist ein Hinaufjauchzen in den Himmel, aber kein Hinabknurren zur Erde, wie einige Neuere zu glauben scheinen.

*

Diejenigen unter den Geistern, welche so sehr auf Wahrheit pochten, übersahen meist die gewaltigste Wahrheit: das Leben.

Einfälle.

Der Philosoph hat eine konvexe, der Empiriker eine concave Psyche.

*

Das Höchste, was wir erreichen können, ist Natürlichkeit. Das Streben danach und das immerwährende Zurückschwanken zur Unnatur bildet den Inhalt unseres Lebens.

*

Je mehr wir uns von den Alten entfernen, desto mehr nähern wir uns ihnen wieder, bis wir einst wieder mit ihnen zusammentreffen werden.

*

Ein Genie zeichnet sich vor andern nicht durch das Neue, sondern nur durch die Vernünftigkeit seiner Meinungen aus.

Neue Schriften.

Unter dem Titel **„Letzte Grüße aus Stiftingshaus“** (Hamburg 1894, Verlagsanstalt J. F. Richter) giebt Oscar Linke den lyrischen Nachlaß Robert Hamerlings heraus.

Niemand vielleicht war zur Herausgabe des Hamerlingschen Nachlasses mehr berufen als Oscar Linke, den der verstorbene Dichter einmal in seiner Lebensbeschreibung „einen seiner ältesten und besten Freunde“ nennt. Man darf annehmen, daß der Herausgeber in die Absichten Hamerlings eingeweiht war und ihnen, soweit es anging, gerecht geworden ist. Seine Aufgabe war um so leichter und lohnender, als Hamerling selbst noch eine dritte Sammlung seiner Gedichte geplant und zum großen Teil auch schon vorbereitet hatte. Die Gedichte machen durchaus nicht den Eindruck einer Nachlaßveröffentlichung, d. h. einer Nachlese auf einem Felde, dessen eigentliche Frucht schon eingeerntet ist. Ebenbürtig reiht sich der Band den beiden früheren Sammlungen „Sinnen und Minnen“ und „Blätter im Herbstwind“ an. Lebendige Poesie wird uns hier geboten, nicht totes Material für Litteraturprofessoren. Der Herausgeber durfte sich deshalb schon in seiner Vorrede den kleinen Ausfall gegen die Zunftgelehrten gestatten; ihre Maulwurfsweisheit hat vorläufig nichts mit diesem Buche des Lebens zu schaffen. Ein düsteres Leben war es, das in Stiftingshaus, dem kleinen, lauschig in einem Waldthal bei Graz gelegenen Landhause des Dichters, zu Ende ging; in seiner ersten Hälfte voll Not und Sorge, war es in den letzten Jahren voll Krankheit und körperlicher Qual. Zu einem freien, äußerlich und innerlich unabhängigen Schaffen ist Hamerling nie gekommen. In Schmerzen hat er seine Dichtungen empfangen und in Schmerzen hat er sie geboren; was sie vielleicht so an Vollendung eingebüßt, haben sie dafür an Tiefe gewonnen. Es ist ein schönes und wahres Trostwort, das der Dichter für sich selbst gefunden hat: „Denn schließlich ist es doch nur der Kranke, der sich das Leid der ganzen Welt zu Herzen nimmt.“ Bewundernswert bleibt in Hamerlings Leben die seelische Kraft, vermöge deren er sich immer wieder über alle Widerwärtigkeiten erhob und seinem Geiste die Herrschaft über den Körper sicherte. Es ist der gleiche sieghafte Kampf, den auch Heine einst in seiner „Matratzengruft“ kämpfte, nur bei Hamerling länger und vielleicht noch qualvoller. Die „letzten Grüße aus Stiftingshaus“ sind ein vollgültiges und wertvolles Zeugnis, daß die Schaffens-

kraft des Dichters bis zum letzten Augenblick ungebrochen geblieben ist. P. N.

Ein Freund und jüngerer Zeitgenosse Hamerlings, Eduard Grisebach, beschert uns ein eigenartiges Buch mit seinem **„Katalog der Bücher eines Bibliophilen“.** (Leipzig 1894, Verlag von W. Drugulin.)

Rein äußerlich angesehen, ist das Buch ein Katalog der Privatbibliothek Grisebachs. Die trockene Titelaufzählung wird nur hier und da durch eine litterarische und bibliographische Anmerkung oder auch durch eine persönliche Randglosse des Herausgebers unterbrochen. Wer aber mit Grisebachs Leben und Schaffen vertraut ist, der wird in dem Kataloge bald mehr erkennen als eine bloße Aneinanderreihung von Büchertiteln; er wird die Persönlichkeit dahinter entdecken, den Menschen, Dichter und Gelehrten Grisebach. Sage mir, mit welchen Büchern Du umgehst, und ich will Dir sagen, wer Du bist. Der Katalog liest sich fast wie eine Selbstbiographie, in der der Dichter uns von seinem geistigen Leben und Treiben Kunde giebt und zugleich den Gang seiner Entwickelung andeutet. Es gewährt einen eigenartigen Reiz, den Reiz des Forschens und Findens, so hinter den Büchern den Menschen aufzustöbern; und aus der anfangs flüchtigen Durchsicht wird schnell eine eingehende Lektüre. Ein ausgesprochen individueller Geschmack hat diese Bibliothek gesammelt; von jenen Werken, die für die sogenannte „allgemeine Bildung“, d. h. für die geistige Charakterlosigkeit ihres Besitzers zeugen, finden sich nur wenige in Grisebachs Bücherschatz. Die Bezeichnung „Bibliophile“, die er sich auf dem Titelblatt beilegt, trifft nur in beschränktem Sinne zu. Seine Bücherliebe erstreckt sich nicht allein auf die äußeren Eigenschaften eines Buches, mag es nun ein seltenes Exemplar sein oder durch eine eigenartige Ausstattung auffallen; zugleich muß auch immer der Inhalt ihm etwas zu sagen wissen. So erkennt man mühelos den Dichter des „Neuen Tannhäuser“ und des „Tannhäuser in Rom“ an der überall hervortretenden Vorliebe für die galante Litteratur, die fast in allen Sprachen und aus allen Zeiten vertreten ist. Besonders reichhaltig ist die Sammlung der Schriften Antoine de la Sales, des Vaters der französischen Novelle; die Anmerkungen Grisebachs dürfen hier auf wissenschaftlichen Wert Anspruch erheben. Beachtenswert ist ferner die Schopenhauer-Abteilung: nicht nur findet sich eine ganze Reihe von Werken, die den Vermerk „aus Schopenhauers Bibliothek“ tragen; Grisebach besitzt auch Schopenhauer selbst in den verschiedensten, unter ihnen den ersten Ausgaben, und die Litteratur über Schopenhauer dürfte nahezu vollständig sein. Dies weist einerseits auf Grisebachs wissenschaftliche Thätigkeit als Herausgeber der Schopenhauerschen Werke hin, andererseits verrät es uns die innere Wandlung, die der Tannhäuserdichter durchgemacht hat. Der Sturm und Braus der Jugend ist verronnen, und die müde Seele hat bei der Weltschmerzphilosophie eine Zuflucht gesucht. Der mit vornehmem Geschmack ausgestattete Katalog erhält noch erhöhten Reiz durch ein vorzügliches Bild des Dichters, das nach einem Pastellgemälde von Max Liebermann radiert ist. P. N.

Vermischtes.

Fette Schönheiten. Die ägyptischen Frauen baden sich, um einen gewissen Grad von Wohlbeleibtheit zu erlangen, auf welche im Lande der Pharaonen viel gegeben wird, täglich mehrere Male in lauwarmem Wasser. In diesem Bade bleiben sie so lange, daß sie darin essen und trinken. Während dieser Zeit genießen sie alle halbe Stunde die Brühe von einem Huhn, das mit süßen Mandeln, Haselnüssen, Datteln und ähnlichen Früchten gefüllt ist. Nachdem die Frauen diese Brühe etwa viermal genossen haben, verzehren sie noch ein ganzes Huhn, worauf sie das Bad verlassen und nun mit wohlriechendem Öl eingerieben werden. Vor dem Zubettgehen genießt man noch einige Myrobolanen, eine pflaumenähnliche getrocknete Frucht, andere Frauen nehmen wohl auch einen aus Gummitragant und Zuckerkand bereiteten Trank zu sich. Ob es nun das Bad ist, welches die ägyptischen Frauen fett macht, oder die Hühnerbrühe oder der Zuckerkand, wagen wir freilich nicht zu entscheiden, Thatsache ist aber, daß sie durch diese ganze Methode die gewünschte Wohlbeleibtheit erlangen. Th.

Briefkasten.

Frl. Anna F—x. in H. Die Gedichte sind nicht übel und auch noch nicht gut genug. Vielleicht ein andermal. — Herrn Fritz B. in L. Zu nüchtern im Gedanken und im Ausdruck. — Herrn W. Sch. in Bad W. Ehrenwerte Gesinnung, aber die Ausführung zu wenig Eigenart. — Frl. J. E. in B. Besten Dank für Ihre freundliche Gesinnung, aber was diese Gruppe von Weibern über mich sagt, ist mir ganz gleichgültig. — Herrn Theod. Fr. (P. W.) Gedanken gut, Form hart. „Schläge krächzen“ undeutsch. — Herrn Ref. S. in Gr. „Sommerfrische“ angenommen, weil ich sonst in diesem Jahre ganz auf eine solche verzichten müßte. Besten Gruß. — Herrn Erich W. in L. Frisch empfunden, Form unzureichend. — Herrn Dr. L. L. in L. Sie haben indessen wohl die Antwort gelesen. — Frl. J. Pf. in H. Man soll einen Begleitbrief nicht mit zu grob aufgetragenen Schmeicheleien beginnen, das verstimmt, weil der Leser merkt, daß man ihn für sehr dumm halte. Leider alles ganz unbrauchbar. — Herrn O. L. M. S. in B. „Scheiden“ und „Rheinlied“ sind gewandt geschrieben, aber noch nicht eigenartig genug. — „Eine Hoffende“. Sie dürfen mir weiterhin Gedichte senden. Ihr Ausdruck ist gewandt, manche Strophe (in „Reifnacht“ z. B.) gut, aber es fehlt das knappe Zusammenfassen der Stimmung am Schlusse. Das Sonett besitzt sie, ist aber zu persönlich. — Herrn M. B. in W. „Im Roggenfeld“ wird gelegentlich kommen. — Herrn Rekt. W. N. in K. Dieses Mal etwas veraltet. Besten Gruß. — Fr. Tony St. in G. „Er hat es mir geschworen“ wäre gut, aber die Zeilen „sie sieht's mit stummem Neigen“ und „preßt die Lippen auf den Stein“ verderben das Ganze. Im übrigen: nicht allzuviel Liebeslieder! — Frl. J. H. in St. Ihr Gedicht ist mir vollkommen unverständlich. — Herrn cand. E. K. in B. Sie besitzen Geist. Mancher Ausspruch ist wahr, aber ich bitte Sie, streben Sie nach schlichtestem Ausdruck und vermeiden Sie Fremdwörter. Senden Sie gelegentlich etwas mehr.

Inhalt der No. 41.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).



Deutsche Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ ℳ vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. №. 42.

Griffenfeld.

Historischer Roman

von

H. F. Ewald.

(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

Kontraktbruch.

Die uralte Höibrogasse, welche damals vom Amagermarkt nach Höibro führte, war ein wunderliches Gäßchen, so verschieden wie möglich von den geraden und regelrechten Straßen der Jetztzeit. Abgesehen von dem elenden Zustande des Steinpflasters, war die Anlage der Straßen damals eine ganz andere, indem sie nämlich in der Mitte hoch waren; hier auf diesem Rücken war die Passage für Fußgänger, der Fahrweg dagegen zwischen dieser Erhöhung und dem Rinnstein. Auf den schmalen, zum privaten Gebrauch an die Hauseigentümer abgegebenen Trottoirs wurden Läden errichtet, und so war die Höibrogasse voller Tuchläden. Dazu kamen Ausbauten und hohe, vorspringende Treppenaufgänge, denn Treppen innerhalb des Hauses kannte man nicht; was die Schlösser in den Türmen hatten, das hatten die Häuser in freier Luft. Das obere Stockwerk hing in der Regel mit vorspringenden Erkern über das untere hinaus, und geteerte Dachrinnen streckten ihre Ausflußröhren weit vor und ergossen bei Regenwetter ihre schlammigen Ströme auf die Vorübergehenden.

Es schien also förmlich darauf angelegt zu sein, die Passage so beschwerlich und unangenehm wie möglich zu machen, und dies mußte auch eine Jungfrau empfinden, die an einem regnerischen Morgen im Monat Oktober die Höibrogasse hinuntertrippelte, indem sie hin und wieder einer platschenden Dachrinne auswich. Doch mußte der Hausknecht, welcher sie begleitete, ihr ein paarmal zurufen: „Nehmt Euch in acht, kleine Jungfer!“ so vertieft war sie in ihre Gedanken und so große Eile hatte sie, ihr Ziel zu erreichen.

Bei einem ehrwürdigen, mit allerhand Auswüchsen beladenen Hause, ganz unten bei Höibro, stand sie still. Hier wohnte Doktor Paul Moth. Hastig eilte sie die Treppe hinauf, aber es gelang ihr nicht, unbemerkt in das Haus zu kommen. Die Thür der Vorhalle ging auf, und ein junger Herr in einem feinen blauen, verbrämten Mantel, mit federgeschmücktem Hut und Sporen an den Stiefeln trat heraus. Er lüftete den Hut und grüßte sie, was als eine große Artigkeit betrachtet werden mußte gegen eine Jungfrau, die von der Straße gelaufen kam und weder Wagen noch Portechaise zu ihrer Verfügung hatte. Er kannte sie außerdem nicht, aber es mußte wohl etwas in ihrem Gesichte und ihrer Persönlichkeit liegen, was ihm Achtung einflößte; und so war es auch, denn diese Jungfrau war Margarethe Eilersen. Sie kannte ihn dagegen sehr gut von Ansehen; es war Adam Lewin Knuth.

Es wunderte sie nicht so sehr, ihn hier zu treffen, denn Doktor Moth war eine Zeitlang krank gewesen, und sie nahm daher an, daß der Kammerjunker möglicherweise vom König gesandt sei, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Dies würde keine übertrieben große Gnade gewesen sein, da Paul Moth nicht nur König Friedrichs Leibarzt, sondern auch einer von König Christians Lehrern gewesen war. Doch stutzte Jungfer Margarethe, als sie in das Vorzimmer trat, denn heftiger Wortwechsel drang aus der Wohnstube an ihr Ohr, und dazwischen erklang Paul Moths scharfe Stimme, indem er rief:

„So lange ich lebe, soll es nicht geschehen!“

Was das wohl sein mag? dachte Jungfer Margarethe, indem sie an die Thür klopfte und dann eintrat. Sie sah den Alten beim Kamin sitzen, eingehüllt in seinen Pelzmantel; auf seinen eingefallenen, gelben Wangen bemerkte sie rote Flecke, und seine welken Hände zitterten. Vor ihm

stand mit verschränkten Armen seine Frau Ide Büren und sah ihn mit eisigem Lächeln an. Sie war eine schöne Frau und mehrere Jahre jünger als er; hier sah man die Züge der Tochter in gereifter und fester Form, aber nichts von Sophie Amaliens sanfter, bestrickender Anmut; diese hatte die Mutter wohl niemals besessen.

Madame Ide wandte sich langsam um und sah Margarethe mit einem fragenden Blick ihrer listigen, kalten Augen an, zeigte dann ein erzwungenes Lächeln und sagte ganz freundlich:

„Ei, seid Ihr es, Jungfer Margarethe? Was führt Euch so frühzeitig und bei einem solchen Wetter hierher?"

„O," entgegnete Margarethe, indem sie errötete, „ich will nur ein wenig mit Sophie plaudern."

Madame Ide sah sie forschend an und sagte:

„Sophie hat Kopfschmerzen und leidet sehr; sie wird heute keine gute Gesellschaft für Euch sein."

„Aber," antwortete Margarethe, „ich möchte gerne eine Angelegenheit mit ihr besprechen, und das sogleich."

„Nun, das ist eine andere Sache," sagte Frau Ide spöttisch. „Geht denn hinauf zu ihr, aber verweilt dort nicht zu lange!"

Margarethe entfernte sich schnell und ging den bekannten Weg aus der gegenüberliegenden Thür nach der Hintertreppe, hinauf auf die Galerie und von hier in Sophiens Zimmer.

Sophie stand mitten in der Stube, bleich und mit rotgeweinten Augen. Sie fuhr zusammen, als die Thür geöffnet wurde, wandte sich schnell um, wurde rot und rief fast erschrocken aus: „Ei, bist Du es, Margrethe?"

„Was ist los?" fragte Margarethe. „Wie siehst Du aus?"

„O, es ist nichts," antwortete Sophie, faßte sich und versuchte zu lächeln.

Dann bat sie die Freundin, Platz zu nehmen, und sie setzten sich auf das kleine Kanapee, dessen gebrechliche Füße und abgenutzter Bezug etwas davon erzählten, daß Armut im Hause des Doktors herrschte; aber das war Margarethe Eilersen nichts Neues.

„Verzeih den kalten Empfang," sagte Sophie verwirrt; „wir waren unten in Wortwechsel geraten, aber das kümmert Dich ja nicht; was hat Dich hierhergeführt?"

„Ich bin gekommen, um Dir mein Herz auszuschütten," entgegnete Margarethe, indem ihre Augen zornig aufblitzten; „aber, wie es scheint, hast Du es selber nicht weniger nötig."

„Kehre Dich nicht an mich," antwortete Sophie hastig; „sage, was es ist!"

„Nun," antwortete Margarethe mit funkelnden Augen, „eine große Schmach ist mir widerfahren. Bei Gott dem Allmächtigen, nie und nimmer hätte ich geglaubt, daß mir so etwas begegnen könnte, mir, der Tochter ehrlicher und achtbarer Eltern — aber ach, Gott sehe in Gnaden auf uns, darf ich sie noch so nennen? O, Sophie, mein Herz ist vor Kummer dem Zerspringen nahe."

„Aber Margarethe," rief Sophie aus, „sage doch, was es ist und spanne mich nicht länger auf die Folter!"

„So höre denn," sagte Margarethe, indem sie ihre Stimme dämpfte, „eine hohe Persönlichkeit hat bei meinem Vater um mich angehalten; aber nicht zu seiner Frau begehrt er mich, seine Maitresse soll ich sein — was sagst Du dazu?"

„Und Du hast ihn abgewiesen?" fragte Sophie, indem sie glühend rot wurde.

„Frage lieber," entgegnete Margarethe, „ob mein Vater ihn abgewiesen hat. Er that es nicht! Was dünkt Dich, mein eigener Vater riet mir, solch schamloses Anerbieten anzunehmen, meine Verwandten ebenfalls, nur meine arme Mutter ringt ratlos ihre Hände."

Sophie fuhr nicht auf, es entschlüpfte ihr auch kein Ausruf der Verwunderung oder des Ärgers.

„Was sagtest Du selber dazu?" fragte sie, indem sie Margarethe gespannt ansah.

„Zuerst," antwortete Margarethe, „sagte ich nichts; die Stimme versagte mir. Dann rief ich: ‚Ich werde es nicht thun! Ich will eine ehrliche, getraute Frau sein, wenn ich auch einen Bettler zum Mann bekomme, oder als Jungfrau sterben!‘ Und nun wurde viel hin und her geredet und heftige Worte fielen, während mein Vater raste und meine Mutter weinte."

„Wer war der hohe Herr, der Dir das Anerbieten machte?" fragte Sophie.

„Mein Vater sagte, es müsse verschwiegen werden, aber daran kehre ich mich nicht. Du sollst es wissen — es war des Königs Bruder, Herr Ulrich Friedrich Gyldenlöwe."

Sophie schlug mit einem Ausruf die Hände zusammen und blieb dann bleich und stumm sitzen.

„Da keine Argumente vom Standpunkt der Tugend Eindruck auf meinen Vater machten, und er nur unsere Armut hervorhob und davon redete, daß ich und unsere Familie durch eine solche Verbindung Reichtum, Ehre und Macht gewinnen könnten, fragte ich ihn, welches Glück und welche Ehre Jungfrau Sophie Urne gewonnen habe, sie, welche Herr Gyldenlöwe verführte und nachher verleugnete, und die nun mit ihren beiden kleinen Söhnen in der Schande sitzt; aber es half nichts. Er blieb bei seiner Ansicht, bis ich weinend aus der Stube lief."

Als Sophie noch immer schwieg, rief Margarethe aus:

„Warum sitzt Du da so bleich und stumm? Du mußt es doch mit mir halten in dieser Angelegenheit, da Du mit Katharina und mir das Bündnis eingegangen bist, daß wir nur tugendhafte Männer heiraten wollen. Katharina hat sich jetzt verlobt und ist damit aus dem Bunde ausgetreten —"

„Indem sie ihr Wort brach," fiel Sophie mit diabolischem Lächeln ein. „Herr Schumacher ist kein tugendhafter Mann; es ging einmal das Gerede von ihm und Frau Birthe Trolle."

„Ei, was Du sagst!" rief Margarethe erstaunt aus, „davon habe ich bis jetzt kein Wort gehört."

„Und überdies," fuhr Sophie fort, „wo findet

sich ein tugendhafter Mann und, wenn es darauf ankommt, wie viele tugendhafte Frauen giebt es? Das, was wir Tugend nennen, ist nur Schein und Betrug."

Margarethe sah ihre Freundin aufs höchste erstaunt an, dann färbten sich ihre Wangen rot vor Zorn, und sie rief aus:

„Schande über Deine leichtfertige Zunge!" Dann fuhr sie mit Thränen in den Augen in tiefer Bewegung fort: „O, liebe Sophie, Herzensfreundin, jetzt merke ich, daß sich Dir selber eine Versuchung genaht haben muß. Um Jesu Christi willen, stehe fest und laß Dich nicht von dem Bösen in sein Netz locken!"

In diesem Augenblick ging die Thür auf, und Frau Ide trat ein.

„Jetzt wäre es wohl genug," sagte sie mit einem Lächeln, welches Margarethens Herz erstarren machte, „Sophie kann nicht mehr vertragen. Dann möchte ich Euch auch bitten, meine Tochter nicht noch öfter mit Euren Abenteuern und Scherereien zu belästigen; wir haben genug an unseren eigenen."

„Ihr habt uns also belauscht, Madame," sagte Margarethe, indem sie sich plötzlich erhob.

„Ihr flüstertet eben nicht, kleine Jungfer," entgegnete Frau Ide, „und ich habe vor allen Dingen das Wohl und Wehe meiner Tochter im Auge. Ich dachte, daß jetzt leicht aus der Schule geplaudert werden könnte. Meine Tochter braucht keine Vertraute zu haben, als ihre eigenen Eltern, am allerwenigsten eine Jungfrau, die sich gegen Vater und Mutter auflehnt und dann in der Stadt umherläuft, um sie zu schmähen und in der Leute Mund zu bringen."

Man konnte kein schöneres Bild sehen als das, welches Margarethe Eilersen in diesem Augenblick darbot, so rein und edel war ihr Ausdruck, aber zu gleicher Zeit so sorgenvoll. Sie antwortete kein Wort, ergriff Sophiens Hand, drückte dieselbe und sagte nur:

„Gott stehe Dir bei!" Dann eilte sie fort.

Als sie gegangen war, verschloß Madame Ide die Thür, setzte sich und zog ihre Tochter an sich. Dann sagte sie in sanftem Tone:

„Es war gut, Sophie, daß ich kam und Dir ein Schloß vor den Mund legte, sonst hättest Du vielleicht alles ausgeplaudert, und das wäre schlimm gewesen. Merke es Dir, wie es auch kommen mag, muß doch das Anerbieten, welches Monsieur Knuth von seiner Majestät überbrachte, stets ein tiefes Geheimnis bleiben, sonst könnten wir in des Königs Ungnade fallen und vernichtet werden. Was Herr Gyldenlöwe thut, davon mögen die Leute denken und sagen, was sie wollen, aber über das Thun und Lassen unseres großmächtigsten Königs dürfen wir nicht räsonnieren. Er hat keinen anderen Richter über sich, als Gott den Herrn selbst; wir, seine Unterthanen, müssen denken, daß, was der König thut, wohlgethan ist."

„Ich weiß es," antwortete Sophie mit unsicherer Stimme; „Vater hat mich bis jetzt auch nicht anders gelehrt. Doch sagte er ja vor kurzem: Es giebt Dinge, in denen wir Gott mehr gehorchen müssen, als dem Könige."

„Dein armer Vater," sagte Sophiens Mutter in mitleidigem Tone, „ist krank und sich selbst nicht mehr recht klar darüber; achte nicht auf das, was er sagt!"

„Aber Margarethens Worte," entgegnete Sophie heftig, „hatten doch etwas für sich; sie erregten Zweifel in mir, obwohl ich mir nichts merken ließ. O, Herzensmutter, ist es gleichwohl nicht so, daß ich übel handeln, mein Ansehen verringern und ein Gegenstand der Geringschätzung werden würde, wenn ich darauf einginge und des Königs Nebenfrau würde? Jetzt sagt mir aufrichtig Eure Meinung, wie Euer Gewissen es Euch gebietet. Es kam mir vorhin der Gedanke, daß ich des Königs Herz seiner rechten Frau, der Königin, abwendig mache. Kann ich das verantworten?"

„Ei, welche Rede!" rief Madame Ide heftig aus. „Wie kannst Du der Königin abwendig machen, was ihr niemals gehört hat? Auf Befehl seiner Eltern und ganz gegen seinen Willen und seine Neigung ist der König diese Ehe eingegangen. Diejenigen, welche diesen unseligen Pakt zu stande brachten, müssen auch für die Folgen verantwortlich sein. Sein Herz hat Dir gehört von seiner Kindheit an und wird niemals einem anderen Weibe gehören; lange habe ich es gewußt, obgleich mein Mund stumm war. Rede auch nicht von Verringerung Deines Ansehens und von der Verachtung der Welt. Große Ehre wirst Du gewinnen und die vornehmsten Männer des Reiches zu Deinen Füßen sehen; aber vor allen Dingen sollst Du die Wohlthäterin Deiner eigenen Familie werden. Deine Geschwister werden durch Deine Hand erhöht werden und Dir ewig Dank schuldig sein. Von mir selber rede ich nicht; die Freude über Dein Glück wird mir genug sein!" —

Der Geist dieser Frau war ihrer jungen, schwankenden Tochter zu stark, und Leidenschaft und Ehrgeiz wohnten bereits im Herzen der Jungfrau. Als ihr rechtschaffener Vater die Augen geschlossen hatte, wurde es vollbracht, und sie gab sich hin.

Eines schönen Tages sahen die Bewohner der Straße zu ihrer Verwunderung, daß des seligen Doktors Haus leer stand; die schöne Sophie Amalie, der Stolz der ganzen Nachbarschaft, und ihre Mutter waren verschwunden; aber wo sie geblieben waren, das erfuhr man bald.

So wurde der Tugendvertrag der drei Jungfrauen gebrochen. Margarethe Eilersen blieb allein zurück, aber fest entschlossen, ihn bis zu ihrer letzten Stunde zu halten.

Fünftes Kapitel.

Hochzeitsfeier.

Schumacher hatte ein großes, schönes Haus*) in der Kjöbmagerstraße gekauft, nicht weit von seinem väterlichen Grundstück an der Ecke der Löwengasse, und es im Laufe des Sommers aufs schönste und herrschaftlichste einrichten lassen. Da die gesamten Kosten mit dem Gelde der Braut gedeckt wurden,

*) Das jetzige Posthaus.



hatte er es selbstverständlich nicht unterlassen, ihren Onkel und ihre Großmutter mit zu Rate zu ziehen, sie selbst aber hatte man auf ihren ausdrücklichen Wunsch ganz mit diesen ökonomischen Angelegenheiten verschont. Erst einige Tage vor der Hochzeit, als schon alles fertig war, führte Schumacher sie und ihre Schwestern dorthin, um ihnen alle Herrlichkeiten zu zeigen.

Obwohl die Beschreibung der Großmutter große Erwartungen bei Katharina erweckt hatte, wurden diese doch weit übertroffen. Sie war überwältigt beim Anblick dieser großen, zum Teil prachtvoll eingerichteten Gemächer. In dem einen Flügel befand sich zugleich ein geräumiger Stall mit Wagenremise und hinter dem Hause ein schöner Garten mit einem Springbrunnen. Es schien ihr eine fürstliche Wohnung zu sein, und dafür konnte sie auch sehr wohl angesehen werden.

Schumacher las in ihrem feinen, ausdrucksvollen Gesicht, daß ihre Freude über die Herrlichkeit nicht ganz ungetrübt war, und darum fragte er sie, ob etwas ihr Mißfallen errege. Sie brauche es nur zu sagen, so werde er jede Änderung, welche sie wünsche, vornehmen lassen.

„Mißfallen?" rief sie aus, indem sie errötete. „O, teurer Freund, es ist alles weit schöner, als ich mir gedacht, ich selber wäre niemals darauf verfallen."

„Doch ist hier etwas, was Euch nicht gefällt, Katharina," antwortete er; „ich habe es in Euren Augen gelesen."

Dieses Etwas war das Ganze; aber wie sollte sie ihm dies aussprechen, ohne ihn zu verletzen? Sie standen allein in dem Kabinett, welches ihr Privatgemach sein sollte. Elisabeth und Sophie liefen umher und sahen alles durch; sie konnten ihr Jubeln hören über all die Pracht, welche sich ihren Blicken darbot. Er hatte sich an die Fensterbank gelehnt, sie stand vor ihm. Da steckte sie einen ihrer kleinen Finger in eines der Knopflöcher seines Rockes, als wolle sie ihn näher an sich heranziehen, streichelte ihm die Wange und sagte:

„O, lieber Schumacher, Ihr habt dies Gemach ausgestattet, als wäre es für eine Prinzessin bestimmt; es ist zu schön für mich."

„Erkennt daran meines Herzens Meinung," antwortete er; „nichts kann zu schön für Euch sein, mein Herzensschatz!"

Dann zog er sie an sich und gab ihr einen Kuß.

„Sagt mir," fragte sie, „denkt Ihr von mir, daß ich geizig bin?"

„Durchaus nicht; wie kommt Ihr dazu, so zu fragen?" lautete seine Antwort. Der Ton seiner Stimme verriet, daß die Frage ihn peinlich berührt hatte. „Ihr meint vielleicht doch," fügte er hinzu, „daß ich mit Eurem Gelde schlecht gewirtschaftet habe?"

„Nein," entgegnete sie, „gerade um einem solchen Mißverständnisse vorzubeugen, fragte ich so. Außerdem, was mein ist, gehört auch Euch. Ihr, nun bald mein lieber Gemahl und Herr, dürft frei darüber verfügen; wollt Ihr aber meine Meinung wissen, so ist es die, daß wir wohl Vermögen genug haben, uns so einzurichten, es geht nicht über unsere Kräfte, aber möglicherweise doch über unsere Stellung und unsern Stand."

„Jetzt spricht Großmutter aus Eurem Munde, Katharina," antwortete er mit einem Lächeln.

„Nein, Herzliebster," rief sie aus. „Großmutter hat kein Wort gesprochen, welches Zwietracht unter uns anstiften könnte; es war mein eigener Gedanke."

„Nun, kleine Jungfer," sagte er und kniff sie in die Wange, „da will ich Euch eines Bessern belehren. Der König ist mein Freund — merkt wohl, was ich sage — mein Freund. Ich stehe nicht auf dem betrügerischen Grunde der Gnade, sondern auf dem sicheren Boden der Freundschaft; nicht so zu verstehen, als ob ich mich Seiner Majestät gleichstellte, oder es unterließe, ihm alle schuldige Unterthänigkeit zu erweisen, aber ich habe sein vollstes Vertrauen. Sein Herz liegt vor mir wie ein aufgeschlagenes Buch, und niemals würde er sich mir so hingegeben haben, wenn es nicht seine Absicht war, mich für beständig an sich zu fesseln. Sein Entschluß ist, mich zu erhöhen, sobald es passend geschehen kann, das vernehme ich aus allem; aber ich verhalte mich ruhig und begehre nichts, wohl wissend, daß eine allzu schnelle Beförderung mir viele Neider schaffen wird."

„Die habt Ihr schon," sagte Katharina, als er schwieg. „Alle wissen es, welche große Macht Ihr besitzt."

„Nun, mein Herz," entgegnete er, „früher oder später muß doch kommen, was dazu gehört, hoher Rang und hohe Stellung. Ich prahle nicht, wenn ich Euch sage, Katharina, daß ich die Sachen so lenke, daß der König bald guten Grund haben wird, mich zu belohnen. Dann geht es mit mir aufwärts und auch mit Euch, meine teure Braut, und nun bald, so Gott will, meine Frau. Dieses Haus und seine ganze Einrichtung ist so, daß alles nach kurzer Zeit unserer Stellung entsprechen wird; wir ersparen damit die größeren Kosten einer Umänderung."

Katharina stand schweigend und sah vor sich nieder.

„Zweifelt Ihr an dem, was ich sagte?" fragte er ein wenig scharf.

„O nein," antwortete sie, indem sie furchtsam aufblickte. „Wenn ich es nicht verstehen könnte, daß Ihr des Königs Herz gewonnen, oder Euren Fähigkeiten jede Großthat zutrauen sollte, wer denn?"

„Ich verstehe," sagte er mit einem Lächeln, welches ihr nicht recht gefiel, „Ihr gabt mir wie eine echte Evatochter zuerst das Süße. Kommt jetzt nur mit dem Sauren, damit es bald überstanden ist!"

„O, Herzliebster," sagte sie und wurde rot, „ich bin ja nur ein Kind, und Ihr würdet doch nicht achten auf das, was ich sage. Ich habe genug gesagt. Laßt es lieber gut sein mit dem, was Ihr das Süße nanntet."

„Nein, Katharina," antwortete er noch unbesänftigt, „so spielen wir nicht! Es muß Wahrheit und Aufrichtigkeit zwischen uns herrschen. Ich will keine Frau haben, die ihre Gedanken zurückdrängt und ihre Wünsche verheimlicht, und deren Worte zur

Schmeichelrede und halb zur Lüge werden. Ich kann mir nicht vorstellen, daß Ihr etwas Unverständiges sagen solltet oder etwas, was mich kränken könnte; sprecht also frei heraus, was Ihr auf dem Herzen habt!"

„Wie Ihr wollt," entgegnete sie; „aber es ist nichts Neues, was ich zu sagen habe, auch ist es nicht meine eigene Erfindung. Großvater sagte es eines Tages in meiner Gegenwart zu Onkel Hans; ich hörte es und bewahrte es in meinem Gedächtnis. — Setze nicht Dein Vertrauen auf Fürsten! — das war es, was er sagte, und er war doch ein sehr erfahrener Mann, auch in diesem Stücke."

„Sollten denn wohl die Fürsten falscher sein als andere Menschenkinder?" fragte Schumacher.

Sie vernahm aus dem Ton seiner Stimme und las auch in seinen Augen, daß es ihn nur amüsierte, was sie sagte. Da wurde sie bleich, und als sie ihre großen dunklen Augen auf ihn richtete, dachte er: jetzt habe ich sie gekränkt! Doch klang ihre Stimme nicht zornig, als sie ihm antwortete, sie verriet vielmehr innere Angst, und aus ihren Augen strahlte die zärtlichste Liebe.

„Schumacher," sagte sie, „bedenkt doch, daß Euer Schicksal von dem Willen und der Laune eines schwachen Menschen abhängt; dieselbe Hand, welche Euch erhöht, kann Euch in einem Nu hinabstürzen; alles ist unsicher."

Sie sagte dies mit so eindringlichem Ernst, daß das spöttische Lächeln auf Schumachers Lippen verschwand; es war ja die Wahrheit, wenn sie auch von den Lippen eines Kindes kam. Sie fühlte, daß sie ihn erzürnt hatte, aber er bemeisterte sogleich seinen Zorn, kniff sie in die Wangen und sagte im scherzendem Tone:

„Ach, wenn meine Asträa*) schon jetzt im holden Lenze ihrer Jugend so große Weisheit besitzt, wie unmenschlich klug wird sie da nicht werden, wenn Alter und Erfahrung dazu kommen und dieselbe vermehren? Wie soll dann ich, ihr armer, einfältiger Celadon, neben ihr bestehen können?"

„Ihr scherzt mit mir," entgegnete sie, „aber es gefällt mir nicht recht, was Ihr da sagtet. Nun, ich werde künftig so etwas nicht wieder sagen; es ziemt sich nicht für mich, mit Euch zu rechten, aber Ihr habt mich dazu getrieben. Habt Dank, daß Ihr mich so geduldig angehört habt!" —

Die Hochzeit fand an dem festgesetzten Tage, dem zweiten November, statt, und seit Menschengedenken hatte keine Hochzeitsfeier ein solches Aufsehen erregt. Die Verdienste des Großvaters der Braut um die königliche Familie und um die Stadt, sowie auch der Reichtum und das Ansehen der Familie trugen das Ihrige dazu bei; aber niemals würde dies rein private Fest eine so großartige Teilnahme erregt haben, wenn nicht der Bräutigam Peter Schumacher gewesen wäre. Keines Fürsten Vermählung hätte einen solchen Harfenklang und Blumenregen hervorgerufen, als den, der Peter Schumachers und Katharina Nansens Hochzeit so berühmt gemacht hat. Gelehrte Männer und Frauen zermarterten ihr Gehirn, um den erhabensten Ausdruck zu finden, während alle Größen des Hofes und des Landes miteinander wetteiferten, ihre Glückwünsche und Gaben darzubringen. Schmucksachen, Geld, Wildbret und Früchte regneten wie aus einem Füllhorn auf das Palais in der Kjöbmagerstraße herab.

Es fehlte dem Bräutigam auch nicht an vergnüglicher Lektüre, als er am Morgen des Hochzeitstages vor seinem Spiegel saß, und seine Perücke accomodiert wurde, wie man es nannte; denn jetzt hatte er eine solche angelegt. Ein Staatssekretär und Bräutigam ohne Perücke würde für die ganze vornehme Gesellschaft fast so gut wie eine Herausforderung gewesen sein. Aber es war nicht Jens Friis, dem man das wichtige Werk der Accommodation anvertraut hatte, seine Hand war nicht leicht genug für diese Arbeit, weswegen jetzt ein neuer Kammerdiener, Jakob Newe, über die Garderobe des Staatssekretärs regierte und bei der Toilette assistieren mußte.

Währenddessen studierte Schumacher die vielen Hochzeitsgedichte, die neben ihm auf einem kleinen Tische lagen. Ein starker Weihrauchsduft entstieg denselben, welcher wohl geeignet war, selbst das stärkste Gehirn zu betäuben. Sie waren in ihrer ergötzlichen Naivetät wunderlich geschraubt und ebenso zierlich wie die Perücke, deren Locken Jakob Newe mit dem Brenneisen kräuselte. Bei dem einen der Poeten ging der Rausch der Begeisterung so weit, daß er das gefährliche Gebiet der Majestätsbeleidigung streifte; denn er sang:

„Du, des Vaterlandes höchste Zier, Stolz der Nation, Wonne der Welt! Du begehst Deine Hochzeitsfeier unter der Menge der Regierungssorgen, unter einer Bürde von Angelegenheiten, die allein auf Deinen Schultern ruhen."

Es sollte sich indessen bei dieser Hochzeitsfeier etwas ereignen, welches in den Augen der meisten größere Bedeutung hatte, als alle gedruckten und geschriebenen Ehrenbezeugungen. Katharina kam nicht dazu, in ihres Großvaters Karosse, welche ein Geschenk König Friedrichs III. war, zur Kirche zu fahren. Als sie geschmückt aus der Thür ihres Hauses an der Snarestraße trat, sah sie zu ihrer Überraschung, daß ein weit prächtigerer Wagen ihrer wartete. Er war reich vergoldet und hatte karmesinrote Seidenvorhänge. Sechs isabellenfarbene Pferde mit silberbeschlagenem Geschirr waren vor den Wagen gespannt, und neben jedem stand ein Stallknecht in der wohlbekannten Livree in couleur de Burgundie. Auf dem Bock saß Herr Gyldenlöwe in Gala und hielt die purpurroten Zügel in seiner Hand. Schumacher hatte sein Versprechen gehalten, jetzt löste der ritterliche Herr das seine ein.

Des Königs eigener Bruder als Kutscher auf dem Bock von Katharina Nansens Brautwagen, das war wie eine Scene aus einem orientalischen Märchen. Wer konnte jetzt noch daran zweifeln, daß Schumacher sich dem höchsten Gipfel des Ruhmes näherte? Die Bürger jubelten und schwenkten die Hüte, als

*) Heldin in einem Schäferroman von Honoré d'Urfe, welcher damals viel gelesen wurde; der Held hieß Celadon.

der Wagen, gefolgt von drei Karossen mit den zwölf Brautjungfern, langsam durch die Straßen fuhr. Seine hohe Excellenz verlängerte sogar die Fahrt, welche ihm großes Vergnügen machte, weil ihm so viele freundliche Zurufe aus der Menge entgegentönten. Er empfing sogar einen Gruß von einem Unterthanen seiner eigenen Statthalterschaft, und dieser erfreute ihn besonders. Ein norwegischer Matrose schwenkte nämlich seinen Hut und rief mit jener Derbheit, mit welcher der Regent von Norwegen schon vertraut war, und die er niemals übel aufnahm:

„Hei! Gyldenlöwe, Du machst Dich hübsch und fährst gut!“

„Danke bestens, Maat,“ rief die Excellenz zurück, „ich führe auch eine Fracht von der feinsten Sorte!“

Diesem Wortwechsel folgte ein donnernder Beifallsruf. Die feine Fracht war ja eine bürgerliche Jungfrau, und des Königs Bruder ehrte da mit Wort und That nicht nur diese, sondern die Bürgerschaft der ganzen Stadt. Ebenso faßten es auch die Bürger auf, daß auf dem Platze bei der Nikolaikirche, in welcher die Trauung vollzogen werden sollte, eine Wache aufgestellt war, um dort Ordnung zu halten. Es war in ihren Augen eine Ehrenwache und keine polizeiliche Veranstaltung.

Während die alten Glocken auf St. Nikolai läuteten, näherte der Zug sich der Kirchengasse; als er aber bei der Österstraße umbog und an einem Gasthause, „Großer Leckerbissen“ genannt, vorüberfuhr, ertönte aus einem Wagen der Brautjungfern ein Ausruf der Überraschung. Er kam von Margarethe Eilersen, welche hinter einem Fenster des Gasthauses etwas wahrgenommen, was sie in Erstaunen setzte.

Zunächst am Fenster stand ein langer Herr mit einem ihr wohlbekannten Gesichte; es war Ulrich Luft. An seiner Seite erblickte sie ein anderes Gesicht mit scharfen Zügen, welches sie meinte kennen zu müssen, und in demselben Augenblick zog sich eine andere Gestalt zurück, über die sie nicht im Zweifel sein konnte; es war Sophie Amalie Moth, die andere ihre Mutter.

Es war jetzt allgemein bekannt, daß Sophie Amalie des Königs Nebenfrau geworden war und mit ihrer Mutter in einem schönen Hause hinter der Börse wohnte, das der König für sie hatte einrichten lassen. Sie zeigte sich indessen niemals öffentlich, und daher mußte es Margarethe Eilersen in Erstaunen setzen, sie hier zu sehen. Ob wohl ihr Herz oder bloß Neugierde sie hierhergetrieben hat, um Katharinens Hochzeitszug anzusehen? — Dies dachte Margarethe, als sie mit den anderen Brautjungfern aus der Karosse stieg, während die bei der Kirchthür aufgestellten Spielleute nach altem Brauch die Braut mit einem lustigen Stück begrüßten. — Gott sei ihr gnädig, der Armen! betete sie, indem sie mit in der Reihe hinter Hans Nansen und der Braut in die Kirche trat. —

Indessen waren Madame Ide und Sophie allein im Gasthause geblieben, denn ihr Kavalier, Luft, war ausgegangen, um zu sehen, ob die Küste klar zur Rückfahrt sei. Sie hatten sich in einem Boot über den Kanal setzen lassen und wollten auf demselben Wege wieder zurück. Luft war ein alter Freund von Moths und hatte Sophie von ihrer Kindheit an gekannt. Er hatte sie sogleich aufgesucht, während ihre anderen Freunde sie verleugneten, hatte ihnen seine Ergebenheit bezeugt und war ihnen in mancherlei Weise zu Diensten gewesen. Er war stets dort zu finden, wo die Macht war, und sein Instinkt sagte ihm, daß hier der Schwerpunkt derselben sein werde. Zwar hatte er zuerst sein Glück bei Schumacher versucht, in der Hoffnung, eine Anstellung zu erlangen, aber er war in einer verletzenden Weise abgewiesen worden, und dann ging er natürlich zur Gegenpartei über. Es hieß nämlich, daß Schumacher Sophie Moths Gegner war, und dem Könige geraten habe, seine Maitresse im Verborgenen zu halten, um nicht die Königin zu verletzen und öffentlichen Anstoß zu erregen. Um Sophie Moth sammelten sich dann nach und nach Schumachers Feinde, aber Luft hatte als der erste den Vorsprung.

„So, meine Puppe,“ sagte Madame Ide, als die Thür sich hinter Luft geschlossen hatte, „jetzt hast Du die Maskerade gesehen! Hast Du Vergnügen daran gefunden?“

Sophie blickte bleichen Antlitzes finster vor sich nieder.

„Welch Aufhebens sie von der Schiffertochter machten!“ fuhr die Alte fort. „Wer hätte gedacht, daß Herr Gyldenlöwe sich zum Narren machen und als Kutscher auf dem Bock sitzen werde!“

„Mutter,“ rief Sophie aus, indem sie aufblickte, „nie und nimmer wird mir eine solche Ehre widerfahren, niemals werde ich wie eine ehrliche Braut zur Kirche geführt werden.“

„Welch eine dumme Gans Du doch bist,“ lautete die scharfe Antwort. „Warum läufst Du dem nach, was Dein einfältiges Gehirn nicht vertragen kann, und was Deine dummen Augen blendet?“

„Ich mußte es sehen,“ entgegnete Sophie heftig; „mit Zaubergewalt zog es mich hierher, obwohl ich im voraus wußte, daß dieser Anblick mir einen Stachel ins Herz drücken werde.“

Ihre Mutter zuckte statt der Antwort nur die Achseln; aber Sophie fuhr mit steigender Heftigkeit fort zu reden, während sie bald in der Stube auf und nieder ging, bald vor der Mutter, die sich auf einen Stuhl gesetzt hatte, stehen blieb.

„Nenne es Thorheit, wenn Du willst,“ sagte sie, „aber ich verspreche Dir, daß, wie es in meinem neuen Stande die erste gewesen ist, es auch meine letzte bleiben soll. Ich weiß sehr wohl, daß ich gewählt habe, und daß der Schritt nicht zurück gethan werden kann; aber kann ich denn dafür? Ist es meine Schuld, daß der König seine Augen auf mich warf und mein Herz entzündete? Durch seinen Kuß erweckte er das Feuer in meinem Blut, da ich noch ein Kind war; lange brannten die Küsse auf meinem Munde, die er mir gab, wenn er mit mir spielte. Ob die kleine, bleiche Puppe, die sie soeben mit so großen Ehren zur Kirche führten, wohl weiß, was Liebe ist? Oder Margarethe, welche ihre Hände erhob und mich entsetzt anstarrte, als sie meiner ansichtig

wurde? Leicht genug haben es die Jungfrauen mit ihrem Fischblut und mit ihren Herzen, den geraden Weg der Tugend zu wandern."

„Gerate nicht so in Hitze," sagte Madame Ide, „Du wirst häßlich. Laß den König Dich niemals in solchem Zustande sehen, sonst wird er Deiner überdrüssig werden."

Aber sie fuhr fort und sagte:

„Wir wissen recht gut, daß die Tugend nicht immer dort ist, wo der Pastor den Pakt segnet Leichtfertige Frauen gehen in der Haube umher und werden geehrt, obwohl sie es verdient hätten, daß sie öffentlich gebrandmarkt würden."

„Gewiß, gewiß!" entgegnete die Mutter. „Wenn doch nur Luft hier wäre, daß wir fortkommen könnten! Ich glaube, daß er in der Weinstube sitzt, der Schalk!"

„So bin ich doch wohl besser, als viele von denen, die einen Mann haben und noch zehn Liebhaber dazu," fuhr Sophie fort.

„Gewiß bist Du das," lautete die Antwort, „und Dein Herzliebster wiegt alle Männer im ganzen Lande auf. Sei doch nur vergnügt ohne Brautkranz und Einsegnung!"

Aber keine besänftigenden Worte konnten den Brand im Herzen der Tochter auslöschen. Sie erhob den Kopf, und ihre Augen funkelten, indem sie ausrief:

„Ich hasse sie alle! Ich hasse Margarethe und Katharina, aber vor allen Dingen Schumacher, der mir entgegen steht. Bei Gott! Sie sollen niemals den Tag erleben, da sie mich mit gebeugtem Nacken sehen; sie sollen weichen müssen, nicht ich!"

„Recht so, recht so!" rief ihre Mutter aus. „Jetzt gefällst Du mir wahrhaftig besser!"

Sophiens Haltung war die einer Königin; an natürlichen Gaben fehlte ihr nichts, um es sein zu können. Sie sah wohl danach aus, daß sie die Stammmutter eines edlen und ausgezeichneten Geschlechtes werden konnte, welches imstande war, die Ehre zu retten, die sie verloren hatte.

Dann kam Luft, munter und nach Wein duftend. Sophie Amalie schiffte zurück nach ihrem goldenen Gefängnis, um sich dort zu verbergen, während Katharina, den Brautkranz auf ihrem Kopfe, bei Paukenschall und Fackelschein an der Seite ihres Gemahls und gefolgt von einer großen Schar von Freunden und Verwandten in ihren Palast einzog, um dort den Ehrenplatz einzunehmen.

Sechstes Kapitel.

Leichenbegängnis.

Das Leben der jungen Frau glich nun für eine Zeit einer lustigen Fahrt auf einem sanft hingleitenden Strom zwischen blumengeschmückten Ufern, während ihres Mannes Glücksstern in stetigem Steigen begriffen war.

Sein Rival wurde fortgeblasen wie eine Flaumfeder. Martin Schinkel riß die Geduld; eines guten Tages überhäufte er Schumacher im Staatsrat und in Anwesenheit des Königs mit groben Beschuldigungen. Schumacher rechtfertigte sich aufs glänzendste, der König stellte sich auf seine Seite und schüttelte mit einer Leichtigkeit, die alle in Erstaunen setzte, den alten Günstling von sich. Schinkel wurde als Stiftsamtmann in eine ehrenvolle Verbannung nach Jütland geschickt, und der König sah ihn nie wieder vor seinen Augen.

Ein Schmerzensseufzer entrang sich der Brust eines jeden Gegners des Siegers. Der tüchtigste und gefährlichste von ihnen, der Statthalter der Herzogtümer, Graf Friedrich Ahlefeld, sagte zu dem über Schinkels jähen Sturz erstaunten Hahn:

„Es ist doch noch etwas Tröstliches bei der Sache."

„Was meinen Ew. Excellenz?" rief Hahn aus. „Bei Gott! wir sind alle verkauft; Schumacher kann jeden von uns für einen Heller kaufen."

„Abwarten," entgegnete Ahlefeld, „und zieht hieraus eine Lehre! Was der König mit dem Manne gethan hat, den er von Jugend auf geliebt, das wird er auch mit dem Günstling von heute thun können."

„Weiß Gott," antwortete Hahn in mißmutigem Tone; „aber Ew. Excellenz vergessen eines, Schinkel war ein Dummkopf, Schumacher dagegen ist eine Kapacität und klug wie eine Schlange. Ich richte mich jetzt auf eine längere Campagne unter des Weinzapfers Regiment ein. Des Königs Wille ist mein höchstes Gesetz; ehrt Seine Majestät Schumacher, so bin ich gezwungen, Allerhöchstseinem Exempel zu folgen."

Ahlefeld sagte dies nicht, aber er that es. Hahn hatte die Befriedigung, als er einige Tage später sich in Schumachers Vorzimmer einfand, unter der Schar der Supplikanten den stolzen Reichsgrafen zu treffen.

Aber jetzt hieß er nicht mehr Schumacher. Nicht ganz umsonst assistierte er bei der Salbung des Königs am 7. Juni 1671 zu Frederiksborg. Aus dem Staatssekretär wurde ein Geheimrat, der König hängte ihm sein Porträt, ein mit Diamanten eingefaßtes Medaillon, um den Hals, und er wurde einer von den ersten neunzehn weißen Rittern.

„Es waren neunzehn Herr'n, nicht klügere man fand,
Das Kreuz des Dannebrog ward ihnen zuerkannt —"

sang der Hofpoet Andreas Bording, und der klügste von ihnen war sicherlich Schumacher. Dann wurde er geadelt und nahm den Namen Griffenfeld an, unter welchem er nachher so berühmt wurde. In seinen Schild setzte er einen stolzen Greif, der bald mit einer Grafenkrone geschmückt werden sollte, und er erwarb schon Güter in Dänemark und zu seiner werdenden Grafschaft in Norwegen.

An allem nahm seine junge Frau teil, äußerte ihre Freude über seinen Fortschritt auf dem Wege zu Ehre und Macht und belästigte ihn niemals mit ihrem Rat, wenn er sich denselben nicht ausdrücklich erbat. Dann gab sie ihn ehrlich, aber doch mit so viel Verstand und Rücksicht, daß er ihren feinen, weiblichen Takt bewundern mußte, wie er auch zugleich die tiefe Liebe verspürte, die dahinter verborgen lag. Doch ist es eine Frage, ob der

große Unterschied, der nun einmal zwischen seiner ehrgeizigen und trotz seiner großen Fülle von Kenntnissen und seines Scharfsinns doch leichten und phantastischen Natur und ihrem anspruchslosen, nach innen gekehrten und auf das Wesentliche gerichteten Sinn bestand, auf die Dauer ohne verhängnisvolle Folgen hätte bleiben können. Sie war doch eine Taube, die mit einem Adler vereint worden war. Dies empfand sie oft und es würde ihr schon jetzt schwer gefallen sein, das Glück zu bewahren, wenn nicht ein bestimmter Gedanke sich ihrer bemächtigt hätte und die Richtschnur für ihre Handlungsweise geworden wäre.

Von dem Augenblick an, da sie gewiß wußte, daß sie Mutter werden sollte, hatte sie eine bestimmte Ahnung davon, daß das Kind, welches sie unter ihrem Herzen trug, ihr das Leben kosten werde. Lange verbarg sie diesen Gedanken und behielt ihn für sich, aber gerade weil er in ihrer eigenen Brust verschlossen blieb, arbeitete er desto stärker und gebar eine Reihe anderer Gedanken.

Wer wohl, dachte sie, seine Lebensgefährtin werden, ihm raten und ihn leiten wird, wenn ich nicht mehr bin? Es ist zu erwarten, daß er sich eine andere Frau nimmt und dann sicher von vornehmer Herkunft.

Doch war ja sein Herz jetzt ganz ihr Eigentum, und sie wußte in ihrem großen Umgangskreise keine einzige Jungfrau, von der sie hätte denken können: die wird es werden. Hier verhüllte noch ein dichter Schleier die Zukunft, aber wenn sie denselben hätte entfernen können, würde sie doch darüber gestaunt haben, wie hoch er seinen Blick erheben werde.

Eine Frau war da, welche warm für ihn fühlte und einen nicht geringen Einfluß auf ihn hatte, aber diese war verheiratet; es war Frau Magdalene Sybille. Dies war nicht ohne Anfechtung für Katharina gewesen, denn bei ihrer strengen Selbsterkenntnis und ihrer großen Bescheidenheit glaubte sie, daß diese Frau ihr sowohl an Schönheit und Anmut als auch an Feinheit der Bildung überlegen sei. Es war ihrem scharfen Blick auch nicht entgangen, daß sich hinter der Freundschaft dieser einnehmenden Dame ein erotisches Element verbarg, hoffentlich ihr selber unbewußt; aber auf jeden Fall war sie davon überzeugt, daß dies nur auf Frau Magdalenens Seite stattfand, ihr Gemahl hatte ihr keinen Grund zur Eifersucht gegeben. Frau Magdalene war zudem eine so offene und ehrliche Natur und hatte ihr selber so viel Liebe und Teilnahme erwiesen, daß sie ihre beste und vertrauteste Freundin geworden war.

Die Schwermut, welche sich Katharinas bemächtigt hatte, war auch Frau Magdalenens Aufmerksamkeit nicht entgangen, und eines Tages im Januar des nächsten Jahres, als diese ihre kränkliche Freundin besuchte, kam es zu einer Erklärung.

„Wie anmutig ist es bei Dir, liebe Katharina," sagte Frau Magdalene, als sie eintrat; „dieses [illegible] ist wie ein kleines Paradies."

„Ist es das, Mysia?" antwortete Katharina, „ich selber sehe es kaum noch."

Mysia war ein Name, den Griffenfeld Frau Magdalene aus Scherz gegeben hatte. Sein weicher Wohlklang paßte so gut zu ihrer Persönlichkeit, daß ihre Freundinnen denselben aufgenommen hatten.

„Siehst es kaum!" rief Frau Magdalene aus, indem sie auf dem seidenbezogenen Kanapee an Katharinas Seite Platz nahm; „was siehst Du dann? Du fängst Grillen und wirst melancholisch."

Als Katharina keine Antwort gab, fuhr sie fort:

„Ich errate die Ursache; Dir graut vor dem, was Dir bevorsteht, ich weiß es aus Erfahrung; aber höre jetzt, was ich im Geiste schaue — eine Gräfin mit einem kleinen Grafenkinde auf ihrem Schoße!"

Solche Visionen lagen in der Luft, denn die neue Rangordnung und die Errichtung des Grafen- und Freiherrnstandes hatten die herrschende Eitelkeit entfacht.

„Aus welchem Grunde Dein Gemahl sich wohl so diskret zurückhielt?" fuhr sie fort. „Ein Wort, und er wäre schon Graf gewesen, Du Gräfin."

„Ich danke meinem lieben Mann," entgegnete Katharina, „daß er mich mit diesen Unruhen und Beschwerden der Eitelkeit verschonte."

„Erfreue ihn damit, daß Du ein wenig eitler bist!" sagte Frau Magdalene mit einem Lächeln.

„Ich kann es jetzt nicht," lautete Katharinas schwermütige Antwort; „mein Herz und meine Gedanken gehen andere Wege."

Indem sie dies sagte, warf sie einen Blick auf das Kinderzeug, welches auf dem Tische lag. Sie hatte daran genäht, es aber beiseite gelegt, als ihre Freundin eintrat. Nun lächelte Frau Magdalene nicht länger; sie dachte: klein und zart, vor kurzem erst ihr sechzehntes Jahr vollendet und soll schon Mutter sein! Dann legte sie ihren Arm um Katharina, sah sie liebevoll an und sagte:

„Was ist es? Leidest Du vielleicht sehr? Sei jetzt aufrichtig gegen mich und schütte mir Dein Herz aus!"

Katharina brach in heftiges Weinen aus, Mysia nahm sie in ihren Arm, und so saßen sie eine Weile da; aber Katharina riß sich bald wieder los, trocknete ihre Thränen und sagte:

„Du sollst es wissen, auf Dich kann ich mich verlassen, Du wirst mich nicht verraten; denn das sage ich Dir, unter uns muß es bleiben. Vor allen Dingen mußt Du mir versprechen, daß Du es Griffenfeld nicht offenbaren willst; er darf am allerwenigsten Kenntnis davon erhalten."

Als die Freundin Verschwiegenheit gelobt, sagte sie, indem sie starr vor sich hinschaute:

„Im verflossenen Jahr, im vierten Monat meiner Schwangerschaft, sah ich im Traum mein eigenes Leichenbegängnis."

„Ei, weiter ist es nichts?" rief Frau Magdalene erleichtert aus. „Ich denke, das bedeutet gerade das Gegenteil: Freude, Glück und ein langes Leben."

„Ich sah alles so deutlich," fuhr Katharina mit gedämpfter Stimme fort, „den Sarg, mit schwarzem

Tuch verhängt, meinen Gemahl, der im Trauermantel und mit betrübter Miene hinterherging, und hinter ihm ein langes Trauergefolge. Ich sah den Schein der Fackeln und den Rauch im Winde aufwirbeln; ich hörte den Gesang des Chores und das Geläute der Kirchenglocken. Dann wurde es dunkel vor meinen Augen, als läge ich im Sarge, und ich sah nichts mehr; aber durch den Gesang und das Läuten der Glocken vernahm ich einen zarten, fernen Klageton, das war mein kleines Kind, welches zu Hause in der Wiege lag und weinte, und dann, Mysia —"

„Kein Wort mehr!" rief Frau Magdalene. „Du malst alles so grauenvoll aus; das ist das Blut, welches Dir in den Kopf steigt. Du bist krank, ich will Thomas Bartholin bitten, bei Dir einzusehen; er wird Dir eine kühlende Mixtur geben, und diese wird alle bösen Träume aus Deinem Kopfe verjagen."

„Das wirst Du nicht thun," entgegnete Katharina in dem ruhigen, festen Ton, der ihr eigen war, wenn es galt. „Ich will den guten Doktor und berühmten Mann nicht am Narrenseil herumführen. Ich bin ganz gesund, Mysia! Das Blut fließt gleichmäßig durch meine Adern, und mein Kopf ist ganz klar. Ich war den Abend ganz vergnügt zu Bett gegangen und dachte weder an Leid noch an den Tod, als ich einschlief. Nein, es ist der Herr, der mich im Traum gewarnt hat, daß ich mich auf mein Ende vorbereiten kann. Das thue ich jetzt jeden Tag und danke Gott für diese große Gnade."

„Der Herr bewahre mich vor einer solchen Gnade!" rief Frau Magdalene aus. „Mir wird bei Deinen Worten ganz bange ums Herz. Ich für mein Teil wünsche nur, daß der Herr mich fröhlich und ohne Furcht leben läßt, bis er mich abruft."

„Du bist ein Weltkind," sagte Katharina mit schwermütigem Lächeln. „Wenn die Freude Dir einmal zerrinnt, dann möge der Herr Dir gnädig sein!"

Aber Mysia schüttelte die Warnung von sich ab und sagte:

„Und nun soll Dein eigener Mann dies nicht wissen? Während Du im geheimen weinst und betest, zeigst Du Dich vor ihm vergnügt und guter Laune; ist das recht? Wie es mich reuet, daß ich Dir Verschwiegenheit gelobt habe!"

„Mein lieber Mann," entgegnete Katharina mit einem Lächeln, „soll mich vergnügt sehen, bis ich sterbe. Die letzten Tage unseres Zusammenlebens sollen so sein, daß er nur mit Liebe an mich zurückdenkt."

„Du bist eine starke Seele, Katharina," sagte Frau Magdalene, „ich würde es nicht können."

„Das würdest Du doch, wenn es sein müßte," entgegnete Katharina. „Doch mußt Du nicht glauben, daß ich in unchristlicher Weise meinen Mann hinter das Licht geführt habe. Wohl habe ich ihm meinen Traum verschwiegen, denn was sollte es nützen, ihm denselben zu offenbaren? Auch habe ich ihm nicht gesagt, daß ich fest glaube, daß ich sterben werde; aber neulich sagte ich ihm doch, daß ich auf alles gefaßt sei, und machte ihn mit meinen Wünschen bekannt, welche nach meinem Tode vollzogen werden sollen."

„Wie nahm er das auf?" fragte Frau Magdalene.

„In aller Liebe," antwortete Katharina, „aber doch bewegte es ihn so sehr, daß ich einsah, mehr werde er nicht ertragen können."

Frau Magdalene versank einen Augenblick in tiefe Gedanken, dann sagte sie:

„Katharina, jetzt wollen wir danach trachten, dies zu vergessen; es darf niemals wieder unter uns besprochen werden. Ich bin davon überzeugt, daß ich es erleben werde, Dich recht bald gesund und munter mit einem kleinen Kinde an der Brust zu sehen, und wir werden noch viele frohe Tage zusammen haben."

„Mein Kind," sagte Katharina, „wird ein Mädchen."

„O, Du kleine abscheuliche Wahrsagerin," rief Frau Magdalene aus; „jetzt werde ich nicht länger bei Dir verweilen und Dein Geschwätz anhören!" —

Aber sie kam bald wieder und war oft Katharinas Gesellschaft und Trost, während Griffenfeld im Frühling mit dem Könige auf Reisen war.

Am Morgen des ersten Mai brachte Katharina ihr Kind zur Welt, und es war, wie sie es vorausgesagt hatte, ein Mädchen. Der König, den man schon längere Zeit erwartet hatte, kam gerade an diesem Tage an und mit ihm Griffenfeld, welcher mit der frohen Botschaft empfangen wurde, daß ihm eine Tochter geboren sei. Bevor die Sonne unterging, saß er am Bette seiner Frau und hielt das kleine Kind in seinen Armen.

Drei Tage darauf wurde das Kind am Bette der Mutter getauft, sie befand sich wohl, war aber noch schwach. Das Mädchen wurde nach der Königin Charlotte Amalie genannt; unter den Paten befanden sich auch Herr Gyldenlöwe und Frau Magdalene Sybille.

Als der Taufakt beendet war, und die anderen sich entfernten, rief Katharina Frau Magdalene zu sich, gab ihr einen Kuß und sagte:

„Habe Dank! Jetzt bist Du meines Kindes Patin. Noch kann es geschehen, daß Gott mich abruft, und wenn sich alles einmal so verändern sollte, daß mein Kind hilflos wird, so sei Du ihm eine andere Mutter und eine treue Beschützerin! Willst Du mir das versprechen?"

Die große Blässe der jungen Mutter und der starke Glanz ihrer Augen gefielen Frau Magdalene nicht. Tief bewegt und mit bangen Ahnungen im Herzen sagte sie:

„Liebe Katharina, wie kannst Du Dir doch so etwas vorstellen, daß Dein Kind jemals hilflos werden sollte? Aber verlaß Dich auf Jörgen und mich! So lange wir am Leben sind, werden wir Deines Gemahls und Deines Kindes treue Freunde bleiben."

„Habe herzlichen Dank für all Deine Freundschaft!" antwortete Katharina mit matter Stimme, aber mit einem Lächeln, als gehöre sie schon jetzt nicht mehr der Erde an.

Am nächsten Morgen begehrte sie ihr Kind zu sehen. Griffenfelds Mutter, welche nicht von ihr wich, sagte: „Laß es bis morgen! Es wird Dir zu viel; der gestrige Tag mit all seiner Unruhe hat Dich zu sehr geschwächt."

„Ich will es haben!“ antwortete Katharina heftig. „Wer weiß, ob ich es morgen werde sehen können.“

Sie bekam also ihren Willen, behielt das Kind eine Weile bei sich, liebkoste und küßte es und nannte es wiederholt mit Namen. Dann gab sie es ab und fiel darauf in einen langen, tiefen Schlaf, aus welchem sie gegen Abend in Fieber-Phantasien erwachte. So lag sie vierzehn Tage; alle Kunst der Ärzte war vergebens; am Nachmittage des 17. Mai schlief sie sanft ein.

Ihres Mannes Kummer war so tief und erschütternd, daß niemand, der Zeuge davon gewesen war, es jemals vergaß. Seine Klagen waren herzzerreißend; ja, noch nach Jahren konnte man es verspüren, wie tief der Kummer gegangen war. Solange sie über der Erde war, verweilte er täglich stundenlang an ihrem Sarge, und zum ersten und letzten Mal, während er das Staatsruder hielt, wurden seine Hände schlaff. Lange verblieb die Leiche der geliebten Entschlafenen bei ihm im Hause, denn die ängstlichen Gesundheitsrücksichten kamen damals gar nicht in Betracht; man führte nicht seine lieben Toten über Hals und Kopf fort. Katharinas nächste Verwandten und Freundinnen kleideten sie selber an und legten sie mit ihren zärtlichen Händen in den Sarg; dann wachten sie abwechselnd bei ihrer Leiche.

Frau Magdalene Sybille wich nicht vom Platze, und eines Abends, während sie bei der Leiche war, kam Griffenfeld herein. Da erzählte sie ihm, daß Katharina ihren eigenen Tod vorausgesagt, und das erschütterte ihn sehr, aber die Thatsache selbst verwunderte ihn nicht. Niemand zweifelte damals an der Möglichkeit einer solchen Sehergabe, und dürfen selbst wir in unserer aufgeklärten Zeit dieselbe verneinen? Erst jetzt erkannte er es recht, welche Stärke die Seele besessen, die nun ins Jenseit gewandert war, und wie tief ihre Liebe zu ihm gewesen. Er würdigte die Größe seines Verlustes, sah aber nicht die Gefahren, welche ihm aufgelauert und ihrem Glücke mit Verlust gedroht hatten. Wie ein Sommernachtstraum von wunderbarer Schönheit und holdseligem Frieden stand stets die kurze Zeit seiner Ehe vor ihm.

Über drei Wochen lag Katharina in dem schwarzverhängten und durch Wachskerzen erleuchteten Trauergemach auf dem Paradebett. Dann wurde die Leiche an einem dunklen und regnerischen Sommerabend mit großem Pomp nach der Nikolaikirche gebracht und dort beigesetzt. Die Glocken läuteten, der Chor sang, die Fackeln loderten, und der Rauch wirbelte im Nachtwinde auf, ganz wie sie es im Traum gesehen hatte; aber sicherlich war ihre erlöste Seele nicht im Sarge, und sie hörte nicht das Weinen ihres Kindes. Auch ging ihr Gemahl nicht. Er fuhr in seiner schwarzbezogenen Karosse, und eine lange Reihe Wagen folgten nach; nur wenige von den hohen Herren des Hofes und des Reiches, die in der Hauptstadt waren, blieben diesem Leichenbegängnis fern.

Dann zog Marie Schumacher bei ihrem Sohn [illegible]ete von nun an sein Hauswesen und wachte über sein Kind; aber so viel Freude er auch an seiner kleinen Tochter hatte, der eigentliche Trost und die rechte Freude war doch mit seiner Frau aus dem Hause gewichen. Der König und die Großen zogen ihn mehr und mehr an sich, Freunde und Freundinnen luden ihn ein, und so riß der Strudel der Geschäfte und der Zerstreuungen ihn bald mit sich fort.

Siebentes Kapitel.

Madame.

Der Sommer war vergangen, und der Herbst hatte sich mit Sturm und Regen eingestellt, bis es endlich an einem der letzten Tage im November klares Frostwetter wurde. Die Sonne zeigte wieder ihr Gesicht zwischen den entweichenden Wolken und sandte ein Lächeln auf die Erde herab, welche, indem sie ihren Schmutz mit Schnee bedeckt und sich mit Reif geschmückt, sich dieser Gnade würdig erzeigt hatte.

Die Einwohner Kopenhagens sahen in diesem Witterungsumschlag eine besondere Gunst der Vorsehung, denn die königliche Familie erwartete fürstliche Gäste, und die himmlischen Mächte pflegten dem Landesvater bei feierlichen Gelegenheiten fast niemals Verdruß zu bereiten, sei es, daß er reiste, oder aus anderer Veranlassung seinen Pomp entfaltete. Doch schrieb der Magistrat etwas von diesem Glück auf seine Rechnung, denn es war über alle Maßen angenehm für die würdigen Väter der Stadt, als sie am Morgen ihre Köpfe aus den Fenstern steckten und nach dem Wetter ausschauten, alle Unvollkommenheiten der Stadt und allen Schmutz der Straßen mit frischgefallenem Schnee bedeckt zu finden. Die Stadt war ohne die geringste Mühe ihrerseits und ohne jegliche Kosten rein geworden und schön geschmückt.

Freilich waren die erwarteten Gäste keine Potentaten, die sich Hoffnung auf große Veranstaltungen machen konnten; es waren nur zwei Damen ohne großes Gefolge, aber sie waren von besonderem Interesse. Man erwartete nämlich Königin Charlottens Tante, die Herzogin Emilie, Witwe Henri Charles', des Herzogs von Thouars und Prinzen von Tarent, mit ihrer Tochter Charlotte Amélie la Tremouille, um letztere im Hofstaat ihrer Cousine und Namensschwester, der Königin Charlotte Amalie, unterzubringen. Deutsche Prinzessinnen hatte man genug gesehen, daß aber eine französische Prinzessin nach Dänemark kam, war etwas Neues. Freilich war die junge Prinzessin von Tarent keinem regierenden Fürstenhause entsprossen, aber sowohl das königliche französische als auch das herzogliche hessische Blut floß in ihren Adern, wenn auch das erstere aus einer etwas fernen Quelle. König Christian nährte eine solche Hochachtung für König Ludwig XIV., daß er glaubte, der jungen Dame, welche der französische Monarch seine Cousine nannte, alle Ehre erweisen zu müssen; und so großen Respekt hatten die Dänen vor dem Lande, aus welchem sie ihre Moden, ihre Perücken, ihre Köche und ihre Redensarten empfingen, daß sie ganz mit dem Könige darin übereinstimmten, sich der französischen Prinzessin

und ihrer Mutter in dem vorteilhaftesten Lichte zu zeigen.

Zur Mittagsstunde war alles zum feierlichen Empfange bereit. Die Bürgermiliz und die Garnison waren in zwei Reihen vom Westerthor bis zum Schlosse aufgestellt und die Kanoniere hatten auf den Wällen Posto gefaßt, um die Ankommenden mit Kanonenschüssen zu begrüßen. Wo Platz war, versammelten sich die Leute auf der Straße, und vor allen Fenstern standen Zuschauer und Zuschauerinnen.

Die Wartezeit wurde ihnen ein wenig lang, aber es gab doch schon mancherlei zu sehen. Zuerst kam die königliche Stafette, welche das Herannahen der Fürstinnen meldete, und bald darauf rollte die Leibkarosse des Königs aus der Stadt. Es war wohl wert zu sehen, wie die reiche Vergoldung derselben strahlte und der rote Sammet leuchtete, während sie vorüberschaukelte und die prachtvollen Quasten und goldenen Schnüre sich hin und her bewegten; an dem heftigen Schaukeln aber hatte die Unebenheit der Straße schuld. Der Platz des Kutschers auf dem hohen Bock war aus diesem Grunde geradezu gefährlich, weshalb er auch mit einem Riemen festgeschnallt war; da aber Stallknechte die sechs weißen Pferde führten, hatte der erhöhte Wagenlenker auch nur die beiden Aufgaben, sich gut auszunehmen und festzusitzen.

Dem königlichen Leibwagen folgte eine andere Karosse, welche ihr größtes Interesse durch den darin sitzenden Herrn empfing. Es war nämlich des Königs vertrautester Mann, Geheimrat Griffenfeld, in Gala. Zur Freude aller Zuschauer hatte er seinen Pelz nicht ganz zugezogen, so daß man das Kreuz des Dannebrogordens und des Königs Porträtmedaillon, welches er an einem blauen Faveur-Bande um den Hals trug, schimmern sehen konnte.

Zur Unterhaltung des schaulustigen Publikums trug ferner das Vorrücken einer ganzen Reihe königlicher Karossen bei. In der ersten saß Prinz Jörgen, mit dem Oberceremonienmeister Speckhahn, ihnen folgte eine Menge hoher Herren. Der schönste Schmuck des Zuges war eine Abteilung der königlichen Leibgarde, welche hinter Prinz Jörgens Karosse ritt. Die ganze Prozession hielt außerhalb des Westerthores still, wo der Prinz die Ankunft der Fürstinnen abwartete, um sie durch die Stadt nach dem Schlosse zu führen.

Inzwischen war die königliche Karosse, sowie diejenige, in welcher Griffenfeld saß, auf dem Prinzenhof angekommen. So nannte man das kleine königliche Lustschloß, welches bei dem jetzigen Fredriksborger Rundell lag. Es war nur dürftig ausgestattet, genügte aber doch als Absteigequartier. Hier waren die Fürstinnen abgestiegen, um sich für den Einzug umzukleiden.

Nur die Herzogin war zum Vorschein gekommen. Sie saß in vollem Putz auf einem kleinen, ungemein harten Kanapee, und Griffenfeld stand vor ihr, lauschte ihren Worten und beantwortete ihre vielen Fragen. Ihre Hoheit machte wahrlich keine Mördergrube aus ihrem Herzen; sie war so derbe und aufrichtig, wie irgend eine Dame aus dem damaligen willensstarken und tüchtigen hessischen Fürstengeschlecht, und ihres Bruders Tochter, die Königin, hatte sie wissen lassen, daß Geheimrat Griffenfeld ein vollkommen diskreter und zuverlässiger Herr sei Die gute Königin Charlotte hatte alle Ursache, Griffenfeld zu loben; in ihrer Ohnmacht pries sie ihr Glück, daß sie in des Königs Günstling eine Stütze gefunden hatte.

„Ich bin," sagte die Herzogin mit wohlwollendem Lächeln auf ihrem gesunden, etwas männlichen Gesicht, „meinem lieben Verwandten, dem König Christian, Dank schuldig, daß er Euch, Monsieur Griffenfeld, mir entgegengesandt hat. Ihr seid ja in die ganze Angelegenheit eingeweiht, zu Euch kann ich sans phrase reden. Ihr wißt ja, daß wir unseres Glaubens wegen Verfolgung erlitten haben, daß wir fast wie Flüchtlinge aus Frankreich kommen; wir sind der Lehre Calvins durchaus ergeben. Sagt mir jetzt, meint Ihr, daß meine Tochter, die Prinzessin, hier ganz von dem Bekehrungseifer der lutherischen Pastoren unangefochten bleiben wird?"

„Als Glaubensgenossin der Königin," lautete Griffenfelds Antwort, „und unter dem Schutz des Königs stehend, kann die Prinzessin ruhig sein. Übrigens steht ja die Prinzessin, wie ich vernommen habe, so fest in ihrem Glauben, daß sie, falls es zu einem Disput kommen sollte, es mit jedem unserer gelehrten geistlichen Herren wird aufnehmen können."

„So ist es," entgegnete die Herzogin mit einem Kopfnicken. „Niemand weiß besser als ich, daß sie ihre Stärke im Disputieren besitzt. Sie ist ein liebenswürdiger Starrkopf; sie hat einen Willen, die Mademoiselle! Nun, das ist sowohl zu loben, als auch zu tadeln. Wollt Ihr glauben, daß ich meine Not gehabt habe, sie hierher zu bringen?"

„Das wundert mich nicht," sagte Griffenfeld. „Aus dem Süden kommend, aus dem schönen Frankreich, von dem glänzenden Hofe König Ludwigs in unsere kleinen Verhältnisse, darüber kann die Prinzessin nicht entzückt sein."

„O, das ist es nicht allein," entgegnete die Herzogin; „sie sollte ihrer Cousine, der Königin, dankbar sein für das Asyl, das ihr so liebevoll angeboten worden ist, aber im Gegenteil, sie kommt unwillig, da sie meint, daß eine dienende Stellung am Hofe ihrer Cousine unter ihrer Würde als einer geborenen Prinzessin ist."

„Dienende Stellung?" rief Griffenfeld aus. „Davon ist nicht die Rede. Die Prinzessin wird ganz als ein Mitglied des königlichen Hauses angesehen werden, gerade so über die Hofdamen erhöht wie des Königs eigene Schwestern."

„Im Louvre," sagte die Herzogin, „hat sie das Recht des Tabourets."*)

„O, das wird ihr selbstverständlich auch hier eingeräumt werden," antwortete Griffenfeld.

„Nun," sagte die Herzogin, „das ist gut, denn sonst glaube ich auf Ehre, daß sie davonläuft. Ihre bleichen Wangen und verweinten Augen werden Euch bald zeigen, Geheimrat, wie es mit ihr steht. Ich

*) Das Recht, in Gegenwart des Königs und der Königin zu sitzen.

wünsche, daß Ihr sie kennen lernt, wie sie ist. Ich weiß, daß Ihr alles bei dem König vermögt; es kann meiner Tochter dienlich sein, in Euch einen Ratgeber und eine Stütze zu haben."

„Ew. Hoheit," entgegnete Griffenfeld mit einer tiefen Verneigung, „erzeigen mir da ein Vertrauen, welches eine große Ehre für mich ist. Ich werde mich sehr geschmeichelt fühlen, wenn die Prinzessin so gnädig sein wird, meinen geringen Dienst zu benutzen, der stets zu ihrer Verfügung steht; aber sie wird meiner kaum bedürfen. Der König und die Königin sind ihr im voraus so sehr gewogen, wie nur möglich. Der Empfang heute wird es Euch sogleich zeigen."

„Gut, Geheimrat, gut," entgegnete die Herzogin, „aber ich kenne die Welt und weiß, daß alles veränderlich ist. Erzählt mir doch jetzt," fuhr sie fort, indem sie ihre Stimme dämpfte, „ein wenig von Eurem König, den ich niemals gesehen habe, und von seinem Hofe. Was Ihr mir anvertraut, soll wohl verborgen bleiben."

In dem Lächeln, welches über Griffenfelds Lippen glitt, lag etwas Satirisches. Er wunderte sich über die Naivität Ihrer Hoheit; wie konnte sie glauben, daß er etwas anderes zu ihr sagen werde, als was sie gerne auf der Straße ausrufen könnte?

„Der König, mein gnädiger Herr," sagte er, „ist der liebenswürdigste, humanste ritterlichste Monarch, der jemals Krone und Scepter getragen hat. Ew. Hoheit werden ihn charmant finden. Seit langer Zeit hat er nur daran gedacht, wie er Ew. Hoheit den Aufenthalt hier so angenehm wie möglich machen kann, und für die Prinzessin wird Seine Majestät ein anderer Vater oder Bruder werden."

„Nun," entgegnete die Herzogin kaltblütig, „an des Königs Courtoisie zweifle ich nicht, er ist sicherlich ein sehr artiger und leutseliger Herr; aber sagt mir doch, auf welchem Fuße lebt er mit der Königin?"

„Auf bestem Fuße," antwortete Griffenfeld weniger sicher. Jetzt wußte er, wohin die Herzogin wollte.

„Aber," rief sie ungeduldig, „was sagt die Königin zu ihr, zu der anderen?"

„Ew. Hoheit kommen von Paris und fragen so?" entgegnete Griffenfeld lächelnd. „Es ist in diesem Punkt hier comme chez vous, doch besser. Seiner Majestät Amorette spielt keine Rolle im öffentlichen Leben. Er erweist seiner hohen Gemahlin alle Ehre, zeigt sich nur mit ihr und behandelt sie in jeder Hinsicht mit der größten Achtung, so daß der Anstand gewahrt wird."

„O, arme Charlotte!" rief die Herzogin aus. „Verdammt sei die Treulosigkeit der Männer und das ganze Maitressen-Wesen! Was müssen wir Frauen uns nicht bieten lassen! Überall dasselbe Verderben! Wäre dies nicht, ich würde mit ungetrübter Freude in das Schloß zu Kopenhagen einziehen. Doch habe ich jetzt eine Mission dort, meine gute Nichte zu trösten."

Griffenfeld antwortete bloß mit einer Verneigung. Er zweifelte nicht daran, daß diese Mission so energisch ausgeführt werden würde, daß der König jetzt saure Tage zu erwarten hatte.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür eines Nebenzimmers, und Charlotte Amélie zeigte sich.

„Wie ärgerlich," sagte sie noch in der Thür, „daß wir unsere halbe Bagage in Herzogenbusch einbüßten! Mein schwarzer Mantel — ah!"

Jetzt erst bemerkte sie, wie es schien, Griffenfelds Anwesenheit. In ihrer leichten, graziösen Weise trat sie näher, und die Herzogin stellte ihn vor. Er verneigte sich tief und sagte:

„Ist es mir erlaubt, Ew. fürstliche Gnaden auf dänischem Boden zu bewillkommnen? Ihre Majestäten der König und die Königin, welche mit Sehnsucht Eurer Ankunft entgegensehen, haben mir dies Werk übertragen, und ich fühle mich glücklich, daß diese Ehre mir zu teil geworden ist."

Die Unterredung zwischen Griffenfeld und der Herzogin war in deutscher Sprache geführt worden, aber dies sagte er auf französisch, und niemals hatte die Prinzessin ihre Muttersprache so rein und schön von einem Ausländer sprechen hören. Dies mußte sie überraschen in einem Lande, wo, wie sie wußte, kaum zehn Menschen ihrer Muttersprache mächtig waren; aber noch mehr erstaunte sie über den feinen und vollendeten Anstand des Sprechenden. Während seine schöne, klangvolle Stimme an ihr Ohr drang, fing sie einen Blick seiner scharfen, geistvollen Augen auf; kurz gesagt, sie empfing einen starken Eindruck von seiner überlegenen Persönlichkeit, wurde verwirrt, ärgerte sich darüber, nahm ihre stolzeste Prinzessinnenmiene an, dankte ihm steif und kalt und zeigte sich so von ihrer am wenigsten liebenswürdigen Seite.

Nichtsdestoweniger erfaßte er mit einem Blick die ganze Anmut ihrer schönen und feinen Gestalt. Sie war klein von Wuchs, und ihre Züge waren nicht regelmäßig, aber der Blick ihrer dunklen Augen traf ihn bis ins Herz, und der erste Eindruck war so mächtig, daß er niemals verwischt wurde. Schon bei dieser ersten Begegnung erkannte er ihre ganze Eigentümlichkeit: das echt französische Gepräge ihres Wesens, die Lebhaftigkeit ihres Geistes und die Hülle von Stolz, womit sie sich umgab und wodurch sie ihre Würde zu wahren suchte. Wenn diese Hülle durchbrochen war, und sie sich dann wieder kühl zurückzog, kam sie ihm doppelt pikant vor. Doch merkte er bald, daß sie etwas hoch hinaus wollte, und daher gab er ihr später den sehr bezeichnenden Namen „Madame".

Die Unterredung währte in Anbetracht der Umstände ungebührlich lange, aber die Herzogin war recht zufrieden damit, daß der Ärger der Mademoiselle jetzt ganz weggeweht zu sein schien, und sie war so eingenommen von dem Gesandten des Königs, daß sie, als sie in die Leibkarosse einstiegen, ihm einen Platz auf dem Rücksitz anbot. Diesen behielt er bis zum Westerthor, woselbst er Prinz Jörgen weichen mußte. Der hübsche junge Prinz wurde wie ein alter Bekannter begrüßt. Er war vor zwei Jahren in Frankreich gewesen und hatte die Herzogin auf ihrem Schlosse Thouars besucht. Damals war er fünfzehn Jahre alt, die Prinzessin neunzehn, aber

gleichwohl hatte sie sein Herz entzündet. Jetzt errötete er bei dem Wiedersehen wie ein junges Mädchen, und sie amüsierte sich über seine Schüchternheit, während sie seinen ehrerbietigen und verlegenen Gruß mit aufrichtiger Herzlichkeit entgegennahm. Diese Begegnung brachte sie nicht aus der Fassung.

Dann ging der Einzug unter dem Donner der Kanonen vor sich. Die Herzogin war sehr vergnügt über die Ehrenbezeigungen und gab mit großer Naivität ihre Freude zu erkennen; die Prinzessin dagegen saß ernst und still, bis man die Brücke erreicht und das Schloß vor Augen hatte. Dann rief sie aus:

„Nein, welch sonderbares und häßliches Palais!"

Die Herzogin warf ihr einen strafenden Blick zu und sagte:

„Nicht eigentlich schön, aber doch imponierend; und dort, Charlotte, schlagen uns liebevolle Herzen entgegen."

Jetzt rollte die Karosse durch das düstere Brückenthor, und Charlotte Amélie zog ein in das königliche Schloß, welches sowohl heute als auch noch später oft in ihren Augen ein Gefängnis war, das seine Beute hartnäckig festhielt.

Im Schloßhofe unten an der Treppe des Königsturmes standen nicht nur König Christian und Königin Charlotte, sondern sogar die Königin-Witwe Sophie Amalie hatte sich eingefunden, und ihre Anwesenheit mußte als eine große Ehre betrachtet werden. In ihrer Haltung lag etwas so echt Königliches, daß die Prinzessin eine ebenso tiefe Reverenz machte, als ob sie im Louvre sei und vor der Königin von Frankreich stände. Des Königs Begrüßung war so herzlich, daß sie über seiner Liebenswürdigkeit ganz den Mangel an Schönheit und äußerem Ansehen vergaß, und die Königin umarmte und küßte sie wie eine zärtliche Schwester; aber der Königin-Witwe Embrassement war wie eine Einweihung in das dänische Hofceremoniell und eine förmliche Aufnahme als eine Tochter des Königshauses.

Achtes Kapitel.

Ein tête-à-tête.

„Jetzt sollt Ihr sehen, meine liebe Cousine, wie wir hier im Norden Weihnachten feiern."

Dies sagte der König eines Tages zu La Tremouille, wie die Prinzessin von Tarent oft genannt wurde, und welchen Zunamen sie von dem Stammschloß der Familie, einer alten Burg in Poitou, hatte. Es war des guten Königs Absicht, sie zu erheitern. Jetzt war nämlich ihre Mutter abgereist und hatte sie in größter Trostlosigkeit zurückgelassen, doch hatte diese nicht darin ihren Grund, daß sie in irgend einer Weise die Gesellschaft der Mutter entbehrte. Mutter und Tochter waren so verschieden wie Wasser und Feuer; die Herzogin hatte niemals etwas mit diesem Kinde anfangen können, weshalb sie es früh von sich gegeben hatte. Die Großmutter, die alte Herzogin-Witwe Marie de la Tour, hatte Charlotte Amélie erzogen, und sie hatte nur diese ihre zweite Mutter und ihren verstorbenen Vater geliebt, trotzdem letzterer Katholik gewesen war. Gegen die Mutter befand sie sich stets in Aufruhr, obgleich sie Glaubensgenossinnen waren. Ihre jetzige Verzagtheit hatte ihren Grund in der Thatsache, daß ihr mit der Abreise der Mutter alle Hoffnung genommen war, aus Dänemark zu entkommen.

Wie naiv liebenswürdig war der gute König und wie aufrichtig meinte er es! Sie verzieh es ihm, daß er ihre schöne Muttersprache so schauderhaft radebrechte, und sagte eine große Unwahrheit, nämlich die, daß sie sich auf Weihnachten freue. Das wird gewiß schrecklich, dachte sie, hier in diesem barbarischen Lande, wo das größte Vergnügen der Männer darin besteht, sich einander unter den Tisch zu trinken, und wo die Frauen so derb und unfein sind. Und es wurde schrecklich! Die französische Predigt, welche sie von dem reformierten Pastor im Gemach der Königin hörte, war ihre einzige Freude. Der Weihnachtsabend mit seinen Scherzen, der lange Magister Luft als Weihnachtsbock mit geschwärztem Gesicht und brennenden Lichten auf dem Kopfe, der abscheuliche Zwerg in Gestalt eines Hundes, der den Magister in die Beine beißt, die Weihnachtsspiele, das Ringverstecken und andere der Art, das Recht der Herren, die Damen zu küssen, wenn ein Pfand eingelöst werden mußte, die Prügelstrafe, das Gelächter und Lärmen, die Ausgelassenheit: dies alles war in ihren Augen entsetzlich unschön und roh, ja geradezu unchristlich wie die Orgien der Katholiken. Trotzdem deutsches Blut in den Adern der Mutter rollte, hatte die Tochter doch nichts von der derben Gemütlichkeit der germanischen Rasse; vom Scheitel bis zur Fußsohle war sie gallisch und kalt reflektierend; hitzig genug, sogar aufbrausend, hatte sie doch nur zwei Leidenschaften: ihren Fürstenstolz und ihren fanatischen reformierten Glauben. Die vergeblichen Versuche ihrer Eltern und ihrer Verwandten, sie standesgemäß zu verheiraten, hätten ihr einen Widerwillen gegen die Ehe eingeflößt. Der einzige Gedanke, welcher ihr den Aufenthalt in Dänemark erträglich machte, war, daß man sie nicht in der Absicht dorthin geschickt hatte, um sie mit irgend einem anwesenden Herrn zu verheiraten.

Doch gab es zuletzt am Weihnachtsfest noch eine wirklich angenehme und erheiternde Zerstreuung. Die Königin-Witwe gab nämlich auf ihrem neuen Schlosse Sophie Amalienborg, wie es genannt wurde, ihre erste große Assemblee mit Aufführungen und nachfolgendem Tanz. Alle Arrangements der Königin-Witwe übertrafen die des Königs an Geschmack und hatten einen französischen Zuschnitt. Dies schmeckte doch etwas nach dem Louvre, wie der gute dänische König meinte. Hier in Amalienborg war es nicht so düster als auf dem Schlosse, alles war hier hell und munter, und die Wirtin, die Königin-Witwe, besaß trotz ihrer zweiundvierzig Jahre Jugendlichkeit und Anmut genug, um in jeder Hinsicht genügen zu können.

Die Prinzessin hatte nur eine Française mit Prinz Jörgen getanzt und dem König zu Gefallen

ein Engagement des Oberjägermeisters Hahn angenommen, dem es trotz seines schlechten Französisch doch gelungen war, in einem gewissen Grade ihre Gunst zu erwerben. Jetzt hatte sie die Gelegenheit wahrgenommen, sich in ein kleines Seitenkabinett zurückzuziehen, und saß hier allein, in Gedanken vertieft.

Daß sie bei einem so munteren Feste die Einsamkeit aufsuchte, war schon bezeichnend genug; doch waren es gute Gedanken und Gefühle, die sich in diesem Augenblick bei ihr regten. Sie erkannte, daß sie bisher undankbar gewesen und alle Güte, die der König und die Königin ihr erwiesen, nicht zur Genüge anerkannt hatte. Sie hatte ihre gute Cousine lieb und achtete die Königin Charlotte wegen der würdigen Haltung in ihrer schwierigen Stellung und wegen der ungeschwächten Liebe zu ihrem untreuen Gemahl; aber es war doch nur ein Wesen an diesem Hofe, das es verstanden hatte, ihr Herz zu gewinnen, und dies war des Königs jüngste und einzige unverheiratete Schwester, die sechzehnjährige Prinzessin Ulrike Eleonore. In ihrem Wesen war eine wunderbare Klarheit und Harmonie und eine noch merkwürdigere Reife des Geistes. Obgleich Charlotte Amélie fünf Jahre älter war, konnte sie sich doch in Ulrike Eleonores Gesellschaft als die jüngere fühlen. Diese junge Prinzessin schien die Gabe der Weisheit schon in der Wiege erhalten zu haben; zu ihr konnte Charlotte Amélie alles sagen, ohne mißverstanden zu werden. Wäre sie doch jetzt zugegen gewesen und hätte an ihrer Seite auf dem Kanapee gesessen, aber unglücklicherweise hatte sie sich auf Befehl ihrer Mutter früh zurückziehen müssen, denn die Königin-Witwe hielt ihre Tochter strenge und erlaubte ihr nicht, in so jungen Jahren am Tanze teilzunehmen. Jede Gelegenheit zur Annäherung von seiten der Hofleute war abgeschnitten, ja die meisten der Herren konnten die Male zählen, daß sie die junge Prinzessin gesehen hatten.

Aber wenn sie jetzt hier gewesen wäre, was würde Charlotte Amélie dann zu ihr gesagt haben? Vermutlich etwas recht Unvernünftiges, was gerade aus dem Grunde ihres aufrührerischen, widerspenstigen Herzens kam.

Liebe Ulrike, es kann nichts nützen, was Du sagst! Ich habe Dich lieb und alle die Deinen, Eure Güte gegen mich beschämt mich, aber was die übrige Gesellschaft hier bei Hofe betrifft, so langweilt sie mich. Alle diese geputzten und wohl frisierten Herren und Damen, welche dort tanzen, sind mir vollständig gleichgültig, ja so unangenehm, daß, wenn sich plötzlich in dieser stattlichen Versammlung ein beschmutzter Pariser Gamin zeigte, ich zu ihm eilen, ihm um den Hals fallen und ihn küssen würde!

So weit war sie in ihrer fingierten Unterhaltung mit der Prinzessin Ulrike gekommen, als der Raum zwischen den halbgeöffneten Portieren sich verdunkelte und Griffenfeld zu ihr in das Kabinett trat. Er grüßte sie ehrerbietig, blieb aber nicht stehen, sondern setzte sich ohne weiteres an ihre Seite. Sie wandte sich schnell mit einem fürstlichen Staunen nach ihm um, aber er beantwortete diese Demonstration mit einem ruhigen, artigen Lächeln. Sie haßte jede Scene, und dies hielt sie davon ab, aufzuspringen und davonzulaufen. Sie würde dadurch in seinen Augen lächerlich geworden sein. Wie es bei feinfühlenden, geistvollen Menschen zu sein pflegt, durchschauten sie sich beide in einem Nu. Sie merkte, daß er mit dem festen Entschluß kam, ein tête-à-tête mit ihr herbeizuführen, und er fühlte, daß ihr erster Gedanke war, sich einem solchen zu entziehen, daß aber ihr weiblicher Takt über ihren Hochmut siegte, und so war sie denn gefangen. Die nervöse Unruhe, welche sie ergriffen hatte, trieb sie zum Sprechen, und so eröffnete sie die Unterredung, indem sie fragte:

„Ihr tanzt nicht?"

„Nein! Es ist lange her, seit ich zuletzt getanzt habe. Ihr scheint auch keinen großen Gefallen daran zu finden, gnädige Prinzessin?"

Sie zuckte nur die Achseln.

„Ich errate die Ursache," fuhr er fort; „die dänischen Tänzer gefallen Euch nicht."

„Nicht, weil es dänische sind," entgegnete sie rasch, „sondern weil sie schlecht tanzen."

„Schade, daß Gyldenlöwe nicht hier ist," antwortete Griffenfeld, „er ist einer der besten Tänzer in Europa."

„Gyldenlöwe? Ah, des Königs Bruder; wo ist er?"

„In einer diplomatischen Mission aus Anlaß des oldenburgischen Erbstreites nach Hamburg gereist."

„Der oldenburgische Erbstreit — was ist das?"

„Um es Ew. fürstlichen Gnaden in aller Kürze zu sagen: vor fünf Jahren ist die regierende Linie mit Graf Anton Günther ausgestorben, und die Erben haben seitdem Streit geführt um das Erbe. Die Erben aber sind Se. Majestät der König, die Herzöge von Plön und der Herzog von Gottorp. Mit dem Herzog von Gottorp werden wir schon fertig werden, aber die Prätensionen der Herzöge von Plön haben mehr zu sagen. Nun ist es mein Bestreben, durch einen vorteilhaften Vergleich meinem Herrn und König die Alleinherrschaft zu verschaffen und ihn so in den Besitz des alten Stammlandes seines Geschlechtes zu setzen."

„Also," sagte die Prinzessin mit einem Lächeln, „seid Ihr es und nicht der König, welcher Gyldenlöwe nach Hamburg gesandt hat."

„Se. Majestät hat meine Proposition gnädig acceptiert, und Gyldenlöwe gehorchte selbstverständlich dem Befehl des Königs."

„Ah!" rief die Prinzessin aus, indem sie den Kopf in den Nacken warf.

„Aber, um zu unserem ersten Thema zurückzukehren," sagte Griffenfeld, indem er ihr lächelnd in die Augen blickte, „mag es mir erlaubt sein zu bemerken, daß man Euch, gnädige Prinzessin, nur in einer größeren Versammlung hier bei Hofe zu sehen braucht, um sofort Eure Geringschätzung für alles, was dänisch ist, zu entdecken."

„Geringschätzung?" rief sie, indem sie ihre Brauen zusammenzog. „Sagt lieber, daß ich hier fremd bin und kein Verständnis habe für so vieles in diesem Lande, wo fast alles anders ist, als in meinem Vaterlande."

„Eine Fremde," ergänzte er, „mit Mangel an gutem Willen, es zu verstehen; welche unwillig hierher kam, und deren Herz sich von hier fortsehnt; aber — verzeiht mir meine Aufrichtigkeit, gnädige Prinzessin — es ist nicht die geringste Aussicht vorhanden, von hier zu entkommen. Es möchte denn sein, daß Ew. Gnaden plötzlich ein Paar Flügel entfalteten, was mich keineswegs in Erstaunen setzen würde; aber sehen wir von einem solchen Wunder ab, so wäre es wohl am besten für Euch, Euch mit der Situation auszusöhnen. Es würde klüger sein, wenn Ew. fürstliche Gnaden eine kleine Anstrengung machten, Euch zurechtzufinden."

„Monsieur!"

Dieser Ausruf kam wie eine Explosion; ihre Wangen glühten, und ihre schwarzen Augen funkelten vor Zorn, indem sie sich nach ihm umwandte; ja, sie ballte sogar die Faust, sicher, ohne es zu wissen. Ihre Mutter würde sich hierüber nicht gewundert haben. Sie hatte es mehr als einmal wahrgenommen, daß das Blut der Stammmutter, der stolzen Prinzessin von Aragonien, Gemahlin des ersten Franz der Tremouilles, in ihren Adern floß. Warum sprang sie nicht auf und eilte fort?

„Ich sage es in Eurem eigenen Interesse, gnädige Prinzessin," fuhr Griffenfeld ungestört fort, „mit dem Ziel vor Augen, Euch den Aufenthalt hier so angenehm wie möglich zu machen. In mir habt Ihr einen aufrichtig ergebenen Diener und Freund. Doch würde ich es niemals aus eigenem Antriebe gewagt haben, Euch meinen Rat aufzudrängen. Die Herzogin hat mich wiederholt gebeten, Euch mit Rat und Hilfe beizustehen, wenn Anlaß dazu vorhanden wäre. Ganz gewiß hat sie es nicht in diesem Sinne gemeint. Eure Stellung hier bei Hofe ist so sicher wie möglich, aber es könnte doch sein, daß Eure Unvorsichtigkeit, auf welche Eure Aufmerksamkeit zu lenken ich mir die Freiheit genommen habe, unangenehme Folgen haben könnte."

(Fortsetzung folgt.)

Moderne Ehen.

Roman

von

H. Schobert.

(Fortsetzung.)

Vierzehntes Kapitel.

Eins sagte sich Dita alle Tage, fast jede Stunde: es gab keinen angenehmeren Ehemann als Cedrik von Antlau. Zärtlich, besorgt, liebenswürdig, ausgestattet mit jenen kleinen und kleinsten Zartheiten, die ein Frauenherz so leicht unterjochen, und die sich nur der Mann erwirbt, dessen Frauenumgang vorzugsweise den besten Kreisen angehört hat.

Dita ahnte gar nicht, wie viel von ihrem glückseligen Behagen auf Stefanies Rechnung kam.

Vier Wochen schwärmten sie bereits in Italien umher, wo der Frühling längst seinen Einzug gehalten und die Luft sich in ein einziges betäubendes Duftmeer verwandelt hatte, ohne irgendwo länger Rast zu machen, und vor allen Dingen, ohne sich mit den traditionellen Kunstschätzen zu befassen.

„Du glaubst gar nicht, wie wenig ich davon verstehe, wie furchtbar gleichgültig mir das alles ist," hatte er mit einem kläglichen Gesicht beim ersten Versuch zu seiner Frau gesagt, und damit war Ditas Kunsteifer ein für allemal erloschen. Wenn sie nur neben ihm saß, sein klingendes Lachen hörte, den sonnigen Ausdruck seiner Augen sah, war sie völlig ausgefüllt und befriedigt.

Nur manchmal huschte der Gedanke durch ihre Seele — kaum der Schatten eines Schattens — daß sie ihrem Gatten gegenüber noch auf der Suche sei. Es mußte noch irgend etwas in ihm schlummern, etwas Tieferes, Geistigeres, das er ihr bis jetzt vorenthielt. Sie war sich nicht recht klar, wobei sie es eigentlich vermißte, aber sie hatte das Gefühl, als lebe etwas in ihr selbst, haltlos und nach einer Stütze suchend, die ihr nur der Gatte gewähren konnte, wenn sie ganz eins mit ihm werden sollte, wie sie es sich immer erträumt hatte.

Darauf zu sprechen zu kommen wagte sie nicht; es hätte so undankbar ausgesehen, und sie fand auch eigentlich keine rechten Worte dafür, war er doch so gut, und sie so namenlos glücklich.

Sie saßen zusammen auf der Veranda ihres Hotels zwischen dem Golf von Villafranka und Eza; durch die hochstämmigen Palmen und Orangen schimmerte die blaue Meeresbucht. Dita legte die Hände ineinander und sah auf das paradiesische Fleckchen Erde vor sich.

„Wie schön das ist," sagte sie ergriffen.

Cedrik gähnte. „Ja, Maus. Aber in unserer Welt lebt es sich doch am besten; diese Art Schlaraffentum hat man bald satt. Ich überlege schon den ganzen Tag, was wir wohl mit dem Rest des Urlaubs noch machen könnten."

„Du langweilst Dich?" fragte sie etwas betrübt, denn der Gedanke war ihr noch gar nicht gekommen. „Ich könnte immer so fortleben neben Dir, ohne mehr von der Welt zu verlangen."

„Ja, Du! Du bist eben meine Frau, Maus!" Er nannte sie seit Beginn ihrer Ehe immer mit diesem Zärtlichkeitskollektivnamen, wie er es sein

Leben lang gewöhnt gewesen. Es war bequem und schloß jede Gedächtnisschwäche aus. Daß er sie damit vor sich selbst herabsetzte, daran dachte er gar nicht.

„Ich freue mich auf unsere Rückkehr, unser Heim und den Rennstall, den ich mir mit Theo einrichten werde. Hast Du jemals einen Herzenswunsch gehabt, Dita?“

„Nein,“ gestand sie lächelnd.

„Nun, dann weißt Du auch nicht, wie mir jetzt zu Mute ist, so dicht am Ziel! So lange ich denken kann, war ein Rennstall das Ideal meiner Träume. Nicht nur ein lumpiges Pferd, auf dessen Leistung man dann alles konzentriert, mit dem man steht oder fällt, sondern alles im großen Stil, wie ein grand Seigneur; und das werden wir uns nun leisten können, nicht wahr, Maus?“

„Ich habe leider wenig Verständnis dafür, Cedrik,“ sagte sie mit einem kleinen Seufzer. „Aber ich will versuchen, es zu lernen, wenn Du es wünschest.“

„Passionen lernt man nicht,“ wies er kopfschüttelnd ihren Vorschlag ab. „Schade! Stefanie ist eine Sportsfrau comme il faut.“

Dita legte ihre Arbeit zusammen.

„Du denkst also sehr viel mit Brynkens zu verkehren, wenn wir nach Hause kommen?“

„Selbstverständlich! Hast Du es anders erwartet? Theo ist mir absolut nötig, wenn ich mit dem Rennstall reüssieren soll. Bei Gott,“ er reckte die Arme in die Luft, „ich glaube, ich habe bald Sehnsucht nach Stallgeruch, die Luft hier erschlafft.“

Sie trat zu ihm und lehnte sich an seine Schulter.

„O, Cedrik, es ist so einzig — einzig schön hier! Aber wenn Du willst, ich reise auch mit Dir nach Hause.“

Er streichelte ihr Haar.

„Gute Frau, nein, das sollst Du nicht! Ich halte es schon noch aus, wenn es Dir Vergnügen macht.“

Sie sah mit feuchten Augen zu ihm auf. So war er stets, so lieb und gut; sie konnte ihm niemals dankbar genug dafür sein. Der Rennstall würde ihn ihr zwar viel entziehen, das ahnte sie voraus, aber trotzdem sagte sie kein Wort dagegen, da sie wußte, wie sehr sein Herz daran hing. Zudem hatte sie auch nur eine nebelhafte Vorstellung von dem Wunsch, dessen Erfüllung sie ihm als Hochzeitsgabe zugesagt; war doch ihre einzige Lebensaufgabe ihn glücklich zu machen.

Indem wurde Cedrik eine Depesche überbracht:

„Bin zum Grand Prix in Paris, hoffe Euch da zu sehen, Grand Hotel. Pferdekauf in Aussicht. Brynken.“

„Das ist ein kluger Gedanke,“ rief Cedrik erfreut. „Laß schnell packen, Maus, morgen müssen wir unterwegs sein.“

Dita sah mit einem stillen Seufzer auf die Worte, aber sie widerstrebte nicht. Das Leben begann eben wieder seine Anrechte geltend zu machen, dagegen gab es kein Kämpfen. Und wohin sie auch gingen, was auch geschah, sie teilten es ja miteinander.

Zwei Tage später, als sie im Grand Hotel beim Frühstück saßen, brachte der Zimmerkellner Brynkens Karte. Mit unverstellter Freude ging Cedrik seinem Vetter entgegen.

„Nur herein, Theo, nur herein! Meine Frau ist zwar noch im Negligé, aber das braucht sie nicht zu genieren, Ihr kennt Euch ja lange genug. Ich freue mich herzlich, Dich wiederzusehen.“

Und dabei klopfte er ihm auf die Schulter und schob ihn mit alter Liebenswürdigkeit Dita entgegen, die aufgestanden war. Theo küßte ihr galant die Hand.

„Meine gnädigste Frau, ich bin entzückt! Sie sind wahrhaftig noch schöner geworden,“ sagte er mit einem bewundernden Blick. „Ja, Italiens Sonne!“

Cedrik sah sehr heiter aus.

„Italiens Sonne verdirbt den Teint, lieber Freund — ehrlich gestanden, es war eine gloriose Idee von Dir, uns zu depeschieren; die letzten Tage fingen schon an, etwas ennuyant zu werden, was, Dita? Ewig Gegend und ewig Gegend, schließlich bekommt man's über. Frühstücke mit uns, Theo.“

Dita machte auf höchst liebenswürdige Art die Wirtin, ohne sich sonderlich an dem Gespräch zu beteiligen, das sich lediglich um Sportsinteressen drehte, die ihr fern lagen. Zuweilen begegnete sie Brynkens Blick, der prüfend auf ihr ruhte und ihr das Blut in die Wangen trieb, obgleich nichts anderes als Bewunderung darin zu lesen war.

„Und wie geht es Stefanie?“ fragte Dita endlich in eine kleine Gesprächspause hinein, denn sie hielt das für ein Gebot der Höflichkeit ihrerseits, nachdem der Name zwischen den beiden Vettern überhaupt noch nicht genannt war.

Theo unterbrach sich nicht in der kunstgerechten Manier, Messer und Gabel beim Verspeisen einer Pastete zu führen, er blickte nur auf.

„Meine Frau ist gleich nach Ihrer Hochzeit schwer erkrankt. Anfänglich gab der Arzt nur wenig Hoffnung, aber so ein zierlicher Körper ist zähe, jetzt geht es wieder besser.“

Er kaute dabei ruhig weiter und goß zum Schluß das Glas Burgunder hinterher, das vor ihm stand.

In Dita regte sich das Mitleid. Stefanie krank! Das war dann nicht mehr die Frau, die sie gekränkt und verletzt hatte, sondern eine Einsame, Leidende, der nur geringe Teilnahme wurde, wie sie Brynken kannte.

„Und wer hat sie gepflegt?“ fragte sie erschrocken und faltete die Hände im Schoß.

„Ich nahm eine Pflegerin, übrigens ein hübsches junges Mädchen, dem die Nonnentracht ganz allerliebst stand. Aber es ist herzlich schwer mit Stefanie auszukommen, Sie, Dita, wissen das ja am besten.“

„Und wie geht es ihr jetzt?“ fragte sie, ohne von der letzten Bemerkung Notiz zu nehmen. Wie alle großherzigen Naturen maß sie ihr eigenes Glück an dem der anderen, und je größer es ihr dann erschien, je dankbarer sie dafür war, desto tieferes Mitleiden erwuchs ihr für jene, die darben mußten. Stefanie war ihr jetzt eine solche Darbende.

„Danke, danke, ich sagte Ihnen schon, besser! Sie ist bereits auf und wird sich bei dem kostbaren

Wetter bald völlig erholt haben. Aber eins ist mir doch aufgefallen, wie nämlich eine Krankheit Einfluß auf das menschliche Gemüt zu gewinnen vermag! Ihr einziges Sinnen und Trachten während der ganzen Zeit waren Sie, Dita. Mit den Ausdrücken überschwenglichster Zärtlichkeit sprach sie von Ihnen, bat Ihnen im Geist alle ihre früheren Launen und Unarten ab und wiederholte mir täglich als sie von unserem voraussichtlichen Zusammentreffen hier erfuhr: ‚Du wirst es ihr sagen, Theo, daß ich mich nach ihr sehne, daß alles, alles anders zwischen uns werden soll. Ich fühle es jetzt erst, wie sehr lieb ich sie doch hatte, jetzt, wo ich so allein bin!‘"

Dita sah ganz gerührt aus. „Arme Stefanie," sagte sie halblaut, denn das öde Krankenzimmer stand vor ihren Augen und darin die Leidende, ohne Liebe, ohne Trost, ohne Teilnahme.

Cedrik schob den Teller zurück und räusperte sich. Ihm war die Situation unbehaglich, und er glaubte nicht an die plötzlich erwachte Liebe Stefanies zu seiner Frau. Ihm hatte dieser Sehnsuchtsschrei gegolten, ihm allein, Dita war nur der Deckmantel gewesen. Aber so anständig fühlte er doch, daß ihn das beleidigte und verletzte.

„Und wo warst Du denn während der ganzen Zeit," fragte er endlich nach einer Pause, die nur ihm schwül und drückend erschienen war, nur um etwas zu sagen.

„Im Klub! Natürlich. Wo sollte ich sonst sein? Glaubst Du, daß ein Krankenzimmer angenehm für einen gesunden Menschen ist? Helfen konnte ich ja doch nichts. Aber à propos, weißt Du denn wo wir hinziehen? In Euer Haus, Parterre. Die Wohnung stand gerade leer, gekündigt hatten wir, bei Stefanies Krankheit war an keine große Wahl zu denken. Außerdem ist sie hübsch, elegant und geräumig. Ich dachte es sei besser, unseres Rennstalls wegen, daß wir uns möglichst nahe wohnten. Nun, was sagst Du dazu, old fellow?"

„Eine vorzügliche Idee," sagte Cedrik, aber in einem Tone, der nicht gerade von Entzücken troff, und auch mit einem so angelegentlichen Hinausstarren aus dem offenen Fenster, daß Ditas erschrockener Blick ungesehen von ihm abglitt.

Im Grunde genommen war es ihm scheußlich, mit Stefanie unter einem Dache wohnen zu sollen. Ein tägliches Memento an die Vergangenheit paßte ihm gar nicht, schien ihm peinlich und bedrückend, um so mehr, da er sich ernstlich vorgenommen, seinen Verkehr mit Frau Stefanie möglichst zu beschränken. Theo und ihn hielten die gleichen Interessen zusammen, das war etwas anderes, außerdem liebte er dessen Gesellschaft, aber das bedingte doch nicht das alte Weiterverkehren in seinem Haus, um so weniger, da der Schauplatz ihrer Thaten außerhalb desselben lag.

Brynken schien nichts von der Verstimmung seines Vetters zu merken, er fuhr behaglich fort, während er ein paar der letzten Erdbeeren mit Wein begoß:

„Meine Frau war allerdings sehr ungehalten, als sie von meinem eigenmächtigen Kontraktabschluß erfuhr. Ihr paßt die Gegend gar nicht; zu wenig feudal; aber lieber Gott, ich konnte schließlich doch nicht herumlaufen wie ein Dienstmann, treppauf, treppab, dazu mangelte mir Zeit und Lust. Sie wird sich schon gewöhnen."

Cedrik war aufmerksam geworden. Stefanie hatte widerstrebt, das gab ihm doch zu denken. Früher hätte sie solchen Zufall mit Freuden begrüßt ... fühlte sie vielleicht ebenso wie er? Dann war der Sache die Spitze abgebrochen, sie wurde völlig gefahrlos.

„Und weißt Du, wer die zweite Etage bewohnt?" begann Brynken, den Schnurrbart trocknend und die Hand nach der gebotenen Cigarre ausstreckend, „Rittmeister von Grohnen."

„Was? Grohnen? Von meinem Regiment?"

„Derselbe, der im Winter wieder zu Euch zurückversetzt wurde; jetzt hat er seine Familie nachkommen lassen. Du weißt, ich war einmal mit ihm im Kadettencorps zusammen, ehe ich echappierte. Er hat noch immer etwas Toggenburgerhaftes an sich, obgleich er mir sehr gealtert scheint. Wohl die Folge seiner Ehe."

„Wieso denn?" fragte Cedrik interessiert, froh, einen andern Gesprächsstoff auftauchen zu sehen.

„Kennst Du die Geschichte seiner Ehe nicht? Nun, sie war ein reiches Mädchen, Kisten und Kasten voll, jedoch mit dem Motto: non olet! Der Alte soll es durch elenden Wucher verdient haben. Er nahm sie — mit der Pistole auf der Brust — seine Familie stand vor dem Ruin, so munkelte man damals, ließ sich darauf ein Jahr à la suite stellen, trat dann wieder ein, in irgend einem Krähwinkel, aber das schien Frau und Schwiegervater doch nicht zu passen, sein Starrsinn mußte sich beugen — er kam in sein altes Regiment zurück."

„Kennst Du die Frau?"

„Nein! Aber ich meine, eine jede Frau läßt sich in die Verhältnisse hinein erziehen, bleibt das aus, ist es Schlappheit des Mannes."

Dita richtete nachdenklich ihre Augen auf den Sprechenden. „Damit sprechen Sie den Frauen jegliche Individualität ab."

„Beileibe nicht. Mag sie die bethätigen wie sie will, nur nicht die Wege des Mannes kreuzen, in ihrem gemeinsamen Interesse. Frauen assimilieren sich leicht, sei es aus Liebe, Klugheit oder Energielosigkeit, das ist weise eingerichtet, und wir haben uns daran zu halten. Wenn eine Frau das Leben eines Mannes zerstört, habe ich kein Mitleid mit ihm, er erntet, was er säet.

„Ich glaube, Sie sind ungerecht," sagte Dita und strich fast zärtlich über ihren Trauring, „nicht alle sind gleich geartet."

„Wir haben also ein sehr erfreuliches Zusammenleben vor uns," fiel Cedrik mit einem gewissen Galgenhumor ein. „Wir werden einander in der Intimität des Hauses belauschen können und danach unsere Erfahrungen mitteilen. Willst Du so gut sein, Theo, und einen Wagen bestellen? Dita muß noch Toilette machen, und wir wollen möglichst früh nach

Longchamps. Der Grand Prix in Paris ist doch ein Weltereignis."

Als Brynken gegangen, sagte Cedrik recht übellaunig zu seiner Frau: „Den Zufall, der uns drei Familien in dasselbe Haus bringt, perhorresziere ich gründlich. Das giebt nur Geklatsch und Gerede. Zum Kuckuck, wir hätten doch auch wo anders hingeraten können!"

Dita sah sehr erstaunt aus. „Ich dachte, Du freutest Dich."

Er sah sie ungewiß an. „Glaub doch das nicht," murmelte er über seine Cigarre hinweg.

„Sie zögerte ein wenig, endlich fragte sie: „Ist es Brynkens oder Grohnens wegen, daß Dir das Arrangement nicht gefällt?"

Er streifte mit einem unsicheren Blick ihr hübsches, jetzt etwas gespannt aussehendes Gesicht. „Frau von Grohnen kenne ich nicht. Er ist mir weder sonderlich sympathisch noch auch das Gegenteil."

„Nun also, was ist Dir denn unangenehm? Wir sind doch in unserem Heim wie in einer Burg. Niemand wird Dich stören, wenn Du es selbst nicht willst."

Aber die Wolke des Mißmutes verschwand nicht von seiner Stirn; irgend etwas drückte ihn. Plötzlich sprang er auf, trat hinter Dita, nahm ihren Kopf in beide Hände, küßte sie auf das wellige Haar und sagte rasch: „Sie dürfen Dich mir nicht verderben, Maus!"

Mit den großen klaren Augen blickte sie zu ihm auf: „Darum sorge Dich nicht, das kann niemand, Cedrik. Nur wenn eine Frau liebt, ist Beeinflussung möglich, und auf der ganzen großen Welt liebe ich nur Dich allein."

„Dann hüte Dich vor mir," warnte er scherzend.

Sie lächelte. „Hans Henning hat mir einmal gesagt, daß in der Ehe die Gatten einander veredeln und emporziehen sollen, Cedrik, das ist mir ein Mahnwort geworden."

„Um Gottes willen," lachte er auf, „welch eine fürchterliche Perspektive! Ich denke, Schatz, daß wir beide gerade gut genug für dies Leben sind. Nicht? Und nun mach fix und zieh Dich an."

Eine Stunde später hielten sie in einer eleganten Equipage im Longchamps. Über ihnen strahlend blauer Maienhimmel, um sie herum ein Gewirr von Wagen, Pferden, Farben und Tönen, das Dita beinahe schwindlig machte, sie schloß ab und zu die Augen, damit sie die Kraft behielt, den sich jagenden Eindrücken wenigstens folgen zu können.

Theo und Cedrik hatten den Wagen, der einen vorzüglichen Platz gefunden, verlassen. Der Eifer ihrer Passion zog sie mitten in das Gewühl, und Dita war beinahe froh darüber. Dies leidenschaftliche Interesse an den möglichen Chancen des einen oder anderen Pferdes, das sie überall sah, ließ sie ganz kalt. Selbst Cedrik zuliebe vermochte sie nur einen gewissen Anteil zu heucheln, im Grunde begriff sie seine Aufregung absolut nicht.

„Schade," dachte sie. „Mann und Frau sollten auch in diesen kleinsten äußerlichen Dingen zusammengehen. Und ich will es versuchen — ich will es endlich versuchen mich hineinzufinden, damit ihn meine Gleichgültigkeit nicht kränkt."

Und sie gab sich die größte Mühe, mit einem recht aufmerksamen Gesicht den Debatten der beiden Zurückkehrenden zuzuhören, und ein gewisses Interesse dafür an den Tag zu legen.

Nach dem dritten Einwurf, den sie sich abzwang, sagte Cedrik etwas ungehalten: „Aber Maus, gieb Dir doch keine Mühe, Dir fehlt zur Sportslady jedes Fünkchen. So etwas ist angeboren, nicht anzuerziehen. Auf Deinem Gesicht steht zu deutlich, daß Du mit dem Schah von Persien einer Meinung bist."

„Wieso?" fragte Dita erstaunt, im stillen von ihres Gatten Resumé etwas niedergeschlagen.

„Ja, sieh, der sagte, als man ihn zum Rennen aufforderte: daß die Pferde laufen können, weiß ich, daß eins eher ankommt wie das andere, weiß ich auch, welches von ihnen, ist mir aber sehr gleichgültig."

Sie lachten miteinander, und Dita gab ihren so kläglich gescheiterten Versuch auf. „Vielleicht lerne ich es noch in Berlin, an unseren eigenen Pferden, Stefanie wird mir dabei behilflich sein."

Sie war froh, als sie endlich in einem stillen Winkel im Restaurant saßen. Der Lärm, die Hitze, der Staub hatten sie trotz ihrer festen Gesundheit angegriffen, und dann im Café noch einmal ein stundenlanges Defilé von alle dem, was die Boulevards bevölkert.

Cedrik und Theo schwatzten noch immer von ihren Plänen, Aussichten, Pferden, sie konnten gar kein Ende finden, und erst nach langer, langer Zeit fiel es dem jungen Gatten ein, sich seiner Frau zu erinnern.

Sie sah abgespannt und müde aus, „recht unvorteilhaft," dachte er erstaunt, aber zugleich siegte seine Gutmütigkeit. „Verzeih, Maus, daß wir Dich so ganz vergessen konnten," sagte er zärtlich. „Theo, dieser Pferdemensch, ist schuld daran. Möchtest Du nach Hause?"

Sie lächelte ihm herzlich zu. „Ich bin wirklich abgespannt, Cedrik," entschuldigte sie sich.

„Aber natürlich, Herz, ich bringe Dich in unser Zimmer, damit Du ausruhen kannst. Arme, kleine Frau!"

Er sprang auf und reichte ihr den Arm. Die ganze Courtoisie seines liebenswürdigen Wesens lag darin. Auch Brynken erhob sich. „Darf ich mich gleich von Ihnen verabschieden, Dita? Mein Weg führt mich noch weiter. Und Du, Cedrik, sehen wir uns nicht mehr?"

Dita blickte ihren Mann an. Sie hatte es keinen Augenblick in Zweifel gezogen, daß er bei ihr bleiben werde, aber nun sah sie einen undefinierbaren Ausdruck über sein Gesicht ziehen, merkte ein gewisses Zögern, und eilfertig fiel sie ein ehe er noch etwas sagen konnte. „Lieber Theo, wenn Cedrik noch nicht müde ist, leistet er Ihnen gewiß gern etwas länger Gesellschaft. Sie halten mich doch hoffentlich für eine vernünftige Frau?"

Er küßte ihr galant die Hand. „Daran habe ich nie gezweifelt."

In ihrem Zimmer umarmte Cedrik Dita herzlich.

„Gute Nacht, Maus, Du bist mir doch nicht böse, daß ich Dich allein lasse?“

Erst hielt sie ihm den Mund zu, dann küßte sie ihn innig. „Ich habe schon zu Theo gesagt, daß Ihr mich doch hoffentlich für eine vernünftige Frau haltet?“

„Ja, das bist Du! das bist Du!“ rief er vergnügt. „Gute Nacht, Maus, und träume süß!“

Sie lauschte auf seine sich entfernenden Schritte. „Du Guter, Geliebter!“ dachte sie, die Hände auf das Herz pressend. „Wie glücklich ich doch bin, und wie grenzenlos ich Dich liebe!“

Dann ging sie zu Bett, und ruhig und traumlos wie ein Kind schlief sie ein, mit ihrem letzten Gedanken bei dem fernen Gatten weilend.

Als Cedrik aus dem Portal des Grand Hotel trat, fand er Theo seiner wartend, den Rauch seiner Cigarre behaglich in die Luft blasend.

„Was machen wir nun?“ fragte er, seinem Vetter in das Gesicht sehend. „Wenn Du nicht ein so verdammt junger und also noch tugendhafter Ehemann wärest, wüßte ich schon, was ich Dir vorschlüge . . . aber so . . .“

„O, thue Dir gar keinen Zwang an, mon cher; ich brauche ja nicht mitzumachen, was mir nicht paßt.“

„Da hast Du recht,“ entgegnete Theo lachend. „Ohne Versuchung kein Sieg.“

Als Cedrik in der Morgenfrühe nach Hause kam und am Bett seiner süß schlafenden Frau vorüberging, wandte er den Kopf zur Seite. Er fühlte sich zerschlagen, matt, wüst und niedergedrückt.

Fünfzehntes Kapitel.

In einer der neueren Straßen des Südwestens der Residenz, in der die Häuser bereits mit allem Komfort und Luxus der anspruchsvollen Gegenwart erbaut sind, hält vor einem palastähnlichen Gebäude ein mächtiger Möbelwagen, den geschäftige Träger seines Inhalts entledigen. Trotzdem es zu Beginn des Mai, war die Luft kühl, windig und feucht, sehr zum Nachteil der Sachen, die, hervorgezerrt aus dem schützenden Wagentuch, mitten auf dem Trottoir in regelloser Unordnung herumstanden.

Aus dem geöffneten Fenster der zweiten Etage sahen ein Kind und eine Dame dem Treiben drunten zu. Das Kind, ein Knabe im Alter von etwa fünf Jahren, mit hellblondem Haar, blaugeäderten Schläfen und dem Ausdruck der Schwächlichkeit auf dem blassen Gesichtchen, die Dame von kleiner, dürftiger Gestalt, mit ebenso dürftigem hellem Haar und wenig sympathischem Blick in den etwas vorstehenden, grauen Augen.

„Mama,“ sagte der Kleine und wies auf den vergoldeten Bambusstuhl, der die Hauptzierde in Stefanies Boudoir war, „sieh nur einmal wie hübsch! All die Quasten und Troddeln! Warum haben wir nicht auch so etwas?“

Frau von Grohnen inspizierte eifrig den lustig vom Winde umwehten Stuhl, der auch ihr ganzes Interesse erregt hatte. „Papa kann das nicht leiden,“ sagte sie endlich mit hörbarem Seufzer.

„Dann wollen wir Papa bitten,“ schlug Fritzi vor.

Die Mutter schob ihn ärgerlich etwas zur Seite. „Wie Du nur redest. Wenn Papa nicht will, hilft kein Bitten. Papa ist ebenso eigensinnig wie Du.“

Fritzi sah tiefsinnig auf das Straßenpflaster, dann schüttelte er energisch den kleinen Kopf. „Papa hat mich sehr lieb,“ rang es sich endlich mit Überzeugung aus seinem blassen Kindermund.

„Dich ja, Dich! Das ist schon möglich,“ sagte Frau von Grohnen, ohne zu bedenken, daß sie zu ihrem Kinde sprach. Der Kleine hob den Kopf.

„Da ist Papa!“ sagte er, eilfertig von dem Stuhl herunterkletternd. „Hörst Du nicht, Mama?“

Sie gab keine Antwort, sondern blickte aus dem Fenster als habe sie nichts gehört. Heute morgen waren sie in Unfrieden geschieden, das trug die Frau dem Manne nach, obgleich sie die Ursache des Streites gewesen; mochte er sich erst Mühe geben, sie zu versöhnen. Von der Thüre her tönte die bittende Kinderstimme:

„Mach mir doch auf, liebe Mama!“

Frau von Grohnen drehte sich zornig um. „Du bleibst hier, Fritz, was hast Du draußen zu suchen?“

„Den Papa!“ flüsterte der Kleine scheu.

Sie wandte sich schweigend, gleichgültig dem Fenster zu, während Fritz, das Ohr an die Thüre gelehnt, den Schritten des Vaters lauschte. Sie näherten sich ihm — einen Augenblick später hielt Grohnen sein einziges Kind zärtlich in den Armen.

„Wie geht es Dir, mein kleiner Bursche?“

Fritz schmiegte sich eng an die breite Brust des Vaters und lehnte seinen Kopf an dessen Hals. Das zarte Kind hatte stets ein merkwürdiges Gefühl des Geborgenseins, wenn es sich so an den Vater drücken konnte.

Alexander von Grohnen trat zu seiner Frau, die immer noch zum Fenster hinaussah, ohne anscheinend die Gegenwart des Gatten zu bemerken.

„Guten Tag, Alma.“

Sie antwortete nicht und rührte sich auch nicht.

„Guten Tag, Alma,“ wiederholte er etwas lauter.

Sie kniff die dünnen Lippen noch fester zusammen, das war das einzige Zeichen, daß sie seine Worte hörte.

„O,“ sagte er mit einem ungeduldigen Seufzer, „Du ziehst es einmal wieder vor zu maulen. Wenn ich nicht in allen Dingen Dir und immer nur Dir nachgebe, machst Du mir mein Haus unfreundlich. Es giebt aber Dinge, in denen der Mann nicht immer nachgeben kann.“

Sie sah zornig zu ihm auf, ihr Schweigen hielt doch all den Vorwürfen gegenüber, mit denen sie ihn überhäufen wollte, nicht stand.

„Ich will mich nicht immer kommandieren lassen,“ begann sie im Ton eines trotzigen Kindes. „Wenn Dir das so viel Vergnügen macht, thu's bei Deinen Soldaten, bei mir nicht, ich bin Deine Frau, ich kann thun, was ich will.“

„Und wenn es nicht öffentlich geschieht, bleibt mir immer noch übrig, es hinter Deinem Rücken zu

thun, mit Hilfe der Verheimlichung, zu der die Dienstboten stets bereit sind, wenn es gilt den einen Teil zu betrügen!" vollendete er ihren Satz mit steigender Bitterkeit.

Sie sah ihn triumphierend an, etwas von listiger Verschlagenheit blitzte in ihren hellen Augen. „Wenn auch! Ich lasse mir einmal nichts befehlen."

„Von Befehl war keine Rede, ich bat Dich nur, dem kommenden Verkehr mit Brynkens thunlichst aus dem Wege zu gehen, ich gab Dir meine Gründe an, mehr konnte ich nicht."

„Aber ich habe keine Lust, mich von Dir einsperren zu lassen, Alex, denn darauf läuft es doch beinahe hinaus. Diese Frau ist kein Umgang für mich und jene auch nicht — warum, weiß ich nicht. Wenn es nach Dir ginge, lebte ich ganz still zu Hause. Das haben wir aber nicht gewollt, mein Vater und ich, als ich mich vor sechs Jahren entschloß, Dich zu heiraten — Deine Schulden zu bezahlen und Deiner Familie ein Jahrgehalt auszusetzen. Dazu war Papa gut genug, und aus Dank dafür ließest Du Dich à la suite stellen, anstatt, wie wir gehofft, uns in die Gesellschaft einzuführen. Papa ist leider über Deinen Eigensinn gestorben, aber ich will nicht, daß das so weiter geht. War ich Dir gut genug zum Heiraten, mußt Du mich auch als Deine Frau behandeln . . ."

„Alma, Alma," unterbrach er sie mit finsterer Stirn, denn ihr Ton war laut und keifend geworden wie immer, sobald sie sich zu irgend welchen Auseinandersetzungen gedrungen fühlte, die er haßte wie nichts in der Welt, da sie gelegentlich auch in Gegenwart des Dienstpersonals stattfanden, und an Taktlosigkeit nichts zu wünschen übrig ließen, „wenn Du in dieser Art weiter sprichst, schließe das Fenster, die Träger dort unten können jedes Wort verstehen, und dann bedenke das Kind."

Sie zog die Schultern hoch und lachte. „Wenn ich Dir einmal die Wahrheit sage, willst Du nichts davon hören. Aber was ich spreche, mag jeder wissen — Du behandelst mich schlecht, Du kränkst mich, Du bist ein Tyrann, der mich alle Tage fühlen läßt, daß er mich nur meines Geldes wegen genommen hat. Ich will mit Frau von Brynken verkehren, trotz Deines Verbotes, denn sie gefällt mir, sie wird mich lehren, was ich noch nicht weiß . . ."

Ohne eine Antwort wandte er sich ab, mit dem Knaben immer noch auf dem Arm, um das Zimmer zu verlassen, er wußte, streiten war nutzlos. Wenn sich seine Frau nach langem Kampf auch endlich seinem Willen zu fügen schien, so war es doch nur Heuchelei. Sie belog und betrog ihn wo und wie sie nur konnte, sobald es ihr paßte; vor den Dienstboten auf Kosten seiner Würde, das mußte er schweigend ertragen; er hatte in den langen Jahren bereits einsehen gelernt, daß kein Wechsel half und keine Änderung zu erzielen war. Aber wie stand er vor sich selber da? Alexander von Grohnen scheute nichts mehr als diese Frage an sein Gewissen.

Alma hatte gesehen, daß ihr Gatte nicht willens war, sich auf ein weiteres Wortgefecht mit ihr einzulassen, so wollte sie wenigstens ihrem Zorn noch einmal Luft machen. Wie eine kleine Furie stürzte sie an ihm vorüber, krachend flog die Thür ins Schloß. — Draußen kicherten Mädchen und Burschen, denen diese Knalleffekte nichts Neues waren und die sich jedesmal herzlich daran erfreuten. Drinnen legte Fritzi seine Arme fester um Papas Hals und drückte seine weichen Kinderlippen auf des Vaters Mund.

„Papa!" lispelte er schüchtern, als wolle er ihn trösten. Grohnen strich zärtlich über das dünne, blonde Haar. Dieses Kind liebte er mit der ganzen Tiefe und Innigkeit seiner weichen, aber in sich verschlossenen Natur. Sein Leben war ihm in Stücke gegangen, er gab den Versuch auf, es notdürftig wieder zusammenzuleimen, da er die Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen erkannte; aber dieses Stückchen Paradies, diese an Abgötterei grenzende Liebe zu seinem Sohn hatte er sich gerettet, es ersetzte ihm viel. Und auch Fritzi liebte den Vater mit der ganzen Hingabe seines kleinen Herzens. Die Mama war so launenhaft. Heute überfütterte sie ihn mit Süßigkeiten, morgen schlug sie ihn in blinder Wut ohne besonderen Anlaß, stieß ihn von sich und überließ ihn ganz den Mädchen. Auch hatte er ein instinktives Gefühl in seinem Kinderherzen, daß die Mama oft an dem ernsten Gesicht des Vaters schuld sei, und deshalb hatte er sich gewöhnt zu versuchen, das dann durch irgendwelche schüchterne Zärtlichkeit auszugleichen. Grohnen fühlte das wohl, jedoch ohne es sich merken zu lassen.

Er hatte den staubigen Dienstanzug mit einem leichten, bequemen Hausrock vertauscht und sah nun nachdenklich seinem Sohne zu, der auf dem Teppich saß und mit dem Entleeren des Papierkorbes beschäftigt war. Auf den ersten Blick war der Rittmeister eine fast hünenhafte Gestalt, groß, breitschultrig, männlich, aber dann trat in dem regelmäßig geschnittenen Gesicht eine fast frauenhafte Weichheit um den Mund, etwas Melancholisches in den Augen hervor, und die Umgebung der Nase deutete auf ein scharf angespanntes Gefühlsleben. Alles in allem war er nicht der Mann, seine Frau, die Mutter seines Kindes, schlecht zu behandeln, wie sie ihm bei den geringsten Anlässen vorwarf. Im Gegenteil. — Als er damals das unschöne, ungeliebte Mädchen zum Altar geführt hatte, Familienrücksichten halber, denen er sich zum Opfer gebracht, da war es sein redliches Bestreben gewesen, Alma die egoistischen Begründe seiner Werbung niemals zum Bewußtsein kommen zu lassen. Er hatte gehofft, die Ungleichheiten der Erziehung und Ansichten würden sich in der Ehe allmählich abschleifen, Alma würde sich nach ihm bilden; dagegen mußte er sehr bald die Entdeckung machen, daß er sich in diesem Punkt verrechnet. Sie verstand es ihm gegenüber ihre kleine, unbedeutende Person stets in den Vordergrund zu stellen, ihn täglich, stündlich fühlen zu lassen, daß sie recht gut die Größe der Mitgift, die sie ihm zugebracht hatte, abzuschätzen wisse, sie machte ihn toll mit Taktlosigkeiten, die sie niemals begriff, mit kleinlichem Nörgeln und Vertraulichkeiten mit Dienstboten, die ihm ungeheuerlich erschienen. Sie war im Grunde

ihres Herzens durchaus keine schlechte Frau, Gott bewahre, aber Erziehung, Temperament und vor allem absoluter Mangel an Selbstbeherrschung, schufen sie zu einer wahren Höllenqual für einen Mann, geartet wie Grohnen.

Als er inne geworden, daß all sein Mühen, sein guter Wille nutzlos verschwendet war, daß selbst das Kind kein festeres Band zwischen ihnen geworden, hatte er draußen im tollen Trubel zu vergessen gesucht, was ihm im Hause fehlte, aber er fand keine Befriedigung dabei. Seine Natur war anders geartet. Ein tiefes Sehnen nach Verständnis, häuslichem Glück, uneigennütziger Liebe lebte in ihm und beherrschte ihn um so heftiger, je mehr das Traumbild, das er sich einst erhofft, seinen Augen entschwand. Dann kam endlich eine stille Trostlosigkeit über ihn, in der nur der Wunsch nach Frieden wach blieb. Die kleine, unbedeutende, klatschlustige, scharfzüngige Frau, in deren Seele kein Tropfen vornehmer Gesinnung lebte, hatte den Sieg davongetragen.

Als Grohnen zum Nachmittagsdienst sein Haus verließ, flatterten die Quasten und Trobbeln des Bambusstuhls nicht mehr im Wind, dagegen klopfte eben unten im Parterre jemand ein großes Messingschild an die Entreethür, auf dem deutlich zu lesen stand: von Brynken!

Grohnens Augen glitten flüchtig über die Buchstaben im Basrelief, und das Gefühl von Unbehagen, das er schon immer gehabt, seitdem er durch seine Frau erfahren, wer die neuen Mieter seien, erfaßte ihn mit doppelter Gewalt. Er sah tausend Unannehmlichkeiten entstehen und wachsen, über die er keine Macht hatte.

Wie man in seinen Kreisen über Brynken dachte, war ihm hinlänglich bekannt. Allein es war doch nur ein Gemunkel, ein stummes Fernhalten seiner Person mehr auf Grund instinktiven Empfindens; direkt vorwerfen konnte ihm niemand etwas, und Antlaus Freundschaft gab ihm, selbst den größesten Skeptikern gegenüber, einen gewissen Halt, der sich nicht wegleugnen ließ. Nun war Antlau sein Schwadrons-Offizier, beide seine Hausgenossen. Verkehr ließ sich kaum vermeiden, aber ihm behagte diese Aussicht gar nicht. Dazu das Interesse seiner Frau für Stefanie . . . die Frau hatte keinen guten Ruf, ob mit oder ohne Grund galt ihm gleich, ging ihn auch nichts an, jedenfalls hätte sich keine Dame seines Regiments diesen Verkehr ausgesucht. Und er kannte seine Frau genügend! Bald würden Brynkens von allen Details seines Haushalts und seiner Ehe unterrichtet sein . . . Alma würde sich über eingebildete Leiden beklagen . . . Geärgert zog er den Säbel, der aufdringlich auf dem Trottoir rasselte, an sich — in demselben Augenblick bemerkte er Brynken, der ihm entgegenkam.

„Sieh da, Grohnen!“ sagte Theo stehen bleibend und dem andern die Hand entgegenstreckend. „Wie geht Dir's denn, alter Freund? Es ist eine lange Reihe von Jahren inzwischen verflossen seit wir miteinander im Kadettencorps die Schulbank drückten. Aber alte Freundschaft rostet nicht. Ich habe mich riesig gefreut als ich von meiner Frau hörte, daß uns der Zufall zu Hausgenossen gemacht hat. Wollen tüchtig zusammenhalten, was? In diesem verteufelten Nest findet man so wie so nicht leicht passenden Verkehr.“

Grohnen hatte die Hand des Sprechenden zögernd erfaßt und durchaus nicht so herzlich geschüttelt wie es nach Brynkens Worten wohl zu erwarten gewesen wäre; im Gegenteil, ihm selbst vielleicht unbewußt, prägte sich in seiner Haltung eine gewisse kühle Reserve aus, die der andere wohl merkte, die er aber zu ignorieren beliebte.

„Ich war über den Zufall nicht weniger erstaunt,“ sagte er zurückhaltend und absichtlich noch das ihm jetzt peinliche Du vermeidend, dem er doch nicht ohne empfindliche Beleidigung entgehen konnte.

Ohne besondere Aufforderung hatte sich Theo dem Vorwärtsgehenden angeschlossen, es lag ihm unendlich viel daran, nun, da ihm die Sorgen des Lebens entschwinden sollten, in seinen alten Kreisen wieder festen Fuß zu fassen; Kreise, deren Vorzüge nur der kennt und würdigt, der zu ihnen gehört, und die der stets schmerzlich vermissen wird, der aus ihnen geschieden. Durch Grohnen und Antlau gelang es Theo vielleicht wieder hineinzukommen, und er war entschlossen, diese Möglichkeit mit fester Hand zu packen.

„Ein besonderes Glück ist es,“ fuhr Brynken ganz harmlos fort, „daß unsere Frauen Gefallen aneinander gefunden zu haben scheinen. Wir Männer, na, wir sind keine Kinder mehr und wissen, was wir zu thun haben. Aber die Frauen! Wir als alte Ehemänner, Grohnen, haben ja wohl unsere Erfahrungen hinter uns.“

Über des Rittmeisters Gesicht flog wieder der unbehagliche Zug. „Du kennst Antlaus Frau?“ fragte er ablenkend, widerwillig die alte Freundschaftskette respektierend, die ihn an Brynken band.

„Gewiß! Sie war ja in unserem Hause! Das Kerlchen hat es gut getroffen, sage ich Dir. Schwer reich, hübsch und eine von jenen Lammesnaturen, die zu allem Ja und Amen sagen, was dem Mann paßt. Na, ich gönne ihm sein Glück! Das erste, wozu ihm die Heirat verhelfen soll, setze ich gerade in Scene. Wie Du mich hier siehst komme ich direkt vom Rennplatz. Stall gemietet für sechs Renner, von denen drei bereits angekauft sind, und die andern habe ich wenigstens in Aussicht. Das nötige Personal ist auch schon da. Eine Menge Scherereien, sage ich Dir, und der gute Junge kann mir dankbar sein, daß er bei seiner Rückkehr die größten Schwierigkeiten überwunden vorfindet.“

Grohnen hörte mit dem natürlichen Interesse des Reiteroffiziers diesen Auseinandersetzungen zu, dann sagte er: „Unter diesen Umständen muß Antlau allerdings über ein beträchtliches Kapital verfügen.“

„Die Frau — natürlich die Frau! Ja, etwas muß man doch für das Opfer seiner Freiheit eintauschen. So viel ich weiß, hat sie ihm Vollmacht über ihr Vermögen gegeben. Das Anfangskapital ist ja überhaupt das Ding, von dem alles abhängt; nachher rentiert sich die Geschichte schon, dafür laß

nur mich sorgen. Hierin stehe ich meinen Mann. Sans peur und sans reproche, das kannst Du mir glauben."

„Wenn sich Antlau nur nicht allzusehr von dieser Leidenschaft beherrschen lassen wird, er ist ein tüchtiger Offizier, und es wäre schade um ihn, aber wie ich ihn beurteile, läßt er sich zu leicht von einem Gegenstand völlig hinnehmen."

„In diesem Fall gewiß," bestätigte Brynken; „aber Du vergißt, daß ich ihm zur Seite bin, und er liebt es doch auch sehr, die Unbequemlichkeiten einer Sache anderen Schultern anzuvertrauen. Außerdem bin ich ja auch sein Compagnon."

Grohnen sah überrascht auf. Er hatte allerlei über Brynkens mißliche Vermögensverhältnisse reden hören, das mußte doch unwahr sein, wenn er sich an dieser Sache beteiligen konnte!

„Freilich," fuhr Theo fort und zog den einen Handschuh durch die Finger, „meine Einlage ist naturgemäß geringer, aber dafür gebe ich mein Renommee als Herrenreiter, meine Erfahrungen und meine Arbeitskraft, so stehen die Dinge gleich; jeder ringt eben um ein menschenwürdiges Dasein."

Er sagte nichts davon, daß ihm Cedrik dies Kapital aus Ditas Vermögen überwiesen, gleichsam als greifbaren Dank für seine Vermittelung, das blieb ihr beiderseitiges Geheimnis; aber Grohnen fühlte etwas das Unbehagen, das er bisher gegen jeden Verkehr mit Brynken gehabt, schwinden, da sich ihm die Überzeugung aufdrängte, es müsse doch nicht alles so hohl und faul in dessen Existenz sein, als es ihm geschildert worden.

„Und nun will ich Dich nicht weiter aufhalten," sagte Theo stehen bleibend, der recht wohl den Umschlag in der Stimmung seines früheren Kadetten-Kameraden bemerkte. „Zeit zum Plaudern finden wir voraussichtlich in der Folge noch oft genug. Good by!"

Er reichte ihm wieder die Hand, und diesmal ergriff sie der Rittmeister etwas wärmer. „Auf Wiedersehen; empfiehl mich Deiner Frau."

Es that ihm jetzt leid, zu Alma so viel gesagt zu haben. Natürlich fand das alles seinen Weg über kurz oder lang zu Brynkens herunter. Damals war es seine Absicht gewesen, sie zu schneiden, jetzt sagte er sich, daß er doch besser erst selbst geprüft hätte. Theo sprach mit männlicher Offenheit von seinem Ringen um das Dasein für sich und seine Frau. War er nicht etwa höher zu achten als einer, der sich dies Ringen erleichtert, nein, ganz von sich gewiesen, indem er ein ungeliebtes, reiches Mädchen geheiratet hatte, das ihm mit Recht sagen konnte: ‚Daß Du ohne Sorgen lebst, verdankst Du mir!' Welche Kette war schwerer zu tragen, und welche schloß eine größere Selbsterniedrigung ein?

Sechzehntes Kapitel.

Daheim! Dita sagte es sich mit leuchtenden Augen, als sie sich am ersten Morgen nach ihrer Rückkehr vom Frühstückstisch erhob, den Cedrik soeben in größter Eile verlassen um seine dienstlichen Meldungen rechtzeitig zu machen. Er hatte seinen Kaffee im Stehen getrunken, eine Menge unmöglicher Dinge durcheinander geworfen und war endlich mit einem flüchtigen Kuß auf Ditas Haar davongestürmt. Wie sie im Grunde ihres Herzens seine Liederlichkeit liebte! Sie gehörte so zu ihm und gestattete ihr ein weiteres Sichbeschäftigen mit ihm, wenn er auch nicht mehr anwesend war. Und nun sah sie lächelnd auf all die herumgeworfenen Dinge, ordnete sie langsam und ging dann, gleichsam Besitz ergreifend, mit glücklichen Augen durch die Räume, die nun ihr endlich Heimat sein sollten. Der Tapezier hatte sein möglichstes geleistet; es war luxuriös und dabei doch anheimelnd, ein zierliches Nest für ein junges Ehepaar.

Mitten auf dem Tisch des Salons stand ein großes, wundervolles Bouquet mit Brynkens Visitenkarte darin, der einzige Willkommensgruß der dem jungen Paar geworden; Hans Henning hatte sich mit wenigen freundlichen Zeilen begnügt. Dita beugte sich über die Blumen, ihren Duft einzuatmen, aber irgend etwas roch häßlich, wie nach sterbendem Welken, sie standen ja auch bereits seit gestern; sie hob die Vase auf, um sie fortzustellen.

Da klang draußen die Thürglocke trotz der frühen Stunde, und einen Augenblick später trat Stefanie bei der jungen Frau ein. Dita machte sich Vorwürfe, daß ihr dieser Besuch nicht willkommen war, sie hätte so gern noch ein Stündchen allein mit ihrem Glück, ihren Zukunftshoffnungen verträumt, dennoch sah sie in diesem ersten so ganz unzeremoniellen Besuch der älteren Frau die Absicht eines freundlichen Entgegenkommens, und sie bezwang sich schnell. Denn Stefanie war noch im Morgenrock, ganz wie sie ging und stand aus ihrer Wohnung weggelaufen und streckte nun, an der Thüre stehen bleibend, Dita beide Hände entgegen.

„Wie freue ich mich, daß Ihr endlich — endlich da seid," sagte sie, und es war wirklich ein Beben in ihrer Stimme, ein feuchter Blick in ihren Augen, der Dita sofort gewann. „Wie lang mir die Zeit geworden ist! Denn ich war wirklich ernstlich krank — sterbenselend und sterbenseinsam — und, Dita, wir wollen Du zu einander sagen und fleißig verkehren, willst Du?"

„Mit tausend Freuden," sagte Frau von Antlau innig. Sie umarmten und küßten sich. Diesmal wich Stefanie Ditas Lippen nicht aus. Sie zog sie dann auf ein kleines Ecksofa, von Palmen überdacht, und sah ihr prüfend in das Gesicht.

„Ja, so sieht das Glück aus," sagte sie nach einem kleinen Weilchen kopfnickend. „So habe ich Dich mir gedacht in meiner langen Leidenszeit. Nicht wahr, Dita, Du bist glücklich?"

„O, unbeschreiblich. Mehr wie ich sagen kann!"

„Und Du trägst mir all die kleinen Bosheiten nicht nach, mit denen ich Dich damals geplagt? — Bitte, sei nicht so höflich, mir widersprechen zu wollen, ich weiß das selbst am besten. Aber sieh, Dita, ich war ehrlich neidisch auf Dich, Du, jung, gesund, reich, im Begriff, all die kindischen Träume eines Mädchenherzens verwirklicht zu finden, und ich! Ich beichte nicht gern, man kommt sich hinterher entweder er-

bärmlich oder hochmütig vor, aber ich habe mir in meiner Krankheit vorgenommen, Dir das alles zu sagen, Deine Verzeihung zu erbitten, ich war so todeseinsam!"

„Stefanie, liebe Stefanie," sagte Dita gerührt und legte ihren Arm um deren Hals, „laß das doch alles ruhen, wir Menschen sind eben keine Engel. Ich trage Dir gewiß nichts nach."

„Nichts?"

„Nichts!" Und leise Stefanies Hand streichelnd: „Das Glück macht gut, Stefanie."

„Dann darfst Du von mir nichts Derartiges erwarten," sagte Frau von Brynken trocken und lehnte sich in das Sofa zurück, doch behielt sie Ditas Hand in der ihren. „Und nun schau mich einmal recht an, wie sehe ich aus, aber ehrlich?!"

„Nicht gut, Stefanie," gab Dita zögernd zu.

„Nun ja, das weiß ich ungefähr selbst. Gelb, mager, gealtert, und Du daneben wie eine frische Rose." Sie sprang plötzlich auf mit ihrer alten Elastizität und zog Dita vor den großen Spiegel. „Ein liebliches Bild," sagte sie, die Lippen verziehend, „ja, siehst Du, Kind, in meinem Alter kann man sich keine Krankheit mehr leisten, der Luxus kostet uns unser letztes bißchen Aussehen. Freue Dich, Dita, ich bin Dir jetzt eine wirksame Folie."

Aber Dita schloß ihr schnell den Mund, ein tiefes Mitleid beherrschte sie völlig.

„Ich werde Dich gesund und hübsch pflegen, Du glaubst gar nicht, was in diesem Punkte für Talente in mir stecken," sagte sie heiter. „Kein Mensch soll Dich nachher wiedererkennen."

Stefanie trat von ihr fort an das Fenster, und die Hände auf den Sims gestützt, wandte sie ihr Gesicht der Sprechenden zu.

„Wenn ich Dir sagen könnte, was für fürchterliche Stunden ich geistig und körperlich durchgemacht," sagte sie schaudernd, „Du würdest es nicht begreifen. Und so einsam dabei, so todeseinsam! Dann kommen die bösen Gedanken und zehren und fressen — willst Du mir glauben, daß ich nahe daran war, mich umzubringen?"

„Sprich so etwas nicht aus, Stefanie, schon der Gedanke ist eine Todsünde."

„Du weißt, daß ich über Sünden und Sünden stets meine eigenen Gedanken gehabt habe," sagte sie mit ihrem alten frivolen Lachen. „Ah, bah! Was reden wir von dem, was noch kommen kann! Theo hat meine Leidenszeit nicht sehr schwer empfunden."

„Ich weiß, Du Ärmste," sagte Dita so voll Zärtlichkeit, daß Stefanie mit großen Augen zu ihr aufsah, dann plötzlich lehnte sie ihr Gesicht an Ditas Schulter und schluchzte laut.

„Stefanie!" rief Dita ernstlich besorgt.

„Laß mich! Ich bin noch nervös — die Folgen der Krankheit," sagte sie ungeduldig, sich zu beherrschen suchend. Dann schüttelte sie heftig den Kopf. „Wahrhaftig, man wird kindisch aus körperlicher Schwäche. Vergiß das, Dita, bitte, ich bin nicht gern direktionslos. A propos," in überstürzender Hast, „weißt Du, daß der Rittmeister Deines Mannes über Euch wohnt?"

„Ja, das weiß ich."

„Nun, die Frau ist zur Zeit meine intimste Freundin," sagte Stefanie mit einer Grimasse.

Dita lachte. „Es scheint mit der Freundschaft nur einseitig zu sein, wenn ich Dich recht verstehe, Stefanie; ist sie nett?"

„Nett? Darüber ließe sich streiten! Sie mag eine gute, kleine Seele sein — sehr klein, glaube ich — aber in manchen Dingen ist sie geradezu unglaublich."

„Weshalb? Da ich sie doch auch kennen lernen werde, sie zudem die Frau von Cedriks Vorgesetztem ist, interessiert sie mich etwas."

Stefanie wühlte sich behaglich in ihr Eckchen, die breiten Ärmelspitzen des Morgenrockes bis an die schlanken Finger ziehend.

„Es ist doch etwas Urgemütliches um das Klatschen," sagte sie vergnügt, „obgleich ich, Du weißt es, Dita, nur geringe Anlage dazu habe. Aber ich fange doch an zu begreifen, daß Frauen dazu inklinieren. Wir haben monatelang unter einem Dach gehaust, und niemals habe ich Dir in deutlichen Worten ein Klagelied über meine Ehe gesungen, nicht wahr? Was für Schlüsse Du aus meinen Lebenserfahrungen zogst, das war Deine Sache, aber ich selber, ich sagte nichts."

„Nein! Und ich weiß, wie oft mir ein teilnehmendes Wort auf den Lippen schwebte, und immer unausgesprochen blieb, weil ich Deine Zurückweisung fürchtete."

„Vielleicht!" sagte Stefanie nachdenklich. „Vielleicht! Die Überlegenheit der Frau, dem unerfahrenen Mädchen gegenüber, hätte ich dadurch eingebüßt. Wer Augen zum Sehen hatte, konnte ja sehen. Aber ich habe auch einen großen Stolz, und der, meine ich, ist die Signatur unseres Charakters, er würde mir auch heute noch verbieten zu klagen, zu jammern, wo doch nichts zu ändern ist. Dies laute Hinausschreien seiner persönlichen Empfindungen ist so gräßlich vulgär. Vornehm muß man sich halten, Dita, und schweigen."

„Du glaubst, die Grohnensche Ehe ist unglücklich?" fragte Dita gespannt.

„Liebes Kind, ich glaube überhaupt nichts mehr, ich weiß alles. Nicht das kleinste Detail ist mir geschenkt worden, und weiß nur noch nicht, was ich mehr bewundern soll, die Taktlosigkeit der Frau, oder die Gleichgültigkeit des Mannes. Ich kenne ihn wenig, habe aber nicht viel für ihn übrig, da ich genau weiß, wie er über uns denkt. Paß auf, auch Du bist alsbald im Besitz sämtlicher ehelichen Geheimnisse, wenn Du ihr gefällst. Ernst kann man die Frau auf keinen Fall nehmen, nicht ein Tröpfchen vornehmer Gesinnung rollt in ihren Adern, das macht die Erziehung, Kleine, Du kannst es mir bei Gott glauben; das pur sang fehlt."

„Ich bin auch nicht von Adel," sagte Dita mit einem kleinen neckenden Lächeln.

„O Du! Das ist doch ganz etwas anderes! Ich habe mich ja oftmals im stillen darüber geärgert, daß die Hamburger Kaufmannstochter es jeder Edeldame gleich that. Der Baronin Antlau

kann ich das ja jetzt gestehen. Du würdest niemals über irgend etwas sprechen, das Dich oder Deinen Mann in den Augen anderer herabsetzte."

„Nie!" sagte Dita entschieden, mit einem kleinen Rot der Freude über Stefanies Anerkennung.

Diese erhob sich. „Schade, nun muß ich gehen! Bei Dir ist es so gemütlich, Dita, so warm; drunten bei mir überfällt mich oft ein Frösteln. Wir werden auch viel aufeinander angewiesen sein, wir Frauen, denn mit dem Sport müssen wir die Konkurrenz aufgeben; das wirst Du auch noch einsehen."

In der Thür, schon auf der Schwelle, wandte sie noch einmal ihr blasses, müdes Gesicht über die Schulter zurück.

„Einen Staatsbesuch, liebe Dita, schenke ich Euch, auch mag Dein Mann sich ruhig etwaiger Rücksichten auf mich entschlagen, sage ihm das, dafür rechne ich auf Dich."

Dita war ganz erschrocken. „O," entgegnete sie, „das wird Cedrik nicht angenehm berühren, das klingt ja fast, als willst Du ihn nicht sehen, er hat Dir doch nichts gethan?"

Stefanie lächelte. „Nein, gewiß, er hat mir nichts gethan! Aber Du und der Rennstall werden ihn ganz beschäftigen, es ist nur ein Freundschaftsdienst, wenn ich meine Person aus seinem Pflichtenverzeichnis streiche."

Damit ging sie eilig hinaus, als ob jedes weitere Wort überflüssig sei. —

„Cedrik," sagte Dita nach dem Diner, als es sich ihr Gatte für ein Stündchen bequem gemacht hatte, das heißt, er lag behaglich auf der Chaiselongue seines Zimmers, eine Cigarre im Mund, und sann darüber nach, wie er seine Frau darauf vorbereiten sollte, daß er sie den Rest des Tages sich selbst überlassen mußte, da eine Besichtigung der Ställe und Pferde nicht nur geboten, sondern geradezu ersehnt war . . . „Stefanie war heut vormittag wohl über eine Stunde hier. Die Krankheit hat sie sehr verändert, sie ist gut und lieb geworden."

Er lachte vor sich hin.

„Maus, Du bist ein gläubiges Gemüt."

„Was habt Ihr nur miteinander gehabt, irgend etwas muß es doch sein," fuhr Dita neugierig fort. „Ihr wart doch sonst so gute Freunde, und sie hat sich vorhin Deinen Besuch so quasi verbeten."

Er richtete sich auf dem Ellenbogen auf.

„Wahrhaftig? Das ist ja ganz famos."

„Aber weshalb?" fragte seine Frau eindringlich und sah ihm in das Gesicht. „Ich begreife es einfach nicht."

Cedrik lehnte sich wieder behaglich zurück.

„Sie respektiert eben die Eingriffe ihres Mannes in meine Zeit," gab er launig zu. „Um seinetwillen wirst Du mich oft entbehren müssen, Maus."

Sie seufzte. „Stefanie sprach auch davon, es ist doch recht traurig, Cedrik."

„Was?"

„Daß ich Dich mit so vielem teilen muß, Dienst und Sport," sagte sie mit einem kleinen Seufzer.

Er lachte. „Ja, das glaube ich, Du möchtest mich so ganz für Dich allein haben, als reinsten Weiberknecht. Aber siehst Du, Schatz, das geht nicht," er sprang elastisch auf, „das geht nicht einmal heut, ich muß mit Theo fort, und zwar gleich. Du bist mir doch deshalb nicht böse, Maus?"

„Heute?" fragte sie enttäuscht. Diesen ersten Tag im eigenen Heim hatte sie sich anders ausgemalt.

Er zog sie an sich und küßte ihr betrübtes Gesicht. „Sei nachsichtig — mir zuliebe!" bat er in seiner alten herzgewinnenden Weise.

Und sie lächelte ihm zu. Was bedeuteten denn auch ein paar einsame Stunden, er kam ja wieder, er blieb ja bei ihr, für immer. —

Auf Cedriks kleinem elegantem Gefährt, das auch Theo ausgesucht, fuhren eine Stunde später die beiden Herren davon, Dita sah ihnen vom Fenster aus grüßend nach. Sie lächelte, obgleich ihr ein wenig trübselig zu Mute war.

Um sich nicht ganz einsam zu fühlen, ordnete sie in ihren Sachen, that dies uns jenes, freute sich auf die Stunde der Heimkehr und vor allen Dingen auf das Morgen, das ihr den Gatten nicht wieder entreißen sollte. Aber die Heimkehr verzögerte sich lange, lange, und endlich kam ein Dienstmann mit einem Brief, in dem ihr Mann schrieb, daß sie noch für ein paar Stunden in den Klub gefahren seien, sie solle nicht warten. Gehorsam ging Dita zu Bett, sie wollte dem wehen Gefühl der Einsamkeit nicht nachgeben. —

Von jenem erhofften Zusammenleben aber, in dem auch das Kleine und Kleinste bindend wirkt und die rechte Zusammengehörigkeit schafft, von dem Dita geträumt als sie dem Manne ihrer Liebe angetraut wurde, zeigte sich in Wahrheit blutwenig. Der Dienst trat in seine Rechte, müde und abgespannt kam Cedrik nach Hause, mit dem einzigen Bedürfnis, zu essen und zu schlafen. Daß er beides mit Behagen thun konnte, dafür sorgte Dita, es war eigentlich das einzige, was ihr für ihn zu thun übrig blieb, denn seine freie Zeit occupierte Brynken vollständig. Es verging fast kein Tag, an dem sie nicht in den Ställen draußen waren, ihre Sorgen, ihre Pläne, ihre Freude hatten, von denen dann Cedrik sehr animiert zu Hause zu erzählen pflegte, die Dita aber nur mit leisem neidvollem Seufzer anhörte, denn darin konzentrierte sich das ganze Dichten und Trachten ihres Mannes.

Mit Schrecken sah sie, daß sie als Mädchen nicht einsamer gewesen wie jetzt als Frau, und sie machte sich Vorwürfe, daß sie mit einem Gefühl, das der Bitterkeit nicht unähnlich war, an Cedriks Passion dachte.

Mit der Zeit mußte es ja auch anders werden, sobald nur erst die Herbstrennen vorüber waren, auf denen beide sich Lorbeeren zu holen gedachten. So kämpfte sie alle Ungeduld und Empfindlichkeit heldenmütig nieder, zeigte ihrem Manne stets ein freundliches Gesicht, und Cedrik dachte gar nicht anders, als daß ihr das auch von Herzen kommen müsse.

Mit Stefanie war sie häufig zusammen, Frau von Grohnen dagegen hatte etwas Unsympathisches für sie, und da sie dieselbe meist bei Brynkens traf, so unterließ sie manchen Besuch, den sie dort sonst abgestattet hätte.

Es war heiß geworden und drückend schwül draußen, so daß Stefanie und Dita aus dem gemeinsamen Garten ins Haus geflohen waren; stumm und träge lehnten sie einander gegenüber, Dita mit der Furcht beschäftigt, das drohende Wetter im Westen könne heraufkommen und Cedrik gerade unterwegs treffen, Stefanie in einem beinahe lethargischen Zustand, in den sie ihre Schwäche jetzt öfter versetzte. Da rollte draußen ein Wagen und hielt vor dem Haus.

Dita schnellte auf und lief ans Fenster.

„Unsere Männer!" sagte sie mit kaum unterdrücktem Jubel, denn so früh hatte sie Cedrik nicht zurückerwartet.

Stefanie öffnete ein wenig die Augen.

„Willst Du fort?" fragte sie matt.

„Ja. Nimm's nicht übel, aber er wird durstig und hungrig sein." Ihre Gedanken drehten sich so ausschließlich um ihren Mann, daß sie gar nicht bemerkte, wie sie bei andern denselben Gedankengang voraussetzte. Stefanie nickte ein wenig.

„Auf Wiedersehen!"

Aber als Dita an der Korridorthür stand, versperrte ihr Brynken den Ausgang.

„Daraus wird nichts, Frau Dita. Sie laufen stets davon, wenn ich komme, und dadurch ist Cedrik noch kein einziges Mal ordentlich bei uns gewesen. Freundschaft hat aber auch ihr Recht. Und da wir uns heut miteinander geärgert, haben wir auch begründeten Anspruch darauf, es miteinander hinunterzuschlucken."

Dita machte ein betretenes Gesicht, sie hatte sich so auf ein Zusammensein mit ihrem Manne gefreut!

„Stefanie ist noch immer leidend, Theo," sagte sie und sah ihren Gatten an.

„Seit wann hat sich Stefanie jemals um das Hauswesen derangiert?" fragte er achselzuckend. „Nein wahrhaftig, Dita, ich nehme Ihnen Ihr Widerstreben ernstlich übel; so lange den Honigmond auszudehnen, ist ein Unrecht an der Gesellschaft."

Sie errötete ein wenig.

„Ich dachte nur an Stefanie," sagte sie schnell, denn jeder Hinweis auf ihre junge Ehe war ihr noch peinlich.

Sie traten in das Wohnzimmer, wo ihnen Frau von Brynken mit erstaunten Augen entgegensah, sich erhebend kam sie langsam auf die Eintretenden zu. In der gewitterschwülen Dämmerung, die schon im Zimmer herrschte, sah sie doppelt blaß und leidend aus.

„Sei so gut und laß etwas zu essen und zu trinken besorgen," sagte Theo, „Antlaus sind heut abend unsere Gäste."

Sie drückte schweigend auf den Knopf der elektrischen Klingel, dann wandte sie sich an Cedrik.

„Ich freue mich wirklich, Sie auch wieder einmal bei mir begrüßen zu können," sagte sie höflich aber eiskalt, „Sie finden im allgemeinen wenig Zeit jetzt."

„Und auch heute verdankst Du es nur einem gewaltigen Ärger, den wir draußen hatten," fiel Theo ein. „Der Bengel, der die Stallwache hatte, muß nicht aufgepaßt haben, denn wir fanden heut Great Eastern mit einer geschwollnen Fessel. Der Stern unseres Stalles! Vielleicht hindert uns das beim Herbstrennen, denn die anderen Pferde sind noch nicht genügend trainiert."

„Ach," sagte Stefanie interessiert und sah ihren Mann an, „das ist ja ein abscheulicher Zwischenfall. Was habt Ihr gemacht?"

„Erst ein paar Jagdhiebe für den Bengel, dann einen Tierarzt und was immer möglich. Ich hoffe doch, wir schaffen es wieder?"

Er hatte sich in einen Schaukelstuhl geworfen, den er, bequem ausgestreckt, in Gang setzte, auch Cedrik machte es ähnlich. Stefanie ging im Zimmer umher und sprach mit Verständnis und Interesse von all den Dingen, die den beiden Herren am nächsten lagen, aber sie vermied es dabei, Cedrik anzusehen, und wenn es ja einmal geschah, so blieb ihr Blick nicht an ihm hängen, gleichgültig glitt er weiter, als sei er für sie eine ganz fremde Person. War das Absicht, oder empfand sie wirklich nichts mehr für ihn! Er mußte es bald glauben, denn eine Frau wie Stefanie wäre einer so andauernden Heuchelei unfähig gewesen, ihr Temperament hätte sie hingerissen. Er begriff auch den Vorgang, der sich in ihrem Innern abgespielt haben mußte, um diese Gleichgültigkeit zu ermöglichen, er kannte das aus Erfahrung, aber trotzdem ärgerte es ihn. Während des Abendessens sagte er einmal:

„Wenn Sie wirklich so viel Interesse an unserem Stall hätten wie Sie thun, Stefanie, wären Sie längst einmal mit hinausgefahren."

Ihre Augen leuchteten einen Augenblick auf, gleich darauf wandte sie sich kühl zur Seite.

„Wozu! Es würde mich anstrengen, denn ich bin noch leidend, und die erste dazu ist doch Ihre Frau."

„Dita hat auch nicht eine Spur von Interesse oder Verständnis dafür — leider!" sagte er seufzend.

Sie zuckte die Achseln.

„Und mich geht's im Grunde genommen auch gar nichts an," war ihre abweisende Antwort. „Wenn Theo das Seinige thut, kann ich füglich aus dem Spiel bleiben."

„Ah, wenn es Ihnen kein Vergnügen macht, das ist dann etwas anderes," antwortete er pikiert. „Wissen Sie, Stefanie, daß Sie früher liebenswürdiger waren?"

Er sah sich um, als er das sagte, niemand hatte seine Worte gehört, denn Brynken und Dita sorgten für den Abendtisch. Seine Augen, diese verführerischen, sonnigen Augen suchten die ihrigen, aber sie sah flüchtig hinweg zum Fenster hinaus.

„Möglich! Was thut es! Der Mensch ändert sich eben." Kein Zeichen, keine Spur, daß sie der Vergangenheit gedachte.

„Sind Sie böse auf mich, daß ich Ihnen Theo wieder fortschicke? Ich kann nicht abkommen, und auf dem Hamburger Rennen hoffen wir unsern letzten Bedarf zu decken," begann er wieder.

Sie zuckte die Achseln. „Eine sehr überflüssige Bemerkung, Cedrik, Sie wissen ja gut genug, daß mir Theo nicht zum Leben notwendig ist."

„Wie gefällt Ihnen Dita?" fragte er mit der direkten Absicht, sie zu quälen, „ist sie nicht eine reizende Frau geworden?"

„Ja!" Sie hatte ein wenig gezögert, ehe sie das Wort aussprach, desto schneller setzte sie hinzu: „Lassen Sie sie nicht zu viel allein, Cedrik, das verstimmt."

Er lachte. „Dita ist sehr gut," versicherte er.

Wieder ein Achselzucken, und dann Schweigen, langes Schweigen, bis die andern wiederkamen.

Am Abend sagte Cedrik, als er mit seiner Frau in seine Wohnung kam: „Wie thöricht, Maus, daß wir unten geblieben sind. So ein schöner Abend, den wir ganz für uns allein gehabt hätten! Fandest Du die Geschichte nicht steif und langweilig? Seit Stefanie die Kranke spielt, ist sie unleidlich geworden."

„Spielt?" wiederholte Dita vorwurfsvoll, indem sie ihren Kopf an die Schulter ihres Mannes lehnte, „sie ist es wirklich. Sahst Du nicht, wie elend sie aussieht?"

„Ja, sie hat höllisch verloren. Nun, Schatz, ich denke nicht, daß wir uns die Sorgen anderer zu Herzen nehmen! Besonders nicht in einem so gemütlichen Augenblick wie dem jetzigen."

Er setzte sich in einen tiefen, breiten Lehnstuhl und zog sein junges Weib auf sein Knie. Die Fenster standen offen, von draußen hörte man nichts als das Plätschern des starken Gewitterregens und in der Ferne ein leises Donnerrollen, die verschleierte Lampe auf dem Bronzefuß brannte nur auf Halblicht. Dita lehnte ihre Wange an die ihres Mannes und den Arm um seinen Hals. Dann sagte sie nach einer kleinen Pause halblaut: „Sieh, Cedrik, so habe ich mir ein Zusammenleben zweier Menschen gedacht und ersehnt, die sich über alles lieben. Aber nicht allein körperlich eng aneinandergeschmiegt, sondern auch geistig. Seele an Seele. Eine in die andere übergehend, verschmelzend, daß die Grenze der meinen und Deinen verschwindet zu einer einzigen großen, allmächtigen Einheit."

Er lachte lustig auf, aber sie schloß ihm schnell mit der Hand den Mund.

„Lache jetzt nicht, Liebster," flüsterte sie noch leiser, „laß mich einmal in diesem Augenblick sprechen wie mir ums Herz ist, und höre mir zu." Ihre Hand glitt kosend über sein weiches, lockiges Haar, als sie fortfuhr: „Ich habe manchmal das Gefühl, wenn ich Dich auch noch so fest in meinen Armen halte, als wäre zwischen uns ein leerer Raum, den ich ausfüllen müßte um jeden Preis, denn ich habe Dich so lieb, Cedrik, so lieb, daß ich nichts zwischen uns dulden will, nicht einmal diesen leeren Raum. Seitdem ich Deine Frau bin, habe ich ein Recht auf Dich, und mit diesem Recht suche ich Deine Seele. Sage mir, mein Einziger, Liebster, wie kann ich sie finden?"

Er hatte mit steigendem Staunen ihren Worten zugehört, nun richtete er sich aus seiner bequemen Lage empor und sie ein wenig von sich schiebend, sagte er halb lachend, halb bestürzt: „Welch ein Unsinn, Herz! Meine Seele! Ich weiß nicht einmal genau, wo sie sitzt, wie sie beschaffen ist, und ob Du sehr erbaut von ihr sein würdest. Quäle Dich nicht mit solchen Hirngespinsten, Maus, sondern nimm das Leben wie es ist, heiter, gemütlich und sorgenlos. Deine Anspielung von dem leeren Raum habe ich recht gut verstanden," er zupfte sie am Ohrläppchen, „Du meinst damit den Rennstall, der zwischen uns liegt. Aber siehst Du, Schatz, sein Vergnügen muß der Mensch einmal haben, und meine Rennpferde sind am Ende doch Nebenbuhler, die Du Dir gern noch gefallen lassen kannst."

Sie schwieg ein Weilchen, dann sagte sie mit unterdrücktem Seufzer: „Du hast mich nicht verstanden, Cedrik, ich muß mich falsch ausgedrückt haben."

Er sprang auf. „Laß es gut sein, Maus, es ist spät, und morgen muß ich früh in den Dienst. Hat Dir Stefanie ihre Theorie eingeimpft, daß in der Ehe meist ein Teil den andern mit Haut und Haar auffrißt, und möchtest Du mich am Ende so verspeisen? Ich halte die ganze Geschichte für Blödsinn. Friedlich und fröhlich nebeneinander leben, sich lieb haben, das scheint mir die Hauptsache in einer glücklichen Ehe. So wollen wir es halten. Und nun komm zu Bett, Schatz."

Aber Dita lag noch lange wach und grübelte über das geistige Band, das ihrer Meinung nach Eheleute verbinden müsse. Cedrik hatte sie ausgelacht. Vielleicht ließ es sich auch nicht deutlich in Worte fassen, was sie eigentlich meinte, und so nahm sie sich denn vor, schweigend und unermüdlich um das zu werben, was sie als Notwendigkeit empfand; um den Besitz seiner Seele.

Siebenzehntes Kapitel.

Der Garten, der an die Rückseite des Hauses stieß, gehörte allen Mietern gemeinschaftlich und wurde von ihnen desto ungenierter benutzt, je mehr sie miteinander bekannt waren.

Fritzi hatte sein Spielplätzchen, und von ihrem Schlafzimmer aus konnte Dita den Kleinen stundenlang im Sande graben oder tiefsinnig in sein Bilderbuch starren sehen. Er war ein stiller Knabe, scheu gegen Fremde, und Dita hatte bisher wenig Berührungspunkte mit ihm gehabt, trotz ihrer Vorliebe für Kinder, es schien ihr auch, als ob es Grohnens nicht besonders gern sehen würden, wenn sich eine Fremde im Herzen ihres einzigen Kindes einen Platz zu erobern suchte, und diese Eifersucht begriff sie so vollkommen, daß sie jeden derartigen Wunsch unterdrückte.

In diesem Augenblick sah sie Frau von Grohnen in nachlässigem Morgenkostüm aus dem Hause kommen und eiligst auf das Kind zugehen. Sie beugte sich herab; in Haltung und Gebärde sah man deutlich, daß sie zornig war. Zuerst sprach sie auf den Knaben ein, dann riß sie ihn am Arm empor, schüttelte ihn hin und her, und endlich, immer noch nicht zufrieden, schlug sie in blindem Zorn auf das Kind los; dann warf sie es zur Seite, und ohne sich nur noch einmal umzusehen, raste sie in das Haus zurück.

Atemlos hatte Dita oben am Fenster diese Scene mit angesehen. Das Herz krampfte sich ihr zusammen, und ihr Gerechtigkeitsgefühl lehnte sich gegen diese harte Züchtigung auf. Was konnte ein fünfjähriges, stilles Kind verbrochen haben, das eine so exemplarische Strafe verdiente!

Sie blieb am Fenster stehen und sah mit wehem Herzen auf den Knaben, der sich eben taumelnd erhob, beim Fall war sein Spielzeug zerbrochen, mit dem er sich vorher beschäftigt hatte, und diese Erkenntnis im Verein mit dem Vorangegangenen schien sein kleines Herz bis zum Bersten mit Kummer zu erfüllen. Er legte die Ärmchen auf den Rasen, den Kopf darauf und begann so intensiv zu schluchzen, wie nur ein Erwachsener in schweren Herzensnöten. Der ganze kleine Körper zuckte und bebte und auf seinen unbedeckten Kopf brannte die Sonne.

Länger hinzusehen war Dita nicht möglich. Wie sie ging und stand, nur im weißen Morgenkleid lief sie hinunter, in den schon heißer werdenden Garten. Das Kind hörte ihren Schritt nicht, so versunken war es in seinen Kummer, erst als Dita dicht neben ihm stand, mit leiser Stimme „Fritzi,“ rief, fuhr er erschrocken zusammen. Sein Weinen verstummte, scheu hob er den Kopf. Dita sah in ein ganz entstelltes Kindergesicht, und ohne Besinnen hob sie das kleine Kerlchen auf und trug es auf den Armen zur nächsten schattigen Bank. Einen Augenblick zuckte der kleine Körper, als entwände er sich mit Gewalt jeder Berührung, dann blieb er still, ohne sich zu regen.

Dita setzte sich und hielt das Kind auf ihrem Schoß, mit sanfter Hand strich sie ihm die feuchten dünnen Löckchen aus der erhitzten Stirn. Nach einer Weile erst, als sie ein ganz leises Anschmiegen des zarten Körpers spürte, fragte sie sanft und freundlich: „Warum hat Fritzi geweint?“

Der Kleine schwieg. Erst nach langer, langer Pause kam seine halblaute Antwort: „Mama war so böse.“

„Weshalb? Warst Du unartig?“

Er schüttelte den Kopf. „Nein, Mamas weiße Puppe ist heruntergefallen und entzwei. Aber ich war es nicht,“ fuhr er plötzlich eifrig fort, indem er sich aufrichtete. „Es war ja die Lore, ich habe es gesehen.“

„Hast Du das Mama gesagt?“

„Ja, aber sie sagt, ich lüge! Ich lüge niemals,“ versicherte er treuherzig.

„Ein gutes Kind darf auch nicht lügen,“ erwiderte Dita ernsthaft. „Und ich glaube, daß Du ein gutes Kind bist, Fritzi.“

Ein helles Lächeln flog über das schmale Gesichtchen.

„Papa glaubt es auch.“

„Aber weshalb denkt denn Mama, die Lore habe die Wahrheit gesagt und nicht Du?“ fragte Dita weiter, die diese Möglichkeit einfach nicht begriff.

„Ich weiß nicht, sie hat sie wohl lieber,“ entgegnete er endlich nach angestrengtem Nachdenken. „Sie glaubt ihr alles, was sie sagt. Und die Lore lügt doch, sie lügt auch bei dem Papa.“

„So, so!“ sagte Dita, nicht gewillt, mehr aus dem häuslichen Leben ihrer Hausgenossen zu hören. „Also der Papa glaubt, daß Du ein guter Junge bist. Hat er Dich sehr lieb?“

„Ja — sehr. Und ich ihn auch. Sehr! — Sehr! — Sehr.“

„Und die Mama?“

Der Kleine schwieg. „Manchmal ist sie so böse!“ sagte er endlich scheu.

Dita streichelte wieder sein Haar. Ein heißes Mitleid mit diesem Kinde, das entbehren mußte, was sie so gern mit vollen Händen gegeben: Mutterliebe, Muttersorge, wallte in ihr auf.

„Wollen wir gute Freunde werden, Fritzi?“ fragte sie nach einer Pause. „Willst Du mir einen Kuß geben?“

Das Kind richtete sich auf, umfaßte ihren Hals und küßte sie zärtlich; das unbewußte Empfinden, daß diese Frau es gut mit ihm meine, besiegte seine Schüchternheit.

Grohnen kam gerade die Treppe in den Garten hinab, um nach seinem Sohn zu sehen. Überrascht blieb er stehen. Diese Zärtlichkeit seines scheuen, kleinen Knaben gegen eine Fremde war ihm kaum glaublich. Dann ging er langsam näher. Die Gruppe, die ihn nicht kommen sah, interessierte ihn sehr. Endlich stand er nur noch wenige Schritte von der Bank entfernt.

„Guten Tag, Gnädigste, verzeihen Sie, wenn ich störe!“

„Papa!“ schrie Fritzi jubelnd, machte aber keine Miene, Ditas Schoß zu verlassen.

Sie rückte ein wenig zur Seite. „Wollen Sie nicht Platz nehmen? Die Bank reicht für uns alle aus. Ich hoffe nicht, daß Sie gekommen sind, um unsern jungen Freundschaftsbund hier zu stören.“ Dabei sah sie ihn prüfend an.

„Es ist mir lieber, mich ihm anzuschließen,“ sagte er lächelnd.

„Dann sind Sie willkommen.“

Sie sah ihm heut zum ersten Mal aufmerksam in das Gesicht und fand manches darin, was ihr auffiel. Ihre Begegnungen waren bisher knapp und flüchtig gewesen. Seine Erscheinung hatte sich ihr nicht sonderlich eingeprägt, nun fand sie einen Zug nervöser Ermüdung und gleichzeitig reger Reizbarkeit besonders in dem etwas unstäten Blick seiner Augen, und sie begann ihn in Beziehung zu der Frau zu setzen, die sie kannte, und von der sie mit Sicherheit empfand, daß der Mann neben ihr nicht gerade das Paradies gefunden hatte.

Er deutete ihren kurzen, aber prüfenden Blick anders und begann sich zu entschuldigen. „Ich bin noch im Dienstanzug, verbrannt und verstaubt, Gnädigste, wie es dem Krieger geziemt, entschuldigen Sie mich gütigst. Als ich aber oben hörte, Fritzi sei im Garten, trieb es mich doch zuerst her. Er ist ein zartes Kind und muß ängstlich bewacht werden.“

„Sie lieben ihn sehr,“ sagte sie mit einem leisen Seufzer des Neides, denn auch sie würde ihre Kinder sehr geliebt haben. „Und er vergilt es Ihnen reichlich.“

Ein sonniges Lächeln, das ihn merkwürdig ver-

schönte, flog über sein Gesicht. „Vater und Sohn," sagte er. „Wenn das kein Band ist, das fest bindet, giebt es überhaupt keins auf der Welt. Ich schäme mich des Geständnisses gar nicht, daß sich für mich um diesen kleinen Blondkopf hier alles im Leben dreht. Und wie zuthunlich er zu Ihnen ist! Ich kann mich vor Erstaunen gar nicht fassen! Dies schüchterne, scheue Kind."

Er strich behutsam über die dünnen, blonden Löckchen, mit einem Ausdruck von Weichheit und Zärtlichkeit, der Dita rührte.

„Kinder haben mich immer geliebt," sagte sie mit einem Anflug von Stolz.

Er betrachtete sie ohne alle Bemäntelung genau. „Das schönste Zeugnis, das einer Frau ausgestellt werden kann — in meinen Augen."

„Man braucht dazu weder schön, noch witzig oder geistreich zu sein," lächelte sie.

„Aber gut. Weib im idealsten Sinne des Wortes."

Sie errötete, und plötzlich fiel ihr ein, daß Grohnen und Cedrik doch in derselben Schwadron standen, daß, wenn der Rittmeister also zu Hause war, auch ihr Gatte nicht mehr fern sein konnte.

„Ist mein Mann nicht mit Ihnen gekommen?" fragte sie ganz unvermittelt, schon im Begriff sich zu erheben, denn jede Fiber ihres Herzens zog sie zu Cedrik.

„Nein, Gnädigste. Er bat mich, Ihnen zu sagen, daß Sie nicht mit dem Essen auf ihn warten möchten, er sei zu seinen Pferden hinaus. Brynken wartete vor der Kaserne auf ihn, er schien ihm keine angenehme Nachricht zu überbringen, denn Antlau erbat sich sofort Urlaub für den ganzen Tag."

„Dieser unglückselige Rennstall," sagte Dita unbedacht mit einem tiefen Seufzer.

Er legte die Hand an den Säbel und stieß ihn etwas im Kies hin und her.

„Meine gnädigste Frau, darf ich mir ein offenes Wort erlauben, das der Gattin des Kameraden gilt?"

Sie sah ihn an und nickte ernsthaft.

„Gewiß, ich werde Ihnen dankbar sein."

„Wenden Sie ein wenig Ihren Einfluß an, daß Ihres Gatten Passion nicht allzu sehr überhand nimmt. Ich fürchte, er läßt sich zu stark davon beherrschen," begann er vorsichtig, „der tüchtige, schneidige Offizier, als den ich ihn bisher gekannt habe, der nebenher Sportsmann sein kann, ist im Begriff sich so völlig zum Sportsmann umzugestalten, daß sein Beruf darunter leidet. Ich bin ihm entgegengekommen, so viel ich konnte, habe ihn von den Anforderungen des Dienstes entbunden, so viel ich vermochte, aber ich fürchte, auf die Dauer wird das doch nicht angängig sein. Man kann nicht mit der gleichen Glut zweien Herren dienen. Und im Grunde ist das auch eine gefährliche Sache."

Dita sah ganz erschrocken aus.

„Ich glaube nicht, Herr von Grohnen, daß eine Mahnung nach dieser Richtung hin ungehört an meines Gatten Ohr verklingen wird — aber ich fürchte doch" — mit tiefem Seufzer — „auf seine Passion habe ich nur geringen Einfluß. Da ist Herr von Brynken."

„Hm — Brynken . . ." wiederholte Grohnen in eigenem Ton.

Sie sah ihn an. „Haben Sie irgend etwas gegen ihn?" fragte sie unsicher, nicht recht einig mit sich, ob sie diese Frage thun dürfe.

„Gewiß nicht. Er ist absolut vollkommen in dem, was er sein will, nämlich ein Sportsmann. Antlau ist in vielen Dingen sein Gegenstück; daher wohl die zu starke Beeinflussung — wenn Sie, meine gnädige Frau, nicht die Wage halten."

Dita schüttelte den Kopf.

„Wir Frauen können nicht beeinflussen, nur glätten und ausgleichen."

„Ah!" sagte er bitter und warf den Kopf auf, „die Menschen sind verschieden! Es giebt freilich Kautschuknaturen, die jedem Eindruck nachgeben, um nachher desto elastischer in die Höhe zu schnellen, aber auch solche, denen jedes Geschehnis tief geht, bei denen es sich einbrennt, immer tiefer und fressender, bis sie zu Staub zerfallen, alles an ihnen zerfasert ist; solchen Naturen kann eine Frau viel im Guten wie im Bösen sein."

„Herr von Grohnen" — Dita hatte inzwischen ernsthaft erwogen, was sie zu thun habe — „ich will suchen, Ihren Andeutungen nachzukommen. Darf ich Ihren Namen nennen?"

Er sah sie nachdenklich an, ganz selbstvergessen. Endlich ermannte er sich.

„Gewiß, Gnädigste, ich stelle das ganz in Ihr Ermessen. Nur vergessen Sie nicht — der Kamerad sprach zu Ihnen, nicht etwa der Vorgesetzte."

Sie sah mit süßem Lächeln zu dem Aufgestandenen in die Höhe. „Ich danke Ihnen, Herr von Grohnen."

„Und nun komm, Fritzi," er hob den Kleinen in seinen Armen auf, „jetzt gehen wir, damit die gnädige Frau unserer Gesellschaft nicht ganz überdrüssig wird."

Dita hielt die kleine, blaugeäderte Hand fest und sah zärtlich auf das Kind.

„Wir sind nun gute Freunde, nicht wahr?"

Statt aller Antwort reckte er ihr sein Mäulchen entgegen, und sie küßte ihn herzlich.

(Fortsetzung folgt.)



Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Das Amselnest.

Schon morgens früh, eh' noch der Sonne Zeichen
Vor meinem Fenster in die Tannenspitzen reichen,
Wenn noch die Morgennebel mit dem Tage ringen,
Dann hör' ich meistens schon die liebe Amsel singen. —
Im Pfeifen thut's ihr keiner gleich, das geht wie um die Wette,
Die Töne sind so klar und rein, als blies wer Klarinette.
Und ach, wie süß und sehnsuchtsvoll weiß sie zu musizieren,
Aus leiser Klage schwillt es an bis hoch zum Jubilieren. —
Stör' nicht den Vogel, wenn er singt — sein Lied sollt' Dir was gelten,
Und bist Du gar zu rücksichtslos, so fängt er an zu schelten.
Er zetert dann — man wundert sich, wo der Gesang geblieben —
Und macht es wahrlich fast so arg, wie eine „böse Sieben!"
Gehst Du nicht weg, so fliegt er fort, bis alles wieder schweigt,
Pfeift einmal, zweimal, dreimal dann, indem den Kopf er neigt,
Das hört sich an so wunderbar, als wär' es eine Frage,
Der Vogel lauscht und sieht sich um, ob jemand Antwort sage.
Und bleibt es still, so fängt er an, nochmal zu konzertieren,
Doch ist es nicht für Dich allein, um Dich zu amüsieren:
Dort am Staket, im dichten Strauch, verdeckt von Laub und Zweigen,
Da wird sich Dir, wenn aus Du schaust, ein Vogelnestchen zeigen,
Drin brütet's Weibchen emsiglich, versteckt von dichtem Flieder,
Und diesem Weibchen gelten auch die süßen Liebeslieder.

Hermann Robolsky.

Eine Begegnung.

Wenn uns ein Freund gestorben ist, thut es wohl, uns gegenseitig von ihm zu erzählen. Während seines Lebens fühlten wir vielleicht nicht so bestimmt das Bedürfnis dazu, und haben es vielleicht selten nur gethan, obwohl die Entfernung, die uns trennte, kaum geringer gewesen sein mag, als jetzt die des Todes. Er ist aber durch diesen zu uns in ein anderes Verhältnis gerückt; einerseits ferner, weil für immer außerhalb der Möglichkeit des materiellen Erreichens, andererseits näher, weil für unsere Idealität durch keine sichtbaren Schranken mehr von uns geschieden, an einem für sie immer zugänglichen Orte, von dem der Lebensstrom ihn nicht mehr entführen kann. Sein verflossenes Leben zeigt sich uns jetzt in einem neuen Wert, als ein abgeschlossenes Ganze; und als notwendige Teile desselben stehen jetzt die früheren Zufälligkeiten vor uns da. Wir erkennen in ihnen die innere Verbindung und Wechselwirkung aller Dinge; nichts ist groß und nichts ist klein, denn alles mußte so sein wie es war, weil alles andere so darauf wirkte, wie es that; wir erkennen in diesen Zufälligkeiten den von der Vorsehung geleiteten Naturmechanismus, durch welchen sie dem freien Menschen das Material bietet, sein Leben zu gestalten. Und so kommt es, daß man die kleinen Dinge in einem Menschenleben nach dem Tode in einer Bedeutung sieht, die sie vorher nicht besaßen; gesellt sich dann auch noch die Liebe dazu, so erlangt die winzigste Erinnerung ein Interesse.

Ein solches Freundesinteresse empfinden wir für den Grafen Adolf Friedrich von Schack, weil er ein deutscher Dichter war; und meine Reflexionen sollen als Entschuldigung dienen für meine unbedeutende Erzählung. Hätte nicht die eigene Freude an ähnlichen Mitteilungen verschiedener Blätter mich auf ein Gleiches in anderen schließen lassen, ich hätte dazu nicht den Mut gehabt.

Konrad Telmann hat wohl recht, wenn er in seiner gemütvollen Erinnerung (Frankfurter Zeitung, 4. Mai 1894) meint: „wie würden ihn (Schack) alle die Zeitungsaufsätze und Berichte jetzt nach seinem Tode freuen, wenn er sie lesen könnte." Graf Schack hat immer unter dem Gefühl des Nichtgekanntseins gelitten. Auch ihm erging es wie so manchen anderen Dichtern, daß das sehnsuchtsvolle Verlangen nach Verständnis, das beinah kindlich rührende Entzücken über eine kleine Anerkennung, als das Streben der Eitelkeit oder Ruhmessucht betrachtet wurde. Die wirklich Eitlen aber, die sitzen wie Zeuse im Olymp und nehmen als ihre selbstverständliche Gebühr die Huldigungen der Sterblichen an. Gerade ein Haupteindruck, den ich von meinem kurzen Beisammensein mit ihm empfing, war der einer würdevollen Bescheidenheit mit einem Anflug unterdrückter Wehmut.

Unsere Bekanntschaft war vielleicht kaum mehr, als die von Schiffen, die sich in der Nacht begegnen, sich anrufen und weiterziehen, für immer für einander verschwindend. In ihrem Logbuch aber haben sie das Zusammentreffen aufgeschrieben, als ein Ereignis ihrer Reise.

Es war in den siebziger Jahren, daß wir, nach einem Herbst in den Apenninen und einem Winter in Rom wieder heimwärts ziehend, gegen das Frühjahr nach dem lieben Florenz kamen. Wir fanden unsere gewohnten Zimmer im Hotel d'Italia, welches jedem, der einmal am Lung Arno gegangen ist, durch seine Marmorvertäfelung bekannt ist, von welcher die Sonne dieser sonnigsten Straße Europas mit verstärkter Helligkeit zurückprallt. Heutzutage würde man es ein kleines Gasthaus nennen, auch damals gehörte es zu den minder großen, und war wohl gerade deshalb das beliebte Absteigequartier königlicher Gäste, die sich dort nicht immer abschlossen, sondern zuweilen an der Table d'hote ihre Mahlzeiten nahmen. So hatten wir einmal zwei schwedische Prinzen, eine regierende deutsche Fürstin, unter anderen, die ich vergessen habe, zu Tischnachbarn. Dieses Mal war dies nicht der Fall. Die Reisezeit ging jenes Jahr früher als sonst ihrem Ende entgegen, und wir hatten unsere Mahlzeiten allein für uns, so gemütlich als wäre es zu Hause. Nach einigen Tagen jedoch fragte der Kellner, ob es unangenehm wäre, wenn ein Herr, der alle Jahre um diese Zeit einen Aufenthalt mache, unser Tischgenosse

würde. Wir bedauerten die Störung, aber natürlich war dagegen nichts einzuwenden. Am Abend, nachdem wir etwa eine Viertelstunde gewartet hatten, und der Kellner zweimal fortgegangen war, um an des Herrn Thür zu klopfen, erschien dieser mit lebhaften höflichen Entschuldigungen für seine Verspätung.

Er war ein mittelgroßer schmächtiger Mann von gerader, jedoch nicht, was man heute als „stramme“ Haltung bezeichnen würde; seine Art und Weise hatte die leichte Ungezwungenheit der großen Welt, die sich mit einer feiner Zurückhaltung verbindet. Seine Gesichtsfarbe war blaß, die feinen Züge und der als „Henriquatre“ geschnittene Bart, ließen ihn fast noch jugendlich erscheinen; trotzdem dieser fast weiß, und das Haupthaar silbergrau waren. Man wußte damals noch nichts von der jetzigen, durch die Preußen verbreiteten Mode, sich bei jeder denkbaren Gelegenheit selber vorzustellen; man hätte dies für aufdringlich gehalten. Wir setzten uns also ohne weiteres zu Tisch, und gleich war die Unterhaltung im Fluß. In Florenz sind es die Bilder, die dazu den naturgemäßen Anfang machen, und ehe der Braten serviert wurde, hatten wir vierhundert Jahre übersprungen und befanden uns tief in der Renaissance. Unser Tischgenosse sprach viel und mit großer Wärme, und die Pausen zwischen den Gängen des Diners wurden zuweilen so lang, daß ich den uns bedienenden Kellner fast bedauerte, wenn er, geduldig wartend, hinter dem Sprecher stand, der ganz vergessen hatte, daß die Speisen noch auf seinem Teller lagen. Als er es dann gewahr wurde, aß er sie kalt und mit der Schnelligkeit der Höflichkeit, die ihren Fehler wieder gut zu machen sucht. Er schob solch kleine Versehen gern auf seine leidenden Augen, die ihn zuweilen übersehen ließen, was um ihn her vorging. Sie mußten in der That nur wenig sehen, denn ich hatte während des Essens mehrere Male Gelegenheit, ihm durch kleine Aufmerksamkeiten behilflich zu sein, wofür er in der liebenswürdigsten Weise dankbar war.

So trafen wir uns alle Abende, und mein Mann und ich betrachteten unseren Gefährten als einen entschiedenen Gewinn.

Von den Gesprächen über alte Kunst leitete er gern in solche über moderne Malerei. Auf das Genie Böcklins, welches so wenig erkannt und verstanden werde, kam er oft zurück. Als er hörte, daß ich Freiburg kenne, sprach er mit Wärme von Feuerbach, der viele seiner Bilder für ihn gemalt habe; wie er auch gerade jetzt wieder einen Titian in der Pitti=Galerie für seine Sammlung kopieren lasse. Er schien sich der Gabe bewußt, Talente zu entdecken, und wenn sich da die Eitelkeit einschlich, so war der Eindruck gleich wieder verwischt durch die Bescheidenheit, mit welcher er zu verdecken suchte, wie er darbenden Künstlern helfe in materieller und ideeller Art. Ihre Leiden schilderte er mit einer Beredsamkeit, so aus den vollen Tiefen des Gemütes, daß nicht nur mir die Thränen kamen, sondern ihm selbst die Augen sich füllten. Dieser Mann, der mehr als einem Künstler einen Lebensunterhalt gewährte, war dabei für sich selbst von der vollkommensten Anspruchslosigkeit. Er reiste allein, ohne die, wegen seines schlechten Sehens nötige Begleitung, was ihm gewiß oft recht mühevoll sein mußte; er bewohnte im Gasthaus ein kleines Zimmer im Erdgeschoß und schien niemals für sich ein Bedürfnis zu haben.

Von Kunst kam das Gespräch auf Litteratur und er stellte Fragen über die neusten englischen Bücher, wie er uns überhaupt häufig über das intellektuelle Leben in England reden machte. Daran knüpfte er dann eigene Erinnerungen über Land und Leute, die eine genaue Kenntnis der höchsten Gesellschaftskreise bekundeten, sowie Betrachtungen über die Erziehung der englischen Jugend, die er trotz ihrer verhältnismäßigen Unwissenheit mit Begeisterung als „durch und durch gesund“ bezeichnete. Auf meinen Einwurf ihres allzugroßen Realismus im Vergleich zur deutschen Jugend, brach er in Klagen aus über den Geist, der diese jetzt beherrsche; „die deutsche Jugend hat kein ideales Streben mehr!“ rief er in bitterer Traurigkeit.

Ein Lieblingsthema schien ihm Spanien und Spanisches zu sein; und sobald er gefunden hatte, daß mein Mann darin besonders zu Hause war, lenkte er gerne dahin ab. Ich erinnere mich einer Mahlzeit, wo die beiden kaum zum Essen kamen in ihrer Begeisterung über die hohe Kultur der Mauren und ihre Behandlung durch die Spanier. Man hätte nicht denken sollen, daß es ein geschichtliches Thema sei, welches sie besprachen, sondern ein Ereignis von gestern, unter dem ihr Gemüt noch erzitterte.

Ein anderes Mal, als ich mein Bedauern äußerte über die Nivellierung der ganzen Welt, erwiderte er mit großer Wärme, daß der Orient noch seine Eigenart sich bewahre; und er zauberte mir den Farbenreichtum Kairos mit seinem phantastischen Straßentreiben, die Landschaften Kleinasiens, die blumendurchdufteten Nächte des Ostens vor das geistige Auge. Hier ganz besonders schien seine Erinnerung und seine Phantasie gern zu weilen.

Wer kann unser Tischgenosse sein? fragten wir uns zuweilen. Da wir aber, ohne von der Neugier geplagt zu sein, uns einfach dem anziehenden Verkehr hingaben, versäumten wir auch, im Fremdenbuch des Gasthofes seinen Namen zu suchen; wir begnügten uns mit der Vermutung, daß er vielleicht zur Diplomatie gehöre, wofür seine Kenntnis vieler Länder und einer auffallend großen Zahl gekrönter Häupter zu sprechen schien. Sein Wissen und sein Geist, die so ungewöhnlich waren, ließen uns jedoch daran wieder zweifeln. Ich glaubte entschieden nicht, daß es die Schreibereien eines Diplomaten seien, mit denen er seine Versäumnis der Essensstunde entschuldigte, indem er mit eigentümlichem Tone sagte: „ich habe gearbeitet.“ Er zeigte mir dabei seine eisig kalten Hände, weil bei „der Arbeit“, während der er alles um sich vergesse, das Feuer ausgegangen sei.

Trotz der Kälte fing der Frühling an über das Arnothal seine Lieblichkeit zu breiten. An einem sonnenhellen Nachmittag waren wir die Straße gegen Fiesole hinaufgegangen; zwischen Villen und Gärten, mit Blicken auf die malerische Stadt und ihren alten Brücken über dem Fluß. Auf einem grasigen Vorsprung spielten ein paar zerlumpte Knaben: „la guerra“, erklärten sie uns mit lustigem Lachen. In den dunklen Augen dieser Guelfen und Ghibellinen glänzte sonniges Vergnügen. Ihre Schwerter waren die Lilienblätter, die aus der nahen Gartenmauer wuchsen, ihre Fahne die purpurfarbene Iris, die sie hoch in der Frühlingssonne schwenkten. Drunten lag, lächelnd der düsteren Vergangenheit gedenkend, Firenze, das den Gilio in seinem Wappen trägt. Ich sprach unserem Freund mein Bedauern aus, daß er nicht auch draußen im Frühling gewesen sei, statt den Nachmittag im dunklen Zimmer zu verbringen. Da antwortete er mit einer Art innerlicher Verklärung: „ich habe gearbeitet!“ und es kam ein mildes Leuchten in die halbblinden Augen, das mir schöner schien, als das der

Frühlingskinder auf dem Weg nach Fiesole. — Was mußte das für Arbeit sein, die mehr Freude enthielt, als Florentinische Blumen und Sonnenschein?

Ein anderes Mal drangen wir in unseren Freund, Giorgiones Konzert im Pittipalast kopieren zu lassen. Wir waren unter dem mächtigen Eindruck des herrlichen Bildes, und das tragische Leben Giorgiones mit dem geheimnisvollen Halbdunkel, was darüber liegt, beschäftigte unsere Phantasie. Doch gerade darüber konnten wir ihn nie zum Sprechen bringen, und jedesmal kam eine Art wehmütiger Verstimmung über ihn, und er wurde still. Ich verstand ihn erst nach Jahren, als ich vom Gedicht Giorgione wußte. — „Auch diesen bin ich unbekannt," mag es damals, wie so oft, in ihm geklagt haben.

Wenn ich nach unseren Mahlzeiten den Aufbruch machte, und mein Mann ins Rauchzimmer ging, folgte mir unser Freund in den Salon. Es war ein schrecklicher Raum: eine Tapete mit großem goldüberladenem Muster, grellrote Sammetmöbel, steif an den Wänden, ein Tisch mit schweren illustrierten Reisealbums, das Ganze schmerzhaft hell beleuchtet von einer Gaskrone. Aber ein Feuer, wenn auch nur von Koks in einem ofenartigen Kamin, bildete einen Anziehungspunkt in der prächtig sein sollenden Öde. Vor dieses stellte er hart nebeneinander zwei Stühle, einen für mich, einen für sich. „Sie müssen mir erlauben, ganz in Ihre Nähe zu kommen," sagte er freundlich, „ich sehe gern die Züge der Personen beim Sprechen, und meine Augen sind so schlecht." Natürlich that ich wie er wünschte, und als wir dann so nebeneinander Platz genommen hatten sagte er mit vergnügtem Behagen: „Jetzt lassen Sie uns plaudern," und gab auch gleich das Thema an. Meistens begann er damit, mich sprechen zu machen, was ich gern that unter dem Einfluß seines liebenswürdigen Wohlwollens und eines Verständnisses, welches in den unbedeutendsten und mangelhaft ausgedrückten Gedanken den Kern einer Idee zu finden wußte. Er besaß jene geheimnisvolle Art des Zuhörens, die einem Besseres entlockt, als man je zu besitzen glaubte; es ist die der bedeutenden Menschen, welche in unbegreiflicher Weise etwas von ihrem Geiste auf den Sprecher übergehen lassen; während dieser glaubt, daß er nur der Ausgebende, der andere der Empfangende sei, ist es in Wahrheit beinahe umgekehrt. Ich beobachtete an ihm auch eine Eigentümlichkeit, die ich in späteren Jahren als besonders den Dichtern eigen, kennen lernte: ein Wechseln von Interesse und Interesselosigkeit an dem gleichen Gegenstande. Solche Menschen gehen mit besonderer Lebhaftigkeit und innerer Wärme auf ein anscheinend bedeutungsloses Thema ein, wenn es harmonisch ist mit dem, was gerade ihre Phantasie erfüllt und darin webt; während sie ein anderes Mal für sie Wissenswertes rücksichtslos fallen lassen, oder abweisend behandeln. So zündete zuweilen an Abenden, wo er für seine sonstigen Lieblingsthemata unempfänglich schien, irgend eine kleine Episode aus meinem Leben, die ich ihm erzählte, eine kaum angedeutete Naturschilderung, die mehr empfunden war, als daß sie beschrieb, eine körperlose poetische Reflexion von nicht mehr Bedeutung, als ein Sommerwölkchen, was vorüberzieht, um sich in Unsichtbares aufzulösen.

Als wir eines Abends über englische Dichter und Schriftsteller sprachen, die ihm fast alle persönlich bekannt waren, fragte er mich, ob ich George Eliot kenne. Sie lebte damals mit Lewes, als seine Frau, und mit unverhohlenem Erstaunen verneinte ich ganz entschieden. Da ward sein Ton beinah zu dem der strafenden Belehrung, so viel dies bei einem so feinen Manne möglich war, und mit gesteigerter Wärme schilderte er die sittliche Höhe der berühmten Schriftstellerin, ihre edlen Charaktereigenschaften, mit denen sie auf mühevolle Weise, aber mit großartiger Beharrlichkeit aus Liebe zu Lewes den Kampf mit dem Philistertum aufgenommen habe. Er beschrieb sie als edle Mutter ihrer Adoptivsöhne, die sie verehrten. Dann sprach er von dem innigen Verhältnisse mit dem Manne, dem sie ihr Leben gewidmet hatte, und dem sie die idealste, liebevollste Gattin sei, und seine Stimme wurde weich und seine feuchten Augen schauten innenwärts, wo das arme unausgefüllte Herz noch so warm schlagen konnte. Wir wurden still, ich fühlte, daß mein Freund sich in ein Heiligtum zurückgezogen hatte, wo der Schmerz und enttäuschtes Sehnen wohnten.

„Soll ich Ihnen etwas vorspielen?" brach er das Schweigen und ging ans Klavier. „Ich habe nie ordentlich spielen können, aber seitdem ich meiner kranken Augen wegen bei Licht nicht lesen darf, erfreut es mich an einsamen Abenden." Und ohne Technik, noch spezielles musikalisches Verständnis, aber mit einer Tiefe der Phantasie und einer Poesie der Empfindung, wie ich es so nie wieder hörte, spielte er aus Schumanns Kinderscenen die „Träumerei". Noch mehrmals bat ich ihn an anderen Abenden um das kleine Stück und immer hatte es auf mich die gleiche Wirkung. Auch Händel spielte er gern und er brachte ihn mir zum Verständnis durch ein einziges Wort: „er ist so festlich hehr." Er legte dann eine helle Begeisterung in sein Spiel, und ich dachte der „Arbeit", die solche Stimmung in ihm zurückgelassen hatte. Dazwischen drehte er sich gern auf dem Klavierstuhl gegen mich, um irgend eine tiefsinnige Bemerkung zu machen, mich freundlich etwas zu fragen, oder einen Gedanken laut zu denken.

Wenn mein Mann in das Zimmer trat, stand er gewöhnlich auf, um, mit den Händen auf dem Rücken am Feuer stehend, ein Gespräch zu beginnen. Gegen 10 Uhr empfahl er sich; in seiner Art und Weise lag wieder jene feine Höflichkeit, mit der er mir gewissermaßen die Stellung der Dame des Hauses gab, bei der er einen vergnügten Abend verlebt hatte. Der abscheuliche Hotelsalon war bald zum traulichen Raum geworden.

Als nach etwa vierzehn Tagen der letzte Abend vor unserer Abreise gekommen war, dachte ich mit Betrübnis an den Abschied. Meinem Manne ging es ebenso und wir stimmten darin überein, daß der fremde Herr unsern Florentiner Aufenthalt gar sehr bereichert habe. Auch ihm schien die Trennung leid zu thun; „Sie werden mir fehlen," sagte er. Als er bei der Bitte, ihn in München zu besuchen, uns seine Karte überreichte, schien er eigentümlich bewegt; und als mein Mann in seinem Namen den Besitzer der berühmten Galerie begrüßte, rief er mit einer bitteren Wehmut, die ich nie vergessen habe, aus: „Ja, durch meine Bildersammlung bin ich bekannt! — Sie leben in England, können also nichts von mir gehört haben," fügte er dann gleich mit der nie fehlenden Rücksicht auf die Gefühle anderer und fast mit Schüchternheit hinzu; „aber selbst in Deutschland, wie wenige wissen etwas vom Dichter Graf Schack!" — Also das war unser unbekannter Tischgenosse! Wir freuten uns der glücklichen Begegnung und manches, was uns unklar an ihm gewesen, erlangte jetzt seine Erklärung und seine volle Bedeutung. — Seine „Arbeit" während unseres Beisammenseins waren wohl die „Pisaner" gewesen.

Wir trafen mit dem Grafen Schack noch einige Male auf der langsamen Rückreise nach London zusammen. „Machen Sie sich mir bemerkbar,“ hatte er wegen seiner Kurzsichtigkeit gebeten, als von der Möglichkeit die Rede war. Zum letzten Mal war es in Paris, wo er uns mit seinem Bruder und dessen Frau bekannt machte. Den Morgen nach unserer Ankunft in London lasen wir in der Times mit Erschütterung von der Verunglückung des Aufzugs im Grand Hotel, bei welchem kurz nach unserer Abreise Frau von Schack ihr Leben verlor.

Den Grafen Adolf Friedrich von Schack haben wir nie mehr gesehen. Als wir nach einigen Jahren ihn in München besuchen wollten, war er krank und konnte niemand empfangen. So gingen wir aneinander vorüber auf diesem Lebensmeer, wie es im Englischen so poetisch heißt: as ships that are passing in the night.

Er ist in seinem geliebten Italien, in Rom, gestorben. Kurz vor seinem Tode hat er sich ins Kolosseum führen lassen und da lange in stiller Einsamkeit gesessen. Vor dem Auge des blinden Dichters stand die grandiose Ruine in ihrer ganzen Wirklichkeit und ebenso jene Wirklichkeit, von der die Ruine nur die Erinnerung ist; und durch die Stille von Heute kam zu ihm das schauervolle, farbenreiche, heldengroße Leben, welches sie vor Jahrtausenden erfüllte. Aus eigener innerster Erfahrung hat er den Vers geschrieben:

„Durchschweifstest Du auch alle Himmelssphären,
Der Erde Zonen all, es wär' umsonst;
Nur aus Dir selbst kann sich das Licht gebären.“

Carola Blacker.

Im Thal.

Um das kleine Thal sich türmen
Wipfelmassen mit Gedränge,
Nirgends kann der Blick entweichen,
Muß still rasten in der Enge.

Nach des Ungewitters Toben
Atmet rings ein duftend Schweigen,
Nur ein Flüstern noch und Tropfen
In den regenschweren Zweigen.

Einsam hier im Mühlengrunde,
Wie von Lust und Leid geschieden,
Fühl' ich's träumend in der Seele
Gleich dem langgesuchten Frieden.

Da ein Schrei. Hoch in den Lüften
Wiegt ein Weih sich, schwebt ins Weite,
Und die Sehnsucht, jäh erwachend,
Giebt ihm pfeilschnell das Geleite.

Hanna Ehlen.

Mode.

Von **Hermann Lammers.**

Wäre es nicht beneidenswert, mit der Mode in gleichem Takt und Tempo zu bleiben, diesem Geschöpf der Phantasie, das doch zu wirklichem Leben geboren ist, diesem Proteus mit seiner Fähigkeit, die mannigfaltigsten Gestalten zu durchflattern? Eine jede Gestalt, welche die Mode zur Schau trägt, hat etwas Zwingendes, reizt eine Anzahl Menschen zur Nachahmung und wird dadurch so sehr tonangebend, daß niemand sich ihr ungestraft entziehen kann. Solche Nichtachtung oder absichtliche Flucht wäre zugleich ein Verlassen aller Vorteile und Segnungen der Kulturwelt. In der That sehen wir die Mode erst auftauchen und ihren luftigen Tanz beginnen, wenn die Menschen ihre bisherigen Lebensgewohnheiten erweitern und Neues als willkommener Begrüßtes sich aneignen. Wilde Völkerschaften, solange sie den europäischen Einflüssen Widerstand leisten und in ihren ererbten Eigentümlichkeiten fortleben, kennen nur etwa eine langsame Umbildung ihrer Sitten und Bräuche; das Raschbewegliche, unermüdlich Wechselnde der Mode ist ihnen fremd. Ebenso die wenigen Bauernstämme, die in Europa noch an ihren sogenannten Nationalkostümen, an Tauf-, Hochzeits- und Trauergebräuchen von alters her festhalten.

Mit der Behendigkeit eines Lauffeuers bemächtigt sich die Mode aller Gebiete, auf denen sich Menschen mit Menschen begegnen. So bilden ihre Drapierungen und Verwandlungen das untrügliche Kennzeichen, daß alle schaffenden Kräfte sich regen, daß kein Stillstand noch träger Rückgang zu erwarten ist. Ihr immer erneutes Erscheinen ist das Aufblitzen rastloser Gehirnthätigkeit. Eins der fleißigsten Völker der Erde, die Franzosen, haben bekanntlich die Kleidermode zu solcher Blüte gebracht, daß sie seit Ludwig XIV. Schaufenster und Kaufläden, Promenaden, Ball- und Festsäle, Boudoirs und Wohnräume in ganz Europa dadurch beherrschen — ungeachtet gelegentlichen Sträubens anderer Nationen gegen dieses sanfte Joch. Es ist eine Weltherrschaft, welche die weittragendsten Folgen hat. Die Mode, vermöge ihres Bestrebens, sich unendlich auszubreiten, ist im Lauf der Jahrhunderte von den hohen in die niederen Bevölkerungskreise gedrungen. Wäre sie nun, wie ohne Nationalitäts- und Stände-Schranken, so auch fachlich beschränkt, beeinflußte sie nur den Schnitt und die Farbe der Kopfbedeckung und Kleidung, so könnte man bei einem solchen Absolutismus des *einen* Volkes für das europäische Gleichgewicht fürchten. Zur Entkräftigung grollender Eifersucht der anderen Nationen ist aber auch zum Beispiel der Speisezettel, den wir Deutschen grundsätzlich nicht mehr „Menu“ nennen wollen, der Mode unterthan: die Zubereitungsweise der Gänge und ihre Reihenfolge bei der Tafel, ferner die Wohnungsausrüstungen, von dem Ofen aus Majolika, dem Büffett aus gebeiztem Eichenholz bis zum Toilettekästchen oder Stiefelknecht; dann die zahllosen Gestaltungen des mündlichen und schriftlichen Verkehrs, die Bücherausstattung, ja, die Anordnung und Abgrenzung des Lesestoffes in Zeitschriften und Tageblättern. Mit der Übertragungskraft von Manien und Epidemien hüpft die Mode selbst auf geistige Gebiete hinüber. Sie lenkt Kunst und Wissenschaft an ihren lockeren Fädchen bald nach dieser, bald nach jener Richtung. Bis über das Mittelalter hinaus war es bekanntlich Mode, sich als gebildeter Mann in lateinischen Versen hervorzuthun, und heutzutage pflegt man, wie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, Dramen in Prosaform zu schreiben. Die höchsten Kräfte der Menschennatur, die sich mit Recht erhaben sehen über solche Zeitlaunen, mögen diese unwillig von sich abwehren — sie werden an ihnen stets wieder ermatten und ihnen in äußerlichen Dingen lieber nachgeben, um sich nicht im ruhmlosen Zwergenkampfe zu verzehren.

Über alle Dinge und Menschen sich allmählich erstreckend,

eröffnet die Mode Schaffens- und Verwertungsgebiete, bewirkt Vervielfältigung und verbilligt die teuersten Kulturgegenstände in kurzen Zeiträumen. Mit diesen Fähigkeiten lockt sie technische Verfeinerungen und Erleichterungen aller Art in ihre Zauberkreise. Sie macht kühne Forscherpläne, falls sie irgend zu verwirklichen sind, dem Publikum zugänglich, volkstümlich und fürs Alltagsleben nutzbar. Sie vermehrt und vermannigfaltigt die Berufszweige Hand in Hand mit solchen Erfindungen. Immer treibt sie vorwärts; sie überbietet alles und alle, ja, den gewandtesten Dämon übersteigert und überflügelt sie, nämlich sich selbst. Wer hat jemals eine Lücke bemerkt in der Reihe der Modeerscheinungen, je eine tote Pause von befremdender Dauer? Millionen Köpfe und Hände ruhen und rasten nicht, gönnen sich Tag und Nacht, Alltags und Sonntags kaum ein Erholungsstündchen. Sie wirken für die Mode, die immer neuen Formen des Tagesbedarfs. Jeder bemüht sich, es Hunderten zuvorzuthun mit Anspannung all seiner Findigkeit und Geschicklichkeit, mit einer Geschwindigkeit, welche die Triebkräfte des Dampfes und der Elektricität in ihre Dienste stellt; und wenn ihr das nicht gelingt, diesen unsichtbaren Halbgöttern der Vereinfachung und Beschleunigung doch nicht kläglich nachhinken möchte. Mit dem gröberen Geiste des praktischen Erfordernisses vermählt sich der Flattergeist der Geschmackslaune. Und wie oft schwingt er über jenem, die männliche Hälfte der Ehe, sein schillerndes, aus ungreifbarem Silberstoff gewebtes Pantöffelchen. Der gute schwere Nutzen muß sich unterordnen, ehe er sich's versieht; der eigensinnige Puck verführt ihn mit Kapriolen; plötzlich macht er eine mutwillige Wendung, und jener stürzt in den Graben. Da mag er liegen; ungerührt trollt Puck sich fort. Wie oft hat man es bitter empfunden, daß ein Modewechsel die besten Vorräte wertlos machte und wie zu Gassenstaub erniedrigte! Hat dieser Kobold einen Einfall, so setzt er die verfügbaren Apparate aller Länder in fieberhafte Thätigkeit; sein loses Machtwort ist That geworden. Es stempelt zu einer Art gesetzlicher Norm oft auch barocken Widersinn, ja, widerwärtige Ausschreitungen einer tändelnden Pariser Phantasie. Mit dieser Tyrannei macht uns die Mode nicht selten zu ihren unwürdigen Sklaven.

Gleichwohl giebt es Mittel, sich ihr frei und unbefangen gegenüberzustellen. Das gelingt nicht etwa schon durch Kritik, obwohl diese, im rechten Augenblick wirksam gefaßt, den blinden Anbetern der Modethorheiten einen heilsamen Schrecken einjagen und ihnen wie eine scharfe Prise den Kopf klären kann. Ein gesundes Urteil, wohlbegründet und taktvoll, wird in keinem Falle Schaden thun. Es wird zunächst seinen Urheber selbst davor bewahren, sich der Tyrannei bedingungslos zu fügen. Aber ist man auch vor ihren Überlistungen sicher? Wird sie, die Schelmin, den Tugendprediger, der auf sie einschilt, nicht mit geschwinder Drehung fühlbar an sein wohlgepflegtes Zöpfchen erinnern? Eine unerhörte Demütigung. Und kein Staatsanwalt schreitet dagegen ein! Vielleicht ist es gar der Herr Erste Staatsanwalt Höchstselbst, dem so übel mitgespielt wird! Was hilft ihm da sein Donnerwetter, das sonst so heilsam wirkt, wenn er es gegen Übelthäter von Fleisch und Blut wendet, weil ihm gegen diese, wenn auch nicht die Keile des Jupiter, so doch andere kräftige Maßregeln zur Verfügung stehen . . .

Ich höre das Lachen des kleinen artigen Dämons lauter, lieblicher und höhnischer als zuvor, das mich begleitet, während ich nüchterne Weisheitsregeln aufzeichne.

Kann man diesem ewigen Kinde, dieser koketten Hexe, reizvollen Wolkenfee, mit schwerfälliger Kritik, wohl gar mit hausbackener Moral beikommen wollen? Ein närrisch-ungleicher Kampf, der dem Windmühlenabenteuer des Don Quixote verzweifelt ähnlich sieht.

Aber giebt es denn keinen Weg, um über die Mode zu einer fruchtbaren geistigen Herrschaft zu gelangen, sie in den Dienst gesunden Fortschritts und sittlicher Kultur zu stellen? Ist sie trotz blendender Vorzüge, näher betrachtet, der leibhaftige Widerspruch gegen Vernunft und Sittlichkeit? Und muß sie es bleiben?

Da weder ablehnende Kritik, noch energischer Zorn ihr viel anhaben können — wie wär's, wenn man damit zurückhielte, wenn man sich zunächst mit der Rolle des kühlen Beobachters begnügte?

Bei scharfem und andauerndem Studium umfassender Natur wird man immer von neuem erfahren, daß die Mode, dieser Widerspruch aller Widersprüche, sogar sich selbst widerspricht. Der Kobold bunten Wechsels in aller Welt wiederholt von Zeit zu Zeit dieselben Formen. In seinem scheinbar unübersehlichen Allerlei zeigt er sich dennoch unterworfen dem ewigen Gesetz der Beharrung. Gewiß; ungeheuerlich sind seine Kontraste von Zeitalter zu Zeitalter. Welch eine Kluft zwischen Don Juans-Tracht und Rokoko; zwischen dem flotten bauschigen Kostüm des dreißigjährigen Krieges und der steifen, eckigen, aber schlichten und praktischen Herrenkleidung unserer Tage im nördlichen Europa! — Aber innerhalb desselben Zeitalters, derselben Stimmung des Zeitgeistes pflegen, trotz barocker Sprünge und toller Rückschläge im einzelnen, doch insgesamt dieselben charakteristischen Merkmale wiederzukehren.

Woher diese Stetigkeit?! Eine weitere Beobachtung zeigt, daß die Mode nicht nur die unwillkürliche Verkörperung des Jahrzehnts, des Jahrhunderts und seiner Eigenart ist, sondern im Lauf der Zeit von den Anforderungen der Moral, des Geschmacks und öffentlichen Anstands energisch gelenkt und beeinflußt wird. All ihre Ausschreitungen, die kürzere oder längere Zeiträume beherrschen, bald auf diesem, bald auf jenem Gebiet die liebe hausbackene Ehrbarkeit in Schrecken versetzten, mußten bisher doch stets wieder den edleren und schöneren Gestaltungen weichen. Wie tief ausgeschnitten gingen unsere Damen in den frivolen Tagen Kotzebues, und wie bricht sich heute eine Wiederholung selbst aus grauer Vergangenheit — die züchtige Kleidung mittelalterlichen Magdtums mehr und mehr wieder Bahn!

Die Thatsache ist unleugbar. Was vermochte sie zu verwirklichen? Weise Behandlung des launischen Dämons. Wie erhält man ihn in seine Gewalt? Durch Aneignung seiner Fähigkeiten und Fertigkeiten, vor allem seiner Treffsicherheit in Erfindung und Ausführung. Aber wer unter uns grundehrlichen Deutschen sich irgend zu bilden vermag, und das vermag, hoffe ich, ein jeder, wird auch französischer Grazie nicht ganz vergebens nacheifern und sie glücklich in schlichte germanische Anmut übertragen! Macht man sich die Vorzüge der Mode zu eigen und erhält rege Herz und Hirn und Hand für das rechte Gedeihen seiner Mitmenschen, dann wird man auch auf diesem glatten Boden Fuß fassen, Mannes- und Frauenwürde behaupten. Je mehr Menschenfreunde sich in dieser Hinsicht bethätigen, um so glücklicher wird die Welt mit der Mode fahren, um so weniger von ihren krausen Launen beirrt, ihren Cancansprüngen beleidigt oder verderbt werden. Ihre tüchtigen und ansprechenden

Eigenschaften vereinige man mit festem Blick auf hohe Ziele, so wird man einer geläuterten Mode die spröde Welt gewinnen.

Sonnensturz.

Jüngst sah ich in nächtigem Traume
Den glühenden Sonnenball
Versinken vom Himmelsraume
Hernieder ins Weltenall.

An einem Felsgeklüfte,
Aufragend vom Erdenball,
Versengend rings die Lüfte,
Zerstob er im Weltenall.

So ist auch meines Glückes
Hell leuchtender Sonnenball,
Verglimmende Funken sprühend,
Zerstoben im Lebensall.

Marie Elisabeth Jasmund.

Neue Schriften.

Philosophie des Gemüts. Begründung und Umriß der Weltanschauung des sittlich-religiösen Idealismus. Von Dr. Heinr. Karl Hugo Delff. Husum 1892, Verlag von C. F. Delff.

Es ist ein eigenartiges Zeichen unserer Zeit, daß neben den Produkten des krassesten Materialismus und Atheismus sich auch die Schriften von Männern von Tag zu Tag mehren, welche im denkbar schroffsten Gegensatze zu den Materialisten stehen. Die mystisch-occultistische Litteratur ist in den letzten Jahren zu einer stattlichen Bibliothek angewachsen, und ebenso die theistische oder pantheistische freireligiöse, die ebenso der herrschenden Orthodoxie wie dem Materialismus entgegentritt.

Das vorliegende neue Werk des bekannten Religionsphilosophen Delff ist ein neues Beispiel dafür, daß die Gegner der modernen seichten und absurden Philosophie, die sich in die weitesten Kreise eingeführt hat, keineswegs gesonnen sind, ihren energischen Kampf einzustellen.

Die Philosophie des Gemüts, welche uns der Autor entwickelt, ist selbstverständlich mehr mystischer Natur und es wird also in dem neuen Werke der Kampf nicht derart geführt, wie in den zahlreichen, welche ohne tieferes subjektives Eindringen nur die Lehren des Spiritualismus, wie sie jetzt allgemein geworden sind, verteidigen wollen, meist auf Grundlage von neuem induktivem Material.

Dr. Delff hat zwar seinen philosophischen Ausführungen eine Übersicht und Ableitung der mystischen Erscheinungen angefügt, die von ziemlich eingehendem Studium der einschlägigen Litteratur zeugt und, mit Ausnahme von der Polemik gegen die Auffassung bekannter Fachmänner, z. B. des Dr. du Prel, uns schon deshalb angesprochen hat, weil die übliche Termination durch eine klarere und zutreffendere ersetzt wurde. Jedoch tritt für ihn offenbar jeder empirische Beweis gegen den Materialismus dem Werte nach weit hinter die Kraft der Erkenntnis durch eigene Vertiefung zurück.

Der ganze Charakter seines Buches macht so den Eindruck der Arbeit eines Geistes, welcher seine Verwandten in den Gottsuchern früherer Zeiten und ihren Erben, den modernen deutschen Theosophen, findet. Es hat unsere Verwunderung erregt, daß auch die Sprache vielfach an die bekannten Mystiker erinnert und daß der Autor offenbar unwillkürlich manchmal auf diese hingeführt wurde. Wie bei anderen Mystikern ist auch bei ihm der Inhalt die Lehre von dem ewigen Geiste, der nicht in der Natur im allgemeinen, sondern nur in dem Doppelwesen des Menschen und zwar in dessen Innersten, dem Gemüte, erkennbar wird. Aus diesem Prinzip heraus muß der Autor viele Folgerungen ziehen, die ihn zu energischer Polemik gegen die herrschenden philosophischen und künstlerischen Anschauungen bewegen. So richtet er sich entschieden gegen die Mißdeutung des monistischen Systems und sucht das Absurde des Naturalismus in der Kunst in klarem Lichte erscheinen zu lassen.

Über das Wesen des Künstlers und seines, wie überhaupt des geistigen Schaffens, muß er notwendig zu ähnlichen Folgerungen hingeführt werden, wie sie vor kurzem Professor Hausegger in seinem Werke, „das Jenseits des Künstlers" ausgesprochen hat. Das subjektive reflexive Bewußtsein muß hierbei nur das tiefere Bewußtsein in Aktion setzen, das dann bei rein rezeptiver Stimmung wirkt. Das unmittelbare, nicht durch Absicht, Reflexion und Zergliederung bedingte, sondern aus innerem Gehalt und Sinn Denken und Gestalten, ist, so schreibt er, das eigentlich geniale. Aus solcher gehaltvollen inneren Initiative schafft der echte Künstler, schafft der echte Philosoph seine lichtvollen Aperçus; gleichfalls in solcher inneren Unmittelbarkeit bilden sich die konstanten lebendig fortwirkenden Grundbestimmungen des Wollens und Sinnens, welche den Charakter und die Gesinnung ausmachen.

Der Autor sucht nun als sprachlichen Grundbegriff des Gemüts nachzuweisen, daß es das Tiefste und Innerste der Seele ist, in dem sich alles, was im Umfang des menschlichen Innenlebens sich hervorthut und darlegt, gründet und zusammenfaßt und gebraucht deshalb diese Bezeichnung für das eigentliche Wesen des Menschen, den Geist selbst. Er erklärt ferner: das Gemüt ist das Wesen des Menschen als Menschen, das Centralorgan des Menschen für alles, was wahrhaft menschlich und nicht natürlich und tierisch ist. Und Gott ist das ewige Gemüt, das Gemüt schlecht hin und an sich, nicht das Gemüt der Welt, sondern das Gemüt, das an sich von und über der Welt lebt, aus dem unser Gemüt die Kraft zu allem wahrhaft Menschlichen, allem Idealen schöpfen muß und soll.

Wenn nun diese Worte die Bezeichnung „Philosophie des Gemüts" erklären, so geht aus einer anderen Stelle des Werkes so recht der ganze Ideencyklus des Autors und seine Begründung des sittlich-religiösen Idealismus hervor. „Wer Gott," so schreibt er, „nicht als die lebendige Macht des Idealen und diese nicht als das Absolute, das absolute Prius alles Daseins empfindet und erkennt, der hat nie Gottes Erscheinung gesehen noch seine Stimme gehört. Mag er immerhin an Gott glauben und Religion haben, seine Religion ist falsch, sein Glaube ist in Wahrheit Unglaube; denn er glaubt nicht an den Gott, der wirklich Gott ist, sondern an einen Gott, den er sich selbst aus innerlichen Eindrücken imaginiert oder aus philosophischen Begriffen konstruiert hat. — Wer von der Täuschung der Natur verstrickt, mit sinnlichen Typen angefüllt ist, wer nur nach den

logisch-empirischen Formen des Verstandes denkt und fühlt, wem alles sich nur aus Stücken von außen zusammensetzt, wer demnach keine Empfindung hat für die fruchtbare Einheit der Idee, für ihre innere Größe, ihre Ursprünglichkeit, für die Eigentümlichkeit einer ursprünglichen künstlerisch-sittlichen Erscheinung, der kann Gott nicht erkennen. Wer dagegen aufmerksam und hingebend dem Entwicklungsgange der sittlichen, ästhetischen und noetischen Kultur nachgeht, der sieht überall die Wege Gottes leibhaftig vor sich, überall das in der Welt sich ausarbeitende Reich Gottes, überall Gottes Hand und Weltregierung, das Wirken seines schaffenden Geistes. Und wenn er in sich selbst eingeht, aller ideale Wert, der ihm aufgeht und von ihm sittlich oder künstlerisch oder philosophisch dargestellt und entwickelt wird, führt ihn zum Quell des ewigen Lebens, zu der Tiefe und Innigkeit des Geistes, in der lauter Licht, Freiheit und Erkennen ist, zu der Kraft und dem Vater alles Guten und Großen, zu Gott; diesen Spuren folgend erkennt er in ihnen Gott mit derselben realen Evidenz, mit der er in dem sinnlichen Lebensdrang, der von außen und von innen an ihn herantritt, den Geist oder Ungeist der Natur, den ‚Willen zum Leben‘ erkennt."

Der Autor erklärt sodann im Anschluß an diese Ausführungen die ideal-sittliche Gesinnung im Menschen als das ewige Leben in ihm und als das Medium des Einsseins mit Gott in der wahren Religion. Bei dieser Gelegenheit spricht er auch noch von der „unio mystica", wie wir sie im Brahmanismus und Platonismus finden, und verwirft dieselbe aufs entschiedenste. In dieser Opposition scheint er uns aber zu weit zu gehen, und wir glauben dieselbe auf ein Mißverständnis der esoterischen Philosophie zurückführen zu sollen.

Wenn nun auch das neue Werk in mancher Hinsicht nicht ohne Widerspruch bleiben dürfte, so wird doch im allgemeinen der Hauptzweck des Autors und die Art, in welcher er demselben nachstrebt, von jedem tiefer Forschenden mit Achtung und Anerkennung wahrgenommen werden.

Th—ss—n.

In Buchform ist erschienen Ernst Wicherts erfolgreiches Drama **„Aus eigenem Recht"**, vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen. (Leipzig 1894, Verlag von Carl Reißner.)

Das Stück wurde bekanntlich während des letzten Winters am „Berliner Theater" aufgeführt und brachte seinem Verfasser den roten Adlerorden vierter und letzter Klasse ein. Das kaiserliche Kunstinteresse, das sich in dieser Ordensverleihung verriet, machte das große Publikum auf den Gegenstand desselben neugierig, und so kam es, daß das unmodernste Drama der letzten Jahre zu einem Zug- und Kassenstück wurde. Ich habe Wicherts vaterländisches Schauspiel auf der Bühne gesehen, ich habe es jetzt gelesen, und zwar langsam und sorgfältig, um mir ein von fremder Kritik möglichst unbeeinflußtes Urteil zu bilden, und ich muß für meine Person gestehen, daß es mir seinen Erfolg „aus eigenem Recht" nicht zu verdienen scheint. Das Stück ist eine Wildenbruchiade und als Nachahmung naturgemäß auch farbloser und wässeriger als das Original. Die charakteristischen Vorzüge des Dichters Wildenbruch, sein volltönendes, breitwogendes Pathos und seine zwar äußerliche, aber immer der Wirkung sichere Theatralik, fehlen bei Wichert. Idee und Handlung des Dramas sind nicht unglücklich gewählt; der Dichter schildert den Zwist des großen Kurfürsten mit den Bürgern von Königsberg im Jahre 1663. Die Königsberger Bürgerschaft unter Führung ihres Schöppenmeisters Rohde will die Oberhoheit des Königs von Polen nicht entbehren, da sie in ihr ein heilsames Gegengewicht gegen die wachsende Macht der Brandenburger erkennt; der Kurfürst dagegen verlangt die Anerkennung seiner alleinigen Herrschaft. Das verbriefte und besiegelte Recht ist auf seiten der Königsberger, das ungeschriebene Recht der geschichtlichen Entwickelung auf seiten des großen Kurfürsten; er verhilft dem letzteren schließlich durch Anwendung von Waffengewalt zur Geltung und begeht so im Sinne der Entwickelung und des Fortschritts eine Rechtsthat. Aus diesem Stoffe konnte ein Ideendrama von geschichtsphilosophischer Bedeutung gestaltet werden; aber die Idee wird vom Patriotismus überwuchert; Wichert ist größer als Patriot denn als Dichter und Denker, und das Ergebnis ist, wie der Untertitel mit Recht sagt, ein „vaterländisches Schauspiel" von nicht sehr weitem Horizont. In die politische Haupt- und Staatsaktion ist eine sentimentale Liebesepisode verwebt, die nach den ältesten Mustern gearbeitet ist und jede schöpferische Originalität vermissen läßt. „Er" gehört zum kurfürstlichen Lager, „sie" durch verwandtschaftliche Bande zu der Bürgerpartei; ich brauche wohl kaum hinzuzufügen, daß der Dichter ihre treue, für sein Drama so bedeutsame Liebe am Schlusse mit der Heirat belohnt. Es erscheint mir zweifelhaft, ob Wicherts Drama die nächste Spielzeit überleben wird; mit dem Aufhören der äußeren Bedingungen für den Erfolg wird auch dieser selbst schwinden, da er in nichts Innerlichem begründet ist. Aber der Litterarhistoriker wird sich dereinst mit dem Stücke beschäftigen müssen, wenn er an die Frage gelangt, ob und in welcher Weise sich das Kaisertum der Hohenzollern für die neue deutsche Litteratur fruchtbar erwiesen hat. P. R.

Zwei lyrisch-epische Dichtungen veröffentlicht Heinrich von Reder unter dem Gesamttitel **„Rotes und blaues Blut"**. (München 1894, Verlag von Dr. E. Albert und Comp., Separatkonto.)

Die erste Dichtung „Werner, der Falkonier" versetzt uns ins Mittelalter und sucht die Poesie des Ritterwesens von neuem lebendig zu machen. Der Dichter erzählt die Liebes- und Leidensgeschichte Jan Werners, des Falkoniers, der sein Herz und seine Freiheit an das schöne Burgfräulein verloren hat. Die Geliebte gewährt ihm ein kurzes Liebesglück, rotes und blaues Blut vermischen sich in flüchtiger Umarmung; dann aber ebbt das blaue Blut zurück, und das rote versickert im Sande. Jan Werner fällt unter den Streichen zweier Nebenbuhler; sein Grab im Walde schmückt nicht das hochgeborene Fräulein, sondern die schlichte Köhlerstochter, an deren Liebe er achtlos im Leben vorübergegangen ist. Die zweite Dichtung „Fischerrosl" spielt in der Gegenwart am Würmsee, der durch König Ludwigs Tod eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Das blaue Blut fließt hier in den Adern des Dichters selbst, und es sehnt sich nach dem roten der „Fischerrosl". Die Rosl aber liebt den Hans vom Ried, und sie bleibt ihm auch treu, nachdem er unter der Kugel eines Wildschützen gefallen ist, der die Schande seiner Schwester an ihm rächen wollte. Die Rosl sucht am Ende, gleich ihrem unglücklichen König, den Tod in den Wellen des Würmsees; der Dichter jedoch zwingt sein Herz zur Ruhe schon im Leben. Man erkennt leicht, daß die Fabel in beiden Dichtungen nicht allzu originell ist; aber sie ist auch Nebensache hier wie dort, sie bildet nur die wertlose Schnur, auf der der Dichter seine Liederperlen

aneinanderreiht. Das lyrische Element herrscht vor und überwuchert das epische; letzteres überwiegt nur in einigen minderwertigen Einschiebseln, die den Zweck haben, den äußerlichen Gang der Handlung weiterzuführen. Heinrich von Reder ist vor allem Lyriker; schon früher, besonders in seinen „Federzeichnungen“, hat er dafür den Beweis erbracht. Er vermag eine Empfindung oder eine Stimmung in der drangvollen Enge des Liedes auszuleben. Auch die vorliegenden Dichtungen erhalten Bedeutung einzig und allein durch ihren lyrischen Gehalt; denn, als Kunstwerke angesehen, sind sie von sehr anfechtbarem Wert. Die Vermischung von Lyrik und Epik hat hier jede Harmonie zerstört und läßt einen einheitlichen Eindruck, der sich aus dem Ganzen ergiebt, nicht aufkommen; z. B. in der zweiten Dichtung die Lieder auf den König Ludwig, so schön und stimmungsvoll sie auch sind, fügen sich doch nur widerwillig in den Gang der Erzählung. Der Leser thut am besten, jedes Gedicht als ein selbständiges Ganze für sich zu nehmen und den künstlich aufgepfropften Zusammenhang aus den Augen zu verlieren. Es bedurfte dieses Zusammenhangs gar nicht; die Persönlichkeit des Dichters genügte als einigendes Band, um auf ihm die Perlen zu einer Schnur zu vereinigen. Ich mache Freunde einer stimmungsvollen, empfindungsechten Lyrik auf Heinrich von Reder aufmerksam. P. R.

Cäsar Flaischlen, **„Im Schloß der Zeit“**, Sylvesterparaphrase in sieben Bildern. (Berlin 1894, Verlag von F. Fontane.)

Das nüchterne Regiment der Wirklichkeit, der Nur-Wirklichkeit will aufhören, und die einst verjagte Phantasie wird in ihre alten königlichen Ehren wieder eingesetzt. Auch Cäsar Flaischlen, der sich noch in seinem Drama „Toni Stürmer“ (1891) als Anhänger der realistischen Kunst gezeigt hatte, ist jetzt fahnenflüchtig geworden und ins Lager der neuesten Neuerer (oder besser Erneuerer!) übergegangen. Sein neues Buch „Im Schloß der Zeit“ ist ein bedeutsames Kennzeichen für den Stimmungswechsel in dem Kreise unserer jungen Schriftsteller. Die Phantasie herrscht hier unumschränkt, und ihr Herrscherwille schafft eine Welt tiefsinnigen Scheins neben und über dem grobsinnlichen Sein. In der Sylvesternacht kehrt das alte Jahr müde und gebrochen von der Erde zurück, um in die Hände der Königin Zeit seine Herrschaft zurückzugeben; die Königin überträgt Würde und Macht dem neuen Jahr, das nun seinerseits, jung und zukunftsgläubig, zu den Menschen zieht. Vermittelnd zwischen dem Pessimismus des alten und dem Optimismus des neuen Jahres steht die reife Weisheit der Königin Zeit, deren Auge durch die Jahrtausende sieht und erkennt, daß der Weg der Entwicklung nach oben geht, und daß Mensch sein bedeutet Sieger sein. Ihre schönen, sprachlich wie inhaltlich schönen Worte spiegeln wohl des Dichters eigene Anschauungen über Welt und Menschen wider. Das Buch ist reich an reifen und tiefen Gedanken; um so mehr aber hat es mich verstimmt, daß Flaischlen für sie nur die bloß äußerliche Form der Allegorie gefunden hat, anstatt ihnen die lebenswarme Körperlichkeit des Symbols zu geben. Die Allegorie entfernt uns von den Dingen, die sie uns nahebringen soll; durch ihre aufdringlichen Erklärungen „ich bin das und das!“ zerstört sie im Keime jede poetische Täuschung und stößt uns mit der Nase auf die Unwirklichkeit und Leblosigkeit ihrer Gestalten. Es steckt viel Verstandesarbeit in Flaischlens Phantasien, ihre Lektüre nimmt mehr den Kopf als das Herz in Anspruch. Bei einem poetischen Werke sehe ich darin eine große Schwäche, die aber in diesem besonderen Falle durch schöne Vorzüge aufgewogen wird. P. R.

In dunklen Stunden.

Ich war Dir fern, so lange, lange Zeit,
Es fand mein Herz nicht mehr zu Dir die Wege,
Ich schritt dahin auf dornenlosem Stege,
Vom Glück besonnt, in Jugendfreudigkeit.

Was einst an meiner Seele Du gethan
Und was an reichem Gut Du ihr gegeben,
Es ward verzehrt vom leichten, kecken Leben,
Ich hab's verthan im frevlen Glückeswahn.

Nun bin ich matt und müd, so sterbenskrank,
Der rasche Mut ist lange schon entschwunden,
In thränenschweren, schaffensdunklen Stunden
Vom hohen Flug die Seele niedersank.

Und die Erkenntnis reift, daß all mein Glück
In Deiner lieben, weißen Hand gelegen;
Doch such' umsonst ich jetzt der Liebe Segen,
Denn uns're Toten bringt kein Wunsch zurück.

Hans Biermann.

Briefkasten.

Herrn Ed. Bl. in M. Ihre kleinen Gedanken enthalten Geist und Lebenserfahrung. Aber es mangelt ihnen noch eins: die Klarheit der Sprache. Wer selbst Erfahrung besitzt, wird Sie verstehen, da ihm der Wink genügt; aber die meisten Leser bedürfen einer etwas mehr ausführlichen Darstellung, um daraus lernen zu können. Also bitte, bedenken Sie das und lassen Sie dann von sich hören. — W. Sch. Charlottenburg. Noch zu jugendlich. Vielleicht gelingt's später. — Fr. Agnes Br. Der offene Brief in Bezug auf den Aufsatz von Fr. v. M. ist doch etwas zu kurz und flüchtig, als daß ich ihn bringen könnte. — Den Frauen: P. Sch. in R.; R. Pf. in H.; W. A. in St.; Irma; Ungenannt aus Vasarhely; Anna H. in B.; Kl. v. Sch.; Röschen vom Hühnerhof (!); — Den Herren: Dr. M. W. in B. cand. med. B. in W.; O. R. in M.: Leider nichts verwendbar.

Inhalt der Nr. 42.

Verantwortlicher Leiter Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Deutsche Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. No. 43.

Griffenfeld.

Historischer Roman

von

H. F. Ewald.

(Fortsetzung.)

Die Prinzessin sank zurück und saß, indem sie vor sich niederschaute, einige Augenblicke bleich und schweigend da. Wie sehr glich dies doch ihrer geschwätzigen, taktlosen Mutter! Vermutlich hatte Griffenfeld ihre ganze Jugendgeschichte erfahren. Indessen ließ es sich nicht leugnen, daß der Auftrag, den die Herzogin ihm gegeben, bis zu einem gewissen Grade sein Auftreten als ihr Mentor entschuldigte, und jetzt, da sie ruhiger geworden war, sagte der Verstand ihr, daß es in ihrer abhängigen Stellung nicht klug gehandelt sein würde, den mächtigsten Mann im Lande vor den Kopf zu stoßen. Sie konnte vielleicht seinen Beistand gewinnen in der Sache, welche das Ziel ihrer Wünsche war, aus dem Lande zu entkommen.

„Nun," sagte sie, „da meine hohe Mutter Euch nun einmal das unangenehme Geschäft aufgetragen hat, mich zu kontrollieren und zu leiten — dies soll wohl gewissermaßen eine Fortsetzung meiner Erziehung sein — so muß ich Euch wohl mit Sanftmut anhören. Habt also die Güte, Euch etwas näher zu erklären, besonders was die unangenehmen Folgen betrifft."

Sie sprach mit erzwungener Ruhe, der Ton ihrer Stimme klang spöttisch. Er hatte seine Augen nicht von ihr gewandt, und in seinem Blick lag eine Wärme, die ihr lästig war. Er fand sie bezaubernd; selbst ihr kindliches Aufbrausen stand ihr nicht übel, und dies freute ihn besonders. Mit gutem Bedacht hatte er sie verletzt; er hatte genug von der Prinzessin, er wollte das Weib sehen, und das war ihm gelungen. Mit seinem liebenswürdigsten Lächeln und in herzlichem Tone sagte er:

„Gnädige Prinzessin, wenn Ihr doch nur allen Zorn und allen Argwohn fahren lassen wolltet! Es ist mein aufrichtiger Wunsch, Euch nützen zu können, kein anderes Motiv hat mich dazu getrieben, so frei zu Euch zu reden. Ihr habt einen klaren Geist und vermögt zu denken; laßt uns jetzt, da das Blut ruhiger geworden ist, die Sache mit philosophischer Ruhe diskutieren. Geht Ihr darauf ein?"

„Sprecht doch bloß, mein Herr, sprecht!" entgegnete sie ungeduldig; „ich bin bereit zu hören."

Er war indessen davon überzeugt, daß sie es nicht unterlassen werde zu antworten, und darin irrte er sich nicht.

„Also zur Sache!" sagte er heiter. „Ihr habt, gnädige Prinzessin, Eure Position hier bei Hofe eingenommen mit einer Sicherheit und einem Takt, daß Ihr meine volle Bewunderung habt. Nirgends habt Ihr angestoßen und alle Herrschaften habt Ihr bezaubert, sogar die Königin-Witwe, und dies, ohne zu schmeicheln oder Eurer Würde etwas zu vergeben; aber Ihr habt zu viel nach oben gesehen, zu wenig nach unten. Ihr seid sehr unpopulär unter den Damen des Hofes; große Herablassung und Freundlichkeit von seiten der königlichen Prinzessinnen gewohnt, finden sie, daß der Abstand, den Ihr aufrecht zu halten sucht, ein wenig zu groß ist."

„Ah," rief die Prinzessin aus, „so habe ich, ohne es zu ahnen, das Unglück gehabt, die guten dänischen Damen vor den Kopf zu stoßen? Wohl, ich werde mich bestreben, den Fehler wieder gut zu machen. Es wird mir gewiß zuletzt noch gelingen, mit diesen trotz aller Schminke und trotz der französischen Frisuren so naiven und sicherlich gutherzigen Damen passend zu verkehren."

„Naiv und gutherzig?" fragte Griffenfeld. „Etwas mehr oder weniger Raffinement in der Form ist nicht ausschlaggebend, Prinzessin! Die dänischen Damen sind sehr verständig, es finden sich gute Köpfe unter ihnen; wir haben sehr intelligente, sogar gelehrte Damen, die doch ihre Weiblichkeit nicht verleugnen. Wohl möglich, daß das Herz eine größere Rolle bei ihnen spielt, als bei Euren Landsmänninnen; ich möchte nur die Beschuldigung des Mangels an Klugheit und Gewandtheit zurückweisen, die in

den beiden Worten lag: naiv und gutherzig. Leider ist es wohl die Frage, ob im allgemeinen gesagt werden kann, daß sie so besonders gutmütig sind."

„O nein," entgegnete die Prinzessin mit einem Lächeln, „ich kann mir denken, daß sie mich fremden Vogel nicht sonderlich sanft mit ihren Zungen behandelt haben. Wir würden gewiß zu einem besseren Einverständnis gekommen sein, wenn ich mit ihnen hätte sprechen können. Wißt Ihr was, mein Herr, das schreckliche dänische oder deutsche Französisch, welches ich hier hören muß, bringt mich zur Verzweiflung; ich glaube, daß ich anfangen werde, die Sprache des Landes zu erlernen."

„Ja, thut es, gnädige Prinzessin," rief Griffenfeld aus. „Dann werdet Ihr Euch unter uns bald wie zu Hause fühlen."

„Woraus schließt Ihr, daß ich dies wünsche?" fragte sie in scharfem Tone. „Ich will mich hier gerade nicht zu sehr zu Hause fühlen, ich wünsche nicht in die Intriguen dieses Hofes hineingezogen zu werden, ich bin hier nur ein Gast und stehe außerhalb des Ganzen."

„Und doch mitten darin!" antwortete Griffenfeld. „Euer Raisonnement zeugt von Mangel an Erfahrung. Glaubt Ihr wirklich, daß man irgendwo in der Welt leben kann, es müßte denn sein in der Wüste Sahara, ohne in etwas verwickelt zu werden? Bedenkt auch, welcher Egoismus darin liegt, Euch in solchem Abstande von den Menschen zu halten, unter welchen Ihr nach dem Willen der Vorsehung vielleicht geraume Zeit leben müßt. Ihr habt das Unglück gehabt, einigen von uns Sympathie einzuflößen! mehrere von meinen Freunden und Freundinnen hegen den Wunsch, Euch ein wenig näher kennen zu lernen, falls Ihr ihnen diese Gnade erzeigen wollt."

„Nennt mir eine von denen," bat sie mit einem Lächeln, „von den Freundinnen meine ich."

„Das kann ich leicht," lautete seine Antwort. „Wie gefällt Euch Frau Bjelke, die Gemahlin des Oberstatthalters?"

„Ich erinnere mich nicht, sie gesehen zu haben," entgegnete die Prinzessin nach einigem Nachdenken.

„Sie nicht gesehen!" rief Griffenfeld aus und lachte; „eine der vornehmsten und schönsten Damen bei Hofe. Sie war es, welche Prinz Georg engagierte, nachdem er mit Euch getanzt hatte."

„Ah, die hübsche Blondine," antwortete die Prinzessin, „also das ist sie; ich habe mit ihr gesprochen, sie ist graziös und spricht ziemlich gut französisch. Da es scheint, daß sie Eure Protektion genießt, soll sie auch die meinige haben; dann wird sie sich freuen. O, mein Herr, mir ist zu Mute, als ob Ihr Spott mit mir treibt!" rief sie heftig aus. „Welches ist Eure Meinung, daß Ihr mir Eure Freunde anbefehlt, mir, einer landflüchtigen Prinzessin ohne Macht und Reichtum, die das Gnadenbrot bei königlichen Verwandten ißt?"

„Gnädige Prinzessin," entgegnete Griffenfeld mit der natürlichen Freundlichkeit und überlegenen Ruhe, die er während der ganzen Unterredung bewahrt hatte, „Ihr vergeßt, was ich vorhin sagte: hier ist kein Interesse mit im Spiel. Das ist es gerade, was es mir so unsagbar angenehm macht, mich mit Euch zu unterhalten. Ew. fürstliche Gnaden Stellung ist exceptionell; Ihr steht frei und bedürft nicht jemandes Gunst, aber meine Freunde und ich, wir haben auch keinen Vorteil von Euch zu erwarten. Preist Euch glücklich, daß Ihr nicht im Besitz von Macht seid! Wir Sterblichen streben danach, aber wenn wir das Ziel erreicht haben, so finden wir, daß der Besitz von Macht eine schwere Bürde ist, ein Segen und ein Fluch auf einmal. Es ist schön, seinen Freunden dienen und einen Feind durch Wohlthaten entwaffnen zu können, aber es ist garstig, eine rechte Zerstörung der Freude, einen so tiefen Einblick in die unersättlichen Begierden der menschlichen Natur zu erlangen. Es ist keiner unter ihnen, Prinzessin, der mich nicht mit Gesuchen überläuft, entweder für sich selber oder für Verwandte und Freunde. Ich habe keinen Frieden, weder draußen noch zu Hause; manche Stunde, welche ich der Freude geweiht glaubte, ist mir auf diese Weise verbittert worden."

Mit großer Aufmerksamkeit und wachsender Sympathie hörte die Prinzessin ihm zu. Er war ihr als herrschsüchtig und geldgierig geschildert worden, und darum hatte sie ihn noch an diesem Morgen in einer vertraulichen Unterredung mit der Königin „Dänemarks Mazarin" genannt; aber jetzt erkannte sie, daß, selbst wenn er nicht ganz frei von den genannten Fehlern war, doch etwas Besseres und Edleres in ihm wohnte. Er war sicherlich ein Mann von großen Eigenschaften und außerordentlichen Fähigkeiten. Sie empfand, daß er Terrain bei ihr gewann, aber dies verursachte ihr Unruhe. Es lag etwas Sympathisches in seiner Haltung und in seiner Art und Weise, zu ihr zu reden, welches ihr eine Ahnung davon gab, daß er allen Ernstes ihr die Cour machte; aber war das möglich? Konnte er, dieser bürgerliche Parvenu und neugebackene Edelmann, sich wirklich einbilden, daß sie sich zu ihm herablassen werde? Doch kam ihr sogleich der Gedanke, daß die Geschichte des französischen Hofes Beispiele solcher verwerflichen Herablassung von Prinzessinnen aufzuweisen hätte. In diesem Manne wohnte offenbar ein Stolz, der ihrem eigenen nichts nachgab. Trotz seiner diplomatischen Eherbietigkeit flößte ihm vielleicht weder der Glanz einer Krone noch fürstliches Blut wirkliche Ehrfurcht ein. Möglicherweise war er zum Herrschen geschaffen, aber er war nicht dazu geboren, und, stehend im Kreise der Geborenen, fühlte sie sich in Opposition zu allem, was in ihren Augen Anmaßung des Genies und Übergriff gegen die von der Vorsehung eingesetzten irdischen Herrscher war.

Sie wurde einer Antwort überhoben, denn jetzt erschien die Hofmeisterin der Königin, Frau Katharina von Dirschau, in der Thüröffnung und rief aus:

„Nun, Gott sei Dank, daß ich Euch endlich finde, gnädige Prinzessin! Ihre Majestät die Königin hat wiederholt nach Euch gefragt, und jetzt wird das Souper angerichtet."

Katharina von Dirschaus lebhafte braune Augen sagten sehr viel, während sie die Prinzessin fixierten, dann Griffenfeld streiften und hierauf wieder die Prinzessin aufsuchten, welche sich langsam erhob,

ihre Verlegenheit aber doch nicht ganz zu verbergen vermochte. Griffenfeld dagegen sagte ganz ungezwungen:

„Ich bin es, Frau von Dirschau, der die Prinzessin aufgehalten hat. Ihr wißt, daß es meine Manie ist, von Frankreich, das ich so sehr liebe, zu reden, und die Prinzessin war so gnädig, meine Wißbegierde zu befriedigen; es sind jetzt zwölf Jahre her, seit ich in Paris war."

Die Hofmeisterin verneigte sich lächelnd, als die Prinzessin an ihr vorüberging. Dann wandte sie, indem sie der Prinzessin folgte, ihren Kopf zurück, machte eine Handbewegung und sagte: „Bah!" Dies war die Antwort auf Griffenfelds Erklärung und bedeutete etwa: bildet mir das ein! Griffenfeld verstand die Meinung, nickte aber freundlich mit dem Kopfe.

Dies waren die Präliminarien zu einer Verhandlung, welche schon am nächsten Tage nachfolgte, als Griffenfeld die Hofmeisterin im Vorgemach der Königin traf.

„Ist es wirklich Ernst?" fragte sie ihn.

„Ja, gnädige Frau!" antwortete er unverhohlen.

„Und Ihr verschmäht nicht meine Alliance?" fragte sie weiter.

„Keineswegs," sagte er, indem er ihre Hand ergriff und dieselbe küßte.

Nur wenige vermochten diese damals so allgemeine Galanterie so hübsch auszuführen wie er, aber die lebhafte Röte, welche über die schönen Züge Katharinas flog, hatte nicht ihren Grund in Freude über diese Galanterie. Sie fühlte sich durchaus nicht geschmeichelt, aber die Vorteile, welche sie dadurch erlangen konnte, daß sie sich den allmächtigen Günstling des Königs verbunden machte, zeigten sich ihr in verlockender Perspektive.

„Das ist klug von Euch, Geheimrat," entgegnete sie, „denn dieses Herz ist eine sehr starke Festung. Ihr kennt vermutlich die Schwierigkeit. Ihr besitzt alles, mein Herr, ausgenommen das allein Erforderliche; eine Grafenkrone wird kaum genügen, es muß eine Herzogskrone dazu kommen."

„Gnädige Frau," antwortete Griffenfeld, „ich glaube, daß Ihr der Prinzessin unrecht thut und sie falsch beurteilt. Nicht die Kronen der ganzen Welt würden sie dazu vermögen, einem Manne ihre Hand zu reichen, für den sie keine Neigung fühlt."

„Was?" rief die Hofmeisterin aus, „sie, die bereit gewesen wäre, sich dem Prinzen von Oranien, dem Herzoge von York und vielleicht noch mehreren anderen zu verkaufen, wenn sie nur hätten zugreifen wollen! Ich sage im Gegenteil, daß alle Vorzüge und Tugenden der ganzen Welt es nicht vermögen werden, sie zu gewinnen, wenn nicht zugleich ein fürstlicher Rang damit verbunden ist."

Hier war die kluge Dame zu weit gegangen, und sie fühlte es selber; aber sie haßte die Prinzessin, weil diese zwischen sie und die Königin getreten war. Diese fürstlichen Gesellschafterinnen, deren schon mehrere dort gewesen waren, waren der Hofmeisterin ein Dorn im Auge. Sie beeilte sich, ihren Fehler wieder gut zu machen, indem sie hinzufügte:

„Verzeiht meine Aufrichtigkeit, lieber Geheimrat! Ihr kennt mich ja und wißt, daß ich stets meine Meinung rund heraus sage. Es kann ja sein, daß ich mich irre —"

„Das thut Ihr in diesem Fall durchaus," antwortete Griffenfeld mit einer bei ihm ungewöhnlichen Heftigkeit. „Ich kenne die ganze Vergangenheit der Prinzessin genau; Ihr zweifelt doch nicht daran, daß ich von allem unterrichtet bin, und was ich nicht im voraus wußte, das hat die Mutter der Prinzessin mir mitgeteilt. Es sind allerdings Verhandlungen wegen einer ehelichen Verbindung geführt worden, die sich jedoch zerschlagen haben, aber niemand hat daran gedacht, die Prinzessin zu verkaufen, und am allerwenigsten läßt sie sich verkaufen. Sie zeichnet sich nicht nur durch Geist und Anmut aus, sie ist ein Charakter, eine Dame von hoher Denkungsart. Daß sie stolz ist, weiß ich; aber eine geborene Prinzessin ohne Stolz, ohne Bewußtsein von ihrer erhöhten Stellung würde ich gering achten. Doch bin ich davon überzeugt, daß, wenn ihr Herz gewonnen ist, sie demselben ohne Bedenken folgen wird."

Katharina von Dirschau hörte ihn mit der größten Verwunderung an, denn sie war davon überzeugt, daß der sonst so scharf sehende Herr hier vollständig blind war. In der Brust der Prinzessin schlug nach ihrer Meinung gar kein Herz in dem Sinne, wie sie das Wort nahm; dort war kein Platz für Liebe; aber dies wagte sie nicht zu sagen. Ihre Verwunderung war indessen doppelter Art, sie erstaunte auch über die Ursache dieser Blindheit.

„Ach, lieber Geheimrat," rief sie aus, „Ihr seid ja wirklich von Amors Pfeil mitten ins Herz getroffen — Ihr, ein Staatsmann ersten Ranges und ein Witwer von achtunddreißig Jahren! Daß ich ein solches Wunder erleben soll! Dies macht mir die Sache besonders interessant, aber es bekümmert mich Euretwegen. Ich bin davon überzeugt, daß Ihr in Eurem Leben nicht viele Betisen begangen habt, aber jetzt seid Ihr in Gefahr, eine zu begehen."

„Dank für Eure Aufrichtigkeit, gnädige Frau," entgegnete Griffenfeld in herzlichem Tone. „Freilich malt Ihr meine Gefühle für die Prinzessin mit allzu grellen Farben. Ich liebe nicht, als ob ich nur achtzehn Jahre alt wäre, ja, vielleicht liebe ich gar nicht. Das würde auch fast anstößig sein, da ich vor kurzem meine liebe Frau verloren habe. Wie ich sie geliebt habe, werde ich niemals eine andere Frau lieben; aber es ist nicht gut für mich, ohne Frau zu sein, und es wäre doch am besten für mich, eine zu gewinnen, die meine Stellung befestigen kann. Doch würde ich niemals dieser Rücksicht allein folgen; meine persönliche Sympathie für die Prinzessin ist ganz gewiß das Ausschlaggebende."

Und dann sagt er, daß er nicht liebt — dachte Frau Katharina.

„So, jetzt habe ich gebeichtet, gnädige Frau," fuhr Griffenfeld fort; „aber noch ist die andere Beschuldigung da, daß ich in Gefahr sein soll, eine Dummheit zu begehen. Diese ist indessen im voraus widerlegt, ja, der Gefahr ist wohl schon dadurch vorgebeugt, daß ich mich einer so klugen Dame, wie Ihr seid, anvertraut habe."

„Ich werde Euch eine treue Bundesgenossin sein," sagte Frau Katharina mit verbindlichem Lächeln.

„Und ich," entgegnete Griffenfeld, „werde es nicht unterlassen, Euch meine Dankbarkeit zu erzeigen, wenn sich Gelegenheit dazu findet."

„Wisset jedoch," sagte Frau Katharina, um ihre Ehre zu retten, „daß ich Euch niemals meinen Beistand angeboten haben würde, wenn Ihr nicht meiner lieben Königin so gut gewesen wäret und ihr stets beigestanden hättet."

Von diesem Tage an erschallte bei jeder Gelegenheit Griffenfelds Lob in den Gemächern der Königin, und der Prinzessin Herz klopfte unruhig, wie das einer jungen Hindin, die das Gebell der Hunde vernimmt.

Neuntes Kapitel.

Alcibiades und Sokrates.

An einem dunklen, kalten Tage im Januar des Jahres 1673 saß Gyldenlöwe mit Griffenfeld in dessen Kabinett. Ein munteres Feuer brannte im Kamin und warf seinen flimmernden Schein auf das prachtvolle Meublement, auf Griffenfelds mit Papieren bedeckten Arbeitstisch und auf Etageren mit Kunstgegenständen, geschnitzt aus Elfenbein, mit goldenen Bechern, Uhren und anderen Kostbarkeiten, Gaben von dem Könige, von reichen Freunden und dankbaren Supplikanten, oder auch durch Kauf erworben.

Ein Lichtstrahl vom Kaminfeuer verirrte sich nach einer Ecke, in welcher ein kleiner hochbeiniger, mit schwarzem Korduan bezogener Schrank stand. Diesen hatte Griffenfeld zum Andenken von König Friedrich bekommen; er hielt ihn heilig und bewahrte darin Briefe, Dokumente und Aufzeichnungen, welche nicht bestimmt waren, von jemand gesehen zu werden, verhängnisvolle Beweise von König Christians Vertraulichkeit und Griffenfelds heimlichsten Gedanken. Dieser Schrank war, gerade wie sein königlicher Besitzer es gewesen, fest verschlossen und schwer zu öffnen, ein sicherer Bewahrer seiner Mysterien. Der Lichtstrahl vom Kamin glich einem neugierigen Blick, der sich sogleich wieder wegwandte, als die Feuerbrände zusammensanken und ihren hellen Schein auf Gyldenlöwe fallen ließen, welcher die Füße gegen das Kamingitter gestemmt hatte. Griffenfeld ging in der Stube auf und ab, und wenn er den Kamin passierte, ergoß sich auch über ihn ein heller Schein. Dann zeigte sich recht der Gegensatz zwischen den beiden Freunden, der Unterschied zwischen früher und jetzt. Sokrates trug das Haupt hoch, und aus seinen Augen kam hin und wieder ein Blick des Triumphs; Alcibiades saß gebeugt, grübelnd und mit einem Ausdruck des Mißmutes auf seinen stolzen Zügen.

Wie war es eigentlich zugegangen, daß das Blatt sich in dem Grade gewandt hatte, und daß Sokrates jetzt dort stand, wo Alcibiades gestanden hatte, ja, weit höher und sicherer? Überall meinte Alcibiades seines wunderbaren Freundes Hand zu verspüren, die ihn dorthin führte, wohin er nicht wollte, und sicher aber heimlich seinen Weg bezeichnete, während es den Anschein hatte, als folge er seinem eigenen Willen. Willig hatte er die diplomatische Mission in dem oldenburgischen Erbstreit übernommen und begierig die Gelegenheit ergriffen, zu zeigen, was er als Diplomat zu leisten vermöge; aber das Resultat war, daß er sich von den Abgesandten der Gegenparteien an der Nase herumführen ließ und für den König einen unvorteilhaften Vergleich abschloß, der kassiert werden mußte! Seine Majestät hatte ihn bei seiner Rückkehr hart angefahren, und nun saß er da in dem Schlagschatten der königlichen Ungnade. Ob wohl Sokrates dieses Resultat vorausgesehen oder doch wenigstens gewünscht hatte?

Indessen war Alcibiades über diese diplomatische Niederlage getröstet worden durch den Sieg, den er als Freier gewonnen hatte. Von Hamburg war er nach Oldenburg gereist und hatte sich dort verlobt mit der Gräfin Antonia Augusta, Tochter von Graf Anton Günthers natürlichem Sohn, dem Grafen Anton von Altenburg, Statthalter des Königs in Oldenburg. Der König hatte zu dieser Partie getrieben, und konnte man sich eine passendere denken? Ein Halbprinz heiratete die Tochter einer Halbprinzessin; aber wenn auch hier Sokrates' Hand dahinter steckte? Das war mehr, als sein Stolz ertragen konnte; und um so intensiver war sein Zorn, als solche düsteren Gedanken sich bei ihm stets erst hinterher meldeten. Im Augenblick der Aktion gelang es Sokrates stets, ihn zu täuschen, aber jetzt hatte er fest beschlossen, den Zauber abzuschütteln.

Als er in seinen mutlosen Betrachtungen bis zu diesem Punkt gekommen war, blieb Griffenfeld neben dem Kamin ihm gerade gegenüber stehen und sagte:

„Nun, liebe Excellenz, nehmt Euch dies kleine Unglück nicht so sehr zu Herzen! Die Schwierigkeiten waren groß. Freilich war es gewagt von Euch, daß Ihr die Instruktion überschrittet, aber das gleicht Eurem hohen Mute, und es ist keine Schande für einen Löwen, von Füchsen überlistet zu werden."

„Gewiß," entgegnete Gyldenlöwe mit bitterem Lächeln, „waren die Schwierigkeiten groß, uud sie sind es noch. Der König spannt den Bogen zu hoch in dieser Sache. Seht Euch jetzt selber wohl vor, daß nicht auch Ihr Euch die Finger an dieser Nessel verbrennt!"

„Dank für die Warnung," antwortete Griffenfeld; „ich werde sie mir zu Herzen nehmen!"

Aber der Ton war ironisch, und das Lächeln, welches die Worte begleitete, fatal; Alcibiades erinnerte sich dessen, als er bald darauf zu seinem großen Ärger erfuhr, daß Sokrates mit seiner gewöhnlichen Schlauheit diesen gordischen Knoten gelöst und unter glänzenden Bedingungen dem Könige das ganze Erbe erworben hatte, ein Werk, welches den Anstoß zu seiner Erhöhung gab.

„Nach kurzem Schweigen sah Gyldenlöwe auf und fragte in spöttischem Tone:

„Warum verschmähtet Ihr doch die kleine schöne, tugendhafte, deutsche Gräfin, die ich Euch anbot?"

Er hatte nämlich von Hamburg aus an Griffenfeld geschrieben und in scherzhaftem Tone ihm einen solchen Heiratsvorschlag gemacht. Griffenfeld hatte

es für Scherz genommen, er verstand auch jetzt die Anzüglichkeit nicht, denn er war ganz unschuldig in dem ihm zur Last gelegten Verbrechen, Alcibiades eine Frau aufgedrungen zu haben. Es war auch nicht seine Absicht, mit seinem hochgeborenen Freund zu brechen. Die Freundschaft war wenigstens von seiner Seite von vornherein keineswegs erheuchelt, aber sie konnte brechen durch die Macht der Umstände, denn von Gleichstellung oder Teilung der Macht konnte selbstverständlich nicht die Rede sein. Nur aus Freundschaft zu weichen und die Zügel in untaugliche Hände zu geben, würde eine Thorheit gewesen sein; Sokrates hoffte also, daß Alcibiades sich in das Unvermeidliche fügen werde, und jetzt fiel es ihm ein, Alcibiades möglicherweise dadurch besänftigen zu können, daß er ihn in seine Herzensangelegenheit einweihte. Er antwortete daher:

„Ich kann sie nicht gebrauchen, liebe Excellenz; mein Herz ist anderswo engagiert."

„Was muß ich hören?" rief Gyldenlöwe mit aufrichtiger Verwunderung aus, „Euer Herz engagiert? Sokrates ist ein Thor geworden wie einer von uns anderen? Welche Göttin ist es denn, die Euch in ihrem Garn gefangen hat?"

„Eine Göttin?" wiederholte Griffenfeld, „das paßt nicht übel."

„Ei," sagte Gyldenlöwe, „Ihr werdet doch Eure Augen nicht zu der einen oder der anderen Prinzessin erhoben haben, zu einer der kleinen meine ich?"

„Ich will es Euch anvertrauen," antwortete Griffenfeld, „indem ich mich auf Eure Diskretion verlasse. Ich wünsche, daß die Sache verschwiegen bleibt; namentlich darf Seine Majestät nicht schon jetzt etwas davon erfahren; Unbesonnenheit könnte mir das Ganze verderben."

„In Venus' und aller Schönheiten Namen," rief Gyldenlöwe aus, „redet doch und sagt, wer es ist; ich werde verschwiegen sein wie eine Wand!"

„Es ist die Prinzessin von Tarent," sagte Griffenfeld, indem er seinem Alcibiades scharf in die Augen schaute.

Bei diesem wechselte der Gesichtsausdruck; er verriet wirklich Überraschung, welche in Unwillen überging und mit einem schadenfrohen Blick endete

„Nun, was sagt Ihr dazu?" fragte Griffenfeld mit unsokratischer Heftigkeit, als sein hochgeborener Freund schwieg.

„Ei, ei!" sagte Alcibiades endlich in langgezogenem Tone, „also ist es der kleine Satan, La Tremouille!"

Jetzt lächelte Griffenfeld sokratisch; die Unterredung mit Katharina von Dirschau hatte ihn vorbereitet und abgehärtet.

„Bildet Ihr Euch vielleicht ein, daß sie ein Engel ist?" fragte Alcibiades, erbittert über dies ruhige Lächeln.

„Ein Engel?" wiederholte Sokrates; „nein, ich glaube, daß sie ein gesundes und echtes Menschenkind ist und ein ganz Teil mehr; aber nicht ihre persönlichen Vorzüge oder Fehler wünschte ich zu diskutieren, sondern den Unterschied zwischen ihrer und meiner Geburt und Stellung. Glaubt Ihr, liebe Excellenz, daß es mir gelingen wird, über diesen Berg zu kommen?"

„Aufrichtig gesagt, nein," antwortete Alcibiades rücksichtslos. „La Tremouille ist, obgleich keine wirkliche Prinzessin, doch eine Fürstin bis in die Fingerspitzen. Ich habe sie vor vier Jahren in Paris gesehen; damals war sie also erst siebzehn Jahre alt, aber doch völlig unnahbar. Ich hörte damals verschiedenes von ihr. Was sagt Ihr dazu, daß sie im Alter von noch nicht fünf Jahren mit ihrer Großmutter, der alten Herzogin Marie de la Tour, zum ersten Mal nach Paris kam, verlangte, Mademoiselle tituliert zu werden, und zornig wurde, wenn die Herren den Hut nicht vor ihr abnahmen? Auch weigerte sie sich, die zehnjährige Tochter des Herzogs von Bouillon Tante zu nennen, was ihr doch zukam. Sie ist das selbstbewußteste, starrköpfigste, hochmütigste Wesen, welches jemals Frauenkleider getragen und mit einem Fächer manövriert hat. Bildet Euch nur nicht ein, lieber Freund, daß Aussicht für Euch vorhanden ist, sie zu erobern; sollte es aber gleichwohl wider Erwarten geschehen — denn Ihr seid nun einmal ein Wundermann — so werde ich Euch meine Kondolenz bezeigen; Ihr werdet wahrlich eine Rute für Euren eigenen Rücken bekommen!"

„Was Ihr mir da erzählt," entgegnete Griffenfeld unerwartet ruhig, „ist nichts Neues für mich. Ich habe das Vertrauen der Herzogin Emilie genossen, und niemals hat eine Mutter ihre Tochter weniger mit der Zunge geschont. Ein Charakter von Prinzessin Charlotte Améliens Art wird mißverstanden und verkannt von den meisten, wie alles, was über das gewöhnliche Niveau hinausragt. Ich habe durch die Oberfläche geschaut und die Perle gesehen, die unter der Schale verborgen ist. Ich werde mein Ziel verfolgen, und eine innere Stimme sagt mir, daß ich es erreichen werde."

Alcibiades blieb eine Weile in tiefen Gedanken sitzen. Er schaute im Geiste das Zukunftsbild, welches sich vor seinem inneren Blick entfaltete — Sokrates vermählt mit der Cousine der Königin und der Verwandten des Königs von Frankreich, in den Fürstenstand erhoben, allmächtig und unerschütterlich in seiner wohl befestigten Stellung — und er schwur in seinem Herzen: das soll nicht geschehen! Doch sagte er mit seinem liebenswürdigsten Lächeln und in herzlichem Tone:

„Nun, lieber Freund, ich habe Euch gewarnt, aber ich gönne Euch alles, was Euer Herz begehrt. Möchte es geschehen, wie Ihr wünscht, und Euch Glück daraus erwachsen!"

So schieden sie, und obwohl sie sich noch einigemal begegneten, blieben sie doch innerlich getrennt. Sokrates durchschaute Alcibiades, und die Freundschaft erlosch, gerade wie das Feuer im Kamin, über dessen hinsterbende Glut sich eine Decke von Asche breitete.

Alcibiades ging geradeswegs zum Könige und plauderte alles aus. Er machte sich lustig über Sokrates' thörichte Verliebtheit, und der König lachte darüber; aber nicht lange darauf erfuhr Sokrates alles.

„Was nun, Griffenfeld," sagte die Majestät zu

ihm in vorwurfsvollem Tone, „warum lauft Ihr mit Euren Heimlichkeiten zu anderen? Damals, als Ihr zum ersten Mal Heiratsgedanken hattet, waret Ihr offenherziger gegen mich. Übrigens hat Gyldenlöwe nicht ganz unrecht; La Tremouille ist keine Partie für Euch."

Damit war das Lied aus für den armen Alcibiades. Einige Zeit darauf erhielt er vom König den Befehl, sich unverzüglich nach Norwegen zu begeben und seiner Statthalterschaft zu warten; unter anderem sollte er Matrosen schaffen und für die Flotte senden.

Erbittert reiste er ab und mußte mit kurzen Unterbrechungen fast so lange in seiner ehrenvollen Verbannung bleiben, als Griffenfeld am Ruder stand. Weder seine rührenden Freundschaftsbriefe, die Griffenfeld in dem alten Stil beantwortete, noch seine demütigen Betteleien nützten ihm etwas, ja, jede Reiseerlaubnis mußte er als eine Gnade aus Griffenfelds Hand entgegennehmen.

Jetzt sann er nur auf Rache. Jeden Aufenthalt in Dänemark benutzte er, um Ränke zu spinnen und Griffenfelds Feinde gegen ihn aufzuhetzen. Er gelobte sich selber, falls er jemals wieder obenaufkommen sollte, seinem Unterdrücker nicht die geringste Barmherzigkeit zu erzeigen.

Zehntes Kapitel.

Auf dem Gipfel des Ruhmes.

Griffenfeld saß eines Morgens früh an einem regnerischen Tage im November desselben Jahres in seinem Kabinett, versunken in tiefes Nachdenken. Seine Gesundheit war nicht stark, und seine Nerven waren sehr empfindlich; das unfreundliche Wetter trug das Seine dazu bei, ihn zu verstimmen. Die finsteren Gedanken, welche ihn an diesem Morgen beschäftigten, jagten einander wie die Wolken, die der kalte Wind durch die Lüfte trieb, und welche das anbrechende Tageslicht in Abenddämmerung verwandelten.

Es war einer von den Augenblicken, in welchen er der menschlichen Schwachheit seinen Tribut zahlen mußte. Die Schwierigkeiten seiner Stellung, die Bürde seiner Macht und seiner Verantwortung drückten ihn. Der erste Schritt war leicht genug gewesen, und es war ihm gelungen, seine beiden Rivalen zu entfernen, zuerst Schinkel, dann Gyldenlöwe; aber jetzt fühlte er doch den Druck, da die Stellung auf die Dauer behauptet werden sollte. Es war kein offener, ritterlicher Kampf, sondern die Arbeit eines Minengräbers mit einer Fülle lauernder Gefahren.

Wie viele Kunstgriffe mußte er nicht anwenden, um den hitzigen und zugleich wankelmütigen König am Gängelband zu halten und ihn den Weg zu führen, der nach seiner eigenen Meinung der rechte war. Ein Fürst, wie König Christian, der nicht imstande war, selber das Steuer zu führen, aber doch nicht unbedeutend genug, um sich ganz an die Wand drücken zu lassen, war besonders schwierig zu behandeln.

Welche Mühe hatte es ihn nicht auch gekostet, sich in der Gunst der Königin-Witwe zu halten und doch ihre Versuche, auf ungeziemende Weise in das Regiment einzugreifen, abzuwehren. Sie kam mit ihren Forderungen für ihre unversorgten Kinder, Prinz Jörgen und Prinzessin Ulrike Eleonore. Für ersteren sollte der ledige polnische Thron erworben und letztere sollte königlich verheiratet werden. Unglücklicherweise meldete sich ein Freier, der König Christian ein Dorn im Auge war, nämlich der junge König Karl XI. Den König zu bewegen, sich mit einem Fürsten zu verschwägern, dem er den Krieg zu erklären gedachte, das war ein schweres Kunststück. Doch sollte auch dies mit der Zeit vollbracht werden. Keine Schwierigkeit war groß genug, um den klar schauenden Mann zu verwirren, welcher jetzt über die Reiche herrschte; alle Hindernisse hatten bisher der starken, geschickten Hand des wirklichen Machthabers weichen müssen.

Und doch saß er jetzt da, versunken in Mißmut. Er hatte das Gefühl, daß, obwohl er an Machtvollkommenheit alle seine Vorgänger übertraf, er doch bei weitem nicht ausgerichtet, was er gewollt und sich vorgestellt hatte. Es war oft nur wie eine Bergung in einem Nothafen. Nur bei dem Abschluß des oldenburgischen Erbstreites hatte er vollständig gesiegt; aber wo blieb die Belohnung? Der König hatte ihm mit gnädigen und warmen Worten gedankt, nnd dabei war es geblieben.

Als er hierüber nachdachte, wurde ein königlicher Page gemeldet, welcher zwei Briefe überbrachte; einer derselben war ein königliches Handschreiben. Freilich war dies eine alltägliche Begebenheit, denn so mitteilsam war der junge Monarch, daß, obwohl er Griffenfeld fast jeden Tag sah, die Pagen und Lakaien doch täglich mit Billetten nach der Kjöbmagerstraße laufen mußten; die königliche Gnade stand noch immer auf dem Siedepunkt. Selbstverständlich öffnete Griffenfeld zuerst den Brief der Majestät, aber nachdem er ihn durchgelaufen, legte er ihn mit enttäuschter Miene beiseite. Er enthielt außer einigen Zeilen über keineswegs pressierende Geschäftssachen nur eine Einladung zur Tafel, in dem schlichten Stil des guten Königs folgendermaßen lautend:

„Ihr kommt wohl zum Mittag herauf, dann haben wir Zeit, verschiedene Sachen zu besprechen. Adieu!"

Mit größerer Hast ergriff er den anderen Brief, ein zierliches Billet mit französischer Adresse, geschrieben von einer festen Damenhand. Es war von seiner Göttin, La Tremouille; zum ersten Mal sah er hier ihre Handschrift, sie war ein korrekter Ausdruck ihrer Persönlichkeit. Das Billet enthielt nur ein paar artige Zeilen, in welchen sie für einige Toilettengegenstände dankte, die er ihr durch seinen Verwandten, den dänischen Gesandten Meyerkrone, aus Paris verschafft hatte, und für einige feine Parfumerien, ein Geschenk von ihm selber, letztere lagen in einem kostbaren Kästchen, welches weit mehr wert war als sein Inhalt. Katharina von Dirschau hatte ihn auf eigene Hand davon unterrichtet, daß die Prinzessin die genannten Gegenstände entbehre, und



ihm so eine willkommene Gelegenheit gegeben, dieser eine kleine Aufmerksamkeit zu erweisen.

Lange saß er mit dem Billet in der Hand und betrachtete die zierlichen Buchstaben, als ob es Hieroglyphen wären, die eine sich nähernde Glückseligkeit andeuteten. Er seufzte darnach; denn von dem Augenblick an, da seine Frau die Augen geschlossen, hatte er das Gefühl gehabt, daß trotz des günstigen Windes ihm doch des Lebens bester Wert zwischen den Händen dahinglitt. Von seinen Verwandten und den alten Freunden war er mehr und mehr abgezogen worden, aber nur wenige von den neuen Freunden gaben seinem Herzen Nahrung, und die meisten von ihnen waren falsche; er war aus seiner alten bürgerlichen Welt ausgetreten, ohne in der neuen, adeligen doch recht festen Fuß zu fassen. Obwohl man ihn mit Schmeicheleien überhäufte, stand er doch merkwürdig allein bei Hofe; aber die Ursache seiner Isolierung war keineswegs die, daß die Adligen es gewagt hätten, die Nase über ihn zu rümpfen. Er konnte, wenn er es wollte, sich mit den ersten unter ihnen verbinden, jeder von den hohen Herren würde ihm willig eine Tochter oder eine Schwester zur Frau gegeben haben.

Nein, in seinem Herzen wohnte ein unbändiger Stolz, und in diesem lag der Grund zu seinem Untergang. Seine kindliche Braut hatte einen kleinen Kampf mit diesem Dämon probiert, Prinzessin Charlotte Amélie hatte ihn auch bereits entdeckt. Bei gewöhnlichen Menschen nennen wir es Größenwahn, aber hier, wo die Größe wirklich vorhanden war, und von einer Überschätzung der Fähigkeiten nicht die Rede sein konnte, muß es als Unersättlichkeit des Genies, als Himmelstürmerei bezeichnet werden. Es war ganz gewiß Thorheit, aber doch etwas anderes und Größeres als gewöhnliche Eitelkeit. Daher war es, obwohl sicherlich aus der Luft gegriffen, doch ganz folgerichtig, daß seine Feinde ihm später hochverräterische Pläne zutrauten, die ihn zum Regenten des Landes machen sollten.

Er zielte jetzt so hoch, wie kein bürgerlich geborener Unterthan in Dänemark vor ihm, aber daß er nicht zu hoch zielte, sollte die nächste Zukunft zeigen. Mit einer fürstlich geborenen Frau an seiner Seite wollte er ein neues Geschlecht gründen, welches seinen Namen fortpflanzen und durch seinen Reichtum für lange Zeiten eine erhöhte und feste Stellung in der Gesellschaft einnehmen sollte; aber damit wollte er sich nicht begnügen. Er wollte alle Herrlichkeit des Lebens besitzen, um zugleich seinen Ehrgeiz und den Drang seines Herzens zu befriedigen.

Weit fort führte ihn dieser Traum, bis er sich endlich losriß, sich über die Papiere warf und in wenigen Stunden ausrichtete, wozu andere Sterbliche Tage gebraucht haben würden. Dann legte er Gala an und fuhr in seiner Karosse aufs Schloß.

Überall auf dem Wege entblößten sich die Köpfe, und die Leute verneigten sich vor ihm, wie das Schilf vor einem Windstoß. Die Bürger standen mit dem Hut in der Hand und sahen ihm lange nach; in dem Grade verehrten und bewunderten sie ihn, diesen herrlichen Sproß aus ihrem eigenen alten Stamme. Keine Auszeichnung, die der König ihm zu teil werden ließ, würde vermocht haben, die Ehrfurcht der Leute und ihre Sympathie für ihn zu vergrößern.

Er war indessen diese Ehrerbietigkeit schon so gewohnt, daß er sie kaum noch beachtete. Dagegen empfand er es als eine Herabwürdigung, daß er an der Schloßbrücke aussteigen und zu Fuß ins Schloß wandern mußte. Nur fürstlichen Personen und einigen der höchsten Würdenträgern war es erlaubt, in den Schloßhof zu fahren, alle anderen, Damen sowohl als Herren, mußten zu Fuß über die Brücke gehen und ihre Kleider, Schuhe und Strümpfe in acht nehmen, so gut sie konnten. Bei dem regnerischen Wetter war es an diesem Tage höchst unangenehm, weswegen er in sehr schlechter Laune war, als er in des Königs Vorzimmer, den gewöhnlichen Versammlungsort der Hofleute, eintrat.

Hier fand er einen größeren Kreis vor, als zu der täglichen Tafel geladen zu werden pflegte. Der alte Feldherr Hans Schack, seiner Zeit Kopenhagens tapferer Verteidiger und Sieger bei Nyborg, saß auf einem Kanapee, denn das Podagra hatte ihn halb lahm gemacht, und um ihn, der dem Range nach der erste war, hatte sich ein Kreis von Herren versammelt, so daß er gleichsam eine kleine Cour gab. Die Unterhaltung war lebhaft, aber bei Griffenfelds Eintreten verstummte sie plötzlich. Hahn ging ihm entgegen und drückte seine Hand mit auffallender Wärme. Ahlefeld, der mit seiner hohen Gestalt die anderen überragte, setzte sich auch in Bewegung; Griffenfeld sah an den zusammengezogenen Brauen und an dem Ausdruck der tiefliegenden, scharfen Augen, daß das Gemüt des Grafen in Aufruhr war. Das war an und für sich nichts Neues, denn Friedrich Ahlefeld war leidenschaftlich und aufbrausend, aber welches war der Anlaß zu seiner Erregung in diesem Augenblick? War es die alte Wunde, die wieder aufbrach? Dieser stolze Herr hatte, ebenso wie Gyldenlöwe, nach Griffenfelds Freundschaft getrachtet, ja, er war so weit gegangen, daß er ihm an der Wiege ein Verlöbnis zwischen seinem Sohne und der kleinen Charlotte Amalie vorgeschlagen hatte, aber das Anerbieten war abgeschlagen worden. Konnte so etwas vergeben und vergessen werden? Doch fuhr er ferner fort, die Maske der Freundschaft zu tragen, aber in dem leidenschaftlichen Händedruck, den er Griffenfeld jetzt gab, und in dem bitteren Lächeln, welches denselben begleitete, brach doch die wahre Meinung seines Herzens wie ein Blitzstrahl hervor.

So erreichte Griffenfeld das Kanapee und wurde genötigt, neben dem alten Feldherrn Platz zu nehmen, der sogleich eine Litanei über die unbarmherzige Hartnäckigkeit des Podagras anstimmte; aber er kam nicht weit damit, denn jetzt wurden die Flügelthüren zu dem Audienzzimmer des Königs von dem Ceremonienmeister Oberst Speckhahn geöffnet, welcher die Herren ersuchte einzutreten. Griffenfeld bot Schack seinen Arm als Stütze, und alle wichen beiseite, während diese beiden, von den Anwesenden der höchste und der niedrigste im Range, zuerst eintraten.

Gleich nachdem die Thür sich hinter den Eintretenden geschlossen hatte, wurden die Flügelthüren

zu dem inneren Gemach des Königs von Knuth geöffnet, und die Majestät trat ein, gefolgt von Prinz Jörgen. Der König war stets schnell in seinen Bewegungen; rasch trat er auf den Thronsessel zu, während alle Herren sich tief vor ihm verneigten. Seine Haltung war königlich und trug in diesem Augenblick mehr als gewöhnlich das Gepräge des Selbstherrschers. Neben dem Thron blieb er stehen, machte eine Handbewegung und sagte:

„Nun, Ihr guten Herren, es erfreut uns, daß Ihr Euch so vollzählig eingefunden habt. Ihr sollt Zeugen sein von dem, was wir mit gutem Bedacht beschlossen haben und jetzt thun werden. Geheimrat Griffenfeld, tretet herzu!“

Griffenfeld näherte sich mit glühenden Wangen und gespanntem Blick. Er verneigte sich vor dem Könige, der mit lauter und klarer Stimme sagte:

„Zum Lohn für Deine große Kapacität und ausgezeichnete Lenkung unserer und des Reiches Angelegenheiten ernennen wir Dich hiermit zu unserem Großkanzler; zugleich erheben wir Dich in den Grafenstand.“

„Königliche Majestät!“ rief Griffenfeld in großer Gemütsbewegung aus, indem er niederkniete, des Königs Hand ergriff und dieselbe küßte.

„Recht so!“ sagte der König. „Jetzt bist Du in der rechten Stellung, um entgegenzunehmen, was wir Dir noch weiter geben wollen.“

Dann nahm er die Kette des Elefantenordens, die er selber trug, und hängte sie Griffenfeld um den Hals.

„So,“ sagte die Majestät darauf, „jetzt haben wir Dich geschmückt, so gut wir es vermögen! Haben wir auch vielleicht mit voller Hand und etwas über Verdienst gegeben, so erwarten wir nun von Dir desto größeren Eifer, Ernst und Treue. Steht auf, Graf von Griffenfeld, unser Großkanzler und Ritter unseres höchsten Ordens, welcher der Preis des Hochsinns ist.“*)

Die Physiognomien der umstehenden Herren illustrierten auf die merkwürdigste Art diesen, in den Annalen des Hofes einzig dastehenden Akt. Die Ehrerbietigkeit vor dem souveränen Monarchen, dessen Hand der Ursprung aller Macht und Ehre war, das Erstaunen darüber, daß so viel auf einmal gegeben wurde, und der Neid, welcher sich bei ihnen regte, ließen ihre Wangen erbleichen. Wohl hatten sie im voraus gewußt, daß Griffenfeld eine Auszeichnung zu teil werden sollte, aber niemand hatte sich gedacht, daß ihm der Becher, gefüllt bis an den Rand, gereicht werden würde. Doch schwangen sie sich schnell zur Höhe der Situation auf, und Glückwünsche überfluteten den neuen Großkanzler. Er nahm dieselben mit viel Würde und Ruhe entgegen, nur die ungeheuchelte Freude, mit welcher Jörgen Bjelke ihn beglückwünschte, bewegte ihn. Während er sich schließlich mit diesem in ein Gespräch vertiefte, wurde in allen Ecken geflüstert.

„Niemals,“ sagte der Reichsmarschall Körbitz, „ist irgend ein Mann hier im Reiche mit einem Schlage so hoch erhoben worden.“

*) Magnanimi pretium, des Elefantenordens Symbolum.

„Er überspringt neunzehn Geheimräte,“ sagte Oberhofmarschall Winterfeld mit bebender Stimme.

„Ja, ja,“ meinte der alte Schack, „es scheint mir auch, daß dies ziemlich viel ist; aber die Verdienste des Mannes sind groß, und wir müssen denken, daß was Seine Majestät thut, wohlgethan ist.“

„Er ist jetzt der vierte im Range,“ sagte Hahn zu Ahlefeld. „Es geht bergab mit Schack, und Reedtz*) pfeift aus dem letzten Loche. Bald wird er der zweite sein; aber der erste kann er glücklicherweise doch nicht werden!“

Nein, das konnte er nicht ohne eine Veränderung der Rangordnung, welche den natürlichen Söhnen der Könige den ersten Platz vorbehielt; hier stand Ulrich Friedrich Gyldenlöwe unantastbar.

„Wer kann seine Stellung jetzt erschüttern?“ fuhr Hahn fort.

„Er wird es selber thun,“ flüsterte Ahlefeld, indem er Hahn beim Arm ergriff.

„Den Henker auch!“ entgegnete Hahn, „er ist klug wie eine Schlange, und bei seiner ungeheueren Gelehrsamkeit weiß er für alles Rat!“

„Er ist ein Prahler,“ sagte Ahrenstorff, welcher herzukam; „und was seine Gelehrsamkeit betrifft, so verdirbt sie nur den natürlichen Witz.“

Vor der Tafel war Cour bei der Königin, welche Griffenfeld mit aufrichtiger Herzlichkeit beglückwünschte. Der Blick und die Haltung der Prinzessin drückten ein Erstaunen aus, als ob sie plötzlich in das Reich der Märchen versetzt worden sei. Sie konnte es nicht unterlassen, den Helden des Tages zu beobachten, und hin und wieder fing er ihren Blick auf. Ihre Beglückwünschung war freundlich gewesen, aber doch ziemlich formell und kalt. Was sie wohl eigentlich dachte? Daß er sich wie ein Berauschter benehmen, anstoßen und sich lächerlich machen werde? In diesem Falle täuschte sie sich vollständig. Er benahm sich wie ein Mann, der erst jetzt an seinen rechten Platz gekommen war und sich wohl zu Mute fühlt. Sowohl nach oben wie nach unten war seine Haltung äußerst taktvoll. Da verwandelte sich ihr Erstaunen in Bewunderung, aber sie ließ sich nichts merken, und der Günstling des Glückes ging von ihr mit einem ungelösten Rätsel.

Als gemeldet wurde, daß des Großkanzlers Wagen gekommen sei, und Griffenfeld sich der Majestät näherte, um sich zu verabschieden, sagte der König zu dem Oberhofmarschall:

„Winterfeld, gebt Ordre, daß des Großkanzlers Wagen in den Hof fährt!“

Dieser Tropfen machte den Becher der Gnade voll. Des Königs Gesicht strahlte von aufrichtigem Wohlwollen, und Griffenfeld dankte der Majestät für alle erwiesene Gnade mit dem Ausdruck wahrer Ergebenheit und tiefgefühlter Dankbarkeit. Es lief Ahlefeld kalt über den Rücken, als er dies mit ansah. Würde es ihm dennoch jemals gelingen, diese beiden zu trennen, den gütigen, schwachen König und den klugen, starken Diener?

*) Der Reichskanzler, der auf den Tod darniederlag.

Als Griffenfeld in den Wagen steigen wollte, schlugen gedämpfte Töne eines Liedes an sein Ohr.

„Was ist das?“ fragte er.

„Es ist die Frau im Turm, welche singt,“ antwortete einer von den Pagen des Königs, die ihn an den Wagen begleiteten.

Griffenfeld blieb stehen und horchte:

„Bedenke meine Schande,
Des düstern Kerkers Bande,
O Herr, voll Gnad und Huld!
Doch Herz, ob es betrübet,
So wisse, daß Gott übet
Die Seinen in Geduld.“

„Die Arme!“ sagte Griffenfeld, indem er in den Wagen stieg und nach Hause fuhr.

Der Herzensseufzer dieser unglücklichen Königstochter ließ ihn wirklich für einen Augenblick sein eigenes Glück vergessen. Gerne hätte er die Thür ihres Gefängnisses geöffnet, wenn es in seiner Macht gestanden hätte, aber hierzu reichte selbst des Königs Macht nicht aus. Die starke Hand der Königin-Witwe hielt diese Thür verschlossen; sie hatte geschworen, solange sie am Leben sei, solle Eleonore Ulfeld des Tages Licht nicht sehen, und doch war damals niemand da, welcher nicht meinte, daß dies, was der Frau des Verräters Corfitz Ulfeld auch zur Last gelegt werden konnte, jetzt, da sie unschädlich gemacht worden war, als eine unerhörte Grausamkeit angesehen werden müsse. Um dies begreifen zu können, mußte man annehmen, daß zwischen diesen beiden starken, leidenschaftlichen Frauen etwas bestand, was nur ihnen selber bekannt war.

Mit diesem Gedanken verscheuchte Griffenfeld den Schatten, der auf seinen sonnenbeschienenen Weg gefallen war. Es kam ihm nicht in den Sinn, daß in dem Klageliede der gefallenen Größe, welches in dem glänzendsten Augenblick seines Lebens an sein Ohr drang, ein memento von der Vergänglichkeit aller irdischen Herrlichkeit lag.

Das Süße dieser Herrlichkeit bekam er jetzt zu schmecken. Alle Welt strömte am nächsten Tage nach seinem Palais, und die ganze Stadt hallte wider von dem Jubel der Beglückwünscher; auch seine Verwandten und viele seiner alten Freunde kamen und mischten ihre aufrichtigen Glückwünsche unter die Huldigungen der vielen Schmeichler. Die Herzen der Geschiedenen vereinigten sich wieder und wurden für eine Zeitlang von der alten brüderlichen und schwesterlichen Wärme beseelt.

Elftes Kapitel.

Studiosus lamentans.*)

Eines Nachmittags im Dezember desselben Jahres stand Ulrich Luft in seiner Wohnstube vor dem Spiegel und ordnete sein Halstuch. Seine Frau Christine, Tidemands Tochter, saß dabei und sah zu. Ihr graumeliertes Haupthaar war mit einer ehrbaren schwarzen Tuchmütze bedeckt, deren weiße Bänder einen tadellosen Rahmen um ihr plumpes und ziemlich saures Gesicht bildeten. Sie hatte auch keinen Grund, befriedigt auszusehen, denn nachdem ihr erster Gemahl, der tüchtige und angesehene Arzt und Chemiker, König Friedrichs III. Hofmedikus, Doktor Ahasverus Payngk von hinnen gegangen war, hatte sie in ihrem fünfzigsten Jahre sich mit dem fünfzehn Jahre jüngeren Ulrich Luft in eine Ehe eingelassen. Sei es nun, daß seine zierliche und angenehme Persönlichkeit, oder seine Beziehung zum Hofe, oder vielleicht beides im Verein sie bethört hatte, so hatte sie sich nun einmal gegen den Rat ihrer Verwandten und Freunde an den munteren Magister fesseln lassen. Sie sah in diesem Augenblick aus, als ob sie es jetzt selber nicht verstand, daß sie dies hatte thun können.

Als es kein Ende nehmen wollte, das Halstuch in die rechten Falten zu bringen, sagte sie:

„Jetzt sitzt es gut genug; Ihr seid so putzsüchtig wie eine Jungfrau.“

„Ein Mann mit meinen Konnexionen,“ entgegnete Luft, noch immer mit dem Halstuche beschäftigt, „muß Sorgfalt auf seine Kleidung legen. Bei Hofe, Madame, bemerkt man jede schiefe Falte und jeden noch so kleinen Toilettenfehler. So etwas verringert das Ansehen eines Kavaliers.“

„Ihr redet, mit Respekt zu vermelden, wie ein großer Narr,“ lautete Madame Christinens derbe Antwort. „Ihr seid wahrlich schon mit genug schiefen Falten in Eurem Rock von Hofe gekommen, wenn es nicht noch schlimmer war, wie damals, als Ihr mit dem Oberjägermeister gezecht hattet und berauscht nach Hause kamet; vielleicht habt Ihr damals gar nicht mit dem Oberjägermeister, sondern mit Eurem Freund, dem Zwerge, und mit den Lakaien gezecht. Bei jener Hoffahrt habt Ihr sicherlich alles Ansehen, das Ihr besessen, zugesetzt.“

Luft wandte sein langes, schmales Gesicht halb nach seiner Frau um und lächelte bedeutungsvoll. Jetzt sah sie ihres Eheherrn Physiognomie in ihrer ganzen Eigentümlichkeit: die niedrige Stirn mit dem niederhängenden, wohl frisierten, rötlichen Haar, die lange, schnabelartig gebogene Nase, das vorstehende Kinn, und die dünnen Lippen mit dem süßlichen Lächeln.

„Pst!“ sagte er, indem er die Hand erhob, „da berührt Ihr Staatsangelegenheiten! Gewiß pokulierte ich mit dem hochwohlgeborenen Herrn Hahn in eigener Person, aber das muß verschwiegen bleiben.“

„Staatsangelegenheiten!“ wiederholte Madame Christine mit schmetternder Stimme. „Das sind alles nur Vorwände, um trinken und spielen zu können. Wie verändern sich doch die Zeiten, und die Menschen werden schlechter! Der selige Ahasverus, Gott erfreue ihn im Himmel, ging auch zu Hofe, aber niemals wußte er von dergleichen Völlereien zu erzählen, sondern nur von gelehrten Diskursen mit dem hochseligen Könige, und niemals kam er betrunken nach Hause wie Ihr. Er vergeudete auch nicht seine Zeit damit, daß er stundenlang vor dem Spiegel stand, ging auch nicht in die Weinstuben und verschwendete dort sein Geld. Er forschte in der Wissenschaft, nützte der Menschheit, und gewann

*) Der weinende Student.

große Reputation wegen seiner Gelehrsamkeit und Tüchtigkeit als Medikus."

Luft hatte sich während dieser langen Rede ganz umgedreht und sich in Positur gesetzt. Die rechte Hand in den Busen gesteckt, wartete er kaltblütig den Moment ab, da seine Frau den Atem verloren hatte. Dann ergriff er schnell das Wort und sagte mit vornehmer Würde:

„Madame! Ich hege Hochachtung für Euren ersten Gemahl, meinen hochgelehrten Vorgänger in Hymens Tempel, und ehre ihn in seinem Grabe. Ich bin in der Gelehrsamkeit nur eine Made gegen ihn, das weiß ich und erkenne es; aber, liebe Madame, wie weit kam er mit all seinem Wissen? Sollte es ihm doch nicht gefehlt haben an den möglicherweise geringeren Qualitäten, ohne die ein Mensch nicht sein kann, wenn er sich geltend machen und in der menschlichen Societät reüssieren will? Ich erlaube mir zu behaupten, wenn der selige Doktor etwas weniger in seinem Laboratorium gestanden hätte, wo er seine Kleider einschmutzte und verbrannte, so daß Ihr für ihn nähen und ihn waschen mußtet wie ein Kind, wenn —"

„Welche Faselei und verwünschte Lüge!" rief Madame Christine erbittert.

„Wenn," fuhr Luft fort, „er sich in einer Gesellschaft anständiger Leute zeigen sollte. Kurz gesagt, wenn er seinem Exterieur etwas größere Sorgfalt gewidmet und ein wenig mehr Diplomatie gezeigt hätte, so würde er sicher bei des Königs Gnade große Gunstbezeigungen erlangt haben, während er jetzt ins Grab gehen mußte, ohne auch nur seinen wohlverdienten Lohn erhalten zu haben."

„Und was habt Ihr denn erreicht mit Euren schäbigen Kleidern und mit dem, was Ihr vielleicht Eure Diplomatie nennt?" rief Madame Christine, indem sie sich erhob.

„Gemach, Madame, gemach!" lautete des Magisters Antwort. „Ihr müßt auch meine Verdienste nicht zu gering achten; mein Beruf ist es gewesen, die königlichen Prinzen und Prinzessinen an den Brunnen der Wissenschaft zu führen und ihnen die Fundamente der Tugend einzuschärfen. Ich verrichtete außerdem meine Arbeit auf solche Weise, daß die hohen Herrschaften mir ihre Gunst erzeigten."

„Und Ihr wurdet der Narr der Herrschaften," sagte Madame Christine höhnisch, „nicht viel besser in diesem Stück als der Zwerg, dieses Ungeheuer."

„Ihr seid von Sinnen!" rief Luft aus, bleich vor Ärger; „ich sage Euch, daß Ihr es noch erleben werdet, mich als einen großen Mann zu sehen."

„Den Henker werde ich!" lautete Madame Christinens grobe Antwort, indem sie ihm näher auf den Leib rückte.

Jetzt trat Luft wohlweislich den Rückzug an. Seine Ehehälfte war eine starkknochige Frau, und ein Handgemenge würde fatal für seine mit so vieler Sorgfalt ausgeführte Toilette gewesen sein. Schnell war er außerhalb der Thür, aber er öffnete sie sogleich wieder, steckte den Kopf durch die Spalte [illegible]

„Lebt wohl, und auch zugleich gute Nacht! Wartet nicht auf mich, sondern geht lieber zur gewohnten Zeit zu Bett und sucht die Ruhe zu finden, die man in Eurem Alter so hoch nötig hat!"

Dann warf er seiner erbitterten Frau eine Kußhand zu, ergriff Hut und Mantel und eilte auf den Markt. Hier legte er seinen Mantel in zierliche Falten und stolzierte wie ein Stutzer weiter.

Vom alten Markt ging er die Skinderstraße hinunter, um Visiten in der Stadt zu machen. Er war in verschiedenen bürgerlichen Häusern gern gesehen, da man sehr begierig war, etwas Neues vom Hofe zu hören, ja, man sprach in Gesellschaften fast nur von dem, was sich auf dem Schlosse zugetragen hatte. Luft hatte stets einen Sack voll Neuigkeiten, die von den meisten als bare Münze aufgenommen wurden. Als er am Abend mit seinen Besuchen fertig war, schlich er sich wieder zurück nach der Skinderstraße und blieb an der Ecke der Nörrestraße vor dem Eingange eines Kellers stehen.

Dort hing, beleuchtet von einer Thranlampe, eine große, aus Holz geschnitzte und grasgrün angemalte Traube, und unter derselben ein Schild, das eine merkwürdige Malerei zeigte: eine feuerrote Mauer mit einem kleinen Turm, und darunter ein dicker ultramarinblauer Strich. Dies sollte die gute Stadt Bacharach am Rhein vorstellen, woselbst der Wirt des Weinkellers, Dietrich Heidenbach, geboren war, und von wo er seine Weine kommen ließ. Bacharach war auch der Name des Kellers, und derselbe war wegen des guten Rheinweines, den man dort bekam, sehr gesucht. Luft war dort kein seltener Gast, aber diesmal kam er weder des Weines noch der Unterhaltung wegen.

Als er in die geräumige Stube eintrat, nahm er zu seiner Befriedigung wahr, daß dort nur einige ehrbare Bürger saßen, welche im Begriff waren aufzubrechen. Es war fast zehn Uhr, und dann sollte der Keller geschlossen und das Licht ausgelöscht werden. Außerdem regnete es ziemlich stark, so daß kaum noch mehr Besuch zu erwarten war, was sonst nicht zu den Unmöglichkeiten gehörte. Vater Heinrich hatte nämlich eine kleine gemütliche Hinterstube mit Aussicht nach dem Hofe und Ausgang durch das Weinlager nach der Nörrestraße. Zu diesem Zimmer erlangten nur begünstigte Gäste Zutritt, welche es auf ein nächtliches Zechgelag abgesehen hatten, und dort konnte man vor der Nachtpatrouille der Bürgerwache sicher sein.

„Ei, Magister, Ihr kommt spät," sagte Vater Heinrich, der in eigener Person an der Schenke stand und mit Krügen und Gläsern hantierte, die der Hausknecht gespült hatte.

„Ich bin nicht gekommen, um zu nippen und dann wieder zu gehen," entgegnete Luft. „Ist in der Hinterstube Feuer im Kamin?"

„Nein, antwortete Heinrich, „aber wenn Ihr es begehrt, soll es angemacht werden."

„Laßt es sogleich anmachen," sagte Luft, indem er Hut und Mantel auf einen Kleiderhaken hängte. „Laßt auch Brot, Butter und Zubrot auf den Tisch

setzen, dazu eine Flasche Rheinwein und zwei hohe Gläser."

„Zwei?" fragte Heinrich.

„Ja," entgegnete Luft mit einem Kopfnicken. „Ich erwarte einen Freund, der mich hierher beschieden hat; er muß bald hier sein."

„Mit Verlaub," sagte Heinrich ehrerbietig, aber doch in festem Tone, „laßt erst hören, wer dieser Freund ist."

„Was geht es Euch an?" entgegnete Luft hochmütig. „Wenn wir bezahlen, was wir verzehren, kann es Euch ja gleich sein, ob mein Freund Hinz oder Kunz heißt."

„Nicht so ganz," sagte Heinrich, indem er beide Hände in die Seiten stemmte. „Ich will am liebsten wissen, wen ich beherberge, besonders zur Nachtzeit. Nehmt es mir nicht übel, daß ich es sage, aber als Ihr zuletzt mit einer kleinen Gesellschaft hier waret, ging es sehr lärmend zu, und es fielen Worte, die sehr beleidigend für den Großkanzler waren. Ich will Bacharach nicht zu einem Schlupfwinkel für Komplotte machen, und ich achte und verehre Seine Excellenz mit aufrichtigem Herzen."

„Ei, Vater," rief Luft aus, indem er Heinrich auf die Schulter klopfte, „haltet Ihr mich für einen Intriganten? Pflücke die Rosen der Freude, wo sie blühen, das ist mein Wahlspruch. Freilich führten wir an dem Abend eine ziemlich freie Sprache; wo der Wein eingeht, da geht der Verstand aus, das weiß niemand besser als Ihr; aber Seine Excellenz, der Großkanzler, steht wahrlich zu hoch, als daß er Schaden davon nehmen sollte, daß bei einem fröhlichen Gelag einige anzügliche Bemerkungen gemacht wurden."

„Wohl, Magister, wohl," entgegnete Heinrich. „Ihr waret bisher in meinen Augen ein gutmütiger Bruder-Lustig, aber Ihr habt mir keine Antwort auf meine Frage gegeben."

„Ei, wie argwöhnisch Ihr geworden seid, Vater!" sagte Luft, bedachte sich einen Augenblick und fügte dann hinzu: „Ich habe nicht daran gedacht, Euch etwas zu verheimlichen. Der Herr ist ein Kollege von mir, Magister Jakob Worm, Rektor in Slangerup."

„Worm?" rief Heinrich aus. „Ei, seiner erinnere ich mich sehr wohl, obwohl es lange her ist, seit er seinen Fuß in Bacharach setzte. Damals war er ein armer Teufel, und es hielt hart, Bezahlung von ihm zu erlangen."

„Reich ist er auch jetzt nicht, außer an Gelehrsamkeit," entgegnete Luft; „aber," fügte er mit der Miene eines Grand-Seigneurs hinzu, „laßt Euch das nicht bekümmern. Ich bezahle für uns beide."

„Nun, das ändert die Sache," sagte Heinrich besänftigt. „Ihr seid gut für zwei, Magister! Ihr wußtet wohl, was Ihr thatet, da Ihr um Madame Payngk warbt. Sie hat etwas erspart, und ein gutes Haus erhieltet Ihr obendrein."

„Ich verdanke meiner Frau nicht alles," antwortete Luft verdrießlich. „Ich brachte meine gute Pension, die der hochselige König Friedrich mir aussetzte. Aber jetzt geschwind aufgetragen, Heinrich!"

Bald darauf saß Luft gemütlich in der Hinterstube neben dem lodernden Kaminfeuer; vor ihm auf dem Tische standen, beleuchtet von zwei Kerzen auf eisernen Leuchtern, die schönsten Speisen. Er brauchte nicht lange zu warten, die Thür ging auf, und Jakob Worms stämmige Gestalt kam zum Vorschein, eingehüllt in einen abgetragenen, vom Regen triefenden Mantel. Der Empfang war herzlich, aber in Lufts Verhalten zeigte sich doch etwas Geheimnisvolles. Worm dagegen war munter, trocknete seine rotgeränderten Augen und warf dann einen Blick auf die Speisen.

„Beim Bacchus und bei der Ceres," rief er aus mit einem Lächeln, das seine plumpen Gesichtszüge nicht schöner machte, „Ihr habt brüderlich an mich gedacht! Ich habe heute außer einem Hering, einem Stück Brot und einem Krug Dünnbier nichts genossen."

„Eßt und trinkt, Bruder!" antwortete Luft auf lateinisch. „Ich halte es fürs beste, daß wir das Dänische quittieren; Vater Heinrich hat lange Ohren."

Worm nickte, setzte sich an den Tisch, aß eine Zeitlang mit Wolfshunger und spülte ein Glas Wein nach dem anderen hinunter, bis Luft endlich sagte:

„Ist es fertig und habt Ihr es bei Euch?"

„Per Jovem, das habe ich," entgegnete Worm mit einem tiefen Seufzer nach dem letzten Schluck. „Gleich sollt Ihr etwas hören, das Euch in den Ohren kitzeln wird; wohin es kommt, wird es tönen wie eine Posaune des Gerichts. Ich werde ihn treffen, den schwarzen Satan, der mich mit dem erbärmlichen Rektorat abspeiste, mich, dessen Gelehrsamkeit und Kapacität in Disputationen ohne Zahl so klar bewiesen ist."

„Euer Zorn ist gerecht," entgegnete Luft mit seiner pfeifenden Stimme. „Der Hochmut dieses Mannes übersteigt alle Grenzen; er unterdrückt jeden, der nicht vor ihm im Staube kriechen will."

Worm machte ein saures Gesicht; er hatte wahrlich genug gekrochen.

„Aber Ihr," fuhr Luft fort, „erhieltet doch etwas und wurdet nicht mit Hohn abgewiesen. Was meint Ihr, was er meinem Fürbitter antwortete, als ich einen Platz in der Kanzlei zu erlangen suchte? Dort, sagte er, können wir keine Narren gebrauchen!"

Worm brach in ein für seinen Kollegen ziemlich beleidigendes Lachen aus, faßte sich aber schnell und antwortete:

„Nun, Luft, Ihr habt Euer Schäfchen im Trocknen und braucht nichts, aber ich und so viele andere arme Studenten, wir sind wahrlich übel daran. So muß ich nun in dem Rabennest sitzen mit meinem Stiefvater, der er durch Gottes Ungnade wurde; wir zanken uns jetzt in unmittelbarer Nähe."

Der Stiefvater war Kingo, welcher damals Pastor in Slangerup war. Worm war neidisch auf den großen Liederdichter, weil es diesem besser glückte; er griff ihn in Schmähgedichten an und wurde mit gleicher Münze bezahlt.

„Einer von den ärgsten Schmeichlern und ein erbärmlicher Hoffchranz ist er," sagte Luft verächtlich. „Ihr sollt sehen, er wird bald Bischof! Aber jetzt heraus damit, Bruder!"

Worm holte aus seiner Brusttasche einige sorgfältig eingewickelte Papiere, suchte eins davon aus und reichte es Luft, der sich sogleich in den Inhalt desselben vertiefte. Es war das erste von den vielen Schmähgedichten, welche Worm anonym in die Welt sandte, das erste Unheil verkündende Wetterleuchten, welches die Weihrauchswolken durchbrach, die Griffenfeld umgaben. Gefolgt von anderen noch schlimmeren, sollten sie dazu beitragen, sein Ansehen und seine Popularität zu untergraben. Der Titel war:

Studiosus lamentans oder Studentenklage über des Glückes Widerwärtigkeiten und das Mißlingen des Avancements.

Doch lag mehr Galle als Klage darin; so beleidigend und gehässig war das Gedicht, daß Luft in seiner jubelnden Freude alle Vorsicht vergaß und es laut hersagte. Folgende Verse gefielen ihm ganz besonders:

Dreißig Silberlinge zählet
Man für meinen Jesus dar; —
Wird jetzt ein Pastor erwählet,
Muß man Gold aufhäufen gar.
Herr des Himmels, diesen Schaden
Wende doch von uns in Gnaden!

Kirchenschlüssel liegt zu Zeiten
Wohl in einer Dirne Hand,
Doch an eines Schöpses Seiten
Hängt jetzt Petri Schlüsselband.
Eines Schusters*) Amt ist's eben
Bischofsstellen zu vergeben."

Doch war Lufts ausgelassene Fröhlichkeit mit ästhetischer Freude und Bewunderung für den Dichter vermischt; denn diese Verse waren, was Reinheit der Sprache und Wohlklang des Rhythmus betraf, wahre Wunder unter den geschraubten Gedichten jener Zeit mit all ihrem bombastischen Schwulst.

„Worm," rief Luft in höchster Begeisterung aus, „Ihr seid wahrlich Apollos wirklicher Sohn! Ihr laßt Bording weit hinter Euch, und hier bekommt Schumacher per Jovem genug! Ihr habt ihn gerade ins Herz getroffen!"

Jetzt war es mit dem Latein zu Ende, und sie geißelten Griffenfeld in breitem Dänisch. Es war jetzt ganz still im Keller, und sie nahmen an, daß Vater Heinrich ein Schläfchen machte.

„Ist es nicht ärgerlich," sagte Worm, „und muß es nicht bei jedem Freunde der Wahrheit Ekel erregen, daß sie ihn bei seiner Erhöhung so mit Schmeicheleien überhäuften? Niemals zuvor haben dänische Männer sich so erniedrigt; und Kingo war auch hier an der Spitze —

Du bist der Jetztzeit Ruhm, ein Wunder und Exempel,
Erhaben trittst Du ein in unsern Ehrentempel,
Von königlicher Hand beschirmet, wanderst Du,
Verachtend die Gefahr, den höchsten Höhen zu.

— so sang er, der Mann Gottes. Ja, Luft, stehen die Götter uns bei, so soll Griffenfeld noch seinen Hals brechen!"

„Ihr solltet bloß hier gewesen sein und die Maskerade am Tage nach seiner Erhöhung gesehen haben," sagte Luft. „Man hätte glauben sollen, die ganze Stadt habe den Verstand verloren. Alle strömten

*) Schumacher.

sie nach der Kjöbmagerstraße, und in seinem Vorzimmer war ein Gedränge, wie niemals im Vorgemach des Königs; es wimmelte von Gesandten, Excellenzen, Verwandten und Freunden bis zum Ersticken."

„Waret Ihr dort, Luft?" fragte Worm mit sarkastischem Lächeln.

„Gewiß war ich dort," entgegnete Luft verlegen, fügte aber mit überlegenem Lächeln hinzu: „Ihr versteht wohl, ich wollte nur sehen, wie weit sie es mit ihrer Kriecherei trieben; es war für mich wie ein Studium der menschlichen Natur in ihrer tiefsten Erniedrigung."

„Und empfinget Ihr ein gnädiges Wort von — dem großen Mann von Gottes Gnaden, dem himmelgeborenen Grafen?" *) fragte Worm.

„Jawohl," entgegnete Luft. ‚Nun, seid Ihr da, Luft; habt Dank!' sagte er und ging mit majestätischer Miene weiter. Es war ganz, als ob der König, unser allergnädigster Herr, abgesetzt und der Thron nach der Kjöbmagerstraße gebracht worden sei; und während die Cour in den Gemächern vor sich ging, rückte ein Musikcorps nach dem andern heran. Es kamen des Königs Trompeter, die Regimentsmusik und alle Spielleute der Stadt; die Straße hallte wider von Trompeten, Trommeln, Geigen und Schalmeien —"

„Wohl, Luft, wohl," fiel Worm ein, „ich kann mir deutlich vorstellen, wie es zuging; aber jetzt zur Sache! Es ist schon spät, und ich muß doch noch ein wenig schlafen, bevor ich morgen früh fortgehe. Hört jetzt meine Invention und was Ihr thun müßt —"

Aber in diesem Augenblick ging die Thür auf, und Vater Heinrichs korpulente Gestalt kam zum Vorschein; seine Miene deutete auf nichts Gutes.

„Es ist jetzt Mitternacht vorüber," sagte er, „ich will zu Bett gehen, und Ihr müßt den Keller verlassen."

„Was, Vater?" rief Luft aus; „wir wollten gerade noch mehr Wein haben. Wollt Ihr Euch in Eurer eigenen Nahrung schaden?"

„Ich meine," antwortete Heinrich trocken, „daß meine Nahrung am besten gedeiht ohne öfteren Besuch von zwei so hochgelehrten Herren, wie Ihr und Magister Worm."

Die beiden hochgelehrten Herren wechselten einen Blick, aber Worm verlor nicht den Kopf.

„Ihr habt Euch wohl die Zeit damit verkürzt, unsere Unterhaltung anzuhören?" fragte er. „Das nennt man horchen und ist nicht schön!"

„Das muß man schon, wenn man Schelme fangen will," entgegnete Heinrich. „Sie sind zuweilen dumm genug; Ihr hättet bei dem Latein bleiben sollen, Magister! Jetzt weiß ich, daß Ihr und Luft arge Feinde vom Großkanzler seid. Gebe ich Euch an, so wird es Euch den Hals kosten."

Luft blickte Worm ganz erschrocken an, dieser aber antwortete ruhig:

„Ihr denkt wohl dabei an die Verse, die mein

*) Kingo.

guter Freund aufsagte? Ich erhielt sie von einem Studenten, welcher dergleichen verfertigt; aber ich heiße sie gut, jedes Wort in denselben ist Wahrheit. Wir wissen es alle, daß der Großkanzler arme Studenten und andere Supplikanten aussaugt, indem er unverschämte Gaben von ihnen verlangt."

„Aber ich sage, daß dies schwarze Lügen sind," rief Heinrich heftig. „Beförderte nicht der Großkanzler meinen eigenen Schwestersohn zum Kaplan und nahm nicht einen Heller dafür; und doch ist es sein Recht, eine Entschädigung für die Anstellungsurkunde zu verlangen."

„Dann muß die Excellenz in sehr gnädiger Laune gewesen sein," entgegnete Worm. „Geht doch einmal nach seinem Palais und versucht mit dem Schreiber der gräflichen Excellenz, Hans Knudsen, einen Handel über ein Amt abzuschließen Da werdet Ihr erfahren, daß es ein richtiger Kaufhandel ist, wo der Meistbietende den Zuschlag erhält."

„Hans Knudsen," sagte Heinrich, „ist ein großer Esel. Er schachert hinter seines Herrn Rücken; der Großkanzler weiß nichts davon. Aber selbst wenn er Geschenke angenommen hat als Erkenntlichkeit für gnädige Beförderung, so ist dies ja ein altes Herkommen und wird als erlaubt angesehen. Nennt mir einen von den hohen Herren, die König Friedrich dienten, und von denen, die jetzt König Christian dienen, von denen dies nicht gesagt werden kann. Ich finde, daß Eure groben Beschuldigungen gegen den Großkanzler ganz unbillig und ungerecht sind, und daß Ihr es verdient habt, deswegen verurteilt zu werden."

„Nein, Vater," antwortete Worm mit einer Kaltblütigkeit, die den ehrlichen Wirt verwirrte, „das würde ich nicht werden, da wir beide, mein guter Freund Luft und ich, gute Unterthanen sind, die ihren allergnädigsten Herrn und König — Gott segne ihn und verleihe ihm ein langes Regiment — ehren und ihm gehorchen. Wir tadeln nur seinen Diener, und bis ich nicht vom Gegenteil überzeugt werde, bleibe ich bei meiner Meinung. Übrigens kümmert das Studentenlied mich nicht; wollt Ihr es haben, so nehmt es, geht damit zum König und laßt uns dann erst sehen, was die Majestät sagt!"

„Nein, ich danke vielmals!" rief Heinrich aus. „Ich will nichts mit Euren Streichen zu thun haben. Seht jetzt bloß zu, daß Ihr mit Euren verwünschten Versen fortkommt!"

„Nun, Vater, nicht so böse!" sagte Luft und klopfte Heinrich auf die Schulter. „Ihr wollt doch wohl erst Euer Geld haben?"

Ja, das wollte Vater; er nahm es brummend an, und dann gingen sie.

„Ihr waret auch zu kühn, Worm," sagte Luft, als sie sich auf der Straße befanden.

„Mit nichten," entgegnete Worm; „so muß der Mann genommen werden, er wird sich schon hüten, etwas auszuplaudern; aber ein Glück war es, daß er zur rechten Zeit kam und nicht noch mehr hörte; wäre das geschehen, so hätten wir in der Klemme gesessen. Laßt uns jetzt die Sache kurz abmachen. Meine scherzhaften Verse müssen dem Könige in die Hände gespielt werden, und Ihr sollt es besorgen."

„Ein schwieriges und nicht ungefährliches Geschäft," entgegnete Luft in bedenklichem Tone. „Wir müssen uns lieber damit begnügen, sie hier in der Stadt zu verbreiten, dann werden sie zuletzt auch Seiner Majestät vor Augen kommen."

„Ich fürchte, daß es nicht geschieht," sagte Worm. „Alle werden sich bedanken, sie dem Könige vorzulegen, ebenso wie Vater Heinrich. Ihr sollt es auch nicht offenbar thun, sondern sie in des Königs Kabinett schmuggeln. Das muß einem so gewandten Mann wie Ihr seid, der zudem auf dem Schlosse ein und ausgeht, ein leichtes Ding sein."

„Aber werde ich entdeckt," antwortete Luft, „so kann ich in eine schlimme Klemme geraten. Der König ist in Griffenfeld vernarrt; er leidet es nicht, daß man ihn antastet."

„Sagt das nicht, sagt das nicht!" rief Worm aus. „Es ist doch denkbar, daß die überschwenglichen Huldigungen, welche man Griffenfeld dargebracht, Seiner Majestät vor den Kopf gestoßen haben, wenn anders ein Tropfen Mannesblut in seinen Adern fließt. Der Großkanzler reißt ja wahrhaftig alle Ehre an sich. Griffenfelds ärgste Feinde hätten nichts Schlimmeres für ihn erfinden können, als all diesen Lärm. Wohl weiß ich, daß die Verse kein Wunder verrichten und den Großkanzler aus dem Sattel werfen werden, aber sie können doch einen Tropfen Argwohn in des Königs Herz gießen, und das ist schon ein Anfang. Ich habe es mir nun einmal in den Kopf gesetzt, daß der König mein Poem lesen soll, und ich bin hoch erfreut darüber, Euch zum Bundesgenossen zu haben. Einen Mann mit Eurem Witz und Euren hohen Verbindungen findet man nicht auf der Straße."

„Nun," sagte Luft geschmeichelt, „ich werde sehen, was sich machen läßt."

„Ihr werdet es schon herausfinden," entgegnete Worm, indem er ihm zum Abschied die Hand drückte. „Viel Glück dazu! Habt Dank für die Bewirtung! Gehabt Euch wohl bis wir uns wiedersehen und bringt mir dann gute Nachrichten!"

So schieden sie. Worm ging in sein dürftiges Logis, und Luft eilte nach Hause, um die Vorwürfe seiner Frau entgegenzunehmen, weil er so spät heimkehrte und nach Wein duftete.

Am nächsten Tage war er sehr unruhig und geistesabwesend. Bei der Mittagsmahlzeit that er Salz in die Biersuppe und streute Zucker auf den Dorsch, so daß Madame Christine dachte, er habe den Rausch noch nicht ausgeschlafen. Der weinende Student, welcher in seiner Seitentasche steckte, lag ihm schwer auf dem Herzen, und er verwünschte in seinem Innersten Apollos wirklichen Sohn, der das Gedicht gemacht hatte. Doch siegte zuletzt der Ehrgeiz über seine Angst; er nahm Hut und Mantel und eilte aufs Schloß.

(Fortsetzung folgt.)



Moderne Ehen.

Roman
von
H. Schobert.

(Fortsetzung.)

Am Abend desselben Tages war es, als Cedrik geärgert, ermüdet und bestaubt nach Hause fuhr, nachdem er Theo im Klub abgesetzt. Dicht vor ihm betrat Stefanie die Stufen, die zu der Hausthür emporführten. Sie ging in nachlässiger Haltung und nachlässigerer Kleidung als er sie sonst zu sehen gewohnt war, anscheinend ohne ihn zu bemerken, und doch mußte sie das Rollen der Räder seines Wagens gehört haben.

Mit einem Satz flog er herab, hinter ihr her in das Haus. Sie lehnte atemlos, vom Steigen der niedrigen Parterretreppe erschöpft, an dem kalten Marmor des Flures; mit flüchtigem Griff an die Mütze stürmte er an ihr vorbei. Sie sollte sehen, wie eilig es ihn zu Dita zog, hoffte er im stillen. Plötzlich besann er sich, da sie keine Notiz von ihm nahm, und kehrte um.

„Ich hätte Sie wahrhaftig nicht erkannt, Stefanie," sagte er boshaft. „Sie sehen aus wie eine alte Frau."

Sie drehte kaum ein wenig den Kopf.

„Die bin ich auch."

„Ach, reden Sie nicht!" Er stampfte ungeduldig mit dem Fuß auf. „So wie Sie jetzt sind und aussehen, so bringt Sie keine Krankheit herunter. Sie wollen nicht gesund sein — nicht leben, das ist es."

Sie zuckte die Achseln. „Und wenn!" sagte diese stumme Bewegung.

„Ich mag Sie so nicht sehen," fuhr er gereizt fort, „es ist mir wie ein stummer Vorwurf . . ."

Sie drehte langsam den Kopf und sah ihn groß und kühl an.

„Welch ein Irrtum, lieber Antlau! Sie sind mir ein Fremder, ein Mann, der meiner Freundin gehört, also ein Heiligtum für mich. Ich fühle auch nicht mehr das geringste Interesse für Sie. Den Mann, den ich einmal geliebt habe, betrachte ich als Toten."

„So!" rief er pikiert. „Ihre Unterschiede sind sehr fein, ich glaube nur nicht so recht daran. Eins aber will ich Ihnen doch noch aus alter Freundschaft sagen: zwingen Sie sich, wieder das zu werden, was Sie gewesen."

Ohne Zorn, mit müder Gleichgültigkeit sah sie ihm in das Gesicht.

„Warum! Es ist so einerlei, was aus einem Menschen wird, wenn er sich selber aufgegeben hat. Die guten Frauen bleiben Euch ja doch noch, und Ihre Frau ist eine gute Frau."

„Sie singen jetzt immer bei jeder Gelegenheit ihr Lob, Stefanie. Wie komisch das manchmal klingt."

„Ich wiederhole Ihnen, sie ist eine gute Frau."

„O, gewiß. Aber gute Frauen giebt es eine ansehnliche Zahl; so einen kleinen Satan wie Sie waren, so pikant, so amüsant und launig, den findet man nicht so leicht. Schade, jammerschade um Sie!"

Ihre Hände berührten den elektrischen Klingelknopf. Die Thür öffnete sich vor ihr.

„Leben Sie wohl!" sagte sie mit einer unnachahmlichen, hoheitsvollen Gebärde, wandte den Kopf über die Schulter und nickte ihm leicht zu. „Grüßen Sie Dita."

Und dann ging sie vor ihren großen Toilettespiegel und sah lange aufmerksam hinein.

„Grüßen Sie Dita," wiederholte Cedrik ingrimmig, als er die Stufen emporstieg. O, gewiß, das würde er thun! Aber Stefanie hatte durchaus nicht nötig, ihm so schroff die Schranke zu zeigen, die jetzt zwischen ihnen stand; das war albern und kleinlich. Wer sagte ihr denn, daß er gewillt war, sie umzustoßen? Bei Gott, daran dachte er gar nicht!

Und doch war er übler Laune, als er bei seiner Frau eintrat.

Sie empfing ihn mit offenen Armen wie stets. Klagen über sein spätes, unverläßliches Kommen unterdrückte sie meist, aber heute sah sie aus seinem verstimmten Gesicht, daß ihm etwas quer gegangen sein mußte. Nach einer kleinen Weile brach er denn auch los:

„Ärger hat man, Ärger, daß man sich die Haare ausraufen möchte! Der eine Trainer ist viel zu schwer für unseren Favoriten, und der geschwollene Fuß des Great Eastern wird auch anstatt besser, immer schlimmer. Zuletzt können wir ihn noch zum Schinder schicken! Freilich, Du verstehst davon nichts."

„Aber Cedrik," sagte sie begütigend und legte ihren Arm um seinen Hals, „laß Dir doch dadurch nicht die Laune verderben! Schließlich muß Brynken für Ersatz sorgen, das wäre doch das Schlimmste."

Er schob sie im Übermaß des Erstaunens von sich und sah sie an.

„Liebes Kind, Du sprichst davon wie von einem Butterbrot; das macht weil Du keine Ahnung hast. Es ist schließlich Dein Geld, das ich verpulvere, und an konsequentem Unglück ist schon manch großes Vermögen zu Grunde gegangen."

„Sprich nicht von meinem Geld," sagte sie hastig und schloß ihm den Mund. „Ich gehöre Dir mit Leib und Seele, wie kannst Du da etwas, was mir gehört, anders ansehen als ebenfalls Dir schrankenlos zugehörend."

„Das ist sehr nett von Dir, Dita, aber besser wäre es vielleicht doch, Du hülfest mir zuweilen

rechnen. Das war von jeher ein Mangel bei mir, und Deine Großmut wird mich nun vollends verwöhnen."

„Wenn Du mich lieb hast, Cedrik, sprich nicht so. Ich bin ja überglücklich, wenn Du nur Freude davon hast."

„Guter Kerl," sagte er ganz gerührt und küßte seine Frau. „Dein Vertrauen soll nicht getäuscht werden."

Ein Weilchen später, als sie bequem und gemütlich nebeneinander auf dem Balkon saßen, fiel Dita ein, was ihr Grohnen gesagt. Einen Augenblick überlegte sie, ob sie das Recht habe, sich in diese Angelegenheiten ihres Mannes zu mischen; er sah wieder so heiter und unbekümmert aus wie gewöhnlich. Aber dann siegte das Bewußtsein, daß sie alles mit ihm zu teilen habe. Sie begann also von dem Kleinen und ihrer Begegnung mit dem Rittmeister zu sprechen; aber er hörte nicht den doch etwas ängstlich tastenden Ton aus ihren Worten.

„Ehrlich gestanden, ich finde, der Bengel ist eine kleine Vogelscheuche," sagte er zwischendurch. „Die Affenliebe des Vaters ist mir unbegreiflich. Ich möchte solchen Jungen nicht haben."

„Mein Gott," entgegnete sie ganz erschrocken, „er ist klein, schwächlich und zart. Aber von solchen Äußerlichkeiten hängt doch Elternliebe nicht ab."

„Ich fürchte doch, Maus. Na, mich soll's nicht kümmern," setzte er gleichgültig hinzu, da er Ditas Gesicht sah.

„Wenn ich Dich nicht besser kennte, ich würde zuweilen an Dir zweifeln können," sagte sie vorwurfsvoll, „aber ich kenne Dich eben besser, am allerbesten, mein teurer Mann."

„Du bestehst darauf, etwas Besonderes in mir zu sehen," lachte er unbehaglich, „und ich bin mir Deines Irrtums vollständig bewußt. Das ist aber für einen anständigen Menschen eine scheußliche Situation."

„Damit Du siehst, daß das nicht der Fall ist, will ich Dir getreulich berichten, was mir der Rittmeister noch gesagt hat."

Und sie erzählte ihm Grohnens Äußerungen mit der Bitte, doch diese Mahnung zu beherzigen.

„Ich weiß wohl, daß der Rennstall Deine Passion ist," schloß sie mit einem kleinen Seufzer, „aber der Dienst ist doch etwas Wichtigeres als schließlich eine Passion."

Er sah sehr erregt und erzürnt aus, das Blut stieg ihm sichtbar in die gebräunten Wangen.

„Seit wann steckt sich denn Grohnen hinter Weiberröcke?" fragte er scharf.

„Er dachte wohl, von meinen Lippen würde es Dir weniger unangenehm klingen und — vielleicht wirksamer sein. Du thust es eben dann mir zur Liebe, Cedrik."

Er biß an seiner Unterlippe.

„Im Gegenteil, ich bin empört. Und wenn Dir der Herr Rittmeister wieder etwas sagen sollte, dann adressiere ihn doch lieber an mich."

„Aber — er hat recht," sagte sie aufstehend und seinen Kopf in ihre Hände nehmend. „Möchtest Du es nicht doch lieber überlegen? Alles kann Dir der Rennstall nicht sein, und wenn ich mit ihm teilen muß, der Dienst darf es nicht."

Sie streichelte ihn mit leisen Fingern, schließlich lächelte er.

„Ich werde mir Deine Worte hinter die Ohren schreiben, Madame Weisheit! Es ist doch zu toll, wie man sich von den Frauen gängeln läßt."

Er küßte ihre Hand, nannte sie klug, vernünftig, und Dita hatte das selige Gefühl, heute einen Sieg errungen zu haben.

Achtzehntes Kapitel.

In Stefanie war ein neuer Geist gefahren, oder vielmehr der alte war zurückgekehrt seit jener Unterredung mit Cedrik. Der prüfende Blick in den Spiegel hatte sie belehrt, daß sie wirklich im Begriff war alt und häßlich zu werden. Alt und häßlich! Zwei Worte, die sie von all dem ausschlossen, was bisher den Inhalt ihres Lebens ausgemacht. Und um wen? Um was denn? War es Cedrik wirklich wert, daß sie um seinetwillen sich vor der Zeit einsargte in den lebendigen Tod einer Frau von Welt, für die Erfolge alles bedeutet hatten? Bah! Wenn sie es wollte, wenn sie es darauf anlegte mit aller Macht ihres Willens, dann — dann war ihr gegenüber Dita, die Frau desjenigen, den sie mehr geliebt als sich selbst, immer noch im Nachteil.

Sie biß die Zähne fest aufeinander und blickte dabei lachend in den Spiegel; es gab eine häßliche Fratze, aber sie bebte nicht vor dem Anblick zurück. Etwas tigerhaft Blutdürstiges erwachte in ihr dabei.

Warum sollte gerade sie Rücksicht und Duldung für andere haben? Wer fragte denn nach ihr — wen ging es etwas an, was sie aus sich machte! Sollte sie die Gute, die Ehrenhafte sein für Menschen, die ihr das nicht einmal anrechneten? Sollte sie sich selbst kasteien, ohne Dank, ohne Verständnis?

Sie zog mit hastigem Griff die Haarnadeln aus dem Knoten am Hinterkopf. In spärlicher Fülle hart und spröde im einzelnen sank ihr das Haar auf die Schulter. Nichts von Ditas Weichheit und Schönheit zeigte sich da, nichts, was bestricken und verwirren konnte. Und ihr Gesicht dazu, mager und gelblich, mit den großen, irrlichternden Augen und den unregelmäßigen Zügen, nichts, nichts, was ihr auch nur auf einer Linie den Schönheitssieg versprach. Aber sie lachte als sie der Vergangenheit gedachte! All die positive Schönheit des Weibes, der in Worten so großes Gewicht beigelegt wird, hatte sie unwirksam werden sehen, neben sich. Die Männer sind bei allen Ansprüchen ein so sonderbares Geschlecht. Während sie der Schönheit Tempel bauen, fallen sie rettungslos der Pikanterie zum Opfer, ohne sich dieser Schwenkung bewußt zu werden.

Stefanie griff mit beiden Händen in ihr Haar und hob es hoch, eine bacchantische Lust, eine taumelnde Siegessicherheit rann ihr durch die Adern. Nur wollen — wollen — und alles war wieder wie sie es wünschte.

In dem Augenblick öffnete Dita die Thür — die Damen ließen sich gegenseitig nicht mehr anmelden — und blieb erstaunt auf der Schwelle stehen.

„Fehlt Dir etwas, Stefanie?“ fragte sie betroffen durch den Anblick, der sich ihr bot.

Die Brynken drehte ihr Gesicht der Eintretenden zu, ohne ihre Haltung zu verändern.

„Ja,“ sagte sie langsam. „Mir fehlt die Gesundheit, die Lebenslust, und ich bin eben mit mir zu Rate gegangen, ob es lohnt wieder aufzunehmen, was man schon fortgeworfen hat. Was meinst Du?“

„Es ist unsere Pflicht, alles zu thun, was wir können, um unsern Platz im Leben zu behaupten,“ meinte Dita ernst. „Du kennst ja meine Ansichten.“

Stefanie lachte wieder.

„Du hast recht, ich will nicht länger krank sein, ich will es nicht! — Ich habe es satt! — satt! — satt! —“ rief sie und stampfte den Boden. Es lag etwas Eigentümliches in der Art ihres Gebahrens, das Dita nicht entging.

„Du regst Dich unnütz auf,“ mahnte sie besorgt.

„Ich rege mich nicht mehr auf! Siehst Du nicht, wie mir das Blut schon schneller durch die Adern kreist, wie ich Herr werde über meine Schwäche? Der Wille — der Wille ist im Leben der Hauptfaktor.“

Und Stefanie bewies thatsächlich, daß sie recht damit hatte. Sie blühte von Tag zu Tag sichtbar auf. Ihre alte Elastizität kehrte zurück, die Augen bekamen denselben lockenden Glanz wie früher, und ihre Laune war sprudelnd wie in ihren besten Tagen. Theo konnte sich nicht enthalten, seine Zufriedenheit über diesen Wechsel zum Guten, der ihm sehr gelegen kam, auszusprechen, und Dita staunte im stillen über die Selbstbeherrschung der Freundin, denn an einen dauernden Umschwung konnte sie sich nicht entschließen zu glauben.

„Gott sei Dank,“ sagte Cedrik mit einer gewissen Befriedigung, „daß Stefanie wieder die alte ist; man fühlt sich doch einmal wieder gemütlich bei Brynkens.“

Dita sah ihren Mann etwas verwundert an.

„Du bist sehr nachsichtig gegen sie. Ich glaubte heut abend das Gegenteil von Dir zu hören, denn sie behandelt Dich nicht gut.“

Er streckte sich. „Ah, bah, das schadet nichts. Mag sie ihren Witz an mir üben! Wenn eine Frau einen Mann schlecht behandelt, hat er am wenigsten Grund, sich über sie zu beklagen.“

Und er lachte als er an eine besonders boshafte Bemerkung dachte, die Stefanie ihm noch zu guter Letzt zugeworfen.

„Theo,“ sagte diese noch an demselben Abend zu ihrem Mann, als sie, im Begriff sich zu entkleiden, vor den Spiegel trat. „Eins kannst Du mir am Ende sagen: Wie steht es mit Eurem Rennstall?“

Brynken, der schon im Bette lag, schleuderte den Cigarrenrest zu Boden.

„Du hast doch ein seltnes Talent, mich immer an etwas Unangenehmes zu erinnern.“

„Unangenehmes?“ wiederholte sie gedehnt. „O, dann habe ich so ungefähr den Maßstab für den Gang Eurer Geschäfte.“

„Geht es Dich etwa etwas an?“ fragte er grob.

„Ja und nein! Die Sorgenlosigkeit, in der wir jetzt leben, behagt mir, ich habe durchaus keine Sehnsucht nach dem alten Elend.“

Theo gähnte. „Davon ist vorläufig überhaupt keine Rede, Cedrik hat es ja. Aber wir haben doch merkwürdiges Pech miteinander.“

Sie sah ihn spöttisch von der Seite an.

„Sollte das nicht an Dir liegen?“

„Warum?“

„Weil Dich vielleicht Dein sicherer Blick beim Einkaufen verlassen hat. Minderwertiges Material rächt sich.“

„Rede keinen Unsinn,“ fuhr er auf. „Gegen Pech kommt niemand an. Diese Zeit muß eben überwunden werden!“

„Kostet sie ihn viel?“ fragte sie mit einer Handbewegung nach oben.

„Er kann's verschmerzen.“

Sie nickte vor sich hin.

„Was geht's mich an,“ sagte sie und schlüpfte in das Bett, ohne Theos erstaunte Augen zu sehen.

Mit Stefanies Gesundheit war Leben in das Haus gekommen. Jeder Tag mußte etwas anderes, Neues bringen, an dem sie sich ergötzte. Unzertrennlicher denn je war Frau von Grohnen von ihr, während sich Dita im Gefühl des Überflüssigseins unmerklich zurückzog. Auch Theo schien dieses Leben zu passen, und so sehr es nur in seiner Macht lag, war er bemüht, gegen Grohnen den alten Freund zu spielen und seiner Gattin den Hof zu machen, was sich diese mit großem Behagen gefallen ließ.

Stefanie zog einmal bei solcher Gelegenheit zu Cedrik eine derartige Grimasse, daß dieser in lautes Lachen ausbrach, während sich Dita ob dieser offenkundigen Bosheit ehrlich entrüstete. Brynken erreichte aber durch seine Taktik das, was er wollte. Vor allen Dingen gelang es ihm, mehrmals bei Grohnens eingeladen zu sein, und so unbehaglich auch der Hausherr anfangs die erstaunten Blicke seiner Gäste empfand, er konnte dieser Konsequenz seines Verkehrs nicht ausweichen.

Ihn bei Antlaus zu sehen, daran hatte man sich ja allmählich gewöhnt, die Verwandtschaft gab hierzu genügend Veranlassung, abgesehen von den gemeinsamen Interessen, daß aber auch der Rittmeister diesem Verkehr nicht auswich, nahm die Herren Kameraden doch ehrlich wunder.

„Mag alles sein wie ihm wolle,“ sagte auf dem Heimweg von einer solchen Soupereinladung, die zweifellos ohne Stefanies Anwesenheit den Stempel aristokratischer Langenweile getragen haben würde, Herr von Cüry zu seinem Begleiter, „die Brynken ist ein kolossal amüsantes Weib. Ihretwegen lohnt es sich schon, aller Welt ein Schnippchen zu schlagen.“

„Das kann ich ihr nicht absprechen — aber unter unsern Damen — das will mir nicht recht in den Sinn. So etwas encanailliert. Meine Frau dürfte nicht mit ihr verkehren.“

„Da ich keine habe,“ meinte Herr von Cüry

leichtfertig, „so kann mir das ziemlich gleichgültig sein. Ich amüsiere mich eben wo und wie ich kann. Je leichter, je lieber.“

„Sie vergessen, in was für eine vertrakte Situation uns das unter Umständen bringen kann. Wollen wir die Brynken schneiden oder sie unter den Augen unserer Kommandeuse etwa begrüßen, wenn es der Zufall so fügt? Seien Sie so gut und sagen Sie mir Ihre Meinung über diesen Punkt.“

Cüry zwirbelte den Schnurrbart.

„Das wäre allerdings schauderhaftes Pech.“

„Dem wir sicher ausgesetzt sind; denken Sie nur an die Rennen im Herbst.“

„Ja aber, was wollen wir denn da nun thun? Ehrlich gestanden, für solche Begegnung danke ich auch; obgleich man ja der Brynken nichts Direktes nachsagen kann.“

„Sie tanzt auf der Schneide des Messers,“ sagte Rittershausen achselzuckend, „das genügt mir. Ich werde weder eine Einladung zu Grohnens noch zu Antlaus mehr annehmen, dann gewinne ich allmählich das Recht zurück, kurzsichtig zu sein Brynkens gegenüber. Übrigens begreife ich Grohnen doch nicht.“

„Kadettenhausbeziehungen von Anno dazumal!“

Rittershausen zuckte die Achseln.

„Davon laß ich mich doch nicht gängeln, wenn ich nicht will! Schließlich weiß man ja nicht, mit wem man seine Jugend zusammen verbringt. Das wäre! — Darunter nachher leiden zu müssen.“

„Vielleicht gilt es der Frau?“

„Bei Grohnen? Nee, lieber Freund, da kenne ich ihn besser, das ist nicht sein Genre, und er fühlte sich ganz entschieden unbehaglich unter den herrschenden Verhältnissen.“

„Warum befreit er sich dann nicht davon?“

„Schlapp!“ erwiderte Rittershausen mit dem ganzen stolz umgürteten Bewußtsein seiner eigenen Energie. —

Ein feiner Sommerregen rieselte den ganzen Tag herab bei lauer Luft und schimmernder Helle. Die Damen saßen in der geräumigen, gedeckten Veranda und warteten auf die Herren, denn bei schlechtem Wetter pflegten auch Cedrik und Theo ihre täglichen Fahrten einzustellen.

Frau von Grohnen erzählte mit geläufiger Zunge ihre Dienstmädchen- und Haushaltungsaffairen, ohne dadurch irre zu werden, daß Stefanie mehrmals vernehmlich gähnte, während Dita sich bemühte, eine wenigstens dem Anschein nach aufmerksame Zuhörerin zu sein. So wenig es sie interessierte, unhöflich vermochte sie nicht einmal zu scheinen.

Endlich hielt Stefanie ihren Schaukelstuhl mit einem hörbaren Ruck an und setzte sich aufrecht.

„Um Gottes willen, Alma, hören Sie auf, das wird ja geradezu unerträglich! Giebt es wirklich kein interessanteres Thema als immer und ewig Ihre Lore?“

„Aber wenn ich mich doch so viel ärgern muß,“ entgegnete die Grohnen weinerlich.

„So jagen Sie sie zum Kuckuck.“

„Ja, das sagen Sie so hin; mein Mann ist so komisch; die Lore weiß wenigstens, was er erfahren darf und was nicht.“

Stefanie warf ihr Taschentuch, zum Knäuel geballt, zornig auf den Tisch.

„Dann bitte, verschonen Sie uns mit Ihren Geschichten, wir verstehen so etwas nicht, nicht wahr, Dita?“

Frau von Antlau blickte auf, entgegnete aber nichts, was sollte sie auch sagen. Das Mitleid mit dem Manne, der unter dieser Frau zu leiden hatte, regte sich immer mehr in ihr.

„Da kommen die Herren, Gott sei Dank,“ sagte Stefanie milder und griff nach ihrem Taschentuch. „Alma, Sie können einen wirklich nervös machen.“

„Nur wenn Sie übler Laune sind,“ entgegnete die Grohnen empfindlich.

Die Anwesenheit der Herren verscheuchte aber bald jede kriegslustige Stimmung bei den Damen, sie waren sehr heiter und aufgeräumt, besonders Grohnen, der zufällig einen Freund getroffen, der nach jahrelangem Aufenthalt in Asien zum ersten Mal wieder deutschen Boden betrat.

„Ich hätte ihn so gern mitgebracht,“ sagte er, „aber es war leider unmöglich, der Minister hatte ihn zur Tafel geladen. An einem der nächsten Tage, meine Damen, hoffe ich, daß auch Sie seinen Erzählungen ein gütiges Ohr leihen. Er kommt direkt aus Arabien.“

„Arabien interessiert mich gar nicht,“ sagte Alma unwirsch, die einzig an die Unbequemlichkeiten des Diners dachte. „Es geht mich auch nichts an, was da geschieht.“

„In Arabien,“ meinte Stefanie mit einem spöttischen Seitenblick auf Alma, „kaufen sich die Männer ihre Frauen; ist das nicht interessant genug, zu erfahren wieviel Stück Pferde oder Rindvieh wir eigentlich wert sind? Ein darin Erfahrener kann uns vielleicht genau abschätzen, Alma.“

„Und hier,“ sagte Frau von Grohnen mit einem beleidigten Naserümpfen, „hier kaufen sich die Frauen ihre Männer, das ist der einzige Unterschied, wie mir scheint.“

Todesschweigen folgte diesen Worten, von denen die Sprechende nicht im entferntesten begriff, was sie enthielten.

Da hob Dita den Kopf, ihre großen, schönen Augen glänzten.

„Schande über den Mann, der sich kaufen läßt,“ sagte sie mit tönender Stimme. „Mir wäre er verächtlich.“

Aller Augen richteten sich auf sie; Grohnen erblaßte bis in die Lippen, und Cedrik nagte an seinem Bart, sein Gesicht sah aus wie ein Gewitterhimmel. Er fühlte Stefanies Augen auf sich ruhen, und ein maßloser Zorn flammte in ihm gegen Dita auf.

Alma sah von einem zum anderen, sie begriff, daß irgend etwas in der Luft lag, und allmählich dämmerte ihr die Erkenntnis. Albern wie sie war, begann sie plötzlich zornig zu weinen, und unverständliche Worte murmelnd, stürzte sie davon. Grohnen folgte ihr.

Auch Dita begriff plötzlich, was sie gethan. — Diese unselige Ehe, deren beide Teile eben geflohen, erstand deutlich vor ihren Augen, sie hatte ja anfangs gehört, daß der Rittmeister seine Frau nur des Geldes wegen genommen, wie tief mußten ihn also ihre Worte verletzt haben.

Sie ließ die Arbeit sinken und faltete schreckensbleich die Hände. „So habe ich das nicht gemeint,“ stammelte sie mit Thränen in den Augen.

„Man meint immer, was man sagt,“ fuhr Cedrik auf. „Taktlosigkeiten lassen sich damit nicht entschuldigen.“

Dita sah ihren Mann an, so hatte sie ihn noch nie gesehen, und ihr Vergehen wuchs vor ihren Augen dadurch ins Maßlose; aber daß er sich selbst gebrandmarkt fühlte, das ahnte sie nicht.

Er lief in dem kleinen Raum der Veranda auf und ab wie ein brüllender Löwe; Theo hatte die Hände in die Taschen gesteckt und sah in den Regen hinaus, Stefanie begann sich leise zu schaukeln.

„Ich begreife Dich nicht,“ fuhr er fort, blutrot im Gesicht. „Man überlegt doch seine Worte! Das ist empörend! Haarsträubend!“

„Vielleicht kann ich mich bei Grohnens entschuldigen?“ fragte Dita mit zitternder Stimme.

„So ein Unsinn! Als ob es dadurch besser würde,“ schnauzte er weiter. „Ich hätte lieber meinen kleinen Finger gegeben als das erlebt.“

„Aber Cedrik! —“

„Ich bitte Dich, sprich jetzt nicht mehr, Du machst mich rasend . . .“

Dita hob ihre Arbeit wieder auf und drehte den Kopf zur Seite, damit niemand ihre rinnenden Thränen sehen sollte.

„Ich denke doch,“ sagte da Stefanies ruhige kühle Stimme, „Ihr macht das bei Euch droben aus. Solche Scenen spielen am besten unter vier Augen.“ —

„Das war ja eine nette Geschichte,“ meinte Theo lachend, indem er sich eine Cigarre anzündete, „das arme Weib wußte gar nicht, wen sie eigentlich mit ihren Auslassungen traf. Daß Cedrik der Kamm schwoll, kann ich ihm eigentlich nicht verdenken.“

Stefanie drehte an ihren Ringen. „Sie hat recht,“ sagte sie hart. „Man sollte es Euch nur deutlich vor Augen führen, wie gemein Ihr doch seid.“

Er lachte. „Kind, von dieser Sünde ist mein Gewissen, weiß Gott, frei; sollte ich aber noch einmal vor die Wahl gestellt werden, so versichere ich Dich, ich machte es auch gescheiter. Übrigens, warum giebst Du Dir eigentlich jetzt so viel Mühe, durch Edelmut zu glänzen? Es glaubt Dir ja doch keiner.“

Nein, es glaubte ihr keiner, das war das Unglück. Auch zum Gut sein muß man Talent haben!

In ihrer schweren Krankheit hatte sie sich gelobt, eine andere zu werden, die Schmerzen, die trostlose Verlassenheit, in der sie dieselben ertragen mußte, hatten ihr das Leben von einer anderen Seite gezeigt. Auch in der Schwäche der Rekonvalescenz that sie noch ihr Bestes, kämpfte gegen ihre Eitelkeit, Neid und den Spott, den sie sich gewöhnt hatte für alles das zu haben, was ihr unbequem war. Aber niemand fand sich, der ihre Bestrebungen achtete, sie unterstützte, wenn sie ihr schwer wurden, niemand der teil an der Läuterung nahm, die sie an sich auszuführen begann. War sie dann nicht thöricht, noch länger gegen sich selbst zu wüten?

Der Anlauf zum Guten, den sie genommen, verlief im Sande, aber nicht sie schien sich nun mehr schuld daran, die Menschen waren es, die sie umgaben.

Und während sie ihr Taschentuch zum Knäuel zerwand, wieder auseinanderriß und mit großen Augen in den Regen starrte, begrub sie das Gute endgültig in sich, das niemand anerkannte, um wieder ganz so zu werden, wie sie vordem gewesen. —

So stillschweigend wie in der Veranda ging es bei Antlaus doch nicht zu. Heftiger Zorn, tiefe Betrübnis, gemischt mit Bitterkeit stürmten da noch durcheinander. Dita stand am Fenster, um die rinnenden Thränen ihrem Gatten zu verbergen, die sich selbst mit Gewalt vordrängten. Sie schwieg.

„Ja, siehst Du es denn wirklich immer noch nicht ein, was Du eigentlich gethan hast?“ fragte er, mit einem Ruck hinter ihr stehen bleibend. „Bedenkst Du nicht, daß Grohnen mich entgelten lassen kann, was ihm meine Frau angethan hat? Dieser Ausspruch aus Deinem Munde mußte ihn ja wie ein Peitschenhieb treffen. Und das that meine Frau! Feingefühl ist eben auch eine Gabe Gottes!“

Dita wandte sich um. Sie weinte nicht mehr, ihre Augen sahen rot und trocken aus.

„Was Du mir eben vorwirfst, Cedrik — Mangel an Feingefühl — trifft mich mit Unrecht,“ sagte sie energisch. „Ich gebe es zu, ich hätte meine Worte besser bedenken sollen, aber — schließlich sprach ich doch nur eine allgemeine Wahrheit; daß sie auf Grohnen paßt, thut mir leid, — das ist aber auch alles.“

„So!“ sagte er gereizt, „damit glaubst Du die Sache abgethan! Wir werden es ja abwarten. Schließlich kann ich mich für das Kommende bei meiner Frau bedanken.“

„Grohnen ist zu gerecht, um Dir jemals unrecht zu thun. Übrigens bot ich schon einmal an, mich zu entschuldigen.“

„Damit machst Du die Sache nur schlimmer,“ widersprach er mürrisch.

„So begraben wir sie schweigend. Wer unrecht thut, muß sich Tadel gefallen lassen.“

„Herrgott, auf welchem antediluvianischen Standpunkt stehst Du denn, Frau?“ rief Cedrik empört. „Wenn man mir nun so etwas nachsagte! Du bist auch ein reiches Mädchen gewesen!“

Sie erblaßte jäh. Dann trat sie zu ihm, nahm seinen Kopf in beide Hände und unter neuen Thränen stammelte sie:

„Sag das nicht, Cedrik — das nicht! — Wir lieben uns ja so namenlos — nicht wahr, wir lieben uns? . . .“ Und als er noch zürnend, wie Jupiter in Wolken, schwieg, fuhr sie drängender fort: „Es ist mir ja so leid um das Geschehene — unsagbar leid! Wie soll ich es wieder gut machen? Sage es mir doch nur.“

Er wehrte sie nicht mehr von sich.

„Das ist Deine Sache, Maus — ich kann mich unmöglich da hineinmischen — Du wirst schon das Richtige finden," sagte er merklich versöhnt. „Aber ein anderes Mal hüte Deine Zunge."

Sie lehnte noch immer fassungslos schluchzend an seinem Halse.

„Daß Du mir das vor Stefanie anthun konntest," flüsterte sie endlich in tiefster Betrübnis.

Er schob sie lachend etwas von sich.

„Wie empfindlich Du bist, Maus! Beruhige Dich, Brynkens sind dergleichen Dinge nichts Neues."

Sie wollte ihm sagen, wie furchtbar tief ihr Gefühl dadurch verletzt worden war, ihn bitten, sie doch nur unter vier Augen zu tadeln, wenn er Anlaß dazu habe, aber sie begriff plötzlich, daß Cedrik die Demütigung, die er ihr dadurch bereitet, gar nicht einmal ahne. Empfindlich hatte er sie genannt — wenn sie es war, so konnte sie nichts dagegen thun, dessen war sie sich deutlich bewußt. —

Dita hatte seitdem ein peinliches Empfinden Grohnen gegenüber. Der Rittmeister wich ihr aus, und auch sie sorgte nach besten Kräften dafür, ihm niemals zu begegnen, denn noch war sie sich nicht einig, wie sie sich ihm gegenüber verhalten solle. Frau Alma hatte das alles längst vergessen, wenigstens war ihr Benehmen gegen sie ganz das alte. Am ängstlichsten vermied es Dita, daß er sie mit seinem Knaben traf, so sehr sich Fritzi auch bemühte, die liebe Tante festzuhalten, mit so thränengetrübten Augen er ihr auch nachsah, wenn sie ging und er allein im Garten zurückbleiben mußte. Die beiden so verschiedenen Wesen hatten eine grenzenlose Zuneigung zu einander gefaßt, weil sie die einzig Darbenden in der Gemeinschaft der übrigen waren. Dita war das Kind Ersatz für den Gatten, den sie kaum mehr besaß, und Fritz war Dita die schmerzlich entbehrte Mutter, zu der er mit allen kleinen Leiden und Freuden instinktiv flüchtete, und bei der er alles fand, was sein Kinderherz begehrte. Das wußte sie wohl, auch daß Frau von Grohnen bereits anfing, etwas scheel zu sehen. Was sie aber nicht wußte, war, daß Fritz täglich und stündlich den Vater von „Tante Dita" unterhielt. So lernte der Rittmeister denn Frau von Antlau in demselben Maße schätzen und verehren, wie er sich durch sie gedemütigt fühlte.

Eines Abends bei Vollmond saß Dita allein in der kleinen Laube, die zu ihrem Gartenteil gehörte; Alma und Stefanie waren fortgegangen, die Herren, wie fast immer, auswärts. Sie hatten versprochen, die Damen abzuholen, aber trotzdem schloß sich Dita aus. Der Kopf that ihr weh und vielleicht auch ein wenig das Herz. Es war so schwer die Wirklichkeit mit ihren hoffnungsseligen Träumen in Einklang zu bringen, und sie hatte manchen schweigenden Kampf mit sich selbst auszukämpfen.

Als sie so still dasaß, ganz in trübe Gedanken versunken, hörte sie plötzlich Schritte auf dem Kies. Nach eines Atemzugs Länge stand Grohnen vor ihr. Peinlich überrascht sprang Dita auf, ihr Herz schlug heftig, es war ja das erste Mal, daß sie einander wieder gegenüberstanden. Aber Grohnen trat in die Laube, in der das Mondlicht mit einem hellen Streifen, der durch das Gezweig fiel, Licht verbreitete.

„Ich bitte, bleiben Sie sitzen, gnädige Frau, ich suchte Sie."

Sie nahm ihren verlassenen Sitz wieder ein, eifrigst bemüht, Worte für das zu finden, was sie nun schon so lange drückte; eine bessere Gelegenheit gab es nicht. Aber sie kam nicht zum Sprechen.

„Ich mußte Ihnen danken, gnädige Frau," nahm er das Wort, sich ihr gegenüber niederlassend. „Sie sind so gütig gegen meinen kleinen Fritz, sein ganzes Kinderherz hängt an Ihnen. Sie glauben nicht, wie mich das beglückt, denn Frauenliebe kann so eine kleine Menschenknospe nicht entbehren."

„Und seine Mutter?" fragte sie unbedacht.

Kaum war es ausgesprochen, so fühlte sie, daß sie das gerade nicht hätte sagen dürfen, und ganz verzweifelt darüber, daß sie diesen Mann, den sie so tief bemitleidete, immer ungewollt kränken mußte, fiel alle Scheu und Zurückhaltung auf einmal von ihr ab.

„Seien Sie mir nicht böse," sagte sie mit warmem Herzenston, „wenn jemals in meinen Worten etwas gelegen hat, das Sie kränken könnte. Ich möchte niemals — o niemals jemand mit Bewußtsein wehe thun."

„Das weiß ich," sagte er mit bedeckter Stimme. „Sie sind eben wie das Gewissen, gnädige Frau, wahr und unbestechlich."

„Aber ich habe kein Recht dazu."

Er schwieg ein Weilchen. „Was Sie ausgesprochen — glauben Sie, ich hätte es niemals gefühlt? Es ist oft furchtbar schwer zu tragen, was man sich in einer Stunde der Entmutigung oder — Verzweiflung selbst auferlegt, aber kein Gott kann uns davor retten, wollen wir wenigstens halbwegs anständig vor uns selber bleiben."

Sie sah ihn mitleidig an. In dem fahlen Mondlicht sah er so bleich, so verfallen aus.

„Denken Sie nicht zu schlecht von mir," bat er weiter. „Manche Strafe ist schwerer als das Vergehen."

Mit raschem Impuls reichte sie ihm die Hand.

„Ich fühle mich tief in Ihrer Schuld; ist das vergeben?"

„Vergeben? Ich bitte Sie! — Vergessen nie, denn Sie haben recht. Vernichtung der Selbstachtung aber ist beinahe unerträglich. Wenn Fritz nicht wäre . . ." Er brach ab. „Gute Nacht, gnädige Frau."

Er stand vor ihr und sah auf sie herab. Wie gern hätte sie ihm ein tröstendes Wort gesagt, aber keins stand ihr zu Gebote, nur die Hand reichte sie ihm.

„Wir scheiden als — Freunde," sagte sie leise.

Er küßte ihre Hand.

„Scheiden? Gott sei Dank nein, lassen Sie mir die Freude, zu sehen, daß es auch noch Frauen giebt, wie man sie sich in der Jugend des Herzens als Ideal erträumt."

Er war fort, und mit einem tiefen Seufzer der Befriedigung fühlte sie die Bürde von ihrem Gewissen weichen. „Armer Mann," dachte sie wiederholt, „Armer Mann!"

Neunzehntes Kapitel.

Cedrik griff nach Handschuhen und Mütze, bereit das Zimmer zu verlassen, in dem Dita mit leisem Seufzer stand, seinen Bewegungen folgend, aber nicht mehr versuchend, ihn zurückzuhalten.

„Adieu, Maus!" rief er fröhlich, seinem Schnurrbart noch schnell einen unternehmenden Strich aufwärts gebend. „Langweile Dich nicht zu sehr ohne mich."

„Das sagst Du mir alle Tage. Aber wenn es auch wäre — bliebest Du deshalb zu Hause?"

„Ich fürchte nein, Maus!" gestand er ehrlich zu. „Ihr Frauen habt so tausenderlei Dinge, die Euch das Leben in Euren vier Wänden angenehm machen, und dann ist der Garten da, Stefanie, die Grohnen, Fritzi — ich kann mir wirklich gar kein Gewissen daraus machen, wenn ich meiner Pflicht folge."

„Pflicht?" wiederholte sie. „Ist es nicht eigentlich Dein Vergnügen?"

„Wie Du es nehmen willst. Jedenfalls ein sehr kostspieliges Vergnügen. Aber wenn Du doch gar so trübselig dreinsiehst — ich komme heut mindestens eine Stunde früher zurück — Dir zuliebe, Dita."

„Warum nimmst Du mich nicht lieber mit, Cedrik?"

Er legte vor Erstaunen Mütze und Handschuhe wieder auf den Tisch zurück.

„Dich? Ja, Kind, das wäre blühender Unsinn! Was denkst Du denn, was Du bei uns siehst? An den Gäulen hast Du doch kein Interesse. Und, nimm's nicht übel, uns würdest Du nur stören."

Sie wandte sich tief aufseufzend zur Seite.

„Siehst Du das nicht ein, Schatz?" fragte er mit seiner bezaubernden Liebenswürdigkeit.

Ihre Augen standen voll Thränen, aber sie lächelte.

„Wenn ich Dich nur nicht immer und immer hergeben müßte," flüsterte sie.

„Er küßte sie auf Wangen, Mund und Stirn.

„Sei gut, süßes Weibchen."

Und sie war gut. Vom Fenster aus schwenkte sie ihr weißes Tuch hinter dem davonrollenden Wagen her. Heut konnte sie es, heut war Theo nicht dabei, vor dem sie sich jedes Gefühlsausbruchs schämte.

Als Cedrik um die Ecke gebogen war, sah er eine weißgekleidete Frauengestalt langsam auf dem Trottoir sich entgegenkommen. Stefanie. Die Spitzen um Ärmel, Hals und Busen flatterten im Winde, das breite Volant um ihren Sonnenschirm führte einen tollen Tanz um ihr brünettes Gesicht, Cedrik war verwundert, wie gut sie aussah.

Beim Näherkommen hielt er die Pferde an, und sie trat ungeniert dicht an das hohe Rad, über dem sein Sitz schwebte.

„Wollen Sie zu Ihren Ställen hinaus?" fragte sie ihn.

„Ja, Theo erwartet mich schon draußen."

„Was haben Sie heut dort vor?"

„Wir wollen die Pferde bewegen lassen, und Theo will uns Great Eastern vorreiten, die Geschwulst hat sich gebessert."

Ihre Augen leuchteten, sie legte ihre schöne, hell behandschuhte Hand achtlos auf das staubige Eisen des Rades.

„Ich habe Ihren Rennstall noch gar nicht gesehen, Cedrik, und hätte so viel Vergnügen daran. — Nehmen Sie mich mit."

Ihre blitzenden, begehrlichen Augen tauchten in die seinen, nur eine Sekunde, dann glitten sie weiter, aber das alte verführerische Lächeln, das er einst so sehr geliebt, stahl sich um ihren Mund. Ihm wurde warm.

„Gern, Stefanie. Steigen Sie ein. Ihr Urteil wird mir in vielen Dingen maßgebend sein."

„Aber — Dita!" sagte sie mit einem kleinen Schwanken.

„Dita hat nicht das geringste Interesse an der Sache selbst. Das hindert nur."

„Im Ernst — wünschen Sie es? "

Er beugte sich ganz tief zu ihr nieder.

„Bitte!" sagte er beinahe sehnsüchtig.

Sie ging links um den Wagen herum, an seine linke Seite. Der Groom sprang herab, ihr behilflich zu sein, aber mit eidechsenartiger Gewandtheit saß sie schon oben.

„Da bin ich!" rief sie mit dem Jubelton eines Kindes.

Er kitzelte mit der langen Peitsche den Pferden zwischen die Ohren, sie liefen in lang gestrecktem Trab durch die Straßen der Stadt. Es rasselte zu sehr auf dem Pflaster, um sich gegenseitig mühelos unterhalten zu können, auch hatten sie beide keine allzu große Neigung dazu. Er brauchte ab und zu leise die Peitsche, mehr aus Gedankenlosigkeit, als um die Pferde anzufeuern; sie sah mit weitgeöffneten Augen geradeaus, einen eigentümlichen Ausdruck im Gesicht. Der lebhafte Wind, durch das Fahren verstärkt, wühlte in ihren Spitzen und schlug sie gegen Cedriks Rockärmel. Die Berührung war zu schwach, um von ihm empfunden zu werden, dennoch rann es ihm wohlig dabei durch die Adern, und das altbekannte Parfüm umschmeichelte ihn angenehm.

Die Stadt lag längst hinter ihnen, aber das bedeutsame Schweigen dauerte fort; endlich seufzte Stefanie tief auf.

„Das war eine schöne Fahrt," sagte sie wie aus einem Traum erwachend.

„War?" wiederholte er lachend. „Noch sind wir mitten darin, allein der häßlichste Teil ist vorüber."

Sie sah ihn an. — Wie genau er den Blick, dieses Beben der Nasenflügel an ihr kannte!

„Mag sein — mir schien er schön — sehr schön!" Sie schloß den Sonnenschirm. „Was Theo wohl sagen wird, wenn Sie mit mir erscheinen."

„Er freut sich — wie ich mich freue. Man kann mit Ihnen so vernünftig reden — Sie sind gar nicht wie die meisten zimperlichen Frauenzimmer — Sie verstehen auch etwas von unseren Interessen

— und Sie werden mir ganz ehrlich sagen, was Sie von meinem Bestand halten."

„Er kostet Sie viel — viel Geld, Cedrik, nicht wahr?"

„Den Teufel auch! Unsinnig, sage ich Ihnen. Wir müssen durchaus in Hamburg den ersten Preis gewinnen und dann so weiter. Das hatte ich mir doch nicht so vorgestellt."

„Dita ist ja reich," sagte sie und drehte ihren Sonnenschirm hin und her.

„Gewiß, aber ... lassen Sie sich nur einmal von Theo die Kosten vorrechnen."

Sie sah ihn unruhig an. Ach, das alte Gefühl lebte doch immer noch gleich stark in ihr! Gegen ihr eigenes Interesse begann sie sich um ihn zu sorgen.

„Sie sind so schrecklich leichtsinnig, Cedrik," sagte sie tadelnd.

„Bah! Ein Kavalier kann auch kein Pfennigfuchser sein!"

„Aber Ihre Frau ist aus anderem Blute."

„Nein, alles was recht ist, Dita ist mächtig großmütig — so sehr, daß es mich beinahe geniert. Sie vertraut mir völlig — in allen Dingen. Ich hoffe, sie thut recht daran."

In ihren Augen blitzte es auf. Wie dumm von ihm, sie so zu reizen.

„Glauben Sie wirklich?" fragte sie mit gesenkten Lidern, an ihren Spitzen zupfend. „Ich taxierte Sie anders."

„Sie thut recht daran," wiederholte er noch einmal bestimmt.

Der Wagen hielt. Cedrik hob Stefanie von dem hohen Sitz; als er sie auf den Boden gleiten ließ, sah er in ihr erregtes Gesicht.

„Wie hübsch Sie heute sind, Stefanie," sagte er unwillkürlich bewundernd.

Sie schüttelte ihre Kleider aus und sah zu ihm auf. „Das danke ich Ihnen, Cedrik. Sie haben mich ein altes Weib genannt. Das verträgt keine Frau. Ich nahm alles zusammen, was ich noch an Kraft, Willen und Selbstbeherrschung besaß. Das Resultat steht vor Ihnen."

Sie gingen den kurzen Weg zu den Ställen, und sahen Theo im Reitanzug auf dem runden Rasenfleck stehen, im Begriff, ein Pferd zu besteigen.

„Na, endlich!" sagte er, als er Cedrik gewahrte. „Ich warte schon längst auf Dich! Guten Tag, Stefanie, thu mir den Gefallen und halte uns jetzt nicht auf."

Frau von Brynken war mit zu dem wunderschönen, feingliedrigen Tier getreten, dessen Fell im Abendschatten sammetdunkel aussah; aus ihren Augen leuchtete warmes Entzücken.

„Wie schön, Cedrik! Wie wunderschön!" Und dann ging sie in den Stall, während die beiden Herren draußen sprechend stehen blieben. Als sie wieder heraustrat, Feuer und Flamme über die herrlichen Tiere, die sie gesehen, und ihrem Mann im stillen den häßlichen Verdacht abbittend, den sie gegen ihn gehegt, schwang Theo sich gerade in den Sattel.

„Sieh also auf die Uhr, sobald ich den Pfahl verlasse," rief er ihm zu. „Es liegt mir daran, zu konstatieren, wie lange ich mit ‚Great Eastern' beim Ritt brauche."

Cedrik und Stefanie lag der Sport viel zu sehr im Blut, als daß sie nicht mit größtem Eifer und Interesse dem Abritt beigewohnt hätten, dann aber, als Theo davongesprengt war, stiegen sie den Aussichtsturm hinauf, um von da einen besseren Überblick zu haben. Zum ersten Mal sah Stefanie das weite leere Feld, das ihr sonst nur tausendköpfig besetzt, bekannt war; die Ruhe eines friedlichen Sommerabends mit der sinkenden Sonne lag darauf. Das Bewußtsein des Alleinseins mit Cedrik überkam sie mit aller Gewalt. Sie vergaß Theo zu beobachten, ein süßer, traumhafter Zustand überwältigte sie völlig.

„Wir haben herrliches Material, nicht wahr, Stefanie?" unterbrach sie Cedrik, mit dem Stolz des Besitzers.

„Herrlich! — Und wissen Sie, was Sie noch haben?" — Sie sah ihn schelmisch an. — „Einen bildschönen Bereiter! Ich sah noch nie so goldenes Haar und so veilchenblaue Augen, ganz der Typus, den ich liebe."

„Wie können Sie nur nach so einem Menschen sehen," sagte er gereizt. „Das ist Ihrer nicht würdig, Stefanie."

„Ah bah! — Ich habe einmal einen sehr stark entwickelten Schönheitssinn. Übrigens will ich es Ihnen gar nicht verheimlichen, Cedrik, daß er sich sehr liebenswürdig um mich bemüht hat, während die Herren draußen blieben. Das ist naturgemäße Anziehungskraft. Blond und brünett."

„Schämen Sie sich, Stefanie," brauste er auf, „und wenn Sie das schon denken, mir dürften Sie das am wenigsten sagen."

„Warum Ihnen nicht?" fragte sie ganz unschuldig.

Er nagte an der Unterlippe. „Weil — Ach, beantworten Sie sich das selbst!" stieß er zornig heraus.

Sie fuhr mit dem hellen Handschuh auf dem Holz hin und her. „Ich bin allein und langweile mich," erwiderte sie ruhig.

Er sah sie an. Ach ja, es war noch die alte, pikante Stefanie von früher, der man jede Tollheit zutrauen durfte. Die Erinnerung überwältigte ihn fast.

„Ich verbiete Ihnen, dergleichen nur zu denken," stieß er mit blitzenden Augen heraus.

Sie sah mit spitzbübisch spöttischem Lächeln zu ihm hin. „Was geht Sie's an," sagte sie achselzuckend. „Ich bin so ziemlich herrenloses Gut geworden. Das hält auf die Dauer niemand aus, ich wenigstens nicht. Das Herz will auch sein Recht. — Wenn Sie wollen, nennen Sie es nicht einmal Herz, das ist so wie so ein ungehöriger Ausdruck. Dieser Muskel hat nichts mit unseren Gefühlen zu thun; — nennen Sie es Phantasie, potenzierte Langeweile und Sie treffen das Richtige. Ah, da ist Theo."

Cedrik beugte sich schleunigst über die Uhr. „Zwanzig Minuten!" rief er dem langsam Heranreitenden zu, dessen Pferd mit Schaum bedeckt war.

„Ah, eine Minute weniger wie gestern.“ Sein Gesicht strahlte. Man sah es ihm an, daß dieser Mann sein ganzes Interesse auf nichts anderes konzentrierte als die Pferde unter sich. „Ich bin ordentlich stolz darauf! Wenn es nach mir ginge, ließe ich mir hier draußen eine Baracke bauen, nur damit auch alles prompt nach meinem Willen geschähe.“

Er ritt weiter.

„Und das ist mein Lebensinhalt,“ sagte Stefanie halb traurig, halb spöttisch hinter ihm her.

Cedrik antwortete nicht während er die Holzstufen hinabstieg, auf der letzten blieb er stehen und reichte Stefanie die Hand, sie legte die ihrige hinein, ihre Gesichter befanden sich in gleicher Höhe, ihre Augen begegneten sich, und plötzlich küßten sie sich, heiß, leidenschaftlich, wie so oft in früheren Zeiten.

Mit kurzem, schwerem Aufatmen strich dann Stefanie das Haar zurück, ihr Gesicht war blaß, aber ihre Augen leuchteten. Schweigend legten sie den kurzen Weg bis zu den Ställen zurück. —

Als Cedrik bei seiner Heimkehr zu seiner Frau hinaufging, fühlte er etwas wie Gewissensbisse. Er kannte sich zu genau, um nicht zu wissen, daß er nun wieder Stefanies Zauber verfallen war, daß sein Charakter nicht ausreichte, erfolgreich dagegen anzukämpfen. Und dennoch liebte er diese Frau nicht, was man gemeinhin unter Liebe versteht. Er liebte auch Dita nicht eigentlich. Die eine war ihm unterhaltend, die andere bequem. Aber anstatt nun das Gute in sich wachzurufen, fiel ihm Theos Theorie von der Ehe ein, er sah plötzlich die gewaltigen Vorzüge eines solchen Sichabfindens mit sich selbst. Wozu sich das Leben erschweren? — Und er merkte dabei nicht einmal, wie sehr Hans Hennings Prophezeiung eingetroffen, wie abgeschliffen er schon war, in Bezug auf das Feingefühl und die Ehrenhaftigkeit, die ihm einstmals so hoch gestanden.

— — — — — — — — — — — —

Der Winter war da, mit seinen kurzen, trüben Tagen, die ohnehin geeignet sind, das Herz schwer und das Gemüt bedrückt zu machen.

Dita saß in ihrem großen, schön ausgestatteten Wohnzimmer allein vor dem Kamin, die Füße gegen das Stahlgitter gestemmt, regungslos in die Flammen sehend, die ringsum zuckende Lichter verbreiteten und den übrigen Teil des Gemachs in desto tiefere Finsternis tauchten Sie hielt die Hände im Schoß gefaltet und sann über ihre Ehe nach. Noch kein Jahr war es her, daß sie dem Geliebten ihres Herzens gefolgt war, aber die Hoffnungen, die Träume, die sie damals mit ihrem zukünftigen Leben verwoben, waren ihr unter den Händen zerronnen. — Sie hatte niemals geglaubt, daß sie in ihren Anforderungen an das tägliche Leben anspruchsvoll oder sentimental sei, und doch hörte sie das oft von ihrem Mann, wenn sie sich seufzend über ihre Einsamkeit beklagte; der leere Raum, den sie zwischen sich schon im Anfang ihrer Ehe empfunden und auszufüllen getrachtet hatte mit allem, was ihr die Liebe eingab, er war nicht überbrückt worden; im Gegenteil, er hatte sich vergrößert und sie immer weiter von ihm gedrängt. Machtlos mußte sie es über sich ergehen lassen, aber es schmerzte tief, da sie sich keiner Schuld bewußt war, und die Liebe zu dem Gatten noch mit derselben Stärke und Gewalt wie am ersten Tage ihrer Ehe in ihrem Herzen lebte. Was konnte sie nur thun, um ihn sich zu gewinnen! Über diese Lebensfrage grübelte sie täglich, aber niemand war da, der ihr Antwort gegeben hätte. Zu wem sollte sie auch von ihrem Kummer sprechen? Der einzige Mensch auf der Erde wäre vielleicht Hans Henning gewesen, aber der war ihr der fernste von allen.

Seit ihrer Hochzeit hatte sie ihn nicht wiedergesehen. Er war mit Genia in ein Seebad gegangen, als er die Ernte hinter sich hatte, und dann allein noch zwei Monate auf Reisen gewesen. Unter diesem Vorwand hatte er eine Einladung seines Bruders abgelehnt, und Cedrik war nichts weniger als betrübt darüber. Dita fühlte das Gegenteil. Nicht die Eitelkeit der Frau, die sich geliebt und unvergessen weiß, kam da zu Worte, nur die Betrübnis einem anderen vielleicht Leiden zu verursachen. Und unter diesen Verhältnissen — das fühlte sie deutlich — durfte auch nie ein Wort über ihre Ehe zwischen ihnen gewechselt werden. Nicht einmal das konnte sie ihm je anvertrauen, daß sie Stefanies Einfluß auf ihren Mann fürchte, daß sie Momente hatte, in denen sie eifersüchtig auf diese war. Ja, sie leugnete es sich gar nicht mehr, dieses häßliche Gefühl fraß an ihrem Herzen, und all ihr Kämpfen dagegen nutzte nichts, so zornig sie deshalb auch auf sich war. Ihr schien grenzenloses Vertrauen notwendig zur Liebe. Und sie liebte Cedrik, liebte ihn vielleicht desto heißer und leidenschaftlicher, jemehr er den Nimbus, mit dem sie ihn zuerst umkleidet hatte, einbüßte. Seit wann das nagende Gefühl der Eifersucht in ihr erwacht war, wußte sie nicht genau. Ein Wort, ein Blick vielleicht nur, hatte sie stutzig gemacht, und nun rang und kämpfte ihre vornehme Natur mit sich selber und zwang sich zur Ruhe und zum Schweigen. — Freilich, sie war ja auch nur ein Mensch! Ihr Verhältnis zu Stefanie hatte sich geändert, sie konnte ihr nicht mehr so ehrlich und freundlich begegnen wie früher, sie zog sich zurück, blieb fast ganz für sich, und ihren spottenden Scherzen setzte sie eine stumme, doch verständliche Abwehr entgegen. Aber die Brynken ignorierte das klüglich.

Und so sah Dita in eine Zukunft, die ihr manchmal recht dunkel erscheinen wollte, und gegen deren bedrückende Leere sie oft mit aller Gewalt ankämpfen mußte. Wo war nur das Glück, daß es der kurzsichtige Mensch fassen und halten, sich zu eigen machen konnte! Lebte es wirklich nicht in dieser Welt? Oder bestand es allein in der Resignation, der Zufriedenheit?

Ihr warmes Blut lehnte sich dagegen auf. Sie fühlte für ihren Gatten den Goldschatz der echten, unwandelbaren Liebe in ihrem Herzen, der schließlich die ganze Tugend eines Frauenherzens ist; einmal mußte die Zeit kommen, wo er seiner doch bedürfen würde, wo auch er Sehnsucht empfand nach jenem höheren Glück, das in der Harmonie der Seelen, dem Band, das Herz an Herz fesselt, bestand — einmal — vielleicht — aber wann? Brynken würde sich dazwischen stellen, und er hatte mehr Macht über ihn

als sie, seine Frau; er ließ ihn hierhin und dorthin schießen, wie einen Fisch an der Angel, nicht zu seinem Heil, wie sie annahm, obgleich ihr noch jeder Beweis dafür fehlte. Aber eine instinktive Unruhe erfüllte sie seinetwegen.

Und dann dies fortgesetzte Alleinsein. Cedrik war eigentlich nur Gast in seinem Hause! Es wäre ihr noch viel schmerzlicher gewesen, wenn sie nicht so häufig die dünnen Kinderarme um ihren Hals gefühlt, nicht die leise, feine Stimme in ihr Ohr flüstern gehört hätte: „Tante Dita, ich habe Dich so lieb!“

Daß der Himmel ihr auch Kinder versagt hatte! Sie haderte nicht darüber, aber es kostete sie manche heimliche Thräne. Daß auch Cedrik so wenig Zeit für sie hatte!

Da klang draußen die Korridorthür, Säbelgerassel, ihr Mann trat über die Schwelle, in Mantel und Mütze, schneebedeckt, gerade so wie er von der Straße kam.

„Wie gemütlich Du es hier hast,“ sagte er, mit schnellem Blick den Raum durchfliegend, dessen knisterndes Feuer und halbe Dämmerung auf jeden Eintretenden wirken mußte. „Wem es doch auch so gut würde! Da sieh! Regen, Schnee, Sturm, ein Hundewetter draußen.“

Sie kam ihm freudestrahlend entgegen. „O, Cedrik, Du bleibst hier? Ich will gleich . . .“

„Nein, nein,“ wehrte er ihrem Eifer, „laß sein, ich muß leider wieder fort. Leider, Dita; aber ich verspreche Dir, daß ich von jetzt ab dafür sorgen werde, es auch manchmal so gut zu haben wie Du. Du gönnst es mir doch?“ fragte er scherzend.

„Jeder Abend, den Du bei mir zubringst, wird für mich ein Festtag sein,“ sagte sie einfach, aber ihre Arme sanken herab; sie hatte es verlernt, auf diese flüchtigen Redensarten zu bauen.

Er sah rings um sich, gerade so, als wäre ihm alles etwas Neues, die Stille und Ruhe die hier herrschte, berührte ihn einen Augenblick unendlich wohlthuend, den Paletot aufreißend, begann er im Zimmer auf und ab zu gehen. Seine Bewegungen waren hastig geworden, das schöne Gesicht schärfer, markierter.

„Warum willst Du jetzt nicht bleiben?“ fragte sie zärtlich. „Du sagst selbst, das Wetter ist abscheulich. Ich will Dir alles besorgen, was Du nur wünschen kannst. Bleib hier!“

Er warf sich in einen Sessel. „Unmöglich,“ sagte er, die Mütze abnehmend und mit der Hand über die Stirn streichend, „obgleich ich Kopfschmerzen habe.“

Sie trat erschrocken näher. „Aber Cedrik, dann lasse ich Dich nicht fort.“

Er lachte auf; nicht mehr so heiter wie sonst klang der Ton.

„Sie erwarten mich im Klub, Maus, nur eine ganz kleine Ruhepause kann ich mir hier gönnen.“

Sie stand dicht neben ihm und strich mit leisen Bewegungen über sein Haar, er legte gedankenlos seinen Kopf gegen ihre Brust.

„Ich schicke den Diener, Cedrik, laß absagen,“ bat sie.

Er richtete nur das Gesicht zu ihr auf. Trotz der Gewohnheit des täglichen Sehens fiel ihr die Veränderung seiner Züge in diesem Augenblick doch auf.

„Kennst Du ein Wort, das ‚Revanche‘ heißt, Maus?“ fragte er. „Sieh, das treibt mich in den Klub zurück, ich muß ihnen dort Revanche geben, oder sie denken, daß ich kneifen will.“

„Ihr spielt,“ sagte Dita nach kurzem Nachdenken, mit der Ruhe einer Frau, die zwar ihr ganzes Leben hindurch das Spiel mit einer Art moralischen Abscheus zu betrachten gewohnt war, aber in der That keine Ahnung von dem beutegierigen Dämon hatte, der darin steckt.

Er sah sie ungewiß an. „Man kann sich dem nicht immer entziehen,“ sagte er kurz, „es ist Kavalierspflicht; und ich kam eigentlich nur in der Absicht, mir Geld zu holen.“ Er streckte sich. „Dita, Du kannst mir den Gang ersparen, wenn Du mir einstweilen von dem Deinigen geben willst.“

Sie lächelte. „Aber lieber Cedrik, Du weißt, daß ich mir nichts zurückbehalten habe. Alles liegt in Deinen Händen. Mit meinem Wirtschaftsgeld komme ich aus, erübrige aber nichts, und mein Toilettengeld vergaßest Du voriges Quartal mir zu geben . . . Um Gott! Das soll kein Vorwurf sein,“ beschwichtigte sie den Auffahrenden. „Ich hatte noch genug für meine Bedürfnisse.“

Cedrik war nicht im Zorn emporgeschnellt, mehr in unangenehmer Überraschung. Ein häßliches Schuldbewußtsein kroch ihm durch die Adern. Er beschränkte seine Frau, vergaß an ihre Bedürfnisse zu denken, und alles fraß der unglückselige Rennstall, dessen Kosten kaum mehr zu decken waren. Einstweilen half das Spiel . . . Aber die Glücksgöttin war launisch . . .

In dieser Sekunde war es ihm, als rolle ein Vorhang vor ihm auf, und zeige ihm eine steile schiefe Ebene dicht vor seinen Füßen, auf der es kein Halten mehr gab. Unwillkürlich griff er nach Ditas Hand, dann sich über das Gesicht streifend, als wolle er dies Bild gewaltsam verwischen, sagte er in seinem gewöhnlichen Ton:

„Na, Maus, dann hilft es nichts, dann muß ich hinüber zu mir. Aber einen Kuß kannst Du mir geben, und in Zukunft bleibe ich mehr bei Dir wie bisher. Ist es Dir recht?“

Sie lächelte und küßte ihn zärtlich, sagte aber kein Wort. Der Weg zur Hölle pflegt mit guten Vorsätzen gepflastert zu sein.

Zwanzigstes Kapitel.

Hamburg d. 10. Dezember.

„Meine liebe Cousine.

Pflichten pflegen selten angenehm zu sein, und doch muß man ihnen Folge geben.

Unter dem Heutigen teile ich Dir mit, daß Dein Gatte nahezu zwei Drittel Deines laufenden Vermögens bei mir erhoben hat, wozu er nach Eurem Ehekontrakt berechtigt ist. Da ich voraus-

setze, daß der Rest auch nicht mehr lange in meinen Händen bleiben wird, mache ich Dich darauf aufmerksam, daß, laut Testament Deines seligen Vaters, Dir nur die freie Verfügung über zwei Drittel Deines Kapitals zusteht. Das letzte Drittel bleibt unantastbar dem Geschäft, und habe ich es Dir nur zu verzinsen. Niemals werde ich darauf eingehen, auch nur mit einem Pfennig gegen diese Bestimmung zu sündigen. Bitte, Dich danach zu richten. Dein Herr Gemahl scheint mir übrigens im Punkt des Geldausgebens ein viel größeres Genie zu sein als ich im Punkt des Geldverdienens. Anbei folgt die Berechnung des erhobenen Kapitals. Im übrigen Gott befohlen.

Dein Vetter James."

Dita fand diesen Brief auf dem Frühstückstisch an einem Sonntag Morgen, an dem Cedrik das Privileg des langen Schlafens für sich eingeführt.

Sie wurde beim Lesen sehr blaß, und ihre Hand zitterte ein wenig. Aus jeder Zeile leuchtete ihr die Gehässigkeit des Triumphierenden entgegen. Hatte James das nicht alles vorausgesehen? Ihr Gatte war auf dem besten Wege, sie zu ruinieren, das wurde ihr aus dem Blatt klar, das mit Ziffern bedeckt vor ihr lag; ein großer Teil ihres Vermögens war schon verausgabt; aber ihm zürnte sie nicht, nur jenem, der mit schonungsloser Hand die Binde von ihren Augen riß, auf ihn, den sie liebte, hohnlachend hinwies und ihr sagte: Sieh, das ist Dein Idol!

Daß James das konnte, kränkte sie tief, tiefer als der Verlust des Geldes, dennoch regte sich das kaufmännische Erbteil des Blutes in ihr. Sie raffte die Papiere zusammen und ging zu ihrem Mann. Er lag gähnend im Bett. Das lockige Haar unordentlich, das Gesicht blaß und etwas scharf, aber als sie auf ihn zuging, empfand sie wieder deutlicher wie je, daß in diesem Mann ihre ganze Liebe, der Inhalt ihres Lebens lag, gerade weil sie ihm vielleicht etwas zu verzeihen hatte.

Ganz überrascht blickte er ihr entgegen. Sie sah so frisch und reizend aus in ihrem Morgenkleide von rosa Flanell mit schwarzen Sammetschleifen, daß er es eigentlich selbst nicht begriff, warum sie ihn nicht ganz festhielt. Sein unglückseliger ewig begehrlicher, ewig zu beeinflussender Charakter trug die Schuld daran, das wußte er wohl.

„Lieber Cedrik," sagte Dita, sich neben ihn setzend und das Papier mit den Zahlen entfaltend. „Sieh einmal, das schickt mir eben James."

Er richtete sich auf. Eine intensive Röte färbte sein Gesicht bis unter die Haarwurzeln.

„Was soll das heißen, Dita?"

„Er schreibt, daß dies Kapital bis jetzt von uns entnommen sei. Willst Du es einmal prüfen?"

Er griff mit nervöser Hand nach dem Blatt, aber ohne es anzusehen.

„Was schrieb er Dir sonst noch? Gieb mir den Brief."

Sie schüttelte den Kopf.

„Warum nicht?" fragte er heftig.

Er erlaubte sich eine Äußerung über Dich, die ich ihm rügen werde; was willst Du Dich noch darüber ärgern."

Er nagte an der Unterlippe und schob die seidene Decke hin und her. Einen Augenblick Schweigen. „Nun?" fragte er endlich, ungeduldig aufsehend.

Sie sah ihn an. „Was?"

„Aber so lamentiere doch, mache mir eine Scene, Maus. Diese verfluchten Zahlen werden schon stimmen."

„Davon bin ich überzeugt. James ist in Geschäftssachen die personifizierte Pedanterie. Wofür hast Du das Geld gebraucht, Cedrik?"

„Für den verdammten Rennstall," brach er los.

„Ich dachte es mir," sagte sie mit leisem Seufzen. „Nicht allein, daß er mir Deine Zeit kostet, er verschlingt auch noch große Summen."

„Nur im Anfang Schatz, nur im Anfang," verteidigte er eifrig, „Du sollst einmal sehen, wie sich später alles rentiert! Dann zahle ich Dir Dein Geld mit Zinsen und Zinseszinsen zurück."

„Bitte sprich nicht von meinem Geld. Ihr hattet doch schon im Herbst ein Rennen in Hamburg gewonnen?"

„Ach — der D . . . Nur den zweiten Preis; das konnte uns natürlich nicht herausreißen! Aber warte nur bis zum Frühjahr, dann sollst Du Dein blaues Wunder sehen."

Sie schwieg, mit gesenkten Lidern, und strich die Spitzen an der Steppdecke glatt.

„Der Hamburger Kaufmannsbengel hat Dich wohl aufgeredet?" forschte er mißtrauisch.

„Nein, Cedrik. Aber ich kann mich der Ansicht nicht verschließen, daß der Rennstall vielleicht doch unser Vermögen übersteigt. Und dann — dann habe ich noch eins auf dem Herzen . . ."

„Geniere Dich nicht," gab er mißmutig zu. „Du bist ohnehin prächtig im Zug."

Sie zupfte an ihren Fingern, augenscheinlich suchte sie nach Worten, endlich begann sie ganz unvermittelt: „Bist Du sicher, daß Brynken, dem Du, wie ich bemerkt habe, alles überläßt, die Grenze unserer Mittel immer im Auge behält?"

Er starrte sie betroffen an. „Wie meinst Du das?"

Sie errötete ein wenig. „Es kommt mir vor —" sie stockte — „ich meine — da Du ihm völlig freie Hand in allen Dingen läßt, müßte er Dir doch auch Rechenschaft ablegen, Du ihm klar machen, bis wie weit Du gehen kannst . . ."

„Sieh, sieh," unterbrach er sie geärgert. „Vetter James spricht aus Dir."

„Nicht der. Nur die gesunde Vernunft. Brynkens . . ."

„Was zum Teufel haben Brynkens mit unseren Geldverhältnissen zu thun?" fragte er auffahrend.

Nach einer Pause sagte Dita zögernd: „Sie sind beide sehr leichtsinnig im Punkt des Geldausgebens, und — sie leben jetzt großartig."

„Etwa von Deinen Mitteln?" fragte er höhnisch. Gleich darauf that es ihm leid. „Maus, womit Du Dir alles den Kopf zerbrichst! Theo hat selbst Einlagekapital, und sein Verstand ist bar Geld. Natür-

lich verrechnen wir nicht jeden Pfennig. Solche Krämergewohnheiten sind bei uns nicht nötig, aber deshalb komme ich noch lange nicht zu kurz. Außerdem ist er mein Vetter. Unsere Sippschaft hält nun einmal mehr zusammen wie die Eure, man traut sich eher ... Aber Nonsens das alles! — Und weißt Du, daß Du undankbar gegen den guten Theo bist? Er war immer Dein eifrigster Anbeter und wärmster Verteidiger noch aus Deiner Mädchenzeit her. Ohne ihn hättest Du mich vielleicht gar nicht bekommen."

Sie sah ihn verständnislos an.

„Ich wünschte, wir zögen aus diesem Hause heraus, o und ich wünschte, Du gäbest den Rennstall auf," sagte sie sehnsüchtig und preßte die ineinandergeschlungenen Hände gegen Stirn und Augen.

„Laß mich jetzt aufstehen," gab er ihr als Antwort zurück. „Geh, Maus, und sei kein Hasenfuß, der jeder Vogelscheuche aus dem Wege läuft. Wer zuletzt lacht, lacht am besten. Einstweilen mag James ruhig Gift und Galle spucken."

Er stand auf, und das Blatt Papier mit den Zahlen flatterte zu Boden, ohne daß er auch nur einen Blick darauf geworfen.

Vor dem Diner lief er noch auf fünf Minuten zu Brynkens hinunter, die sich eben anschickten Siesta zu halten.

„Du, Theo," sagte er, „James, dieser Jammerlappen, hat aus Hamburg geschrieben und über unseren Geldverbrauch lamentiert. Na, ein bißchen stark ist es ja auch ins Zeug gegangen."

„Was sagte Dita dazu?" fragte Stefanie neugierig. Sie saß im Schaukelstuhl und wippte dabei hin und her.

„Im großen und ganzen ist sie leiblich vernünftig, aber philiströse Ansichten, die man mit der Muttermilch eingesogen, verleugnen sich schließlich doch nicht."

Stefanie lachte. „Ein wenig spießig ist sie ja," sagte sie spottend. „Lieber Gott, es ist noch alles mögliche, daß sie Ihnen nicht den Kredit ganz entzieht. Ja, ja, teurer Freund, die reichen Partien!"

Theo sagte gar nichts; er putzte schweigend seine Nägel und gähnte endlich laut. —

Als das Ehepaar allein war, fuhr Stefanie von ihrem Stuhl empor und trat dicht an ihren Gatten.

„Theo," sagte sie unruhig, „wenn das so ist, was wird dann aus uns?"

Er sah sie ruhig an.

„Quäle Dich nicht mit Dingen, die noch lange nicht spruchreif sind."

„Damit beschwichtigst Du mich nicht! Glaubst Du denn, ich bin blind und borniert, daß ich nicht diese ganze Farce durchschaue? Dein Einlagekapital! Was ist es denn anders, als der Kuppelpelz, den Dir Cedrik für Ditas Hunderttausende ausgezahlt hat!" Sie zuckte die Achseln. „Schließlich — was geht es mich an! Wir sind einmal verheiratet und müssen denselben Strang ziehen, wie Du mir an Cedriks Verlobungstag so klassisch auseinandergesetzt hast. Bis jetzt hat Dich ja auch Deine Rechnung nicht betrogen. Wir leben sorgenlos, wie anständig fundierte Leute, haben Umgang mit unseresgleichen, wenngleich Alma meist unerträglich ist; das alles aber hört mit dem Moment auf, wo Cedrik kein Geld mehr hat. Ach, und ich fand dieses Leben nach der schrecklichen Vergangenheit so annehmbar, so anständig, ich würde eine Abenteurerexistenz kaum wieder ertragen."

Sie setzte sich seufzend in ihren Schaukelstuhl zurecht, und stützte den Kopf in die Hand. Nach einer Pause fuhr sie auf.

„Warum sprichst Du nicht, Theo?"

Er öffnete schläfrig die Augen.

„Liebes Kind, ich freue mich, daß Du die Annehmlichkeiten Deiner jetzigen Lage zu würdigen weißt. Aber zu Lamentationen sehe ich auch nicht den geringsten Grund."

Sie war wieder aufgesprungen und näherte sich ihm.

„Ach, Theo, Du weißt nicht, was es heißt, denken zu können, das Kleid, das Du anhast, ist bezahlt, keine Schulden dürfen Dich aus Deiner Mittagsruhe aufjagen ... von diesen Dingen hast Du Dich stets zu befreien verstanden, das blieb mein ausschließlicher Genuß. Und ich habe oft genug elend mit dem Tage kämpfen müssen, ohne daß Du es ahntest. Ich will aber nicht wieder in solch Leben zurück! Ich will es nicht, hörst Du?"

Sie hatte sich über ihn gebeugt und rüttelte heftig an seiner Schulter, er hob die schweren Lider.

„Laß mich doch um Gottes willen in Ruhe! Ich denke, Du hast noch immer erfahren, daß ich weiter sehe als meine Nase reicht. Vorläufig ist noch kein Grund zu irgend welcher Besorgnis."

„Auf Dein Wort?" — Sie war noch immer unruhig.

„Auf mein Wort," sagte er mit einem geringschätzenden Lächeln. „Schließlich hat Cedrik Vermögen. Eventuell schränken wir den Bestand des Rennstalls etwas ein. Aber das laß meine Sorge sein, gönne Du mir nur endlich das bißchen Schlaf."

Sie setzte sich seufzend in ihren Stuhl zurück. Theos Ruhe beruhigte sie zwar, und doch kam die Erinnerung an die Vergangenheit, um sie zu quälen, und die Angst vor der Zukunft bebte in ihrem Herzen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

„Schon wieder ein Absagebrief!" sagte Dita seufzend, und legte das elegante Couvert zur Seite, „das ist aber wirklich ärgerlich, Cedrik. Zu dreißig Personen haben wir uns eingerichtet, zwölf haben schon abgesagt, und es ist ja nicht ausgeschlossen, daß es noch mehr thun. Wir haben entschieden Unglück mit unserer Gesellschaft."

Sie stand vor der Chaiselongue, auf der er lang ausgestreckt lag, als sie ihm bekümmerten Gesichts ihre Mitteilung machte.

„Wer?" fragte er lakonisch.

„Major von Seyfried mit Frau. Das ist nun

der letzte. Damit haben alle oberen Chargen abgesagt, nur die Rittmeister lassen sich bis jetzt noch erwarten, aber . . ."

Er fuhr in die Höhe, sehr rot im Gesicht.

„Ah, ich begreife," murmelte er zähneknirschend.

„Was denn, Cedrik?" fragte sie erschrocken. „Glaubst Du — glaubst Du — weil ich eine Bürgerliche bin?"

Er lachte höhnisch auf. „O nein, Maus, das würde sich niemand erlauben — Du bist ja die Baronin Antlau! Das ist gegen jemand ganz anderes gerichtet."

„Du weißt es?" fragte sie mit erstaunten Augen.

„Da müßte ich unsere Kommißweiber nicht kennen!" Er schlug mit der Faust auf den Tisch. „Aber nun gerade! Gerade! Was habe ich danach zu fragen! Nun gerade, sollen sie sich darein finden, oder sich zum Teufel scheren."

Dita begriff noch immer nicht.

„Du sprichst mir in Rätseln," sagte sie ganz erstaunt.

Er nagte an der Unterlippe und maltraitierte seinen Schnurrbart. Nach einer Pause begann er:

„Ich hätte es mir denken können! Körter fragte mich so angelegentlich aus — Wozu sind denn auch die Adjutanten da! Es ist gegen Brynkens gerichtet, die ganze Geschichte, das kann sich ja ein Kind an den Fingern abzählen."

„Hat es einen besonderen Grund?" fragte Dita, ohne ihr Empfinden merken zu lassen, ganz ruhig, indem sie sich zu ihrem Mann setzte.

„Natürlich nicht! Haben denn solche gesellschaftlichen Albernheiten überhaupt einen Grund? Brynken scheint ihnen nicht mehr ebenbürtig, seitdem er den Pferdehandel betreibt, dem dabei aber keiner von uns abhold ist, und Stefanie — na, die bekannte alte Leier: Neid, Klatsch, und noch einmal Neid!"

„Worauf sollten aber Damen wie die Majorin Seyfried, die Oberstlieutenant von Ahrens neidisch sein?" fragte Dita ruhig.

„Was weiß ich! Das laß Dir erst einmal von ihnen selbst erzählen. Stefanie ist für uns Herren pikant, amüsant, und fragt den Teufel nach all den kleinlichen Rücksichten, die bei uns genommen werden sollen. Wenn's ihr lächerlich erscheint, dann lacht sie eben, auch wenn etwa gerade eine Leichenbittermiene erforderlich sein sollte."

„Das kann sie nicht unmöglich gemacht haben."

„Unmöglich! Welch ein boshaft albernes Wort! Sie ist gar nicht unmöglich, das will ich Dir und allen anderen beweisen."

„Cedrik," sagte Dita und legte ihm beruhigend die Hand auf den Arm, „wäre es dann nicht lieber besser gewesen, wir hätten Brynkens zu morgen nicht eingeladen?"

Er sah sie feindselig an.

„Warum? Ich habe keinen Grund, sie zu beleidigen. Sie sind meine Verwandten. Wer nicht [illegible] mag, soll fortbleiben."

[illegible] erhebliche Anzahl, wie ich konstatiere," [illegible] noch gleich ruhig. „Aber ich denke [illegible] en Fall geht Dein Regiment, die [illegible] vor."

„Ich mache keine Konzessionen," schrie er grimmig. „Entweder — oder!"

„Liebster, man kommt nie mit dem Kopf durch die Wand. Übrigens begreife ich die unbequeme Situation für Dich vollkommen; laß uns nicht weiter davon sprechen."

Sie küßte ihn auf die Stirn und ging hinaus. Ganz verblüfft blieb er zurück. Hätte sie nur gezankt, ihrer eigenen Meinung Ausdruck verliehen, ihn zum Widerstand gereizt, dann hätte er sich den Zorn vom Herzen, und zugleich in seine Position hineinreden können, die ihm gar nicht so unanfechtbar erschien, aber das alles nahm ihm das ruhige Fortgehen seiner Frau. Er fühlte, daß sie nicht auf seiner Seite stand, und weil er selbst klug genug war sich zu sagen, daß sie recht hatte, daß er nur Stefanies Schmollen und Thränen gefürchtet, daß er selber vielleicht nicht anders handeln würde als seine Vorgesetzten, falls ihm Brynkens fremd gewesen, deshalb ärgerte er sich doppelt.

Da die Sache aber nun einmal so war, konnte er es sich auch nicht versagen, seinem besseren Einsehen zum Trotz, Stefanie auf eine ganz hervorragende Weise auszuzeichnen. Und sie verstand ihn. Sie begriff ganz gut, was in ihm vorging und lohnte es ihm in ihrer Art reichlich. Ohne sie wäre die Antlausche Gesellschaft ein wahres Unding an Langerweile und Schwerfälligkeit gewesen. Denn ganz so schlimm, wie Dita im stillen angenommen, waren die Absagen doch nicht gekommen, die Anzahl der Damen war nicht einmal so verschwindend klein, daß es beleidigend gewesen wäre. Aber sie unterhielten sich nicht, das merkte Dita mit ihrem feinen Instinkt recht gut. Sie wußte auch weshalb. Ihr war nicht die Gabe verliehen, den Mittelpunkt einer großen Gesellschaft auszumachen, oder für Unterhaltung zu sorgen. Einem, auch zwei Menschen konnte sie gerecht werden, sie mit dem ganzen Zauber liebevoller Sorgfalt umgeben, aber bei so vielen versagte ihre Macht vollständig, und Stefanie hatte sich zur Königin der Herrenwelt gemacht, so daß sie kein Auge für den Damenkreis zu haben schien.

So brach denn einer nach dem andern zu noch ziemlich früher Stunde auf, und schließlich blieben nur noch die unverheirateten Herren, Brynkens und Grohnens.

Mit Schrecken sah Dita, daß Cedrik etwas mehr getrunken haben mußte als ihm gut war. Vielleicht aus Zorn über das verunglückte Fest, vielleicht im Trubel des bunten Durcheinander, das um Stefanie herrschte und dem er sich sehr bald angeschlossen hatte. Von weitem zuschauend empfand Dita wieder einmal ein Gefühl der Bewunderung für die Frau, die es verstand, mit ihrem raschen Wort, ihrer Laune eine ganze Gesellschaft zu unterhalten, obgleich sie nun schon seit langem wußte, daß ihr emporgeschraubtes Temperament ein Facit kühler Berechnung war. Sie wollte gefallen um jeden Preis! — Neben ihr saß Alma von Grohnen, die sich mit bestem Bemühen darin versuchte, ihrem Vorbild Stefanie es möglichst gleich zu thun. Aber was dieser in vollem Maß gelang, das Leichtlebige, Frivole, das nun einmal mit ein Grundzug ihrer eigensten Person war, zur

Geltung zu bringen, ohne gerade allzuviel von dem Nimbus der Dame zu verlieren, wurde bei Alma zur grotesken Karrikatur, die Ditas Lächeln erregt haben würde, wenn es nicht gerade Grohnens Frau gewesen wäre. Von ihrem Winkel aus, halb verborgen hinter Palmen und chinesischen Wandschirmen, suchten ihn ihre Augen, und sie atmete auf, als sie ihn nicht fand. Was mußte er empfinden bei solchem Anblick, nachdem sie ihn als einen Mann kennen gelernt hatte, dessen Feingefühl bis fast zur nervösen Reizbarkeit gesteigert war.

Aber bald vergaß sie ihn ganz. Ihre Blicke hingen an Cedrik. Er stand hinter Stefanies Stuhl, auf dessen Lehne er die Arme gekreuzt hatte, und wieder konnte sie sich des Gedankens nicht erwehren, daß er zu viel getrunken haben müsse. Er hatte den Kopf ein wenig herabgebeugt und flüsterte Stefanie etwas zu. Sie sah zu ihm auf, blitzschnell. Ihre Augen trafen sich und wurzelten ineinander. Nur eine Sekunde, aber Ditas Herz stand fast still. Ein Schauer kroch ihr häßlich den Nacken herab. Was war es eigentlich, was sie so unangenehm berührt hatte? Sie wußte es selbst nicht, aber ihr kam plötzlich die Luft zum Ersticken schwül und heiß vor, sie konnte nur noch schwer atmen. Stefanie hielt in den Händen ein prächtiges Rosenbouquet. Cedrik selbst hatte es ihr beim Beginn des Festes gegeben, sie spielte lässig mit den schon welken Blüten, während sie eine Cigarette zwischen den Zähnen hielt, wenn einmal eine Pause in ihr Schwatzen fiel. Was mochte sie erzählen?

Alles lachte, am lautesten Alma, nur einzelne der ganz jungen Herren machten verblüffte Gesichter.

Brynken war nicht mehr in dem Kreis.

„Was erzählt sie nur?" dachte Dita voll Neugier, und doch hielt sie ein ihr selbst nicht ganz erklärliches Gefühl fern und an ihren Platz gebannt.

„Sie sind köstlich, Stefanie," hörte sie ihres Gatten Stimme jetzt deutlich. „Köstlich, aber gefährlich. Sie verderben uns noch unsere jungen Herren."

Stefanie brach eine Rose aus ihrem Bouquet, und ohne sich umzudrehen warf sie Cedrik über die Schulter die Rose in das Gesicht. Sie traf ihn mitten auf die Stirn, und Dita errötete peinlich für ihren Gatten. In demselben Augenblick beugte er sich über sie und küßte sie auf die Wange.

„Strafe muß sein!" sagte er dabei.

An sich war die Begebenheit nicht besonders verwunderlich. Schließlich geschah diese Vertraulichkeit unter Verwandten in heiterer Laune und vor aller Augen, niemand schien sie auch schwer zu nehmen, nur Ditas Herz sank plötzlich bleischwer, und in ihre Augen schossen Thränen.

„Pfui," sagte sie zu sich selber. „Wie häßlich kleinlich und eifersüchtig Du doch bist! Schäme Dich!" Aber diese Moralpredigt half wenig, am liebsten hätte sie laut geschluchzt.

Stefanie war aufgesprungen und verfolgte den Fliehenden einige Schritte, dann führte sie mit dem Bouquet einen Hieb nach ihm. Die Blumen brachen am Kelch ab und fielen zu Boden. Cedrik hob eine von ihnen auf. Dann, als alles wieder saß, blickte er lange tiefsinnig darauf nieder. Ihm war es, als leuchteten ihm Stefanies Augen glühend daraus entgegen, als spüre er den Hauch ihres Mundes; er küßte die Blume und schob sie unbemerkt in den Aufschlag seines Ärmels. Unbemerkt, nur nicht von Dita, und die Thränen rollten langsam über ihre Wangen.

Die anderen saßen wieder zusammen wie vorher und wollten sich vor Lachen ausschütten über die Pointe eines Witzes, den jetzt einer der jungen Herren zum besten gab. Ohne die herrschende Stimmung, ohne die Herausforderung, die in Stefanies Gebahren lag, die glänzenden Augen Almas, kurz, den ganzen herrschenden Ton, hätte er es wohl nicht gewagt, denn was er erzählte, gehörte eigentlich nur vor das Forum einer heiteren Herrengesellschaft. Allein heut abend stieß sich keiner der Anwesenden daran. Im Gegenteil, man suchte sich gegenseitig zu übertreffen.

In dies laute Gelächter, aus dem Almas Stimme zuweilen kreischend heraustönte, trat plötzlich Grohnen. Er mußte wohl eine Weile unbemerkter Zuhörer gewesen sein, denn seine Stirn war umwölkt, die Züge seines Gesichtes gespannt.

„Alma," sagte er, seiner Frau den Arm bietend, „empfiehl Dich den Herrschaften, Fritzi ist unruhig und verlangt nach Dir."

Sie sah ihn erst erstaunt, dann mit dem ganzen ihr eigenen Trotz, fast haßerfüllt an.

„Die Lore ist oben, das genügt," sagte sie, sich umwendend und ihrem Gatten dadurch den Rücken kehrend.

Er trat hart neben sie. „Nein, das genügt nicht. Komm!"

„Ich will nicht."

Er faßte nach ihrer Hand und legte sie mit solcher Festigkeit in seinen Arm, daß er sie dadurch von ihrem Sitz in die Höhe zog. Kampfbereit stellte sie sich neben ihn. „Ich mag aber noch nicht fort. Wir amüsieren uns köstlich. Du gönnst mir das nur nicht — Du bist unausstehlich, Alex, nun gehe ich gerade nicht."

Sie stampfte mit dem Fuß, denn sein Aussehen weissagte ihr nichts Gutes, und doch war sie fest entschlossen nur der Gewalt zu weichen.

Grohnens Gesicht verfärbte sich, als die widerstrebende Hand seiner Frau aus seinem Arm glitt. Das Blut stieg ihm zu Kopf, obgleich er bleich wie ein Gespenst wurde. Am liebsten hätte er diese Frau, die seinen Namen trug, hinweggerissen aus diesem Kreis, in dem alles mit Füßen getreten wurde, was man sonst hochhielt. Es kochte siedend in ihm auf; dennoch war er zu feinfühlig, durch weiteres Vorgehen einen Skandal zu provozieren; ohne ein Wort wandte er sich um. Stefanie, die Grohnen nicht leiden mochte, weil sie recht gut die Nichtachtung empfand, die er für sie fühlte, sagte laut: „Alma, Sie hätten doch mitgehen sollen, Ihr Mann sieht so entrüstet aus wie der heilige Hieronymus."

„Antonius — Pater Filucius," tönte es lachend aus den Reihen der Herren, denn der Rittmeister war so ziemlich außer Hörweite.

„Ach, so macht er es immer," klagte Alma weinerlich. „Kaum amüsiere ich mich einmal, möchte er es mir verbittern, ich will mich aber nicht immer behandeln lassen wie ein kleines Kind. Nun gerade soll Herr von Grundt die Geschichte auserzählen."

„Und die amüsiert Sie so sehr?" fragte einer der Herren und blies den Rauch in die Luft.

„Großartig! — Obgleich —" setzte sie in ihrer thörichten Art hinzu, „ich mir den Schluß schon denken kann."

Außer sich, mit klopfenden Pulsen war Grohnen zu Dita getreten, die sich während der kurzen Scene am anderen Ende des Zimmers ängstlich erhoben hatte. Sie ahnte wohl, wie es ungefähr in ihm zuging.

„Meine gnädigste Frau, gestatten Sie, daß ich mich empfehle," sagte er mit bedeckter Stimme.

Sie sah ihm mitfühlend mit ihren traurigen Augen in das Gesicht. „Bitte, gehen Sie noch nicht," sagte sie einfach. „Um Ihrer Frau willen nicht."

Er blickte sie an, sie erschrak über den Ausdruck seiner Züge.

„Meine Frau unterhält sich besser ohne mich," erwiderte er bitter. „Und sie mag recht haben, denn derlei Konversationen verletzen und empören mich bis aufs Blut."

„So leisten Sie mir ein wenig Gesellschaft. Sie sehen, ich bin auch allein."

„Wie könnte das auch anders sein!" brach er los, dann biß er sich auf die Lippen. „Verzeihen Sie, gnädige Frau, ich kann diese Gruppe da nicht mit ruhigem Blut ansehen — alles in mir empört sich dagegen."

„So kommen Sie ins Nebenzimmer, spielen Sie mir etwas vor, ich werde Ihnen dankbar sein."

Er folgte ihr willenlos. Von dieser Frau ging ein eigentümliches Fluidum für ihn aus, das ihn widerstandslos, ruhig, fast glücklich machte.

„Saul, dem König David die trüben Gedanken verscheuchend," sagte er mit einem Versuch zu scherzen, als er sich auf dem Klavierstuhl niederließ. „Ich glaube nur, in diesem Augenblick gleiche ich mehr dem König David als Sie."

„Wer weiß!" sagte Dita mit einem Seufzer, indem sie sich ziemlich entfernt vom Flügel niederließ. Grohnen spielte wunderschön. Alles, was ihn bewegte, vermochte er in Töne ausströmen zu lassen, und Dita hörte ihm gern zu, viel lieber als den leichtbeschwingten Melodien, die Cedrik stets in ungemessener Auswahl auf dem Repertoir hatte. Heute war sein Vortrag düster, wilde Dissonanzen jagten sich mit klagenden Mollakkorden.

Dita war aufgestanden und an den Flügel getreten. In ihrer schillernden seidenen Soupertoilette mit den weißen Rosen an Schultern und Kopf, übergossen von dem rosigen Licht der elektrischen phantastischen Blumen, sah sie nixenhaft schön aus. Grohnens Blicke hingen mit Entzücken an ihrer Erscheinung. Sie merkte das gar nicht; immer und immer wieder mußte sie an die abgebrochene Rose denken, die Cedrik in seinem Ärmelaufschlag verwahrt hatte, und ein Meer von Leid überflutete ihr Herz.

Aus Grohnens wilden Phantasien war allmählich ein Liebeslied geworden, süß und klagend, wie der letzte Seufzer eines Poeten. Plötzlich merkte sie den Umschwung. „Das ist hübsch," sagte sie auffahrend und mit der Hand über die Stirn streichend, „man soll die bösen Geister nicht Herr über sich werden lassen. Man soll es nicht, Herr von Grohnen."

„Die bösen Geister," widerholte er nachdenklich, „nein, gnädige Frau! Aber was wir sehen, hören, fühlen, wer bewahrt uns davor?"

„Der Glaube an das Gute, das nie erstirbt," sagte sie ernsthaft.

„O, meine gnädige Frau, ich kenne viel Gutes, das eines elenden, kläglichen Todes gestorben ist."

Sie faltete die weißen Finger fest ineinander.

„Das dürfen wir nicht leiden."

„Werden wir danach gefragt?"

„In unserer Hand liegt viel — alles."

Er schüttelte energisch den Kopf. „Einmal habe ich auch so gedacht, diesen Glauben aber mit meinem Herzblut bezahlt."

„Man darf nicht den Mut verlieren."

„Und wenn alle Kämpfe umsonst sind? Wenn wir uns immer und immer wieder vor der chinesischen Mauer des Nichtbegreifens befinden?"

Sie schwieg. Diese chinesische Mauer war ihr ja auch nicht mehr fremd, bis jetzt hatte sie auch erfolglos dagegen gekämpft.

„Wir verstehen uns, gnädige Frau," sagte er nach einer kleinen, schwülen Pause mit bedeckter Stimme. „Wir müssen uns verstehen, denn wir tragen beide dieselbe Last."

Ihre gesenkten Augen hoben sich und sahen tiefernst in sein Gesicht. „Nein, Herr von Grohnen, die meinige — nehmen wir selbst an, ich fühlte zuweilen etwas Derartiges — wird tausendmal gelindert, aufgewogen durch die innige Liebe, die ich für meinen Gatten empfinde."

Er senkte die Stirn; sein Atem ging schwer, ganz mechanisch spielte die linke Hand nur noch mit den Tasten. „Sie lieben ihn — so sehr?" fragte er gepreßt.

„Ja, ich liebe ihn. Es giebt Frauen, die da meinen, die Liebe zwischen Gatte und Gattin genüge nicht, um ein ganzes Dasein auszufüllen, sie blühe und vergehe wie eine Blume. Ich bin nicht der Ansicht. Ich wußte, daß wenn ich einmal einen Mann finden würde, zu dem ich sagen konnte: ich liebe Dich, ich ihm für immer angehöre. Mag er thun, was er will, mein Herz bleibt bei ihm in jeder Lebenslage, bis an das Grab — ja über das Grab hinaus!" Sie hatte ganz vergessen, daß sie zu Grohnen sprach, ihre weitgeöffneten, leuchtenden Augen sahen über ihn hinweg ins Leere. All das Leid und die Qual der letzten Stunde war weggeschwemmt von der Allgewalt ihrer großen, bewußten Liebe.

„Er verdient sie nicht, diese Liebe," sagte der Rittmeister hart, und schlug einen gewaltigen, mißtönenden Akkord an. „Ich habe Sie vorhin weinen sehen — leugnen Sie es nicht — als Ihr Mann jene Rose aufhob und küßte."

Ihre Blicke glitten langsam, als kämen sie aus weiter Ferne, in die seinen. „Wir sind schwache Menschen,“ sagte sie mit einem kleinen, sanften Lächeln. „Aber ich will nicht mehr zweifeln, ich peinige mich nur selbst damit, denn Cedrik ist gut von Herzen, ich liebe ihn, und er ist mein Gatte.“

„Ein Vorzug, den er nicht verdient! — Herrgott, was hätte ich darum gegeben, eine Frau zu finden wie Sie! Selig wäre ich an Ihrer Seite gewesen! Wonach sehnen wir uns denn in der wüsten Tollheit unserer Junggesellentage? Nach der Frau, die uns emporzieht, die uns durch ihre Liebe entsündigt und uns das Paradies giebt, das lebenslang unser heimliches Sehnen ist. Die Menschen sind ja verschieden. — Ich hatte ein weiches Herz, einen unermeßlichen Durst nach Liebe — ein Ideal — — — Sie wissen, was mir das Leben statt dessen aufzwang.“

„Warum ließen Sie es geschehen?“ fragte Dita leise.

Er hatte die Hände von den Tasten genommen und den Kopf darauf gestützt, eine Weile sah er so schweigend zu Boden, und Dita bereute schon ihre Frage, plötzlich begann er: „Sie sollen nicht schlechter von mir denken als nötig, gnädige Frau, das ist das einzige, was ich mir gönnen will. Sie mißachten mich, und ich begreife, daß eine Frau wie Sie den Mann mißachten muß, den sie sich feig hinter den Reichtum einer ungeliebten Frau verschanzen sieht, anstatt den Kampf mit dem Leben mutigen Herzens auf sich zu nehmen. Gewiß, ich war kein Held, als ich das that, aber es geschah weniger für mich als für meine alte Mutter, die gewissenlose Verwandte an den Bettelstab gebracht hatten. Ihr Lebensende mußte Jammer und Elend sein. Auch ich war kein Heiliger gewesen; nicht besser und nicht schlechter zwar als die meisten jungen Leute meines Standes, aber unter den obwaltenden Verhältnissen hätte es mich den Kragen gekostet. Und da — noch halb betäubt von dem unerwarteten Schicksalsschlag — beugte ich mein Haupt der zwingenden Notwendigkeit und — heiratete die, die man mir anbot. Ein reiches Mädchen! — Will ich nun wieder ein ehrlicher Mann werden, giebt es nur eine Rettung für mich — eine Kugel!“

(Fortsetzung folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Volkslied.

Findt's Vogerl a Schatzerl,
So heuert es bald,
Denn ma kennt jo koi Standesamt
Mitte im Wald.

Und die Jungen im Nesterl
Die habn's halt fein,
Denn sie brauche koi Einmaleins
Und koi Latein.

Lieb's Schatzerl, doch möcht' i
A Vögerl nit sein,
Denn mit spitzigem Schnaberl
Kann's Busserln nit g'freu'n.

Sollen Dichter heiraten?

Von J. H. Oswald.

Ich bin erstaunt, daß noch kein Vokativus auf den Einfall gekommen ist, diese bedeutungsvolle Frage zum Gegenstande einer Enquete zu machen. Was maßgebende Personen gelegentlich darüber vorgebracht haben, sind ganz widersprechende Ansichten. Wenn Friedrich Nietzsche die Künstlerehe nichts weniger als günstig beurteilt, ja, geradezu behauptet: „Die Gefahr der Genies liegt im Weibe“, so erklärt Emile Zola im Gegenteil: „Die Heirat ist für mich die Schule der großen modernen Künstler.“

Um diesen so unbegreiflich scheinenden Widerspruch begreiflich zu finden, muß man sich das Naturell, die Individualität der beiden vergegenwärtigen. Nietzsche, dieser sprunghafte, wechselvolle, aphoristische Geist zur ewigen Treue verurteilt — es wäre eine Unmöglichkeit. Dagegen erscheint der Architekt des Riesenbaus, Rougon-Macquart, allerdings prädestiniert zum Ehemann, denn er besitzt im höchsten Grade das, was einem solchen vor allem not thut: die Geduld.

Aber beide sind Ausnahmen. Will man zu einer Regel, zu einem Gesetze gelangen, so muß man die Untersuchung auf eine breitere Basis gründen.

Wie ich die Dichter kenne, verspreche ich mir von einer Enquete so gut wie nichts. Kaum einer würde der Versuchung widerstehen, ein wenig den genialen Lüderjan herauszubeißen, mag er auch in praxi der korrekteste Ehemann sein. Nein, es gilt den Weg der Empirie zu beschreiten, durch eine verstohlene, hinterlistige Beobachtung ein Material aufzuhäufen, daraus sich ein unumstößliches Naturgesetz inducieren läßt. Ein schwieriges und langwieriges Unternehmen! Aber ich scheue mich nicht, es getrost zu beginnen.

Wo die Wissenschaft in Frage kommt, müssen kleinliche Bedenken verstummen. Ich bin daher so indiskret, aus einem Privatbriefe eines befreundeten Dichters der Öffentlichkeit zu überantworten, was für die Öffentlichkeit von Interesse ist.

Nachdem er eingangs den Plan zu einer neuen Dichtung erörtert hat, fährt er fort: „Aber bitte — reinen Mund, zumal meiner Frau gegenüber! Sie ist ohnedies meiner Kunst nicht mehr grün. Erst neulich sagte sie: ‚Kannst Du denn nicht irgend was anderes unternehmen? Mußt Du denn ewig schreiben? Die Honorare sind doch wahrlich nicht verlockend und dann bist Du auch nicht gelehrt genug. Du bist ja nicht einmal Doktor! Ja, wenn Du ordentlich studiert hättest, dann könntest Du auch was Belehrendes und Bildendes schreiben, dann brauchtest Du nicht immer Liebesgeschichten zu erfinden oder gar unsere eigenen intimsten Angelegenheiten an die große Glocke zu hängen.‘ — —

Was den beleidigenden Ausfall erklärt, wenn auch nicht entschuldigt, ist eine lächerliche Eifersucht. Freund, danke dem Himmel, daß Du einspännig durchs Leben kutschierst und daher keine Ahnung von jener berüchtigten atra cura hast, die alle besseren Ehemänner verfolgt. Wenn es mir bisher so leidlich gelungen war, das Gespenst unseren Penaten fern zu halten, so frag mich nur nicht wie? — Jedoch ich will es Dir beichten. Ich bin in einer fatalen Stimmung, ich habe das Bedürfnis, mich einer vertrauten und verschwiegenen Seele zu eröffnen. Also höre:

Du weißt, daß von dem Tage meiner Verlobung bis heute alle Heldinnen, überhaupt alle sympathischen Weiber meiner Romane und Novellen blond und blauäugig sind, gerade wie meine Frau. Aber was Du nicht weißt, ist das Verhängnis, dem ich schon bald nach unserer Hochzeitsreise verfallen bin. All diese blonden Marien, Amalien, Theresen sah ich im Geiste mit dunkler Mähne und schwarzen Feueraugen; es entspann sich ein Konflikt zwischen dem ehrlichen Künstler und dem friedliebenden Gatten. Der letztere trug freilich den Sieg davon, doch nur insoweit, als ich diesen Schönen in Gottes Namen gelbe Mähnen und blaue Augen gab, ohne sie im übrigen ihres brünetten Temperaments zu berauben. So erklärt sich der auffallende Widerspruch zwischen ihrem inneren Wesen und ihrer äußeren Gestalt, den ein mir gewogener Kritiker als eine „Köstliche Pikanterie" zu bezeichnen so gütig war. (Ach, diese Kritiker! Da hast Du wieder ein Beispiel, wie wenig selbst die gescheiteren unsere wahren Motive zu erraten vermögen.) Auf diese Weise ging alles gut. Die Poesie gab niemals Anlaß zu häuslichem Krakeel. Meine Frau wurde allerdings im Laufe der Zeit gegenüber meinen poetischen Sprößlingen kühler, zumal sich auch andere einstellten, die natürlich ihrem Herzen näher standen. Es genügte ihr, sich über das Äußere meiner Damen zu beruhigen, das andere kümmerte sie nicht. Ich war's zufrieden und wünschte, ich wäre es heute noch. Aber da hat mir der Zufall einen netten Possen gespielt.

Denke Dir, neulich bei dem sehr schönen Frühlingswetter befällt mich wieder die alte Kinderkrankheit. Ich war nämlich drauf und dran, ein Lenzpoem zu zimmern, besann mich indessen noch rechtzeitig, indem ich erwog, daß man Frühlingsgefühle ebenso gut in Prosa als in Versen ausdrücken kann, das erstere aber vom praktischen Standpunkte entschieden ratsamer ist. Es gab also eine Lenzplauderei, und was für eine! Ich schwerenöterte darin munter drauf los, gab deutlich zu verstehen, daß ich noch Junggeselle sei, kurz, ich gerierte mich, wie wir Ehemänner uns zu gerieren pflegen, wenn wir ohne unsere besseren Hälften auf Reisen gehen und den Trauring, statt am Finger, in der Tasche haben. Dabei geriet ich dermaßen in Schwung, daß ich mich selbst übertraf. Schon die Redaktion verhielt sich danach. Sie brachte das Ding gleich in der nächsten Nummer und zwar an erster Stelle. Und nun das Publikum. Nach einigen Tagen bekam ich ein, zwei, drei Briefe von zarter Damenhand. Das ist immer ein Zeichen, daß man ins Schwarze getroffen hat.

Der erste enthielt freilich nur die Bitte um ein Autograph. Die Schreiberin des zweiten aber muß entschieden eine höhere Jungfrau sein. Ihr innigster Wunsch ist, mit einem so entzückenden Plauderer, wie meine Wenigkeit, eine Privat[illegible]nz zu beginnen. Ich soll ihr meine Ansichten [illegible]he und über die Frauen mitteilen, natürlich [illegible]" und „recht ausführlich". Das dritte Brieflein war merkwürdig schwer. Als ich es öffnete, fand ich die Photographie eines blutjungen, bildhübschen Mädels. Ich sage Dir, ein Gesichtchen — zum küssen — zum anbeißen! Dazu ein musterhaft stilisiertes Schreiben, energische, fast männliche Hand, vier Seiten ohne einen einzigen orthographischen Fehler — ich mußte hell auflachen. Das sollte von dem allerliebsten Jüngferchen da herrühren? — Na, so dumm bin ich nun auch nicht. Du mußt nämlich wissen, daß des langen Briefes kurzer Sinn war, ich möchte ihr mein Konterfei verehren, wozu sie mich durch Übersendung des ihrigen ermuntern wolle. Wie gesagt, ich lachte hell auf.

Heiter und angenehm beschäftigt, wie ich war, überhörte ich ganz, daß meine Frau eintrat.

„Was hast Du denn da?"

„O — eine Photographie —" sage ich und sehe überrascht auf. Aber da hat sie auch schon das süße Gesichtel in der Hand und macht ihrerseits ein recht saures.

„Aber wer ist —"

„Ja, siehst Du, Schatz, was Du für einen berühmten Mann hast —" bemerke ich so recht im Frohgefühl meines neuen Ruhmes — „da lies nur, was das hübsche Kind mir schreibt."

Es wird Dir vielleicht bekannt sein — vielleicht auch nicht — Gattinnen haben über das Schickliche derartiger Sendungen höchst eigentümliche Ansichten. Es gab also eine Auseinandersetzung, die zu keiner Übereinstimmung führte. Als sie schließlich gereizt die Frage that, ob ich denn wirklich die Absicht habe, „der Person da" mein Bild zu schicken, antwortete ich ebenfalls gereizt: „Versteht sich!" — Damit hatte ich dem Faß den Boden ausgeschlagen.

Abends ertappe ich sie über meinen Romanen, die sie bisher nur angeblättert hat. Die Lektüre verbessert keineswegs ihre Laune. Ich denke indessen, sie wird's verschlafen. Jawohl! Beim Frühstück wieder spitze Bemerkungen. Ich retiriere in mein Arbeitszimmer. Bald ist sie auch da und macht sich allerhand zu schaffen. Sie weiß nämlich, daß ich das nicht leiden kann. Ich fahre in meinen Rückzugsbewegungen fort und trolle mich in den Park.

Wie ich dort im warmen Sonnenschein herumspaziere, bin ich auch wieder der alte Leichtfuß. Ärger und Verdruß wie weggeblasen, nichts als das reizende Mädel geht mir im Kopf herum, und im Nu habe ich ihm das lieblichste Novellettchen angedichtet. Ganz entzückt ziehe ich mein Notizbuch hervor, nicht ohne mich vorsichtig umzusehen, denn ich bin in solchen Momenten nicht gern beobachtet. In einiger Entfernung gewahre ich ein weibliches Wesen. Ich gehe also recht langsam, damit es mich überhole, und ich ungestört sei. Ein, zwei Minuten verstreichen, ich werde ungeduldig, gucke wieder um. Sapperlot! jetzt merke ich's erst. Die Donna hält sich nach wie vor in einer gewissen Entfernung, sie folgt mir, sie hat's auf mich abgesehen. Die Geschichte paßt mir nicht recht, aber ein bißchen neugierig bin ich doch. Unglücklicherweise habe ich in der Eile meinen Zwicker vergessen. Da steh ich nun in meiner Kurzsichtigkeit und blinzle und blinzle. Das Dämchen huscht indessen in die nächste Seitenallee, ich natürlich hinterdrein, und wen meinst Du, den ich schließlich erwische? — Meine Frau.

„So! Du schleichst mir nach!" sage ich, meine Verblüffung möglichst verbergend.

„Hm, Du hast ja meine Probe vorzüglich bestanden!"

„Wieso? Du meinst doch nicht etwa, ich hätte Dich nicht gleich erkannt?"

„Ohne das Ding da gewiß nicht.“ — Damit hält sie mir triumphierend das verwünschte Instrument, den Zwicker, vor die Nase.

„Liebes Kind, als ob ich Dich nicht auch ohne das erkennen würde!“

Selbstverständlich ist sie nicht zu überzeugen, es setzt eine Predigt ab, zu Hause Thränen, hinterher versalzene Suppe. Freund, um alles in der Welt — —“

Die Lamentationen, worin der Brief ausklingt, sind für die Öffentlichkeit belanglos. Aber ist es nicht ein vorzügliches Dokument? — Freilich hüte ich mich, einen Schluß daraus zu ziehen. Es ist nur ein einzelner Fall, der noch nichts beweist. Wir müssen das Material verhundert-vertausendfachen. Ich richte daher an die geehrten Zeitgenossen die ergebene Bitte, mich in meinen Bemühungen unterstützen zu wollen, damit endlich jene bedeutungsvolle Frage, eine der wichtigsten der Psychologie des Künstlertums, ihre streng wissenschaftliche Erledigung finde, die Frage:

„Sollen Dichter heiraten?“

(Wir stellen diese Frage unsern Lesern und Leserinnen zur Erörterung. D. L.)

Trost.

Dich traf ein schweres Herzeleid,
Meinst nimmer es zu tragen,
Und wähnst, all Glück und Fröhlichkeit
Blieb' den vergang'nen Tagen —

Hab' einen alten Weidenbaum
Am Wege einst gefunden:
Gebeugt und hohl und — junges Grün
Sproß aus den tiefen Wunden! —

Eduard Schmidt.

Eine Laienpredigt für Frauen.*)

Von Otto von Leixner.

I.

Von dem Werte der Zeit, von der Langweile und dem beschäftigten Müßiggange.

Fürchten Sie nicht, daß ich Ihnen einen philosophischen Vortrag über den Begriff Zeit halten werde. Was ich zunächst sagen will, soll sich nicht in das Blau der abgezogenen Gedanken verlieren, sondern auf der festbegründeten Erde wandeln.

Die Zeit ist etwas Seltsames, nicht nur für den Philosophen, sondern für jeden, der einmal etwas über sie nachdenkt. Sie ist schwer zu fassen, stets wechselnd — sollte das vielleicht daher rühren, daß sie weiblichen Geschlechtes ist?

Wir teilen sie für den Menschengebrauch ein in Jahre, Tage, Stunden u. s. w. — wie wir auch die Mädchen und Frauen in Blonde, Braune und Schwarze, in Schlanke und — nicht Schlanke einteilen. Aber wie das uns noch nichts sagt über das Wesen des Weibes, so jenes nichts über das der Zeit. Es ist ja sehr leicht gesagt, ein Jahr habe 365 Tage, und ein Tag 24 Stunden, und eine Stunde 60 Minuten. Aber wie unendlich verschieden ist das, was sie enthalten können!

Eine Mutter sitzt eine Stunde am Bette des todkranken Lieblings und erwartet den Arzt; ein liebendes Paar ist nach langer Trennung eine Stunde beisammen; ein geistig ungelenker furchtsamer Kandidat der Rechte sitzt eine Stunde vor seinem strengen Prüfungsausschuß; ein Dichter, ergriffen vom Sturm der Begeisterung, arbeitet die gleiche Zeit; ein ungeduldiger Mann wartet, von wahnsinnigen Zahnschmerzen geplagt, ebenso lange im überfüllten Vorzimmer des Arztes; ein frohes, gesundes Kind spielt, die Wangen vor Eifer glühend, eine Stunde mit seinen Bausteinen, oder es schläft.

Vor dem Verstande ist das alles die gleiche Zeit, ganz genau bestimmbar durch einen Zeitmesser. In der Wirklichkeit aber welch ein gewaltiger Unterschied. In einem Falle schleichen die Augenblicke und dehnen sich zu angsterfüllten Ewigkeiten; im anderen tanzen, im dritten fliegen sie dahin und im Schlafe ist die Zeit oft gar nichts, oder ein sekundenlanger Traum umfaßt die Ereignisse von Jahren.

So gleicht die Stunde einem Sacke aus sehr dehnbarem Stoff: er faßt wenig, aber man kann unbesorgt viel hinein thun, denn er vergrößert sich mit dem Inhalt. Und darum kann ein Mensch in einem Jahre mehr erleben, als ein anderer in Jahrzehnten.

Das alles sind Erfahrungen des Alltages und jeder von uns macht sie. Aber nicht alle ziehen aus ihnen Nutzen für ihr Leben und Treiben; nicht alle ziehen daraus die Lehre von dem unendlichen Werte der Zeit. Wohl ist sie an sich leer, aber wir können ihr Inhalt, reichen Inhalt geben, ja wir müssen es, wenn wir es redlich mit uns und unseren Mitmenschen meinen.

Welche Zeitverschwendung schließt aber unser heutiges Leben in sich! Wenn man in die Jahre der Reife gekommen ist und zurückblickt auf den durchschrittenen Weg, wie viel kostbare Tage und Monate hat man weggeschleudert um der größten Nichtigkeiten willen.

Wir wollen einen kleinen Ausflug in das Gebiet der Arithmetik machen. Ich wähle, um die Wirkung zu vergrößern, eine Frau, die den reicheren Kreisen angehört und viel Gesellschaften und andere Vergnügungen besucht. Dennoch habe ich nicht die Absicht, zu übertreiben, ich bin ja als deutscher Dichter und Schriftsteller gewohnt, mit kleinen Zahlen zu rechnen.

Lassen Sie uns also annehmen, die Heldin dieser Berechnung sei mit dem vollendeten zwanzigsten Jahre in das Gesellschaftsleben eingetreten — Sie sehen, daß ich nicht übertreibe, denn heute sind ja schon Sechzehnjährige gesellschaftsfähig — und hat von da an 16 Jahre im Strudel gelebt. Auch diese Annahme ist sehr bescheiden.

Sie braucht für das Richten der Haare und die „Toilette“ im weitesten Sinne des Wortes bei mindestens dreimaligem Umziehen (Morgenkleid, Straßenanzug, Gesellschaftskleid) drei Stunden täglich. Das macht im Jahre 1080, in 16 Jahren 11 280 Stunden und wenn ich den Tag mit Abzug von Schlaf und Essen mit 14 Stunden rechne, 806 Tage rund. Rechnen wir nun hinzu, daß sie für Ausgänge, Besuche, Besprechungen mit Schneidern u. s. w., für Gesellschaften aller Art und für Schauspiele und verwandte Vergnügungen im Durchschnitt sechs Stunden täglich verwendet, so sind das 2184 in einem Jahre und in 16 34 944 Stunden, gleich 2496 Tagen. Beide Zahlen zusammen ergeben 9 Jahre und 17

*) Aus „Laienpredigten für das deutsche Haus“, von O. v. L. Das Buch ist eben im Verlage von Schall und Grund (Berlin, W. Kurfürstenstraße 128) erschienen. Diese Predigt ist die zweite von den sechs für das weibliche Geschlecht bestimmten.

Tage, d. h. die Dame hat ein Viertel ihres wahren Lebens für nichts verschwendet.

Nun bin ich natürlich überzeugt, daß sich unter meinen verehrten Zuhörerinnen nicht eine einzige dieser Gattung befindet. Aber dennoch muß ich auch viele von Ihnen mit strenger Miene der Zeitverschwendung anklagen, trotzdem mir das Herz dabei blutet. Ich bitte dringend, dieser Versicherung unbedingten Glauben zu schenken.

Meine Anklage richtet sich zunächst auf den **beschäftigten Müßiggang**.

Lassen Sie mich den Begriff durch Beispiele erläutern.

Ich kenne eine Mutter mit zwei Töchtern. Die Mädchen haben eine gute Bildung genossen, sind in Sprachen und in Musik ausgebildet worden; die eine hat die Prüfung für das Lehrfach vortrefflich bestanden. Die beiden zogen sich stets einen Tadel zu, wenn sie ein Dichterwerk oder sonst ein nicht unmittelbar Lernzwecken dienendes Buch lasen. Hatte eine nicht die „Woche" im Haushalt, so mußte sie täglich 3—4 Stunden Handarbeiten machen. Aber da die Mutter selbst thätig war, so waren die nötigen bald erschöpft und die unnötigen kamen an die Reihe. Da wurden Tischläufer mit Sprüchen bestickt, gehäkelte Spitzen in unendlicher Länge gearbeitet, Schoner für jeden Stuhl ein Dutzend hergestellt; Vier=, Sechs= und Achtecke zu Tausenden gemacht, aus denen man Tisch= und Bettdecken zusammensetzen konnte; Spitzen wurden geklöppelt und gestickt, daß man damit die nicht sichtbaren Kleidungsstücke eines Amazonenheeres hätte besetzen können u. s. w. Das ging und geht Jahr ein Jahr aus. Alle Laden und Lädchen, Kisten und Kasten sind voll von diesen Arbeiten — die zum größten Teile gar nicht verwendet werden können, da sie unmodern geworden sind, oder beiseite geschafft wurden, weil ihr Übermaß allmählich lästig fiel Ich will ganz davon absehen, daß diese Arbeiten teilweise sehr kostspielig sind und man sie, soweit sie notwendig sind, billiger kauft, als selbst herstellt, aber ist diese Beschäftigung nicht Zeitverschwendung, nicht beschäftigter Müßiggang? Sie hat Berechtigung nur in engen Grenzen, vornehmlich dann, wenn sich ein Mädchen zur Handarbeitlehrerin ausbilden will.

Eine zweite Familie; angesehen und wohlhabend. Die Mutter duldet nicht, daß die drei Töchter sich „die Hände verderben", Köchin und Hausmädchen besorgen ja alles, die jungen Damen haben also im Hause fast nichts zu thun, aber sie sind doch alle drei beschäftigt. Wie? Ein Zimmer ist ihnen zur Werkstätte eingeräumt. Da machen sie Kerbholzarbeiten, sie schnitzen ohne künstlerischen Geschmack Nähkästchen, Deckel für Schreibunterlagen, auf denen niemand schreiben kann; Rauchtischchen, die, wenn fertig, mit größter Vorsicht benutzt werden müssen, da sie sonst auseinanderfallen. Sie bemalen gewöhnliche Thontöpfe mit fabelhaftem Getier und Gepflanze, mit grellen Farben, die nach einem Jahre abblättern; sie färben Gräser mit Gold= und Silberbronzefarben, und stellen aus ihnen schaudererregende Makartsträuße zusammen; machen aus alten Weinflaschen Blumenvasen, aus Kaviarfäßchen, Cigarrenkisten u. s. w. überraschende Geschmacklosigkeiten für Oheime, Basen, Vettern, Eltern und Freunde. Kein alter Pappendeckel, kein gelbes Cigarrenband, kein Fleckchen buntes Tuch ist vor ihnen sicher, alles wird zu einem „Schmuckgegenstand" verwendet, der dem Beschenkten ästhetischen Schauder erregt.

Was ist nun dieses Arbeiten anderes, als beschäftigter Müßiggang?

Und wenn auch nicht überall drei Töchter solches Nichtsthun mit Leidenschaft betreiben, so giebt es doch heute in den Mittelschichten des Volks eine große Menge von Mädchen, die nur zum Zeitvertreib solchen nichtigen Spielereien viele Tage opfern.

Glauben Sie nicht, daß ich den Gemütswert verkenne, den solche Geschenke, mögen sie den Gipfel der Geschmacklosigkeit darstellen, besitzen können. Will mir jemand mit reinster Absicht eine Freude machen, und er schenkt mir ein mit entsetzlich gemalten Vergißmeinnicht geschmücktes Kaviarfäßchen, das als Aschenbecher dienen soll, so werde ich mich sicher über die Absicht freuen. Bringt es jemand im Kerbschnitt zu solcher Fertigkeit, daß er durch geschmackvolle Arbeit etwas erwerben kann, wird man es gewiß nur billigen. Aber solche Dinge zu betreiben, allein um leere Stunden auszufüllen, ist Zeitverschwendung.

Unberechenbar viel Zeit wird auch mit der Pflege verschiedener Künste verbraucht. Ist bei einem weiblichen Wesen wirkliche Begabung zur Malerei, Musik oder Dichtkunst vorhanden, soll sie auch ernstlich entwickelt werden, oder doch so, daß die Gabe der Besitzerin und ihrer nächsten Umgebung Freude machen kann.

Aber die Kunstspielerei ist heute in gefährlicher Weise entartet. Und daran sind sehr oft auch die Eltern schuld, die einem falschen Bildungsbegriff huldigen. Ein Mädchen erhält Unterricht im Klavierspiel oder im Gesang und gewinnt im Laufe der Jahre eine gewisse Geläufigkeit rein äußerer Art. Die Lehrer sind oft, fast immer, darauf angewiesen, sich die Schüler zu erhalten und darum leicht geneigt, der Schülerin zu schmeicheln. So befestigt sich in ihr und den Eltern die Vorstellung, sie sei eine künftige Esipoff oder Klara Schumann. Nun wird die Sache mit Dampfkraft betrieben. Man bringt oft auf Kosten der anderen Kinder Opfer, um das Familiengenie zu entwickeln. Bis sich nach Jahren zeigt, daß alles Geld zum Fenster hinausgeworfen war, weil die Gabe den Durchschnitt nicht überstieg. Ein durch Überanstrengung geschwächter Körper und ein verbittertes Gemüt sind fast die einzigen Ergebnisse dieses beschäftigten Müßigganges.

Ebenso geht's oft mit der Malerei. Statt die Mädchen zum Kunsthandwerk gründlich anleiten zu lassen, das immerhin die Ausüber nähren kann, sollen sie „Künstlerinnen" werden. Es giebt Anstalten und einzelne Maler, die möglichst viele Schülerinnen anzuwerben suchen. Da wird nun die Kunstspielerei im großen betrieben. Von Hunderten besitzt eine hinreichend Begabung, um die anständige Mittelmäßigkeit zu erreichen, die sich eben durchs Leben pinseln kann; die anderen opfern Jahre und Jahre und erreichen schließlich nichts.

Aber auf keinem Gebiete wird so sehr gesündigt, wie auf dem der Schriftstellerei. Zum Klavierspiel hat man ein Klavier nötig, zum Malen Leinwand, Farben, Pinsel u. s. w. — zum Dichten aber nichts als leeres Papier, Feder und Tinte. Mit dem Aufwand von etwa 1 Mark kann man ein „unsterbliches" Werk schreiben. Wie verführerisch!

Die Schreibwut ist heute ein verbreitetes Frauenleiden. Ich stehe nun seit bald sechsundzwanzig Jahren im Schrifttum, und bin fünfzehn davon in unmittelbarem Verkehr mit den Schreibenden. Ich erhalte jährlich als Leiter der „Deutschen Roman=Zeitung" etwa 300 meist mehrbändige Romane, etwa 1000—1200 Aufsätze und etwa 5000 Gedichte und 3500

Briefe. Davon stammen ungefähr zwei Drittel aus weiblichen Tintenfässern.

Mit vierzehn Jahren beginnen die Schreiberinnen der höheren Mädchenschulen, ihre überschüssigen Gefühle in Lieder auszuströmen; mit fünfzehn und sechzehn schreiben sie über Erziehung, über das „Wahre Glück der Ehe", oder sie machen Novellen mit sehr viel Liebe und Schmerz. Siebzehn- und Neunzehnjährige senden zuweilen sogar Romane, in denen es manchmal von Ehebrüchen und anderen Unregelmäßigkeiten wimmelt. Ich muß betonen, daß ich streng wahrheitsgemäß schildere.

Es sind mir nur in den letzten zehn Jahren etwa 900 bis 1000 weibliche Wesen, die schreiben, entgegengetreten, davon vielleicht die Hälfte persönlich. Zehn davon sind wirklich begabt, vielleicht vierzig liefern brauchbares Füllsel, alle anderen besitzen nicht einen Funken echter Kraft. Aber auch von diesen hören dennoch sehr, sehr viele nicht auf, stets weiter zu dichten und zu lehren und senden stets wieder dickleibige Schriftstücke ein.

Lehrerinnen, die einige Stunden täglich frei haben; Erzieherinnen mit viel verfügbarem Gefühl und einer regen Einbildungskraft, Frauen aller Stände und Kreise, alle, alle drängen sich in die Vorhallen des Musentempels und fast jeder glaubt, weil Fr. X. und Frl. v. Z. für ihre Mode gewordenen Romane große Summen beziehen, das Gleiche erreichen zu können. Wenn es aber auf Erwerb wegen Mangels an Einnahmen abgesehen ist, mag man die ärmlichsten Versuche vergeben, kann die Schreibenden, ist auch nur ein Fünkchen Anlage und viel ernster Wille vorhanden, unterstützen und zu fördern suchen. Aber viele dieser „Schriftstellerinnen" ohne Begabung leben in besten Verhältnissen und haben „nur" die Absicht, unsterblich zu werden. Hundert und hundertmal kehrt in den Briefen dieser Kunstspielerinnen das Wort wieder: „Ich kann nicht anders, ich muß dichten. Ich bin glühend ehrgeizig und ich will berühmt werden." Diese Ehrsucht, der es an jeder Berechtigung fehlt, ist heute bei weitem verbreiteter bei dem weiblichen, als bei dem männlichen Geschlechte. Kein Mittel bleibt unversucht, um die Leiter der Zeitschriften zu gewinnen; vielversprechende Blicke, zärtliche Händedrücke, alle Kunststücke der weiblichen Staatskunst werden in Bewegung gesetzt, zum Ziele zu gelangen, d. h. den Mann so zu erwärmen, daß sich der Zeitungsleiter als solcher zu Diensten bereit erklärt. Und mancher thut es dann, trotzdem er erklären müßte, daß jede Begabung fehlt.

Ist unter solchen Umständen die schriftstellerische Thätigkeit etwas anderes als beschäftigter Müßiggang? Was ich von jenen Kunststückchen denke, will ich für mich behalten.

Aber wie die Kunstübung, kann auch der Kunstgenuß zum beschäftigten Müßiggange werden.

Welch hohe Bedeutung die Kunst für die Genießenden haben kann, wissen wir alle. Der Mensch hat das tief innerliche Bedürfnis, in irgend einer Weise der Alltäglichkeit für einige Zeit zu entkommen. Selbst ein sogenanntes glückliches Leben ist nicht frei von Mißklängen oder doch von Stunden der Gemütsmüdigkeit. Da tritt die Einbildungskraft mit ihren Forderungen hervor. Schon wenn wir uns in stillen Augenblicken eine Hoffnung als Erfülltes vorstellen, genießen wir, strenge betrachtet, ein Kunstwerk. In einer solchen Vorstellung sind die Widersprüche des Seins ausgelöscht; die Phantasie überwindet die vorliegenden Hindernisse und baut nun in Bildern einen Zustand der Wunschfreiheit auf. Das gedrückte Gemüt wird entlastet, es atmet freier und genießt die Zukunft wie ein einheitliches Werk der Kunst. Wohl giebt es auch solche, die stets nahende Schrecknisse vor sich sehen, ja in ihnen schwelgen, aber sie sind in der Minderzahl. Die meisten aber wandeln den entgegengesetzten Weg, suchen in der Phantasie das Widerspruchlose, Geklärte, Erfreuende. Dieser Zug ist auch der tiefste Grund, warum eine Kunst, die nur Häßliches, Bedrückendes, Unerfreuliches darstellt, sich immer nur kurze Zeit zu behaupten vermag.

(Schluß folgt.)

Verborgene Schätze.

Wie Meeresflut aus tiefsten Tiefen,
Vom Sturm gepeitscht und aufgewühlt,
Die Schätze, die in ihr noch schliefen
Und deren Wert sie nie gefühlt,
Wenn ausgekämpft ihr wildes Toben,
Uns gleißend an die Küste spült
Und ihres Reichtums edle Proben
Dann schauen läßt,

So zeigt das Herz in Schicksalsstürmen,
Aus seinem Gleichmut aufgeweckt,
Wenn sich Empfindens Wogen türmen,
Was es an Schätzen hielt versteckt.
Dann fördert's diese tief vom Grunde
Zum Ziel, das ihnen ward gesteckt,
Dann zeigt es erst, in schlimmer Stunde,
Wie reich es ist.

Ulrich Kleist.

Theosophische Schriften.

Von **Charles Thomassin.**

In Deutschland macht sich in neuerer Zeit eine Richtung bemerklich, die in England bereits seit einer Reihe von Jahren in den Vordergrund des Interesses für alle jene, welche sich von dem seichten Materialismus freizumachen entschlossen sind, getreten ist. Es ist dies die theosophische Strömung, welche im Anschlusse an die indische Urform der Mystik die Mysterien und Religionen aller Zeiten und Völker zu erforschen bestrebt ist, und deren geistigen Gehalt zur Vervollkommnung unseres Denkens und Handelns, zur Umgestaltung unserer ganzen Welt- und Lebensanschauung verwerten will.

Bekanntlich hat es in England hauptsächlich Anstoß erregt, daß die vielumstrittene Gestalt der Madame Blavatsky als Leiterin der neuen Bewegung hervortrat. Jedoch sucht man gegenwärtig immer mehr auf die Thatsache hinzuweisen, daß sie nur ein Werkzeug indischer Meister der Mystik war, und diese, die „göttlich vollendeten", die Mahatmas, die eigentlichen Leiter der Bewegung seien.

In Deutschland haben die Führung derselben von Anfang an Männer übernommen, welche nicht ähnliche mystische Verhüllungen umgaben. Die Hauptvertreter der Lehre waren der bekannte Kolonialpolitiker Hübbe-Schleiden und der als Schriftsteller bekannte Arzt Franz Hartmann. Ersterer

suchte von Anfang an seine Ideen in der Zeitschrift „Sphinx" zu vertreten, letzterer hat vor kurzer Zeit die „Lotosblüten" herausgegeben. Obwohl beide Zeitschriften denselben Zweck zu verfolgen scheinen, so sind sie doch in der Wirklichkeit sehr verschieden. Franz Hartmann tritt entschieden für die englische Theosophie, das alte brahmanisch pantheistische System ein. Hübbe-Schleiden hingegen hat eine eigene deutsche Gesellschaft mit einem Programm gegründet, in welchem der Individualismus gegenüber der englischen Theosophie stark betont wird und seiner Zeitschrift eine dementsprechende Richtung gegeben, die auch durch die Mitarbeit verworrener Mystiker und „real naturalistischer" Künstler ein stark phantastisches Gepräge erhält. Letzteres zeigt sich nun leider auch in den sonstigen Publikationen seiner Theosophischen Vereinigung, z. B. in der „Theosophischen Bibliothek", von der uns die ersten Bände vorliegen.

Es sind dies die Schriften des Mystikers J. Kerning (Schriftstellername für J. B. Krebs), betitelt „Der Weg zur Unsterblichkeit", „Der Schlüssel zur Geisterwelt" und „Christentum oder Gott und Natur nur eins durch das Wort". Der Herausgeber (Hübbe-Schleiden) bemerkt in seiner Empfehlung derselben, sie seien die einzigen Schriften in deutscher Sprache, welche einen Begriff geben von dem, was praktische Mystik ist, und von der Art, wie sie betrieben wird, und wie sie wirkt.

Wir müssen gestehen, daß wir diese Anschauung und die sonstige Anpreisung dieser sonderbaren doktrinären Erzählungen nicht recht erklärlich finden. Unserer Ansicht nach wird kein Leser derselben wirklichen Aufschluß über das wahre Wesen der Mystik und Esoterik und ihre Anwendung erhalten, der nicht bereits durch andere Schriften eingeweiht worden ist. Gerade für die Menschen unserer Zeit sind die Bilder, unter welchen, speziell in dem ersten der genannten Werke, die einfache Wahrheit verschleiert wird, unverständlich, ja, sie müssen teilweise sogar komisch wirken. Man will heutzutage keine Symbolik mehr, sondern klare und kurze Darlegung. Die Mängel der Form, die uns in den Publikationen entgegentreten, und auf die der Herausgeber selbst verweist, kommen, wenn wir diesen Hauptfehler, der sie ungeeignet macht, berücksichtigen, wenig in Betracht; es wäre höchstens ein wenig noch die Thatsache zu rügen, daß Kernings Gestalten nicht etwa solche des wirklichen Lebens, sondern Automaten, Puppen sind, die so handeln und reden müssen, wie es den vorgezeichneten Zwecken des Autors entspricht.

Als einziger Erklärungsgrund der Publikation — die meisten werden wohl einen solchen vergeblich suchen — erscheinen uns die näheren Beziehungen Dr. Hübbe-Schleidens zu J. Kerning, von dem er, wie er uns mitteilte, noch Manuskripte in Verwahrung hat.

Kerning mag immerhin während seines Lebens ein eifriger und achtungswerter Vertreter geistigen Christentums gewesen sein; nach allem, was wir von ihm wissen, wollen wir ihm gerne diese Anerkennung zollen. Auch in seiner Schrift „Christentum" finden sich ja viele Andeutungen auf seine erhabene religiöse Auffassung, die den Kenner des Esoterismus in ihm einen Gesinnungsgenossen finden lassen. Aber gerade deshalb ist es bedauerlich, daß er seinen Schriften einen Charakter gegeben hat, die ihren Wert in den Augen der Nachwelt nicht vollkommen erscheinen lassen. Hoffentlich wird Dr. Hübbe-Schleiden, dessen Kraft und dessen Streben wir keineswegs unterschätzen wollen, wenn wir auch nicht in allen Anschauungen und Tendenzen uns mit ihm einigen konnten und können, in der Fortsetzung seiner Publikationen noch erkennen lassen, daß er es versteht, den Wünschen und Bedürfnissen aller Gegner des seichten Materialismus zu entsprechen.

Mai.

Von **H. H. in B.**

All überall Lust,
Und überall Duft;
Ein Recken — ein Dehnen —
Ein Schmachten — ein Sehnen
In jedem Triebe!

Voll sonniger Lust,
Voll Wonne die Brust;
Im Herzen ein Hämmern —
Ein Ahnen — ein Dämmern,
Und soviel Liebe!

Vermischtes.

Die Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins, welcher gegenwärtig aus 167 Zweigvereinen mit 12 500 Mitgliedern besteht, bringt an der Spitze der neuesten Nummer eine Erinnerung an Gottfr. Aug. Bürger, dessen hundertjähriger Todestag am 8. Juni d. J. begangen wird. Eine anziehende Studie bietet sodann Dr. Victor Steinecke über die deutsche Bergmannssprache, die mehr als die Sprache irgend eines andern Gewerbes deutsch, und von der Verwelschung wohl am meisten verschont geblieben ist. Viele ihrer Ausdrücke sind sogar in fast alle Sprachen übergegangen, weil die Deutschen fast überall, wo es Bergbau giebt, seine Urheber, Leiter oder Teilhaber gewesen sind. Daß eine große Zahl von Wendungen und Bildern unserer Sprache auf Vorgänge und Ausdrücke des Bergbaues zurückzuführen sind, wird an vielen Beispielen nachgewiesen. Dr. Wülfing in Bonn bespricht in einer ausführlichen Abhandlung die Schreibung von Straßennamen, worin ungemein viel gefehlt wird, und sucht hierfür feste, gut begründete Regeln aufzustellen. Namentlich wendet er sich gegen Zusammensetzungen wie Französischestraße, Bayrischestraße u. dgl.; ebenso gut könne man Französischekirche, Bayrischesbier u. s. w. schreiben. Eine vielumstrittene Frage behandelt Prof. Dunger in Dresden: „Anzeigeblatt oder Anzeigenblatt, Speisekarte oder Speisenkarte?" Dunger weist nach, daß sich beide Formen als sprachlich richtig rechtfertigen lassen, hält allerdings persönlich die Zusammensetzung von Zeitwort und Hauptwort (Anzeigeblatt, Speisekarte) für inniger und fester als die von Hauptwort und Hauptwort, glaubt auch, daß der Sprachgebrauch sich hierfür entschieden habe. Ein fesselndes und anschauliches Bild von dem Leben und Wirken der Zweigvereine bieten die Berichte der Zeitschrift über die Sitzungen und Verhandlungen einer großen Zahl derselben. Nach einer im Dresdener Verein gemachten Mitteilung wird die Speisekarte in dem Haushalte des Prinzen Johann Georg von Sachsen durchweg in deutscher Sprache gehalten. Dasselbe ist, beiläufig bemerkt, an unserm kaiserlichen Hofe schon seit einer Reihe von Jahren der Fall. Nach zahlreichen kleineren

Mitteilungen, Besprechungen einschlägiger Erscheinungen des Büchermarkts, Geißelung sprachlicher „Musterleistungen" u. s. w. folgt zum Schluß der Wortlaut eines Preisausschreibens an die deutschen Künstler, in welchem diese zur Einreichung eines Entwurfs für eine künstlerisch ausgestattete Wahlspruchtafel eingeladen werden. Diese ist bestimmt, in den Vereins- oder sonstigen öffentlichen Räumen aufgehängt zu werden, und soll den Grundsatz des Vereins „Kein Fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann" als hervortretende Aufschrift enthalten. Für den besten Entwurf ist ein Preis von 500 Mark ausgesetzt. Das Preisrichteramt haben übernommen die Herren Maler Prof. Woldemar Friedrich, Architekt Otto March, Geh. Baurat Otto Sarrazin, Direktor Prof. Anton v. Werner und der Vorsitzende des Vereins Dr. Max Jähns.

Dr. phil. Paul Kühn, Assistent der Universitätsbibliothek zu Leipzig, plant die Herausgabe einer Monatsschrift für dramatische Kunst und Litteratur, die im Herbst a. c. unter dem Titel „Deutsche Dramaturgie im Verlage von O. Schmidt, Leipzig — Naschmarkt — erscheinen wird. Der Inhalt soll bestehen aus Aufsätzen über allgemein-dramaturgische Fragen, genauen Analysen und Untersuchungen einzelner Dramen, Aufsätzen über die Geschichte des Dramas und die Reformen der Theaterzustände unserer Zeit, biographischen Darstellungen einzelner Dichter 2c. Daran soll sich ein bibliographisch-kritischer Teil, eine Umschau über das gesamte Theaterleben und eine Zeitschriftenschau anschließen. Die bedeutendsten Professoren der Litteraturgeschichte und bekanntesten Schriftsteller haben ihre Mitarbeiterschaft an dem Werke, das das Centralorgan für das ganze Gebiet des dramatischen Lebens werden soll, bereits zugesagt. Über die Bezugsbedingungen giebt der Verlag schon jetzt Auskunft.

Unsere „lieben Vettern". Wie die Zeitungen melden, haben die englische und die Kongostaats-Regierung die Erklärung abgegeben, daß sie auf die Ausführung des Artikels 3 des Vertrages vom 12. Mai verzichten; die famose Pachtung jenes an Deutsch-Ostafrika angrenzenden Landstreifens ist also fallen gelassen, und der britische Löwe hat sich schleunigst zurückgezogen, als er einem ernsten Willen statt der zur süßen Gewohnheit gewordenen zaghaften Nachgiebigkeit begegnete. Wir freuen uns dieses, vielen unerwartet gekommenen Erfolges, wir freuen uns doppelt nach den Nackenschlägen, die unsere Kolonialpolitik in letzter Zeit erhalten hat, und wir sprechen derjenigen Stelle, auf welche das diesmalige feste Auftreten unserer Diplomatie zurückzuführen ist, gern unsere dankbare Anerkennung aus.

Wir wollen uns dies Gefühl, diese Freude auch nicht beeinträchtigen lassen durch die Befürchtung vieler Vaterlandsfreunde, die unerwartete Nachgiebigkeit Englands sei durch, uns jetzt noch nicht bekannte, bedenkliche Gegenleistungen deutscherseits erkauft; wenngleich es schon schlimm genug ist, daß solche Befürchtungen überhaupt gehegt werden können. Aber wir sind in der That begierig, wer die Kosten des schnellen Friedensschlusses wird tragen müssen, und irren wohl nicht in der Annahme, das werde der Kongostaat sein, den man so hübsch vorschob, um sich in Inner-Afrika die Franzosen vom Leibe zu halten und jenen Landstreifen am Tanganikasee so unschuldig nur zu pachten, dessen Besitzergreifung Deutschland vor 4 Jahren England so rundweg und bestimmt verweigert hatte. Gerade bei dieser entschiedenen Weigerung mußten wir jenen Pachtvertrag als das empfinden, was er in der That bedeutete, als einen uns von England gebotenen Hohn und Schimpf, und freuen uns daher doppelt, daß dieses Krämervolk, dessen Freundschaft uns schon so viel gekostet hat, jetzt den Rückzug angetreten hat, weil es nur dann Mut zeigt, wenn es sich einem ohnmächtigen Staate oder einer — gutmütigen Regierung gegenüber sieht. Nunmehr wird der Kongostaat an unsere Stelle treten, denn die ministerielle Erklärung im Unterhause, Frankreich sei keine Verpflichtung eingegangen, die es hindern könnte, seine Truppen auch schon während der jetzt schwebenden Verhandlungen in die Äquatorialprovinz einrücken zu lassen, sagt es jedem, der Ohren hat, zu hören, daß England einem derartigen Vorrücken der Franzosen sich nicht widersetzen, d. h. also, daß es auf Kosten des Kongostaates seinen Frieden mit Frankreich machen werde.

Früher nannte man das „punische Treue"; jetzt sagt man: „das perfide Albion".

Hüten wir uns vor diesem perfiden Albion! Vergessen wir nicht jenes Wort der „Times", der Kongovertrag sei doch eigentlich gar nichts so Schlimmes, es sei doch nur eine „Transaktion analog der deutschen Übertragung westafrikanischen Gebietes, das England als deutsches bereits anerkannt hatte, an Frankreich!" Auf diese Kritik ihres vielgepriesenen Kamerunvertrages war die Leitung unserer Kolonialpolitik wohl nicht gefaßt; wir beneiden sie nicht darum. Aber hoffentlich erleben wir nicht wieder einen solchen „Erfolg!" Noch ist die Samoafrage nicht geordnet, und am Kap erheben sich die Stimmen immer lauter und frecher, die eine Unterstützung Witbois und ein Verdrängen Deutschlands aus Südwestafrika verlangen. Man schreibt uns aus Kapstadt, die zwei ausgesprochenen Deutschfeinde, der Oberrichter Henry de Villiers und Jan Hofmeyr, das gefügige Werkzeug Cecil Rhodes, hätten sich zur Teilnahme an der Konferenz englischer Kolonien in Ottawa eingeschifft, würden aber zunächst nach Neeseeland gehen, um dort wegen Samoa gegen uns zu hetzen und ein gemeinsames Vorgehen auf jener Konferenz anzubahnen, das den Zweck habe, die Deutschen auch aus Damara- und Namaqua-Land hinaus zu — komplimentieren!

Das alte Spiel beginnt also von neuem; als es sich um unser Neu-Guinea handelte, wurden schon einmal die australischen Kolonien ausgespielt und ebenso die Kapkolonie bei unserer Erwerbung von Lüderitzland. Damals schob freilich Fürst Bismarck jene Statisten kühl beiseite; heute sieht England keinen Bismarck mehr sich gegenüber und wagt das alte Spiel von neuem. O, sie wissen ganz genau, was sie wollen, die Herren am Kap und an der Themse; nur daß man dort etwas — hemdärmeliger ist, wie in Downing Street, wo man förmlich trieft von Humanität und gemeinsamen Interessen und Freundschaft und doch gleichzeitig in der „Times" erklären läßt, die überwiegenden Interessen Deutschlands in Samoa seien für die Entscheidung der Frage belanglos. Aber auch Deutschland ist erwacht, auch Deutschland weiß, was es will, und das läßt sich kurz dahin zusammenfassen: „Hände weg von Samoa und von Deutsch-Südwestafrika, perfides Albion!"

Neues von Goethe. Schier unerschöpflich ist der Schatz der Weisheitssprüche unseres Altmeisters Goethe. Immer Neues tritt zu Tage. Das soeben veröffentlichte „Goethe-Jahrbuch" bringt aus dem Goethe-Archiv eine Anzahl Sprüche. Unter der Aufschrift: „Über das Leben" heißt es:

Man beobachtet niemand als die Personen, von denen

man leidet. Um unerkannt in der Welt umherzugehen, müßte man nur niemand wehe thun.

Das Publikum beklagt sich lieber unaufhörlich, übel bedient worden zu sein, als daß es sich bemühte, besser bedient zu werden.

Wenn weise Männer nicht irrten, müßten die Narren verzweifeln.

Es ist besser, daß Ungerechtigkeiten geschehen, als daß sie auf ungerechte Weise behoben werden.

Vom Dienste fordert man Bescheidenheit; aber diejenigen, die unbescheiden das Verdienst schmälern, werden mit Behagen angehört.

Unter der Aufschrift „Probleme“ finden sich folgende Gedanken:

„War die Henne zuerst? oder war das Ei vor der Henne? Wer dies Rätsel erlöst, schlichtet den Streit um den Gott.“

„Drei Klassen von Narren:
Die Männer aus Hochmut,
Die Mädchen aus Liebe,
Die Frauen aus Eifersucht.“

Unter den Titeln „Kunsttheorie und Motive“ lesen wir:

„Die Gewalt einer Sprache ist nicht, daß sie das Fremde abweist, sondern daß sie es verschlingt.“

Der pedantische Purismus ist ein absurdes Ablehnen weiterer Ausbreitung des Sinnes und Geistes.

Ich verfluche allen negativen Purismus, daß man ein Wort nicht brauchen soll, in welchem eine andere Sache viel oder Zarteres gefaßt hat. Meine Sache ist der affirmative Purismus, der produktiv ist und nur davon ausgeht: Wo müssen wir umschreiben und der Nachbar hat ein entscheidendes Wort.

Die Kritik erscheint wie Ate, sie verfolgt die Autoren, aber hinkend.

Unter der Aufschrift „Wissenschaftliches“:

„Die Wissenschaften zerstören sich auf doppelte Weise selbst: durch die Breite, in die sie gehen, und durch die Tiefe, in die sie sich versenken.

Was man erfindet, thut man mit Liebe,
Was man gelernt hat, mit Sicherheit.

Es sind zwei Gefühle, die schwersten, zu überwinden: Gefunden zu haben, was schon gefunden ist, und nicht gefunden zu haben, was man hätte finden sollen.

Die Natur verbirgt Gott, aber nicht jedem.

Die Natur wirkt nach Gesetzen, die sie sich in Eintracht mit dem Schöpfer vorschreibt, die Kunst nach Regeln, über die sie sich mit dem Genie einverstanden hat.

Jüngst hat in B. ein junger Schriftsteller einen Vortrag über Schiller gehalten. Der junge Mann strebt schon seit Jahren sich durch Schimpfen einen Namen zu machen. Man darf ihn schon deshalb nicht nennen. Zuerst hat er es nur schriftlich gemacht; er „vernichtete“ Schiller in den abgelegenen Spalten einer versteckten Monatsschrift. Jetzt nimmt er das lebendige Wort zu Hilfe, um sich zu einem toten Mann zu machen. Eine Stelle sei hier wiedergegeben:

„Wäre Schillers dichterische Art echte Kunst, kein anderer dürfte mit ihm verglichen werden; aber sein seelisches Wesen ist in Wahrheit fast durchgehends nur Ohnmacht und Lüge und an dem prunkvollen Mahl, das er seinen Gästen zugerichtet, sitzen einzig und schwelgerisch die Sinne und die Empfindsamkeit. Keiner hat vornehmlich so häufig und so prahlerisch wie er die Ideale im Munde geführt, aber nirgends sind ihm dieselben zu Gestalt und That geworden und in seinen Dichtungen wird man sich vergeblich nach solchen umschauen. In diesen zeigt sich nirgends auch nur die Spur von idealer Menschlichkeit und alle seine Geschöpfe, die dazu berechnet waren, die Leidenschaft einer großen Natur zu verkörpern, sind ausnahmlos zu geschminkten Fratzen der gesellschaftlichen Unnatur entartet. Daß die Gesellschaft selbst sich an solchen entzückt, ist gewiß ganz verständlich, aber ein jeder wahre Sinn wird sich, wenn auch nicht verständnislos, so doch voll inneren Widerwillens von ihnen abwenden müssen und seine Ideale anderwärts suchen und zum Glück auch finden.“

Es kann Schiller nur schmeichelhaft sein, wenn ein solcher Schwätzer sich „voll inneren Widerwillens von ihm“ abwendet.

Deutschland im XV. Jahrhundert. Ein geistreicher Italiener, welcher in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts lange in Deutschland gelebt und Gelegenheit gehabt hatte, es kennen zu lernen, schreibt darüber: „Keinem Lande der Welt steht Deutschland nach an Macht, an Reichtum und an Bildung. Wie fleißig ist das Land angebaut, wie fruchtbar und volkreich: Von Danzig bis Bern, von Salzburg bis Lübeck, von Breslau bis Straßburg, wie viele wohlgelegene Städte: wie groß, wie fest und prächtig! Venedig und Genua sind älter, jugendlich ist das Ansehn der deutschen Städte, und sie übertreffen die italienischen an bürgerlicher Ordnung, Zucht und Sitte: Ernst und Weisheit ist in den Ratsversammlungen, Frohsinn und Redlichkeit im gemeinen Leben. Es giebt kein Wirtshaus, in dem man nicht aus silbernen Bechern tränke. Die Könige von Schottland wohnen nicht so gut, als ein mittelmäßiger Bürger von Nürnberg. Wer Deutschlands Zeughäuser gesehen hat, die Menge und Größe des Geschützes aller Art, und die Geschicklichkeit der Leute, die es bedienen, der muß die Kriegsrüstung der anderen Völker dürftig finden. Treffliche Waffen hat nicht nur der Adel, sondern auch der Bürgerstand. Der Deutsche trägt die Waffen so leicht, als die Glieder; unerschütterlich sitzt er zu Pferde und die Jungen lernen reiten, wenn sie kaum sprechen können. Lübeck gebietet über Dänemark und Schweden. Der Bischof von Würzburg vermag 20,000 Mann ins Feld zu stellen; Lütlich ebensoviel. Groß ist die Zahl der fürstlichen Geschlechter, und Helden sind zu allen Zeiten daraus hervorgegangen. Eines aber mindert und hemmt die deutsche Macht nach außen: Sie sind nicht einig.“ Th.

Briefkasten.

F. in S. Ja, Ewald ist der Dänische Dichter Professor Ewald in Kopenhagen. Übersetzer, resp. Bearbeiter ist Georg Johanns in Schwerin.

Inhalt der No. 43.

[illegible]: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Deutsche
Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. No. 44.

Griffenfeld.

Historischer Roman

von

H. F. Ewald.

(Fortsetzung.)

Zwölftes Kapitel.

Ein Autodafé.

Der Zwerg Prinz Hans hatte sein Zimmer oben im östlichen Turm, ganz nahe bei dem inneren Thor. Das Fenster ging nach dem Schloßplatze hinaus, und man hatte von hier eine weite und schöne Aussicht auf die Stadt. Der Zwerg konnte die ganze Höibrogasse überblicken und alle beobachten, die von dort über Höibro sich dem Schlosse näherten. Der Anblick der neuen, prachtvollen Karosse des Großkanzlers, die fast jeden Morgen mit einem großen Gefolge von Dienern gefahren kam, und das Rollen, wenn der Wagen in den Schloßhof einfuhr, hatte Hans Ruprecht schon oft die gute Laune verdorben.

Er war nach Griffenfelds Erhöhung wortkarg und mürrisch geworden und hielt sich, soviel er konnte, in seinem Zimmer auf. Dort war es auch recht behaglich. Die Wände der kleinen Turmstube waren mit Gemälden geschmückt, und auf mehreren kleinen Borten standen Bücher oder lagen Raritäten, die ihm geschenkt worden waren oder die er irgendwo entwendet hatte. Unter diesen befand sich eine Schachtel, in der er das Konfekt aufbewahrte, welches er zu sich steckte. Dies wurde in der Regel als ein guter Scherz aufgenommen; aber mochte er die leckeren Sachen nun bekommen oder stibitzt haben, so beeilte er sich stets, seine Beute in Sicherheit zu bringen und hielt seine Thür wohl verschlossen, denn es war ihm ein paarmal begegnet, daß die Pagen ihn überfallen und ausgeplündert hatten.

Vor dem Fenster standen einige Topfgewächse, auch hing dort ein Bauer mit einem grünen Papagei. Dieser war sein bester Gesellschafter, zungenfertig und boshaft wie er selber. Er hatte ihn zwei Sentenzen gelehrt; die eine war: vivat rex! die andere: Schuster, bleib bei deinem Leisten! eine Anspielung auf den Namen Schumacher.

Neben dem kleinen Bett stand ein kleiner, aber hochbeiniger, mit rotem Damast bezogener Polsterstuhl, ein Geschenk vom Könige. Auf diesem saß er soeben und plauderte mit dem Papagei, als an die Thür geklopft wurde. Er sprang auf und watschelte nach der Thür. Nach kurzem Parlamentieren wurde der Riegel fortgezogen, und sein guter Freund Ulrich Luft stolzierte ins Zimmer.

Der Zwerg hatte von vornherein großen Wert auf Lufts Gesellschaft gelegt, weil dieser ein hochgewachsener Mann war. Das Männchen befand sich am wohlsten in Gesellschaft großer Menschen, die kleinen liebte er nicht und haßte förmlich seinesgleichen. Darum machte er sich auch nichts aus Elschen, der Zwergin der Königin, und er fühlte sich beleidigt, wenn er mit Kindern zusammengeführt wurde. Außerdem hatte Luft ihn niemals geneckt, sondern stets mit Achtung behandelt; aber das, was sie eigentlich so fest aneinandergeknüpft hatte, war ihr gemeinschaftlicher Haß gegen Griffenfeld.

Der Zwerg legte seine kleine Hand in Lufts große. Es war wie eine Begegnung zwischen Gulliver und dem Könige der Liliputaner; aber der Magister bückte sich nicht, als er Hans Ruprecht die Hand gab, und vermied jede Bewegung, welche den Unterschied zwischen ihrer Größe in auffallender Weise bemerkbar gemacht haben würde. Auch fand er sich darin, auf einer ziemlich niebrigen Bank Platz zu nehmen, die dem Stuhl des Zwerges gerade gegenüberstand und seine Gäste ungefähr in ein Niveau mit ihm selber brachte. Dort saß Luft nun in einer höchst unbequemen Stellung und verwünschte in seinem Herzen den kleinen Gnom, dessen Eitelkeit ihn auf die Folterbank spannte, lächelte aber doch holdselig, denn es galt, den Zwerg in guter Laune zu erhalten. Das Bewußtsein von der Großthat, welche Luft ausführen wollte, gab ihm Kraft, jede Tortur zu ertragen.

„Nun, was sagt Ihr jetzt, Hans Ruprecht?" fragte er, die Hände über den aufgezogenen Knieen gefaltet.

„Vivat rex!" schrie der Papagei; und dann kam die andere Sentenz: „Schuster, bleib bei deinem Leisten!"

„Ein kapitaler Vogel!" sagte Luft und wollte den Papagei streicheln, zog aber schnell die Hand zurück, als dieser nach ihm biß.

„Das ist nur dummes Geschwätz," sagte der Zwerg mit seiner schnarrenden Stimme. „Ich werde Dich etwas Besseres lehren! An den Galgen mit dem Hundsfott — kannst Du das sagen?"

Der Papagei legte den Kopf auf die Seite, als wolle er die Sache überlegen und sich dann daran machen, aber Luft rief in schwärmerischem Tone aus:

„Diese Eure Kammer, Ruprecht, ist wie ein Asyl, wo die Stimme der Wahrheit noch ertönen darf. Sonst ist sie jetzt obdachslos hier in der Königsburg, ja, in der ganzen Stadt. Mir ist jetzt so übel bei dem unsinnigen Jubel über den himmelgeborenen Grafen, als hätte ich ein Brechmittel genommen."

Der Zwerg stellte sich mit verschränkten Armen vor ihn und antwortete:

„Was soll ich denn sagen, der ich jeden Tag sehen muß, wie der Weinzapfergesell hier majestätisch einhergeht, und mich noch obendrein vor ihm bücken muß! Neulich klopfte er mir auf die Schulter und fragte: Wie geht es, Ruprecht? Dann gab er mir einen Speciesthaler zum Schnupftabak. Könnte ich ihm doch all das schwarze Zeug, welches ich besitze, in die Augen werfen; aber ich mußte das Geld mit demütigem Dank entgegennehmen."

„Jetzt sollt Ihr Salbe für Eure Wunde haben," sagte Luft, indem er das Gedicht „Der weinende Student" aus der Tasche zog.

„Was habt Ihr da?" fragte der Zwerg.

„Ein kleines Carmen zum Ruhme des Großkanzlers," entgegnete Luft mit diabolischem Lächeln. „Es ist von einem großen Poeten verfaßt, der aber unbekannt bleiben will; Ihr werdet es sofort begreifen, wenn Ihr einige Zeilen gehört habt."

Dann las er ihm das Schmähgedicht vor, und die Wirkung desselben war so stark, daß der Zwerg es nicht ruhig bis zum Ende anhören konnte. Er sprang vom Stuhl, lachte laut auf, klatschte in die Hände und sprang wie besessen herum. Dann stand er plötzlich still, lief nach der Thür und öffnete dieselbe; da aber niemand zu erblicken war, warf er sie wieder zu, ging zu Luft und sagte:

„Jedes Wort in dem Poem ist Geldes wert. Es ist ein edles Kraut, um ein verfinstertes Gehirn klar zu machen und betrübte Herzen zu erleichtern, wie Andreas Bording neulich schrieb; aber er kann doch nicht der Autor sein?"

„Warum nicht gar!" antwortete Luft; „der Schmeichler und Hofpoet! Aber Ihr müßt mich nicht ausfragen; ich bin durch ein Gelübde gebunden."

„Wissen andere als Ihr darum?" fragte der Zwerg.

„[illegible]," entgegnete Luft. „Es kommt soeben aus der Hand des Dichters, obgleich dies nicht seine Handschrift ist. Ihr, Ruprecht, seid nach mir der erste, der es gehört hat."

„Ich danke für die Ehre," sagte der Zwerg mit selbstgefälligem Grinsen. „Ihr habt mir damit ein außerordentliches Vergnügen bereitet, aber das köstliche Gedicht muß verbreitet und weiter bekannt gemacht werden."

Luft nickte und sagte mit gedämpfter Stimme:

„Es muß der Majestät in die Hände gespielt werden. Wollt Ihr das besorgen, Ruprecht?"

Jetzt aber legte der Zwerg sein Gesicht in sehr ernste Falten; er nahm auf seinem Thron Platz, verschränkte die Arme und versank in tiefes Nachdenken. Sein Gesicht glich in diesem Augenblick einem alten, runzligen Apfel.

„Magister," sagte er endlich, „das würde zu gewagt sein. Allerdings darf ich mir einen Scherz erlauben, aber eben darum würde der Verdacht sogleich auf mich fallen, und das um so mehr, als Seine Majestät sehr wohl weiß, daß ich den Großkanzler nicht leiden kann. Findet man nun dieses Gedicht eines guten Tages auf dem Tische des Königs, so wird man sogleich sagen: Das hat Ruprecht gethan. Ich eigne mich am wenigsten für diese Arbeit. Geht zu Hahn und versucht Euer Glück bei ihm; Ihr seid dort ja gut angeschrieben."

„Allerdings," entgegnete Luft; „aber der Oberjägermeister ist sehr vorsichtig geworden. Wir haben zusammen gezecht, und er hat sehr frei gesprochen; aber seit jenem unseligen Tage, da des Königs Gnade wie ein Platzregen über Griffenfeld kam, ist er ganz fremd gegen mich geworden; er gönnt mir kaum noch einen Gruß. Dieser Gnadenregen hat allen Mut niedergeschlagen; doch, Ruprecht, ich muß gestehen, daß ich in diesem Stück größer von Euch gedacht habe."

„Ihr habt Euch nicht geirrt," entgegnete der Zwerg, indem er sich in die Brust warf. „Wisset, daß ich es neulich mit einem Spaß versuchte; als ich aber auf den Großkanzler anspielte, wies der König mich so bissig ab, daß ich es nicht noch einmal probieren werde, solange ich kein Zeichen der Veränderung und ein Abnehmen der Gnade bemerke."

Darauf versank der Zwerg wieder in Nachdenken, bis sich endlich ein freudiges Aufleuchten in seinen großen Augen zeigte. Er schnippte mit den Fingern und rief aus:

„Jetzt habe ich es! Es giebt eine, die es eher wagen darf, als irgend einer von uns anderen — Jungfer Moth. Ihr seid dort ja gern gesehen; geht zu ihr und gebt ihr das Gedicht!"

Luft stutzte; dieser Gedanke war ihm gar nicht gekommen. Er überlegte einen Augenblick und sagte dann:

„Das war eine schlaue Erfindung von Euch, Ruprecht; aber sie ist doch nur ein Weib. Sie wird plaudern; und bekommt sie einen Verweis vom König, so wird sie mich verraten, um sich selber zu decken."

„Nun wohl, Magister," entgegnete der Zwerg mit boshaftem Grinsen, „wollt Ihr die Sache nun einmal durchführen, so müßt Ihr Euren Pelz wagen."

Dann reichte er Luft seine Bobonschachtel und bat ihn, sich etwas zu gute zu thun; aber obwohl der Magister ein großes Leckermaul war, schlug er dieses Anerbieten doch vornehm ab und ging mißvergnügt seines Weges, indem der Papagei ihm nachschrie: Vivat rex!

In gereizter Stimmung kam er auf dem Schloßplatze an, wo er einen Augenblick unschlüssig stehen blieb, bis ihm endlich ein Licht aufging, und er die Küste klar vor sich sah. Er konnte zu der Mutter, Madame Büren, gehen; sie war klug und verschwiegen; dort wollte er erst zufühlen.

Er führte seinen Entschluß augenblicklich aus, ging nach dem Hause hinter der Börse, begehrte Zutritt zu Frau Ide und wurde empfangen. Sie führte ihrer Tochter den Haushalt und hatte ihre eigenen Zimmer, woselbst sie gleich einer zweiten Mutter Sigbrit, obschon in kleinerem Maßstabe, Audienz gab. Leute aus allen Ständen suchten im geheimen ihre Protektion und standen sich in der Regel gut dabei. Sie war jedoch kurz angebunden und haßte alle Umschweife. Es dauerte daher auch nicht lange, so hatte sie das Gedicht in der Hand und las es durch; aber hier fand es keinen Beifall.

„Was sagt Ihr dazu?“ fragte Luft eifrig.

„Nun,“ entgegnete Madame Ide kaltblütig, „es trifft eine gewisse Persönlichkeit an einer wunden Stelle, aber was sollen die Schreibereien nützen, Luft? Es ist doch nur wie das Kläffen eines Hundes gegen einen Löwen.“

„Sagt lieber ein Greif, Madame!“ rief Luft aus. „Ihr müßt den Greif lahm geschossen und an einen Pfahl genagelt wünschen. Er steht Eurer Tochter entgegen und trägt die Schuld daran, daß sie ihr Leben in so wenig ehrenvoller Verborgenheit zubringen muß; er ist der Freund der Königin und macht des Königs Herz kalt gegen seine Geliebte.“

„Damit hat er bisher nur wenig Glück gehabt,“ entgegnete Madame Ide mit ruhigem Lächeln. „Ich glaube auch nicht, daß der Großkanzler sich mit solchem hoffnungslosen Thun befaßt, dazu ist er zu klug; aber daß er unser Freund nicht ist, zeigt sich schon darin, daß er niemals seinen Fuß hierher gesetzt hat. Doch meine ich, es ist am klügsten, daß wir es wenigstens jetzt noch vermeiden, Anstoß zu erregen.“

„Madame,“ sagte Luft, „Eure Sorglosigkeit setzt mich in Erstaunen. Wo kein Fortschritt ist in der Gunst des Königs, da ist der Rückschritt, und es endet mit Ungnade. Was vermag Eure Tochter? Doch nur sehr wenig. Während Griffenfeld Ehre gewinnt, mit Gnade überschüttet wird, Geld zusammenscharrt und Landgüter kauft, erhält Frau Sophie nur eine geringe Apanage und dann und wann ein Geschenk zugeworfen. Was hat sie für sich und ihre kleine Tochter, wenn der König seine Hand von ihr zurückzieht? Früher oder später muß sie den Kampf mit dem Greif aufnehmen, Madame! Macht jetzt den Anfang und spielt dem Könige dieses Gedicht in die Hände. Ich behaupte, daß, selbst wenn der König zornig darüber werden sollte, doch ein Stachel des Argwohns in seinem Herzen sitzen bleiben wird; und dann wollen wir weiter arbeiten.“

„Luft,“ entgegnete Madame Ide, welche ihm aufmerksam zugehört hatte, „Ihr habt dies nicht ersonnen; es stecken größere Leute dahinter. Wer ist es?“

„Ich darf nichts sagen und will niemand verraten,“ antwortete Luft mit wichtiger Miene; „aber das sollt Ihr wissen, daß es meine eigene Invention ist, zu Euch zu gehen.“

„Nun, das will ich glauben,“ entgegnete Madame Ide. „Ich werde die Papiere an mich nehmen und die Sache überlegen. Soll der König sie in die Hände bekommen, so muß es geschickt angefangen werden; es ist Gefahr damit verbunden.“

„O, ich setze ganz mein Vertrauen auf Euch, Madame,“ antwortete Luft; „und,“ fügte er in ängstlichem Tone hinzu, „Ihr laßt mich ganz außerhalb der Angelegenheit und verratet mich nicht? Legt es auch Frau Sophie ans Herz!“

„Hahaha,“ lachte Madame Ide kurz und scharf, „Ihr seid eine große Memme! Seid nun ebenso klug wie Ihr feige seid; schweigt und prahlt nicht, bevor Ihr es erlebt habt, daß der Greif an den Pfahl genagelt ist, wie Ihr vorhin sagtet! Wisset, Mann, wenn ich hierzu meine Hand biete, werde ich es so machen, daß wir alle außerhalb der Sache bleiben, aber vor allen Dingen meine Tochter. Sophie darf nicht einmal ahnen, daß das Gedicht in meinem Besitz gewesen ist.“

Dann legte sie die Papiere zusammen und steckte sie in die Tasche.

„O, Madame!“ rief Luft entzückt aus, „Ihr seid eine echte Evatochter! Des Mannes List ist wohl behende, doch Weiberlist ist ohne Ende.“

„Geht jetzt, Ihr großer Narr,“ sagte Madame Ide und schob ihn aus der Thür. —

Kurze Zeit darauf kam der König eines Tages, begleitet von Knuth, den gewohnten Weg herunter. Madame Ide sah sie, als sie in den Garten eintraten, und meinte, daß jetzt die Umstände zur Ausführung ihres Planes günstig seien. Der König kam nämlich vor der festgesetzten Zeit, denn er hatte sich anmelden lassen, und Sophie Amalie war nicht mit ihrer Toilette fertig. Madame Ide eilte in den Saal und legte das Gedicht auf den runden Tisch, so daß es dem Könige in die Augen fallen mußte. Dann wandte sie sich schnell nach der Thür zurück, empfing den König und sagte ihm, daß Sophie Amalie noch bei ihrer Toilette sei, sie werde jetzt aber gehen und sie zur Eile antreiben.

Der König antwortete mit einem verdrießlichen Kopfnicken, denn kein Sterblicher und am allerwenigsten ein Fürst liebt das Warten; dann schritt er, gefolgt von Knuth, in das vorderste Kabinett. Hier ließ er den Kammerjunker zurück und ging allein weiter, bis er den Saal erreichte. Die Wohnung war geräumig und mit großer Pracht ausgestattet, und man konnte daran erkennen, daß es nicht des Königs Absicht gewesen war, seine Nebenfrau so im Verborgenen leben zu lassen. Als er jetzt auf einem mit Sammet bezogenen und mit goldenen Fransen versehenen Stuhl an dem runden Tische mitten im Saal saß und voll Unwillen daran dachte, wie er in dieser Sache vor der öffentlichen Meinung sich habe

beugen müssen — denn eine solche existierte wirklich noch, wenigstens in moralischen Fragen — fiel sein Blick auf die von Madame Ide dort hingelegten Papiere. Er faltete dieselben auseinander und begann zu lesen. Madame Ide schmückte indessen ihre Tochter so gut, daß der König Zeit hatte, das Gedicht mehrmals durchzulesen. Er hielt die Papiere in der Hand und blickte finster vor sich hin, als Sophie Amalie eintrat, ihre Tochter, die kleine Christiane, auf dem Arm haltend.

Schön war sie als Jungfrau gewesen, aber reizend war sie als Mutter. Fast immer, wenn der König ihr mit dem Kinde begegnete, wurde er von diesem Anblick bewegt, aber jetzt erhob er sich langsam, gab ihr keinen Kuß, streichelte nur dem Kinde die Wange und befahl ihr dann, es fortzubringen und sogleich wiederzukommen. Erstaunt gehorchte sie seinem Befehl, welcher etwas barsch gegeben wurde, entfernte sich mit dem Kinde, kehrte schnell allein zurück und näherte sich dem Könige mit einem furchtsamen, fragenden Blick.

„Was ist dies und wie ist es hierhergekommen?" fragte er, indem er auf die Papiere deutete. „Es ist ein schamloses Schmähgedicht und gegen Griffenfeld gerichtet. Lies selber!"

Sie nahm das Gedicht, las einige Zeilen, stutzte, sah dem Könige freimütig in die Augen und sagte:

„Majestät, ich weiß nichts davon; ich habe dieses Papier niemals vorher mit Augen gesehen, begreife auch nicht, wie es hierhergekommen ist."

Der König ermahnte sie, die Wahrheit zu sagen.

„Habe ich Ew. Majestät je die Unwahrheit gesagt?" fragte sie erbittert.

Der König mußte gestehen, daß sie sich stets offen und ehrlich gegen ihn gezeigt hatte.

„Nun, nun, Sophie," sagte er, „möglicherweise habe ich Dir unrecht gethan, aber irgend jemand muß doch darum wissen. Rufe Deine Mutter!"

Madame Ide kam schnell, verneigte sich tief vor dem Könige und sah ihn ruhig und fragend an. Als sie von der Sache unterrichtet worden war, nahm sie das Gedicht und starrte es mit einer so natürlichen Verwunderung an, daß auch die größte Schauspielerin der Welt es nicht besser gemacht haben würde.

„O, das ist höchst verdrießlich," sagte sie dann; „aber Ew. Majestät werden doch glauben, daß dieses gemeine Poem ohne unser Wissen hierher praktiziert worden ist."

„Ich will es hoffen," entgegnete der König barsch, indem er sie mit mißtrauischem Blick ansah. „Ihr müßt Euch nicht mit Staatsangelegenheiten befassen, Madame! Nicht will ich mit dergleichen Sachen geplagt werden hier in meiner Hütte des Friedens, wo ich nach den Lasten der Regierung Freude und Erquickung suche."

Über Madame Ides schmale Lippen glitt ein Lächeln. Sie zweifelte nicht daran, daß der König zu Zeiten mit Regierungslasten beschwert wurde und zwar mehr, als ihm lieb war, aber dies traf sich jetzt so [illegible] daß er gerade von Fredriksborg gekom[illegible] wo er mit Hahn und Knuth eine [illegible]rt hatte. Sie schwieg indessen wohlweislich und machte nicht einmal den Versuch, sich zu verantworten.

„Wer ist in den letzten Tagen hier gewesen?" fragte der König, nachdem er ein paarmal im Saal auf und ab gegangen war.

„Der Oberjägermeister Hahn, Majestät," antwortete Madame Ide, „der Reichsmarschall Körbitz, der Statthalter Ahlefeld — aber der Großkanzler selbstverständlich nicht."

„Ich fragte nicht danach, wer **nicht** hier gewesen ist," antwortete der König, indem ihm das Blut in die Wangen stieg. „Sonst niemand?"

„Nein, Majestät," entgegnete Madame Ide, „niemand, den zu nennen es der Mühe wert wäre."

„Es kann doch keiner von den Herren, die Ihr genannt habt, ein solches Bubenstück ausgeübt haben," sagte der König.

„Ein Bote kann das Gedicht gebracht haben," sagte Sophie Amalie, „oder es ist hier vielleicht gar hineingeworfen worden."

„Ich werde die Dienerschaft vornehmen," fiel ihre Mutter ein, „und jeden besonders verhören, um ausfindig zu machen, ob sich jemand von unsern Dienern oder Mägden von einem Feinde des Großkanzlers hat bestechen lassen."

Der König dachte einen Augenblick nach, dann sagte er:

„Nein, thut es lieber nicht! Wir wollen keinen Alarm haben. Ich nehme die Papiere mit und werde überlegen, was weiter in dieser Sache vorgenommen werden soll. Übrigens wünsche ich, daß es verschwiegen bleibt; aber das sollt Ihr wissen, Madame, und wir bitten Euch, es Euch zu Herzen zu nehmen, daß Griffenfeld unser volles Vertrauen, ja unsere Hochachtung besitzt; wer des Großkanzlers Ehre antastet, der tastet unsere eigene Ehre an, da wir ihn selber erhöht haben."

Madame Ide verneigte sich tief. Dann strich der König sich über die Stirn, und indem er sich wieder von dem königlichen Wir zu dem mehr persönlichen Ich herniederließ, sagte er:

„Hätte ich doch bald über dieser Bosheit mein Vorhaben vergessen!"

Dann holte er eine schöne Saffiankapsel hervor und überreichte sie Sophie Amalie. Es war sein Weihnachtsgeschenk für sie. Sie öffnete die Kapsel, betrachtete mit leuchtendem Blick den darin liegenden Brillantschmuck, dankte für die königliche Gabe, verneigte sich tief und küßte die Hand des Gebers; der König aber hob sie auf und gab ihr einen Kuß auf die frischen Lippen.

Sophie reichte jetzt ihrer Mutter die Kapsel. Diese betrachtete den Schmuck, bewunderte ihn aber nicht, sondern rechnete den Wert desselben aus.

„Ist er nicht kostbar, Mutter?" sagte Sophie Amalie.

„Das ist er," entgegnete die Alte kaltblütig, „viel zu kostbar für unsere Lebensweise; wir werden ihn aufbewahren, bis es Dir vergönnt sein wird, ihn öffentlich zu tragen und vor anderen sehen zu lassen."

Der König that, als ob er diese mit gedämpfter

Stimme gemachte Äußerung nicht höre, aber der Stachel dieser Worte traf ihn ins Herz. Mit Unwillen dachte er daran, daß hier eine Schranke war, die zu überschreiten er sich nicht erkühnt hatte. Erst sein Sohn und Nachfolger machte den Sprung, indem er, wie bekannt, zu gleicher Zeit zwei anerkannte Gemahlinnen hatte, eine zur rechten und eine zur linken Hand.

Auf dem Rückwege nach dem Schlosse setzte der König Knuth dadurch in Erstaunen, daß er laut mit sich selber sprach:

„Dreißig Silberlinge zählet
Man für meinen Jesus dar;
Wird jetzt ein Pastor erwählet, —

„Hm!"

„Haben Ew. Majestät etwas zu befehlen?" fragte Knuth, indem er entblößten Hauptes an die Seite des Königs trat.

„Durchaus nicht!" entgegnete der König etwas barsch. „Ich machte nur einen Vers; kehre Dich nicht daran!"

Was der König weiter in dieser Sache vornehmen werde, war nicht schwer zu erraten, und doch sahen Griffenfelds Feinde es diesmal ebenso wenig voraus wie später, bis die Erfahrung sie endlich klüger machte.

Als Griffenfeld am nächsten Morgen kam, um einige dringende Sachen noch vor dem Feste zu erledigen, fand er den König merkwürdig zerstreut. Die Majestät saß und trommelte mit den Fingern und hörte offenbar kein Wort von dem Vortrage. Endlich schwieg Griffenfeld und sah mit einem fragenden Blick auf. Da reichte der König ihm das Gedicht und sagte:

„Lest dies! Es ist durch einen Zufall in meine Hände gekommen."

Griffenfeld nahm das Gedicht und las es schnell durch. Er wechselte weder die Farbe noch brauste er auf. Als er es gelesen hatte, sah er mit einem Lächeln auf und sagte:

„Es ist auf mich gemünzt und schlau genug angefangen. Ein Todfeind von mir muß es verfaßt haben; aber wer es auch sein mag, so kann ich doch mit Sicherheit behaupten, daß es Ew. Majestät nicht durch einen Zufall in die Hände gekommen ist."

„Griffenfeld," sagte der König ernst, „ich habe Euch das Schmähgedicht gezeigt, damit Ihr Euch rechtfertigen könnt. Ich zweifle nicht an Eurer Rechtschaffenheit, möchte aber doch am liebsten Eure Antwort auf diese Beschuldigungen hören. Sind sie ganz aus der Luft gegriffen und erlogen?"

„Das sind sie, Majestät," antwortete Griffenfeld, indem er dem Könige freimütig in die Augen sah. „Ich verwalte Ew. Majestät Angelegenheiten als ein ehrlicher Mann und bin nicht käuflich. Niemals habe ich mich durch Geschenke von dem abbringen lassen, was ich als meine Pflicht ansah, habe auch niemals Geschenke im voraus angenommen, sondern nur als Erkenntlichkeit für etwaige Beförderung, wozu ich seiner Zeit des hochseligen König Friedrichs ausdrückliche Erlaubnis erhalten habe. Glauben Ew. Majestät, daß jeder von den Dienern Eures hohen Vaters und jetzt Ew. Majestät eigene Diener dies in Wahrheit von sich sagen kann?"

Nein, das glaubte der König nicht. Die Bestechlichkeit war eine von den Schoßsünden jener Zeit; sie war zur Gewohnheit geworden.

„Wenn also," fügte Griffenfeld hinzu, „Ew. Majestät selber diese Verleumdungen nicht glauben, so kehre ich mich auch keinen Deut daran."

„Ich auch nicht, ich auch nicht!" rief der König aus, froh darüber, daß es Griffenfeld so leicht wurde, sich zu rechtfertigen. „Bauet fest auf mich! Es soll ihnen nicht gelingen, Euch bei mir anzuschwärzen; aber wer kann wohl der Autor sein?"

Griffenfeld las das Gedicht noch einmal durch und dachte einen Augenblick nach. Dann sagte er:

„Es ist mir unmöglich, es zu sagen, es bleibt nur eine Mutmaßung. Aber wenn ich an die Menschen denke, die einen Haß auf mich geworfen, weil ich ihre Gesuche nicht berücksichtigt habe, so weiß ich nur einen Mann zu nennen, der den Kopf hat, dergleichen zusammenzustellen, und das ist Magister Jakob Worm, Rektor in Slangerup."

„Ei!" rief der König aus; „in Slangerup, dort wohnt ja auch Kingo. Ist Worm ein solcher Teufel, daß er dies geschrieben haben kann, so kann man von der kleinen Stadt sagen, daß sie den Himmel und die Hölle in sich beherbergt."

„Ich glaube, Ew. Majestät haben den Nagel auf den Kopf getroffen," antwortete Griffenfeld. „Ich habe reichlich Weihrauch aus Slangerup erhalten, jetzt bekomme ich den Gestank dazu; aber ist Worm es, so hat er mich glänzend gerechtfertigt, daß ich ihm die Beförderung abschlug. Er ist ein unruhiger Kopf und ein boshafter Mensch. Dies hat er schon dadurch gezeigt, daß er seinen Stiefvater Kingo so schändlich beleidigte. Wir müssen keine Belohnung auf Neid und Verleumdung setzen."

„Gewiß nicht," sagte der König. „Wollen wir den Mann kommen und ihn scharf verhören lassen?"

„Ich fürchte, Majestät," entgegnete Griffenfeld, „daß es nichts nützen wird, denn der Mann ist unglaublich frech, und dies ist nicht seine eigene Handschrift; er ist klug genug gewesen, sich auf diese Weise zu decken. Wenn es Ew. Majestät gefällt, lassen wir diese Verleumdungen am liebsten ganz unbeachtet."

„Nun," sagte der König, „das ist großmütig und verständig gesprochen. So wollen wir denn ein kleines Autodafé veranstalten und die Herrlichkeit verbrennen."

Darauf erhob sich der König, ging nach dem Kamin und warf das Gedicht mit höchsteigener Hand ins Feuer. Die Papiere waren in einem Nu in Asche verwandelt; der Angriff war abgeschlagen, und Griffenfeld stand fester als jemals zuvor.

Dreizehntes Kapitel.

Papa.

Unter den vielen Freundinnen Griffenfelds war keine, die sich fester an ihn angeschlossen hatte, als Frau Else Parsbjerg, die Witwe von Corfitz Ulfelds

Bruder Lauritz. Sie verstand es besser als irgend ein anderer, Gunstbezeigungen für sich und ihre Verwandten von ihm zu erlangen; aber dafür versuchte sie auch, ihn zu erheitern und ihm Zerstreuung zu verschaffen, besonders durch die Mittwochs-Soireen, die sie seinetwegen gab, und zu welchen er sich gewöhnlich einfand. Dort traf er alle die Frauen, welche ihn vergötterten, einige aus aufrichtigem Herzen, andere, um durch seine Protektion Vorteile zu gewinnen. Sie waren fast alle aus adligem Geschlecht, beugten sich jedoch tief vor diesem aus bürgerlichem Thon gebildeten Mann.

An einem Mittwoch Abend im Monat Mai des Jahres 1675 war der Freundinnen-Kreis in Frau Elsens Salon versammelt. Ihr Haus lag an der Kjöbmagerstraße, Griffenfelds Palais schräg gegenüber, so daß er seinem Ziele ganz nahe war; aber nichtsdestoweniger mußten sie diesmal lange auf ihn warten.

Sie hatten einen Kreis um den runden Tisch geschlossen. Dort waren sowohl alte als junge Damen, würdige Matronen, einige in Witwenkleidung, schwarz wie Raben, andere in der Blüte ihrer Jugend auf der Höhe ihres Lebensgenusses stehend und bunt wie Papageien. Einige wenige verbargen sich, gleich reizenden Ziervögeln, hinter einem Gewand von sanfteren Farben. Dort hörte man, wie in einer Voliere voll der mannigfaltigsten beschwingten Geschöpfe, einen gemischten Chor von tiefen und hohen Stimmen, lautes Geplauder und helles Lachen, gemischt mit mutlosem Brummen und zwitscherndem Flüstern.

„Wenn er doch käme, unser lieber Kamerad," sagte die Wirtin mit ihrer starken, männlichen Stimme. „Jetzt hat er uns zweimal hintereinander genarrt, und mein letztes Billet ließ er unbeantwortet."

„Er hat ja versprochen zu kommen," ertönte es unter einer großen, gekräuselten Haube. Es war die alte Frau Ida Skeel, Birthe Trolles Mutter, welche sprach.

„Reichlich versprechen und spärlich halten, das ist oft seine Gewohnheit," sagte Frau Birthe selber.

Obgleich sie erst dreißig und einige Jahre alt war, fing sie doch an zu altern. Die Leidenschaft hatte tiefe Furchen in ihr feines Gesicht mit den schönen Zügen gegraben, und der Glanz ihrer Augen hatte sich verloren in den fünfzehn Jahren, die verstrichen waren, seit sie in dem schwedischen Kriege mit ihrem Gemahl, Herrn Corfitz, auf Abenteuer ausgezogen war. Jeder ging jetzt am liebsten seine eigenen Wege, und er fand sich nur selten zu Frau Elsens Soireen ein, obgleich sie es nie unterließ, ihn einzuladen. Obwohl er aufgehört hatte, seine Gemahlin zu lieben und die Eifersucht längst ausgebrannt war in seinem Herzen, war Griffenfeld ihm doch noch immer ein Dorn im Auge.

„Warum so bitter?" flüsterte eine weiche Stimme Frau Birthe ins Ohr. Sie kam von Frau Magdalene Sybille, welche neben ihr saß.

„Ja, jetzt läufst Du ihm wie toll nach, wie ich es [illegible] antwortete Frau Birthe mit einem [illegible] er dunklen Augen. „Jetzt ist die Freundschaft so heiß, aber bevor Du es ahnst, wendet er Dir den Rücken."

„Ei," rief Frau Magdalene aus, „ich war der Meinung, daß Du es warst, die ihm den Rücken wandte; aber was Jörgen und mich betrifft, so laufen wir nicht wie toll hinter jemand her. Der Großkanzler und wir sind treu ergebene Freunde."

„Du bist thöricht mit Deiner treu ergebenen Freundschaft," entgegnete Frau Birthe spöttisch, „und Dein Gemahl ist es noch viel mehr, wenn er daran glaubt."

„Ei, ei!" sagte Frau Magdalene, indem sie leicht errötete. „Nein, meine Puppe, alles liegt klar und offen vor und braucht das Licht nicht zu scheuen. Meine Flamme ist kein Strohfeuer, sie hat die beständige Wärme der Freundschaft; aber Dein Herz war ja stets wie ein Taubenschlag; der eine fliegt aus, der andere hinein."

„Ich hege den traurigen Verdacht," sagte eine tiefe, rauhe Simme, „daß wir bei ihm nun bald in die Rubrik der vergessenen Freunde eingetragen werden."

Es war die Schwägerin der Wirtin, die Gräfin-Witwe Birthe Parsbjerg, welche mit dieser mutlosen Äußerung hervorkam, indem sie den Kopf schüttelte, so daß ihre hohe Haube ins Schwanken geriet. Sie hatte vor nicht langer Zeit ihren Gemahl verloren, der ihr den Verdruß bereitet hatte zu sterben, bevor das Grafen-Patent ausgestellt worden war; doch hielt sie den Titel fest.

„Witwenstand," fuhr sie fort, „ist ein Klagestand; und was für Zeiten sind es doch, in denen wir leben, mit ihren wunderlichen Veränderungen! So ist jetzt auch ein Komet zu erwarten; aber ein solches Wahrzeichen ist wie ein reitender Bote Gottes, der uns warnt und uns mahnt, an unsere Sünden zu denken."

„Ei, gnädige Gräfin," rief Frau Helwig Brokdorff, eine behäbige junge Dame mit munteren blauen Augen, „was hat der Komet mit unserer unschuldigen Societät zu schaffen? Sind wir denn so große Sünderinnen? Das ist Wahnwitz und Aberglaube. Wir werden einen vergnügten Abend haben; Papa ist treu und verläßt uns nicht."

Papa war ein Zärtlichkeitsname, den sie selber erfunden und Griffenfeld gegeben hatte.

„Es hat ihn weiter nichts abgehalten," fuhr sie fort, „als daß er Brustbeklemmung und Husten gehabt hat; die kleine Jungfer dort kann es bezeugen."

Die kleine Jungfer war Margarethe Eilersen, welche auf Frau Magdalenens Fürsprache eingeladen worden war, die sich aber nicht ohne Widerstreben in den vornehmen Kreis gewagt hatte. Es war Griffenfeld gewesen, der sie mit Frau Magdalene zusammengeführt hatte, und bei ihrer gemeinschaftlichen Liebe zu der verstorbenen Katharina hatte sich trotz des Standesunterschiedes eine Freundschaft zwischen ihnen entwickelt.

Margarethe errötete leicht, sagte aber doch freimütig:

„Es verhält sich wirklich so. Ich war vor

einigen Tagen bei dem Reichskanzler und sah, daß seine Mutter ihm warmes Bier mit Safran gab."

„Rheinwein mit Theriak ist besser," sagte die Gräfin. „Doch hilft diesem Kranken kein Medikament gegen sein Leiden."

„Welchem Kranken?" fragte Frau Magdalene, indem sie schnell aufsah.

Da die Gräfin nur mit einem Kopfschütteln antwortete, ergriff Frau Else das Wort und sagte lächelnd:

„Ich errate, worauf die liebe Birthe anspielt; man sagt, daß er sich mit einer Prinzessin verheiraten will."

„Nein, nun versteigt Papa sich wahrlich zu hoch!" rief Frau Helwig aus.

„Es ist nur Stadtklatsch," sagte Frau Magdalene heftig.

„Welche Prinzessin?" fragte Birthe Trolle.

„Ei, hier ist zur Zeit ja nur eine, von der die Rede sein kann," sagte Frau Else, „und diese ist importiert; ich meine Tarent."

„O, die kleine Wachspuppe; was will er mit ihr?" rief Frau Helwig aus.

„Sie ist kalt wie Eis und arm dazu," sagte Birthe Trolle.

„Heiß genug, wenn es über sie kommt," entgegnete die Gräfin, „nicht reich für eine Prinzessin, aber doch nicht arm; sie bringt eine Mitgift von hunderttausend Thalern, sagt man."

„Papa braucht wahrlich nicht auf Geld zu sehen," sagte Frau Helwig.

„Nun," entgegnete die Gräfin, „es ist auch nicht sicher, daß sie den Preis gewinnt; es hat sich eine Rivalin gemeldet, eine andere Prinzessin, und zwar eine von den echten. Es scheint jetzt, daß unser lieber Freund zwischen zwei Prinzessinnen wählen kann."

„Zwei — wer ist die andere?" ertönte es im Chor.

„Sachte, sachte!" sagte die Gräfin, indem sie die Hand erhob, „und Ihr sollt vollen Bescheid haben. Die andere ist Prinzessin Luise von Sonderburg, die bei ihrem Onkel, dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm, in Berlin weilt; aber die Alten sind ja hier, und sie treiben aus aller Macht zu der Partie. Die Königin-Witwe begünstigt die Sache; sie war dem Herzog Ernst Günther und der Herzogin Augusta ja stets gewogen und will jetzt die Tochter versorgen. Hahn hat es mir anvertraut, und er pflegt niemals schlecht unterrichtet zu sein."

Einen Augenblick war es ganz still im Salon; dann sagte Frau Else:

„Recht betrachtet, ist die Sache keineswegs unglaublich. Diese Prinzessin ist wirklich arm, und ihre Eltern sind gänzlich unbegütert. Herzog Ernst sitzt tief in Schulden und bemüht sich beim Könige, um ein geringes Gnadengeld zu erhalten. Der Großkanzler ist meiner Treu eine gute Partie für die Prinzessin Luise; und ich habe sie gern. Sie ist eine schöne, frische, muntere Jungfrau; Tarent ist eine hoffärtige Spröde."

„Man sagt aber doch, daß sie es ist, die er haben will," behauptete die Gräfin.

In diesem Augenblick vernahm man das Rollen einer Karosse.

„Da haben wir ihn!" rief Frau Else und erhob sich.

Es ging eine Bewegung durch den Kreis, daß die seidenen Kleider, die Ohrringe und Halsketten raschelten. Gleich darauf wurde die Thür geöffnet, und Frau Elsens Lakai, ein vierschrötiger seeländischer Bauernbursche in gesprenkelter Livree, bunt wie eine Kohlraupe, rief in seinem breiten Dialekt:

„Seine Excellenz der Großkanzler!"

Frau Else ging dem Großkanzler entgegen und reichte ihm die Hand, welche er mit ehrerbietiger Galanterie küßte.

„Ei, liebe Excellenz," sagte sie mit affektiertem Lächeln, indem sie den Kopf seitwärts neigte und ihn mit zärtlichem Blick ansah, „tausend Dank von mir und der Gesellschaft, daß Ihr gekommen seid! Große Sehnsucht nach Euch hatte uns alle ergriffen."

Aber Frau Else bemerkte jetzt, daß er nicht allein kam; ein kleiner, schwarzhaariger Herr trat hervor und wurde zum Handkuß zugelassen.

„Ei, Chevalier de Terlon!" rief Frau Else entzückt aus. „Welche Ehre für uns; seid herzlich willkommen!"

„O, Madame," entgegnete der französische Gesandte lebhaft, „die Ehre ist ganz auf meiner Seite! Ich bitte Euch, mein Eindringen als ungebetener Gast zu entschuldigen. Seine Excellenz der Großkanzler trägt die Verantwortung."

Er sagte dies in gebrochenem Dänisch, denn er war jetzt so lange in Dänemark gewesen, daß er sich einigermaßen in dieser Sprache verständlich machen konnte. Beide Herren waren in Gala, was vermuten ließ, daß sie vom Schloß kamen, und so verhielt es sich auch.

„Unser guter König," sagte Griffenfeld, „wollte uns nicht früher gehen lassen; aber Chevalier de Terlon und ich, wir haben etwas miteinander zu verhandeln, was keinen Aufschub erleidet, und so blieb mir nur die Wahl, entweder dieser Versammlung fern zu bleiben oder Seine Excellenz mitzubringen."

„Ihr habt das Rechte gewählt, liebe Excellenz," sagte Frau Else, indem sie sich verneigte.

„Nun, gnädige Frau," fuhr Griffenfeld in aufgeräumtem Tone fort, „Chevalier de Terlon ergriff mit Freuden die Gelegenheit, bei Euch eingeführt zu werden. Ich empfehle ihn Eurer und aller Damen Gnade," fügte er hinzu, indem er sich vor der Versammlung verneigte. „Bedenkt, daß er ein Franzose und leicht entzündbar ist. Liebe Frau Helwig, werft ihm doch nicht solche schmachtende Blicke zu!"

Allgemeine Heiterkeit folgte dieser Introduktion, und bald war der Chevalier mitten unter den Damen, lebhaft konversierend und eifrig gestikulierend. Sein Gespräch wurde zu einem wahren Sprachfeuerwerk von französischen und dänischen Wörtern durcheinander, welches zu wunderlichen Mißverständnissen Anlaß gab und die Munterkeit förderte.

Inzwischen hatte Frau Else ihren gräflichen Kameraden beiseite genommen. Sie hatte um etwas

zu bitten für ihren Bruder, den Geheimrat Enevold Parsbjerg, und jetzt war die Gelegenheit zu einem tête-à-tête so selten, daß sie im Fluge ergriffen werden mußte. Die Sache wurde schnell erledigt, und daß das Resultat dieser kurzen Unterhandlung zufriedenstellend war, merkte man an ihrem Ausruf, als er von ihr ging.

„Tausend Dank, mein lieber, unveränderlich guter Freund,“ sagte sie, indem sie seine Hand drückte. „Ganze tausend Thaler; wie wird Enevold sich freuen!“

„Wie göttlich Papa heute abend ist!“ flüsterte Frau Helwig Magdalene Sybille zu. „Ma soeur, habt Ihr jemals solche Augen gesehen, so funkelnd von Lebensmut und hohem Verstande? Sie dringen einem durch die Seele, ebenso wie seine klare Stimme geradezu ins Herz dringt; und wie zierlich und distinguiert ist nicht seine Person! Er ist nicht nur der klügste Kopf der Welt und der weiseste Minister, sondern zugleich der vollendetste Kavalier — o, jetzt kommt er gerade auf uns zu! Ob es Euch wohl gilt oder mir?“

Es galt Frau Magdalene. Er führte sie fort, indem Frau Helwig in erkünsteltem Zorn ihm im Vorbeigehen einen Schlag mit ihrem Fächer gab. Sie gingen in ein Nebenzimmer und nahmen dort Platz auf einem Kanapee.

„Ich bedarf der Ruhe,“ sagte Griffenfeld mit einem sanften Blick auf seine schöne Freundin. „Darum flüchtete ich mit Dir hier herein.“

Das Verhältnis war jetzt sehr intim geworden; wenn sie allein waren, duzten sie sich einander wie Bruder und Schwester.

„Wie sie dort schwatzen und lachen,“ fügte er hinzu. „Der Chevalier ist doch ein alter Narr.“

„Hat der Tag Dir Kopfzerbrechen verursacht, lieber Bruder?“ fragte Magdalene mit liebevollem Blick und zärtlichem Tonfall in ihrer weichen Stimme.

„Laß uns nicht davon reden,“ lautete die abweisende Antwort. „Kein Tag geht zu Ende ohne Unannehmlichkeiten für mich.“

„Nun, lieber Bruder,“ sagte Magdalene, „ist Dein Leben reich an Kämpfen und Siegen, so ist das meinige oft öde und langweilig genug; und ist das Sitzen an meiner Seite Ruhe für Dich, so ist es Leben und Freude für mich, bei Dir sitzen zu können.“

„Liebe Mysia,“ antwortete er mit einem Lächeln, „dämpfe die Unruhe Deines Herzens und gehe nicht zu weit.“

„Lieber tugendhafter Bruder,“ sagte sie, „ich bin längst zu weit gegangen, indem ich stets meine Zunge aussprechen lasse, was mein Herz bewegt.“

„Sage doch lieber nichts,“ entgegnete er, „was Dein Gemahl nicht hören darf.“

„O,“ antwortete sie naiv, „Jörgen weiß sehr wohl, wie es mit mir steht, und daß Du meines Herzens Flamme bist; aber er weiß auch, daß dies auf meine Treue gegen ihn keinen Einfluß hat.“

Griffenfeld lächelte zu dieser feinen, echt weiblichen Distinktion.

„O, lieber Bruder,“ fuhr sie in leidenschaftlichem Tone fort, „meine Sehnsucht nach Dir ist in den letzten Tagen groß gewesen. Wenn Du wüßtest, mit was für einem Herzen ich gestern zu Hahns ging, weil ich dachte, daß Du vielleicht nicht dort sein könntest! Und es traf ein. Soviel ich auch nach Dir ausschaute, fand ich Dich doch nicht; und wie lange wird es jetzt wieder dauern, bis ich Dich wiedersehe? Darf ich morgen zu Dir kommen? Dann kann ich doch mein Patchen küssen; ich werde sogleich wieder gehen.“

„Liebe Mysia,“ antwortete er ernst, „laß es lieber sein!“

„Nun,“ rief sie heftig aus, „dann ist es wohl, wie die Leute sagen, daß Du Katharina ganz vergessen hast und Dir eine neue Gemahlin von hoher Geburt nehmen willst.“

„Sollte dies geschehen,“ entgegnete er, „so sei ihre Freundin, wie Du Katharinas Freundin warst!“

„Nein,“ sagte sie bestimmt, „das werde ich niemals vermögen!“

„Aus welchem Grunde nicht?“ fragte er.

Sie zögerte einen Augenblick mit der Antwort, sagte dann aber:

„Du hast mir nichts anvertraut, und ich weiß daher nicht recht, von wem ich rede; aber ist sie es, ich meine —“

„Sage es nur!“

„Die Prinzessin von Tarent,“ sagte sie und schaute ihm in die Augen. Er gab keine Antwort, sondern senkte nur seinen Blick. „Du sagst nicht nein,“ fuhr sie fort, „und so ist sie es also; aber sie werde ich niemals lieben können, denn sie ist gegen Deine entschlafene Frau wie ein mit Eis bedeckter Fels gegen ein Thal, in welchem Rosen blühen.“

„Vorurteil und Mißverständnis!“ rief er heftig aus.

„Aber noch aus einem Grunde,“ fuhr Magdalene fort, indem sie ihre Stimme dämpfte, „ich bin nicht mehr dieselbe, die ich war, als Katharina noch lebte.“

Ihr bleiches Gesicht und die Glut in ihren Augen sagten es ihm deutlicher als Worte, daß sie es nicht war.

„Doch,“ fuhr sie fort, „was ist daran gelegen, was ich in der Tiefe meines Herzens empfinde? Ich sehe ein, daß bei Dir nicht ein einziger Funken der Liebe für mich übrig ist.“

„O, Weib,“ rief er aus, „Dein Name ist Unverstand! Du weißt es selber recht gut, daß ich stets Dein treu ergebener Freund sein werde, und doch redest Du so! Was willst Du denn?“

Sie errötete tief, faßte sich aber und sagte in bitterem Tone:

„O, ich merke deutlich, daß meine Konversation heute abend gauche gewesen ist und Dich unangenehm berührt hat.“

Dann erhob sie sich schnell und ging in den Salon, während er ihr langsam folgte.

Im Salon hatte man den Narren losgelassen. Es waren noch einige Herren dazu gekommen, man spielte und löste Pfänder ein. Terlon hatte ein

Pfand bekommen, welches Margarethe Eilersen mit einem Kuß einlösen sollte, aber sie weigerte sich ganz bestimmt, es zu thun.

„Ich küsse niemals einen Mann außer meinen nächsten Verwandten," sagte die mutige Jungfrau. „Hier haben Ew. Excellenz meine Hand, wenn Ihr es mir gestatten wollt, das Pfand auf diese Weise einzulösen."

Terlon küßte galant die dargebotene Hand und sagte:

„Merci, Mademoiselle! Je karger eine Dame mit ihren Gunstbezeigungen ist, in desto höherem Werte stehen dieselben."

„Welch eine Spröde!" sagte Frau Helwig ziemlich laut.

„Er ist ihr zu alt und zu häßlich," flüsterte Birthe Trolle.

„Also haßt Ihr die Männer?" fragte die Gräfin, indem sie den Kopf mit der hohen Haube erhob und Margarethe fixierte.

„O nein," lautete die Antwort, „es giebt Männer, die ich achte und verehre."

„Das klingt sehr kaltblütig," sagte Frau Helwig. „Ihr gedenkt wohl unverheiratet zu bleiben?"

„Am liebsten," lautete Margarethens kurze Antwort.

„Ei, hört!" ertönte es jetzt im Chor.

„Sagt uns doch Eure Beweggründe zu diesem heroischen Entschlusse," bat die Gräfin.

„O, gnädige Gräfin," antwortete Margarethe, „meine Beweggründe sind nicht wert, daß man darüber spricht. Jedenfalls komme ich ungern mit denselben hervor vor einem Tribunal, welches mich schon im voraus verurteilt hat."

„Gut geantwortet," sagte Griffenfeld und nickte ihr freundlich zu. „Aber redet nur frei heraus! Als Kanzler und Rechtsoberhaupt in Ehestandsangelegenheiten gestehe ich Euch freien Prozeß zu und bürge dafür, daß Ihr reden könnt, ohne verhöhnt zu werden."

Diese gewichtige Dazwischenkunft schloß den erzürnten Damen den Mund; aber Margarethe sagte nichtsdestoweniger:

„O, lieber Großkanzler, laßt mich nur! Die Welt besteht doch, auch wenn ich das Geschlechtsregister nicht vergrößere; es giebt genug, welche heiraten wollen."

„Nein, kleine Jungfer," sagte Frau Else, „Ihr müßt liegen, wie Ihr Euch gebettet habt! Hättet Ihr Euer Pfand eingelöst wie wir andern, so würde niemand Euch Verdruß bereitet haben; aber jetzt, da Ihr Euch hochmütig habt —"

„O, in keiner Weise!" rief Margarethe aus. „Doch ist es wahr, daß die guten, tugendhaften, treuen Männer nicht auf den Bäumen wachsen; und selbst wenn ich einen solchen bekäme, ist es gewiß, daß mein Kummer nur um so größer sein würde, wenn sie ihn eines guten Tages tot aus dem Hause trügen."

Jetzt brach ein Gelächter los; aber die Gräfin trocknete ihre Augen und sagte jammernd:

„Das ist wahrhaftig ein wahres Wort!"

„Die erbärmlichste Selbstsucht verbirgt sich dahinter," sagte Frau Helwig. „Ihr müßt ein Herz von Eis haben."

„O nein," antwortete Margarethe mit einem Lächeln; „aber ich verspüre oft so viel Liebesfeuer um mich, daß ich annehmen muß, ein wenig Kälte könnte nötig sein, obgleich die Flammen gerne bald verlöschen. Mancher fromme und sanfte Werber wird ein barscher und bitterer Ehemann, manche freundliche Braut wird eine scharfe Frau. Das habe ich selber gesehen, von schlimmeren Dingen gar nicht zu reden. Daher habe ich gedacht, daß es möglicherweise am besten für mich sei, der Ehe fern zu bleiben."

„Nun, Jungfer Margarethe," sagte Griffenfeld, „Eure Stunde wird schon schlagen, da Euer Herz schmilzt, und an Eurem Hochzeitstage werde ich Euch dienen, falls ich dann noch lebe. Ihr werdet sicher eine Frau werden von der Sorte, die mein guter seliger Vater pries — fleißig im Hause und mildthätig gegen Lahme und Krüppel. Ihr werdet mehr für die Armen in den Klingelbeutel geben, als Ihr selber Nadelgeld gebraucht. Ihr werdet in Eurem Katechismus bewandert sein und in der Kirche beten und singen, daß Ihr die ganze Gemeinde dadurch erbaut; leutselig in der Rede und so fromm, daß Ihr es auch nicht übers Herz bringt, einen Floh zu töten."

Jetzt brach das Gelächter wieder los; aber Margarethe rief aus:

„Großkanzler, Ihr treibt Spott mit mir, ja, Ihr verhöhnt den Ehestand selbst!"

„Wollt Ihr das auf Euch sitzen lassen, Papa?" fragte Frau Helwig. „Sagt uns doch Eure eigenen Gedanken über den Ehestand; das, womit Ihr uns amüsiertet, waren ja Eures Vaters Ansichten."

Griffenfeld blickte mit wehmütigem Lächeln auf und sagte mit tiefer Empfindung folgende Verse her:

„Voller Wunder, voller Kunst,
Voller Weisheit, voller Kraft,
Voller Huld und Gnad und Gunst,
Voller Labsal, Trost und Saft;
Voller Wunder, sag ich noch,
Ist der keuschen Liebe Joch."

„Da könnt Ihr sehen, Gräfin," sagte Frau Helwig flüsternd, „daß er noch an seine Katharina denkt; das mit Tarent ist nur ein Stadtklatsch."

„Kann sein, Frauchen," antwortete die Gräfin, „aber das mit Prinzessin Luise hat etwas auf sich, verlaßt Euch darauf!"

„Nun," sagte Frau Else, welche dabei stand, „unser lieber Graf wird sich schon eine Prinzessin holen, sei es nun die eine oder die andere."

Vierzehntes Kapitel.

Ein Vermittler.

Griffenfeld und Chevalier de Terlon verabschiedeten sich nach dem Souper, fuhren über die Straße und befanden sich gleich darauf im Privatzimmer des Großkanzlers. Dort war Terlon gut zu Hause, denn er und Griffenfeld waren gute Freunde, nicht so zu verstehen, daß sie besondere

Sympathie für einander hegten, aber Griffenfeld neigte nach Frankreich hinüber, und die Freundschaft mit dem mächtigen Monarchen dieses Landes zu bewahren, war ein Hauptpunkt in seiner Politik. Seine Zuneigung zu der Prinzessin von Tarent wurde selbstverständlich in Terlons Hand ein willkommenes Mittel, ihn zu fangen und dadurch Dänemark ganz auf Frankreichs Seite zu ziehen. Daß Terlon in dieser Hinsicht vollständig durchschaut wurde, merkte er nicht, denn der Chevalier war ein ungemein eingebildetes Exemplar von einem Diplomaten; Griffenfeld war ihm weit überlegen.

Jetzt sollte die Verhandlung, die keinen Aufschub erduldete, vor sich gehen; aber Terlon war zu pfiffig, um gleich auf das Ziel loszugehen. Indem er von dem Rheinwein nippte, den sein Wirt in zwei große, schöne Pokale hatte einschenken lassen, plauderte er von der charmanten Soiree, von der bezaubernden Lebhaftigkeit und Naivität der dänischen Damen und von der schnippischen, kleinen Jungfer Margarita, bis er endlich bei den schönen Versen von der Glückseligkeit des Ehestandes verweilte. Er gab den Inhalt derselben in französischer Sprache wieder, denn die Unterhaltung wurde selbstverständlich in dieser Sprache geführt, und Griffenfeld machte ihm ein Kompliment über sein gutes Gedächtnis.

„Excellenz," sagte Terlon zuletzt, „die Dame, welche einen Mann mit Eurer Auffassung von dem Ehestand zum Gemahl bekommt — denn Ihr habt ja die Worte des Dichters zu Euren eigenen gemacht — kann sich wahrlich glücklich preisen! Wäre doch La Tremouille dagewesen und hätte Euch gehört! Der Aplomb, mit dem Ew. Excellenz die Verse aufsagten, war wirklich effektvoll; und was den Inhalt betrifft, so würde ich denselben der Prinzessin verdolmetscht haben; aber das kann ja noch geschehen."

Jetzt waren sie bei der Sache. Griffenfeld erhielt näheren Bescheid über ein an demselben Tage eingetroffenes eigenhändiges Schreiben von König Ludwig, in welchem der Monarch sich bereit erklärte, Griffenfelds Pläne mit Höchstseiner lieben Cousine La Tremouille zu fördern.

„Wahrlich," rief Terlon aus, „selten hat mein hoher Monarch sich mit so großer Achtung und Sympathie über einen ausländischen Minister ausgesprochen, als über Ew. Excellenz. Seine Majestät schreibt, daß er sich davon überzeugt fühlt, daß Ihr Eurem eigenen Herrn mit großer Treue dient, daß Ihr es aber doch verstehen werdet, dessen Interessen mit den unsrigen zu vereinen."

Griffenfeld konnte das Kompliment, betreffend die Treue gegen seinen eigenen Herrn, entgegennehmen, denn er war und blieb vielleicht der einzige Minister in Europa, der kein französisches Geld annahm.

„Ich küsse in Gedanken König Ludwigs Hand," antwortete er, indem er sich verneigte; „besonders bin ich ihm dankbar, daß er nicht an meiner Treue gegen meinen eigenen Herrn zweifelt."

„Ein Beweis von Seiner allerchristlichsten Majestät klarem Urteil, wenn dieses richtig geleitet wird," entgegnete Terlon.

Griffenfeld verneigte sich lächelnd zum Zeichen seiner Anerkennung und zum Dank für die ausgezeichnete Leitung.

„Aber sagt mir doch jetzt," fuhr Terlon fort, indem er einen vertraulicheren Ton anschlug, „wie stehen die Sachen eigentlich zwischen Ew. Excellenz und der Prinzessin? Seht keine Indiskretion von meiner Seite in dieser Frage; sie ist hervorgegangen aus aufrichtigem Eifer für Ew. Excellenz Interesse."

„Davon bin ich überzeugt," entgegnete Griffenfeld in empfindlichem Tone; aber er faßte sich schnell und fuhr fort: „Es kann nichts nützen, die Wahrheit zu verbergen — es hat von seiten der Prinzessin keine merkliche Annäherung stattgefunden."

„Liebe Excellenz," sagte Terlon, „verzeiht, daß ich es sage, Ihr geht zu bedächtig zu Werke! Ich kenne meine Landsmänninnen; sie schätzen die Männlichkeit hoch und beugen sich nur vor einem kühnen Bewerber. Jetzt, da König Ludwig seine Genehmigung dazu gegeben hat, würde ich an Eurer Stelle mich unverzüglich erklären."

„Ich fürchte sehr," entgegnete Griffenfeld in mißmutigem Tone, „daß nicht einmal König Ludwigs Intervention mir hier helfen kann. Die Prinzessin hat einen starren Sinn; sie beugt sich weder vor Königen noch vor Kaisern."

„Wir werden sehen!" sagte Terlon.

„Wir werden nichts sehen," antwortete Griffenfeld; „ich bin im Begriff, die Sache ganz aufzugeben. Ein Abschlag würde sehr demütigend für mich sein."

„Darf ich meine Vermittelung anbieten?" fragte Terlon eifrig. „Mit König Ludwigs Brief in der Hand werde ich ein Fürsprecher sein, den sie nicht verachten darf."

Griffenfelds Stolz sträubte sich, auf diesen Vorschlag einzugehen. Auch war der ungestüme Chevalier nicht der glücklichste Vermittler in einer so delikaten Affaire; aber das Anerbieten kam wie eine unerwartete Handreichung und eröffnete ihm eine Möglichkeit, der Braut zu entschlüpfen, welche die Königin-Witwe ihm aufdringen wollte. Nach kurzem Bedenken nahm er das Anerbieten an, jedoch mit einem ausdrücklichen Vorbehalt.

„Versteht mich recht, Chevalier," sagte er, nachdem er Terlon für seine Dienstwilligkeit gedankt hatte, „ich habe Euch keinen Auftrag gegeben. Ihr kommt nicht, um für mich zu werben, sondern aus eigenem Antriebe. Fällt dagegen Eure Intervention günstig aus, so erkläre ich mich unverzüglich."

Jetzt war es indessen notwendig, Terlon in den Plan der Königin-Witwe mit Prinzessin Luise, von dem er offenbar gar nichts wußte, einzuweihen. Er war sehr erstaunt und rief aus:

„Wie sonderbar, daß ich nichts davon gehört habe, aber meine verwünschte Migräne, die mich eine ganze Woche an mein Haus gefesselt hat, ist natürlich schuld daran. O, Excellenz, Ihr seid wirklich des Glückes Schoßkind — zwischen zwei Prinzessinnen zu wählen!"

„Ja, wenn es sich so verhielte," entgegnete Griffenfeld bitter, „dann sollte die Sache bald abgethan sein; aber die Situation ist vielmehr so, daß mir keine Wahl bleibt. Hört jetzt, Chevalier, und

merkt es Euch — die Prinzessin weiß sicher von der Sache Bescheid. Macht sie hierüber eine Äußerung, so sagt ihr, es sei Euch bekannt, daß mir die Partie mit Prinzessin Luise sehr zuwider sei. Sie ist ja nicht nur sehr jung, erst sechzehn Jahre, sondern mir auch ganz fremd. Dazu kommt, daß das sonderburgische Haus dem Könige durchaus nicht angenehm ist. Diese im übrigen für mich so ehrenvolle Verbindung würde mich in eine schiefe Stellung zu Seiner Majestät bringen."

Terlon fühlte sich keineswegs überzeugt von der Haltbarkeit dieses Einwandes. Das Bedenken würde leicht überwunden werden, wenn Griffenfeld sonst seinen Vorteil in einer solchen Verbindung sähe.

„Ist Ew. Excellenz irgend ein Anerbieten gemacht worden?" fragte er schnell. „Habt Ihr Gelegenheit gehabt, Euch zu erklären?"

„Ja," entgegnete Griffenfeld, „Ihre Majestät die Königin-Witwe hat mir den Vorschlag gemacht, und Ihr begreift wohl, daß es sich nicht machen ließ, denselben sans façon abzuweisen. Mit unterthänigem Dank für die mir zugedachte große Ehre erbat ich mir einige Tage Bedenkzeit; so stehen die Sachen."

Sehr schlau, dachte Terlon, er hat für alle Fälle die andere Karte in der Hand behalten. Aber Griffenfeld, welcher den Argwohn des Chevaliers in dessen Augen las, sagte in einem Tone, der nicht mißverstanden werden konnte:

„Chevalier, ich bin ganz aufrichtig und loyal gegen Euch in dieser Angelegenheit! Ich will diese sonderburgische Prinzessin nicht haben, mein Herz schlägt für La Tremouille; aber die Intervention der Königin-Witwe hat mich in die tödlichste Verlegenheit gebracht. Nur die Prinzessin von Tarent kann mich aus dieser Klemme befreien, indem sie mich zugleich zu dem glücklichsten der Sterblichen macht."

Jetzt fühlte Terlon sich beruhigt, und seine Zufriedenheit machte sich in folgenden Worten Luft:

„Die eine Prinzessin soll Euch von der anderen befreien — liebe Excellenz, das ist eine unerhörte, ganz wunderliche Situation! Nun, ich werde es nicht unterlassen, die andere zu Eurem Besten zu benutzen. Unsere kleine Prinzessin erhält jetzt einen eklatanten Beweis, wie aufrichtig Ihr es meint, und sie ist gezwungen, sich zu erklären. Sie wird kapitulieren, denn ich habe trotz all ihrer Prüderie deutlich gemerkt, daß Ew. Excellenz den günstigsten Eindruck auf ihr Herz gemacht haben." —

Früh am nächsten Morgen setzte Terlon sich in seine Karosse und fuhr aufs Schloß. Er fuhr direkt in den Schloßhof hinein, denn dieses Recht hatte er sich mit seiner vertraulichen Aufdringlichkeit erzwungen. Er gehörte zu der Sorte Diplomaten, welche König Christian bei feierlichen Audienzen am liebsten auf der untersten Stufe des Thrones stehend empfing, um sie zu hindern, selber auf den Thron zu bringen.

Er hatte glücklicherweise ein Gewerbe bei der Prinzessin, denn mit der Gesandtschaftspost war ein Brief für sie eingetroffen, und er pflegte ihr die Galanterie zu erweisen, ihr die Briefe selber zu überbringen. Er ging also nach den Wohnräumen der Königin, begehrte die Prinzessin zu sprechen und wurde in den grünen Saal, das Vorzimmer der Königin, geführt.

Hier ging er eine Weile auf und nieder, indem er die prachtvollen Tapeten des Gemaches studierte, welche Kriegs- und Jagdgeschichten darstellten, bis das Rollen eines Wagens ihn ans Fenster lockte, um eine nicht minder merkwürdige Scene aus dem wirklichen Leben zu sehen.

Es war Griffenfeld, welcher kam, um dem Könige Vortrag zu halten. Zwei feurige Rappen mit silberbeschlagenem Geschirr und bunten Büscheln auf den Köpfen zogen, gelenkt von einem stattlichen Kutscher, die blaue, reich vergoldete Karosse. Dieselbe war an den Seiten mit dem gräflichen Wappen geschmückt, goldene Löwen und rote Herzen, und im Mittelschild ein gekrönter, goldener Greif mit einer krummen Hellebarde. Mit seinen blauen Damastbezügen, Vorhängen und silbernen Fransen stand des Großkanzlers Wagen nur der königlichen Leibkarosse nach. Vor den Pferden gingen zwei Läufer, zwei Pagen mit reich verzierten Degen an jeder Seite des Wagens, und hinten standen zwei Lakaien. Ihre Livree war blau mit bunten Aufschlägen und strahlte von silbernen Tressen.

Bei dem Trabantenflügel hielt der Wagen an. Der Staatssekretär Biermann, Griffenfelds rechte Hand in auswärtigen Angelegenheiten, stieg mit einer roten Saffiantasche in der Hand zuerst aus und verneigte sich tief, indem der Großkanzler ihm folgte. Dann trat Griffenfeld ins Schloß, gefolgt von Biermann, während zwei Pagen voraufgingen und zwei hinter Biermann folgten.

Das ist magnifique, prächtig, dachte Terlon; wir machen es wahrhaftig kaum so gut im Louvre!

In diesem Augenblick rauschte hinter ihm ein seidenes Kleid, er wandte sich um, und vor ihm stand „unsere kleine Prinzessin". Sie war diesen Morgen frisch wie eine Rose; eine feine Röte auf ihren Wangen machte die Anschuldigung, sie sei eine Wachspuppe, zu Schanden, und ihre schwarzen Augen strahlten wie ein Paar Sterne ersten Ranges. Die Seele in diesem Antlitz und das Unbeschreibliche, welches man Anmut nennt, gewann hier einen vollständigen Sieg über die Mängel der Züge. Wohl waren die geschwungenen Augenbrauen fein gezeichnet und der Mund sehr ausdrucksvoll und schön, aber die Stirn war breit, das Gesicht rund, die Nase stumpf und das gespaltene Kinn eckig. Wie sie dort jetzt vor Terlon stand in ihrer zierlichen Morgentoilette mit einem weißen Spitzentuch über dem rabenschwarzen Haar bezauberte sie ihn noch mehr als gewöhnlich. Sie war eine Erscheinung von solchem Anstand und Liebreiz, wie er nach seiner Meinung nur einer französischen Dame eigen sein konnte. Ihre Augen drückten indessen zugleich eine sehr lebhafte Neugierde aus.

„Ein Brief an mich, Chevalier?" fragte sie, indem Terlon sich über ihre kleine weiße Hand neigte und dieselbe küßte.

„Eben!" antwortete er, indem er ihr ein Schreiben in ziemlich großem Format mit einer ungemein schlechten Aufschrift überreichte.

„O, von Mama!“ rief sie aus, indem sie den Brief ergriff. Sie trat an das Fenster, öffnete das Schreiben und lief den Anfang schnell durch; dann knitterte sie den Brief unehrerbietig zusammen und steckte ihn zu sich. Ihre beweglichen Züge drückten Enttäuschung und Ärger aus, weswegen Terlon sich ihr näherte und sagte:

„Keine unangenehmen Nachrichten, hoffe ich, gnädige Prinzessin?“

„Angenehme sind es nicht,“ entgegnete sie, indem sie sich zu fassen suchte.

„Ist irgend eine Schwierigkeit in Beziehung zur Heimat entstanden,“ sagte Terlon ehrerbietig, „und ich kann Euch von Nutzen sein, so gebietet über mich!“

„Ich danke, liebe Excellenz,“ antwortete sie, „aber in dieser Sache vermögt Ihr es nicht, mir zu helfen, selbst wenn Ihr es könntet, würdet Ihr es vielleicht nicht thun.“

„Jetzt macht Ihr mich ganz neugierig, gnädige Prinzessin,“ sagte Terlon. „Habt Mitleid mit mir; weihet mich ein in die Angelegenheit und laßt es auf eine Probe ankommen.“

„Nun,“ antwortete sie nach kurzem Bedenken, „schaden kann es auf keinen Fall. Ich wünsche Dänemark zu verlassen, aber meine Mutter ist ganz entschieden dagegen.“

„Ja, so!“ sagte Terlon. „Freilich würde es hart sein, wenn ich meine Hand dazu bieten würde, Euch zu entfernen, Prinzessin, und den dänischen Hof seiner schönsten Zierde zu berauben, aber laßt uns doch weiter über die Sache reden. Hier ist es einsam; wir werden kaum gestört werden.“

„O nein,“ sagte die Prinzessin, indem sie auf einem Taburett in der Fenstervertiefung Platz nahm, und er auf ihre Aufforderung sich ihr gegenüber gesetzt hatte. „Die Königin hat sich erkältet, Ihre Majestät ist im Bett geblieben, und Dirschau, Charisius und die anderen haben die Gelegenheit benutzt, eine gute Morgenruhe zu halten.“

„Nun,“ entgegnete Terlon mit einem Lächeln, „wir wünschen Ihrer Majestät gute Besserung und gönnen den Damen den süßen Schlaf! Dänemark verlassen — warum denn? Ihr habt hier doch ein gutes Asyl gefunden, gnädige Prinzessin, und die Majestäten —“

„Überhäufen mich mit Güte,“ ergänzte die Prinzessin. „Das steht alles in dem Briefe zu lesen, den Ihr mir soeben brachtet. Euer ganzes diplomatisches Genie wird kein Motiv ersinnen können, mich hier zurückzuhalten, welches meine Mutter mir nicht schon präsentiert hat.“

„Es könnte doch sein,“ entgegnete Terlon.

„Seht,“ rief die Prinzessin aus, „jetzt demaskiert Ihr Euch sogleich! Ihr wollt mir nicht behilflich sein, nach Frankreich zurückkehren zu können, und ich kenne sehr gut die Ursache. Der König ist mir nicht gut; er will mich, die in seinen Augen eine Ketzerin ist, nicht an seinen Hof zurück haben; aber ich wünsche auch gar nicht, mich im Louvre zu zeigen. Still bei [illegible] Verwandten in einem Winkel meines [illegible] zu leben, darauf steht mein Sinn.“

Auch in Terlons Augen war sie eine Ketzerin, denn er war ein eifriger Katholik, aber er hütete sich wohl, sich auf einen religiösen Disput einzulassen.

„Prinzessin,“ entgegnete er, „Ihr thut Seiner Majestät, unserm allergnädigsten Könige, unrecht. Die Verschiedenheit der Religion hat keinen Einfluß auf sein Wohlwollen für Euch, ebenso wenig, wie meine ehrerbietige und treue Ergebenheit dadurch beeinträchtigt wird. Seine Majestät wünscht aus einem ganz anderen Grunde Euch an Dänemark zu fesseln.“

„Aus welchem?“ fragte die Prinzessin in scharfem Tone.

„Seine Majestät wünscht Euch zu versorgen und Euer Glück zu gründen,“ antwortete Terlon. „Habt Ihr, gnädige Prinzessin, gar keine Ahnung davon, daß ein Herr hier, der mächtigste Mann nächst dem Könige, die zärtlichste Ergebenheit für Euch hegt —“

„Chevalier!“ rief die Prinzessin aus, indem sie aufsprang. „Jetzt werdet Ihr indiskret; nicht ein Wort mehr von dieser Sache!“

„Nun,“ entgegnete Terlon mit ruhigem Lächeln, „ich bin es nicht, der so etwas sagt; es ist König Ludwig selber, der durch mich redet. Seht selbst!“

Er holte des Königs Brief hervor, erhob sich und hielt ihr denselben hin. Sie sah die königliche, ihr wohlbekannte Handschrift und las folgendes:

„Man versichert mich, daß Griffenfeld auf nichts größeren Wert legen würde, als daß er meine Cousine La Tremouille heiraten könnte. Gebt ihm auf feine Weise zu verstehen, daß ich auf Grund meiner Achtung für ihn zu einem glücklichen Ausfall dieser Angelegenheit beitragen werde.“

Die Prinzessin wurde sehr bleich, stieß den Brief von sich, sank auf das Taburett zurück und blieb stumm sitzen.

„Ich kann natürlich leicht erraten,“ sagte Terlon, „was Ihr gegen diese Partie einzuwenden habt. Bedenkt indessen, wenn Graf Griffenfeld der Geburt nach auch unter Euch steht, so hat König Christian schon etwas dazu geboten und kann noch mehr thun. Was sollte ihn hindern, wenn es ihm gefiele, aus dem Grafen einen Herzog zu machen? So verfahren wir ja bei uns mit Herren von weit geringeren Qualifikationen. Hier haben wir einen Mann von überlegenem Genie mit fast königlicher Macht, einen Mann, auf welchem bereits die Augen von ganz Europa bewundernd ruhen. Seht, sogar unser Herr und König, der große Ludwig, hat sich herabgelassen, um seine Gunst zu werben. Ihr versteht sicher, gnädige Prinzessin, was das sagen will. Ich bin weit davon entfernt zu meinen, daß dies das Ausschlaggebende für Euch sein soll, aber gewiß ist es doch, daß Ihr durch Eingehen auf diese Verbindung dem Könige, Eurem hohen Vetter, einen Dienst erweist und der Politik unseres Landes nützt. Griffenfeld neigt schon nach Frankreich hinüber; durch Euch würden wir ihn ganz gewinnen.“

Die Prinzessin hatte inzwischen ihre Fassung wieder gewonnen. Mit feinem Lächeln und in ironischem Tone antwortete sie: „Chevalier, ich danke für die mir zugedachte große Ehre! Ich bin erstaunt

über die große Bedeutung, welche der König jetzt meiner geringen Person beilegt, aber noch mehr darüber, daß Ihr so schlecht unterrichtet seid. Der Großkanzler steht im Begriff, sich mit Prinzessin Luise von Holstein-Sonderburg zu verheiraten. Die Königin-Witwe hat die Sache in die Hand genommen, und so wird sie wohl glücklich zum Ziel geführt werden."

Mit triumphierendem Lächeln antwortete Terlon: „In dieser Sache weiß ich gut Bescheid und zwar aus bester Quelle. Griffenfeld hat sich selber bei mir über dieses Heiratsprojekt ausgesprochen. Er will Prinzessin Luise nicht haben, sein Herz schlägt nur für Euch; aber die Königin-Witwe hat ihn in die tödlichste Verlegenheit gebracht. Erbarmt Euch über ihn und macht ihn glücklich! Ich habe allen Grund zu glauben, daß Ihr ihm doch in Eurem Herzen gut seid; glaubt mir, Ihr werdet es nicht bereuen!"

„Kommt Ihr im Auftrage des Großkanzlers?" fragte die Prinzessin heftig. „Macht Ihr mir in seinem Namen ein förmliches Anerbieten?"

„Nein," entgegnete Terlon, „so verhält es sich nicht. Der Großkanzler erkennt in seiner Bescheidenheit sehr wohl den Unterschied zwischen einer Dame von Eurer hohen Herkunft und ihm selber. Daher hält er sich zurück, aber —"

„Nun," sagte die Prinzessin, indem sie sich erhob, „so brauche ich auch keine Antwort zu geben; aber zu Euch sage ich: ich werde es nicht thun; ich habe dégoût gegen eine solche Partie!"

Es war Klang in diesem „dégoût". Terlon schwieg, die Prinzessin sagte kurz „guten Morgen" und ging. Sie war so erregt, daß sie die schleichenden Fußtritte am andern Ende des Saales nicht vernahm, auch den Zipfel des Kleides nicht bemerkte, welcher hinter der spanischen Wand beim Kamin verschwand; als sie aber die Thür hinter sich geschlossen hatte, kam Katharina von Dirschau zum Vorschein. Sie eilte in ihr Zimmer, schrieb sofort ein kleines Billet und sandte es an ihren Freund, den Großkanzler. Er wurde also schnell von dem Stand der Sache unterrichtet, und es nützte Terlon nichts, daß er durch Schweigen die Niederlage zu verheimlichen suchte.

Die Prinzessin aber ging geradeswegs zur Königin, und ihr Eindringen war so heftig und respektswidrig, daß die gute Königin, um einem Skandal vorzubeugen, sogleich ihre Kammerjungfer fortschickte. Was giebt es denn?" fragte sie in verdrießlichem Tone.

Die grünen, mit rotem Atlas gefütterten Vorhänge des prachtvollen Bettes, die goldenen Fransen und all der andere Putz, welcher von dem vergoldeten Betthimmel herunterhing, gereichte den ziemlich unschönen Zügen der Königin Charlotte nicht zum Vorteile, besonders da sie diesen Morgen außerdem sehr bleich war. Der Blick ihrer braunen Augen konnte lebhaft und seelenvoll sein, aber in diesem Augenblick war er schlaff.

Die Prinzessin eilte an das Bett, umarmte und küßte die Königin krampfhaft, brach in heftiges Weinen aus und gab in kurzem Worten Erklärung über das Vorgefallene. Dann folgte ein so gewaltsamer Ausbruch, daß die Königin sich entsetzte.

„Daß man nie in Frieden sein kann — daß man durchaus verheiratet werden soll — daß mit einem wie mit einer Ware geschachert wird — daß man hingeworfen werden soll als ein Opfer für die Politik — es ist zum Rasendwerden! Erst hat man mich den Fürsten angeboten, und nun soll ich, verschmäht von meinesgleichen, zu dem Sohne eines Weinzapfers hinuntersteigen und die Nachfolgerin einer Jungfer Nansen werden!"

„Aber Amélie," rief die Königin aus, „bezähme Deine Heftigkeit; Du gleichst einer Furie, wie Du dort mit geballten Fäusten auf und nieder rennst."

Die Prinzessin eilte an das Bett, umarmte aufs neue die Königin, schluchzte, trocknete ihre Thränen und sagte: „Du hast recht; das ist meine Hauptsünde, ich weiß es. O, wie oft habe ich es Gott und mir selber gelobt, daß ich sie bezwingen wollte, und doch überrumpelt sie mich ein Mal über das andere."

„Aufrichtig gesprochen, liebe Cousine," sagte die Königin, „so verstehe ich in diesem Falle durchaus Deinen Zorn nicht. Es will Dich ja niemand zwingen, den Großkanzler zu heiraten. König Ludwig ist weit fort, seine Wünsche sind nicht Befehle für Dänemark. Du hast ‚Nein' gesagt, und damit ist das Lied aus."

„Eine Ahnung sagt mir, liebe Charlotte, daß Du im Irrtum bist," entgegnete die Prinzessin mit unruhigem Blick. „Du kennst diesen Mann noch nicht recht; er übertrifft alle anderen an Schlauheit, und seine Hartnäckigkeit ist unglaublich. Ich habe ihn beobachtet. Er hat jetzt in König Ludwig einen mächtigen Alliierten, und unseres großen Königs Arm reicht weit. Griffenfeld wird Deinen Gemahl für sich gewinnen, seinen Plan bis aufs äußerste verfolgen und —"

„Aber liebe Amélie," sagte die Königin, „hast Du denn ganz vergessen, daß wir im Begriff stehen, Griffenfeld eine andere Gemahlin zu geben? Er bekommt dennoch eine Prinzessin, das wird seinen Ehrgeiz befriedigen und — verzeih mir, daß ich es sage — Prinzessin Luise ist so niedlich und heiter, daß sie ihn vielleicht lehren wird, Dich zu vergessen."

„Aber er will sie nicht haben!" antwortete Tarent heftig.

„Sie nicht haben!" wiederholte die Königin. „Das will ich erst sehen, bevor ich es glaube. Ich darf eine Wette mit Dir eingehen, daß, bevor die Blätter im Herbst fallen, Prinzessin Luise als Gemahlin des Großkanzlers im Palais in der Kjöbmagerstraße sitzt, und sie könnte wahrlich ein geringeres Los in der Ehestands-Lotterie gezogen haben."

„Ob Monsieur Griffenfeld wohl wirklich eine Frau entgegennimmt wie einen Ring, eine Dose oder ein anderes Präsent, welches man ihm bietet?" fragte die Prinzessin bitter.

Die Königin sah sie überrascht an, schlug die Hände zusammen und rief aus: „Amélie, Du hast dennoch ein faible für ihn!"

„Mit nichten," entgegnete die Prinzessin, indem sie errötete, „Du mißverstehst mich ganz!"

„Nein," sagte die Königin bestimmt, „so verhält es sich; ich habe schon früher eine Ahnung davon

gehabt, und es wunderte mich nicht. Es besteht eine Geistesverwandtschaft zwischen Dir und Griffenfeld; er mußte Dich fesseln. Doch meine ich nicht, daß Du sterblich verliebt bist; so etwas liegt Dir fern; aber Dein Herz ist doch in Affekt gekommen. Dein Stolz hat indessen gesiegt; ich verstehe es und tadele Dich deswegen nicht, wenn Du nur mit Dir ganz im reinen bist."

„Das bin ich," antwortete die Prinzessin mit fester Stimme, aber mit bleichen Wangen.

„Amélie," sagte die Königin nach kurzem Schweigen, „ich würde an Deiner Stelle doch vielleicht anders gehandelt haben. Griffenfeld liebt Dich leidenschaftlich, das habe ich in seinen Augen gelesen. Eine so warme Liebe ist ein Wunder, und das doppelt bei einem Mann, wie er ist. Das, was Du verschmäht hast, ist ein Kleinod, um welches manche Frau Dich beneiden würde. Gott möge es mir vergeben — aber ich habe Augenblicke gehabt, da ich wünschte, daß ich nichts anderes sein möchte, als die Frau eines guten bürgerlichen Mannes, der mich liebte!"

Diesem Geständnisse, welches aus der Tiefe des Herzens der armen Königin kam, folgten neue Umarmungen und ein Strom von Thränen. —

Aber jetzt war das Los für Griffenfeld gefallen. Er ging zur Opferbank, nicht mit der Sanftmut eines Lammes, sondern mit Trotz und in großer Eile, so tief hatte La Tremouilles höhnische Abweisung ihn gekränkt. Er benachrichtigte unverzüglich die Königin-Witwe, daß er das gnädige Anerbieten mit Dank annehme und willens sei, Prinzessin Luise zu heiraten. Ein Kurier ging mit dieser erfreulichen Nachricht nach Berlin ab, die durch die Verzögerung irritierten Nerven des Herzogs Ernst und der Herzogin Augusta kamen zur Ruhe, und bald wußte alle Welt, daß des Weinzapfer Joachim Schumachers Sohn und ein Sprößling König Christians III. ein Paar werden sollten.

Fünfzehntes Kapitel.

Herzoglich.

Etwas Gutmütiges hatten der Herzog und die Herzogin. Sie waren nicht böse geworden auf König Christian, daß er ihnen bei seiner Thronbesteigung die Thür gezeigt hatte. In einer Reihe von Jahren waren sie König Friedrichs und Königin Sophie Amaliens Lieblinge gewesen, hatten die Majestäten umkreist wie die Planeten die Sonne und mit ihrer großen Suite von Dienern und Pferden auf Kosten des Hofes gelebt. Das waren herrliche Tage in Aranjuez! Aber jetzt war es ganz anders. Vier Jahre hatten sie, geplagt von Kreditoren, kümmerlich von den unzureichenden Einkünften aus ihren Gütern gelebt, bis jetzt endlich ihre alte Freundin, die Königin-Witwe, ihnen aufgeholfen, so daß sie Aussicht hatten, ihren fürstlichen Zustand retabliert zu sehen, wie Herzog Ern[illegible] nannte. Sie nahmen auch wahrlich die [illegible] und benutzten die Gelegenheit [illegible] durch Griffenfelds mächtiges Dazwischenkommen wurde die fest verschlossene königliche Hand wieder geöffnet. Der Herzog erhielt die eingebüßte Apanage zurück, es wurde ihm gestattet, aus Alsen ein eigenes Amt zu machen, ein kleines Gouvernement, und der König schenkte ihm den Elefantenorden, welchen Griffenfeld ihm überbringen mußte.

Der Anfang versprach viel, aber doch fühlte Herzogin Augusta sich nicht recht sicher, denn der Großkanzler war außerordentlich zurückhaltend. Er fragte äußerst selten nach Prinzessin Luise, hatte auch nicht selber an sie geschrieben. Ferner war es der Herzogin höchst auffallend, daß er sie noch nicht aufgefordert hatte, über seine Thürschwelle zu treten. Sie, die Mutter der Braut, mußte doch mit dem Hause bekannt gemacht werden, in welchem ihre Tochter wohnen sollte, und Gelegenheit bekommen, ihr Gutachten darüber auszusprechen, inwieweit alles zufriedenstellend sei, oder ob Veränderungen vorgenommen werden sollten.

Energisch und schnell in ihren Entschlüssen, wie die hohe Dame war, machte sie sich eines guten Tages auf und fuhr nach dem Palais in der Kjöbmagerstraße zu einer Zeit, da Griffenfeld, wie sie wußte, bei dem Könige zu sein pflegte.

Als sie bei dem Palais des Großkanzlers angekommen war und sich davon überzeugt hatte, daß Griffenfeld nicht anwesend war, ließ sie ihren Wagen einfahren und stieg aus. Darauf ließ sie den Haushofmeister, Monsieur Höyer, rufen und ersuchte ihn, sie durch das Palais zu führen. Monsieur Höyer wagte es natürlich nicht, der zukünftigen hohen Schwiegermutter seines Herrn dieses Ansuchen abzuschlagen, aber noch bevor sie mit der Wanderung zu Ende waren, verdroß ihn fast seine Gefügigkeit, so gründlich sah die Herzogin sich um und so genau erkundigte sie sich nach den Details der Haushaltung. Als Höyer, ärgerlich über die Vertraulichkeit ihrer fürstlichen Gnaden, zuletzt in bestimmtem Ton erklärte, daß jetzt nichts mehr übrig sei, welches zu sehen der Mühe wert wäre, sagte die Herzogin: „Ja, die Kinderstube! Führt mich doch hinauf! Ich werde nicht gehen, ohne das kleine Fräulein Charlotte Amalie begrüßt zu haben."

Es war Monsieur Höyer gleichgültig, wohin die Herzogin geführt werden wollte, wenn er ihrer nur quitt war, und er erfüllte daher sogleich ihren Wunsch.

Als sie in die Kinderstube eintrat, spielte die kleine Charlotte gerade mit ihren Puppen, und Madame Schumacher saß bei ihr und strickte an einem Strumpfe. Die Herzogin sah sogleich, daß die Puppen und alles andere Spielzeug von der kostbarsten Art war, sämtlich aus Paris bezogen. Es wunderte sie nicht, denn sie wußte, daß die kleine Charlotte sogar ihre eigene Karosse hatte, in welcher sie mit ihrer Bonne ausfuhr. Prinzessin Luise hatte es in ihrer Kindheit nicht so gut gehabt.

Madame Schumacher erhob sich und machte einen Knicks. Sie war sogleich von dem Besuche unterrichtet worden, aber doch hatte sie sich nicht vom Fleck gerührt. Ihre Miene war so fest, daß sie in den Augen der Herzogin an Unverschämtheit grenzte.



Daher beantwortete diese den Gruß nur mit einem Kopfnicken und ging gleich auf das Kind zu, umarmte und küßte es.

„Ein reizendes Kind, Madame!" sagte sie darauf.

„Weiß Gott, Ew. Durchlaucht," entgegnete die Alte, „sie gleicht ihrer guten seligen Mutter."

„Ja," sagte die Herzogin, „ich habe gehört, daß die verstorbene Frau Griffenfeld eine sehr anmutige und verständige Dame gewesen sein soll."

Marie Schumacher gab keine Antwort. Ihre beweglichen Züge nahmen einen festen Ausdruck an, welcher zeigte, daß sie sich schnell wieder zurückzog; aber die Herzogin ließ sich davon nicht anfechten.

„Ich habe mich ein wenig im Hause umgesehen," sagte sie, „und es hat mir Vergnügen gemacht. Der Großkanzler hat sich charmant eingerichtet, das muß man ihm lassen; bis auf einige Kleinigkeiten, welche geändert werden müssen, ist alles in schönster Ordnung. Ihr führt Eurem Sohn den Haushalt, Madame? Ihr legt wirklich Ehre damit ein."

„Nein, Durchlaucht," antwortete Marie Schumacher, „das ist längst vorbei. Ich habe weder Ehre noch Schande davon. Im Anfang meines Witwenstandes stand ich dem Haushalte vor, aber jetzt ist er mir über den Kopf gewachsen. Er hat ja einen Haushofmeister und so viele Lakaien, daß die Hälfte genügen würde."

„Nun," sagte die Herzogin herablassend, „es ist begreiflich, daß Ihr, die Ihr an kleine bürgerliche Verhältnisse gewöhnt seid, Euch hier nicht zurechtfinden könnt, und doch werden die Veränderungen, wie Ihr wißt, nun bald noch größer werden."

„Ja, man sagt so," entgegnete die Alte trocken; „aber das kann ich Ew. Durchlaucht versichern, daß wir weit glücklicher drüben waren in der Weinhandlung, da mein Sohn nur zwei Zimmer hatte und einen Burschen zur Aufwartung, und da ich nicht zu gut war, selber hinter dem Ladentisch zu stehen; und das will ich Ew. Durchlaucht rund heraussagen," fuhr sie fort, indem sie warm wurde, „wenn Eure Tochter, die Prinzessin, hier als Frau einzieht, so bleibt schwerlich Platz für mich. Nicht will ich Dienstfrau sein in dem Hause meines eigenen Sohnes, und daher ist es auch meine Absicht auszuziehen."

„Madame," rief die Herzogin aus, „Ihr seid eine sehr einfältige Frau! Wer denkt daran, Euch zu vertreiben? Meine Tochter hat ein gutes Herz, und wir haben sie gelehrt, das Alter zu ehren. Sie wird es verstehen, die Mutter ihres Gemahls mit Achtung zu behandeln, wenn diese sich dessen nicht selber unwürdig erzeigt."

Die Herzogin warf den Kopf in den Nacken, so daß der Federaufputz auf ihrem Hute zitterte, nickte Marie Schumacher zum Abschiede zu, und diese machte einen Knicks. Dann ging die Durchlaucht schnell aus der Stube, eilte die Treppe hinunter, ging durch den schönen Vorsaal und stieg in ihre Karosse. Einen Augenblick darauf befand sie sich im „Großen Leckerbissen", wo sie mit ihrem Gemahl wohnte, denn der König war nicht so gastfrei gewesen, ihnen Wohnung in dem Schlosse anzubieten. Der Herzog saß in seinem Zimmer und spielte Dame mit seinem Kavalier; als aber die Herzogin eintrat, brach er das Spiel ab, der Kavalier entfernte sich, und das hohe Ehepaar war allein.

Zwischen den beiden Eheleuten bestand ein merkwürdiger Gegensatz. Er war ein korpulenter Mann mit rotem Angesicht, kleinen matten Augen und kahlem Kopfe, sie eine schlanke Dame mit einem feinen, frischen Gesicht und schönen, lebhaften Augen. Sie sahen aus wie Vater und Tochter, und der Herzog hätte auch in Wirklichkeit fast der Großvater seiner Gemahlin sein können, denn er war sechsundsechzig Jahre alt, sie nur dreiunddreißig. Was einem indessen sofort klar wurde, wenn man sie zusammen sah, war, daß sie das Übergewicht hatte.

„Nun, Augusta," fragte der Herzog, indem er gähnte, „was habt Ihr denn ausgerichtet?"

„Ach, Ernst," entgegnete die Herzogin, indem sie sich auf den Stuhl setzte, den der Kavalier verlassen hatte, „das ist eine dumme Geschichte. Treffe ich dort eine alte einfältige Frau, die sich ungebührlich gegen mich benimmt, und das ist die zukünftige Schwiegermutter unserer Tochter."

Als der Herzog näheren Bescheid bekommen hatte von Marie Schumachers Auftreten, sagte er:

„Aber, meine Gute, wenn die brave Frau ausziehen will, so wird sie uns ja nicht genieren. Ihr solltet Euch freuen über ihre Insolenz. Seid Ihr zufrieden mit dem Hause und der Einrichtung?"

„Über alles Erwarten," entgegnete die Herzogin lebhaft. „Wir haben niemals so schön gewohnt; Luise wird es charmant bekommen; und welche Schätze hat Griffenfeld aufgehäuft! Was für kostbare Mobilien finden sich dort! Schmucksachen und Kunstgegenstände gehen in das Unendliche; das Silbergeschirr ist fürstlich. Er selber ist ja ein charmanter Mann und das Kind ist reizend, aber doch, Ernst, verdarb diese alte, bürgerliche Frau mir meine gute Laune. Sie sprach von der Weinhandlung dort an der Ecke, und ich mußte daran denken, was aus diesem Hause hervorgegangen ist — ein Tölpel von einem Bruder, er, der Kommissär auf dem Slotsholm, und eine Schar Schwestern, die alle bürgerlich verheiratet sind — wir lassen uns doch sehr herunter."

„Das ist es ja, was ich von vornherein sagte," entgegnete der Herzog mit schadenfrohem Lächeln; „aber damals ginget Ihr heftig vor, jetzt habt Ihr einen Anfall von Reue; was soll das nun bedeuten, mein Herz? Das Los ist gefallen; aber das kann ich Euch zum Troste sagen, daß der Großkanzler es versteht, sich seine zudringlichen Verwandten vom Leibe zu halten. Ich sah bisher nicht einen von ihnen an seinem Tische."

„Es ist mir ein unaussprechlicher Trost, das zu hören," sagte die Herzogin; wir müssen aber auf jeden Fall nehmen, was folgen wird und mit Griffenfeld werden wir wieder festen Fuß fassen. Wenn Luise erst das Herz ihres Gemahls gewonnen hat — und das wird ihr leicht fallen, so anmutig und insinuant sie ist — so werden wir Griffenfeld in der Hand haben, denn Luise ist eine zärtliche Tochter

und wird stets auf ihre Eltern hören; der König aber ist ja nichts anderes, als ein Echo von Griffenfeld, und so werden wir, mein lieber Gemahl, auch teil an der Herrschaft haben, ja sozusagen das Land regieren. Dann werden unsere guten Vettern von Plön, die so lange hochmütig auf uns herabgesehen haben, genötigt sein, zu Kreuz zu kriechen und ihre Zuflucht zu uns zu nehmen, wenn sie etwas erreichen wollen." —

Während die Herzogin Augusta so ihrer Phantasie freien Lauf ließ, saß Frau Magdalene Sybille in Griffenfelds Palais in der Kinderstube, die kleine Charlotte Amalie auf dem Schoße, während Marie Schumacher neben ihr stand. Frau Magdalene war gekommen, als die Herzogin eben fortgefahren war. Sie sprachen über die bevorstehende Verlobung.

„Ich glaube nicht daran," sagte Marie Schumacher. „Ihrerseits mag es heiß genug sein, aber aus ihm kann ich nicht klug werden, denn während jetzt alle von der Verlobung reden, spricht er selber kein Wort über die Angelegenheit."

„Aber, liebe Madame Schumacher," entgegnete Frau Magdalene, „die Sache ist durchaus abgemacht. Man hat an die Prinzessin geschrieben, welche von Berlin nach Augustenburg reist. Dort will die Herzogin sie treffen und sie selber nach Kopenhagen führen. Die Hochzeit soll im Juli auf Amalienborg stattfinden; die Königin-Witwe rüstet sie aus; in ihrem neuen Theater soll ein Ball gegeben werden; ja, Professor Morhoff in Kiel hat bereits im Namen der Universität ein Hochzeitsgedicht verfaßt, welches gedruckt worden ist."

„Ih!" rief die Alte aus, „hat es gedruckt gestanden, so muß es ja wahr sein; aber das ist gewiß, liebe kleine Frau, daß hier im Hause kein Wort darüber gesprochen worden ist, und niemals habe ich meinen Sohn in so schlechter Laune gesehen."

„Das ist sehr sonderbar," entgegnete Frau Magdalene, aber sie dachte: er bereut es und kann jetzt nicht mehr entschlüpfen. Der arme liebe Bruder, er bedarf des Trostes. Jetzt kann ich ihm etwas sein; auf jeden Fall will ich wissen, wie es eigentlich mit ihm steht. Er soll nicht allein stehen, trostlos und ratlos. Ich bin ihm für manche Wohlthaten Dank schuldig, ja, ich schulde es Katharinens Andenken, daß ich zu ihm halte; ich werde baldigst zu ihm gehen!

(Fortsetzung folgt.)

Moderne Ehen.

Roman

von

H. Schobert.

(Fortsetzung.)

„Herr von Grohnen," sagte Dita erschrocken und legte ihre Hand wie festhaltend auf seinen Arm. Er beugte sein Haupt noch tiefer und drückte die Stirn gegen die warme, weiche Hand, in der das Blut so ruhig und gesund pulsierte.

„Wenn das Kind nicht wäre!" stammelte er endlich. „Aber diese Mutter! — Diese Mutter, die sich da nebenan frivole Anekdoten erzählen läßt, die sie belacht, und deren nachahmungswertes Ideal eine Stefanie von Brynken ist! — Ich habe es ja bis jetzt ertragen, aber erst seit ich Sie kenne, habe ich den ganzen Abgrund des Elends, in dem ich lebe, ermessen gelernt." Seine Stirn drückte fester auf ihrer Hand.

Langsam aber unwiderstehlich zog sie die Hand zurück. Auf ihren Wangen brannte Glut, dennoch behielt ihre Stimme den weichen, beruhigenden Klang, den sie besaß, wenn es galt, einen Leidenden zu trösten. „Das hätten Sie nicht sagen sollen, Herr von Grohnen," sie that ein paar Schritte seitwärts, doch so, daß sie noch immer in seiner Nähe blieb. „Es müßte mich kränken, wenn ich nicht wüßte, wie Ihnen zu Sinne ist. Nichts wird jemals zwischen meinen Gatten und mich treten, kein Wort, kein Blick, den ich vor ihm verheimlichen müßte . . ."

„Nichts?" wiederholte er düster fragend.

„Nichts!"

„Auch keine Frau?"

„Er ist mein," sagte sie energisch. „Ich werde um ihn kämpfen bis zum letzten Atemzuge. O, mein lieber Herr von Grohnen, ich brauche vielleicht einmal einen Freund — versprechen Sie mir, daß Sie mir dieser Freund sein wollen."

„Steine statt Brot," sagte er dumpf.

Sie sah ihn an, wieder waren ihre Augen thränenschwer. „Konnten Sie mich wirklich so tief stellen?" fragte sie leise, fast vorwurfsvoll.

Da nahm er ihre Hand und küßte sie. Inbrünstig, gerade als berühre er mit seinen Lippen etwas Heiliges. Sie blickte auf den gesenkten Kopf, zwei Thränen lösten sich und fielen auf den Scheitelstreifen in dem dunklen Haar. Sie hätte so gern getröstet, so gern geholfen, aber wie vermochte sie das, die sich selbst nicht einmal zu helfen wußte!

„Alexander!" Sie fuhren auseinander; zwischen der Portiere stand Alma und sah mit wütenden Augen auf das Paar vor sich.

„Da hätte ich ja lange warten können, ehe es Dir beliebte, Dich nach mir umzusehen, wenn Du Frau von Antlau derartig den Hof machst . . ."

Sie kam nicht weiter. Er trat hart neben sie und ergriff ihren Arm. Sein Gesicht sah so drohend



aus, daß sie schwieg und sich ohne Widerstreben von ihm fortführen ließ, nachdem er Dita noch eine tiefe, ceremonielle Verbeugung gemacht hatte, die sie ebenso erwiderte. Und doch, als er nun gegangen, wurde ihr das Herz weich. Nicht etwa, daß ihr der Gedanke kam, sie hätte anders handeln können, aber der Stolz der Frau regte sich in ihr, daß sie ohne ihr Zuthun ein Herz gefunden, das ihren Wert erkannt hatte. Und wenn ihr Mitgefühl für ihn noch wärmer werden konnte, so war es heut abend geschehen, wo sie erfahren, daß nicht kaltherzige Berechnung, sondern Sohnesliebe und augenblickliche Schwäche ihn in dies unerträgliche Joch gespannt hatten.

Sie mußte an Cedrik denken. Ein wenig mehr Herz und Gemüt bei ihm, wie glücklich würde sie das machen! Aber beides läßt sich nicht geben, sie mußte versuchen, ohne das fertig zu werden.

Während sie die Lichter am Klavier löschte, trat ihr Mann über die Schwelle. „Also hier finde ich Dich endlich," sagte er weinselig, breitbeinig unter der Portiere stehen bleibend. „Brynkens und die andern sind fort — wir wußten ja nicht, wo Du eigentlich steckest. Na, ich bin froh! Langweiliger Zauber! Wenn Stefanie nicht noch ein wenig Leben in die Bude gebracht hätte; nicht zum Aushalten, sage ich Dir."

Dita wandte sich zu ihm: „Möchtest Du, daß ich wie Stefanie gewesen wäre?"

Erst sah er ganz verblüfft aus, dann lachte er laut auf. „Was Dir einfällt, liebe Maus! Du bist doch meine Frau! Die Baronin Antlau darf sich nicht amüsieren wie Stefanie von Brynken, das wäre ein Unding!"

„Aber Ihr zieht sie uns vor," sagte Dita leise.

Er trat nahe zu ihr und legte den Arm um ihre Taille. „Ja, siehst Du — das kann manchmal schon sein," entgegnete er mit einem kleinen Anflug von Nachdenken. „Ich weiß selber nicht wie das so kommt. Man braucht sich eben blutwenig zu genieren und dabei hat die Sache doch ihre Grenzen." Er unterbrach sich und lachte laut auf. „Warst Du eifersüchtig, Maus?"

Sie zog mit spitzen Fingern die Rose aus seinem Ärmelaufschlag, unter dem sie sich markierte. „Es giebt häßliche Flecken auf dem hellen Stoff," entschuldigte sie sich mit zitternder Stimme, „darf ich sie fortwerfen?"

Er sah auf den abgebrochenen Blumenkelch mit ziemlich gleichgültigem Ausdruck. „Wenn Du meinst, ich habe nichts dagegen."

Sie schleuderte die Rose in den fernsten Winkel, dann fiel sie ihrem Mann um den Hals. „Wie unsäglich lieb habe ich Dich doch!" flüsterte sie mit Thränen in den Augen und drängte sich fest an ihn. „Du ahnst es nicht einmal, Cedrik."

„O doch!" Er gähnte mit recht ausdrucksvollen Lauten unter ihrer Zärtlichkeit. „Du bist eine famose kleine Frau. Aber weißt Du, nun laß uns zu Bett gehen, es ist höchste Zeit."

Am nächsten Morgen, als Stefanie noch kaum vom Schlaf erwacht war, saß Alma von Grohnen schon an ihrem Bett, mit unfrisierten Haaren und in nachlässigem Negligé.

„Sie können es mir glauben, Stefanie," sagte sie weinerlich, „es ist nachgerade unerträglich! Immer schon habe ich mir diese Dita als Vorbild hinstellen lassen müssen, und gestern abend fand ich meinen Mann im zärtlichsten tête-à-tête mit ihr! Es sah geradezu kompromittierend aus! Als ich aber Alex etwas davon sagte, wurde er so wild wie ich ihn noch nie gesehen habe. Ich will mir das aber nicht alles gefallen lassen."

Stefanie richtete sich auf dem Ellenbogen auf.

„Liebes Kind, es wäre viel vernünftiger, Sie hätten mich ruhig schlafen lassen und sich selber noch Ruhe gegönnt, als mir mit solchen Ammenmärchen zu kommen."

„So halten Sie es für ganz ausgeschlossen, daß Alex in die Antlau verliebt ist? Ich sage Ihnen, Stefanie —"

„Bitte, sagen Sie mir gar nichts. Verliebt! Wer bezweifelt das? Männer sind meist in das verliebt, was sie nicht haben können. Aber die Sache ist ungefährlich. Für Ditas Tugend garantiere ich."

Alma biß ein wenig an den Nägeln. Endlich sagte sie: „Das ist alles recht schön und gut, aber Alex hat nicht das Recht, sich in eine andere zu verlieben, sollte ich meinen. War ihm zuerst mein Geld notwendig, so habe ich jetzt dafür Rechte an ihn."

„Liebes Kind," sagte Stefanie gelangweilt, „erzählen Sie das alles lieber Ihrem Gatten als mir! Übrigens wollte er Sie ja schon vorher wegführen, Sie wollten aber nicht."

„Fällt mir auch gar nicht ein, immer nach Alex' Pfeife zu tanzen. Er ist meist unausstehlich."

„So gönnen Sie ihm doch diese platonische Anbetung."

„O," rief sie empört, „das thue ich gewiß nicht. Ich passe schon auf, und wer von ihnen beiden von mir ertappt wird, der soll es mir büßen."

Die Brynken gähnte. „Liebe Alma, mich langweilen solche ehelichen Eifersüchteleien tödlich. Sehen Sie je etwas dergleichen bei mir?"

Aber Frau von Grohnen nagte an ihren Fingern wie ein boshaftes Kind und redete weiter.

„Der Lore werde ich den Auftrag erteilen, aufzupassen, ob mein Mann, wenn er nach Hause kommt, nicht vorher Frau von Antlau besucht, er hat es ja so bequem."

Stefanie richtete sich auf den Ellenbogen in die Höhe. „Ei, ei, Puttchen," sagte sie interessiert, „woher kommen Ihnen denn derartige Gedanken? Haben Sie das etwa selber probiert?"

Alma fuhr entrüstet auf. „Wie können Sie das für möglich halten, Stefanie! Ich! Nein, das thäte ich unter keinen Umständen, dazu bin ich denn doch eine zu gut erzogene Tochter gewesen."

Die Brynken lachte.

„Wären Sie wirklich imstande, mir so etwas zuzutrauen?" fragte Alma, noch immer in tugendhafter Entrüstung.

„Nein, gewiß nicht, beruhigen Sie sich nur," entgegnete Stefanie spöttisch. „Die Unversuchten sind

stets die Empfindlichsten, wenn sie ihre Moral gefährdet glauben. Das ist eine alte Geschichte. Im übrigen bin ich überzeugt, daß Ihnen wirklich und wahrhaftig keine Gelegenheit dazu wird."

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

„Theo war hier und wollte Dich sprechen, ich versprach ihm, Dich gleich herunterzuschicken," empfing Dita ihren Gatten ein paar Tage später. „Er sagte mir, es wäre eilig."

„Theo?" wiederholte Cedrik gedehnt. „Was in des Teufels Namen hat der so Pressantes? Wir sahen uns doch erst gestern abend."

„Ich weiß es nicht. Willst Du noch vor Tisch gehen. Soll ich mit dem Essen warten?"

„Sei so gut. Wichtiges kann es ja unmöglich sein." Er stürmte fort. Aufgeregt und auf etwas Unangenehmes gefaßt. Jede Botschaft von Theo pflegte irgend etwas für ihn Ärgerliches zu haben. Zu seiner angenehmen Überraschung fand er seinen Vetter ganz behaglich im Schaukelstuhl sitzend und rauchend, er sah durchaus nicht erregt aus.

„Da bist Du ja," sagte er, ohne seine Pose zu ändern. „Mach Dir's bequem, alter Junge, ich habe Dich deshalb extra in meinem Zimmer empfangen."

„Du warst bei uns oben. Ist es irgend etwas Unangenehmes?" fragte Cedrik, der Aufforderung folgend, sich auf die Chaiselongue werfend.

„Na, etwas Angenehmes springt bei diesem verdammten Dasein doch selten heraus. Des Pudels Kern: wir brauchen Geld und zwar sofort. Rechne auch nicht mit ein paar Hundert, damit ist es nicht abgethan."

„Ah!" fuhr Cedrik auf, ganz rot im Gesicht, die Cigarette von sich schleudernd, „Du weißt genau, daß das momentan über meine Kräfte geht! Unsere Rechnung war doch auch ganz anders."

„Jawohl, wenn alles geklappt hätte. Aber halte Du einmal Dein Pech auf, wenn es loslegt! Unser Trainer hat sich heute vormittag bei der Arbeit mit Omar überschlagen, ist dann vom Huf gegen den Schädel getroffen worden, und liegt nun mit einer netten Gehirnerschütterung im Krankenhause — auf unsere Kosten natürlich. Ich habe zwar schon einen anderen, viel besseren in Aussicht, aber der kostet das Doppelte."

„Verdammt!" rief Cedrik mit dem Fuße aufstampfend. „Der verwünschte Rennstall!"

„O," machte Theo gedehnt. „Du hast ihn satt? Schon? — Ich gebe zu, wir haben Pech gehabt, aber es ist doch noch nichts verloren. Unser Material ist vorzüglich. Auf den Frühjahrsrennen holen wir alles nach."

„Und bis dahin?" fragte Cedrik heiser. Er hatte den Kopf in die Hand gestützt und sah zu Boden.

„Halten wir uns über Wasser, coûte qui coûte."

„Wie soll ich das machen? Ich habe keine Barmittel mehr. Die Zin[illegible]gelegten Kapitals meiner Frau gehen [illegible] an ihre Adresse, seitdem das flüssige Geld verbraucht ist. Ich kann das Dita nicht nehmen — wir brauchen es auch für uns."

„Dann," sagte Theo, kaltblütig die Asche seiner Cigarre abknipsend, „bleibt uns nichts übrig als den Rennstall aufzugeben. Das ist doch Deine Meinung, nicht wahr?"

Erschrocken blickte Cedrik auf. „Um Gottes willen nicht. Denke doch, was die Welt dazu sagen würde! Ich wäre ja völlig blamiert und alles Geld auf die Straße geworfen. Es muß noch einen anderen Ausweg geben, Theo. Es muß!"

„Vor allen Dingen habe ich ja nun einmal Deine Meinung," sagte Brynken sich leise schaukelnd. „Nun können wir ruhig erwägen. Vergiß auch nicht, lieber Junge, daß ich schließlich mit dazu gehöre, wenn auch nicht mit barem Gelde, so doch mit meiner Arbeitskraft und meinem Verständnis. Einfach hinauswimmeln, wenn es Dir einmal so paßt, lasse ich mich nicht. Wir sind gewissermaßen solidarisch geworden. Und Du hättest in schlechtere Hände fallen können, my boy, denke ich. Jetzt heißt es also verständig überlegen. Was meinst Du?"

„Ich meine nichts weiter, als daß ich kein bares Geld mehr habe," wiederholte Cedrik etwas verschnupft durch Brynkens hohen Ton.

Dieser lächelte leicht. „So müssen wir vor allen Dingen die Kosten zu verringern suchen. Das minderwertige Material losschlagen und uns nur auf die beiden am weitesten vorgeschrittenen und voraussichtlich besten Pferde konzentrieren. Ich denke Schaitan und Omar. Da dürfen wir denn aber auch nicht knausern; der Trainer muß zu uns, er ist ein Juwel."

„Und wovon wollen wir ihn bezahlen?" fragte Cedrik eigensinnig.

„Gott im Himmel, die paar Wintermonate hindurch!?"

„Die vergangenen paar Monate haben ein Vermögen verschlungen."

„Gut. Das wird alles wieder eingeholt werden, ich garantiere Dir's. Bist Du augenblicklich bei Kasse, Cedrik?"

„Nein, gar nicht," grollte der Offizier.

„Aha, daher Deine Misantropenlaune! Ich habe gestern abend im Klub Glück gehabt. Teilen wir." Er erhob sich, öffnete seinen Schreibtisch und schob Cedrik ein paar Hundert Markscheine entgegen. „Gleiche Brüder, gleiche Kappen," sagte er dabei scherzend.

Das Wort berührte den Offizier unangenehm, etwas in ihm lehnte sich plötzlich gegen seinen Vetter auf, es kam ihm vor, als würde er herabgezogen. Und doch, wie oft hatte er Theo die gleiche Gefälligkeit erwiesen. Wie oft! Unter dieser Erinnerung steckte er das Geld ein, aber immer noch mit verdüstertem Gesicht.

„Für Deine Frau schaff Dir erst mal ein anderes Aussehen an," sagte Theo lachend, „sie glaubt sonst, wir sind schon ganz pleite, und etwas steckt ihr doch die Kaufmannsnatur in den Gliedern, das ist einmal nicht anders. Und dann, à propos, Cedrik, was

thust Du denn so kläglich? Du bist ja doch nicht einzig von Deiner Frau abhängig. Du hast doch selbst Geld. Kündige Hans Henning Dein Kapital, etwas Einfacheres, das uns gleichzeitig aller Sorgen enthebt, kann es ja nicht geben."

Cedrik nagte an seinem Schnurrbart. „Das kann ich nicht," sagte er kurz.

„Du kannst das nicht? Ist denn Hans Henning etwa Dein Vormund? Oder hast Du ihm Dein Kapital geschenkt? Einen anderen Grund finde ich nicht."

Der junge Offizier ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab; es wurde ihm augenscheinlich schwer zu sprechen, aber er stand zu sehr unter Brynkens Einfluß, um schweigsam zu bleiben. Widerwillig sagte er endlich:

„Als ich damals heiratete, versprach ich Hans Henning, mein Kapital nicht vor zehn Jahren zu kündigen. Die Zeiten sind jetzt schlecht für die Landwirtschaft."

Theo ließ klirrend das Messer, mit dem er bis jetzt gespielt, auf den metallnen Leuchter der vor ihm stand, herabfallen, es gab einen scharfen Klang, und ebenso scharf war sein Lachen.

„Ah, Hans, der schlaue Fuchs, hat sich gesichert! Wahrhaftig ein feinerer Schachzug als ich ihm zugetraut. Ja, man lernt eben nie aus! Und Du hast Dich also, auf gut deutsch gesagt, von dem teuren Bruder übertölpeln lassen."

„Welch ein Ausdruck, Theo!" fuhr Cedrik auf.

„Ach Larifari, ich nenne jedes Ding beim rechten Namen, und ich sage Dir, Du wärst in Deine eigene Tasche hinein ein Thor, wenn Du Dich an diese Abmachung hieltest."

„Er hat mein Wort," sagte er heiser, „das kann ich nicht brechen."

„Also nichts Schriftliches?"

„Mein Wort genügt ihm und mir," sagte Cedrik stolz.

„Old boy, das ist eine verfluchte Sache mit dem Wort halten! Ich setze voraus, wo es sich um Deine Existenz handelt, bist Du klug genug, Dich Deines Wortes zu entbinden."

„Mit welchem Recht traust Du mir eine solche Ehrlosigkeit zu?" brauste Cedrik auf.

„Mit dem Recht eines vernünftigen Mannes," versicherte Theo kühl. „Handelt es sich um Dich und ihn, sorge natürlich zuerst für Dich, das gebietet der gesunde Menschenverstand. Stelle Hans die Sachlage vor und er wird es selbst einsehen."

„Niemals! Hans Henning war stets gegen meine Rennpassionen."

„Er wird Dir also mit dem Brustton der Überzeugung eines echten Philisters raten: Gieb die Geschichte auf, wirf nicht gutes Geld einer verlorenen Sache nach, nicht?"

„So ungefähr," gab Cedrik kleinlaut zu.

„Nun, und Du fügst Dich als guter Junge natürlich," höhnte Theo.

Cedrik schwieg.

„Ich aber sage Dir," fuhr er fort, die Hand fest auf die Schulter seines Vetters legend, „thue es nicht, harre aus! Du bist es mir und meiner Frau, Du bist es Dir selbst schuldig. Im Frühjahr ist alles ausgeglichen. Wir siegen, verkaufen unsere Sieger teuer, kurz, es kann uns nicht fehlen, dann gieb meinetwegen Hans Henning Dein Kapital zurück, aber vorläufig habe wenigstens den Mut Deiner Handlungen, das kann ich von Dir erwarten."

Cedrik senkte den Kopf; ihm war es, als hinge eine eiserne Kette an seinem Bein, deren Ruck er eben gespürt, als wolle sie ihn zu Boden reißen, und es gälte seine ganze Kraft, nicht zu stürzen. Das Gute in ihm bäumte sich mit aller Gewalt noch einmal auf.

„Denke an einen anderen Ausweg, das kann ich nicht thun!"

„Einen anderen Ausweg! Du bist gut. Als ob das so leicht wäre! Mir scheint wirklich, Du siehst die Sache von einem ganz falschen Gesichtspunkt an. Hans Henning wird Dir Dein Kapital oder einen Teil davon anstandslos geben, wenn er hört wie die Sachen liegen, schon um Dita das ihrige zu retten. Schreib nur."

Cedrik ballte die Fäuste und drückte sie gegen die Augen. Von Theo von Brynkens Willen ging eine eigentümliche Kraft aus, der er stets unterlag, sobald es sich um etwas Wichtiges handelte. War doch seine Ehe mit Dita auch nur mittelst dieser Kraft geschlossen. Er begriff mit dumpfem Erschrecken, daß er Theo mit Leib und Seele verfallen war, daß er mit seinen Augen sehen mußte, ihm folgen, wenn er riet, und in diesem Ohnmachtsgefühl sah er sich schon im Geiste sein Wort brechen, an Hans Henning schreiben . . . Er seufzte tief auf.

„Was für ein Schwachmatikus Du doch bist, Cedrik," sagte Theo lächelnd, „aber im Ernst, es handelt sich um einen raschen Entschluß. Kann ich auf Dich rechnen?"

„Ich werde überlegen." Es klang dumpf, aus gepreßter Kehle.

Stefanie öffnete die Thür. „Es will Dich jemand sprechen, Theo."

„Gut. Unterhalte Du einstweilen Cedrik," sagte er, das Zimmer verlassend, mit einem leisen Lächeln über den Zufall, der ihm so sehr zu Hilfe kam.

„Was ist geschehen, Cedrik?" fragte Stefanie, erregt auf den Zurückbleibenden zutretend.

Er wehrte sie fast schroff ab. „Nichts! — oder eigentlich doch — wir sind so gut wie ruiniert."

Sie umklammerte seinen Arm, große Thränen standen in ihren Augen. „Ich ahnte es, o, ich ahnte es!" stöhnte sie mit wogender Brust. „Aber das darf nicht sein! Leide es nicht, Cedrik! Ich kann nicht wieder zurück in das Elend, dem Du mich jetzt endlich entrissen. Ich ertrage es nicht, ich muß daran sterben! Erbarme Dich, Cedrik!"

Er sah ganz verwundert in ihr verstörtes Gesicht. „Was redest Du nur, Stefanie?" fragte er endlich.

Sie strich mit dem Tuch über Stirn und Augen, mit Gewalt wollte sie die entstellende Erregung bemeistern. „Ich habe Dich so lieb — so unmenschlich lieb," entgegnete sie endlich mit bebender Stimme, „daß ich es nicht einmal auszudenken vermag, daß

Dir etwas Schlimmes geschieht. Theo ist mitleidslos; das weiß ich wohl."

„Es handelt sich nur um Geld," sagte er zerstreut.

„Ja, aber dies Geld ist das Fundament für unser Leben, unser Glück," sie rang die Hände und nagte nervös an der Unterlippe. „Du magst dies Glück gar nicht einmal fühlen und begreifen, aber ich — ich thue das! Wer so leidenschaftlich gehungert und gedürstet hat nach Liebe wie ich, der giebt nichts wieder auf von dem, was er sich einmal errungen ... Und so will ich Dich festhalten, Cedrik, geliebter Cedrik, so lange ich noch die Kraft dazu in meinen Händen habe."

„Stefanie," sagte er, unangenehm berührt durch ihre Heftigkeit, ihre umklammernden Arme von sich drängend. „Du bist gräßlich excentrisch. Wir sprechen hier von Geld, und Du kommst mir mit Deiner Liebe. Glaube mir, Maus, momentan steht mein Sinn gar nicht danach. Aber," als er ihr todbleiches Gesicht gewahrte, „so seid Ihr Frauen! Immer an unrechter Stelle zärtlich. Von uns beiden ist ja gar keine Rede vorläufig."

Sie trat von ihm weg wie erkältet, nur ihre Augen blieben mit wildem Feuer an ihm hängen. „Schmähe nur meine Liebe zu Dir, sie ist doch mein Stolz, sie entsühnt mich vor mir selber," sagte sie ernst, „und ich erinnere Dich daran, Cedrik, daß ich auch Rechte an Dich habe. Kraft dieses Rechtes bitte ich Dich, folge Theo, er ist klug und hat Glück."

„Du weißt?" fragte er erstaunt.

„Natürlich, ich horchte. Sieh mich deshalb nicht so entsetzt an, ich weiß genau, warum ich es that." Und dann legte sie ihre Arme um seinen Hals. „Ich bitte Dich, Cedrik, sei vernünftig."

Mit einem schweren Seufzer löste er sich von ihr. Er fühlte sich bedrückt und beklommen, nirgends sah er einen Ausweg.

„Ich werde doch an Hans Henning schreiben müssen," dachte er mit innerem Schauder. „Vielleicht hat er es damals gar nicht so ernst gemeint und hilft mir gern. Ich bin Brynkens gegenüber am Ende auch verpflichtet." Und die Kette am Bein klirrte immer deutlicher, aber er wollte sie nicht mehr hören, wenigstens nicht mehr daran denken. —

Hans Henning starrte auf den Brief seines Bruders, der in ziemlich rigorosem Ton — so, als verwahre sich der Schreiber schon von vornherein gegen jedes Nein — abgefaßt war. Er traute seinen Augen nicht recht. Ihm stand die Scene noch deutlich in der Erinnerung, wie Cedrik am Tage seiner Hochzeit ihn aus freien Stücken aufgesucht, um ihm mit dem alten, liebevollen Ton, den ehrlichen Augen zu sagen: „Alter Hans, habe nun keine Sorgen mehr um mein Kapital. Setze Dich mit Berta auseinander, wenn es Dir paßt, und vergiß vorläufig einmal, daß Du einen leichtsinnigen Strick von Bruder gehabt hast, der Dir stets im ungeeignetsten Moment mit seinen Forderungen kam. Dita ist reich, Du sollst nun wenigstens vor mir Ruhe haben. Ist es Dir recht?"

Hans Henning [illegible] darauf mit einem Seufzer der Erleichter[illegible] Cedrik herzlich die Hand gedrückt. „Recht? Du weißt gar nicht, was für eine Last Du mir damit vom Herzen nimmst! Aber ich muß mich dann auch darauf verlassen können, ganz fest; ich realisiere dann ein Projekt, was mir schon lange am Herzen liegt, und ..."

„Mein Wort darauf, Hans Henning."

„Und Du bist ganz sicher, daß Du es halten kannst?"

„Wann brach jemals ein Antlau sein Wort?"

Er meinte noch die klingende Stimme zu hören, das Funkeln der sonnigen Augen zu sehen, als er ihm so gegenüber stand. Damals war es März gewesen, jetzt schlug Januarschnee und Regen an die Fenster des Schlosses. Eine viel zu kurze Zeit, um aus einem Ehrenmann das Gegenteil zu machen, dachte Hans Henning. Das Wort eines Mannes war heilig, mußte heilig sein, gleichviel, ob es unter Fremden oder Brüdern gegeben war.

„Ich muß Klarheit haben," sagte er sich, halb erzürnt, halb kummervoll. „Brynkens unheilvoller Einfluß wird ihn geblendet haben, aber ein Wort von mir muß genügen, ihm die Augen zu öffnen. Ob Dita glücklich mit ihm ist?"

Zum ersten Mal gestattete er sich ein Nachhängen über diesen Gedanken, bis jetzt hatte er es ängstlich vermieden, und da fiel ihn plötzlich heftige Reue an. Hatte er recht gethan, daß er sich so gänzlich von dieser jungen Ehe ferngehalten? Wär's nicht vielmehr seine Pflicht gewesen, mit den Augen eines treuen Beraters ab und zu hineinzublicken in das allmähliche Zusammensicheinleben zweier Menschen, deren Grundcharakter doch so verschieden war? Er hatte sich vor den Schmerzen gefürchtet, die es ihm brachte, Dita als die Gattin seines Bruders zu sehen, aber hatte er ein Recht dazu, nur an sich zu denken?

Von Cedriks Rennstall hatte er durch Verny, dieser wieder durch den Birkenwalder gehört; sein Bruder hatte ihm nichts davon geschrieben, er deshalb auch gegen ihn nichts erwähnt. Ein Leichtes, da sie nur wenig miteinander korrespondierten. Der Birkenwalder hatte sich über den großen Train ziemlich absprechend geäußert und behauptet, nur Brynken bringe dabei sein Schäfchen ins Trockene ... Das fiel ihm jetzt alles schwer auf die Seele.

Am nächsten Tage war er in der Stadt.

„Der Herr Lieutenant sind noch im Dienst, die gnädige Frau ausgegangen," meldete der öffnende Diener. Das war Hans Henning gerade recht. Er ging durch die einsame Zimmerflucht und schaute sich das elegante Heim des jungen Paares an, überall merkte man die sorgende Hand der Hausfrau.

„Hier muß das Glück wohnen," dachte er, sich in Ditas lauschigem Wohnzimmer, in dem das Kaminfeuer brannte, mit umflorten Augen umsehend und an sein ödes Haus denkend. „Ich bin ein Thor, mir Gedanken zu machen! Diese Frau bezwingt jeden Mann durch den Adel ihrer Gesinnung, durch ihre Herzenswärme, durch ihr ganzes keusches Selbst. Cedrik wird sich gescheut haben, von ihr Geld zu verlangen, deshalb wendet er sich lieber an mich. Ungern — das kennzeichnet der Ton seines Briefes —

aber um dieser Feinfühligkeit seiner Frau gegenüber soll ihm verziehen sein."

„Hans Henning — Du!!" rief Cedrik mit sehr gemischten Gefühlen, als er eine Viertelstunde später dem Bruder gegenüberstand. „Wo in aller Welt kommst Du her?!" Der Ton verriet ebensoviel unangenehme Überraschung wie die Worte.

„Direkt aus Antlau, selbstverständlich! Hattest Du eine andere Wirkung Deines Briefes erwartet?" sagte Hans Henning, seine Empfindlichkeit unterdrückend.

„Das heißt also, Du willst mir mit einem ‚Nein' kommen?" Cedriks Stimme klang gereizt, energischer geschleudert wie sonst flogen seine Sachen hierhin und dorthin.

„Ehe wir darauf kommen, giebst Du mir wohl die Hand zur Begrüßung. Wir sahen uns lange nicht."

Cedrik errötete ein wenig. „Du hast recht, alter Hans! Verzeih! Aber man hat auch so verdammt vielen Ärger, daß der Teufel bei guter Laune bleiben kann."

„Mit Deinem Rennstall?"

„Auch im Dienst! Das ist ein Gehudle und Genörgle, daß einem wirklich die Laus über die Leber laufen muß. Die Menschen sind alle verrückt geworden."

„Vielleicht liegt es an Dir, Cedrik. Wir sind nur zu sehr geneigt, unsere eigenen Stimmungen anderen unterzuschieben. Du scheinst mir sehr gereizt."

„Bin ich auch, Hans! Fuchsteufelswild! Aber wer ist daran schuld? Ich wahrhaftig nicht. — Du stehst ja noch immer, Hans? Setze Dich doch! Hier sind Cigarren, Cognac — oder willst Du etwas essen?"

„Nein, nein! Ich will mit Dir reden, Cedrik."

Des Lieutenants Gesicht wurde dunkel wie ein Gewitterhimmel. „Spare Dir's, Hans; ich kenne die ganze Litanei schon vorher auswendig! Das hilft jetzt alles nichts, ich sitze fest. Ich muß, begreifst Du, ich muß mein Wort brechen."

„Cedrik, man ist Dir nicht mehr sehr gewogen in Deinen Kameradenkreisen, Du bist großthuerisch und prahlerisch geworden, Dein Verkehr mit Brynkens zieht Dich herab, laß Dich warnen, ehe es zu spät ist."

„Von wem hast Du das alles?" Er ballte die Faust.

„Ich will ganz ehrlich sein, vom Birkenwalder. Richte Dich danach, wenn er recht hat, lieber Bruder."

„Recht? Soll ich mich etwa jeder Meinung, jedem albernen Geklatsche fügen? Morgen ärgert jemand meine Nase, soll ich sie deshalb abreißen?" höhnte er.

„Ich bitte Dich, sei nicht unnötig gereizt. Jeder muß wissen, was er thut! Ich hielt es nur für meine Pflicht, Dir das zu sagen . . ."

„Der Teufel hole diese Heuchelei von Pflicht! — Pflicht —" höhnte er noch einmal. „Ich kann niemand den Mund stopfen, warum muß ich auch noch zu hören bekommen, was Hinz oder Kunz über mich raisonniert. Es verdirbt gerade noch das letzte bißchen Laune, mit dem man dem verdammten Leben gegenübersteht."

Hans Henning stand plötzlich auf, trat auf seinen Bruder zu und legte ihm die Hand auf die Schulter, während er ihn fest ansah.

„Bist Du glücklich in Deiner Ehe?" fragte er ernst mit stockendem Atem.

„Glücklich? Natürlich, Hans! Welche Idee! Dita ist eine famose Frau. Wenn sie Dir ein bißchen vorlamentiert, daß sie so viel allein ist, so macht das nichts; in dem Punkt sind alle Weiber wie die Kinder. Aber wahrhaftig, sie kommen im Leben eines Mannes doch erst in zweiter Linie; das merkt man erst recht, wenn man verheiratet ist."

Aus Hans Hennings Augen fuhr ein Blick des Zorns.

„Du bist leider sehr verändert, Cedrik."

„Meinst Du, alter Hans? Ach, das ist Einbildung, mich drückt jetzt nur das Geld. Kannst Du es mir geben?"

„Ich hatte mich auf Dein Wort verlassen, Cedrik. Es ist schwer, beinahe unmöglich für mich."

„Dachte ich es doch," fuhr Cedrik auf. „Wann hättest Du mir keine Schwierigkeiten gemacht, wenn ich jemals etwas wollte!"

„Ich hielt mich an Dein Wort."

„Können wir wissen, was die nächste Zeit mit sich bringt? Ich muß Geld haben, Hans, ich muß!"

„Ich will versuchen, was ich thun kann, armer Kerl, viel wird es nicht werden! Das einzige, was mich noch mit Deinem Leichtsinn aussöhnt, ist, daß Du Dich wenigstens an mich, anstatt an Deine Frau wendest. Das hätte ich Dir nie verziehen."

Cedrik wandte sich ab, er war sehr blaß geworden. „Du redest, wie Du es verstehst," sagte er leichthin. „Aber Dita wird zurück sein, komm zu ihr hinüber, um sie zu begrüßen. Du bleibst doch bei uns, Hans?"

„Wenn Ihr mich brauchen könnt?" — Und mit plötzlich erwachtem Mißtrauen: „Du nahmst doch noch nichts, gar nichts von dem Gelde Deiner Frau, Cedrik?"

„Nein!" Er sagte es hastig, ohne zu zögern. Was gingen seine Verhältnisse seinen Bruder an?

So sah Hans Henning denn Dita zum ersten Mal seit ihrem Hochzeitstage wieder!

Sie kam ihm freudig entgegen, aber trotz der Farbe ihrer Wangen, dem Glanz in ihren Augen, erschien sie ihm anders, als er sie zu sehen erwartet hatte. Ihr Gesicht war schmaler geworden, und jenen Zug konzentrierten, namenlosen Glücksgefühls, den er während ihrer Verlobung an ihr gefunden, der ihn über seine eigene bittere Entsagung getröstet hatte, den suchte er jetzt vergebens.

Sie merkte wohl, daß er sie beobachtete, und so große Mühe sie sich auch gab, ihm unverändert zu erscheinen, so fühlte sie doch deutlich, daß ihr das nicht bis zur Täuschung gelang. Cedrik war bald schweigsam, bald gereizt während des Essens, und alle drei waren froh, als das ungemütliche Mahl endlich beendet war.

„Und nun entschuldigst Du mich wohl, Hans

Henning," sagte Cedrik, die Tafel verlassend. „Wir sehen uns nachher ja noch, augenblicklich ruft der Dienst. Dita leistet Dir einstweilen Gesellschaft — ich hoffe, Ihr macht den Abwesenden nicht allzu schlecht."

Er ging lachend hinaus, aber das Lachen kam ihm nicht recht von Herzen.

„Dita!" begann Hans Henning nach einer kleinen Pause, „darf ich alle Rechte eines Bruders für mich in Anspruch nehmen?" Er hatte sich in den tiefen Sessel vor den Kamin gesetzt und nahm die kleine Sèvrestasse mit schwarzem Kaffee, die sie ihm reichte, aus ihrer Hand, während er sie, die dicht neben ihm stand, prüfend ansah. Sie schlug die Augen nieder.

„Was fragst Du noch, Hans!" entgegnete sie mit einem leisen Beben im Ton.

„Sage mir, ob Du das ganze Glück gefunden, an das Du vor Deiner Hochzeit geglaubt hast?" fragte er eindringlich.

Sie setzte sich neben ihm nieder und sah ihn an.

„Das Leben kann uns nicht alle Träume erfüllen," versetzte sie eifrig, „aber die Schuld daran liegt wohl an uns, die wir mehr verlangen, als die Alltäglichkeit bieten kann. Wenn Du in Abrechnung bringst, daß Cedrik naturgemäß wenig Zeit für mich haben kann, bin ich ganz glücklich, Hans."

„Wirklich?" fragte er zweifelnd.

„Ich versichere es Dich. Was könntest Du auch sonst gegen ihn anführen?"

„Ich habe mich Euch ja fern gehalten . . . vielleicht war es ein Unrecht," seufzte er bedrückt.

„Willst Du mir nicht sagen, was Dich auf einmal so unruhig macht?" fragte sie sanft, denn mit Centnerlast legte sich etwas auf ihr pochendes Herz.

Hans Henning trank ganz in Gedanken seinen Kaffee aus, dann sagte er ernst:

„Unser Cedrik ist leichtsinnig, Dita. Ich wußte es längst, und auch Du mußt es wissen."

Sie wurde sehr rot, und sich ein wenig vorbeugend, sah sie ihm mit glänzenden Augen in das Gesicht.

„Giebt es eine dankbarere Aufgabe, als einen leichtsinnigen Menschen für das Gute zurückzugewinnen, wenn sein Leichtsinn ein weiches Gemüt nicht ausschließt, und dies Gemüt sich für uns entscheidet?"

„Thut es das?" fragte er gepreßt. „Ich fürchte sehr, es spricht für Brynkens."

Ditas Gesicht veränderte sich jäh. „Dieser Verkehr ist ein Unglück für ihn — für uns!"

„Und warum duldest Du ihn denn?" fuhr er erregt auf.

Sie senkte den Kopf. „Ich muß es — wenn ich ihn mir nicht entfremden will. Stefanie glaubt ohnehin, ich sei eifersüchtig auf sie," vollendete sie leiser.

„Und dieser kleinliche Beweggrund schreckt Dich wirklich?"

Sein To[illegible]gläubig; ihr schossen die Thränen in [illegible]

„[illegible] glaubst es nicht, aus welcher Gef[illegible]seele zusammengesetzt ist," entschuldigte sie sich. „Ich erhoffe nichts von bösen Worten, alles nur von dem allmählichen, nie rastenden Eifer meiner unveränderten Liebe."

„Du täuschest Dich darin, fürchte ich," widersprach er nach kurzer Überlegung. „Cedrik ist kein Granit, in den sich Runen ritzen lassen, die unveränderlich stehen bleiben. Er ist vielmehr jedem Eindruck zugänglich. Einer verwischt den anderen, und er bleibt dabei nicht der Gleiche, er sinkt oder steigt, je nachdem ihn Einflüsse leiten. Ich hoffte bei Eurer Heirat viel von Dir, Dita, Du erschienst mir kraftvoll, bewußt und willensstark genug, um ihn Dir ganz zu eigen zu machen. Ich fürchte, Du bist zu nachsichtig gegen ihn gewesen."

Sie deckte mit der Hand die Augen, ihre Lippen zitterten.

„Vielleicht! Ich liebte ihn eben! O, und ich liebe ihn noch ebenso, Hans Henning. Ich bin nicht imstande, ihn zornig oder bekümmert zu sehen. Warum er Dich gerufen hat, weiß ich nicht. Viel Gutes wird es nicht sein nach Deinen Worten, aber siehst Du, wenn auch alle Welt gegen ihn ist, ich — sein Weib — werde dennoch an seiner Seite stehen."

Hans Henning klirrte mechanisch mit dem goldenen Löffel gegen die Tasse, seine Gedanken waren augenscheinlich stark beschäftigt.

„Versprich mir, nur in einem meinem Rat zu folgen," sagte er endlich, den Löffel zurücklegend, „es ist in Eurer beider Interesse, gieb Cedrik nichts von Deinem Kapital in die Hand, ich warne Dich, dieser unhaltbare Rennstall ist wie ein fressender Moloch, den niemand satt machen kann, und ich will nicht — oder nein — ich bitte Dich vielmehr, Dita, sei in diesem einen Punkt stark."

Sie sah ihn verständnislos an, dann begann sie zu begreifen.

„James wird mir nie das festgelegte Kapital herausgeben," sagte sie mit einem Seufzer. „Nie! Schon aus Rache nicht, daran ist kein Gedanke!"

„Davon spreche ich nicht, es kann sich hier doch nur um Dein verfügbares Vermögen handeln."

„Mein verfügbares Vermögen? Das hat der Rennstall lange aufgezehrt," sagte sie ruhig, ziemlich gleichmütig. „Ich glaubte, Du sprächest von meinem festgelegten . . ."

Sie hielt erschrocken inne. Hans Henning war aufgesprungen, die Sèvrestasse lag zerbrochen am Boden, er achtete es nicht, heißer Zorn, Schreck, Verachtung sprühten aus seinen sonst so ruhigen Augen.

„Wiederhole mir das noch einmal," befahl er rauh, und seine Hand lag schwer auf ihrer Schulter.

Sie that es gehorsam; gegen Hans Hennings Willen gab es kein Widerstreben. Als sie geendet, schlug er die Hand vor die Augen und stöhnte tief auf.

„Hans! Hans! Um Gottes willen, sprich ein Wort, was ist geschehen?" flehte sie angstvoll.

Er nahm die Hand von den Augen und die Unterlippe zwischen die Zähne, sein Gesicht hatte sich so verändert, daß Dita erschrak.

„Zwinge mich nicht, mit Dir davon zu sprechen," sagte er fast hart. „Es ist genug, wenn ich allein unter der Erfahrung leide, die . . ."

„Die Du mir verdankst —“ forschte sie beklommen — „gegen Cedrik, nicht wahr?“

Er nickte stumm.

„Hans, sei gütig gegen ihn! Bedenke, er ist so anders veranlagt wie wir! Glaubst Du nicht, daß wir das zu wenig in Anschlag bringen bei der Beurteilung anderer, und dadurch oft ungerecht werden?“

„Ich war niemals ungerecht gegen ihn, eher zu nachsichtig,“ antwortete er mit einem tiefen Seufzer, „aber es giebt Dinge, Dita, die uns doch gewaltsam die Binde von den Augen reißen, selbst wenn wir uns bemühen, sie noch festzuhalten. Das ist nicht mehr mein alter Cedrik, dem ich blindlings vertraute, wenn ich auch seinen Leichtsinn tadelte, auf dessen Ehrgefühl ich Häuser gebaut hätte, das ist ein anderer, mir fremder Mensch, den ich nicht mehr verstehe, und für den ich fürchte.“

„Was hat er denn verbrochen?“ fragte Dita ganz außer sich über Hans Hennings Ernst.

Er legte ihr liebevoll die Hand auf den Scheitel.

„Ihr Frauen mögt darin toleranter sein, besonders wenn Ihr liebt, und so ist es auch gut,“ sagte er endlich mit einem Seufzer.

Sie sah kummervoll zu ihm auf.

„Ist es des Geldes wegen, Hans Henning? Das bedarf zwischen Eheleuten doch wahrhaftig keiner Erwähnung. Ich wollte, ich könnte ihm noch mehr, viel mehr geben als das.“

Er antwortete nicht, strich sich mit der Hand über das Gesicht und setzte sich in einen fernen Winkel des Zimmers. Es war totenstill rings um sie, nur die Scheite im Kamin prasselten und knackten zuweilen laut, wenn eine aufsprühende Flamme die Silhouette der Frau scharf umleuchtete, die gedankenverloren in das Feuer starrte. Sie hatte Hans Hennings Anwesenheit fast vergessen, ihre Gedanken konzentrierten sich ausschließlich auf ihren Gatten. Es hatte irgend etwas zwischen den Brüdern gegeben, das Hans Henning sehr erzürnt hatte, etwas, wo die Schuld auf Cedriks Seite lag, aber sie wagte nicht noch einmal ernstlich zu fragen, was es eigentlich sei. Sie fürchtete sich vor der Antwort. So lange sie ihn in Gedanken mit alledem ausschmücken konnte, was gut und schön war, konnte sie seinen Leichtsinn wohl beklagen, aber er entfernte sie doch nicht von ihm, ihre Liebe durfte ihm bleiben; sobald aber etwas zwischen sie trat, etwas Ernstes, vielleicht Schlechtes, dann — sie war sich doch nicht sicher, wie sie es ertragen würde, jedenfalls mußte es Kämpfe heraufbeschwören, die sie fürchtete, hauptsächlich deshalb, weil sie ihrer selbst nicht sicher war.

Hans Henning betrachtete während der Zeit den dunklen, feingeschnittenen Kopf, dessen Besitz ihm vor kaum Jahresfrist als das größte Glück erschienen wäre, und mit einem Gefühl namenloser Bitterkeit sagte er sich, daß was ihm der Bruder genommen, nicht einmal denselben Wert für diesen gehabt. Er sah sie vernachlässigt, einsam, gekränkt, und das Bewußtsein, daß Cedrik nicht einmal fühlte, wie viel ihm diese Frau sein konnte, verschärfte noch den Stachel des Zorns gegen ihn in seinem Herzen. Er war entschlossen, ihm das alles zu sagen.

Endlich kam Cedrik nach Hause. Als Hans Henning den wohlbekannten Schritt hörte, stand er auf und ging ihm entgegen, ja, er folgte ihm ohne weiteres in sein Zimmer.

„Nun, Hans, Du hast es wohl mörderlich eilig,“ sagte Cedrik, nur schlecht seinen Ärger verbeißend. „Habe wenigstens die Freundlichkeit und laß mich meinen Hausrock anziehen. Setze Dich einstweilen.“

Aber Antlau blieb aufrecht stehen, und ein Blick überzeugte Cedrik, daß mit ihm eine gewaltige Veränderung vorgegangen war. Er runzelte die Stirn, sein böses Gewissen stachelte ihn zum Zorn.

„Wenn Du diese Pose annimmst, mag das Umziehen bleiben,“ sagte er, sich gereizt vor ihn hinstellend und den Waffenrock straffer in die Taille ziehend. „Aber vergiß nicht, mein lieber Bruder, daß Du kein Kind vor Dir hast.“ Seine Stimme klang drohend.

„Du hast mich vorhin belogen,“ sagte Hans Henning finster.

„Belogen?“ achselzuckte er. „Inwiefern?“

„Du hast das Geld Deiner Frau angegriffen und vergeudet bis auf den festgelegten Rest. Als ich Dich vorhin danach fragte, antwortetest Du mir mit einem ‚nein‘. Hältst Du das für anständig?“

„Ah, Dita hat geklatscht! Sich bei dem lieben Schwager beklagt,“ antwortete er mit maßlosem Hohn. „Dein gutes Herz treibt Dich nun, für sie einzutreten, aber . . .“ Seine Augen sprühten, in seinem Zorn schluckte er mehrmals ohne Worte zu finden; sein Bruder fiel ihm in die Rede.

„Laß Dita aus dem Spiel. Sie ahnte nicht, daß Du mich vorher belogen, mit Absicht belogen, darauf ruht einstweilen der Schwerpunkt.“

„Und glaubst Du,“ schrie Cedrik jetzt außer sich, daß ich mich von Dir in dieser Weise gängeln lassen werde? Mit welchem Recht denn? Mit welchem Recht? Ich bin Herr über mein Vermögen wie über das meiner Frau, Du hast mir gar nichts zu sagen. Oberhaupt der Familie!!! Ich verlache diese ganze Harlequinade, und ich verlache Dich, der Du Dich dazu hergiebst und Wunder was damit zu erreichen glaubst. Die Farce, mich schulmeistern zu lassen, habe ich satt! Was mir zusteht verlange ich — von Dir einmal mein Geld ohne alle Ausflüchte . . .“

„Und ich verweigere es Dir,“ fiel ihm Hans Henning sehr ernst und völlig ruhig in die Rede. „Kraft des Wortes, das Du mir freiwillig vor noch nicht einem Jahr gegeben! Ich müßte Antlau verkaufen, wollte ich Deinen Forderungen jetzt nachkommen, und da ich sehe, wie das Geld unter Deinen Fingern zerrinnt, wie sich alles an Dir abgeschliffen hat, was einen Menschen hochhält, wie nur der krasseste Egoismus bei Dir noch das Wort führt, fühle ich mich nicht zu diesem Opfer verpflichtet. Es ist noch gar nicht so lange her, da warnte ich Dich vor diesen Folgen, jetzt sind sie da, — einen Sinkenden hält man nicht mehr auf. Du hast in meinen Augen das Recht verwirkt, Opfer zu verlangen.“

Cedrik schäumte. „Hans! Nimm das zurück.“

„Nein, ich kann nicht, im Gegenteil, schonungslos will ich weiter gehen. Deine Frau vernachlässigst Du um einer Passion zu fröhnen, die weit

über Deine Mittel geht. Mit ihrem Gelde erhältst Du eine Schmarotzerfamilie, deren Beziehungen zu Dir keineswegs ehrenvoll sind. In Deinem Hause herrscht unter Deinen Gästen ein Ton, der die anständigen Frauen veranlaßt, sich fern zu halten, Dich unter Deinen Kameraden fast unmöglich macht und auf Deine Frau ein mindestens zweifelhaftes Licht wirft. Dein Wort ist Dir eine veraltete Tradition, die Du über Bord wirfst, wenn es Dir nicht paßt, Dein Bruder ein unbequemer Prediger. Was aber bist Du? Hast Du Dich danach schon gefragt? Was wirst Du, wenn das so weiter geht . . ."

Mit geballten Fäusten, seiner Sinne kaum mächtig, stand Cedrik vor dem Sprechenden.

„Schweig — Hans, schweig — oder — ich vergesse mich! In meinem Hause wagst Du mir das zu sagen! — In meinem eigenen Hause! Wir sind fertig miteinander für immer . . . die Gerichte werden das letzte Wort zwischen uns sprechen."

„Recht so, zerre unseren Namen vor die Öffentlichkeit, das ist dann das letzte," sagte Hans bitter. „Ich werde allerdings jetzt gehen — wahrscheinlich für immer — es sei denn, das Du mich zurückrufst, wenn meine Prophezeiung in Erfüllung gegangen ist. Deine Zinsen werde ich Dir pünktlich zustellen — was das Kapital anlangt . . ."

Mit feindseligen Augen trat Cedrik dicht an ihn heran: „Behalte das Geld," sagte er verächtlich. „Darum war es Dir ja doch nur zu thun. Theo hatte recht. Du warst eben der klügere von uns beiden. Freue Dich Deines Sieges, wenn er Dich auch den Bruder gekostet hat."

Er schlug die Arme übereinander und sah ihn herausfordernd an. Wie wenig war in dieser Stunde von dem ehrenhaft denkenden Cedrik übrig geblieben.

Hans Henning ging. Stumm, ohne Gruß ließ es Cedrik geschehen. In ihm kochte und gärte alles. Und was ihn am meisten in Wut brachte, war der Gedanke, wie er nun vor Theo dastand; als der gemaßregelte, willenlose Schulknabe, wie er ihn Hans Henning gegenüber ja immer spottend hinzustellen liebte.

Aber sie sollten sich alle in ihm getäuscht haben! Alle! — Mochten Hans und Dita auch gegen ihn konspirieren, um ihm sein Kapital vorzuenthalten, mochte Theo lächeln, er würde den Nacken steifen und sich nicht beugen lassen. Ein unsinniger Trotz war in ihm erwacht, der es nicht zuließ, daß er vernünftiger Überlegung fähig wurde. Noch hatte der reiche Antlau ja Kredit, es gab genug Menschen, die ihm ihr Geld mit Vergnügen geben würden . . . auch hatte er fast immer Glück im Spiel, wie er sich mit Genugthuung erinnerte, die paar Monate waren schon noch hinzubringen, und dann — dann warf er Hans Henning und Dita das elende Geld zu Füßen, um das er sich jetzt beleidigt und gekränkt glaubte. —

Als Hans Henning Cedriks Zimmer verlassen, öffnete sich Ditas Wohn[illegible], sie stand blaß und zitternd auf der [illegible]

„Hans, Du [illegible]?" [illegible] tonlos.

„Lebwohl, Dita!" Er reichte ihr die Hand; sein Gesicht sah sehr blaß aus.

„Einen Augenblick. Nur einen Augenblick!"

Zögernd blieb er an der Schwelle stehen, die bittenden Frauenaugen zogen ihn aber hinüber.

„Was ist geschehen?" fragte sie mit gefalteten Händen. „Ich hörte es bis hierher."

„Ein Bruch zwischen uns," sagte Hans Henning düster. „Ich fürchte ein böser, unheilbarer Bruch! Gott weiß es, ich that nur meine Pflicht."

Aus gepreßtem Herzen schluchzte sie auf und lehnte sich fest an ihn. „O Hans, Hans! Mußte es denn sein?"

Liebkosend strich er mit der Hand über ihren Scheitel.

„Arme Frau, ich fürchte Dein Weg wird ein Dornenweg werden. Aber wenn Du mich brauchst . . . jemals . . . wende Dich an mich!"

Dann ging er, und nun hörte Dita auf die ruhelosen Schritte ihres Mannes. Endlich hielt sie es nicht mehr aus, sie ging zu ihm hinein. Er hielt mit seinem Sturmlauf inne, als er sie sah.

„Kommst Du etwa, um Dich an dem Ärger zu erfreuen, den Du mir bereitet hast?" fragte er brüsk, noch immer nicht Herr seines Zornes und jenes abscheulichen Gefühls, das, von seinem Gewissen ausgehend, ihn immer noch mehr reizte, anstatt ihn zur Vernunft zu bringen.

„Ich habe Dir mit Absicht gewiß keinen Ärger bereitet," sagte sie sanft und ging auf ihn zu. „Das glaubst Du auch nicht im Ernst, Cedrik. Aber es ist irgend etwas geschehen, das merke ich wohl, und ich will daran teilnehmen mit dem Rechte Deiner Frau."

„Kommst Du mir auch mit Rechten?" fragte er scharf. „Nun, dann erlaubst Du mir wohl, dabei zu bemerken, daß, wenn Du Rechte in Anspruch nimmst, Du auch wohl Pflichten hättest, vor allem die Pflicht, über das, was zwischen uns geschieht, gegen dritte zu schweigen."

„Ich wußte nicht, daß Du Hans Henning als unberufenen Frager betrachten würdest; ahnungslos, ohne mir etwas dabei zu denken, beantwortete ich eine Bemerkung seinerseits, die, das weiß ich, ebenso ahnungslos gethan wurde."

„Natürlich! Ahnungslos — alles ahnungslos," höhnte er. „Das einzige schwarze Schaf der Familie bin ja ich."

„Zweifelst Du daran, daß es Hans Henning gut und ehrlich mit Dir meint? Besser wie Deine anderen Bekannten, die ein offenes Wort unterdrücken, weil es sie nichts angeht, oder Dich bestärken, obgleich sie anderer Meinung sein müßten, wenn sie wirklich Dein Interesse im Auge hätten?"

„Du exemplifiziertst auf Brynkens, ich kenne das ja," sagte er verächtlich. „Aber merke Dir eins. Je mehr mir bei Euch Kleinlichkeit, spießige Ansichten bis zum Ekel entgegengehalten werden, je mehr schließe ich mich denen an, bei denen ich eine größere Lebensauffassung finde. Das sind in diesem Fall Brynkens."

„Sie nutzen Dich aus so lange es geht, das ist

vorläufig ihr einziges Bestreben. Ob ihre Anhänglichkeit an Dich standhalten wird, wenn das einmal nicht mehr sein kann, das fragt sich," meinte sie nun auch gereizt.

„Du verleumdest sie, weil Du sie nicht verstehen kannst."

„Ich warne Dich nur — aus eigener Erfahrung."

„Die Du mit Deinem Gelde erkauft hast — nicht wahr, darauf läuft es doch hinaus," sagte er zähneknirschend. „Dieses verdammte Geld! Wärst Du eine der Unsrigen, würdest Du nicht so viel Geschrei davon machen, aber die Hamburger Kaufmannstochter, natürlich, der liegt das Anhäufen mehr im Blut als das standesgemäße Ausgeben."

„Du hast recht," sagte sie sehr blaß, mit klopfenden Pulsen. „Wenn es schon Extreme sein müssen, so finde ich es anständiger, zu erwerben — zusammenzuhalten, als ins Blaue hinein und ohne Freude zu verschwenden."

Er ergriff ihren Arm, seine Augen funkelten als er ihn preßte.

„Ah! Endlich zeigst Du also Dein wahres Gesicht! Stefanie hatte recht, als sie Dich damals eine unpassende Partie für mich nannte. Mesalliancen pflegen sich immer zu rächen."

„Und weshalb nahmst Du mich denn?" fragte sie, plötzlich kalt bis in die Fingerspitzen werdend.

Er schleuderte ihren Arm mit einem Fluch zur Seite, die Häßlichkeit der Situation überwältigte ihn doch.

„Warum nahmst Du mich?" fragte sie noch einmal ruhig, fast automatenhaft. Ihr war, als wäre ihr Blut gefroren.

Er schwieg. Dann beantwortete sie ihre Frage selbst.

„Um des Geldes willen!"

Er schwieg noch immer. Stefanie hätte ihm jetzt eine Scene gemacht, wild und leidenschaftlich wie ihr Charakter war, dadurch wäre die Luft gereinigt worden, eine Brücke hätte sich zum Schluß gefunden, die zur Versöhnung geführt, und auch er hätte sich gehen lassen und austoben können nach Herzenslust. Danach verlangte er gewaltsam, denn die Rolle, die er heute gespielt, demütigte ihn doch, trotz seines anscheinenden Sieges, maßlos. Dita dagegen stand noch immer stumm; ihre großen Augen sahen an ihm vorüber ins Leere, ein steinerner Ausdruck lag auf ihren sonst so hübschen Zügen, der sie ganz verwandelte. Cedrik begriff, daß mit dieser Frau ein Aussöhnen ebenso schwer möglich war wie ein regulärer Streit, das reizte ihn wieder aufs neue.

„Ich bitte Dich, sei nicht so gräßlich sentimental!" sagte er zornig. „Natürlich dachte ich auch an Dein Geld! Glaubst Du, heutzutage lebt man von Luft und Liebe?"

Sie antwortete nicht, alles an ihr war bewegungslos wie nach einem heftigen Schlag.

„Wenn Du wirklich hättest zu mir halten wollen, dann konntest Du mir heute diese Scene ersparen," fuhr er heftiger fort. „Aber Frau und Bruder vereinigt — das ist ja zum Teufel holen! Nun, Hans Hennings Predigten ist einstweilen ein Riegel vorgeschoben, und an Deine Liebe glaube ich keinen Pfifferling!"

Sie rührte sich noch immer nicht und sagte auch noch immer kein Wort.

„Eine herrliche Liebe das, die dem Mann nur Unannehmlichkeiten macht," höhnte er ganz außer sich, ohne zu bedenken, was er sprach, „ebenso zweifelhaft in allen ernsten Dingen wie aufdringlich im täglichen Leben — ich kenne sie jetzt!"

Er stürmte hinaus und warf die Thüre hinter sich hart ins Schloß. Mit einem leisen Wehlaut sank Dita auf dem Teppich nieder und drückte den Kopf schluchzend in ihre Arme.

Spornstreichs klirrte Cedrik die Stufen hinunter und schellte bei Brynkens. Theo öffnete selbst.

„Du siehst ja aus, Mensch, als sei Dir die Petersilie verhagelt," sagte er launig, als er das verstörte Gesicht seines Vetters sah. „Was ist los?"

„Hans Henning war bei mir — er verweigert mir mein Geld," stieß Cedrik abgerissen heraus.

„Das dachte ich mir! Und Du bist natürlich zu Kreuze gekrochen?"

„Ich habe ihn zur Thür hinausgewiesen — ich bin fertig mit ihm!"

„Sieh! Sieh! Das hätte ich Dir gar nicht zugetraut, Junge! Gut, daß Du ihm einmal die Zähne gezeigt hast, er wird es sich merken. Und nun?"

Cedrik ballte die Hand zur Faust und drohte damit in die Luft.

„Ich lasse mich nicht dominieren, ebenso wenig wie unterkriegen! Ich habe Kredit, Theo, Glück im Spiel, mir ist jetzt alles gleich. Geld muß geschafft werden, der Rennstall muß uns bleiben! Sie sollen sehen, daß ich ohne sie fertig werde."

„Recht!" sagte Theo mit dem Kopf nickend. „So gefällst Du mir, Cedrik. Mayer macht sich eine Ehre daraus, Dir gegen mäßige Zinsen gefällig zu sein. Dein Name hat ja Klang, ich besorge Dir das unter der Hand."

„Topp!" Er ergriff Brynkens Hand. „Ein Schuft, der abspringt, Theo, nicht wahr?"

Sie schüttelten sich die Hände.

„Ich hole eine Flasche d'Jquem, Du mußt Dir etwas Ruhe zurücktrinken, und die leeren wir in diesem Sinne."

Er ging. Stefanie schlüpfte herein.

„Du glaubst nicht, wie hübsch Du im Zorn bist," sagte sie lächelnd.

„Schade, daß Du nicht meine Frau sein kannst," erwiderte er, „wir würden uns verstehen."

Sie lachte auf.

„Ja, Blut bleibt eben Blut. Das unterschätzt Ihr so leicht."

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Seit jenem Tage war ein tiefer Riß durch Ditas Herz gegangen und eine Entfremdung zwischen den beiden Gatten eingetreten. Cedriks Gutmütigkeit, der doch Herz fehlte, hatte ihn zwar einige Tage nach

jenem Auftritt, als er Ditas blasses Gesicht beständig wie einen Vorwurf vor sich sah, veranlaßt, sich mit ein paar entschuldigenden Worten seiner Frau wieder zu nähern, er versuchte es sogar mit Zärtlichkeiten, aber Ditas schwer verwundetes Herz bebte vor beidem zurück.

Zum ersten Mal, daß sie mit sich und ihrem Empfinden in Konflikt geriet und sich fast ganz davon niederdrücken ließ. Sie sah mit Schrecken, wie ausschließlich und mit ganzem Herzen sie ihren Gatten geliebt hatte und noch immer liebte; aber sie sah auch, daß in dieser Liebe eine gewisse Erniedrigung für sie lag. Er verlangte ja gar nicht danach! „Aufdringlich" hatte er sie genannt — und dies Wort fraß Tag und Nacht an ihrem Herzen und schmerzte sie weit mehr als das Bewußtsein, daß es teilweise ihr Geld gewesen, das ihr den geliebten Mann erkauft hatte.

Erkauft! — Sie schauderte vor diesem Wort, das ihr unbewußt in den Sinn gekommen war. Wie konnte solch ein Bündnis Glück im Gefolge haben! Hatte sie nicht das beste Beispiel dafür an Grohnens vor Augen? Daß sie ihn so innig geliebt, schwächte das auch nur in etwas die lockeren Fundamente solcher Ehe ab? Er hatte es ja nur unbequem empfunden, er hatte von ihrer aufdringlichen Liebe gesprochen! Feinfühlig wie Dita war, entsetzte sie sich davor, Cedrik noch einmal Gelegenheit zu geben, etwas Ähnliches zu empfinden. Alle kleinen Liebesdienste, die sie ihm sonst erwiesen, verschwanden, was übrig blieb war nur das kalte, öde, luxuriöse Haus, in dem er wohnte und aß.

Anfangs empfand er es peinlich.

„Dita mault," sagte er zornig zu Stefanie, wenn er sich unten einfand, um dort das vermißte Behagen zu genießen. „Gräßlich, solch eine launenhafte Frau!"

Aber bald achtete er kaum mehr darauf. Sein jetziges Leben zerriß auch das letzte Band, das ihn noch an das Haus fesselte. Die Nächte brachte er am Spieltisch, die Tage in Beratungen mit Theo zu, woher Geld aufzutreiben sei. Meistens hatte er in beidem Glück, vornehmlich im Spiel.

Als er die erste große Summe gewonnen, schob er Dita am nächsten Morgen eine Rolle mit Goldstücken am Frühstückstisch zu.

„Da, Maus! Gehe ins Theater, kaufe Dir etwas dafür — kurz, mache damit, was Du willst."

„Danke," sagte sie leise und schob das Geld zurück. „Ich brauche nichts, beraube Dich nicht, Cedrik."

Er sah sie böse an. „Fürchtest Du, mir dadurch die Konzession zu machen, Dich vielleicht auch einmal um eine Gefälligkeit zu bitten?"

Sie schwieg und erhob sich bald. Zornig ließ er die Rolle in Stefanies Hände wandern, die sie ohne Zögern nahm und mit einem Kusse lohnte.

Aber trotz des vielen Geldes, das durch seine Hände rann, wuchsen seine Verbindlichkeiten, er begriff es gar nicht. [illegible] war als ob das Geld Flügel hätte. Freili[illegible] ein Loch gestopft, dafür ein zwe[illegible], das kostete stets etwas, und zuletzt hatte er keinen anderen Gedanken mehr, als nur immer an sich zu reißen, wo sich ihm eine Chance bot, und das war doch nur am Spieltisch.

Er hatte sich auffällig verändert. Sorgen, Überreizung der Nerven, alles machte sich an seinem äußeren Menschen bemerkbar, und mit ihm auszukommen war auch jeden Tag schlechter, selbst Stefanie fing an darüber zu zanken, während er selbst nur den einen Wunsch hatte: Betäubung. — Denn manchmal kam doch ein gewaltiger moralischer Kater und tiefe Beschämung über ihn. Dann war es gar nicht zum Aushalten, er mußte fort, trinken, spielen, kurz, an Theos Seite sein.

Zuweilen sah Dita ihren Mann tagelang nicht, obgleich sie den Dienstboten gegenüber ein anscheinend ungetrübtes Verhältnis mit ihm aufrecht hielt. Sie war menschenscheu geworden. Gegen Stefanie und Alma hatte sie direkte Abneigung, und so hielt sie sich meist in ihren Zimmern auf, allein, immer darüber nachgrübelnd, ob es wohl in ihrer Macht gestanden hätte, ihre Ehe anders zu gestalten. Unerträglich wäre dieser Zustand für sie gewesen, wenn Lore nicht Fritzi so oft zu ihr heruntergebracht hätte. Ob es Frau von Grohnen jedesmal wußte, danach fragte Dita klüglich nicht, sie hatte Grund, das zu bezweifeln, voraussichtlich verdankte sie diese Wohlthat nur der Faulheit des Mädchens. Aber wenn die kleinen kühlen Kinderhändchen ihre Wangen streichelten, dann gelang es ihr doch auf Stunden zu vergessen. —

Es war März. Ein häßlicher, kalter März mit scharfen Ostwinden und wechselndem Frost, ohne eine Ahnung von Frühlingshauch und Lenzesjubel. Dita mußte immer daran denken, wie glückselig sie vor genau einem Jahr als Cedriks Braut gewesen. Welch ein Unterschied zwischen damals und heute! Es schnitt ihr, fast körperlich schmerzend, in das Herz, während sie daran dachte.

Er war fort. Wohin, wußte sie nicht. Einsam und totenstill war es ringsum. Aber je länger sie vor dem Kamin saß, mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen, je höher schwoll in ihr die alte Liebe auf, bis sie sie zu ersticken drohte.

Wenn sie ihm ihre Gefühle auch nicht mehr zeigen durfte, an toten Gegenständen konnte sie sie wenigstens auslassen, die ihm gehörten und die sie nicht verrieten. Leise schlich sie hinüber in Cedriks Zimmer.

Eine Gasflamme brannte auf Halblicht, um den Herrn des Hauses bei seiner Rückkehr wirklich zu empfangen, alle Gegenstände, die er zu gebrauchen pflegte, lagen und standen umher wie es gerade kam, über der Stuhllehne vor seinem Schreibtisch hing sein Überrock.

Mit überquellenden Augen ging Dita durch das Zimmer und berührte alles; vor dem Rock blieb sie stehen.

In einem solchen hatte sie ihn zuerst gesehen, auch in den vielen glücklichen Stunden ihrer Brautzeit, ihres ersten Ehelebens. Wie liebte sie den Rock, die schöne lichte Farbe! Sie streichelte das feine Tuch, den weißen Kragen und hob sorgfältig den einen Ärmel auf, der den Boden schleifte. In die Aufschläge

pflegte er hineinzustecken, was ihm gerade unter die Hände kam, eine Angewohnheit, die sie oft belächelt hatte. In Gedanken verloren griff sie hinein. Natürlich steckte da etwas — Papier — ein Brief! War es nötig, daß neugierige Burschenaugen das lasen? Ihr erregte es immer einen Schauder, daß irgend etwas unberufenen Augen enthüllt wurde.

Sie zog den Brief heraus. Er war stark parfümiert, Stefanies Parfüm. Sie stutzte. Was konnten sich zwei Menschen zu schreiben haben, die einander täglich sahen? Ihre nur mühsam bekämpfte Eifersucht erwachte auf's neue. Sie fühlte recht gut, daß es edler sein würde, den Brief ungelesen seinem Eigentümer zurückzugeben, aber — aber — auch das Weib in ihr ward rege und — siegte. Sie schlug den Brief auseinander.

„Teuerster Cedrik.

Seit Tagen sehe ich Dich nicht! — Ist es Theos unheilvoller Einfluß, der Dich fern hält, oder Deine larmoyante Gattin? Die verlache ich zwar, indes — einem Manne mit Deinen ruinierten Nerven ist ja schließlich alles zuzutrauen. Ob auch zu verzeihen? — Wie dem aber auch sei, komm heute abend um neun Uhr zu mir, ich habe Dir Wichtiges zu sagen. Theo ist fort. Allein und einsam wie immer seit Jahren erwartet Dich sehnsüchtig

Deine Stefanie.

P. S. Bringe das versprochene Geld mit, ich brauche es."

Der Brief entsank Ditas Hand, mit einem Stöhnen griff sie nach Kopf und Herzen.

Ein Abgrund enthüllte sich plötzlich dicht vor ihren Füßen, grell beleuchtet, und sie hatte ahnungslos an demselben gestanden. Nun auf einmal wurde ihr vieles klar, das ihr zuweilen rätselhaft vorgekommen war.

„Seit Jahren!" — Immer wieder starrte sie auf diese zwei Worte. — Also schon damals, als sie im Brynkenschen Hause gewesen, damals, als sie Cedrik ihre erste, heiße Liebe geschenkt, stand Stefanie zwischen ihnen. Sie nahm er um ihres Geldes willen, jene liebte er! — Ekel und Verachtung stieg in ihr auf gegen den Mann, den sie so innig geliebt hatte, der sie betrogen von der ersten Stunde an, ein wilder, leidenschaftlicher Haß gegen Stefanie, vor dessen Gewalt sie sich fast entsetzte.

Diese Frau hatte also zwischen ihnen gestanden alle die Zeit hindurch, war das Hemmnis gewesen, das sie voneinander fern gehalten. Mit bitterem Lächeln erinnerte sich Dita ihrer blinden Zuversicht, daß echte Liebe zwingt, daß im liebenden Herzen eine Art Zauberkraft wohnt, der man allerdings widersteht, wenn man von anderen Banden gehalten wird. Diese Bande, an die sie niemals gedacht, waren nun da, an ihnen scheiterten ihre Bestrebungen und rissen alles mit sich, was sie noch an Glücksträumen besessen.

Sie seufzte tief und qualvoll auf. Langsam, wie zu Tode verwundet, schlich sie in ihr Wohnzimmer zurück, den Brief in der Hand, schwer sank sie in den Sessel an dem Kamin.

So war denn alles zu Ende! Nach dieser Erkenntnis mußte sich ihre Liebe rettungslos verbluten, sie den Kampf aufgeben für immer! Zwischen dem Gatten und ihr stand unauslöschlich jenes Weib, das ihm von Anbeginn an mehr gegolten hatte als sie.

Sie suchte nach ihrem Stolz; verzweiflungsvoll rief sie nach ihm, aber er blieb verschwunden, nichts in ihr als nagender, brennender, erstickender Schmerz. Der Schmerz der betrogenen Gattin, die innig liebt und das zu ihr Gehörige mit jeder Faser ihres Seins umklammert hält, ahnungslos, daß sie es teilen müsse.

Ihrem erschreckten Blick that sich die ganze Gemeinheit des Lebens auf, eine Gemeinheit, die lacht, kokettiert, sich mit allem möglichen spreizt und schmückt, um dadurch die Augen Unschuldiger zu blenden.

Wie war sie doch stets so thöricht, so blind vertrauend gewesen, dachte sie mit einem Gefühl des Ekels und der tiefsten Verzweiflung; kein Wunder, daß man sie für dumm hielt. Alte, längst verblaßte, niedergekämpfte Erinnerungen stiegen qualvoll vor ihr auf, sie rang die Hände und stöhnte tief.

Was blieb ihr übrig nach dieser Entdeckung als fortzugehen, weit fort, und den Gatten ihrer Nebenbuhlerin überlassen, die ihn zu Grunde richten würde!

Bei diesem Gedanken erstarrte plötzlich alles in ihr zu Eis, das Herz stand ihr still. Fortgehen von ihm, den sie über alles liebte! Schweigend, widerstandslos wie sie bisher neben ihm gelebt ... Aber dann wurde die Welt ja für sie ein Grab, eine unerträglich öde, schauerliche Wüste!

Nie mehr seine Stimme hören — nie mehr in sein Gesicht blicken sollen ...

„Laß mich sterben, Herr mein Gott!" flehte sie in Todesangst. „Das ertrage ich nicht!"

Sie warf sich vom Sessel herab auf den Fußboden und vergrub den Kopf in die Polster, die Hand mit dem Brief, den sie krampfhaft festhielt, lag am Boden. Vor ihr baute sich ihre Zukunft auf. Eine gräßliche Zukunft! Während diejenigen, die sie zurückließ, sich ihrer völligen Freiheit freuten. Was fragte Stefanie nach den Schmerzen, die sie andern bereitete? — Dita redete sich ein, daß es nur diese sei, diese einzige Person auf der ganzen Welt, der sie Cedrik nicht gönnte, bei jeder andern würde sie klaglos zurücktreten, nur hier nicht, hier, wo sie nichts weiter voraussah als ein klägliches Ende.

Und doch — was sollte — was durfte sie thun! — Sie kämpfte furchtbar mit sich, sie fühlte, wie ihre Augen brannten, ihre Wangen glühten. Da schlug die Kaminuhr neun. — Sie fuhr auf. — War das nicht die Zeit, in der Stefanie ihren Gatten zu sich bestellt hatte?

Die Eifersucht schlug ihre grimmigen Krallen in ihr Herz. Sie dachte und fühlte augenblicklich nur das eine: Wird er kommen? Wird er zu ihr gehen? Sie lief durch das Zimmer und lauschte an der Thüre, draußen war alles totenstill. Sie öffnete, schlich über den Korridor; kein Dienstbote war zu sehen. Mit zitternder Hand drückte sie die Korridorthür auf und lehnte mit betäubendem Herzklopfen über dem Treppengeländer.

Alles still — totenstill! —

jenem Auftritt, als er Ditas blasses Gesicht beständig wie einen Vorwurf vor sich sah, veranlaßt, sich mit ein paar entschuldigenden Worten seiner Frau wieder zu nähern, er versuchte es sogar mit Zärtlichkeiten, aber Ditas schwer verwundetes Herz bebte vor beidem zurück.

Zum ersten Mal, daß sie mit sich und ihrem Empfinden in Konflikt geriet und sich fast ganz davon niederdrücken ließ. Sie sah mit Schrecken, wie ausschließlich und mit ganzem Herzen sie ihren Gatten geliebt hatte und noch immer liebte; aber sie sah auch, daß in dieser Liebe eine gewisse Erniedrigung für sie lag. Er verlangte ja gar nicht danach! „Aufdringlich“ hatte er sie genannt — und dies Wort fraß Tag und Nacht an ihrem Herzen und schmerzte sie weit mehr als das Bewußtsein, daß es teilweise ihr Geld gewesen, das ihr den geliebten Mann erkauft hatte.

Erkauft! — Sie schauderte vor diesem Wort, das ihr unbewußt in den Sinn gekommen war. Wie konnte solch ein Bündnis Glück im Gefolge haben! Hatte sie nicht das beste Beispiel dafür an Grohnens vor Augen? Daß sie ihn so innig geliebt, schwächte das auch nur in etwas die lockeren Fundamente solcher Ehe ab? Er hatte es ja nur unbequem empfunden, er hatte von ihrer aufdringlichen Liebe gesprochen! Feinfühlig wie Dita war, entsetzte sie sich davor, Cedrik noch einmal Gelegenheit zu geben, etwas Ähnliches zu empfinden. Alle kleinen Liebesdienste, die sie ihm sonst erwiesen, verschwanden, was übrig blieb war nur das kalte, öde, luxuriöse Haus, in dem er wohnte und aß.

Anfangs empfand er es peinlich.

„Dita mault,“ sagte er zornig zu Stefanie, wenn er sich unten einfand, um dort das vermißte Behagen zu genießen. „Gräßlich, solch eine launenhafte Frau!“

Aber bald achtete er kaum mehr darauf. Sein jetziges Leben zerriß auch das letzte Band, das ihn noch an das Haus fesselte. Die Nächte brachte er am Spieltisch, die Tage in Beratungen mit Theo zu, woher Geld aufzutreiben sei. Meistens hatte er in beidem Glück, vornehmlich im Spiel.

Als er die erste große Summe gewonnen, schob er Dita am nächsten Morgen eine Rolle mit Goldstücken am Frühstückstisch zu.

„Da, Maus! Gehe ins Theater, kaufe Dir etwas dafür — kurz, mache damit, was Du willst.“

„Danke,“ sagte sie leise und schob das Geld zurück. „Ich brauche nichts, beraube Dich nicht, Cedrik.“

Er sah sie böse an. „Fürchtest Du, mir dadurch die Konzession zu machen, Dich vielleicht auch einmal um eine Gefälligkeit zu bitten?“

Sie schwieg und erhob sich bald. Zornig ließ er die Rolle in Stefanies Hände wandern, die sie ohne Zögern nahm und mit einem Kusse lohnte.

Aber trotz des vielen Geldes, das durch seine Hände rann, wuchsen seine Verbindlichkeiten, er begriff es gar nicht. Es war als ob das Geld Flügel hätte. Freilich mußte hier ein Loch gestopft, dafür ein zweites aufgerissen werden, das kostete stets etwas, und zuletzt hatte er keinen anderen Gedanken mehr, als nur immer an sich zu reißen, wo sich ihm eine Chance bot, und das war doch nur am Spieltisch.

Er hatte sich auffällig verändert. Sorgen, Überreizung der Nerven, alles machte sich an seinem äußeren Menschen bemerkbar, und mit ihm auszukommen war auch jeden Tag schlechter, selbst Stefanie fing an darüber zu zanken, während er selbst nur den einen Wunsch hatte: Betäubung. — Denn manchmal kam doch ein gewaltiger moralischer Kater und tiefe Beschämung über ihn. Dann war es gar nicht zum Aushalten, er mußte fort, trinken, spielen, kurz, an Theos Seite sein.

Zuweilen sah Dita ihren Mann tagelang nicht, obgleich sie den Dienstboten gegenüber ein anscheinend ungetrübtes Verhältnis mit ihm aufrecht hielt. Sie war menschenscheu geworden. Gegen Stefanie und Alma hatte sie direkte Abneigung, und so hielt sie sich meist in ihren Zimmern auf, allein, immer darüber nachgrübelnd, ob es wohl in ihrer Macht gestanden hätte, ihre Ehe anders zu gestalten. Unerträglich wäre dieser Zustand für sie gewesen, wenn Lore nicht Fritzi so oft zu ihr heruntergebracht hätte. Ob es Frau von Grohnen jedesmal wußte, danach fragte Dita klüglich nicht, sie hatte Grund, das zu bezweifeln, voraussichtlich verdankte sie diese Wohlthat nur der Faulheit des Mädchens. Aber wenn die kleinen kühlen Kinderhändchen ihre Wangen streichelten, dann gelang es ihr doch auf Stunden zu vergessen. —

Es war März. Ein häßlicher, kalter März mit scharfen Ostwinden und wechselndem Frost, ohne eine Ahnung von Frühlingshauch und Lenzesjubel. Dita mußte immer daran denken, wie glückselig sie vor genau einem Jahr als Cedriks Braut gewesen. Welch ein Unterschied zwischen damals und heute! Es schnitt ihr, fast körperlich schmerzend, in das Herz, während sie daran dachte.

Er war fort. Wohin, wußte sie nicht. Einsam und totenstill war es ringsum. Aber je länger sie vor dem Kamin saß, mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen, je höher schwoll in ihr die alte Liebe auf, bis sie sie zu ersticken drohte.

Wenn sie ihm ihre Gefühle auch nicht mehr zeigen durfte, an toten Gegenständen konnte sie sie wenigstens auslassen, die ihm gehörten und die sie nicht verrieten. Leise schlich sie hinüber in Cedriks Zimmer.

Eine Gasflamme brannte auf Halblicht, um den Herrn des Hauses bei seiner Rückkehr wirtlich zu empfangen, alle Gegenstände, die er zu gebrauchen pflegte, lagen und standen umher wie es gerade kam, über der Stuhllehne vor seinem Schreibtisch hing sein Überrock.

Mit überquellenden Augen ging Dita durch das Zimmer und berührte alles; vor dem Rock blieb sie stehen.

In einem solchen hatte sie ihn zuerst gesehen, auch in den vielen glücklichen Stunden ihrer Brautzeit, ihres ersten Ehelebens. Wie liebte sie den Rock, die schöne lichte Farbe! Sie streichelte das feine Tuch, den weißen Kragen und hob sorgfältig den einen Ärmel auf, der den Boden schleifte. In die Aufschläge

pflegte er hineinzustecken, was ihm gerade unter die Hände kam, eine Angewohnheit, die sie oft belächelt hatte. In Gedanken verloren griff sie hinein. Natürlich steckte da etwas — Papier — ein Brief! War es nötig, daß neugierige Burschenaugen das lasen? Ihr erregte es immer einen Schauder, daß irgend etwas unberufenen Augen enthüllt wurde.

Sie zog den Brief heraus. Er war stark parfümiert, Stefanies Parfüm. Sie stutzte. Was konnten sich zwei Menschen zu schreiben haben, die einander täglich sahen? Ihre nur mühsam bekämpfte Eifersucht erwachte auf's neue. Sie fühlte recht gut, daß es edler sein würde, den Brief ungelesen seinem Eigentümer zurückzugeben, aber — aber — auch das Weib in ihr ward rege und — siegte. Sie schlug den Brief auseinander.

„Teuerster Cedrik.

Seit Tagen sehe ich Dich nicht! — Ist es Theos unheilvoller Einfluß, der Dich fern hält, oder Deine larmoyante Gattin? Die verlache ich zwar, indes — einem Manne mit Deinen ruinierten Nerven ist ja schließlich alles zuzutrauen. Ob auch zu verzeihen? — Wie dem aber auch sei, komm heute abend um neun Uhr zu mir, ich habe Dir Wichtiges zu sagen. Theo ist fort. Allein und einsam wie immer seit Jahren erwartet Dich sehnsüchtig

Deine Stefanie.

P. S. Bringe das versprochene Geld mit, ich brauche es."

Der Brief entsank Ditas Hand, mit einem Stöhnen griff sie nach Kopf und Herzen.

Ein Abgrund enthüllte sich plötzlich dicht vor ihren Füßen, grell beleuchtet, und sie hatte ahnungslos an demselben gestanden. Nun auf einmal wurde ihr vieles klar, das ihr zuweilen rätselhaft vorgekommen war.

„Seit Jahren!" — Immer wieder starrte sie auf diese zwei Worte. — Also schon damals, als sie im Brynkenschen Hause gewesen, damals, als sie Cedrik ihre erste, heiße Liebe geschenkt, stand Stefanie zwischen ihnen. Sie nahm er um ihres Geldes willen, jene liebte er! — Ekel und Verachtung stieg in ihr auf gegen den Mann, den sie so innig geliebt hatte, der sie betrogen von der ersten Stunde an, ein wilder, leidenschaftlicher Haß gegen Stefanie, vor dessen Gewalt sie sich fast entsetzte.

Diese Frau hatte also zwischen ihnen gestanden alle die Zeit hindurch, war das Hemmnis gewesen, das sie voneinander fern gehalten. Mit bitterem Lächeln erinnerte sich Dita ihrer blinden Zuversicht, daß echte Liebe zwingt, daß im liebenden Herzen eine Art Zauberkraft wohnt, der man allerdings widersteht, wenn man von anderen Banden gehalten wird. Diese Bande, an die sie niemals gedacht, waren nun da, an ihnen scheiterten ihre Bestrebungen und rissen alles mit sich, was sie noch an Glücksträumen besessen.

Sie seufzte tief und qualvoll auf. Langsam, wie zu Tode verwundet, schlich sie in ihr Wohnzimmer zurück, den Brief in der Hand, schwer sank sie in den Sessel an dem Kamin.

So war denn alles zu Ende! Nach dieser Erkenntnis mußte sich ihre Liebe rettungslos verbluten, sie den Kampf aufgeben für immer! Zwischen dem Gatten und ihr stand unauslöschlich jenes Weib, das ihm von Anbeginn an mehr gegolten hatte als sie.

Sie suchte nach ihrem Stolz; verzweiflungsvoll rief sie nach ihm, aber er blieb verschwunden, nichts in ihr als nagender, brennender, erstickender Schmerz. Der Schmerz der betrogenen Gattin, die innig liebt und das zu ihr Gehörige mit jeder Faser ihres Seins umklammert hält, ahnungslos, daß sie es teilen müsse.

Ihrem erschreckten Blick that sich die ganze Gemeinheit des Lebens auf, eine Gemeinheit, die lacht, kokettiert, sich mit allem möglichen spreizt und schmückt, um dadurch die Augen Unschuldiger zu blenden.

Wie war sie doch stets so thöricht, so blind vertrauend gewesen, dachte sie mit einem Gefühl des Ekels und der tiefsten Verzweiflung; kein Wunder, daß man sie für dumm hielt. Alte, längst verblaßte, niedergekämpfte Erinnerungen stiegen qualvoll vor ihr auf, sie rang die Hände und stöhnte tief.

Was blieb ihr übrig nach dieser Entdeckung als fortzugehen, weit fort, und den Gatten ihrer Nebenbuhlerin überlassen, die ihn zu Grunde richten würde!

Bei diesem Gedanken erstarrte plötzlich alles in ihr zu Eis, das Herz stand ihr still. Fortgehen von ihm, den sie über alles liebte! Schweigend, widerstandslos wie sie bisher neben ihm gelebt . . . Aber dann wurde die Welt ja für sie ein Grab, eine unerträglich öde, schauerliche Wüste!

Nie mehr seine Stimme hören — nie mehr in sein Gesicht blicken sollen . . .

„Laß mich sterben, Herr mein Gott!" flehte sie in Todesangst. „Das ertrage ich nicht!"

Sie warf sich vom Sessel herab auf den Fußboden und vergrub den Kopf in die Polster, die Hand mit dem Brief, den sie krampfhaft festhielt, lag am Boden. Vor ihr baute sich ihre Zukunft auf. Eine gräßliche Zukunft! Während diejenigen, die sie zurückließ, sich ihrer völligen Freiheit freuten. Was fragte Stefanie nach den Schmerzen, die sie andern bereitete? — Dita redete sich ein, daß es nur diese sei, diese einzige Person auf der ganzen Welt, der sie Cedrik nicht gönnte, bei jeder andern würde sie klaglos zurücktreten, nur hier nicht, hier, wo sie nichts weiter voraussah als ein klägliches Ende.

Und doch — was sollte — was durfte sie thun! — Sie kämpfte furchtbar mit sich, sie fühlte, wie ihre Augen brannten, ihre Wangen glühten. Da schlug die Kaminuhr neun. — Sie fuhr auf. — War das nicht die Zeit, in der Stefanie ihren Gatten zu sich bestellt hatte?

Die Eifersucht schlug ihre grimmigen Krallen in ihr Herz. Sie dachte und fühlte augenblicklich nur das eine: Wird er kommen? Wird er zu ihr gehen? Sie lief durch das Zimmer und lauschte an der Thüre, draußen war alles totenstill. Sie öffnete, schlich über den Korridor; kein Dienstbote war zu sehen. Mit zitternder Hand drückte sie die Korridorthür auf und lehnte mit betäubendem Herzklopfen über dem Treppengeländer.

Alles still — totenstill! —

Nur das Gelärm der Straße drang dumpf an ihr Ohr, und die in offenen Glasschalen brennenden Gasflammen summten leise und warfen zitterndes, gespenstiges Licht ringsumher.

Sie lehnte den Kopf gegen den Arm und blieb regungslos stehen. Wenn er nun kam! Wenn sie das Klirren seines Säbels hörte und es erstarb in Stefanies Thür! Was sollte sie dann thun? — Vor einem Skandal schreckte sie zurück — an ein Zusammenleben wagte sie nicht mehr zu denken ... Ihr blieb nur übrig zu gehen. — Aber wenn sie das that, blieb sie dadurch ihrem Schwur am Altar treu? Hatte sie nicht gelobt, bei ihm zu bleiben bis der Tod sie trennte? Und nun wollte sie fliehen bei der ersten Wunde, die ihr Stolz, ihr Frauengefühl erlitten? All die großen Worte, die sie Hans Henning während ihrer Brautzeit gesagt, fielen ihr plötzlich mit haarscharfer Deutlichkeit ein. Wie hoch hatte sie ihre Liebe damals gemessen, und nun sollte sie schon scheitern beim ersten Schlag, der sie traf?

Aber neben all dem Schmerz, all dem Ringen, quoll doch eine tiefe Bitterkeit in ihr auf, so weiblich, so menschlich, während sie ihren und Stefanies Wert miteinander abwog. Wäre es nicht natürlicher gewesen, ihr Gatte hätte sie geliebt, die ihm alles mit freudigem Herzen gegeben, als jene, deren Liebe eine Sünde war? Oder war sie wirklich nicht liebenswert? In ihrer augenblicklichen Stimmung schwand ihr sogar die Überzeugung, daß Hans Henning mehr für sie empfunden als er jemals ausgesprochen; sie hatte Freundschaft, Mitleid, Edelsinn vielleicht für Liebe genommen — nein, es gab in der ganzen Welt niemand, der sie je liebte, der sie geliebt hatte! Das Gefühl trostloser, hilfloser Einsamkeit überfiel sie wieder mit aller Gewalt, am liebsten wäre sie gestorben.

Halb zehn! — Sie hörte das feine Stimmchen ihrer Uhr durch die offen gebliebenen Thüren. Noch alles still. — Vielleicht kam er nicht, vielleicht verhallte Stefanies Ruf ungehört!

Dita preßte die Finger ineinander, ein Frostschauer schüttelte sie, die Hoffnung, diese nicht niederzuringende Gefährtin alles Leides, regte sich in ihr.

Da ... die Hausthür wurde geöffnet, ein Säbel klirrte ... mit weit offenen Augen, totenblaß bog sich Dita über das Geländer. — Kein Zweifel, es kam jemand die Treppe hinauf. — Alle ihre Kraft konzentrierte sich in Augen und Ohren — der Atem stand ihr still ...

Aber die Schritte gingen an Stefanies Thür vorüber, sie näherten sich ihr; und nun sah sie auch einen Kopf auftauchen. Rittmeister von Grohnen.

Er blieb stehen und that noch einige Züge aus seiner Cigarette ehe er sie zu Boden warf, und währenddessen entfloh Dita geräuschlos durch die nur angelehnten Thüren.

Schwer atmend setzte sie sich nieder in den Sessel am Kamin. Jetzt sah sie erst, daß sie den Brief noch immer in der Hand hielt. Er war also nicht gekommen! „Oder vielleicht schon da!" raunte ihr das Mißtrauen zu. — Gott im Himmel, daß sie doch auf einen Mann gestoßen wäre, der sich lieben ließ wie es ihr Herz verlangte, der wieder liebte ... Aber waren das nicht Utopien? Gab es das wirklich noch in der heutigen Welt?

„Gnädigste Frau, darf ich eintreten?"

Dita fuhr hoch empor und starrte mit erschrockenen Augen nach der Thür; zwischen den Portieren stand der Rittmeister.

„Herr von Grohnen!" stammelte sie halblaut.

Er trat rasch näher und schloß die Thür hinter sich.

„Auf der Treppe noch überlegte ich, wie ich es möglich machen sollte, Sie unauffällig zu sprechen, da sah ich Ihre Korridorthür offen. Es schien mir ein Wink des Schicksals. Hier bin ich, gnädige Frau!"

„Und was wollen Sie?" fragte si

Ihr fielen ihre von Thränen gerötete

Zerstörte ihres äußeren Menschen pei

Er faßte den Säbel und stützte sic

Griff; sie hatte ihn nicht zum Sitzen

machte er auch keine Anstalten d

Breite des Zimmers lag zwischen ih

„Ich komme aus dem Klub .

nach kurzem Zögern.

„Cedrik!" rief sie mit erstickter Stin

„Er spielt — ich verließ ihn

Sie atmete auf wie von ein

befreit.

„Gott sei Dank!" murmelte sie,

Er begriff ihre Erleichterung na

so fuhr er ernst fort:

„Er spielt unvernünftig, mein

Weit über seine Verhältnisse. In d

hat er vielleicht sich und Sie fürs

gemacht, denn er war stark im Verl

nünftige Intervention half nichts, u

vorzubeugen, mußte ich mich entfern

einzige, an die ich mich nun noch w

„Ich!" unterbrach sie ihn schme

„Thun Sie es seinet- und Ihr

Sie senkte den Kopf. „Ich h

über ihn — ich nicht!" sagte sie res

Nun kam er doch unaufgefor

sah ihr verweintes Gesicht, ihr wirres

zuckte ihn.

„Hören Sie meinen Rat," sagt

niederbeugend. „Zeigen Sie ihm

liebende, zärtlich verzeihende Gattin,

einmal die Frau, die auch zu forder

er Rechenschaft schuldig ist. Er wird

zu sich kommen, wenn er sieht, d

Alternative gestellt wird, sich und S

oder umzukehren. Sie sind sich das s

Frau."

„Es ist alles nutzlos!" sagte si

„Aber das ist ja nicht möglich,"

gestüm los, „er muß Sie ja lieben!

gnädige Frau."

Sie hielt die Lider gesenkt und sch... den Kopf. So sterbensweh war ihr zu Mut, daß sie gar nicht bedachte, sie spräche zu einem Fremden, zu Grohnen.

„Aber das ist nicht möglich — ich — ich glaube das nicht!"

„Ich weiß es."

„Es ist ein Irrtum — eine Frau wie Sie — bedenken Sie doch nur! Er hat ja das Glück mit beiden Händen gepackt — er hält es fest — o, er hält es nur zu sehr fest!"

Wieder schüttelte sie den Kopf.

Er that einen tiefen Atemzug.

„Wollen Sie mir erklären, woher Ihnen dieser Zweifel kommt?" fragte er dann ziemlich ruhig.

„Das kann ich nicht. Ich weiß nur das eine, daß er — nicht glücklich neben mir ist — daß er — einer andern gehört sein Herz," murmelte sie tonlos.

„Stefanie von Brynken," sagte er ahnend.

Sie schwieg und ballte das Papier so fest zusammen, daß es knisterte; mit tieftraurigen Augen sah sie zu ihm auf.

Unaufgefordert setzte er sich ihr gegenüber. Sein Herz schlug wild, sein Atem ging gepreßt, vor seinen Augen flimmerte es.

„Stefanie von Brynken," wiederholte er noch einmal. „Das ist als ob jemand eine frische Quelle unbeachtet läßt, um seinen Durst an einem Sumpf zu löschen. Aber das ist nur vorübergehend — ein Taumel!"

„Mir bricht er das Herz."

„Seien Sie aufrichtig gegen mich. Woher wissen Sie das alles?"

„Wahrscheinlich später als andere — wie es gewöhnlich geht," sagte Dita bitter. „Aber sprechen Sie nicht mit mir darüber, Herr von Grohnen — ich kann es nicht ertragen! Es ist, als ob man mir eine brennende Wunde berührt . . . Haben Sie Mitleid."

(Fortsetzung folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Durch das hohe reife Roggenfeld . . .

Durch das hohe reife Roggenfeld
Sind wir beide leichten Schritts gegangen,
Während rings am blauen Himmelszelt
Kleine Lerchen ihre Lieder sangen.

Und ein wunderbares, stilles Glück
Hielt wie Traum die Seelen uns umsponnen,
Und ich hätt' in diesem Augenblick
Nie den Mut zu kühnem Wort gewonnen.

Sieh da trieb der böse, böse Wind
Uns die Ähren überm Haupt zusammen,
Und vier Lippen fanden sich geschwind,
Wie der Mohn in Purpur aufzuflammen.

Martin Boelitz.

Tagebuchskizzen eines Seeoffiziers.

Von Kapitän zur See a. D. **M.**

I.

Unser Kommandant.

Der Kommandant war ein ernster und zuweilen recht schweigsamer Mann. Es vergingen Tage, an denen wir, mit Ausnahme der Befehle, die er gab, und der kurzen Erwiderung auf Meldungen, ihn nicht sprechen hörten. Dann kamen wieder Zeiten, wo wir ihm anmerken konnten, daß er das Bedürfnis nach Unterhaltung und Mitteilung hatte, und in solchen Fällen kamen wir seinem unausgesprochenen Wunsche gern entgegen, denn wir alle schätzten und verehrten ihn nicht allein als Vorgesetzten sondern auch als liebenswürdigen Kameraden, der trotz seiner anscheinenden Zurückhaltung ein offenes Auge und Ohr für seine Umgebung und die Interessen jedes einzelnen hatte. Er war eine stattliche, vornehme Erscheinung. Häufig genug hatten wir Gelegenheit, den mehr als vorteilhaften Eindruck wahrzunehmen, welchen er auf Damen machte, mit denen wir gesellschaftlich an Land zusammen kamen und die wir in Erwiderung der gastlichen Aufnahme auch an Bord sahen. Er selbst aber, obgleich nicht verheiratet, schien dies nicht bemerken zu wollen und lenkte jedes ihm von weiblicher Seite entgegengebrachte Interesse in feiner Weise ab. Dieser Umstand war manchmal der Gegenstand unseres Gesprächs und es fehlte nicht an Vermutungen über die Ursache. Einige schrieben sie einer natürlichen Gleichgültigkeit zu, andere wollten gehört haben, daß eine frühere Neigung bestimmend für dies Verhalten geworden sei.

Besondere Aufträge, welche uns bezüglich einiger wenig bekannter Häfen gegeben waren — ich war Navigationsoffizier — führten mich mit dem Kommandanten mehr zusammen, als dies unter gewöhnlichen Umständen geschehen wäre und gaben Veranlassung, daß unsere auf dienstlicher Basis beruhenden Beziehungen sich allmählich auch auf den außerdienstlichen Verkehr übertrugen, so daß ich häufiger die Aufforderung erhielt, ihn auf Segelpartien, Jagdausflügen oder Spaziergängen zu begleiten. Da die anderen Offiziere nur dann aufgefordert wurden, wenn der Kommandant annehmen konnte, daß er ihre Disposition über die freie Zeit, welche ihnen der Dienst ließ, nicht beeinflußte, war ich in der Regel allein mit ihm. Vielleicht mag dies auch in seiner Absicht gelegen haben, weil es ihm lästig war, bei seinem oft plötzlich eintretenden Hang, den eigenen Gedanken nachzugehen und mitten aus lebhafter Unterhaltung in Stillschweigen zu verfallen, in einer Umgebung zu sein, der gegenüber er Rücksichten zu beobachten hatte. Bei mir setzte er ein Vertrautsein mit seiner Eigenheit voraus.

Wir waren an einem Sonnabend in einem der bedeutenden Häfen von Neu-Süd-Wales angelangt.

Am nächsten Tage, nach der Vormittags-Musterung, fuhr ich an Land und benutzte, da, wie im Mutterlande so auch hier, die Heilighaltung des Sonntages streng beobachtet wurde, den Nachmittag zu einem Spaziergang in die Umgebung der Stadt. Hierbei gelangte ich in die Nähe des Friedhofes.

Die Vorliebe für den Ruheplatz der Toten ist ein an-

erkannter Zug im deutschen Gemütsleben. Mehr als bloße Sitte und unabhängig von den Eindrücken der Erziehung wurzelt sie im innersten Wesen als eine jener Eigentümlichkeiten, welche zu dem Begriff „deutsche Sentimentalität“ geführt haben.

Es war ein sehr schöner Friedhof. Pflege im Verein mit üppiger, fast tropischer Vegetation gestalteten ihn zu einer parkartigen Anlage, an deren eigentlichen Zweck nur die Grabhügel und Monumente erinnerten. Bei vielen Gräbern waren durch Busch und die herabhängenden Zweige von Cypressen und Eichen laubenartige Ruheplätze eingerichtet, welche die Besucher des Grabes den Blicken der in den breiten Wegen Vorübergehenden entzogen. Ich hatte eben die längere Inschrift eines Denkmals gelesen, wozu ich vom Wege auf den Rasen getreten war, und wollte weiter gehen, als mein Blick durch eine auf einem naheliegenden Grabstein befindliche weibliche Statue von klassischer Formvollendung gefesselt wurde. Auf dem als Sockel dienenden Stein befanden sich nur die wenigen Worte: „Sacred to the memory of Margaret Crawford“.

Etwas zurücktretend, um die Statue in der günstigsten Entfernung zu betrachten, bemerkte ich plötzlich unter der das Grab beschattenden Cypresse, den Kommandanten auf einer kleinen Bank sitzend. Den Kopf mit der rechten Hand gestützt, schien er, in Nachsinnen verloren, mich nicht bemerkt zu haben. Ich gab deshalb meine Absicht eines Verweilens an dieser Stelle auf und wandte mich zum Weitergehen, als er meinen Namen rief und mich mit einer Handbewegung aufforderte, neben ihm Platz zu nehmen. Schweigend, mit kurzem Gruß folgte ich seiner Einladung.

Der Augenblick, in welchem er mir sein Gesicht voll zugewandt hielt, hatte mir gezeigt, daß er sich in dem Bann einer wehmütigen, schmerzlichen Erinnerung befand und unabweisbar kam eine Anwandlung tiefen Mitgefühls über mich. Hier stand ich, wie eine innere Stimme mir sagte, vor dem Geheimnis seines Herzens.

„Der Zufall hat Sie an dieses Grab geführt,“ begann der Kommandant nach einer längeren Pause, tief atmend und indem er seine Rechte langsam über die hohe Stirn gleiten ließ, „an dieses Grab, welches wohl von allen, außer mir, vergessen ist, denn auch die Eltern des jungen Wesens, welches hier ruht, sind tot.

Vor zehn Jahren besuchte ich diesen Hafen zum ersten Mal. Gleich zu Anfang unseres Aufenthaltes lernte ich beim Gouverneur Margaret Crawford und ihre Eltern, deren einziges Kind sie war, kennen. Der Vater, ein früherer englischer Seeoffizier, der mit Auszeichnung gedient hatte und in den Kolonialdienst übergetreten war, hatte sich vorteilhaft verheiratet und war, nachdem er sich zur Ruhe gesetzt hatte, hier in der Heimat seiner Frau geblieben.

Während unseres längeren Aufenthaltes — wir hatten viele Fieberkranke, deren Rekonvalescenz wir abwarten sollten — war ich ein häufiger Besucher dieser liebenswürdigen und gastfreundlichen Familie. Margaret war 17 Jahre alt.

Betrachten Sie die Marmorfigur vor uns. Sie ist ein von Meisterhand geschaffenes Kunstwerk und doch nur ein ausdrucksloser Schatten des lieblichen Geschöpfes, welches hier unter dem Rasen zum ewigen Schlaf gebettet liegt. Was ist auch die Form ohne Leben, ohne jenes verklärende, wonnige Leben, in dessen zauberischen Reflexen ihr ganzes Wesen erglänzte. Mir ist auf dem weiten Erdball nie wieder eine weibliche Erscheinung begegnet, welche durch die Reize innerer und äußerer Harmonie so unbewußt und unwiderstehlich fesselte. Meine Erinnerung hat ihr Bild als unvergänglichen Schatz in sich aufgenommen und klar und lebendig schwebt es mir auch in diesem Augenblick vor Augen. Reiches, aschblondes Haar umrahmt das sanfte Gesicht und wallt in langer Flut auf die feingerundeten Schultern herab; in ihrem sonnigen, blauen Auge spiegelt sich eine keusche, reine Seele, und jedes frohe Wort, welches ihre wundervolle Stimme dem Ohr zuführt, verkündet die Glückseligkeit ihres jungen Herzens; über das durchsichtige Antlitz ist der Schimmer einer trügerischen Gesundheit hingegossen —“.

Vom Gefühl übermannt hielt der Erzähler inne. Das an dem Grabhügel erwachte Bedürfnis nach Mitteilung schien die Eindrücke der Vergangenheit mächtiger belebt zu haben, als er selbst erwartet haben mochte, denn es bedurfte einer geraumen Zeit, bevor er, an seine letzten Worte anknüpfend, fortfuhr:

„Ich sage, eine trügerische Gesundheit. Den Eltern war dies unbekannt; nicht so dem Arzte, einem alten Freund Mr. Crawfords, der — wie ich damals glaubte — ein übereifriger Anhänger der englischen Sitte des Sports im Freien zu sein schien und Margaret nie genug Bewegung besonders durch Reiten empfehlen konnte. Sie wissen, daß ich von je her ein passionierter Reiter gewesen bin und so schloß ich mich seiner Ansicht, deren tieferen Grund ich nicht kannte, nur zu gern an, weil sie mir Gelegenheit bot, Margaret auf ihren Ausflügen zu begleiten, wozu mir der Gouverneur ein für allemal ein Pferd zur Verfügung gestellt hatte.

Eines Tages von einem solchen Spazierritt zurückgekehrt, war ich Margaret beim Absteigen behilflich, nachdem ich den Zügel meines Pferdes über den Ast eines unweit stehenden Baumes geworfen hatte. Im Begriff dasselbe wieder zu besteigen, um es nach der Wohnung des Gouverneurs zu reiten, scheute es, schlug hinten aus und traf mich so heftig gegen die Stirn, daß ich bewußtlos zusammenbrach.

Ich wurde, wie ich später erfuhr, nach Mr. Crawfords Haus gebracht, der Fürsorge des schnell herbeigeholten Hausarztes übergeben und zugleich eine kurze Mitteilung des Vorfalls an Bord geschickt, infolge deren auch unser Arzt erschien. Bei den bedenklichen Erscheinungen, welche eintraten, stimmten beide Ärzte darin überein, dem Anerbieten Mr. Crawfords, mich in seinem Hause und in der Pflege seiner Angehörigen zu lassen, Folge zu geben.

Ich brachte zwei Tage ohne Bewußtsein zu. Als ich dann zu einem traumhaften Empfinden erwachte, sah ich in Zwischenräumen die Ärzte, sowie Mr. Crawford und dessen Frau um mich. Allmählich nahmen die Eindrücke eine festere Form an und ich empfand die wohlthuende Fürsorge, die mir zu teil wurde, in ganzem Umfange. Die grünen, halbgeöffneten Jalousien, die einen leisen Luftzug in das Zimmer ließen, das stets bereite erfrischende Getränk, welches die vom Fieber heißen Lippen kühlte, die Blumen am Fenster und ein täglich frischgepflückter Strauß auf dem Tisch — alles zeugte von der unaufhörlichen Teilnahme, die jedem unausgesprochenen Bedürfnis zuvorkam.

Ich hatte endlich hinreichende Kraft erlangt, um aufstehen und aufrecht sitzen zu können. Wie empfand ich jene frühe Morgenstunde, als ich, zum ersten Mal am Fenster sitzend, in den taufrischen Garten schaute, den heiteren blauen Himmel sah und den lieblichen Duft einatmete, der mir aus dem Garten zugeweht wurde!

Von jenem Tage ab leistete mir Margaret täglich mehrere Stunden Gesellschaft. Ich konnte die Zeit kaum erwarten, zu welcher sie mich besuchte. Sie brachte mir Lektüre ihrer Auswahl und las anfangs selbst vor; später that ich es, während sie sich mit einer Handarbeit beschäftigte. In ihren Bemerkungen über das Gelesene legte Margaret eine Fülle von Kenntnissen und eine Tiefe der Auffassung an den Tag, die mich in Erstaunen versetzte. Sie liebte Musik leidenschaftlich, spielte vollendet Harfe und hatte eine geschulte, liebliche Stimme. — Mir ist, als ob jene Zeit der jüngsten Vergangenheit angehörte!

Ich würde nicht imstande sein zu beschreiben, wie jeder Tag des Zusammenseins mit Margaret mir mehr und mehr offenbarte, daß aus dem anfänglichen Gefühl sympathischer Zuneigung für sie, eine tiefe und wahre Liebe sich entwickelt, und daß ich bei ihr das Gleiche vorauszusetzen Grund hatte.

Mittlerweile nahte der Zeitpunkt des Abgangs unseres Schiffes, und der Tag meiner Übersiedelung an Bord war festgesetzt. Trotzdem Aussicht vorhanden war, Margaret in einigen Monaten wiederzusehen, da wir vor Antritt der Heimreise hier ausrüsten mußten, lastete die bevorstehende Trennung doch schwer auf mir. Geschah es, um dies Gefühl zu verscheuchen, oder war es die Freude, nach meinem Unfall wieder imstande zu sein, meine dienstliche Thätigkeit aufnehmen zu können — kurz, ich äußerte in wohl unbedachtsamer Weise Margaret gegenüber meine Genugthuung über den bevorstehenden Wechsel.

Meine Verblendung war mir später unerklärlich! Ich sah, wie sich bei meinen Worten ihre Brust schneller hob, und wie sie sich in vermehrter Emsigkeit mit ihrer Arbeit beschäftigte. Erst als sie sich mit einer kurzen Entschuldigung erhoben und ihre Arbeit zusammennehmend entfernt hatte, flammte die Erkenntnis wie ein Blitz in mir auf.

Zum Mittagessen erschien Margaret nicht. Mrs. Crawford entschuldigte ihre Abwesenheit durch plötzlich eingetretenes Kopfweh, welches sie gezwungen hatte, sich zu Bett zu legen, und überbrachte mir, da ich früh am anderen Morgen fort mußte, ihren Abschiedsgruß.

Mit welchen Empfindungen ich unter diesen Umständen Mr. Crawfords Haus verließ, läßt sich nicht sagen. An Bord angekommen, blieb mir eben Zeit genug, einige Zeilen an Margaret zu schreiben, in denen ich auf das tags zuvor geführte Gespräch zurückgriff und ihr offen meine Neigung gestand. Ich bat sie, den Inhalt des Briefes den Eltern mitzuteilen und mir zu antworten. Zu diesem Zweck teilte ich ihr die Häfen mit Postverbindung mit, welche wir anzulaufen beabsichtigten. Den Brief übergab ich dem Lotsen, der uns ausbrachte, zur Abgabe. — Ich habe die von Margaret erbetene Antwort nicht erhalten; mein Brief gelangte, wie ich später erfuhr, nie in ihre Hände.

Nach sechsmonatlicher Abwesenheit kamen wir hierher zurück. Meine erste Nachfrage, als ich an Land kam, galt Margaret. Ich hörte, daß sie hoffnungslos erkrankt sei und man täglich ihre Auflösung erwarte. Ich eilte nach dem Hause ihrer Eltern, wo ich von Mrs. Crawford empfangen wurde. Sie erzählte mir Näheres über Margarets Krankheit.

Kurz nach meinem Weggang begann sie über eine bei ihr bis dahin nie wahrgenommene Schwäche und Mattigkeit zu klagen, die ihr die Bewegung im Freien zu einer unerträglichen Anstrengung machte. Als einer leichten Erkältung ein eigentümlicher Husten folgte, teilte der Arzt den Eltern seine lang gehegte Befürchtung mit, die durch den rapiden Fortschritt in Margarets Zustand zur Gewißheit wurde. Ihr Auge fiel ein; übernatürlicher Glanz leuchtete aus seiner Tiefe; hektische Röte flammte auf ihrer Wange — der Wurm nagte am Mark der Blume, die der nächste rauhe Windstoß abwehen konnte. Sie selbst schien vom ersten Augenblick darüber im klaren zu sein, welchen Verlauf die Krankheit nehmen würde, denn zu all den Versuchen, sie zu zerstreuen und zu erheitern, schüttelte sie nur mit einem traurigen Lächeln den Kopf.

Mrs. Crawford schloß ihren trüben Bericht mit der Mitteilung, daß Margaret mit Vorliebe, besonders in der letzten Zeit, das Gespräch auf mich und meinen Aufenthalt im Hause gelenkt und den Wunsch ausgesprochen habe, mich wiederzusehen.

Ich war bis ins Innerste erschüttert und es hätte der stummen Frage, die in Mrs. Crawfords letzten Worten lag, nicht bedurft, um ihr mein Herz zu offenbaren und von den Hoffnungen zu sprechen, mit denen ich hierher gekommen war. Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß mein Brief Margaret nicht erreicht hatte.

„Ich kann dem armen Kinde die Nachricht über Ihre Anwesenheit nicht vorenthalten,“ sagte Mrs. Crawford. „Ich will Margaret mitteilen, daß Sie hier sind. Wenn ich ihren Wunsch, Sie wiederzusehen, mit dem soeben von Ihnen Gehörten in Verbindung bringe, glaube ich ihr auch den Inhalt des verlorenen Briefes nicht verschweigen zu dürfen. Hätte Gott es wohl anders gefügt, wenn Ihr Brief zu uns gelangt wäre?!“

Weinend hielt sie einen Augenblick inne; dann forderte sie mich auf in den Garten zu gehen, um mich zu sammeln. Nach einiger Zeit suchte sie mich auf und führte mich in das Krankenzimmer. Sie hatte Margaret von allem in Kenntnis gesetzt.

Es wäre vergeblich, meine Gefühle beim Eintritt in das Zimmer der Sterbenden zu schildern. Margaret lag regungslos in ihrem Bett, ihre durchsichtig scheinenden Hände, in deren feinen bläulichen Adern fast das Pulsieren des Blutes wahrgenommen werden konnte, wie zwei Lilien auf dem jungen Busen gefaltet. Um ihre Lippen spielte ein verklärtes Lächeln, welches der herannahende Tod dem blühenden Leben abgelauscht zu haben schien und über die gebrochene Blüte der Jugend gehaucht hatte. Nur das leise Heben des Busens und die Augen, die mich innig anblickten, verrieten Leben.

Sie erhob mühsam eine Hand und hielt sie mir entgegen.

„Sie hatten an unser Wiedersehen andere Hoffnungen geknüpft,“ sagte sie leise, „aber Gott hat es so beschlossen und uns diese Prüfung auferlegt.“

Ich war zu bewegt, um sprechen zu können. Nach einer kleinen Pause fuhr sie fort: „Ich habe angesichts der Stunde, die meiner wartet, geglaubt, Förmlichkeit und mädchenhafte Scheu beiseite setzen zu dürfen und Sie bitten lassen, zu mir zu kommen, um Ihnen Lebewohl zu sagen.“

Meine halberstickten Worte, mit denen ich entgegen meiner Überzeugung die Versicherung ausdrückte, daß die Notwendigkeit eines Abschiednehmens wohl noch in weiter Ferne läge, erwiderte sie mit mattem Lächeln.

„Wozu die Täuschung? Ich weiß, daß ich sterbe und mir wird es um vieles leichter, nun ich Sie gesehen und gehört habe, daß die Sehnsucht nach einem Wiedersehen in unser beider Herzen mit gleicher Innigkeit gelebt hat.“

Ein schmerzhafter Husten verhinderte ein weiteres

Sprechen; ein Zug von unaussprechlichem Weh legte sich um ihre Züge. Mrs. Crawford versuchte die Kopfkissen höher zu betten; ich legte meinen Arm um Margaret und hob sie. Während sie ihren Kopf an meine Schulter lehnte, richtete sie ihre Augen noch einmal mit einem unvergleichlichen Ausdruck auf mich.

„O — so zu sterben — ist schön. Gott segne Sie!"

Es waren ihre letzten Worte." —

Die Erzählung des Kommandanten und die Offenbarung des gewaltigen Schmerzes, welcher die ganze Gefühlswelt seines Herzens umlagerte, hat in mir einen tiefen Eindruck hinterlassen. Längst hat auch dies Herz Ruhe gefunden. Vier Wochen mochten nach unserem Zusammentreffen auf dem Friedhof vergangen sein — wir hatten seitdem einige kleine Küstenplätze im Norden besucht und befanden uns in See — da wurde der von uns verehrte Mann von einem typhösen Fieber ergriffen, welchem der mächtige, scheinbar so widerstandsfähige Körper in wenigen Tagen unterlag. Selbst in den wilden Fieberphantasien lebte in seinem umnachteten Geist die Erinnerung an Margaret fort und mit ihrem Namen auf den Lippen schloß sich sein Mund für immer.

Sommerfrische.

Von H. Fellentin.

I.

Die Welle sprüht ums Steuer;
Wir sitzen Hand in Hand,
Derweil in blaue Schleier
Von Göhren taucht der Strand.

Der Vollmond folgt uns leise
Über das stille Meer
Und gold'ne Wellenkreise
Zieh'n rauschend hinterher.

Kein Schiff umher, kein Segel,
Verstummt der Möwe Schrei —
Nur rufende Wandervögel
Zieh'n unsichtbar vorbei.

Und ferne Lichter glimmen
Und halten stille Wacht
Und um uns raunen die Stimmen
Der träumenden Sommernacht.

II.

Von des Schlosses hoher Zinne
Magst Du weithin um Dich schauen;
In der sonnenhellen Runde
Ferne Buchenwälder blauen.

Und die Kreideklippen leuchten
Und der Seewind kommt gegangen
Und die Röte der Genesung
Fächelt er um Deine Wangen.

Dankbar seinem milden Walten
Küss' ich Deine schmalen Hände —
Buchengrün und Ostseerauschen
Wirken Zauber ohne Ende.

Eine Laienpredigt für Frauen.

Von Otto von Leixner.

(Schluß.)

So suchen denn auch die Menschen, besonders die der gebildeteren Schichten, in der Kunst für Stunden Befreiung von dem, was sie als Druck des Lebens empfinden. Sie wollen sich erfreuen, begeistern lassen, erfreuen selbst durch tiefe Erschütterung des Geistes, die auch als Genuß wirkt, weil sie stets als „Schein" empfunden wird. Aus dem tiefsten Bedürfnis des Menschenwesens, aus dem Drange frei zu werden von der Wirklichkeit, sind Kunst, Religion und Wissenschaft hervorgegangen.

So ist auch das Verlangen nach Kunstgenuß ein für Mann und Weib vollberechtigtes; wer dieses Verlangen nach edlen und reinen Erzeugnissen der schaffenden Geister hinlenkt, wird nicht nur den Geschmack bilden, sondern auch den Geist bereichern und das Gemüt veredeln.

Heute aber ist auch dieses Verlangen sehr oft krankhaft gesteigert, vor allem in den Großstädten. Man liest, hört schaut zu viel und darum oberflächlicher; man begehrt stets Neues, mehr Aufregendes und zeitigt so eine ästhetische Genußsucht, die weder für den Körper noch für den Geist nützlich ist.

In manchen Familien herrscht Musiktollheit. Man besucht wöchentlich zwei, drei und mehr Musikaufführungen, und ist unglücklich, wenn man eine neue Oper nicht schon bei der ersten Vorstellung besuchen kann. Die Musik richtet sich mit ihren Wirkungen unmittelbar auf das Gefühl und befördert leicht eine Überreizung der Nerven, zu der unsere modernen Frauen und Mädchen leider so wie so neigen. Das Schwelgen in Empfindungen bringt dann oft etwas Auflösendes mit sich; Verstand und Wille leiden, die Erregbarkeit des Geistes nimmt zu und pflanzt sich auf den Körper fort. Wird daneben noch Musik ausgeübt, so sind Erkrankungen unausbleiblich. Besonders das stundenlange Üben und Sitzen ist wegen des Körperbaues dem Weibe viel schädlicher noch als dem Manne. Nicht selten ist das Konzertlaufen aber nichts, als das Mitmachen einer Sitte, und wird dann zum beschäftigten Müßiggang.

In anderen Häusern werden Bücher zu Hunderten verschlungen, besonders Romane; nebenbei hält man „Mappen" und liest fünf, zehn und mehr Geschichten nebeneinander, so daß man sich zuletzt mit den Helden und Heldinnen gar nicht mehr zurechtfindet.

Ich habe nichts gegen die Lesung eines guten Romans einzuwenden. Aber im allgemeinen haftet dem Roman etwas Vorübergehendes an, inhaltlich wie künstlerisch. Kein Ruhm geht rascher vorüber, als der des Romanschreibers. Was man vor 20—30 Jahren in den Himmel hob, ist heute, mit unendlich wenigen Ausnahmen, langweilig, und was man heute bewundert, ist oft schon in wenigen Jahren vergessen und fristet in den Leihbüchereien kleiner Art noch für kurze Zeit ein bescheidenes Dasein, um dann spurlos zu verschwinden.

In dem Roman sucht eben das Zeitliche seine Zuflucht, um zu Worte zu kommen; alle vorübergehenden Stimmungen, gesunde und ungesunde, reine und unreine, alle Gedanken, klare und unklare, nützliche und verderbliche, fließen in dieses Sammelbecken hinein. Das ist's auch, was dem Sittenforscher auch ältere Romane wertvoll machen kann.

Aber gerade dieses Wirrsal von Empfindungen, Vorstellungen und Ansichten macht das ungezügelte Lesen von Romanen zu einer Gefahr besonders für die Jugend. Es strömt in sie eine Überfülle von Bildern, Empfindungen und Anschauungen, die sich oft geradezu widersprechen; Gutes und Schönes tritt ihnen ebenso entgegen, wie das Gegenteil, nur ist dieses vielleicht viel besser geschrieben, oder Frivolität jeder Art, wenn nicht Laster, werden so verlockend geschildert, daß sie sich in die Vorstellungswelt einschleichen, mit erwachenden Trieben verschwistern und diese in oft sehr gefährliche Irrwege leiten.

Das Mitleben in doch sehr oft innerliche unwahre Schicksale verbraucht eine Menge von Kraft, um so mehr, je lebhafter und rascher der Lesende empfindet. Der Verbrauch an Gefühlen kann oft so groß werden, daß für das Leben nichts übrig bleibt. Ich habe manche Frau, manches junge Mädchen gekannt, die über gelesene Schmerzen Thränen vergossen haben und wegen des Leides einer „Heldin" oder eines „Helden" kaum einschlafen konnten, die aber ganz ungerührt blieben, wenn ihnen wirkliches Elend im schroffen Lichte des Tages entgegentrat. Durch das übertriebene Lesen entwickelt sich nur zu oft die Vorliebe für Scheingefühle, die leichtlich zersetzend auf das Innere wirken; man wird zum Widerhall, der Fremdes zurückruft, zum Saitenspiel, das ein anderer meistert — und da das sehr bequem ist, gewöhnt sich das Ich daran und büßt dabei die Kraft ursprünglicher Empfindung ein. Es spinnt aber doch manches Gefühl, manchen Gedanken weiter fort, nicht immer das reinste und den besten; es hängt Vorstellungen nach, die zuweilen für die gesunde Entwicklung des inneren Lebens gefährlich sind und das sittliche Feingefühl, die Schamhaftigkeit der Seele schädigen.

Und hier will ich im Vorübergehen etwas erwähnen, was immer mit Schweigen übergangen wird. Den Kern der Romane bildet fast immer die Beziehung der Geschlechter. Früher wurde sie stets von der geistigen Seite aufgefaßt, oft in unwahrer Einseitigkeit; heute geschieht sehr oft das Gegenteil — ebenso einseitig. Nun aber wird in der Mädchenerziehung die körperliche Bestimmung des Weibes, an sich groß und heilig, mit dichten Schleiern bedeckt — man bildet sich's wenigstens ein, daß die Sache verhüllt sei, die es in Wirklichkeit nicht ist. Wenn liebende Mütter ihre mannbar gewordenen Töchter — also etwa zwischen dem 16. und 18. Jahre — mit Ernst und Vernunft auf den hohen Zweck der Liebe hinwiesen, auf die Schmerzen und das Glück des Muttertums, dann verlören die Romane den größten Teil des Schädigenden. „Ich habe Dich, geliebtes Kind, in Schmerzen geboren, auch Dein Los wird Schmerz sein; aber wie ich es trug aus Liebe zu meinem Manne, so wirst Du es tragen, und ich war glücklich, als ich Dich in meinen Armen hielt, wie Du es sein sollst." Alles Frivole, alles Lüsterne fiele weg, wenn so in ernsten, liebenden Worten die eigene Mutter zum Kinde spräche. Vereinte sich in dessen Vorstellung der Begriff der Liebe mit dem des heiligen Muttertums, dann entwickelte sich im Gemüt der Mädchen die echte, hehre Scham des Weibes, die von selbst alles Unreine, was ihm in Wort und Schrift entgegentritt, von sich weist. —

Ebenso wie das wahllose Lesen, so gehört das übertriebene Besuchen von Kunstsammlungen und Ausstellungen zum beschäftigten Müßiggange. Ich verstehe die Sehnsucht schönheitdurstiger Seelen; ich begreife und teile die Begeisterung, die Geist und Gemüt beim Anblick echter Kunstwerke ergreift und erweitert. Ich begreife auch jene, die erklären, daß sie den Geschmack bilden wollen, wozu doch auch das Vergleichen verschiedener Schöpfungen gehöre. Ich verneine aber, daß man zu diesem Zwecke Tausende von Bildern sehen müsse. Nicht auf die Menge des Gesehenen kommt es an, sondern auf die Vertiefung. Einleben muß man sich in die tiefsten Absichten eines Werkes; und ein echtes Kunstwerk ist ebenso wenig wie ein tieferer Mensch nach flüchtiger Begegnung erkannt. Es hat gar viel zu sagen, wenn wir zu fragen verstehen; unsere Einbildungskraft muß gleichsam hinausschlüpfen in alle Gestalten, Farben und Formen, bis sie nicht nur den oberflächlichen Sinn ergriffen hat, sondern lebt mit allen, auch mit den Farben und dem Licht, mit jener „Stimmung", die besonders heute oft die eigentliche Seele der besten Schöpfungen bildet. Der echte Künstler, wie der echte Dichter, ist nicht befriedigt, wenn man den Rohstoff seines Werkes dem Gedächtnis einprägt: er will, daß man lebe in seiner Welt, daß jenes Zittern des Gemüts, von dem alles echte Schaffen begleitet ist, sich übertrage mit ähnlichen Schwingungen auf das Gemüt des Genießenden. Das Vorgeschaffene nachzuschaffen, ist das Geheimnis des Kunstgenusses; flüssig war das nun vor uns feststehende Bildwerk oder Gemälde, als es entstand; wir müssen dieses Feste nun gleichsam neu werden lassen, es flüssig machen im Feuer unseres Gefühls. Dazu aber bedarf es der Sammlung.

Wie viele nun gehen mit solchen Anschauungen in Museen und Ausstellungen? Da strömt eine bunte Menge durch die Säle, man will sehen — die lieben Nächsten — und von ihnen gesehen sein; man plaudert, man wechselt herkömmliche Urteile aus, die durch jahrzehntelangen Gebrauch ihre Dauerhaftigkeit bewährt haben; man beschaut und bekrittelt Schnitt und Aufputz neuer Kleider und Hüte — in diesem Satze bedeutet „man" so viel wie „Frau" —; man lächelt und lacht, wispert und flüstert, spottet und witzelt, man kla—gt. Und steht das Ausstellungsgebäude gar in einem Garten, wo Musik gemacht, Kaffee getrunken und gegessen wird, so bleibt von aller Sammlung nichts übrig und die Kunst wird für Tausende zur Gelegenheitsmacherin für alles mögliche, was ihr ferne liegt. Und dieser Art des Kunstgenusses huldigen, wo die Gelegenheit geboten ist, Tausende — übrigens Männer wie Frauen und Mädchen — und er ist dann nur beschäftigter Müßiggang.

„Aber Mensch, Barbar, Ungetüm" werden Sie vielleicht denken, „Du möchtest uns ja alles verbieten. Wir sollen nicht Handarbeiten machen, nicht punzen, nicht malen, nicht kerben, nicht schnitzen, nicht Schneebälle machen; wir sollen weder singen noch sonst Töne erzeugen, nicht lesen noch dichten und nicht Konzerte und Ausstellungen besuchen. Was sollen wir denn noch nicht?"

Ich lese den Einwurf in manchem Augenpaar ganz genau. Er ist aber unlogisch.

„Ach, da kommt wieder der männliche Hochmut heraus", so lese ich in den gleichen Augen weiter. „Wir Frauen haben natürlich (wie ironisch die Augen dieses „natürlich" aussprechen!) keine Logik! Die haben die Herren der Schöpfung ganz allein erhalten."

Erstlich ist die Logik durchaus nicht das, wofür man sie hält. Sie ist weder ein Weg zur Wahrheit, noch ein Pfadfinder, sondern höchstens ein Stab, mit dem man den Weg untersuchen kann, ob er uns zu tragen vermag. Ich kenne sehr unbedeutende Männer, die sehr viel Logik besitzen,

und geistreiche Frauen ohne alle Logik; jene geraten trotz ihr oft in den Sumpf des Irrtums, und diese finden sie durch richtiges Gefühl einer Wahrheit. Also liegt durchaus keine Mißachtung des Weibes in meiner Bemerkung.

Aber unlogisch bleibt der Einwurf der sprechenden Augen: nichts habe ich den Frauen verwehren wollen; sie dürfen das alles betreiben, wenn es mit Maß geschieht, oder wenn sie die Arbeit so ernst auffassen, daß sie für sie zum Lebensberufe wird und ihnen im Notfalle Unabhängigkeit gewährt. Ich bekämpfe nur das geschäftigte Nichtsthun, das nur Zeit tötet, ohne den Geist zu bereichern, und in diesem Kampfe werden alle tiefer angelegten Frauen gern auf meine Seite treten.

Nun giebt es aber thatsächlich viele weibliche Wesen der besser gestellten Kreise, die fast nichts Ernsteres zu thun haben. Oft habe ich von solchen, in denen die Gesellschaftelei nicht alles Höhere ertötet hatte, Briefe mit der Frage erhalten: „Das Leben langweilt mich; künstlerische Begabung besitze ich keine, oder nur sehr unbedeutend; lesen kann man nicht immer; im Hause findet sich für mich keine Arbeit — was soll ich thun?"

Ja, es ist so: es giebt wirklich Tausende von Frauen und Mädchen, die sich langweilen, nicht aus Hohlheit, sondern weil ein edleres Etwas in ihnen nach Bethätigung strebt und nichts findet, an dem es sich erproben könnte. Vorurteile der Eltern, Hochmut auf Rang und Namen stehen oft im Wege. Aber der Hauptgrund liegt tiefer: in der durchaus verfehlten Art der heutigen Mädchenerziehung.

Wir wollen in der nächsten Predigt zuerst über die falschen Bildungsbegriffe sprechen, die heute immer ungestümer nach Herrschaft ringen.

Aus einem Cyklus „Adele".

(Elegien aus Görbersdorf.)

In der Nacht, in der stürmischen Winternacht,
Bin ich vom Lager gefahren;
Es sind die alten Bilder erwacht,
Sie lockten den einsamen Mann mit Macht
Zurück zu blühenden Jahren.

Von meinen träumenden Sinnen sank's,
Wie glückverschleiernde Hülle;
Ich höre wieder Dein leises j'y pense
Und schaue Dich wieder, Du Kind der Provence,
In Deiner Schönheit Fülle.

Es treiben die Wolken, ein Mondstrahl wacht,
Laut rüttelt der Sturm an den Scheiben;
Da denk' ich der blühenden Sommerpracht,
Ich denke der einzigen Liebesnacht,
In der Villa unter den Eiben. —

Ich weiß ein Grab so schneeverweht,
Von Schnee rings blühen die Linden,
Überm Hügel das zitternde Mondlicht steht. —
Fahr hin, mein Lied, wie ein heißes Gebet,
Fahr hin auf den brausenden Winden!

Richard Koehlich.

Neu eingesendete Bücher.

R. Browning: Ausgewählte Gedichte. Übers. v. Ruete. Bremen, Heinsius. — H. v. Gilm: Gedichte. Leipzig, Liebeskind. 1,50 Mk. — B. J. Groſze: Rudolf. Eine lyr. Erzählung. Berl., Bibl. Bur. 2 Mk. — R. Jordan: Lieder vom stillen Ozean. Halle, Hendel. — H. Meinhard: Wider den Strom. Gedichte. Berl., Bibl. Bur. — K. von Rohrscheidt: Satans Erlösung. Dichtung in 6 Gesängen. Leipzig, Liebeskind. — K. Storck: Seelenbilder. Mit einer Abhandlung über das Psychedrama. Straßburg. — Aug. Sturm: Deutsches Liederbuch. Leipzig, Jacobson. — Fr. Corleis: Gustav Adolf. Kirchliches Festspiel. Altona, Schlüter. — R. Balm: Georg Jenatsch. Trauerspiel. Frankfurt, Knauer. 1,20 Mk. — H. Arnold: Lustige Geschichten. 3. Aufl. Illustr. von W. Schulz. Stuttgart, Bonz 3 Mk. — A. Bock: Tarantella. Roman. Berl., Bibl. Bur. 2 Bde. 5 Mk. — F. Frh. v. Dincklage: Falsch gepellt. Berlin, Eckstein. — M Doberenz: Um des Kindes willen. Dresden, Frauenztg. — M. Gerhardt: Leben um Leben. 2 Bde. Dresden u. Leipzig, Reißner. — M. v. Glaser: Dämmern. Skizzen. Breslau, Schottländer. 3 Mk. — A. v. Hondorff: Im Banne fremder Schuld. Berlin, Moedebeck. — Fr. Kummer: Lockende Liebe. Leipzig, Friedrich. 4 Mk. — Sven Lange: Engelke und andere Erzählungen. Übers. v. M. v. Borch. Köln, Paris, Langen. — C. Lavendel: Mexikanische Nächte. Hamburg, Heyle. 1 Mk. — H. Menkes: Novellen. Berlin, Freund u. Jeckel. 2 Mk. — A. Pappritz: Aus den Bergen Tirols. 4 Novellen. Berlin, Rüger. 2,50. Mk. — H. Sohnrey: Verschworen — verloren! Leipzig, Werther. — M. Schnitzer: Käthe und ich. Berlin, Deutsche Schriftst.-Genossensch. 3 Mk. — M. Sommer: Si j'étais Roi! Parabeln u. Skizzen. Straßburg u. Leipzig, Kattentidt. — K. Telmann: Schattenpflanzen. Novellen. Dresden u Leipzig, Reißner. — Graf Tolstoi: Das Patenkind. Gespräch müßiger Leute. Deutsch v. A. Markow. Berl., Bibl. Bur. 1 Mk. — Derselbe: Gottes Reich ist in Euch. Berlin, O. Janke. 2 Mk. Die Hungersnot in Rußland. Ebda. 1 Mk. — Sewastopol. Ebda. 1 Mk. — Guy de Maupassant: Yvette. Übers. v. Heinz Tovote. Berlin, Fontane. 2 Mk. — J. Trojan: Von einem zum andern. Berlin, Freund. 3 Mk. — E. Wichert: Frauengestalten. 3 Novellen. Dresden, Leipzig, Reißner. — Engelhorns Romanbibliothek. 10. Jahrgang. 20.—24. Bd. Jonas Lie: Hof Gilje. — E. de Marchi: Don Cirillos Hut. 2 Bde. — Jeanne Schultz: Jean von Kerdren. — H. Villinger: Unter Bauern. — Allgemeine Volksbibliothek. Neusalza i. Sa. Hermann Öser. Nr. 1. Preis der Nr. 0,10 Mk. — J. W. Bruinier: Faust vor Goethe. I. Das Engelsche Volksschauspiel Doktor Johann Faust als Fälschung erwiesen. Halle, Niemeyer. 2,80 Mk. — A. Farinelli: Grillparzer und Lope de Vega. Berlin, Felber. 6,50 Mk. — Quellenschriften zur neueren deutschen Litteratur- und Geistesgeschichte. 1: Briefe von Wilhelm von Humboldt an G. H. L. Nicolovius. Herausg. von R. Hagen. Ebda. 3 Mk. — Zeitschrift für Kulturgeschichte. Herausg. v. Georg Steinhausen. Bd. 1, Heft 1—2. Ebda. Jährl. 10 Mk. — K. Schmidt: Schillers Sohn Ernst. Eine Briefsammlung mit Einleitung. Paderborn, Schöningh. 6 Mk. — Hans Barth-Rom: Unter südlichem Himmel. Bilder aus dem Orient und Italien. Leipzig, Renger. 1 Mk. — E. Koschwitz: Französische Volksstimmungen während des Krieges 1870/71. Heilbronn, Salzer. 1,50 Mk. — Steinhammer: Der Caligula-Unfug. Berlin, Fischer.

0, 50 Mk. — V. Duruy: Caligula und Claudius. Messalina und Agrippina. In Wort und Bild. Übers. v. Prof. Dr. G. Hertzberg. Leipzig, Schmidt u. Günther. 1,50 Mk. — A. Kiepert: Zum 70. Geburtstage Rudolf von Bennigsens. Hannover, Meyer. — A. Andersjohn: Physikalische Prinzipien der Naturlehre. Halle, Schwetschke. — W. Bode: Zum Schutz unserer Kinder vor Wein, Bier und Branntwein. Eine Sammlung von Gutachten. Hildesheim. 0,40 Mk. — G. Kothe: Das Wesen und die Behandlung der Neurasthenie. Jena, Fischer. — F. Kröger: Wer kennt die Wunder seines Ich? Berlin, Hirschwald.

Sprüche.

Von **Helene Bernard.**

„Lern' zu leiden ohne Klagen",
Läßt nicht allzuschwer sich sagen,
Schmerzen lassen sich ertragen.
„Lern' zu leben ohne Lügen",
Das will sich schon schwerer fügen,
Oft wirst Du Dich selbst betrügen!

*

Das Leben wäre einfach, wär' es nicht kompliziert,
Das Leben wäre einfach, wär' es nicht raffiniert,
Das Leben wäre einfach, wie im gelobten Land,
Könnt' man mit seinem Dickkopf
Nur durch die dicke Wand.

*

Ist das Leben wohl Komödie,
Oder endet's in Tragödie,
Endet es mit Ach und Krach?
Warum denkt ihr drüber nach?
Handelt recht im Augenblick,
Und laßt walten das Geschick.

*

Die Sonne sei sehr ungerecht,
Sie leuchte über Gut und Schlecht,
So sagt man.
Ich glaube, wer im Herzen trägt
Ein Unrecht und das Böse hegt,
Den brennt sie.

*

Viele hundert kleine Endchen
Von der Lebensweisheit Bändchen
Schlinge Dir zu einem Strick,
Recht solide, fest und dick!

*

„Duck' Dich beim Sturm," sagt der eine.
„Geh' keck hindurch," sagt der andre.
Und wer hat recht?
Der recht behält!

*

Wie Schaum im Meere, steigt das flücht'ge Weh
Empor, zerstiebend in der Worte Schwall.
Wie Harz dem Baum, entquillt der Schmerz der Brust.

*

Wird es nie enden,
Wird nie sich's wenden,
Das Wachsen und Werden
Und Scheiden auf Erden?
Nie wird sich's wenden,
Dir wird es enden!

*

Still, stumm, steif, starr?
Sei doch kein Narr!

*

Aus Grübeln und Denken
Kann Glück nicht ersteh'n:
Es muß sich Dir schenken,
Dann wirst Du's versteh'n.

*

Gott sprach einst: es werde Licht!
Doch für viele ward es nicht.

*

Schien die Sonne gar zu grell.
Giebt es einen Regenguß,
Und dann wird es wieder hell,
Und es rauscht der träge Fluß.

*

Weil Du Leiden überwunden.
Willst Du auf der Höhe steh'n?
Bist Du Herr der nächsten Stunden,
Kannst Du in die Zukunft seh'n?

*

Wenn wir im Sturm der Welt das Ich verloren
Und Untergang befürchten voller Schmerzen,
Dann erst wird die Erkenntnis uns geboren,
Und Nahrung findet sie im wunden Herzen.
Wenn wir die Schmerzen siegreich überwunden,
Und von der Herrschaft unsres Ich genesen,
Dann haben wir das Paradies gefunden
Und dürfen in dem Buch der Liebe lesen.

Vermischtes.

Daß die Kunst des Färbens schon von den Völkern des Altertums betrieben wurde, erfahren wir von Plinius, der darüber folgendes erzählt: „Kleider werden in Ägypten auf wundervolle Art gefärbt. Die weißen Zeuge werden zuerst bestrichen, nicht mit Farbe, sondern mit chemischen Stoffen,

welche Farben absorbieren und welche man anfänglich auf dem Gewebe nicht sieht. Erst wenn sie in einen Kessel mit einer heißen Flüssigkeit getaucht worden sind, erscheint die bunte Färbung darauf. Obgleich die färbende Flüssigkeit im Kessel nur eine einzige Farbe hat, erscheinen die Zeuge doch in verschiedensten Mustern, je nach den Droguen, mit welchen sie vorher bestrichen worden sind. Die bunten Muster können nie ausgewaschen werden." Th.

Ursprung der Visitenkarten. Die Visitenkarten, ebenso wie die in England übliche Art der Verlobungs- und Vermählungskarten (zwei durch ein seidenes Band verbundene Karten) stammen ursprünglich aus China. Dort waren Visitenkarten schon zur Zeit der Tong-Dynastie (618—907 n. Chr.) allgemein üblich und aus jener Zeit datiert auch die Einführung der rotseidenen Schnur bei den Verlobungskarten der Chinesen. Die Visitenkarten der Kinder des Reiches der Mitte sind heute noch ebenso beschaffen wie vor tausend Jahren; sie sind von sehr großem Format, gewöhnlich von hellroter Farbe, und ihr Gebrauch unterliegt genauen Vorschriften. Die Verlobungskarten bestehen aus zwei großen Karten mit den Namen der Braut und des Bräutigams, sowie den Einzelheiten der Verlobung. Die Karten werden durch eine rotseidene Schnur verbunden. Th.

Eine nette Apothekerrechnung. Einen amüsanten Beitrag zur Lehre von der Kunst am Medizinieren, die noch um die Zeit, als unsere Großväter unsere Großmütter nahmen, in ganz Europa blühte, liefert das „Dublin Journal of Medical Science". Die Mitteilung betrifft einen Mr. Samuel Jessoy zu Hukingtown, der vor einem Gerichtshof auf Zahlung einer Apothekerrechnung verklagt worden war, welche 55 enggeschriebene Halbbogen umfaßte. In 21 Jahren, nämlich von 1794 bis 1816, hatte der gute Mr. Jessoy, 226,934 Pillen geschluckt, also durchschnittlich 10 806 im im Jahr oder 29 den Tag. In den letzten 5 Jahren der genannten Zeit war seine tägliche Pillenration 78 Stück und im Jahre 1814 hatte er sich an 51 590 Stück erquickt. Diese Pillenmenge hatte der Wackere im Laufe der genannten Zeit mit 40 000 Flaschen verschiedener Mixturen hinuntergespült, außerdem aber noch unterschiedliche Säfte und Latwergen vertilgt. Tief betrauert von seinem Arzt und seinem neuen Apotheker starb der Verdienstvolle leider schon im 65 Jahre seines überaus thätigen und nutzbringenden Lebens. Th.

An die Leser und Leserinnen.

Vor etwa einem Jahrzehnt habe ich an unseren Leserkreis in zwei Fällen die Bitte gerichtet, behilflich zu sein, Familien vor dem Untergange zu retten. Seitdem habe ich es nicht mehr gethan, und, wo es not that, auf andere Weise die Teilnahme für kämpfende Menschen zu gewinnen gesucht. Nun aber liegen mir auf einmal drei Fälle vor, in denen allen Hilfe blutnötig ist und durch im Verhältnis geringe Summen geboten werden kann.

1. Ein Dr. phil., der auch die erste theologische Prüfung bestanden hat, lebt seit Wochen in einer Schlafstelle, die er nur nachts benutzen kann, so daß jedes Arbeiten unmöglich ist und er nicht einmal soviel verdienen kann, sich die nötigste Nahrung zu beschaffen. Im Laufe des August erhält er eine Stellung; nur für einige Wochen ist er der Unterstützung bedürftig.

2. Ein Schriftsteller, Vater von drei Kindern, ein ehrlicher, fleißiger Arbeiter, hatte bis vor kurzem eine freie Wohnung bei einer alten Dame, der seine Frau dafür die Küche und Aufwartung besorgte Jetzt ist die Dame von Berlin fort. Er und die Seinigen wohnen nur in einer Stube in einem ganz von Industriearbeitern bewohnten Hause, wo der arme Geistesproletarier den Gegenstand der kleinen Bosheiten der Kinder und Erwachsenen der Umgebung bildet. Wie bescheiden die Familie lebt, mag die Thatsache beweisen, daß sie glücklich wären, 90 Mark monatliche Einnahme zu haben.

3. Ein Lehramtskandidat ohne Stellung, vielseitig gebildet, begabter Schriftsteller, ist durch das Eingehen einer privaten Anstalt mit seiner Frau, die der Entbindung entgegengeht, brotlos geworden. Wochenlang waren sie in Schlafstelle in einem kleinen Gasthaus; die Frau mußte betteln gehen, denn der Gatte konnte, da er keinen ganzen Anzug besaß, von Hause nicht fort. Es ist durch gute Menschen einiges geschehen; für Kleider, Kinderwäsche ist gesorgt; einige kleinere Arbeiten sind untergebracht, so daß die beiden sich eine kleine Wohnung mieten können. Aber die nahende schwere Stunde wird fremde Hilfe nötig machen.

Ich glaube, daß weitere Worte und Schilderungen überflüssig sind. Ich wende mich voll Vertrauen an die Herzen unserer Leser und Leserinnen: Seht, hier leiden Mitmenschen; sie sind am Versinken. Wenn nur einige Hundert von Euch ein Scherflein geben, so können wir helfen. Und wenn die Bedrängten es Euch auch nicht vergelten können, schon daß sie wieder Vertrauen, Hoffnung gewinnen, ist Dank.

Über jede Gabe wird unter gewünschtem Namen Rechenschaft abgelegt. Beiträge sind zu richten an Otto Janke, Berlin SW. Anhaltstraße 11., oder an den Unterzeichneten, Gr. Lichterfelde 3. b. Berlin. Juli 1894.

O. v. Leixner.

Als erste Gabe von Fr. H. in Berlin 30 Mk.

Inhalt der Nr. 44.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Deutsche Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ ℳ vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 45.

Griffenfeld.

Historischer Roman

von

H. F. Ewald.

(Fortsetzung.)

Sechzehntes Kapitel.

Der Kurier von Korsör.

Es glückte Frau Magdalene nicht, Gelegenheit zu finden, mit Griffenfeld zu sprechen. Im Hause war er unzugänglich, und er zeigte sich weder in Jörgen Bjelkes Wohnung noch fand er sich zu den Soireen bei Else Parsbjerg ein. Er war dem Kreise der Freundinnen entschlüpft, aber er war auch mit Geschäften überladen. Es wurden langwierige diplomatische Unterhandlungen mit dem schwedischen Gesandten, dem Grafen Niels Brahe, geführt, der gekommen war, um im Namen seines Herrn um Prinzessin Ulrike Eleonore zu werben, und während Griffenfeld diese schwierige Sache durchsetzte, so daß die Verlobung wirklich zu stande kam, war er zugleich beschäftigt mit Vorbereitungen zu dem Kriege, den der König gegen seinen zukünftigen Schwager unternehmen wollte. In dieser Sache war König Christian unerschütterlich; nicht zehn Schwestern wegen, sagte er, verändere ich meine Politik; und der Nerv dieser Politik war Feindschaft gegen Schweden und Revanchekrieg.

Mitte Juni reiste Griffenfeld mit dem Könige nach Holstein, und beide blieben einen Monat fort. Jetzt, Mitte Juli, waren sie zurückgekehrt, Griffenfeld bedeckt mit neuem Ruhm wegen seiner Gewandtheit, mit welcher er den bekannten Coup in Rendsburg ausführte, da des Königs Schwager, Herzog Christian Albrecht von Gottorp, gefangen genommen, entwaffnet und unschädlich gemacht wurde. Ein Menschenalter hindurch war das gottorpsche Haus Schwedens treuer Bundesgenosse und Dänemarks bitterer Feind gewesen. Inzwischen war die Herzogin Augusta abgereist, um die Prinzessin Luise zu holen; man erwartete sie in einer Woche, und dann sollte die Hochzeit stattfinden. Griffenfeld näherte sich jetzt einem Höhepunkte, auf welchem er nach der Meinung der meisten unantastbar sein würde; aber seine alten Feinde bewachten sorgsam jeden seiner Schritte und versäumten keine Gelegenheit, ihn bei dem Könige anzuschwärzen. —

Einige Tage nach Griffenfelds Rückkehr eilte Frau Magdalene Sybille früh am Morgen, begleitet von einem Diener, über die Straße nach Griffenfelds Palais, denn sie wohnte ganz in der Nähe. Sie konnte ihre Ungeduld nicht länger zügeln; es saß ein Stachel in ihrem Herzen. Griffenfelds Haltung war bei jeder zufälligen Begegnung so abweisend gewesen, daß sie sich sowohl gekränkt als auch beunruhigt fühlte; sie mußte und wollte eine Erklärung haben.

Das Glück war ihr diesmal über Erwarten günstig, denn als sie mit dem Bescheid empfangen wurde, daß der Großkanzler noch nicht zu sprechen sei, ging sie hinauf zu Madame Schumacher, und dort traf sie ihn. Er hatte die kleine Charlotte auf dem Schoße; sein Ausdruck war finster und sein Blick unruhig, aber als er sie eintreten sah, setzte er das Kind nieder, ging ihr entgegen und rief aus:

„Ei, Mysia, bist Du es! Sei willkommen!“

An seinem Blick und am Ton seiner Stimme erkannte sie sofort, daß seine freundschaftlichen Gefühle für sie keine Beeinträchtigung erlitten hatten. Der Ton war herzlich, deutete aber zugleich große Gemütsbewegung an. Er fragte nach ihrem Gemahl und machte einige nichtssagende Bemerkungen, sagte dann aber, wie einer plötzlichen Eingebung folgend:

„Komm, folge mir in mein Kabinett, ich habe Dir etwas zu sagen.“

Mit klopfendem Herzen folgte sie ihm die Wendeltreppe hinunter, welche der verborgene Gang nach seinem Kabinett war.

„Wie wunderbar,“ sagte er, indem er ihr die

Thür öffnete, „daß Du gerade zu dieser Stunde gekommen bist!“

„Ich würde längst gekommen sein,“ entgegnete sie, indem sie eintrat, „wenn mein lieber Bruder nicht so schroff wie eine Felswand und so finster wie eine Gewitterwolke gewesen wäre.“

„Setze Dich,“ sagte er, indem er die Thür zuschloß und dann nach der Thür zum Vorzimmer ging und den Schlüssel umdrehte. „Du sollst sogleich hören, um was es sich handelt. O, liebe, teure Freundin, mein Leben ist eine Zeit lang ein bitterer Kreuzesweg gewesen, obwohl die Welt es nicht weiß. Ich verbarg es auch vor Dir, denn was nützt dem zum Tode Verurteilten das Klagen, wenn das Urteil gefällt ist und das Schafott schon aufgerichtet wird? Jetzt ist Hoffnung auf Rettung vorhanden, aber nur durch einen verzweifelt gewagten Sprung. Ich dachte eben daran, mit meiner guten Mutter Rücksprache zu nehmen, und sie würde mir ja sicher ehrlich und nach ihrem besten Wissen und Gewissen geraten haben, aber sie hat keinen rechten Verstand von der Sache. Nein, dies ist besser! Du wirst die Situation sogleich begreifen.“

Während er dies schnell und stoßweise sagte, öffnete er eine Schublade seines Schreibtisches, nahm einen Brief heraus und reichte ihr denselben.

„Lies!“ sagte er. „Ich will Dir volles Vertrauen erzeigen. Lies den Brief aufmerksam bis zu Ende; ich werde Dich nicht unterbrechen.“

Sie ergriff den Brief und begann zu lesen. Der Inhalt fesselte sie in dem Grade, daß sie fast vergaß, wo sie sich befand, und kaum bemerkte, daß Griffenfeld, welcher in der Stube auf und nieder ging, zweimal vor ihr stehen blieb, ungeduldig darüber, daß sie noch nicht mit dem Lesen fertig war.

Es war eine Nachricht von dem dänischen Gesandten Linsker in Berlin, ein vertrauliches Schreiben an Griffenfeld selber. Linsker schien den Auftrag erhalten zu haben, Prinzessin Luise zu beobachten und dem Großkanzler über ihr Verhalten Bericht zu erstatten. Sie lebte allein in dem Schlosse, da der Kurfürst im Felde war, und seine Gemahlin, die Kurfürstin Dorothea, ihn später zum Kongreß nach Haag begleitete, während sie ihre kleinen Kinder unter der Obhut ihrer Nichte, der Prinzessin Luise, zurückließ. Die Kurfürstin schenkte indessen ihrem Gemahl auf der Reise einen neuen Erben, und durch diese Begebenheit hatte sich ihre Rückkehr verzögert. Da die Prinzessin noch sehr jung war, so ließ der Umstand, daß man ihr ein so verantwortungsvolles Werk anvertraut hatte, erkennen, daß ihre Tante, die Kurfürstin, große Gedanken von ihrem Verstande und ihrem Charakter hegte. Die junge Prinzessin machte also eine gute Schule in der Ausübung von Mutterpflichten durch, ein Umstand, den vor Griffenfeld hervorzuheben die Herzogin Augusta nicht unterlassen hatte. Möglicherweise würde die Prinzessin auch alle Ehre eingelegt haben, wenn Baron Pöllnitz nicht gewesen wäre. Er war Oberstallmeister, Oberst der Leibgarde und Kommandant von Berlin, stand in großer Gunst bei dem Kurfürsten, war aber verschwenderisch und ausschweifend. Er war verheiratet mit der Gräfin Eleonore von Nassau, einer intriganten, herrsch- und eifersüchtigen Dame. Mit diesem gefährlichen Manne kam die Prinzessin Luise täglich in Berührung, er war vermessen genug gewesen, ihr die Cour zu machen, und sie schien angefangen zu haben, mit ihm zu kokettieren; sie war ja jung und heiter, und langweilte sich. Die Gräfin Eleonore war indessen dahinter gekommen und hatte den Kurfürsten unverzüglich von der Sache unterrichtet. Dieser war sehr böse geworden und hatte Pöllnitz sogleich verabschiedet und entfernt. Freilich wußte man, daß die Prinzessin Luise wesentlich unschuldig sei, aber sie hatte doch eine für eine Prinzessin und noch dazu verlobte Dame tadelnswerte Unvorsichtigkeit begangen, und der Skandal war nun einmal da.

Als Magdalene Sybille, die natürlich mit mehreren der mitgeteilten Umstände, von welchen Linskers Bericht nichts enthielt, bekannt war, den Brief gelesen hatte, ließ sie die Hände sinken und sah auf. Griffenfeld stand vor ihr und sah sie mit gespanntem Blick an.

„Was sagst Du nun?“ fragte er. „Kann ich mich mit einer so flatterhaften Person in eine Ehe einlassen?“

Der Ausdruck wechselte in Magdalenens schönen Augen, aber ein Triumph war das Vorherrschende. Ihr Herz jubelte bei der Aussicht, daß es scheitern könnte; sie gönnte keinem anderen Weibe ihren guten, tugendhaften Bruder und Freund, so weit war es mit ihr gekommen. Sie wußte ja, welche Antwort er haben wollte, und die erhielt er auch.

„Nein!“ antwortete sie bestimmt; aber in demselben Augenblick schlug ihr doch das Gewissen, und sie fügte hinzu: „wenn die Gefahr eines Bruches nicht gar zu groß ist.“

„Gleichviel!“ sagte Griffenfeld und machte eine Handbewegung, als ob er seine hochgeborene Braut von sich schleudere; „ich würde ihr jetzt mein Vertrauen nicht mehr schenken können; sie ist keine Frau für mich.“

Mysta hätte ihn bitten sollen, nicht zu weit zu gehen, möglicherweise war die Sache doch nicht so schlimm, aber sie that es nicht; sie saß da und stierte ihn wie verzaubert an. Es wäre wahrlich besser gewesen, wenn er sich mit seiner alten Mutter beraten hätte; sie würde ihm sicher trotz ihres Hasses gegen die Herzoglichen zu seinem Besten geraten haben, und sie hatte wahrlich Verstand genug, die Situation zu begreifen.

Plötzlich verließ Griffenfeld dieses peinliche Thema, holte einen anderen Brief heraus und las ihr ein Bruchstück aus demselben vor. Der Brief war von seinem Vetter Meyerkrone, dem dänischen Gesandten in Paris.

„Hast Du es gehört?“ fragte er. „König Ludwig bietet mir dort ein Geschenk von Mobilien und Kostbarkeiten zu meiner bevorstehenden Hochzeit an; aber doch hätte er es am liebsten gesehen, daß ich eine andere Dame geheiratet hätte — verstehst Du das?“

Magdalene Sybille sah auf, als ob sie aus einem Traum erwache. „Vollkommen,“ antwortete sie kurz;

darauf wurde sie rot, dann bleich. Ihre Augen funkelten in leidenschaftlicher Glut, und endlich brach die Frage hervor, welche ihr fortwährend auf den Lippen geschwebt hatte: „Sage mir, liebst Du wirklich die Prinzessin von Tarent?“

Er stand noch und las in Meyerkrones Brief; aber jetzt warf er ihn auf den Tisch, ging zu ihr und setzte sich an ihre Seite. Er ergriff ihre Hand und hielt sie fest in der seinigen, indem er ihr in die Augen schaute; sie senkte den Blick und lächelte, als ob sie im Elysium sei.

„Du bist eine echte Evatochter, Mysia,“ sagte er mit unsicherer Stimme; „Wißbegierde ist Deine Erbsünde.“

„Habe Dank,“ antwortete sie, indem sie errötend aufblickte, „daß Du nicht sagtest Neugierde.“

Da zog er sie ungestüm an sich, strich ihr das Haar aus der Stirn, streichelte ihr die Wange und gab ihr einen heißen Kuß. Dann aber sprang er schnell auf und ging von ihr, als ob er den Schlingen der Versuchung entfliehen wolle, während sie sitzen blieb und ihn mit thränenumflortem Blick ansah.

Was bedeutete dieser Kuß? Daß er sie liebte, oder daß er wußte, daß sie ihn liebte und ihr jetzt ein kleines Liebesalmosen zuwarf? Nein, sein Herz hatte in diesem Augenblick warm für sie geschlagen, das empfand sie, und dessen erinnerte sie sich bis zu ihrer letzten Stunde. Es ist fraglich, wie dieses Spiel am Rande des Abgrundes geendigt haben würde, wenn es nicht plötzlich abgebrochen worden wäre.

Feste Tritte im Vorzimmer wurden hörbar, es wurde an die Thür geklopft, Griffenfeld schloß auf, und Jens Friis stand vor ihm.

„Der Kurier von Korsör ist gekommen,“ sagte er mit einem breiten Lächeln; „er bringt dieses Schreiben für Ew. Excellenz.“

Jens glaubte offenbar, daß er der Überbringer einer willkommenen Nachricht sei, weswegen seine Überraschung groß war, als sein Herr ihn entsetzt anstarrte, ihm den Brief aus der Hand riß und barsch sagte: „Laß ihn absteigen und warten!“ und ihm dann die Thür vor der Nase zuschlug. Darauf riß er den Brief auf und lief ihn schnell durch, während Magdalene Sybille zu ihm eilte, indem sie ausrief: „Was ist das?“

„Sie sind schon in Korsör,“ antwortete er, indem er den Brief zerknitterte.

„Die Herzogin und die Prinzessin?“ rief Magdalene Sybille entsetzt aus.

Griffenfeld antwortete mit einem stummen Nicken.

„Ich hatte sie erst in einer Woche erwartet,“ sagte er dann, indem er sich heftig von ihr wandte und dann wieder zurückkehrte; „aber so eilig hat die Herzogin es gehabt, daß sie jetzt schon hier sind. Sie warten auf mich in Korsör, von dort soll ich sie abholen, so wurde es verabredet.“

„Kannst Du jetzt entschlüpfen?“ fragte Magdalene Sybille, indem sie ihn gespannt anblickte.

Er hatte den Brief wieder entfaltet, las ihn noch einmal und sagte: „Höre, Mysia! Die Herzogin schreibt: ‚Wir kommen auf den Flügeln der Liebe.‘ Die Heuchlerin! Das Ganze ist nichts anderes als Berechnung.“

Dann zerriß er den Brief und warf die Stücke auf den Fußboden.

„Was willst Du nun thun?“ fragte Magdalene.

„Ich will zum Könige,“ lautete seine Antwort. „Nur er kann die Schlinge von meinem Halse lösen.“

„Gott möge es für Dich zum guten Ende führen!“ sagte sie bewegt.

Dann trennten sie sich. Sie eilte nach Hause und sah bald darauf Griffenfelds Karosse aus dem Thor rollen; der Wagen fuhr schnell und ohne die gewöhnliche Begleitung von Pagen und Dienern.

Griffenfeld konnte zu jeder Zeit Zutritt zum Könige erlangen, aber diesmal mußte er doch warten, denn Friedrich Ahlefeld war bei der Majestät.

„Der Statthalter macht Ew. Excellenz das Warten lang,“ sagte Oberst Ahrenstorff in bitterem Tone, denn er wollte auch zum Könige, mußte jetzt aber dem Großkanzler weichen.

Als Griffenfeld nicht antwortete, fuhr der Oberst in schadenfrohem Tone fort: „Seine Majestät unterhält sich gern mit dem Statthalter. Jetzt hat er drei Tage hintereinander Audienz bei dem Könige gehabt, und gestern war er zwei volle Stunden dort.“

Griffenfeld hätte Gewicht auf diese unheilverkündende Thatsache legen sollen, welche sein alter Feind in seiner gehässigen Dummheit vor ihm ausplauderte, aber die Worte schienen keinen Eindruck auf ihn zu machen.

„Das ist nicht so wunderbar,“ antwortete er. „Seine Majestät hat jetzt Verschiedenes mit dem Statthalter zu besprechen, da das Heer drüben in Holstein zusammengezogen wird. Übrigens seid Ihr nicht Ceremonienmeister, Herr Oberst! Meine Ankunft ist gemeldet, und ich werde vorgelassen werden, wenn es Seiner Majestät gefällig ist.“

In diesem Augenblick kam Ahlefeld. Seine sonst bleichen Wangen hatten Farbe, und seine tiefliegenden Augen zeigten einen eigentümlichen Glanz. Er drückte mit Wärme Griffenfelds Hand und fragte: „Dringende Geschäfte? Ist etwas von Bedeutung vorgefallen?“

„Durchaus nicht,“ antwortete Griffenfeld und ging schnell hinein zum Könige.

Er kam sogleich zur Sache, reichte dem Könige Linskers Brief und bat Seine Majestät, ihm die Gnade zu erzeigen, denselben sogleich zu lesen. Als der König damit fertig war, sagte Griffenfeld:

„Was sagen Ew. Majestät dazu?“

„Ei, seht doch den kleinen Leichtfuß!“ rief der König aus. „Also hat sie sich in eine Amorette mit Pöllnitz eingelassen! Ein schlimmer Frauenjäger und frecher Kerl soll er sein, dieser Pöllnitz; aber Linsker schreibt ja doch, daß man die Prinzessin für unschuldig hält. Es ist ihrerseits nur eine Jugendthorheit gewesen; Ihr solltet keine Notiz davon nehmen.“

„Ew. Majestät werden verzeihen, aber Ew. Majestät versetzen sich nicht recht in meine Lage,“ entgegnete Griffenfeld. „Eine verlobte Dame, welche mit einem anderen Herrn kokettiert, verscherzt alles

Vertrauen. Ich kann und will nach diesem Vorfalle die Prinzessin nicht heiraten."

Der König sah wieder in Linskers Brief, legte ihn dann fort und sagte:

„Ihr solltet doch eins bedenken, Griffenfeld! Die Prinzessin ist aus der Ferne mit Euch verlobt worden. Ihr waret nicht bei ihr; sie hat auf eigenen Füßen stehen müssen, und wie man sagt, habt Ihr sie nicht mit Liebesbriefen belästigt und nichts gethan, sie an Euch zu fesseln. Wie ich weiß, habt Ihr sie doch gesehen, und die Herzogin Augusta gab Euch ihr Konterfei — aber wie steht es mit dem Eurigen? Es ist wohl noch nicht fertig? Wenn Ihr es aber nicht aufrichtig gemeint habt, warum habt Ihr Euch dann darauf eingelassen?"

„Ew. Majestät können mit gutem Grund also fragen," entgegnete Griffenfeld; „ich hätte es niemals thun sollen. Es geschah in einem unglücklichen Augenblick und unter einer starken Pression. Ew. Majestät vergessen doch nicht, daß Ihre Majestät die Königin-Witwe die ganze Aktion in Scene gesetzt hat?"

Vor diesem Argument beugte sich der König; er wußte, was es sagen wollte, unter Pression seiner hohen Mutter zu stehen.

„Nun," sagte er, „ich habe von vornherein gemeint, daß dies eine schlechte Partie für Euch sei. Laßt denn die Verlobung aufgehoben sein, aber wir müssen schonend zu Werke gehen."

„Majestät," antwortete Griffenfeld, „das war auch meine Absicht, aber bei dem unzeitigen Eifer der Herzogin ist es unmöglich geworden. Sie und die Prinzessin Luise sind schon in Korsör eingetroffen und erwarten mich dort. Gestern erhielt ich Linskers Brief, und in dieser Stunde traf der Kurier von Korsör mit einem Billet von der Herzogin Augusta ein, welches ihre Ankunft meldete. Ew. Majestät sehen, daß die Begebenheiten Schlag auf Schlag gekommen sind und mich überrumpelt haben."

Der König lächelte etwas maliziös.

„Jetzt ist guter Rat teuer," sagte er. „Nun sitzt Ihr schön in der Klemme, Griffenfeld! Das verursacht Euch Kopfzerbrechen, wie?"

Griffenfeld stutzte über den Ton, schaute dem Könige fest in die Augen und antwortete: „Ich glaube in Ew. Majestät einen guten und gnädigen Herrn zu haben, der mir beistehen und mich aus dieser großen Verlegenheit retten wird. Sollte ich mich darin irren?"

„Gewiß nicht, gewiß nicht," sagte der König hastig und wurde ein wenig rot. „Wir wollen Euch gern helfen, aber es scheint uns jetzt ganz unmöglich zu sein."

„Wenn Ew. Majestät den Willen haben," entgegnete Griffenfeld, „dann ist es mit meinem Kopfzerbrechen vorbei; die Sache ist in jeder anderen Hinsicht klar. Die Herzogin muß in Korsör aufgehalten werden, aber nur ein eigenhändiges Schreiben von Ew. Majestät wird dies vermögen."

Seine Majestät lachte und sagte dann: „Aber, Griffenfeld, was soll ich schreiben? Ihr wollt doch wohl nicht, daß ich der Herzogin das Sündenregister ihrer Tochter auf einem Teller präsentieren soll? Die Sache geht uns nichts an; es ist unter unserer Würde, auf diese Weise für Euch einzutreten."

„Gewiß," entgegnete Griffenfeld; „es ist mir auch nicht in den Sinn gekommen, dergleichen von Ew. Majestät zu begehren. Wie, wenn wir uns den Schein geben könnten, als wollten wir die Sache nur aufschieben? Das ist immer eine mildere Form. Meine Bitte ist dann, daß Ew. Majestät die Gnade haben möchten zu schreiben, daß die Rüstungen zu dem bevorstehenden Kriege, die vielen wichtigen Geschäfte und die Unruhen, welche die Reise Ew. Majestät nach Holstein veranlaßt hat, den Augenblick zur Hochzeit wenig geeignet erscheinen lassen, weswegen ich gewünscht, dieselbe aufzuschieben, und Ew. Majestät diesen meinen Wunsch gebilligt, aus welchem Grunde Ew. Majestät wünschen und gebieten, daß die Herzogin und die Prinzessin unverzüglich nach Sonderburg zurückkehren und dort einen günstigeren Moment abwarten."

„Griffenfeld," rief der König aus, indem er sich erhob und dem Großkanzler einen Schlag auf die Schulter gab, „Ihr seid schlauer, als der Teufel selber!"

Im Ton seiner Stimme lag die alte Herzlichkeit und die volle königliche Gnade. Zwei Stunden hatte Ahlefeld gearbeitet, um das Herz des Königs gegen Griffenfeld kalt zu machen, in wenigen Augenblicken wurde der Eindruck verwischt und das ganze Werk über den Haufen gestürzt. Der König setzte sich sogleich an seinen Schreibtisch und schrieb den Brief; er war schnell in der Feder und gebrauchte sie gern. Darauf reichte er Griffenfeld das Schreiben und sagte: „Seht da! Paßt Euch dies?"

„O, Majestät," rief Griffenfeld aus, als er das königliche Schreiben gelesen hatte, „das ist ganz vortrefflich, es kann nicht besser sein; das wird die Sache klar machen."

„Nun," sagte der König, „da keine Zeit zu verlieren ist, will ich sogleich Bartels aufsitzen lassen und ihn damit fortschicken. Wenn er zweimal die Pferde wechselt, wird er vor Abend in Korsör sein. Bekümmert Euch also nicht weiter um die Sache!"

Griffenfeld dankte dem Könige in den wärmsten und unterthänigsten Ausdrücken, machte aber keine Miene, sich zu entfernen, weswegen Seine Majestät etwas ungeduldig fragte: „Habt Ihr noch mehr?"

„Nur noch eins, Majestät," antwortete Griffenfeld. „Ich muß mir selber die Frage vorlegen: Was wird die Königin-Witwe dazu sagen? Ihre Majestät wird hierdurch an einer wunden Stelle berührt, und sie hat es sicherlich gut gemeint mit mir. Befehlen Ew. Majestät, daß ich selber zu der Königin-Witwe gehe und Ihre Majestät von der Sache unterrichte, oder soll ich mich ruhig verhalten?"

Der König dachte einen Augenblick nach; in seinen Augen leuchtete es schadenfroh auf, indem er antwortete: „Nein, haltet Euch davon; wir wollen selber unsere Frau Mutter davon benachrichtigen." —

Bald darauf ritt Bartels, begleitet von zwei königlichen Reitknechten, mit der verhängnisvollen Depesche aus dem Schlosse, und bevor der Abend anbrach, wußte

die ganze Stadt, daß der Großkanzler die Verlobung mit seiner fürstlichen Braut aufgehoben hatte. Das Erstaunen war ungemein groß; Griffenfelds Freunde waren seinetwegen bekümmert, aber seine Feinde jauchzten.

„Jetzt haben wir ihn!“ rief Ahlefeld jubelnd aus, als Hahn ihm die überraschende Nachricht brachte.

„Ja,“ sagte Hahn, „man sollte meinen, daß dies über die Kreide ginge, obgleich Seine Majestät bei der ganzen Affaire indifferent gewesen ist, und die Herzoglichen in seinen Augen keine Bohne wert sind.“

„Wohl wahr,“ antwortete Ahlefeld, „denn sonst würde es dem Großkanzler nicht möglich gewesen sein, diese Dummheit zu begehen. Dies ist für die ganze herzogliche Familie ein Schlag ins Gesicht. Die hohen Herren können sonst uneinig genug sein, aber einem gemeinsamen Feinde gegenüber sind sie sofort einig und stehen für einen Mann.“

„Aber,“ wandte Hahn ein, „diese Mesalliance muß doch für ihren fürstlichen Stolz sehr kränkend gewesen sein; sie müssen froh darüber sein, daß die Verlobung aufgehoben ist“

„Aber Hahn!“ rief Ahlefeld aus, „wo habt Ihr Eure Gedanken? Die Prinzessin Luise hat die Verlobung ja nicht aufgehoben, sondern der Großkanzler und zwar im letzten Moment und auf die kränkendste Weise. Bedenkt, welch ein Schimpf es für die Herzogin Augusta sein muß, auf ihrem Triumphzuge aufgehalten zu werden, umkehren und nach Hause reisen zu müssen mit ihrer Tochter, einer kassierten Braut, verschmäht von eines Weinzapfers Sohn! Ich sage Euch, jetzt ist Herzog Johann Adolf unser Mann!“

Herzog Johann Adolf und Herzog Bernhard von Plön waren Vettern von Herzog Ernst Günther und also Prinzessin Luisens Onkel. Herzog Johann war der älteste von den drei Brüdern und zugleich der bedeutendste, ein hervorragender Feldherr, welcher vor kurzem die braunschweigischen Truppen mit Bravour gegen Frankreich geführt hatte. Er war der einzige von den Herzoglichen, vor dem der König Achtung hegte und dessen Rat er gern hörte.

Er wurde ihr Mann, wie Ahlefeld es vorausgesagt hatte, und Griffenfeld sollte es schwer empfinden, aber noch war kein Anzeichen vorhanden, daß sein Stern sich senkte. Dieser schien im Gegenteil noch im Steigen zu sein, denn der deutsche Kaiser hatte ihn mit der Reichsgrafenwürde belehnt, wodurch er souveräne Rechte erhielt in der Reichsgrafschaft, die er sich erwerben mußte, und der König wehrte es ihm nicht, diese Auszeichnung anzunehmen. Hierdurch wurde er Ahlefeld gleichgestellt.

Doch empfingen seine Feinde einen kleinen Trost, denn als er in diesem Jahre seinen jungen, begabten Schwager Hans Bagger, Pastor an der Frauenkirche, zum Bischof von Seeland machte, ging zum zweiten Mal ein unheimliches Wetterleuchten von Slangerup aus. In Jakob Worms Schmähgedicht „Sibylles Weissagung vom Antichristen des Nordens“ wurde Griffenfeld und seine Verwandtschaft auf eine unglaublich freche Weise angegriffen. Er wurde darin geradezu zu einem Feinde Christi gestempelt.

Es ward die falsche Brust mit Christi Kreuz*) geschmückt,
Die Brust, ganz voller List, die nur das Geld entzückt.
Ein Gegner und ein Feind von Christi Kreuz auf Erden,
Wird Christi Kreuz einmal durch ihn gestürzet werden.

Ihm würd' des Tieres Mal unstreitig besser steh'n,
Daß seine Geldgier wär' vor aller Welt zu seh'n.
Mit Kirchenämtern er gar Handel treibet schon; —
Gott, gieb dem Satan doch den wohlverdienten Lohn.

Das waren Worte, die in den Herzen seiner Neider und Verfolger, deren Zahl mit jedem Tage wuchs, Widerhall fanden; er selber aber schritt vorwärts auf seiner glänzenden Bahn zu neuen Thaten und neuen Siegen, nur allzu sorglos und kühn auf seinen Glücksstern vertrauend.

Siebenzehntes Kapitel.

Die eigentlich Schuldige.

Die Prinzessin von Tarent saß bei ihrer jungen Freundin, der Prinzessin Ulrike Eleonore, in deren Gemach auf Amalienborg. Es glückte ihnen nur selten, ein Gespräch unter vier Augen führen zu können, und daher benutzten sie jetzt die Gelegenheit nach Herzenslust.

„Welche merkwürdige Affaire,“ sagte die Prinzessin Ulrike mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit. „Und,“ fuhr sie fort, „es kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Denke Dir, Mutter hatte schon Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen, und Du weißt, daß sie alles in großem Stil herrichtet. Noch an demselben Tage, da der Skandal geschah, war Pilloy**) hier, und die neuen Dekorationen zu den Tableaus wurden geprüft.“

„Die Königin-Witwe muß doch sehr böse geworden sein,“ antwortete Charlotte Amélie in kaltblütigem Tone.

„Nein, Charlotte,“ entgegnete Ulrike Eleonore, „sie nahm es merkwürdig ruhig auf, oder richtiger gesagt, sie war ganz perplex; niemals zuvor habe ich meine resolute Mutter, die sich sonst durch nichts aus der Fassung bringen läßt, in einem solchen Zustande gesehen.“

„Der Skandal war ja auch kolossal,“ sagte Charlotte Amélie in schadenfrohem Tone.

„Es war eine merkwürdige Scene,“ fuhr Ulrike Eleonore fort, „als der König kam und uns von der Begebenheit unterrichtete. Wenn ich nicht wüßte, daß mein lieber Bruder so gut und sanft ist, würde ich glauben, daß er sich über Mutters Bestürzung amüsiert hat.“

„Das hat er natürlich gethan,“ sagte Charlotte Amélie mit einem Lächeln. „Es ist dem Könige gewiß selten gelungen, die Königin-Witwe aus der Fassung zu bringen, während das Umgekehrte oft passiert ist. Das Ungewohnte in der Situation ist für Seine Majestät eine Wonne gewesen.“

„Charlotte,“ sagte Ulrike Eleonore in vorwurfsvollem Tone, „werde nicht boshaft! Der König war nur froh darüber, daß er jetzt des Herzogs und der

*) Der Dannebrogorden.
**) Des Königs Ballettmeister.

Herzogin Augusta quitt wird; er konnte sie niemals recht leiden."

„Nun," entgegnete Charlotte Amélie, „dann ist seine Freude doppelt gewesen; aber wie denkst Du über das arme, kleine Opferlamm, die Prinzessin Luise?"

„Sie ist ein gutherziges Mädchen, aber mutwillig und ausgelassen. Ich kann mir denken, daß sie sich einer Unvorsichtigkeit schuldig gemacht hat."

„Du meinst also," fragte Charlotte Amélie, „daß Herrn Linskers zu so gelegener Zeit eingetroffene Nachricht keine Erdichtung ist?"

„Das ist ganz undenkbar," antwortete Ulrike Eleonore, indem ihre braunen, klaren Augen sich mit einem forschenden Blick auf Tarent hefteten; „aber," fügte sie mit einem Lächeln hinzu, „Du hast vielleicht Deine Gründe, dem Großkanzler das Schlimmste in dieser Sache zuzutrauen."

„Welche Gründe sollten das wohl sein?" brauste Tarent auf.

„Nun, meine Liebe," entgegnete Ulrike Eleonore in ihrer ruhigen Weise, „es ist ja kein Geheimnis, daß der Großkanzler in Dich verliebt ist. Es wird sogar erzählt, daß er um Dich geworben hat, und daß Du ihm einen Korb gegeben hast. Du wirst rot, also wird es wohl wahr sein. Ich beklage das, Charlotte! Er ist ein ausgezeichneter Mann, dem Könige und uns allen von Herzen ergeben. Du würdest eine weit passendere Partie für ihn gewesen sein, als die kleine Gans, die Prinzessin Luise."

„Ich danke für das Kompliment," sagte Charlotte Amélie spöttisch, „und der Großkanzler muß Dir dankbar sein für das warme Interesse, welches Du für ihn hast. Es geht so weit, daß Du der anderen Seite der Sache keinen Gedanken geopfert zu haben scheinst, nämlich inwieweit es eine passende Partie für mich war. Übrigens hat Griffenfeld nicht um mich geworben; er sandte seinen Freund, Chevalier Terlon, zu mir, der sollte erst zufühlen; aber ich zweifle nicht daran, daß er dem Großkanzler die Antwort gebracht hat, die ich ihm gab."

„Und wie lautete Deine Antwort?" fragte Ulrike Eleonore.

„Daß ich dégoût hätte gegen eine solche Partie," antwortete Charlotte Amélie mit Nachdruck.

„Das war eine harte und kränkende Antwort auf einen guten und aufrichtig gemeinten Antrag," sagte Ulrike Eleonore ernst. „Du hast nicht geantwortet: ich liebe ihn nicht. Wenn Du wirklich Neigung für ihn hast, und der Meinung bin ich gewesen, so hast Du nicht recht gehandelt. Du bist in einer freien Stellung; Du konntest Deinem Herzen folgen. Als Gemahlin des Großkanzlers würdest Du eine ehrenvolle Stellung bei Hofe eingenommen haben. Ich weiß wohl, daß Du darauf herabsiehst; die Verhältnisse hier erscheinen Dir so klein; aber wäre es doch nicht vorzuziehen — ich bin in Versuchung zu sagen, hier Nummer eins zu sein, als im Louvre Nummer zwanzig? Du bist ja außerdem heimatlos; bei Deiner Mutter willst Du ja nicht sein —"

„Nein," rief Charlotte Amélie aus, „nicht um alles in der Welt, denn sie liebt ihre Hunde mehr als mich!"

„Das war ein hartes Wort," entgegnete Ulrike Eleonore; „Du beurteilst Deine Mutter ungerecht und hart; aber ich will nichts mehr sagen von dieser fatalen Sache; nur dieses will ich noch hinzufügen, daß es mich auch des Großkanzlers wegen betrübt hat, daß Du ihn abgewiesen. Hättest Du ihn erhört, so würde dieser Skandal mit der Prinzessin Luise niemals stattgefunden haben, Du wärst selber glücklich geworden und hättest seine Stellung befestigt."

„Also bin ich die eigentlich Schuldige?" rief Charlotte Amélie aus. „In meinem Leben habe ich nicht etwas so Ungereimtes und Borniertes gehört! Du kannst mich wohl hofmeistern, Du, die Königstochter, welche niemals heimatlos war, und die nun bald einen Thron besteigen und über ein großes Reich und ein tapferes Volk herrschen wird."

Ulrike Eleonore legte ihren Arm um den Hals ihrer erregten Freundin und sagte bewegt:

„Charlotte Amélie, Du bist mir so teuer und lieb wie eine Schwester. Zu Dir kann ich frei heraus reden. So sage ich denn: mißgönne es mir nicht, was in Deinen Augen ein größeres Glück ist! Ich habe mich jetzt an einen Mann fesseln lassen, den ich niemals gesehen habe, und mit schwachen Kräften gehe ich einer großen Aufgabe entgegen. Ich habe meine Pflicht gethan, indem ich meiner Mutter gehorchte und dem hohen Rufe folgte, der an mich erging, aber der Glanz einer Krone blendet mich nicht. Was mir sonst begegnen wird, weiß ich nicht. Ich bemühe mich, das Beste von meinem künftigen Herrn und Gemahl zu denken, und jeden Abend, wenn ich mich zur Ruhe lege, bitte ich Gott, mir König Karls Herz zuzuwenden und mir in meinem Ehestande Glück zu bescheren; dann auch, daß Gott mich lehren möge, meine künftigen Unterthanen zu lieben. Aber es herrscht ja Feindschaft zwischen ihnen und meinen Landsleuten, und mein Bruder ist im Begriff, das Schwert gegen meinen Bräutigam zu ziehen. Wie wird das enden, und was werde ich schwaches Weib vermögen mitten in diesem Strudel des Hasses und Kampfes? Gott möge mir gnädig sein und mir vergönnen das eine oder das andere noch so kleine Werk des Friedens und der Liebe auszurichten, dann will ich zufrieden sein."

So sprach König Friedrichs fromme und kluge Tochter, Schwedens künftige, liebenswürdige Königin. Schon in ihrem zwanzigsten Jahre war das große Geheimnis der Liebe und der Weisheit ihr offenbar geworden. Ihre heißblütige und doch so wenig gefühlvolle Freundin wurde durch ihre anspruchslosen Worte seltsam bewegt. Sie saß Ulrike Eleonore gegenüber und schaute ihr in das feine, bleiche Gesicht, aus welchem das innerste Wesen ihrer edlen Persönlichkeit ihr entgegenstrahlte. Daß der Glanz der Krone die Prinzessin Ulrike nicht lockte, das verstand sie sehr wohl, denn sie selber war mehr stolz als ehrgeizig, und was sie vorhin von der Erhöhung ihrer Freundin zur Königin gesagt hatte, war nur eine Finte, gegeben in der Hitze des Disputs. Auch fand sie Ulrike Eleonorens Auffassung von ihrer Stellung als Königin in einem feindlichen Lande verständig

und ihren frommen Wunsch, etwas im Dienste der Liebe und des Friedens auszurichten, echt weiblich und schön; was sie aber nicht verstand und ihr auch niemals würde nachthun können, war die fromme Unterwerfung und vollständige Resignation in dem Verhältnis zu dem künftigen Ehegemahl. Es war in ihren Augen geradezu einfältig, ja, sie erblickte in diesem Zuge eine Gefahr für Ulrike Eleonorens Würde als Gattin und Königin.

„Du Liebe," sagte sie, während die widerstreitenden Gefühle sich in ihrem ausdrucksvollen Gesicht abspiegelten, „Du bist gut und sanft und weit besser als ich! Du wirst erdulden und tragen können, was mein Herz in Aufruhr bringen würde. Das ist engelgleich; aber bedenke, daß wir das Paradies noch nicht erreicht haben; wir leben auf der sündigen Erde und sind den Verfolgungen, den Kränkungen und der Tyrannei der Männer ausgesetzt. Laß Deine große Frömmigkeit Dich nicht zu weit führen, so daß Dein Los als Gattin das einer Sklavin wird!"

„Sei meinetwegen ohne Sorge," lautete Ulrike Eleonorens ruhige, feste Antwort. „König Karl ist ein strenger Herr, das weiß ich, aber er ist auch rechtschaffen und dazu ein ritterlicher Herr; er wird seine Frau stets ehren, sollte es sich auch so unglücklich gestalten, daß er sie nicht zu lieben vermag. Liebe Charlotte Amélie," fügte sie traurig hinzu, „ich weiß recht wohl, daß mein Anteil an Schönheit nur gering ist."

Da umarmte Charlotte Amélie sie und sagte tief bewegt: „Du bist in all Deiner Demut eine große Seele! Dich werden die Engel des Himmels umringen und bewachen; aber kann es Dich verwundern, daß ich mit Besorgnis an Dich gedacht, ich, die ich täglich vor Augen habe, was eine Frau, die doch treu, liebevoll und untadelhaft in ihrem Lebenswandel ist, erdulden muß? Mich jammert die Königin, meine liebe, arme Cousine, und ich bin böse auf den König, Deinen Bruder, und doch ist er kein strenger Herr, und er ehrt seine Gemahlin vor den Augen der Welt. Daher ist es, wenn ich an Dich dachte, mein bester Trost gewesen zu hören, daß König Karl ein Mann von strengen Sitten ist; Gott möge ihn stets bewahren!"

Ulrike Eleonore errötete tief, gab aber keine Antwort.

„Ist es nicht empörend," fuhr Charlotte Amélie fort, „daß die Königin nicht die Erlaubnis hat erlangen können, den König nach Holstein zu begleiten? Sie brennt vor Begierde, ihren Gemahl begleiten zu dürfen und die Gefahren des Krieges mit ihm zu teilen; aber er will sie nicht mit haben; er ist vielleicht froh darüber, daß er ihr entschlüpfen kann."

„Gewiß nicht," antwortete Ulrike Eleonore, „Du verkennst meinen guten Bruder. Die Königin mit all ihren Jungfern und ihrem ganzen Hofe würde ihn genieren, ja, es würde geradezu unmöglich sein, sie zu befördern, da alle Pferde für das Heer verwendet werden."

„Aber höre jetzt weiter," fuhr Charlotte Amélie fort. „Statt zu verzichten, wie Du gethan haben würdest, oder gekränkt über den Abschlag sich zurückziehen, was ich vielleicht gethan hätte, hat die Königin durch Katharina von Dirschau bei dem Großkanzler gebettelt, ihr die Reiseerlaubnis bei dem Könige auszuwirken. Hat sie sich damit nicht zu tief erniedrigt? Es überraschte mich jedoch nicht, da ich weiß, daß sie sich einmal in einem Briefe an den Großkanzler seine Dienerin unterschrieb — die Königin eine Dienerin des Dieners ihres Gemahls!"

„Ja, sieh doch einmal," sagte Ulrike Eleonore mit einem feinen Lächeln, „welcher Demütigungen Du Deine gute Cousine hättest überheben können, wenn Du den Großkanzler erhört hättest! Ein Wort von Dir hätte die Sache schlichten können."

Tarent sprang auf; ihre dunklen Augen blitzten, aber sie sank wieder auf das Kanapee nieder, lachte kurz auf und sagte:

„Ätsch! Nein, so unbeugsam zeigte der König sich in dieser Sache, daß selbst der allmächtige Großkanzler List gebrauchen mußte. Er ließ die Königin eine Begegnung mit ihrer Mutter in Glückstadt verabreden. Auf diesem Umwege gelang es ihr, das Ziel zu erreichen; aber sie wird sicher den König im Felde aufsuchen. Was für einen Empfang wird sie dann wohl haben? O, meine liebe, arme Cousine ist durch diesen Zug tief in meinen Augen gesunken."

„Du wirst auf jeden Fall darunter leiden müssen," antwortete Ulrike Eleonore; „Du mußt natürlicherweise die Königin begleiten. Dann wirst Du den Krieg zu sehen bekommen; aber das wird vielleicht nur ein Spiel sein für eine so mutige Dame, wie Du bist."

Tarent wechselte die Farbe und versank in tiefes Schweigen. Es fiel ihr wie Schuppen von den Augen, und sie meinte eine Falle zu sehen, gestellt von ihrem unermüdlichen Bewerber, welcher sie mit sich ziehen und wieder seine Fäden um sie spinnen wollte.

Wie es nun auch zusammenhängen mochte, so war dies das Resultat. Bald nach der Abreise des Königs zog auch die Königin in höchst dürftigem Aufzuge fort. Sie hatte, um nicht beschwerlich zu fallen, ihre Ansprüche bis auf das Notwendigste eingeschränkt, aber die Prinzessin von Tarent war mit in ihrem Gefolge. Sie tröstete sich indessen mit der Hoffnung, daß sie, wenn sie erst die Grenzen Dänemarks hinter sich hätte, Gelegenheit haben könnte, die Fesseln von sich zu werfen und ganz zu entwischen. Die Königin dagegen zog fort, vergnügt wie ein Kind und mit dem festen Entschluß, ihren Gemahl auf dem Kriegsschauplatze aufzusuchen.

Achtzehntes Kapitel.

In Kriegszeit.

Jetzt war es Kriegszeit. Endlich hatte der König seinen Willen bekommen. Der Großkanzler war den kriegslustigen Generalen, die mit dem Könige an der Spitze sich gegen ihn verschworen hatten, unterlegen, und man hatte Schweden den Krieg erklärt.

Man sollte glauben, daß es am klügsten gewesen wäre, den Feind auf seiner empfindlichsten und

schwächsten Stelle anzugreifen, nämlich in Schonen, dessen Zurückeroberung ja auch der eigentliche Zweck des Krieges war, aber die Generale wollten lieber in dem fetten Mecklenburg kämpfen, wo außerdem die meisten von ihnen, welche aus Deutschland stammten, am besten bekannt waren; und der König sehnte sich sehr danach, seinen lieben Verwandten und Bundesgenossen, den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, zu umarmen. Dieser ausgezeichnete Fürst hatte durch den glänzenden Sieg, den er vor kurzem bei Fehrbellin über die Schweden errungen, sich ja auch als ein Feldherr bewiesen, dessen glorreiches Exempel wohl wert war, demselben nachzufolgen.

Der Kurfürst hätte nun am liebsten gesehen, daß sein lieber Vetter, der König von Dänemark, ihm die Kastanien aus dem Feuer geholt und die Schweden allein aus Pommern vertrieben hätte, und er fing es auch geschickt an, dies ins Werk zu setzen. Aber der Großkanzler, welcher es bequem mit dem klugen Brandenburger aufnehmen konnte, fand, daß dies doch zu dumm sein würde, weswegen er den König und die Generale zurückhielt, bis er den großen Kurfürsten herbeigezogen hatte, und dieser sich mit allen seinen Leuten einstellte.

Darauf hatten der König und der Kurfürst einige pomphafte Zusammenkünfte gehabt und Verabredungen getroffen, worauf beide Herren einen kleinen Feldzug in Pommern unternahmen und die Schweden mit Bravour in ihre Festungen trieben. Dabei ließ der Kurfürst es bewenden; er schlug bei Anklam sein Lager auf, während der König mit seinem Heer zurückzog und Ende Oktober sich vor Wismar festsetzte, welche starke Festung er jetzt belagerte.

So empfing König Christian die lange erwünschte Gelegenheit, sich die Sporen im Kriege zu verdienen, und der Ruhm, den er hier gewinnen konnte, würde sein ausschließliches Eigentum sein. Andererseits hatte der Kurfürst alle Aussicht, den ganzen Vorteil eines möglichen Sieges einzuernten, und so konnten ja beide Teile zufrieden sein.

Aber die Generale und die Hofleute waren äußerst erbittert über die Eigenmächtigkeit und Arroganz des Großkanzlers. Sie hatten es mit ihren Verleumdungen und Aufreizungen so weit getrieben, daß der brave, arglose König endlich allen Ernstes angefangen hatte, Verdacht zu schöpfen und Unwillen gegen seinen Kanzler zu hegen. Diese Mißstimmung hatte sich Luft gemacht in einer schriftlichen Reprimande, einem höchst kuriosen Aktenstück von sechzehn Punkten, welches dem Großkanzler auf dem Wege nach dem Kriegsschauplatze in Rendsburg überreicht wurde. In demselben hatte der König eigenhändig zu erkennen gegeben, was ihm an Griffenfeld mißfiel, unter anderem, daß er Geschenke für Beförderungen annähme, und daß er zu beredt sei, aber der wichtigste von allen sechzehn Punkten war doch die Zumutung, daß der Großkanzler, auch wenn er selber alles beschloß und ausführte, den König doch stets die Ehre davon haben lassen sollte. Der Kanzler meinte indessen, daß er dies auch immer redlich gethan habe, und da der König in dem letzten Punkte zugleich gestand, daß er diese unangenehme Angelegenheit schriftlich erledige, weil er — „es nicht ohne Eifer oder Emportement" — mündlich sagen könne, so wurde das Ganze nur eine großartige Falliterklärung.

Die Hofkamarilla merkte denn auch bald, daß die königliche Reprimande den Großkanzler nur wenig angefochten hatte, ja, was noch schlimmer war, den König selber schien es zu verdrießen, was er gethan hatte. Daher fuhren die Feinde des Großkanzlers fort, an ihrem Werke zu arbeiten, und während die Ingenieure sich in den Laufgräben den Wällen Wismars näherten, untergruben die Generale und ihre Verbündeten unter den Hofleuten die feste Stellung des Großkanzlers in dem Herzen des Königs. So herrschte also überall Krieg; Krieg mit den Schweden, Krieg in der nächsten Umgebung des Königs, und Krieg in seinem eigenen Herzen.

Man hätte außerdem keinen widrigeren Ort wählen können, um Lorbeeren zu gewinnen, als die alte Hansastadt Wismar, welche damals auf der Landseite von grundlosen Sümpfen umgeben war. Der Herbst war sehr regnerisch. Man sollte fast geglaubt haben, daß die schwedische Besatzung in der Festung und die deutschen, aber schwedisch gesinnten Bürger der Stadt mit den Geistern des Firmaments und der Luft ein Bündnis abgeschlossen hätten, dahingehend, daß, aus welcher Richtung der Wind auch wehen möge, er doch stets Regen bringen solle. Es regnete und schneite, und durch die unaufhörlichen Niederschläge sammelte sich in den Sümpfen so viel Wasser, daß die Laufgräben mit einer breiigen Masse angefüllt wurden. Das Heer wurde durch Krankheiten gelichtet, da die Mannschaften stets im Morast arbeiteten und niemals ihre Kleider trocknen konnten, während die Offiziere, welche sich noch auf den Beinen hielten, husteten und vom Schnupfen und von der Gicht geplagt wurden.

Unter diesen verdrießlichen Umständen war es, als ob ein Sonnenstrahl durch düsteres Gewölk drang, da die Königin eines Tages im November mit ihren Damen im Lager erschien. Selbst wenn sie Göttinnen gewesen wären, die vom Himmel herunter gestiegen, hätten sie nicht mit größerem Entzücken empfangen werden können. Während die Kanonen ihre Bewillkommnungsgrüße von den Schanzen herabdonnerten und die Belagerten aufschreckten, eilten alle, welche konnten, nach dem Hauptquartier in Alt-Mecklenburg, um bei dem Empfange zugegen zu sein.

Die Wangen der Königin Charlotte glühten, und ihre Augen strahlten, als sie aus der dürftigen Kalesche stieg, die keineswegs einer Königin, geschweige denn einer Göttin würdig war, und der König sie vor allen Anwesenden umarmte und küßte. Sie merkte, daß das Herz ihres Gemahls ihr jetzt wärmer entgegenschlug, als seit langer Zeit. Jetzt hatte sie ihr Ziel erreicht, ihren Gemahl eine Zeitlang für sich allein zu haben und die Gefahren des Krieges mit ihm teilen zu können. Nun würde die Königin-Witwe, welche so stolz auf ihre Großthaten während der Belagerung Kopenhagens war, sich ihr gegenüber nicht brüsten können.

Sehr gnädig oder vielmehr herzlich begrüßte die Königin den Mann, dem sie einen der glücklichsten Augenblicke ihres Lebens verdankte.

„Liebe Excellenz," sagte sie, indem Griffenfeld die ihm dargereichte Hand küßte, „welche Freude für uns, hier mit Euch zusammenzutreffen!"

„Ach, Majestät," lautete die Antwort, „wenn Ew. Majestät nach kurzem Aufenthalt in dieser schrecklichen Einöde nur nicht anders denken werden; aber für uns ist das Erscheinen Ew. Majestät wie Sonnenschein und wie eine Botschaft aus dem Leben an halbtote Menschen."

„Nun," sagte die Königin heiter, „macht es nicht schlimmer, als es ist! Einige von Euch sind erkältet, aber seht, der König ist gesund, und nun werden wir Euch besseres Wetter bringen."

„Auf jeden Fall besseren Mut," sagte Griffenfeld.

„Das hoffen wir," flüsterte Katharina von Dirschau ihm zu; „wir bringen den Stern mit, den selbst die Sonne nicht zu verdunkeln vermag."

Schon bevor sie diese Worte ausgesprochen, hatte der Stern sich gezeigt. Der König empfing seine Cousine sehr herzlich und dann durfte Griffenfeld ihre Hand küssen. Es war gegen alle Etikette, daß Prinz Jörgen bis zuletzt warten mußte, aber hier im Getümmel des Krieges wurde die Etikette oft noch weit mehr verletzt.

Nach der Tafel stiegen der König und die Königin zu Pferde und ritten mit einem großen Gefolge nach dem Lager hinaus, woselbst die zurückgebliebenen Herren zu Ehren der Königin paradierten. Die Prinzessin von Tarent und Frau Katharina begleiteten die Königin, und sowohl Ihre Majestät als auch ihre Damen zeigten sich in einer Art Amazonentracht. Sie trugen einen Gürtel, in welchem ein Dolch steckte, und einen kleidsamen kleinen Filzhut mit einer Feder.

Anfangs hielten die beiden Damen sich in der Nähe der Königin, aber durch das häufige Anhalten bei Offizieren, von denen der König Aufklärung verlangte oder denen er Befehle erteilte, wurde die Gruppierung des Zuges verändert. Die höheren Offiziere, die Herzöge Johann Adolf und Bernhard von Plön, Oberst Ahrenstorff, General Niels Rosenkranz und mehrere andere schlossen sich an die Majestäten an, und die Damen wurden zurückgedrängt.

Griffenfeld pflegte sonst seinen Platz in der Nähe des Königs zu behaupten, aber bei dieser Gelegenheit wich er mit Vergnügen den diensteifrigen Offizieren, denn sie überließen ihm eine kostbare Beute. Die Prinzessin und die Hofmeisterin hielten ihre Pferde an und schienen unschlüssig zu sein, ob sie weiter reiten oder umkehren sollten.

„Welche Tölpel, die Herren Offiziere," rief Frau Katharina aus, „uns so beiseite zu schieben!"

„Gestattet mir, Eure Sauvegarde zu sein," rief Griffenfeld, indem er zu ihnen ritt, „wenn anders eine Civilperson, wie ich, ritterlich genug dazu ist."

„Danke, Excellenz," antwortete die Prinzessin unerwartet gnädig. „Gefahr ist wohl nicht vorhanden, aber unangenehm ist es immer für uns Damen, allein unter den Soldaten zu sein."

In diesem Augenblick donnerte ein Schuß von der Festung herüber, und ein Sausen in der Luft wurde hörbar.

„Was war das?" rief Katharina von Dirschau, indem sie erbleichte und die Zügel anzog, so daß das Pferd sich bäumte.

„Eine Kugel," antwortete Griffenfeld mit einem Lächeln, „ein Gruß von unsern Freunden jenseit des Moores; aber seid ohne Furcht! Sie machen es gern so rücksichtsvoll, daß die Kugeln entweder im Sumpfe stecken bleiben oder über unsere Köpfe hinweggehen."

„Auf Damen zu schießen, auf die Königin!" rief Frau Katharina mit zitternder Stimme. „Kommt, Prinzessin, laßt uns nach dem Hauptquartier zurückreiten!"

„Mit nichten!" entgegnete die Prinzessin. „Seid doch nicht eine solche Memme!"

In demselben Augenblick kam Frau Magdalenens Bruder, Lieutenant Heinrich Gersdorff, herzugeritten, offenbar in der Absicht, den königlichen Zug einzuholen, denn er war Adjutant bei seinem Regimentschef, dem Obersten Ahrenstorff.

„Dort könnt Ihr Begleitung bekommen, gnädige Frau," sagte Griffenfeld und rief dann: „He, Gersdorff, kommt hierher!"

Der Lieutenant warf sein Pferd herum, und als er hörte, um was es sich handelte, sagte er: „Es wird mir eine Ehre sein, Frau von Dirschau zu begleiten, wenn Ew. Excellenz es auf Eure Kappe nehmen wollen, daß ich ohne Erlaubnis das Lager verlasse."

„O," antwortete Griffenfeld lächelnd, „meine Kappe ist schon so schwer mit Verantwortungen belastet, daß sie diese kleine Bürde wohl noch dazu tragen kann."

Frau Katharina setzte eine ärgerliche und unschlüssige Miene auf. Sie durchschaute sogleich Griffenfelds Absicht bei dem Arrangement, und infolge des zwischen ihnen abgeschlossenen Bündnisses mußte sie jetzt dadurch, daß sie sich willig entfernte, ihm zu einem tête-à-tête mit der Prinzessin verhelfen; aber es kränkte sie, daß er so ohne weiteres über sie verfügte, und es war ihr nicht angenehm, für feige angesehen zu werden, denn das hochherzige Beispiel der Königin machte ihren Damen Todesverachtung zur Pflicht. Sie konnte indessen ihrer Angst nicht Herr werden, und daher machte sie keine Einwendungen, sagte aber doch, indem sie ritt: „Wollt Ihr nicht mit, gnädige Prinzessin?"

In Griffenfelds Augen blitzte es auf, aber zu seiner Beruhigung antwortete die Prinzessin: „Gewiß nicht! Ich will versuchen, die Königin einzuholen, wenn der Großkanzler die Güte haben will, mich zu Ihrer Majestät zu begleiten."

Dann ritt Frau Katharina mit ihrem jungen, stattlichen Begleiter davon, der sie lächelnd ansah und zu ihr sagte: „Gnädige Frau, da habt Ihr dem Großkanzler wahrlich einen großen Dienst erwiesen!"

Sie wandte sich schnell nach ihm um und fragte in scharfem Tone: „Was meint Ihr, Monsieur Gersdorff?"

„O, gnädige Frau,“ antwortete er, „wir wissen alle, daß Ihr zu der Partei des Großkanzlers gehört.“

„Wie man doch belauert und ausgespäht wird!“ rief die Hofmeisterin aus. „Erweist man jemand Vertraulichkeit, so wird man sofort durch Klatscherei verraten; ob wohl ein einziger ehrlicher und diskreter Mensch an diesem Hofe zu finden ist?“

„Nicht viele,“ entgegnete Gersdorff, „aber auf mich könnt Ihr Euch verlassen, denn ich bin dem Großkanzler aufrichtig ergeben.“

„Das weiß ich, mein Herr,“ sagte Frau Katharina; „im entgegengesetzten Fall hätte ich bestimmt protestiert und ein Einverständnis mit dem Großkanzler geleugnet.“

Heinrich Gersdorff lächelte bei dem Gedanken, daß die Hofmeisterin von anderen Ehrlichkeit verlangte.

„Des Großkanzlers Freunde,“ fuhr sie fort, „sind bekannt und bald gezählt; er hat wahrlich keinen Überfluß an solchen.“

„Das ist leider wohl wahr,“ entgegnete Gersdorff, „und das ist schlimm. Ich bin der Meinung, daß er selber nicht ganz ohne Schuld ist; er ist zu stolz und erduldet keine Annäherung.“

„Jawohl,“ antwortete Frau Katharina, „er sagt zu allen: Hände weg! Einer von seinen Freunden müßte ihn warnen.“

„Ich glaube, daß es daran nicht gefehlt hat,“ sagte Gersdorff.

„Wer hat ihn denn gewarnt?“ fragte Frau Katharina.

„Unter anderen meine Schwester, Frau Bjelke,“ entgegnete Gersdorff.

„O ja!“ rief Frau Katharina aus, „sie ist meiner Treu auf jeden Fall seine — Freundin!“

„Aber auch nicht mehr, gnädige Frau,“ antwortete Gersdorff in scharfem Tone; „meine Schwester ist eine ehrbare Frau.“

„Das will ich glauben,“ lautete die Antwort der Hofmeisterin, „aber sonst hat sie es wahrlich heiß genug hinter ihrem Brusttuche. Ist es nicht ein Unglück, daß fast alle Damen — verzeiht — dem Großkanzler nachlaufen, die einzige ausgenommen, aus der er sich etwas macht?“

„Sie lief doch jetzt mit ihm,“ entgegnete Gersdorff mit einem Lächeln.

„Ja,“ sagte Frau Katharina, „und darin sehe ich ein gutes Zeichen. Vielleicht schmilzt endlich das steinerne Herz dieser Diana; es geschehen ja zuweilen Wunder in der Welt.“

„Hätte der Großkanzler sich nur mit der Prinzessin Luise verheiratet,“ sagte Gersdorff; „es war doch ungeheuer dreist von ihm, sie abzuweisen.“

„Das war es,“ antwortete Frau Katharina mit einem Kopfnicken, „aber es wundert mich nicht, denn der Großkanzler ist ein Wagehals erster Klasse; so sind oft gerade die genialen Männer; er hat einen Fehler, eine zu lebhafte Phantasie. Obwohl er der klügste und scharfsinnigste Mann von allen ist, so sage ich doch, daß es ihm an Vernunft fehlt. Sieht er sich nicht vor, so wird es seinen Feinden zuletzt gelingen, ihn zu stürzen, sie sind wahrlich eifrig genug bei der Arbeit.“

„Aber sie arbeiten vergebens,“ antwortete Gersdorff. „Der König hat den Großkanzler niemals höher geschätzt als jetzt. Denkt Euch, als Griffenfeld neulich krank in seinem Zelt lag, sah der König bei ihm ein, und als Seine Majestät bemerkte, daß ein Loch in der Wand war, nahm er sein Taschentuch, stopfte das Loch damit zu und sagte: ‚Euer Leben ist mir wahrlich zu teuer, Griffenfeld, als daß es so aufs Spiel gesetzt werden sollte!‘“

„Das will ich glauben,“ entgegnete Frau Katharina. „Das gleicht ganz unserm gutherzigen Könige, aber —“

Dann schwieg sie und trieb ihr Pferd an, denn sie war zu vorsichtig zu sagen, was sie von dem Könige dachte; so etwas behielten kluge Leute damals für sich. —

Währenddessen ritten Griffenfeld und die Prinzessin langsam an den dänischen Schanzen hin, aber in entgegengesetzter Richtung von derjenigen, die der königliche Zug eingeschlagen hatte.

„Es nützt nichts,“ sagte er, „daß wir ihnen nachjagen, sie werden sicher bald wieder hier sein. Wenn es Euch gefällt, gnädige Prinzessin, so laßt uns nach dem neuen Festungswerke reiten. Es wird Euch vielleicht interessieren, die Batterien zu sehen, welche wir gegen diese Citadelle, die ein Hauptpunkt ist, aufgefahren haben; könnten wir die Citadelle nehmen, so würde sicher die ganze Festung fallen.“

Während sie weiterritten, erklärte er ihr alles, was sie sah: warum man die Schanzen aufgeworfen hatte, wie sie gebaut waren, die Einrichtung und den Gebrauch der Laufgräben und die Gegenoperationen des Feindes. Er that dies so gründlich, als ob er sein lebelang Ingenieuroffizier gewesen sei, aber zugleich so faßlich und unterhaltend, daß die Prinzessin ganz gefesselt war und sowohl die Königin als auch die Zeit darüber vergaß.

„Eine schreckliche Arbeit muß es sein,“ sagte sie, „durch diesen Morast zum Angriff zu kommen; er ist für den Feind von größerem Wert, als seine Mauern und Wälle.“

„Das ist wahr,“ entgegnete er. „Daher sind wir auch nicht viel weiter gekommen, als wir waren, da wir anfingen; und jedesmal, wenn wir einen Sturmangriff ausführen wollten, machte das Wetter uns einen Strich durch die Rechnung. Es ist vergebens, auf trockenes Wetter zu warten,“ fügte er mit sarkastischem Lächeln hinzu, „das habe ich dem Könige auch gesagt; aber die Generale sind empfindlich bis auf einen.“

„Wer ist das?“ fragte sie.

„Niels Rosenkrantz,“ antwortete er. „Dieser, mein guter Freund, ist der tüchtigste und mutigste von allen unseren Offizieren. Er verdiente seine Sporen in Spanien und glänzte in dem vorigen schwedischen Kriege als Führer der Gjönger;*) jetzt ist er Chef des Leibregiments. Er dürstet nur nach Ruhm, ohne selbstsüchtige Nebengedanken zu hegen, und ist in dem ärgsten Kugelregen vergnügt wie ein

*) Ein Corps, berühmt durch kühne Thaten. Der Name rührt her von ihrer Heimat, dem „Gjönge-Bezirk“, im nordöstlichen Schonen. (D. Übers.)

Kind; kurz gesagt, er ist eine Perle. Hätte ich Ratgeber sein dürfen, so hätte er Oberbefehlshaber sein sollen und das Ganze leiten."

„Wer leitet eigentlich die Belagerung?" fragte die Prinzessin.

„Der König, natürlicherweise," antwortete Griffenfeld.

„Der König?" wiederholte sie ironisch. „Er hat die Ehre davon, aber wer thut es? Ew. Excellenz?"

„Ich?" sagte er. „Nein, das würde ein Eingriff in Seiner Majestät eigenes Gebiet sein."

„Ihr seid sehr vorsichtig," entgegnete sie; „seid jetzt doch einmal aufrichtig und sagt mir —" Aber dann schwieg sie, da sie fühlte, daß sie selber eine Unvorsichtigkeit beging.

„Aufrichtig?" wiederholte Griffenfeld. „Das ist ein großes und verhängnisvolles Wort. Giebt es einen Menschen, gnädige Prinzessin, gegen den Ihr ganz aufrichtig sein könnt, so seid Ihr wahrlich glücklicher, als die meisten. Ich habe außer meiner guten Mutter nur einen Menschen gekannt, dem ich volles Vertrauen schenken durfte, und das war meine liebe, entschlafene Frau. Sie besaß hohen Verstand, tiefes Gefühl und große Willenskraft, obgleich sie noch ein Kind war. Man sagt, daß die Frau schwach ist, aber ich meine, daß sie stark ist, stärker als der Mann, wenn ihr Herz mit im Spiele ist. Es könnte mir niemals einfallen, irgend einem Manne volles Vertrauen zu schenken, aber eine Frau, von der ich wüßte, daß sie mir wirklich ergeben sei, könnte mich dazu verleiten."

„Mein Herr," antwortete die Prinzessin, indem sie die Farbe wechselte, „Ihr legt meinen Worten eine zu große Bedeutung bei; sie wurden nur diktiert von einer, ich gestehe es, unzeitigen Neugierde."

„Möglich, Prinzessin," entgegnete Griffenfeld, „da aber dies das erste Mal ist, daß die Prinzessin von Tarent Interesse gezeigt hat für etwas, was meine Person betrifft, so fing ich an zu hoffen, daß diese hohe Dame wirklich Zuneigung zu mir hat." Da sie stumm an seiner Seite ritt und vor sich niedersah, fuhr er fort: „Sollte es gleichwohl nicht der Fall sein, so verzeiht mir meine vertrauliche Äußerung! Ich weiß nicht recht, wie es kam — doch, ich weiß es! Hier im Felde, wo wir den Tod täglich vor Augen haben, werden wir zu wahren Menschen und vergessen, was in unserm Leben zufällig ist und was uns sonst so oft trennt; und da es nun so gekommen ist, so treibt mich mein Herz, teure Prinzessin, Euch zu sagen, daß Ihr die einzige auf Erden seid, der ich volles Vertrauen schenken möchte, falls es mir vergönnt wäre, und daher frage ich jetzt: darf ich hoffen, daß Ihr Zuneigung zu mir empfindet?"

„Ja," antwortete sie bewegt, „das dürft Ihr."

Zum ersten Mal in ihrem Leben handelte sie, getrieben von einem Impuls, ohne Überlegung; sie fühlte sich auf eine ihr selber unerklärliche Weise ergriffen; der Boden wankte ihr unter den Füßen. Zuneigung ist eben keine Liebe, aber wie ihr die Frage vorgelegt wurde, konnte die Antwort als eine Kapitulation aufgefaßt werden, und so faßte er sie auf, indem er sich ihr näherte und ihr seine Hand reichte.

Dies war indessen ein Irrtum; die Annäherung weckte sie aus ihren Träumen. Wohl reichte sie ihm ihre Hand, die er an seine Lippen führte, aber sie zog dieselbe schnell wieder zurück und sagte: „Mißversteht mich nicht! Wir haben nur Frieden miteinander geschlossen und sind gute Freunde geworden.

Da warf er ihr einen Blick zu, welcher sie beschämte.

„Ich glaubte," sagte er, „daß man auf ein von einer Tremouille gegebenes Wort wie auf einen Felsen bauen könne."

„Gegebenes Wort!" rief sie aus. „Ihr müßt Euch nicht die Schwachheit eines Augenblicks zu nutze machen und mich nicht zu überrumpeln suchen."

„Prinzessin," antwortete Griffenfeld mit Zärtlichkeit und Ernst in Blick und Stimme, „das, was Ihr Schwachheit nennt, war Kraft, der Keim zu einem neuen Leben in Eurem Herzen, welches Euch Glück bringen kann."

„Ihr kennt mich nicht und versteht mich nicht," sagte sie; es klang wie ein Notschrei. „Ich bin von Natur nicht amoureux; ich hasse jeden Rausch des Herzens, der meinen Verstand umnebelt."

„Ihr nehmt also Euer Wort zurück?" sagte Griffenfeld.

„Monsieur," antwortete sie, „gebt mir Bedenkzeit!" Sie seufzte, indem sie dies sagte.

„Ihr seid sehr grausam!" lautete seine Antwort.

„Und Ihr entsetzlich hartnäckig," entgegnete sie. „Wie kann doch ein Mann von Eurem Verstande und Eurer Erfahrung sich so von seinen Gefühlen hinreißen lassen?"

„Ich habe ein Herz," antwortete er, „und ich habe jetzt entdeckt, daß Ihr auch eins habt."

Schweigend ritten sie einige Augenblicke weiter. Dann sagte sie: „Wieviel Unglück hat nicht dieses Herz, auf welches Ihr Euch beruft, angerichtet! Ihr, der Ihr sonst so scharf sehet, seid jetzt blind und in einem großen Irrtum befangen; aber ich will für Euch denken. Ihr werbt um mich und wißt doch nicht, was Ihr damit thut. Wir sind gänzlich verschieden: Ihr seid sanguinisch, ich nüchtern, Ihr ehrgeizig, während ein ruhiges, zurückgezogenes Leben mein Ideal ist. Ich bin Calvins Lehre von Herzen ergeben, Ihr seid Lutheraner, wenn anders Ihr etwas seid —"

„Ob ich etwas bin?" rief er aus. „Nun, da hat man Euch eine schöne Vorstellung von meiner Religion gegeben! Vielleicht hat Hahn Euch die letzte, gegen mich gerichtete Schmähschrift, ‚Sibylles Weissagung vom Antichristen des Nordens', zugesteckt. Ich weiß, daß er dieselbe in der Tasche mit sich herumträgt; aber, teure Prinzessin, wenn ich in Religionssachen gleichgültig wäre, was durchaus nicht der Fall ist, so würde diese Apathie bei mir Euch ja gerade volle Freiheit in diesem Punkte geben."

„O," rief sie aus, „mit Euch ist kein Auskommen! Es ist am besten, wir brechen diesen Diskurs ab."

„O nein," antwortete er, „verkürzt mir wenigstens nicht diese glücklichen Augenblicke! Fahrt fort! Was liegt noch weiter zwischen uns?"

„Nun,“ sagte sie ungeduldig, „um damit zu Ende zu kommen — ich bin widersetzlich von Natur; aber willensstarke Männer, wie Ihr, wollen sanfte und nachgiebige Frauen haben —“

„O,“ entgegnete er mit seinem einnehmendsten Lächeln, „es würde mir eine wahre Wonne sein, von Euch regiert zu werden, teure Prinzessin!“

„Bildet Euch das ein!“ lautete ihre ironische Antwort.

„Bei unserer innigen Vereinigung,“ sagte er mit Wärme, „wird volle Sympathie entstehen. Ich habe es lebendig empfunden, daß Geistesverwandtschaft zwischen uns besteht; das dürft Ihr nicht leugnen. Giebt Gott Glück, so wird unser Leben werden wie eine Lustfahrt durch Rosengärten.“

„O,“ rief sie in aufrichtiger Verwunderung aus, „Ihr seid ein Kind, ein wirkliches Rätsel für mich!“

„Wenn Ihr über ein Rätsel nachsinnen müßt,“ antwortete er launig, „werdet Ihr niemals dazu kommen, Euch zu langweilen.“

„Darin liegt Leichtsinn!“ sagte die Prinzessin.

„Nein,“ antwortete Griffenfeld, „Ihr habt mir wahrlich schon so gute Zeit zur Überlegung gegeben, daß es viel eher mit Trübsinn enden kann.“

„Liebe Excellenz,“ sagte sie nach kurzem Schweigen, „seid nun hübsch vernünftig und laßt das, was heute zwischen uns vorgefallen ist, ganz verschwiegen sein; später werden wir ja sehen!“

„Jetzt ist mein Herz voller Hoffnung,“ antwortete Griffenfeld; „nun kann ich schweigen und warten, aber laßt es doch nicht zu lange währen!“

„Laßt uns einen glücklicheren Moment abwarten,“ sagte sie; „dieses Kriegsgetümmel muß erst vorbei sein.“

Dies war ungefähr derselbe Bescheid, den er der Prinzessin Luise gegeben hatte. Er war sehr betroffen, wurde aber an einer Antwort gehindert. Es war neblig geworden, und die Dämmerung brach herein. Sie ritten in diesem Augenblick gerade um die Ecke einer Schanze, deren dunkle Umrisse sie schon seit einiger Zeit wahrgenommen hatten, und stießen auf die Majestäten und die ganze Kavalkade, welche plötzlich aus dem Nebel auftauchte.

„Ei,“ rief der König, „dort haben wir sie! Seid Ihr im Begriff gewesen, die Prinzessin zu entführen, Griffenfeld?“

„Und wo ist die Hofmeisterin geblieben?“ fragte die Königin.

„Eine Dame in diesem Nebel zu entführen,“ antwortete Griffenfeld, indem er lächelnd sein Haupt entblößte, „würde keine Unmöglichkeit sein; aber das Ganze ist ein Zufall. Frau von Dirschau fürchtete sich vor einer Kugel, welche so naseweis war, über unsere Köpfe zu fliegen, weswegen sie sich von Lieutenant Gersdorff nach dem Hauptquartier zurückbegleiten ließ.“

„O, diese Dirschau ist doch ein Hasenherz!“ rief die Königin aus.

„Inzwischen,“ fuhr Griffenfeld fort, „hatten wir Ew. Majestät aus dem Gesicht verloren, und die Prinzessin zog es daher vor, mit mir nach der Citadelle hinunterzureiten, wo ich ihr einige von den Mysterien der Belagerungskunst erklärte.“

„Nun, liebe Cousine,“ sagte der König, indem er sich an die Prinzessin wandte, „da seid Ihr sicher gründlich belehrt und in den Katechismus der Kriegskunst eingeführt worden. Griffenfeld bildet sich ein, daß er ein ganzer Ingenieur geworden ist.“

„Nun,“ sagte der Herzog Bernhard von Plön mit rauhem Lächeln, „der Großkanzler hat wirklich etwas von uns gelernt. Seine Excellenz ist nicht schwer von Begriffen, und er hat uns jetzt drei Monate lang in die Karten sehen können.“

„Jedenfalls,“ sagte Griffenfeld, „hatte ich in der Prinzessin eine charmante und aufmerksame Zuhörerin.“

„Hier ist Ahlefeld,“ sagte der König zu Griffenfeld. „Er kam am Hafen zu uns und konnte uns trotz des Nebels finden; seht Ihr wohl! Er kommt geradeswegs von Celle; der Neutralitäts-Vertrag mit Herzog Johann Georg ist jetzt glücklich abgeschlossen; er fällt uns also doch nicht in die Flanken.“

„Ew. Majestät Weisheit,“ antwortete Griffenfeld, sich an die Reprimande von Rendsburg erinnernd, „traf auch hierin, wie in allen Dingen, das Rechte, und Seine Excellenz der Statthalter war der beste Mann, es auszuführen.“

Der Zug setzte sich jetzt in Bewegung. Griffenfeld und Ahlefeld ritten nebeneinander, und letzterer berichtete über die Unterhandlungen und seinen Aufenthalt in Celle. Griffenfeld hörte aufmerksam zu. Dieser diplomatische Akt war eine von seinen Sicherheitsveranstaltungen, durch welche zugleich der Bruder der Königin-Witwe, der Herzog von Braunschweig-Lüneburg, aus einer kritischen Lage befreit wurde. Als Griffenfeld sich aber davon überzeugt, daß Ahlefeld die ihm gegebenen Instruktionen genau befolgt hatte, brach er kurz ab und sagte:

„Das ist war, Excellenz — ich danke für die Reprimande!“

„Was meinen Ew. Excellenz?“ rief Ahlefeld verblüfft aus.

„Ihr habt einen scharfen Blick für die Schwächen Eurer Freunde,“ antwortete Griffenfeld. „Ich will am liebsten glauben, daß Ihr mein Wohl wollt; aber sagt mir doch das nächste Mal die Wahrheit selber und nicht durch den König!“

Dann ritt er von ihm; aber von dieser Stunde ab legte Ahlefeld eine doppelte Maske an und überhäufte Griffenfeld bei jeder Gelegenheit mit Schmeicheleien. —

Die Prinzessin war sogleich zu der Königin geritten und hielt sich an ihrer Seite.

„Aber Charlotte,“ sagte die Königin, „welch Abenteuer! Ein tête-à-tête von einer Stunde mit dem Großkanzler! Du wirst rot; es muß etwas passiert sein zwischen Dir und ihm.“

„O, ja,“ entgegnete die Prinzessin, „wir haben einige kleine Uneinigkeiten ausgeglichen und sind gute Freunde geworden.“

„Ei!“ sagte die Königin und lachte, „Du kapitulierst vielleicht noch früher als Wismar!“

„Ew. Majestät belieben zu scherzen!" antwortete die Prinzessin gereizt.

„Wenn Du mich Majestät anredest," sagte die Königin, „so hast Du stets etwas zu verbergen."

Dann kam der König, und die Prinzessin wurde einer Antwort überhoben. —

Die Königin nahm die Abendmahlzeit mit der Prinzessin und der Hofmeisterin in ihrem eigenen Zimmer ein. Ihre Majestät ließ Rheinwein einschenken, nahm ihr Glas und sagte:

„Jetzt wollen wir auf des Großkanzlers Wohl trinken!"

„Welche Ehre für Griffenfeld!" rief Katharina von Dirschau aus, indem sie der Prinzessin einen Blick zuwarf.

Die Prinzessin nippte uud sagte mit vollkommener Fassung: „Er verdient, geehrt zu werden; ich glaube, daß er es ist, der auch hier im Felde das Werk treibt."

„Du hast es getroffen, Charlotte!" sagte die Königin. „Ich habe bereits gemerkt, wie die Sachen stehen. Die Generale sind des Spieles müde und wollen von dannen, aber Griffenfeld hält sie im Feuer. Er ist in Wahrheit ein ausgezeichneter Mann und dem Könige mehr wert, als sein ganzer Stab — aber reinen Mund, Dirschau!"

„O, Majestät," lautete die Antwort der Hofmeisterin, „ich bin so sicher und verschlossen wie Ew. Majestät Tresor."

Am nächsten Tage aber schrieb sie an eine Freundin:

„Die Prinzessin von Tarent hat gestern bei der Tafel der Königin auf des Großkanzlers Gesundheit getrunken; Du wirst bald eine merkwürdige Neuigkeit hören."

Neunzehntes Kapitel.

Wessen die Ehre war.

Anfangs Dezember saß eines Tages ein kleiner Kreis von Herren um das Kohlenbecken in Herzog Bernhards Zelt. Um ihn und seinen Bruder, Herzog Johann Adolf, sammelten sich jetzt alle Feinde Griffenfelds. Ihre tägliche Beschäftigung war, Anschläge gegen den Großkanzler zu machen, und sie waren dahinter gekommen, daß er es war, der dem Könige Mut einsprach. Er war also das eigentliche Hindernis für die Aufhebung der Belagerung, welche sie alle wünschten, einige, weil sie wirklich meinten, daß nichts mehr zu hoffen sei, andere, denen die Sache ganz gleichgültig war, weil sie sich nach den Fleischtöpfen und den warmen Stuben sehnten.

„Dies geht nicht länger," sagte Hahn, der mit einem Tuche um den Kopf eine klägliche Figur spielte; er hatte Zahnschmerzen und hustete. „Ich fürchte mich sonst nicht, meinen Wams zu wagen, was ich in den früheren Kriegen zur Genüge bewiesen habe; aber mit den Elementen Krieg zu führen, das ist Wahnsinn, ja, gottvergessen, nicht besser, als sich gegen den Herrn selber auflehnen!"

„Bleiben wir noch länger hier," sagte Knuth in melancholischem Tone, „so werden wir zu Kröten oder Fischen;" aber in demselben Augenblick nieste er und bewies damit, daß er noch ein Mensch war, obwohl ein stark erkälteter.

„Es ist der Großkanzler, der uns hier zurückhält," sagte Ahrenstorff. „Ich glaube, es ist seine Absicht, Ew. Durchlaucht und uns allen den Garaus zu machen, während er sich selber wohl vorsieht. Wenn kein Mann mehr da ist, der dem Könige die Wahrheit sagen darf, wird er gewonnenes Spiel haben."

„Durchlaucht," sagte Hahn in kläglichem Tone zu Herzog Bernhard, „erbarmt Euch über uns, geht zu dem Könige und macht ihm Vorstellungen! Ew. Gnaden sind der rechte Mann dazu; Weyher darf nichts sagen."

Weyher war der Oberbefehlshaber und Griffenfeld ergeben. Herzog Bernhard wandte sich an Herzog Johann Adolf und sagte:

„Du kannst es besser, Bruder, wenn Du es willst. Der König hat größeren Respekt vor Deiner Meinung, als vor derjenigen irgend eines anderen."

„Du vergißt, Bernhard," antwortete Herzog Johann, „daß ich hier nur als Gast bin. Da ich kein Kommando habe, darf ich mich nicht in die Sachen einmischen."

„Ich sollte meinen," entgegnete Herzog Bernhard, „daß Du gerade deswegen freier dastehst und es besser thun kannst. Du kannst ja ziehen, welches Tages Du willst; Du bist nicht bei der Sache interessiert."

„Nun," sagte Herzog Johann nach kurzem Bedenken, „ich will es versuchen."

Wie es die Gewohnheit dieses energischen Herrn war, führte er seinen Entschluß sogleich aus. Der König lieh ihm sein Ohr und ließ einen Kriegsrat von allen Generalen und Obersten zusammenrufen. Sie fanden sich genau zur festgesetzten Zeit ein; aber Herzog Bernhard wurde bei seinem Eintreten dadurch unangenehm überrascht, daß er den Großkanzler bereits vorfand, mit dem der König sich eifrig unterhielt. Hahn, Knuth und mehrere Herren des Hofes standen im Hintergrunde, und einige von ihnen husteten heftig, eine Demonstration, welche den König und den Großkanzler in ihrer Unterhaltung sehr genierte. Bei der Ankunft der Herzöge wurde das Gespräch abgebrochen, und Griffenfeld ging zu Niels Rosenkrantz, nahm ihn beiseite und fragte:

„Lieber Generalmajor, welches ist Eure Meinung?"

„Daß es eine Schande ist, unverrichteter Sache davonzugehen," lautete die Antwort.

„Und dabei wollt Ihr verharren und es ohne Furcht sagen, selbst wenn alle anderen entgegengesetzter Ansicht sind?" fragte Griffenfeld weiter.

„Bei meiner Seele will ich das, Excellenz," antwortete Rosenkrantz, indem seine lebhaften, braunen Augen funkelten.

„Habt Dank!" sagte Griffenfeld, indem er ihm warm die Hand drückte und von ihm ging.

Als alle sich eingefunden hatten, nahm der König an dem Feldtische Platz, auf welchem eine große Karte von Wismar lag. Herzog Johann

Adolf erhielt seinen Platz an der rechten Seite des Königs, Griffenfeld an der linken. General Weyher, Herzog Bernhard und die übrigen Generale saßen ihrem Range nach rund um den Tisch herum. Der König forderte nach einigen einleitenden Worten über die Schwierigkeiten der Situation zuerst den General Weyher auf zu sagen, ob er dazu rate, einen Sturm zu versuchen oder die Belagerung aufzuheben. Die Rede des Generals war ein vortrefflicher militärischer Vortrag, in welchem er, häufig auf die Karte zeigend, das pro et contra hervorhob, aber es wurde kein Votum. Als der General sich setzte, waren alle ebenso klug über seine eigentliche Meinung in der Hauptsache, als vorhin.

Darauf wurde Herzog Bernhard und mehreren von den anderen Generalen das Wort erteilt, welche alle rieten, die Belagerung aufzuheben, in Winterquartier zu gehen und den Angriff bis zum nächsten Frühling aufzuschieben. Als man die meisten von ihnen gehört hatte, brach der König, welcher stets Eile hatte, ab und sagte:

„Nun, Griffenfeld, jetzt habt Ihr die Meinung der Sachverständigen gehört; was sagt Ihr nun?"

„Ew. Majestät werden verzeihen," antwortete Griffenfeld, „aber ich bin noch nicht hinlänglich belehrt und zufriedengestellt. Dort sitzt General Rosenkrantz; könnte es Ew. Majestät nicht gefallen, auch ihn zu hören?"

Ja, dort saß Rosenkrantz, der in seiner Bescheidenheit sich zurückgehalten hatte, obwohl es kränkend für ihn war, daß der König ihm nicht das Wort erteilt.

„Gewiß müssen wir Rosenkrantz hören," sagte der König sehr gnädig; „niemand hat seine Sache besser gemacht als er. Habt Dank, daß Ihr uns daran erinnertet!"

Es war indessen höchst merkwürdig, daß man den König erst daran erinnern mußte, aber das Übergehen war vielleicht nicht zufällig. Herzog Johann hatte wahrscheinlich den Mut Seiner Majestät erschüttert. Eine Ahnung hiervon hatte gerade Griffenfeld veranlaßt, sich des Beistandes des Generals zu versichern.

„Nun," fuhr der König fort, „was meint Ihr denn, Rosenkrantz? Sollen wir es aufgeben oder darauf losgehen?"

„Königliche Majestät," sagte Rosenkrantz, indem er sich vor dem Könige verneigte, „weichen ist ein Wort, das sich nicht in meinem Katechismus findet; aber ich stehe nur für mich ein. Geben Ew. Majestät mir die Erlaubnis, auf die Citadelle loszugehen, und nehme ich sie nicht, so mögen Ew. Majestät meinen Kopf nehmen, wenn eine Kugel ihn nicht schon vorher genommen hat."

„Große Worte sind wohlfeil," rief Herzog Bernhard aus, obgleich der König ihm nicht das Wort erteilt hatte. „Von achtzehntausend Mann haben wir nur noch fünftausend kampffähige übrig, und Ihr, General, gebietet nur über vierzehnhundert. Mit diesen wollt Ihr das neue Werk nehmen, drei starke Redouten? Die Hälfte Eurer Mannschaft wird im Moor bleiben."

„Nun, Durchlaucht," entgegnete Rosenkrantz ruhig, „meine Faschinenbrücken werden sie schon tragen, und ich werde sie mit solcher Schnelligkeit hinüberführen, daß die Kugeln ihnen nicht viel thun werden."

„Es ist eine Lust, Euch anzuhören, General," sagte Griffenfeld. „Wohl habt Ihr große Worte gesprochen, aber, wenn ich es sagen darf, so scheint es mir, daß einige von den Worten, die wir vorhin hörten, ziemlich zaghaft waren."

„Keine Beleidigungen, wenn ich bitten darf," rief Herzog Bernhard heftig. „Ihr redet, Großkanzler, über Dinge, die Ihr nicht versteht. Bekümmert Euch um Eure Sachen und überlaßt uns die unsrigen!" Bei diesen Worten schlug er an seinen Degen.

Niemals seit Griffenfelds Erhöhung hatte jemand gewagt, so kühn mit ihm zu reden, und da dies in des Königs Gegenwart geschah, war die Unverschämtheit um so größer. Doch sagte der König nur: „Nicht so hitzig, Herzog Bernhard, nicht so hitzig! Es gefällt uns nun einmal, unseres Kanzlers Meinung über diese Sache zu hören, da sie auch die Politik betrifft. Sprecht, Griffenfeld, und gebt Euer Votum ab!"

„Von Ew. Majestät dazu aufgefordert," sagte Griffenfeld, indem er sich vor dem Könige verneigte, „werde ich es nicht unterlassen, in aller Unterthänigkeit meine Ansicht auszusprechen. Was die militärische Seite betrifft, so berufe ich mich auf General Rosenkrantz' Erklärung, daß die Citadelle genommen werden kann, und da diese die Stadt beherrscht, wird damit der Sieg gewonnen sein. Dann erlaube ich mir, Ew. Majestät daran zu erinnern, welche Nachricht unsere Späher gebracht haben; der Mut der Belagerten ist sehr gesunken. Wohl hat General Wrangel die Parole gegeben, daß die Festung bis auf den letzten Blutstropfen verteidigt werden soll, aber der Kommandant, Oberst Carlson, ist eine Memme, sitzt bei seinem Krug in den Kasematten und wagt sich fast niemals auf den Wall hinaus. Etwas wird er ja sicher thun, um die Ehre zu retten, aber doch so, daß er und die Besatzung ihre meisten Blutstropfen behalten werden. Von großer Wichtigkeit ist sodann die politische Seite der Sache, auf welche Ew. Majestät vermöge Ew. Majestät klaren Urteils hingewiesen haben. Unverrichteter Sache von dannen zu gehen, während die Schweden uns Freudenschüsse nachsenden, würde für Ew. Majestät und des Reiches Ansehen der allergrößte Schaden sein, ja, es würde schlimmer sein, als wenn wir geschlagen abzögen, nachdem wir versucht, die Ehre zu retten. Mein unterthänigster Rat ist also, daß wir unverzüglich angreifen und einen Sturm versuchen."

Herzog Bernhard rückte, während Griffenfeld sprach, unruhig auf seinem Stuhl hin und her, denn des Königs Augen hingen an Griffenfelds Lippen, und einmal rief die Majestät aus: „Sehr wahr, sehr wahr!" Es würde diesmal wohl kommen, wie stets zuvor, daß der Großkanzler durch seine Beredsamkeit den König mit sich fortreißen werde; aber er hatte auch einen starken Alliierten in dem eigenen Herzen

des Königs, in dem persönlichen Mut und Ehrgeiz Seiner Majestät.

„Wohl geredet, Griffenfeld, wohl geredet!" rief er aus. „Gott weiß, daß wir ungern mit unseren tapferen Soldaten wie begossene Pudel von hinnen ziehen."

Er hatte seinen Entschluß gefaßt, blieb aber noch einige Augenblicke schweigend sitzen, als ob er sich mit sich selber beriete. Dann machte er eine Handbewegung und sagte: „Es muß so sein! Es ist unser Wille, daß ein Sturmangriff versucht werden soll, und wir werden jetzt in einem engeren Rate einen Plan machen und unsere Befehle erteilen."

Als die Herren vom Civil sich entfernten, sagte Hahn: „Nun ist die Sache gut angelegt! Gelingt der Angriff, so trägt der Großkanzler den Ehrenpreis davon, mißlingt er aber, so wird es heißen, daß die Generale unwillig und feige waren und ihre Sache schlecht machten."

„Mit nichten, Hahn," entgegnete Ahlefeld. „Ich sollte meinen, daß derjenige, welcher den König vorwärts trieb, auch den Schimpf hinnehmen muß, wenn es fehlschlägt. Als gute Patrioten müssen wir unseren Waffen den Sieg wünschen, laßt dann nur den Großkanzler die Ehre hinnehmen. Vielleicht ist dies die einzige Art, auf welche wir den Herrn los werden können, daß sein Ruhm dem Könige so über den Kopf wächst, daß Seine Majestät ihn nicht länger leiden kann." —

Den 13. Dezember früh am Morgen begann der Sturm, nachdem die Kanonen erst Bresche in die Wälle geschossen hatten. Bei heftigem Winde mit Schnee und Hagel rückten die Kolonnen auf der ganzen Linie vorwärts. Herzog Bernhard führte den linken Flügel gegen die Schanzen am Hafen, im Centrum wurde ein Scheinangriff gegen den Hauptwall der Festung unternommen, und auf dem rechten Flügel stürzten Rosenkrantz, Bibow, Cicignon und die anderen Helden wie Wölfe auf die Citadelle los.

Der König befand sich mit Griffenfeld in einer Hütte bei den Laufgräben, wo Niels Rosenkrantz Posto zu fassen pflegte, wenn er die Minenarbeiten leitete. Von der Hütte gingen alle Befehle aus, und hierhin wurden alle Meldungen gesandt. Das schlechte Wetter hatte den König in eine gedrückte Stimmung versetzt.

„Die Elemente haben sich gegen uns verschworen," sagte er, während er in der Thür der Hütte stand und in das Schneegestöber hinausschaute. „Wir werden mit blutigen Köpfen davonkommen und eine schmähliche Niederlage erleiden."

„Mit Gottes Beistand nein, Majestät," antwortete Griffenfeld; „Schnee und Hagel sind doch keine Kugeln und Kartätschen."

„Wenn der Wind, wie jetzt, den Soldaten entgegen ist," sagte der König, „und der Hagel ihnen das Gesicht peitscht, so ist es schlimmer als Kugeln; Hören und Sehen vergeht ihnen."

Als ob die rasenden Elemente den Beweis führen wollten für die Richtigkeit der Behauptung des Königs, schlug die Thür mit einem Krach zu und hätte den König bald umgeworfen, und als sie wieder geöffnet wurde, erschien Herzog Bernhard und brachte in eigener Person die erste Hiobspost.

„Alles ist verloren," sagte er, vor Zorn fast dem Weinen nahe. „Das Feuer war so mörderisch, daß ich die Leute nicht vorwärts bringen konnte. Ich drohte den Hunden mit dem Galgen und stach einen von ihnen nieder, aber es half nichts, sie nahmen Reißaus. Wir sind jetzt dabei, sie zu sammeln, aber nicht der Teufel selber kann sie noch einmal ins Feuer treiben."

Kaum hatte der Herzog ausgesprochen, so kam eine Ordonnanz mit der Meldung, daß General Rosenkrantz' Angriff auf die Citadelle abgeschlagen worden sei.

Da überkam den König ein Anfall von Verzagtheit und Menschlichkeit, gerade wie damals, als er beim Beginn der Belagerung aus Mitleid mit den Einwohnern Wismars das Bombardement hatte abbrechen lassen, als es am wirkungsvollsten war. Wäre es damals fortgesetzt worden, so hätte es bald aller Not ein Ende gemacht.

„Bei Gott," sagte er, „nicht mehr von unseren braven Soldaten sollen nutzlos geopfert werden!"

Eine Ordonnanz wurde unverzüglich an Rosenkrantz abgeschickt mit dem Befehl, den Angriff nicht zu erneuern. Griffenfeld konnte jetzt auf nichts anderes seine Hoffnung setzen, als auf den unchristlichen Wunsch, die Ordonnanz möge auf dem Wege den Hals brechen; aber ob nun eine Kugel den Soldaten traf oder ob er sich verirrte — er erreichte sein Ziel nicht. Rosenkrantz stürmte zum zweiten Mal, wurde aber wieder zurückgeschlagen.

Als diese dritte Hiobspost den König erreichte, wurde er zornig, wandte sich zu Griffenfeld und sagte: „Seht Ihr nun, wie es geht? Ihr habt uns zu einem verzweifelten Abenteuer verleitet."

„Majestät," antwortete Griffenfeld unverzagt, „kenne ich Rosenkrantz recht, so sagt er: ‚aller guten Dinge sind drei', und geht noch einmal los, wenn Ew. Majestät es gestatten. Verwehren Ew. Majestät es ihm nicht; vielleicht glückt es!"

Aber der König wollte nichts hören. Doch sandte er diesmal keine Ordonnanz, sondern den Herzog Bernhard mit einer Abteilung seiner Leute. Er sollte den absoluten Befehl zur Retraite überbringen und zugleich Rosenkrantz unterstützen, wenn dieser verfolgt wurde. Als aber der Herzog zur Stelle kam, fand er weder Rosenkrantz noch seine Leute; sie waren in der Citadelle. Man hatte den dritten Angriff unternommen, und dieser war mit Sieg gekrönt worden; die Citadelle war genommen, und Wismar kapitulierte noch an demselben Tage.

„Die Ehre für den Sieg kommt eigentlich Ew. Excellenz zu," sagte Hahn in kriechendem Tone zu Griffenfeld, als sie sich am Abend im Hauptquartier trafen.

„Nein," entgegnete Griffenfeld, „es ist am besten, Ihr laßt sie weitergehen zu Rosenkrantz. Der König hat ja auch gezeigt, daß dies seine Meinung ist, da er Rosenkrantz an Ort und Stelle zum Generallieutenant ernannte. Sagt lieber überall: Die Ehre gebührt Rosenkrantz!"

Dazu war Hahn sehr willig; aber es war ganz umsonst, denn während die achtzig Kanonen der Schanzen den Sieg verkündeten, erschallte im Hauptquartier des Großkanzlers Ruhm. Die Königin beglückwünschte ihn als den eigentlichen Sieger, und in der Haltung der Prinzessin von Tarent lag etwas, welches andeutete, daß sie sicherlich doch zuletzt dem Beispiel Wismars folgen und allen Ernstes kapitulieren werde.

Doch spielte der König selber den Feinden und Neidern Griffenfelds den schlimmsten Streich; denn als Seine Majestät der König nach dem Einzuge in die eroberte Stadt auf dem Rathause bei Tafel saß, wo der Magistrat und die Bürgerschaft ihm gehuldigt hatten, nahm Höchstderselbe sein Glas und sagte:

„Laßt uns trinken auf das Wohl des Großkanzlers, denn ohne ihn würden wir nicht hier gewesen sein!“

Des Königs Worte flogen durch das Land und erreichten die Hauptstadt noch vor ihm selber. Griffenfelds Name schwebte auf den Lippen aller, und bei dem Einzuge in Kopenhagen wurde er mit einem solchen Jubel begrüßt, daß der König dadurch in den Schatten gestellt wurde. Kingo trieb wieder sein Wesen und schrieb:

„Was rauhes Kriegsvolk soll zu Land und Meer vollbringen,
Das muß Dein Scharfsinn erst bis auf den Grund durchbringen
Du zeigst hier, daß die Macht oft wen'ger gilt als Rat. —
Der Weisheit alle Ding' Gott unterworfen hat.“

Als Hahn sich eine Abschrift von diesem Gedicht verschafft hatte, ging er damit zum Könige und erbat sich die Erlaubnis, Seiner Majestät Kingos letztes Meisterwerk vorlesen zu dürfen, was ihm auch gestattet wurde. Hans Ruprecht war auch im Zimmer und hockte auf dem Fußboden, während Hahn las und Kingos gutes Dänisch radebrechte.

„Nun,“ sagte der König, als Hahn mit dem Vorlesen fertig war, „das ist ja ganz schön uud auch nicht unwahr.“

Während Hahn, ganz bleich vor Ärger, das Papier zusammenfaltete und zu sich steckte, ließ der Zwerg seine krächzende Stimme hören.

„Jetzt ist dem Großkanzler alles unterworfen,“ sagte er, „Ew. Majestät ausgenommen; es fehlt nur noch, daß Ew. Majestät selber vor ihm knien.“

Hahn bekam einen kleinen Anfall von seinem Belagerungshusten, aber der König wurde rot, drohte dem Zwerge und sagte: „Hüte Deine Zunge, Ruprecht, oder ich lasse Dir den Rücken gerben!“

Ruprecht ließ sich indessen nicht einschüchtern, und das war ein unheilverkündendes Zeichen.

„O, großer und weiser König,“ rief er aus, „seid gerecht und laßt dann doch dem Priester in Slangerup, der solch dummes Zeug dichtet, wenigstens die Hälfte der Streiche zukommen!“

Da lachte der König, aber etwas gezwungen. Hahn faßte Mut und sagte: „Narren und Kinder sagen die Wahrheit. Majestät, Ruprecht hat recht; das Lob, welches dem Großkanzler erteilt wird, ist überschwenglich und tritt Ew. Majestät zu nahe.“

„Bekümmere Er sich um seine Sachen, Hahn,“ entgegnete der König zornig. „Wir werden schon für uns selber stehen, verlaßt Euch darauf!“

Hahn nahm sich diese ungnädige Antwort nicht zu Herzen. Die üble Laune des Königs an den darauf folgenden Tagen zeigte, daß der Pfeil getroffen hatte, und Griffenfelds Feinde sahen darin eine gute Vorbedeutung.

(Fortsetzung folgt.)

Moderne Ehen.

Roman
von
H. Schobert.

(Fortsetzung.)

Seine Hände lagen fest ineinander geschlossen auf seinem Knie; langsam, erstickend fast stieg es in ihm auf und nahm ihm ein Teil seiner Besinnung, seiner Selbstbeherrschung. Er sah die Frau, die er im stillen anbetete, sich in Gram verzehren um einen Unwürdigen, sah sein verpfuschtes Leben, dem Sonne und Inhalt wiedergegeben wäre, hätte er sie an seine Seite ziehen dürfen — ein Stillschweigen über sein Empfinden in diesem Augenblick war ihm unmöglich, dünkte ihm Wahnsinn.

„Dita,“ stammelte er, halb ohne Bewußtsein, „wenn es möglich wäre — wenn Ihr gekränktes Herz sich dagegen empörte . . . wenn ich hoffen dürfte . . . ich — der ich Sie so grenzenlos liebe . . .“

Erschrocken schob sie den Sessel etwas seitwärts. Sie verstand ihn nicht gleich.

„Herr von Grohnen,“ sagte sie mit bebender Stimme.

Er sah sie an; plötzlich kam ihm das Bewußtsein zurück.

„Verzeihen Sie mir,“ begann er nun ruhiger, „aber ehe Sie mich abweisen, lassen Sie mich erst sprechen, genau so wie es mir zu Sinne ist. Darf ich?“

Sie sah ihn ungewiß an.

„Nicht so!“ sagte sie endlich entschieden. „Vergessen Sie nicht — Sie sprechen zu der Frau eines andern.“

Er sah sie an mit dem Blick eines Versinkenden. Dann sagte er langsam:

„Diese Frau eines andern — eines Kameraden, ist für mich die Offenbarung alles dessen, was ich mir jemals vom Leben erträumt und ersehnt habe. Ich

sehe sie unglücklich — unverstanden an der Seite eines Mannes, der sie, seiner Naturanlage nach, niemals würdigen kann. Da kommt nun die gute Sitte, der Kodex der Moral, und verbietet mir zu sagen, wovon mein Herz zum Überfließen voll ist, verbietet meinem zu Boden gedrückten, verzweiflungsvoll ringenden Ich, die Hand auszustrecken nach der Frau, in der ich meinen rettenden Engel sehe, nur weil sie und ich gebunden sind. Aber die Ketten sind unwürdige für uns beide, wir haben ein Recht, sie zu zerreißen, uns frei zu machen, ohne eine andere Rücksicht als auf uns allein. Wir leben nur einmal — jede rinnende Stunde bringt uns unwiderruflich der Vernichtung näher . . . müssen wir wirklich unser ganzes Selbst darangeben, um eine Thorheit zu sühnen, die wir, ahnungslos über ihre Tragweite, begangen? Kann unser ganzes Leben fortan nur ein Opfer sein? Dita, ich liebe Sie grenzenlos — wahnsinnig! Mein Knabe und ich haben das Heil unserer Zukunft in Ihnen erkannt — ich bin zu allem bereit, wenn Sie mir nur ein gutes Wort, eine Hoffnung geben. Es sind schon mehr Ehen getrennt worden, aus deren Trümmern heraus neues Glück blühte."

Sie schüttelte heftig den Kopf und fuhr mit den Händen an Schläfe und Ohren, ihr schwindelte. Der Brief, den sie noch immer krampfhaft in Händen gehalten, glitt zu Boden. Ahnungslos über seinen Inhalt hob er ihn auf und legte ihn auf den Kaminmantel. Ditas Augen folgten ihm dabei.

Hatte ihr jener Brief nicht schroff genug die Binde von ihren Augen gerissen? Wußte sie durch ihn nicht ganz genau, wie wenig sie Cedrik eigentlich galt? Einen Augenblick trat die Versuchung an sie heran, zu zeigen, was sie doch eigentlich wert sei! Der Mann da vor ihr war bereit, gegen die ganze Welt zu kämpfen, ihretwegen; nichts anderes galt ihm als ihre Person; war das nicht genug, um das Selbstbewußtsein einer Frau zu heben, die andere eben in den Staub getreten?

Aber ebenso schnell wie sie entstanden, wich die Versuchung wieder von ihr. Langsam hob sie die Augen zu ihm auf.

„Ich danke Ihnen, Herr von Grohnen, für den Beweis der Hochachtung, den Sie mir mit Ihren Worten gegeben haben, aber — ich kann Ihnen nur dasselbe sagen wie schon einmal: Ich liebe meinen Mann."

„Und er?"

„Noch ist mein Platz an seiner Seite."

Grohnen senkte das Haupt.

„Sie verstoßen mich erbarmungslos — Sie wissen nicht, wie unglücklich ich bin, Dita!"

Da streckte sie ihm beide Hände entgegen.

„Ich weiß es wohl — aber — wir wollen ausharren — trotzdem!"

Er küßte ihre Hände und verließ wortlos, mit gesenktem Kopf das Zimmer.

Als er gegangen, nahm Dita den Brief.

„Ich will verzeihen," dachte sie. „Aber nicht mit Schelten und Klagen, sondern schweigend, damit ihn sein Unrecht nicht beschämt, damit er gar nicht ahnt, daß ich darum weiß."

Und sie warf den Brief in die glühenden Kohlen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

„Tante Dita! Ach, Tante Dita!"

Fritzi war es, der mit ausgebreiteten Armen auf Frau von Antlau zukam, nachdem ihm eine mitleidige Burschenhand die Thüre geöffnet. Sie erschrak, als sie in sein kleines, sonst so blasses Gesichtchen blickte, das jetzt in Feuer glühte, eine Veränderung, die ihr Angst einflößte. Sie nahm ihn auf den Schoß.

„Wo kommst Du denn her?" fragte sie, erstaunt über seine elegante, der Witterung nur nicht angemessene Kleidung, denn er war im zierlichsten Frühlingskostüm, und draußen blies ein schneidender Ostwind.

„Mama hat mich mit spazieren genommen, aber es war so kalt, Tante Dita, sehr kalt! Und hier thut es mir so weh . . . und hier . . ." Er legte die Hand auf Stirn und Brust, ein häßlicher Husten erschütterte seinen kleinen Körper.

„Armes Herzchen," sagte Dita mitleidig und drückte ihn in impulsiver Angst an sich. „Hättest Du das nur Mama gesagt und wärst hübsch zu Hause geblieben. Nun hast Du Dich sicher erkältet."

„Ich habe es Mama gesagt." Der Kleine drückte sein Gesicht fest an ihre Brust. „Aber sie glaubt immer, ich bin ein eigensinniger, ungezogener Junge, sie hat mit mir gezankt." Und Thränen hilfloser Ergebenheit rannen über sein entstelltes Gesicht.

„Wo ist Mama jetzt?" fragte Dita immer ernstlicher besorgt werdend. Ihr schien es, als ginge der Atem unregelmäßig, röchelnd.

„Bei Tante Stefanie unten . . . ich sollte zu Lore gehen, aber — da kam ich zu Dir — nicht wahr, Du bist mir nicht böse . . ."

„Nein, mein Herz!" sagte Dita gerührt und strich über das feine Haar. „Es scheint mir nur, Du mußt lieber zu Bett gehen, damit Du morgen wieder ganz gesund bist." Sie hatte den Puls zwischen ihren Fingern und erschrak über sein Rasen in tiefster Seele. Aber Fritz umklammerte sie gewaltsam.

„Nein, nein," flehte er ängstlich, „laß mich bei Dir, Tante Dita, ich will auch ganz, ganz artig sein. Mama ist so böse."

Sie blickte bewegt auf das Kind, das in ihren Armen instinktiv Trost und Hilfe suchte. Um seinetwillen hatte vor ein paar Tagen sein Vater gefleht, ihr gezeigt, daß sie für dies zarte Leben notwendig sein würde — hatte sie recht gethan, als sie sich ihm verweigerte und bei dem Manne blieb, dem sie nichts bedeutete?

Ach, die Zweifel ließen sich nicht bannen; sie kamen immer und immer wieder! Dita hätte nie geglaubt, daß sich der gerade Weg der Pflicht und des Rechtes so verschieben könnte, wie augenblicklich vor ihren Augen.

„Papa wird Dich suchen, wenn er nach Hause kommt, Fritz," sagte sie endlich gedrückt, denn es widerstrebte ihr ebenso sehr, den Kleinen einem gewiß ungenügend beaufsichtigten Krankenzimmer bei seiner Mutter anzuvertrauen, als auch, gewissermaßen in

stummem Protest gegen diese Mutter, ihn bei sich zu behalten.

„Papa ist verreist.“ Stoßweise und mühsam kamen die Worte von seinen Lippen, er war kaum imstande, die geschwollenen, matten Lider zu heben.

Nun blieb Dita still sitzen, das Kind im Schoß, es aufmerksam betrachtend. Kein Zweifel, es war krank, ernstlich sogar, obgleich ihre Beobachtung mehr durch Mitempfinden ersetzt wurde. Am liebsten hätte sie zu einem Arzt geschickt, die Grohnen benachrichtigt, aber sie wollte den Schlaf, in den das Kind gefallen war, nicht stören, obgleich er fieberhaft unruhig wurde.

Stunde um Stunde verging, niemand kam, um nach Fritz zu sehen, man mußte ihn also noch gar nicht vermißt haben. Dita dachte mit Bitterkeit, wie ungerecht doch eigentlich das Leben war! Sie entbehrte schmerzlich, was einer anderen eher eine Last. Freilich, der Vater fand Ersatz in seinem Knaben für vieles, für alles. Auch ihr „Nein“ würde er darüber verschmerzen. Es war ihr doch ein seltsames Gefühl, wenn sie Grohnens gedachte! Etwas von Dankbarkeit und Zuneigung empfand sie ihm gegenüber, da er ihr doch den Glauben an sich selbst wiedergegeben hatte, den sie im Begriff gewesen gänzlich zu verlieren. — Auf einmal ein Riß an der Glocke, laute Stimmen, Alma stürzte in das Zimmer.

Der Kleine in Ditas Armen war schreckhaft zusammengezuckt, schlug die Augen weit auf und stöhnte, Dita streckte der Eintretenden abwehrend die Hand entgegen, ohne daß diese darauf achtete.

„Aber das ist doch mehr wie sein kann, Du ungezogener Junge,“ rief Frau von Grohnen in gellendem Ton und packte das Kind am Arm. „Was habe ich Dir gesagt? Nach oben sollst Du gehen, zur Lore, aber nicht hier Frau von Antlau lästig fallen. Marsch jetzt, mit mir.“

„Tante Dita, Tante Dita,“ murmelten halb bewußtlos die fieberheißen Kinderlippen und krampfhaft griff die kleine Hand in Ditas Kleid.

„Ich fürchte, Fritz ist krank,“ sagte Frau von Antlau, das Kind fester an sich drückend. „Er hustet und hat Fieber.“

„Mein Gott, ja, wie immer im Frühling, davon muß man nicht gleich so viel Wesen machen, morgen ist das wieder gut.“

Dita schüttelte den Kopf. „Ich rate Ihnen, schicken Sie zum Arzt, das Wetter ist böse, und er scheint mir sehr leicht gekleidet gewesen zu sein.“

„Er soll abgehärtet werden, das ist jetzt das Neuste,“ versicherte Alma. „Ein bißchen Schnupfen geht auch wieder vorüber.“

„Dann, meine liebe Frau von Grohnen, erlauben Sie mir, daß ich es thue, zu meiner Beruhigung, denn ich habe Ihren Fritz sehr lieb. Es ist ja möglich, daß ich zu ängstlich bin, ich habe nie Kinder um mich gehabt, aber gerade deshalb werden Sie mir nachgeben, nicht wahr?“

„Halten Si[illegible] eine leichtfertige Mutter?“ fragte Alma [illegible] „Das hat Ihnen gewiß Alex gesagt, [illegible] niemals schlecht genug machen.“

Dita errötete heftig. „Aber ich bitte Sie . . .“

„Meinetwegen können wir ja zum Doktor schicken,“ fiel sie ihr in die Rede, da sie inzwischen ihren Knaben angesehen hatte. „Fritz ist ein schreckliches Kind! Jeder Luftzug macht ihn krank. Glauben Sie mir nur, Kinderpflege ist eine mühsame Arbeit! Sie kennen das natürlich nicht — aber ich.“

„Lassen Sie mich Ihnen das abnehmen,“ bat Dita fast ängstlich. „Ich habe so viel freie Zeit, und Fritz hat mich lieb . . .“

„Ja, ja! Aber da ist auch Lore, Lore kann wachen und aufpassen, wenn es wirklich mehr als ein Schnupfenfieber sein sollte.“

„Warum nicht ich?“ begann Dita wieder hartnäckig, „ich bitte Sie doch darum.“

„Ja, mein Himmel, das kann ich nicht annehmen,“ widerstrebte Alma noch immer. „Ich wollte zwar morgen vormittag mit Stefanie in die Matinee, und müßte mir dazu noch eine Taille von Lore ändern lassen . . .“

„Also,“ Dita stand entschlossen auf, das heiße Körperchen gegen ihre Brust drückend, „dann sehe ich keinen Grund, warum ich nicht Fritzens Pflegerin sein soll! Kommen Sie, meine liebe Frau von Grohnen, lassen wir jedes weitere Wort.“

In Fritzens Kinderstube war es kalt und unordentlich; einen Augenblick schämte sich Alma vor den fremden Augen, sie rief nach dem Mädchen.

„Wie sieht es denn hier aus?“ herrschte sie sie an.

Lore setzte eine unverschämte Visage auf. „Bis jetzt hatte ich noch keine Zeit, gnädige Frau.“

Der Ton, in dem sie antwortete, ließ Dita fast erstarren, aber Alma merkte es nicht, zankend und räsonnierend bequemte sie sich selbst zu einigen Handleistungen. Dann wurde das Mädchen hinaus beordert, um den Burschen zum Arzt zu schicken, zwischen Thür und Angel rief sie die Frau noch einmal zurück.

„Erst bringen Sie mir mein blauseidenes Kleid, die schwarzen Spitzen, den weißen Krepp — Sie können auch die Schmelzen noch dazu nehmen. — Ich will einmal Ihren Geschmack hören, liebste Frau von Antlau. Stefanie ist für mich immer für schwarz, aber ich finde, schwarz hebt gar nicht ein bißchen, es putzt nicht.“

Dita fieberte, mühsam nur bezwang sie ihre Ungeduld.

„Es ist kalt hier, das Notwendigste scheint mir, einzuheizen.“

Alma schüttelte den Kopf. „Was Sie ängstlich sind! Hätten Sie nur Kinder, würde es Ihnen schon vergehen!“

Eine Stunde später lag Fritzi wohl eingehüllt im Bett, das Dita bewachte, die Grohnen saß im Nebenzimmer und nähte an ihrer Taille; wenn die schwere Schmelzgarnitur, die sie sich erwählt hatte, rasselnd zu Boden polterte, flog das Kind jedesmal in seinem Bettchen zusammen. Der Arzt war dagewesen und hatte verschiedenes verordnet, Dita schien es, als wenn sein Gesicht sehr erregt aussah, obgleich er noch nichts sagte. Am Abend kam er wieder.

Alma lag gähnend und lesend im Schaukelstuhl, den sie sich ins Krankenzimmer hatte bringen lassen, sie jammerte über Fritzis phantasieren, das ihre

Nerven angriffe, denn statt besser war es schlechter mit dem Kinde geworden; Dita ging dem Arzt nach und fragte ihn ehrlich um seine Meinung.

„Lungenentzündung, und die Kräfte des kleinen Patienten sind sehr gering, Gnädigste, für den Ausgang kann ich nicht einstehen," sagte er achselzuckend.

„Sein Vater ist fort — meinen Sie, daß man ihn telegraphisch herruft?" Es war Dita dabei als presse eine kalte Hand ihr Herz heftig zusammen.

„Vorsicht ist in allen Dingen ratsam," meinte der Sanitätsrat nach einer kleinen Pause.

Dita wußte genug; mit zitternden Knieen ging sie zu der ahnungslosen, mit Nichtigkeiten beschäftigten Mutter.

„Der Doktor nimmt die Sache nicht so leicht. Wollen Sie vielleicht Ihren Gatten benachrichtigen, Frau von Grohnen?"

„Wozu!" Sie sah nicht auf aus ihrem interessanten Buch. „Das Schnupfenfieber ist längst vorüber bis er morgen kommt."

Dita nahm ihr das Buch sanft aus der Hand, indem sie sich über sie beugte. „Und wenn Gefahr im Verzuge wäre?" sagte sie leise.

Einen Augenblick sah Alma verständnislos auf, dann stieß sie einen gellenden Schrei aus, stürzte auf das Bett zu, riß das Kind empor und bedeckte es mit Küssen.

„Mein Fritzi, mein Fritzi! Du darfst nicht sterben!"

Qualvoll stöhnend wand sich der kleine Kranke in den ihn umklammernden Armen.

Mit starrem Staunen sah Dita auf dies sonderbare Gebahren. Sie begriff ja vollständig die Erschütterung der Mutter über ihre Eröffnung, aber was sie nicht begriff, war diese Scene, die theatralisch wirkte. Mit mehr kräftigem wie sanftem Griff hob sie Alma empor.

„Rühren Sie doch das Kind nicht an, Sie verdoppeln seine Schmerzen."

Mit einem zweiten gellenden Schrei warf sie sich auf die Chaiselongue und brach in hysterisches Schluchzen aus. Dita schellte dem Mädchen und schloß dann die Thür des Krankenzimmers zwischen sich und der ungebärdigen Frau. Es war gar keine Frage für sie, daß sie nun hier zu bleiben hatte, bis — ja bis Grohnen kam oder — alles zu Ende war!

An dies „zu Ende" mußte sie unabläßig denken, wie sie nun so dasaß im Halbdunkel, unthätig, die schweren Atemzüge des Kindes neben sich. Was dann? Was hatte der Mann, der sich an dieses kleine blonde Geschöpf mit dem letzten Rest seiner Kraft und mit seinem ganzen Herzen geklammert hatte, dann noch? — Welch Trost ihm die Frau sein würde in dieser ersten gemeinsamen Prüfung, danach fragte sie nicht. Häßlich stand ihr die erlebte Scene vor Augen. Wie würde er es tragen?

Und wenn er zu spät käme? — Das ging vor allen Dingen nicht — das durfte nicht sein, dagegen konnte sie ihn schützen. — Aus dem Nebenzimmer drang noch immer Almas Schreien, Fritzi war verhältnismäßig ruhig, da lief sie denn in ihre Wohnung, schrieb die Depesche und hinterließ Nachricht für Cedrik. Niemand hatte ihre Abwesenheit bemerkt.

Aber froh war sie, als es ihr endlich gelang, Alma zum Zubettgehen zu bewegen. Es war als wenn ein Strom von Unbehagen und Zerfahrenheit von der Frau ausging, der sich sogar dem kleinen Kranken mitteilte, selbst wenn sie still saß, er war unruhiger wie vorher, besonders wenn sie sich über sein Bett beugte und in kreischenden Tönen ihn beklagte.

Um Mitternacht saß Dita allein in dem großen, kahlen Kinderzimmer, die Hände lässig im Schoß, die Augen ängstlich auf den Knaben geheftet. Sie glaubte nicht recht an einen guten Ausgang, es war ihr wie eine große Furcht, daß die grausame Natur dies zarte Leben auslöschen würde, gleichviel, was es sie damit einem andern Geschöpf nahm.

Immer wieder hefteten sich ihre Gedanken an Grohnens Heimkehr. Wie würde er es ertragen? Wie konnte sie es ihm tragen helfen!

Wäre ihm nicht dieser mögliche, schwere Schlag erspart geblieben, wenn nicht die Unvernunft der Mutter an dem Kinde gefrevelt hätte? Kein Zweifel, daß sich Fritzi den Krankheitskeim auf diesem unsinnigen Spaziergang geholt. Wie aber mußte sich das Zusammenleben dieser beiden gestalten, wenn Grohnen davon erfuhr? Mußte er nicht in seiner Frau die Räuberin seines letzten Glückes sehen? — Was an ihr lag, wollte sie wenigstens thun, ihm diese Kenntnis zu ersparen.

In der nächtlichen Einsamkeit, neben dem kranken Kinde, drängten sich ihr wieder die Grausamkeiten und Wunderlichkeiten des menschlichen Lebens auf. Sie überdachte Grohnens Ehe, Brynkens und ihre eigene; so verschieden sie waren, überall doch von einer Seite dies instinktive Suchen nach Glück, dies Kämpfen um dasselbe gegen den andern Teil, der doch gerade geschaffen sein sollte ihn hineinzutragen. Die engste körperliche Gemeinschaft schloß nirgends eine seelische Übereinstimmung in sich, und mit schwermütigem Lächeln erinnerte sich Dita daran, wie sie einstmals in naivem Glauben Cedriks Seele gesucht hatte.

Besaß er wirklich eine solche? Sie hatte längst zu zweifeln begonnen. Aber wenn nun ihre Wahl auf Grohnen gefallen wäre, anstatt auf ihn, hätte das Harmonie gegeben? Er war ganz anders — suchte in der Ehe mehr wie nur Bequemlichkeit. — Oder Hans Henning. — Er hatte eine Ehe geführt, wie sie sich die ihrige erträumt, daß es nicht so geworden, daß sie um einer Stefanie willen vernachlässigt werden konnte, an wem lag die Schuld?

Sie strich mit der Hand über die Stirn. Doch was nützte alles Grübeln. Nicht in die Macht des einzelnen ist es gegeben, zu bessern und umzugestalten. Ein jedes Individuum hat Pflichten gegen seinen Nächsten, und ehe das die Gesamtheit nicht anerkennt, ist der einzelne wehrlos und machtlos. —

Ein grauer Schein brach sich allmählich Bahn durch die verhängten Fenster; das Röcheln des Knaben wurde schwerer, sein Gesicht sah so weiß aus wie das Kissen, in dem er lag. Erschrocken beugte sich Dita über das Kind. Sie hatte nur einen Wunsch, es möchte nicht in Abwesenheit des Vaters sterben.

Und als ob ihre sehnsüchtigen Gedanken ihn herbeigezogen, hörte sie gleich darauf Geräusch im Korridor, die Thür wurde leise geöffnet, Grohnen trat ein.

Er sah sehr bleich aus, Dita bemerkte seine Erregung trotz des gedämpften Lichtes. Einen Augenblick starrte er sie fassungslos an.

„Sie hier!" — stammelte er. „Sie! — Wo ist seine Mutter?"

„Ich habe sie zu Bett geschickt und die Wache mit ihr geteilt," sagte sie leise in frommer Lüge.

Nun trat er einen Schritt näher. „Lebt er noch?" fragte er mit zitternder Stimme.

„Ja, gewiß."

Er warf einen Blick auf das bläuliche Gesichtchen. „Keine Hoffnung!" murmelte er dumpf, in solchem Verzweiflungsweh, daß es Dita überlief. Sie schwieg; er dankte es ihr beinahe, daß sie kein banales Trostwort für ihn hatte.

Still zog er sich einen Stuhl an die andere Seite des Bettchens und setzte sich ihr gegenüber. Stundenlang saßen sie so, ohne Wort, fast ohne Bewegung. In den Straßen wurde es laut, die Helle intensiver, nur in dem Krankenzimmer rührte sich nichts.

Auf einmal machte Fritzi eine heftige Bewegung, sein kleiner Leib krümmte sich wie eine Feder über Feuer, dann sank er zurück. — Grohnen fuhr auf und sah ihm atemlos in das Gesicht. „Ja! Ja!" sagte er dann dumpf . . . „Ich werde ihn hergeben müssen wie alles Gute im Leben, und dann — dann —"

Er beugte den Kopf in beide Hände und weinte bitterlich. Erschüttert sah Dita auf ihn hin, sie wollte trösten — aber Thränen nahmen ihr die Stimme.

Plötzlich sah er empor und bemerkte Ditas Thränen, da ergriff er ihre Hände und sank vor ihr auf die Knie.

„Sie weinen mit mir um mein Kind — Sie wachen bei ihm in der Stunde, wo sein Leben mit dem Tode ringt — seien Sie gesegnet, Dita."

„Ich habe ihn so lieb," sagte sie einfach.

„Ja — aber er ist Ihnen nicht alles! alles! Was würde mir bleiben, wenn er mich allein ließe!" rief er verzweiflungsvoll. „O, Dita, verlassen dann Sie mich wenigstens nicht! Bleiben Sie dann bei mir — ich habe auf der ganzen Welt sonst niemand, niemand —"

„Sprechen Sie nicht weiter," bat sie ängstlich und streckte ihm die gefalteten Hände entgegen.

Er senkte den Kopf und furchte die Stirn. In der Stille hörte man nur die fast erlöschenden, unruhigen Atemzüge der kleinen Kinderbrust.

„Noch lebt er," flüsterte Dita beklommen, „fürchten Sie nicht das Schlimmste, Gott ist barmherzig, Herr von Grohnen."

Er schüttelte hoffnungslos den Kopf. „Und wenn er es nicht ist — würden Sie barmherzig sein, Dita? Würden Sie mir zu ersetzen versuchen, was mir der Tod jetzt nehmen will? Ich kann nicht leben ohne eine warme Stelle in meinem Herzen, ohne Gemüt, ohne Liebe und Hingabe! Ich sehne mich danach — ich bin sterbenselend ohne das — wie ein Bettler stehe ich da . . . Sagen Sie mir in dieser Stunde ein Nein, Dita, so soll dasselbe Grab mich und mein Kind decken . . ."

Ihre Augen öffneten sich groß und sahen ihn ernst an. „Sie freveln," sagte sie feierlich. „Es liegt ein größerer Heldenmut im Dulden und Ertragen als in der raschen That eines Augenblicks. So möchte ich Ihrer gedenken können, Herr von Grohnen — versprechen Sie mir das."

Aber er gab keine Antwort, und sie erwartete auch keine. Beide beugten sich atemlos lauschend über das kranke Kind. Kein Zweifel — es atmete ruhiger, seine gespannten Züge hatten sich geglättet, es sah aus als begänne es aus den Fieberdelirien in ruhigen Schlaf überzugehen.

„Gerettet!" flüsterte Dita und faltete die Hände. „Gott ist barmherzig. Er läßt Ihnen das Glück Ihrer Zukunft."

Da sank er vor ihr in die Knie und preßte sein Gesicht in ihre Kleider. Sie litt es. Ihn in diesem Augenblick abzuwehren, dazu hatte sie nicht den Mut, ja, sie legte ihre Hand leise auf seinen Kopf.

Niemand merkte, daß die Thüre leise geöffnet und geschlossen wurde, so sehr waren sie mit ihren eigenen Empfindungen beschäftigt.

Endlich sah Grohnen auf:

„Sie haben mich zur rechten Zeit wachgerufen," flüsterte er und küßte Ditas Hand ehrerbietig. „Bei Gott, Sie sollen sich nicht in mir getäuscht haben! Wir danken Ihnen unser Leben, mein Sohn und ich!"

Und dabei war ein Leuchten und Flimmern in seinen Augen, ein Zug von Mut und Entschlossenheit, den Dita noch nicht an ihm gesehen, aber eine große Freude empfand sie dadurch. Ihr schien es, als habe sie etwas Gutes gethan. —

Ein Weilchen später kam Alma ins Zimmer, mit nackten Füßen und lose umgeworfenem Morgenkleid. Ihre kleinen Augen flogen spähend von einem zum anderen.

„Seit wann bist Du denn hier, Alex?" fragte sie in eigentümlich scharfem Ton.

Ihr Mann ging auf sie zu, sanft aber energisch führte er sie aus dem Zimmer; etwas wie Mitleid für sie zog durch sein Herz. Wie wenig verstand diese Frau doch das Gute und Edle im Leben, das durch sich selbst belohnt und den Menschen über die Alltäglichkeit hinaushebt. Er fühlte sich plötzlich so kraftvoll, so gewachsen nach dem Leid und den Qualen dieser Nacht, die Zukunft zeigte ihm kein so trübes Gesicht mehr, nun ihm sein Sohn erhalten blieb.

„Fritz ist gerettet," sagte er noch unter dem Eindruck dieser kaum erhofften Gnade, bereit, sein Weib verzeihend an sich zu ziehen.

„Das wußte ich ja gleich. Ihr macht immer gleich alles so schlimm, besonders die Antlau."

„Danke ihr die Rettung unseres Sohnes! Wenn Menschenmacht behilflich dazu gewesen ist, sie hat sie uns gegeben."

Alma warf den Kopf auf. „Wenn man Dich hört, sollte man wirklich glauben, sie wäre ein Engel; aber darüber sind nun die Lesarten verschieden. Mich macht man nicht dumm! Vor Dir hat sie sich

zeigen wollen, das war das Ganze; Lore und ich hätten ebenso gut wachen können."

„Wie undankbar Du doch bist, Alma," sagte er ruhiger und sanfter als sonst seine Art war. „Geh lieber hinein und danke ihr."

„Nachher!"

Er schüttelte den Kopf und sah seine Frau an, prüfend, nachdenklich, wie etwas Fremdes.

„Harte Arbeit," murmelte er bitter, „aber sie hat es mich geheißen."

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Lore hatte jetzt den Platz an Fritzis Krankenbett eingenommen, nachdem der Arzt ihn für gerettet erklärt hatte. Mit einem kühlen Dank von Almas Seite war Dita in ihre Wohnung hinabgestiegen, sie fühlte sich nun erschöpft und elend, die Aufregungen der letzten Zeit hatten an ihrer festen Gesundheit gerüttelt. Das Ehepaar war allein geblieben.

„Wie kam es, daß Du in der Nacht eintrafst, Alex?" fragte Alma spürend.

„Frau von Antlau depeschierte mir von Fritzens Krankheit."

„Warum hast Du mich nicht geweckt?"

„Frau von Antlau bat für Deinen Schlaf, Du wärst erschöpft."

Sie lachte höhnisch auf. „Frau von Antlau — Frau von Antlau! Weiter höre ich nichts! Gerade als ob sie allein nur in der Welt wäre."

Er schwieg.

Sie sprang auf, lief zu ihm hin und sah ihn in ihrer aufreizenden Art an.

„Du bist verliebt in sie. — Glaubst Du denn, ich bin blind?"

„Alma!"

„Du hast vor ihr gekniet — leugne es, wenn Du kannst!"

Er beugte sich vor und sah ihr fest in die funkelnden Augen. „Weib, entheilige mir das Andenken an diese Stunde nicht! — Ein neuer Mensch bin ich in ihr geworden. In der wahnsinnigen Angst um mein Kind hat das Leben wieder Gewalt über mich bekommen. Ich habe eingesehen, daß es ein Unrecht ist, schlaff zu werden, wenn man noch für irgend etwas in der Welt verantwortlich ist. Mein Sohn ist meine Zukunft." Er deckte einen Moment die Hand über die Augen. „Mein Sohn! — Ihm gehöre ich — nicht mehr mir selber."

Sie verstand ihn natürlich nicht. „Eins sage ich Dir — die Antlau kommt mir nicht mehr über meine Schwelle — ich will nicht — ich will nicht!" Sie stampfte mit den Füßen und knirschte mit den Zähnen, ihre ganze eifersüchtige Wut flammte auf.

Er faßte sie bei den Schultern und hielt sie mit Gewalt fest.

„Beherrsche Dich!" sagte er in einem energischen Ton, den sie nicht an ihm kannte. „Du sagst, ich habe sie geliebt! — Ja! Ich leugne es nicht. — Ihr danke ich das Leben meines Kindes, den Glauben an das Gute, das Wiedererwachen meiner eigensten Natur. Aber das verstehst Du nicht — Du mußt sie naturgemäß hassen. Trotzdem gebe ich Dir freiwillig das Versprechen, sie nicht wiederzusehen. Niemals! Höre mich nun aber auch noch weiter an, Alma. Entweder Du fügst Dich mir von jetzt an — oder es giebt nur noch einen Weg für uns: Trennung. Hier will ich nicht mehr bleiben, noch heut beantrage ich meine Versetzung. Folgst Du mir nicht, nehme ich meinen Sohn und gehe allein. Das ist mein letztes Wort."

Sie war betroffen, zornig, aber doch eingeschüchtert. „Und mein Vermögen?" fragte sie höhnisch.

„Das magst Du behalten. Für Fritz und mich reicht mein Gehalt. Diese Fessel habe ich lange genug ertragen. Ich zerreiße sie mit vollkommenem Bedacht."

Sie fing plötzlich heftig zu weinen an. „Das alles verdanke ich dieser Antlau! O, wie ich sie hasse — wie ich sie hasse! — Ich leide es aber nicht — ich leide es nicht!"

„Meine arme Alma," sagte er da beinahe mitleidig, „Du wirst Dich fügen müssen."

Sie schlug nach der Hand, die er ihr entgegenstreckte, aber sie traf nur die leere Luft, er hatte sich kurz abgewandt, um das Zimmer zu verlassen.

Die Zähne auf die Unterlippe gepreßt, schaute sie ihm nach. Etwas von dem ohnmächtigen Grimm eines gefangenen Raubtieres loderte in ihr auf, aber nicht auf lange, dann kauerte sie sich in eine Ecke des Zimmers und begann jämmerlich zu schluchzen. Sie fühlte deutlich, daß die ihr in Aussicht gestellte Scheidung keine leere Drohung sei, daß ihr Mann verwandelt war, obgleich sie nicht begriff, wodurch, und daß sie sich würde fügen müssen, mehr wie bisher. —

Grohnen hatte sich in den Sessel vor seinen Schreibtisch gesetzt, die Augen auf den schmalen Frühsonnenstreifen geheftet, der über die Platte lief. Ein namenloses Glücksgefühl war in ihm, eine Freudigkeit und Zuversicht, wie er sie kaum jemals empfunden. Daß er seinen Knaben mit unendlicher Liebe umfaßt hatte, darüber war er sich zwar stets klar gewesen, aber ihm kam es doch erst völlig zum Bewußtsein, seitdem er ihn schon von sich genommen wähnte und dann zurückgeschenkt bekam. Und neben dem blassen, zuckenden Kindergesicht stand Ditas holdes Bild, bangend mit ihm, weinend mit ihm — ihm schien es, als bestände von nun ab zwischen ihren Seelen ein unlösbares Band, das ihm ein Stück ihrer selbst zu eigen machte, und er begann sich seiner Schwäche und Mutlosigkeit zu schämen, wenn er an ihren Lebensweg dachte. Auch er barg viele Dornen, aber sie wanderte ihn geduldig, ließ sich nicht niederdrücken, und war doch nur eine schwache Frau — er dagegen — — Vor ihm erstand seine Jugend mit ihren Hoffnungen und Wünschen, dann sein weiteres Leben und was es aus ihm gemacht hatte! Jeder Schleier war fort, nackt und kahl lag es da in seiner ganzen Armut. Gold hatte er ver-

langt, diesen modernen Schlachtruf der Menschheit, und das Gold war ihm zu Gift geworden, hatte seine Selbstachtung, seinen Lebensmut aufgefressen und ihn zu einem Scheinwesen erniedrigt, und es würde so weiterfressen, wenn er sich nicht aufraffte. Eine Frau hatte ihn herabgezogen, geschändet vor sich selber, eine andere kam, um ihn zu erheben. Sie glaubte an ihn, und er wollte diesen Glauben nicht zu Schanden machen.

Seine Dienstreise hatte nur eine kurze Unterbrechung gelitten, in vierundzwanzig Stunden mußte er wieder zurück sein, zweifellos sah er Dita inzwischen nicht mehr, aber er wollte es auch nicht einmal. Die vergangenen Stunden waren ein Schatz, den ihm niemand rauben konnte, sie sollten die Ursache zu einem neuen Leben werden. So nahm er denn einen Briefbogen und schrieb:

„Meine gnädigste Frau!

Ehe ich auf meinen Posten zurückkehre, lassen Sie sich noch einmal den Dank eines überquellenden Vaterherzens sagen. Mein Kind ist gerettet — durch Sie — mir wird es fortan sein, als habe ich ihn zu doppelter Liebe aus Ihrer Hand empfangen. Aber nicht allein meinen Fritz, auch mein Leben, meine Zukunft danke ich Ihnen. Sie haben mich wachgerüttelt aus der schwächlichen Lethargie des Daseins, die schließlich kein anderes erlösendes Ende mehr sah als den Tod. Wie Sie das Wunder bewirkt haben, weiß ich selbst nicht, ich staune darüber, aber ich segne es — und vor allen Dingen segne ich Sie. Nicht mehr an irdische Liebe und irdischen Besitz will ich denken, wenn mir Ihr Bild, Ihr Name vor Augen tritt, sondern wie zu einem Ideal will ich fortan aufsehen zu der, die mir Leben und Zukunft zurückgegeben hat. Vielleicht sehen wir uns niemals wieder. Alma soll mit Fritz in den Süden, sobald er transportfähig ist, ich folge ihnen, indem ich um einen längeren Urlaub einkomme, außerdem beantrage ich meine Versetzung in eine andere Garnison. Niemals aber werde ich Sie vergessen, und wenn mich die alte Schwäche und Mutlosigkeit überfallen will, soll mir die Erinnerung an die Frau zum Siege verhelfen, die ruhig, klaglos und ohne sich beirren zu lassen, den Weg geht, den ihr Liebe und Pflicht vorschreibt. Leben Sie wohl, meine gnädigste Frau. Der Himmel segne Sie für Ihr gütiges Herz, es ist die Krone der Weiblichkeit. Mögen auch Sie sich Glück und Frieden erkämpfen.

Alexander von Grohnen."

Er übergab den Brief dem Burschen mit dem Befehl, ihn am Nachmittag zu Frau von Antlau hinabzutragen. — Lores neugierige Ohren und Augen hatten den Auftrag erspäht, sie freute sich darauf, ihn in ihrer Art und Weise verwerten zu können.

Kurz vor Grohnens Abreise kam der Arzt noch einmal, er brachte eine Krankenpflegerin mit sich für den kleinen Rekonvalescenten, der nun friedlich schlummerte. Ihr übergab der Rittmeister sein Kind; so konnte er beruhigt [illegible]

Alma w[illegible] lauten und verbissenen Trotz setzte Grohnen einen so absoluten Willen gegenüber, daß sie ganz verblüfft sich darein ergab. Selten — fast nie erinnerte sie sich, ihn so gesehen zu haben. Sie schob alle Schuld auf Dita, und ihr einziger Trost war, nach Stefanie zu schicken und ihr die erlittene Unbill zu klagen.

Frau von Brynken kam. Sie war übler Laune und sehr geneigt, Alma die Wahrheit zu sagen. Im Grunde genommen wurde sie ihr von Tag zu Tag unsympathischer.

„An allem ist nur diese Heuchlerin, diese Antlau, schuld," klagte Alma schluchzend. „Immer hat sie sich zwischen mich und meinen Mann — mich und mein Kind gedrängt. An Fritzens Krankenlager hat sie mit ihm gesessen, und er hat vor ihr gekniet, die Lore sah es."

„Sie träumen, Puttchen," meinte Stefanie aufhorchend, „Dita ist keine Frau, die es duldet, daß jemand vor ihr kniet, es wäre eine Blasphemie nach ihrer Auffassung."

Alma trocknete die Augen.

„Begreifen Sie es, was die Männer an ihr haben können?" fragte sie neugierig. „Ich finde sie bodenlos langweilig."

Stefanie zuckte die Achseln.

„Sie hat schließlich das, womit wir beide nicht aufwarten können — Fleisch."

Alma begriff die Niedrigkeit dieses Argumentes nicht, so machte es auch keinen Eindruck auf sie. „Das Schlimmste ist," begann sie mit neuen Thränen, „daß sich Alex von hier versetzen lassen will, in irgend ein kleines Nest! Was soll ich da? Ohne Sie — ach, Stefanie, ich ertrage das nicht."

„Und Sie glauben, daß Dita daran die Schuld trägt? Mir scheint es, Sie überschätzen sie!"

In Frau von Grohnens Gesicht schoß helles Rot.

„Wozu hat ihr denn Alex zu schreiben? Mir schickt er kaum eine Karte, wenn er fort ist, aber ihr einen dicken Brief, der Bursche hat ihn vorhin hinabgetragen. Das ist empörend — das beleidigt mich als seine Frau — o Gott, und wenn er mich nun erst ganz allein hat in einem kleinen Nest . . ." Thränen erstickten ihre Stimme, sie wand das Taschentuch in der Hand. „Ich hasse die Antlau, Stefanie — Sie glauben nicht, wie ich sie hasse!" —

In diesem Augenblick öffnete Dita die Thür und trat über die Schwelle; die beiden Damen verstummten wie auf Kommando.

Sie sah etwas blaß aus nach der durchwachten Nacht, aber Grohnens Brief hatte eine große Freudigkeit in ihr erstehen lassen. Daß er sich wiedergefunden hatte, war ein hohes Glück für ihn und das Kind, Alma würde sich schließlich fügen und einsehen, daß es zu ihrem Besten war. So konnte in Zukunft noch alles gut werden. Sie billigte vollkommen des Rittmeisters Pläne, nur auf diese Art war eine Änderung möglich, und wenn sie auch viel zu bescheiden war, den Anteil, den er ihr an seinen Entschlüssen zugestand, voll für sich in Anspruch zu nehmen, so war es doch ein süßes Gefühl, wenigstens etwas dazu gethan zu haben. — Sie nahm sich vor,

sich ein wenig mehr um Alma zu kümmern diese letzten Tage, um auch hier vielleicht noch etwas ausgleichen zu können, auch Almas Herz mußte weicher geworden sein durch des Kindes Krankheit. Daß sie Stefanie hier fand, war ihr peinlich, dennoch wollte sie nicht gleich und auffällig umkehren. So kam sie denn näher, und Alma die Hand entgegenstreckend, sagte sie herzlich:

„Wie froh bin ich, daß es Fritzi nun wieder besser geht.“

Alma übersah die Hand.

„Die ganze Geschichte hatte nicht halb so viel auf sich, als man aus ihr zu machen beliebt hat,“ sagte sie achselzuckend.

„Und der Arzt?“ fragte Dita erstaunt.

„Er denkt vielleicht: je gefährlicher der Zustand, je größer das Honorar.“

„Aber Alma,“ sagte Dita ernstlich entrüstet, „ist das die Art, wie man für die Genesung seines Kindes dankt?“

„Ihnen vielleicht?“ Sie sah sie gehässig an. „Nun, Frau von Antlau, Sie haben sich dafür bezahlt gemacht, indem Sie mir meinen Mann genommen haben!“

Einen Augenblick war Dita ganz verwirrt.

„Frau von Grohnen,“ sagte sie fast ohne Bewußtsein.

„Als ob ich nicht mehr wüßte, wie Sie denken! — Sie sind schuld an Alex verrückter Idee, nach dem Süden und dann in ein kleines Nest zu gehen, Sie schreiben sich heimliche Briefe mit ihm, hinter meinem Rücken — Sie haben ihm eingeredet, daß er sich von mir scheiden soll. Sie —“

„Nicht weiter, Frau von Grohnen, ich bitte,“ sagte Dita, sich stolz aufrichtend. „Ihre Verdächtigungen können mich nicht kränken, denn sie treffen mich nicht.“

„Du schlägst sie am sichersten nieder, indem Du ihr Grohnens an Dich gerichteten Brief giebst,“ mischte sich Stefanie zum ersten Mal in das Gespräch. „Die gute Alma ist so aufgeregt, beruhige sie und mache sie glücklich. Mein Gott, was kann er Dir auch geschrieben haben! Es ist so eine kleine, natürliche Konzession an seine Frau.“

Sie blickten beide gespannt auf Dita, — diese zögerte.

„Ich habe den Brief zerrissen,“ sagte sie endlich langsam.

„Quelle bêtise,“ brummte Stefanie, aber der Blick, den sie dabei auf Dita heftete, war so scharf und spürend, sprach so viel, daß diese jäh errötete. Alma lachte gehässig auf.

„Das ist freilich das beste Auskunftsmittel!“ Dann sprang sie auf, stellte sich vor Dita, sah sie feindselig an und begann sie zu schmähen: „Glauben Sie denn, ich weiß es nicht, daß Alex Sie neulich Abend heimlich besucht hat? Daß Sie mich schlecht gemacht haben und . . .“ Sie verstummte plötzlich, das Mädchen öffnete die Thür, und Cedrik trat ein.

„O,“ sagte er, allmählich seine Unbefangenheit verlierend, indem er von einer der drei Damen zur anderen sah, „ich hoffe doch, ich störe nicht.“

Niemand antwortete ihm, eine peinliche Pause für alle Beteiligten. Er lächelte endlich ein wenig, es war klar, die Damen hatten sich gezankt.

„Sauve qui peut!“ dachte er mit einem Schritt rückwärts.

Aber Alma hatte eine schnelle Eingebung. Hastig und doch stockend sagte sie:

„Fragen Sie einmal Ihre Frau, Baron, was ihr mein Mann heut geschrieben hat. Uns will sie es nicht sagen, aber Sie — Sie haben doch ein Recht daran.“

„Meine Frau?“ wiederholte er verständnislos. Er sah auf Dita, sie stand schweigend, aber mit allen Anzeichen eines großen Kummers, einer tiefen Erregung da.

„Was soll das heißen?“ fragte er mehr verwundert als empört.

„Puttchen ist eifersüchtig,“ erklärte Stefanie mit absichtlicher Gleichgültigkeit, „dergleichen Dinge muß man nicht schwer nehmen, Cedrik.“

Er strich über die Stirn.

„Was soll das heißen, Dita?“ fragte er noch einmal.

„Herr von Grohnen dankte mir für die Nachtwache am Bett seines Kindes, ich zerriß den Brief — das ist alles!“ sagte sie endlich tonlos.

Sie sah mit einem Blick, wie abgespannt und bleich ihr Mann aussah. Die durchspielte Nacht mit ihren seelischen Erregungen, Mangel an Schlaf, Nervosität lag ihm schwer in den Gliedern.

„Komm!“ sagte er plötzlich hastig und bot seiner Frau den Arm.

Aber da stand Alma wieder in seinem Weg.

„Gewiß und wahrhaftig, mein Mann liebt Ihre Frau, er . . .“

„Beste gnädige Frau,“ Cedrik schnitt ihr gewaltsam das Wort ab. „*Meine* Frau ist die letzte, die Zerwürfnisse in eine andere Ehe tragen würde. *Meine* Frau . . .“ er zuckte die Schultern. „Aber sie soll nicht mehr Gelegenheit geben, verdächtigt zu werden, komm, Maus . . .“

Er verbeugte sich steif und führte Dita hinaus. Stefanie biß sich auf die Lippen, für sie wäre er nicht so ruhig, mit so unbegrenztem Vertrauen eingetreten, das fühlte sie. — Alma schrie und schluchzte, sie ahnte, daß sie wieder unterlegen war.

„Seien Sie nicht so läppisch, Puttchen,“ sagte Stefanie scharf. „Sie haben sich so ungeschickt benommen, daß ich mich Ihrer schäme . . .“

Auf der Treppe preßte Dita aufschluchzend den Arm ihres Mannes an ihre Brust.

„Dank, Cedrik, Dank!“

Er machte eine heftige Bewegung mit dem Kopf.

„Mir ist gräßlich elend zu Mut, ich muß mich hinlegen.“

Das that er denn auch. Seine Beine trugen ihn noch gerade bis zur Chaiselongue, Dita blieb neben ihm stehen.

„Wie kann ich Dir helfen, mein lieber Cedrik?“ fragte sie mit der alten überströmenden Zärtlichkeit. Sie war ihm so dankbar für sein Vertrauen, seinen Glauben; alles hatte er damit ausgelöscht, was er

ihr jemals angethan. Sie brannte darauf, ihm das zu zeigen. — Er betrachtete sie seit langer Zeit zum ersten Mal aufmerksam. Das war freilich nicht mehr die alte Dita! So fremde Züge um Auge und Mund.

„Gar nicht,“ sagte er seufzend. „Aber erzähle mir doch vor allen Dingen einmal — was ist denn das für eine Geschichte mit Grohnen, mit dem Brief — ich werde nicht recht klug daraus.“

Sie strich wie in Verwirrung mit den Händen über die Tischdecke, ein leises Rot stieg in ihre Wangen.

„Ich glaube“ — sagte sie beinahe schüchtern und zögernd, „er — überschätzte meine Verdienste um Fritzi viel zu sehr. Es ist so leicht, von Kindern geliebt zu werden . . . und schließlich ist seine Frau doch die am meisten Schuldige in dieser Ehe.“

„Hm!“ brummte er, und dann sich aufrichtend, indem er sich auf den Ellbogen stützte: „Gestehe es doch nur — er war verliebt in Dich.“

Sie kam ihm näher, ihre großen ernsten Augen sanken in die seinigen.

„Vielleicht! — Vielleicht war es aber auch nur die Sehnsucht nach Verständnis, nach Frieden, häuslichem Glück.“

Er fuhr doch auf.

„Aber Du bist *meine* Frau!“

Ein leises Lächeln flog über ihr Gesicht.

„Glaubst Du, daß ich das je vergessen könnte? Nur Mitleid habe ich mit ihm — tiefes Mitleid!“

Mit der Hand strich er über die Stirn.

„Es sind oft noch viel weniger edle Gefühle, über denen man seine Pflicht vergißt,“ murmelte er unruhig. „Zeig' mir den Brief, Dita!“

„Ich habe ihn zerrissen!“

„Weshalb?“

„Es stand zu viel Lobenswertes über mich darin, das beschämte mich, und — er hat ja auch nun seinen Knaben wieder.“

„Aber die bösen Mäuler unter und über Dir, beunruhigen die Dich nicht?“

„Nein!“ sagte sie ruhig.

Er seufzte tief, fast beklommen auf.

„Weißt Du, Maus, geh' jetzt, ich möchte schlafen.“ Sie strich mit den Fingern leise über seine heiße Stirn, die erste Liebkosung seit langer Zeit; ihn zu küssen, wagte sie nicht mehr. Dann ging sie.

Cedrik warf sich unruhig hin und her, ihm war heiß, der Schlaf kam nicht; ein Unbehagen hatte ihn angewandelt, er wußte nicht, war es Zorn, Furcht, Schreck. Auf Dita schwor er, aber etwas Quälendes hielt ihn eisern gepackt und ließ ihn nicht los. Er hatte so oft gesündigt, so viel jagdbares Wild auf einem Felde gefunden, das einem dritten heilig sein mußte . . . er wußte, wie leicht Frauenherzen gewonnen, Frauentugend überwunden wurde . . . ihm grauste bei dem Gedanken.

Endlich überwältigte ihn die körperliche Schwäche, wie Bergeslast legte es sich auf seine Brust, sein Gehirn, nur eins blieb ihm deutlich in den lethargischen Zustand, dem er jetzt anheimgefallen war, daß er morgen zwei Wechsel zu bezahlen hatte. Und woher das Geld nehmen? Es war alles erschöpft, alles! Nur ein großer Spielgewinn heute abend konnte ihn retten, sonst hieß es wieder: prolongieren — prolongieren. Das kostete so rasend viel — er konnte gar nicht daran denken, mit welcher Schuldenlast er nun schon zu rechnen hatte!

Als er aus dem fieberhaften Schlaf gegen Abend emporfuhr, kleidete er sich an und eilte in den Klub, ohne Dita vorher noch zu sprechen, sein Sinn, seine Gedanken drängten nur nach Gewinn, und sie saß inzwischen einsam in ihrer großen, öden Wohnung. Nichts regte sich um sie. Unwillkürlich kam ihr die Erinnerung an die verflossene Nacht. Sie faltete die Hände:

„Gott, laß ihn nicht wieder versinken,“ flehte sie mit dem Bilde des bleichen Mannes vor Augen, und etwas wie Stolz regte sich doch in ihr, daß sie an der Rettung einer Menschenseele einen bescheidenen Teil haben sollte.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Durch das offene Fenster kam Sonnenschein und milde Frühlingsluft, Dita, die an den einen Flügel gelehnt stand und hinaussah, empfand beides angenehm. Ein scharfer Zugwind ließ sie plötzlich umblicken.

Stefanie stand in der geöffneten Thür und kam langsam, ohne eine Aufforderung abzuwarten, näher.

„Du wunderst Dich wohl, mich hier zu sehen! Nach der eigentümlichen Behandlung, die Du mir in der letzten Zeit zu teil werden läßt, ist es auch eigentlich sonderbar, aber — mein gutes Herz treibt mich her, mein Interesse, meine Freundschaft für Euch, das Bewußtsein, daß Du manchmal recht unklug bist, Dita.“

In Frau von Antlaus Gesicht zuckte es, aber mit fest geschlossenen Lippen schwieg sie. Unaufgefordert setzte sich Stefanie in den ersten Stuhl. Dita blieb stehen.

„Du weißt, Alma verdächtigt Dich und ihren Mann. Nun, ich bin keine Splitterrichterin, liebes Kind, und so fällt es mir auch gar nicht ein, zu fragen: was ist daran! Nur daß Cedrik in eine sehr unangenehme Lage dadurch kommen kann, denn Alma spricht ganz ungeniert davon.“

Dita hob den Kopf hoch.

„Mein Mann hat gestern gezeigt, wie er derartige Verleumdungen auffaßt,“ sagte sie stolz.

Stefanie nickte wiederholt. „Das dachte ich mir, Du glaubst Dich nun absolut geborgen. Aber mit dem Glauben ist das doch so eine eigene Sache; ich habe schon fester gewurzelte wanken sehen. Außerdem kommt es schließlich weniger auf den Glauben als auf den Schein an. Ich zum Beispiel glaube Dir bedingungslos, aber eben deshalb rate ich Dir, gieb mir Grohnens Brief. Wenn Alma einen Blick hineingeworfen hat, ist ihr der Mund gestopft, denn ich kann mir ganz genau seinen Inhalt denken.“

„Ich habe ihn zerrissen,“ gestand Dita widerwillig.

„Wie albern! So etwas hebt man doch auf, das ist praktisch.“

„Ich weiß nicht, ob das so praktisch ist," sagte Dita jetzt mit einer Schärfe, über die sie sonst nicht verfügte. „Es kann auch manchmal vor unbefugte Augen kommen."

„Was soll das heißen?" fuhr Stefanie auf. „Zweifellos gilt dieser Ausfall mir."

„Ja!"

„Bitte, willst Du nicht deutlicher werden?"

Aber Dita schwieg. Sie hatte ja nichts sagen wollen und ärgerte sich jetzt, daß es doch geschehen, aber Stefanies hoher, ermahnender Ton hatte sie gereizt.

Stefanie lachte nach einem Weilchen, während dessen sie gewartet hatte, laut auf.

„Nun, so will ich es Dir sagen! Du gehst von dem Gedanken aus, ich habe Dir das Herz Deines Gatten gestohlen. Halte mich doch nur nicht für so naiv, daß ich mir nicht längst darüber klar war!"

„Wär's der Fall, könntest Du es leugnen?"

„Ich leugne nichts und gebe nichts zu. Hättest Du aber recht, träfe der Vorwurf nur Dich allein. Warum verstandest Du es nicht, Dir die Liebe Deines Gatten zu erhalten? Wenn es sich in der That so verhält, wenn er mich liebt statt Dich, ist das meine Schuld? Ist's nicht die Deine? Ihr schreit über uns, die wir es verstehen, uns die Herzen der Männer zu unterjochen. Ist das ein Verbrechen? — Was heißt denn geliebt werden? Es heißt gefallen! Da hilft kein Band, kein Eidschwur, keine Berufung auf menschliches Gesetz, da heißt es eben nur: gefalle! Und wenn Du das nicht konntest, weshalb machst Du mir nun einen Vorwurf daraus?"

Sie hatte mit maßlosem Hohn gesprochen, ihre Augen durchbohrten Dita fast. Für jede qualvolle Stunde hoffte sie sich in diesem Augenblick gerächt.

Aber auch in Dita kochte jetzt die Bitterkeit und der Zorn.

„Ein unwürdiges Spiel ist mit mir getrieben worden," sagte sie rasch. „Doppelt unwürdig, weil ich zu unbefangen und schuldlos war, um auch nur eine Ahnung von der wahren Sachlage zu haben. Nie! Niemals werde ich das vergessen!"

„Erinnere Dich gütigst," begann Stefanie, die sofort wußte, wohin Dita zielte, obgleich sie nicht begriff, wie diese plötzlich zu der Kenntnis gekommen war, „daß ich stets diejenige gewesen bin, die Dir von einer Ehe mit Cedrik abriet. Du paßtest nicht für ihn. Du warst viel zu verliebt, um ihm nicht sehr bald langweilig zu werden. Er ist überhaupt kein Mann, dem Frauen alles bedeuten, er ist zu oberflächlich, zu leichtsinnig dazu. Die Weiber sind ihm viel, das Weib wenig."

Sie ließ, während sie das sagte, ihren Fuß nachlässig auf und nieder tanzen, mit den Augen seinen Bewegungen folgend, plötzlich blickte sie auf. „Wir hätten Freundinnen werden sollen, Kind, weil wir beide das Unglück haben, diesen Mann zu lieben, ohne daß er es anerkennt und zu schätzen weiß."

Aber nun war Dita zu Ende mit ihrer Selbstbeherrschung, sie trat dicht vor Stefanie hin.

„An Schamlosigkeit kann ich freilich nicht mit Ihnen wetteifern, Frau von Brynken; aber eins lassen Sie sich sagen: ich bin viel zu stolz, um ein Gut zu kämpfen, das Sie imstande sind mir zu entreißen, ist es selbst das Herz meines Gatten. Nein wahrhaftig, ich habe keine Gemeinschaft mit Ihnen, will niemals eine haben, ich müßte mich derer bis in die tiefste Seele hinein schämen. Treiben Sie Ihr Metier weiter, anständige Frauen unglücklich zu machen, auch Ihre Stunde wird noch einmal kommen. Zwischen uns aber ist von diesem Augenblick an jedes Band zerrissen."

Stolz wandte sie sich ab. Stefanie aber schnellte empor. Wie eine Furie stand sie vor Dita mit funkelnden Augen.

„O, Du Tugendheldin! Ist denn Deine Seelenfreundschaft mit Grohnen etwas anderes gewesen? Ist nicht auch seine Frau das Opfer? so oder so? Du bist nicht besser und nicht schlechter wie ich, trotz Deiner großartigen Pose."

Dita hob langsam den Arm und deutete nach der Thür.

„Hinaus," sagte sie ruhig.

Einen Augenblick blieb Stefanie noch stehen, sich besinnend, ob sie sich auf Dita stürzen sollte, dann lachte sie plötzlich laut und gellend auf.

„Ich gehe, aber ich sage Dir auf Wiedersehen!"

Sie war davongestürmt. Tief aufatmend strich sich Dita mit der Hand über den Arm, den jene berührt hatte, als wische sie dort einen Flecken fort. —

„Stefanie, Du?" rief Cedrik am Abend desselben Tages, als er sein Haus verließ um in den Klub zu gehen.

Er fühlte sich nicht ganz wohl, und die schmale Gestalt, eng in ein dunkles Kleid gegossen, die sich ihm an der Hausthür ungestüm entgegenwarf, kam ihm nicht sehr gelegen.

„Ich habe Eile," setzte er deshalb auch abwehrend hinzu.

Sie nahm trotzdem ohne weiteres seinen Arm. „Du mußt mir's schon gönnen, daß ich Dich ein Stück begleite, ich habe mit Dir zu reden."

„Bitte dann schnell, ich bin ohnehin schon verspätet."

Sie knüpfte keine Bemerkung an seinen Ton. „Hast Du den Brief gelesen, den Grohnen an Deine Frau geschrieben hat?"

„Nein."

„Hast Du ihn von ihr gefordert?"

„Dita hat ihn zerrissen." Er zögerte ein wenig.

„In diesem Fall weiß sie schon weshalb. Übrigens hat Alma ein gewaltiges Gerede davon gemacht, ich sage Dir, Du stehst im Begriff, lächerlich zu werden als betrogener Ehemann."

Er blieb stehen und sah sie zweifelnd an. „Unsinn! Wer Dita kennt, wird das nicht glauben. Nimmermehr! Er mag sie geliebt haben, möglich! Aber das ist doch noch kein Vorwurf für sie!"

„Du nimmst die Sache sehr leicht, scheint mir." Sie hatte ein Veilchenbouquet aus den Knöpfen der Taille gezogen, spielte damit und roch von Zeit zu Zeit daran.

Er wurde gereizt. „Ich dächte, Du hättest doch zuletzt Ursache den Sittenrichter zu spielen.“

„O, es ist auch nicht für mich, es ist für Dich, Cedrik.“

Er verzog das Gesicht, sagte aber nichts.

„Für einen Mann ist es keinenfalls angenehm, so in den Mund der Leute zu kommen,“ fuhr sie fort, „wenn es auch nur Alma ist, die das sagt — und — wenn Du Deine Frau auch sehr vernachlässigt hast.“

Allmählich begann er seinen Bart zu nagen, ein Zeichen, daß ihn das Gespräch sehr aufregte. „Das that ich allerdings,“ gab er dadurch etwas undeutlich zu, „und was die Grohnen anbelangt, so kann sie niemand ernst nehmen. Freilich hätte er taktvoller sein können.“

„Hm!!!“ machte Stefanie gedehnt.

Er sah sie zornig an. „Ich weiß, Du kannst Dita nicht leiden, Du warst stets eifersüchtig auf sie, uneingedenk des Guten, was Du von ihr gehabt hast. Ich aber lege meine Hand ins Feuer, daß diese Frau, meine Frau, treu wie Gold ist, trotz aller Verdächtigungen.“

Stefanie lachte: „Lieber Cedrik, Du gehst ja barbarisch ins Zeug! Das ist hübsch von Dir, das hätte ich gar nicht gedacht. Aber weißt Du, ob sie oder ich, die ganze Moral ist schließlich Firlefanz, und jede Tugend hat ein Loch.“

Das Blut stieg ihm zu Kopf. „Erlaube, von jeder glaube ich das, nur nicht von meiner Frau. Nenne sie gefühlsselig, thöricht, Kleinigkeitskrämerin, wie Du willst, aber ihre Ehre taste mir nicht an — oder . . .“

„Oder?“ wiederholte sie gedehnt.

„Ich würde Dir Wahrheiten sagen müssen, die Dich nicht erfreuten, mich herabsetzten.“

„Sieh, sieh,“ sagte sie mit einem bösen Blick. „Was sagst Du denn aber dazu, wenn Du erfährst, daß Grohnen abends um halb Zehn, als Du im Klub warst, bei Deiner Frau freien Eintritt gefunden hat. Zur Bequemlichkeit waren sogar alle Thüren offen, damit die Dienstboten nicht erst unterrichtet zu werden brauchten!“

„Lüge!“ brauste er auf. Dann gemäßigter: „Wer sagt das?“ Aber es würgte ihn dabei in der Kehle.

„Wer? — Nun, wohl jemand, der es gesehen hat, der im Notfall gewillt ist, es zu vertreten.“

Er strich sich in heftiger Erregung mit der Hand über die Stirn.

„Und doch ist es nicht wahr! — Von jeder würde ich es glauben, von Dita nicht.“

„Du leidest eben an der sprichwörtlichen Blindheit aller Ehemänner,“ sagte sie höhnisch. „Eigentlich ist sie ja auch natürlich; es ist im Grunde nichts anderes als Eure bodenlose Eitelkeit, die Euch verhindert zu glauben, daß jemand anderes Euch gefährlich werden könnte. Deshalb ist auch Dein Vertrauen auf Dita mehr eine Konzession, die Du Dir machst, teurer Freund.“

Er zögerte einen Augenblick, ob er nach Hause gehen und seine Frau befragen sollte. Wenn er auch nichts glaubte, so hatte er die letzten Tage doch schon in steigendem Unbehagen zugebracht.

„Ich bin doch nicht etwa eifersüchtig?“ dachte er im stillen verwundert, als ihm das Blut bei Stefanies Worten heiß zu Kopfe stieg. „Oder ärgert mich nur die Verleumdung — oder — könnte es wirklich sein?“

„Du mußt jetzt nach Hause,“ sagte er zu Stefanie, „ich habe keinen Augenblick mehr Zeit.“

Er rief eine Droschke, hob sie hinein und setzte dann seinen Gang nach dem Klub weiter fort; allein so sehr er zuerst Eile gehabt hatte, so langsam ging er doch jetzt, in tiefe Gedanken versunken. Auch im Klub begrüßte er die Bekannten nur flüchtig, sah dem Spiel zu ohne sich daran zu beteiligen, denn ihm fehlte plötzlich alle Lust. Er suchte nach Brynken, den er aber nirgends sah, setzte auch ein paarmal, um sofort eklatant zu verlieren, und ging endlich mit einer Unruhe und Ungeduld nach Hause, die ihm selbst am sonderbarsten vorkam.

Auf der Straße schlug eine Uhr gerade Zehn. Er blieb voll maßlosen Staunens stehen. So früh war er seit Monaten nicht auf dem Heimweg gewesen. Im ersten Augenblick glaubte er sogar, die Uhr müsse falsch gehen, er zog seinen eigenen Chronometer zu Rate, der auf die Minute zeigte. Richtig. Erst zehn Uhr!

„Das halte auch der Teufel aus,“ dachte er ingrimmig; „mit solcher Unruhe im Blut spielen, wäre Wahnsinn. Vielleicht hat Stefanie doch recht, und dann — —“ Er war sich ganz klar über das, was dann folgen müsse. Grohnen kam ja wieder, er würde sich mit ihm schlagen. Dann — seine Frau zum Teufel jagen war leichter gedacht als gethan. Schließlich hatte er ihr Geld verbraucht, sie vernachlässigt, kurz, er war anständig genug, sich seiner Schuld gegen sie ganz bewußt zu sein, aber das änderte nichts an dem Standpunkt, den er um seiner Ehre willen einnehmen mußte.

Seine Ehre! Er fühlte doch, wie kitzlich er in diesem Punkt war, sobald sie ein anderer anzutasten im Begriff schien. Aufgeregter als er es sich selbst zugestand, kam er zu Hause an.

Dita war gerade im Begriff, ihr Schlafzimmer aufzusuchen. Cedriks unerwartete Rückkehr erschreckte sie so, daß sie ein „Du!“ ausstieß, dem man peinliche Überraschung anhörte.

„Wundert Dich das so?“ fragte er mit gefalteter Stirn.

Sie gab der Jungfer, die schon anwesend war, ein Zeichen, sich zu entfernen und setzte sich wieder, während Cedrik mit tiefsinnigen Blicken dem Mädchen folgte. Sollte sie auch darum wissen?

Mit Unbehagen bemerkte er, daß sein Glaube doch nicht mehr so fest war.

„Nein — oder vielmehr doch,“ sagte Dita. „Ich bin es so gar nicht mehr gewöhnt, Dich abends bei mir zu sehen.“

„Mich vielleicht nicht,“ stieß er zwischen festgebissenen Zähnen heraus, denn die Wut, daß man sich überhaupt mit irgend einer Verleumdung an seinen Namen, seine Frau wagen durfte, übermannte ihn auf einmal, „aber Deinen Freund Grohnen.“

Dita hatte sich gesetzt, während Cedrik im Zimmer

auf und ab lief, jetzt stand sie plötzlich auf. „Was heißt das, Cedrik?“ fragte sie ruhig.

„Das heißt: daß ich mir sagen lassen muß, meine Frau habe abends zwischen neun und zehn Uhr Besuche bei sich empfangen, ganz ungeniert, da sie den Mann ja fern wußte, und diese Besuche seien diejenigen Grohnens gewesen —“

„Sprich nicht von Besuchen,“ unterbrach sie ihn, „ein einziges Mal kam er zu mir, um mir zu sagen, daß Du unvernünftig hoch im Klub spieltest, daß unsere Existenz gefährdet sei . . .“

„Was!“ schrie er auf. „Es ist also wahr, Du leugnest es nicht einmal . . .“

„Warum sollte ich leugnen; er meinte es ja nur gut mit uns beiden.“

Cedrik lachte gellend auf. „Du begreifst also nicht, was Du mir damit angethan? Du siehst den Schimpf nicht, den Du auf meinen Namen geworfen? Du glaubst Dich wohl noch gar im Recht?“

„Gewiß. — Übrigens,“ fügte sie mit Betonung hinzu, „dachte ich an jenem Abend gerade am wenigsten darüber nach, ob ich Grohnen empfangen sollte.“

„Natürlich,“ höhnte er, „Du öffnetest ihm ja selbst heimlich die Thüren . . .“

Sie sah ihn bestürzt an.

„Ja, denkst Du denn,“ fuhr er ebenso fort, „daß alles ungesehen bleibt? Daß nirgends Leute sind? Gott, daß ich das erleben muß! Gott! Gott!“

Er warf sich in einen Sessel und verbarg den Kopf in den Händen.

„Cedrik,“ sagte Dita tödlich erschrocken und trat neben ihn, „Du glaubst doch nicht etwa — Du kannst doch nicht glauben . . .“

„Glauben? . . .“ fuhr er auf. „Glauben? Warum zerreißt Du den Brief, den er Dir geschrieben, wenn er unschuldig in jedem Sinne ist? Du hast wohl bei dem allen Dir nichts gedacht, nicht wahr? Auch nicht, daß Du einen Mann hast, der das nicht duldet!“

Unwillkürlich dachte sie an ihre langen einsamen Abende, an sein Verhältnis zu Stefanie, und daß es eigentlich nur Gerechtigkeit gewesen wäre, wenn sie gethan, was er ihr jetzt vorwarf.

„Es scheint mir, ich verstehe Dich doch nicht,“ sagte sie mit herber Zurückhaltung, denn seine Vorwürfe verletzten sie tief. Er kannte sie also wirklich nicht?

„Natürlich nicht,“ höhnte er wieder. „Die Maske der tugendhaften, gekränkten Frau stand Dir vorzüglich, schade, daß keiner mehr daran glaubt.“

„Was glaubst Du denn?“ fragte sie eindringlich.

„Daß zwischen Dir und Grohnen die Sache nicht tadellos klar war.“

„Er hat sich mir stets als wahrer Freund gezeigt.“

„Und er hat Dich geliebt.“

„Ich sagte Dir schon einmal — vielleicht!“

„Und er hat es Dir gesagt.“

„Ja!“

Cedrik sprang auf, sein Gesicht glühte, Ditas Offenheit nahm ihm den letzten Rest Überlegung, dicht vor ihr stehend, bohrten sich seine Augen fest in die ihrigen. Er stieß ein einziges Wort aus und schleuderte ihr das mit der ganzen Verachtung entgegen, die Männer finden, sobald es sich um einen Richterspruch für das Weib handelt. Dita taumelte zurück als habe sie ein Peitschenhieb getroffen, sie hörte, daß ihr Mann davonging, mit hallenden Schritten, aber sie folgte ihm nicht, sie sagte auch keine Silbe, ihn zurückzuhalten, langsam ließ sie sich in den Sessel gleiten und starrte in den dunklen Kamin.

Auf eben diesem Platz hatte sie damals gesessen und Stefanies Brief den Flammen übergeben, damals, als Grohnen dann so plötzlich vor ihr gestanden hatte. In ihrer Erregung hatte sie gar nicht gedacht, daß man ihr daraus jemals einen Vorwurf machen könnte, daß die Thüren geöffnet gewesen — ihr Bewußtsein war ja so rein. Nun sah sie ein, daß man sie beobachtet hatte, daß man sie verleumdete, und derjenige, der einzig hätte zu ihr stehen müssen, weil er sie besser kennen mußte als die andern, hatte keinen Glauben an sie, er sah mit den Augen ihrer Feinde — mit Stefanies Augen.

Dita fühlte sich plötzlich grenzenlos müde, unfähig zu jedem weiteren Kampf. In ihren Ohren klang immerfort das häßliche Wort, das ihr Mann ihr zugeschleudert, das sie nicht allein tödlich verletzt, sondern auch in die tiefste Seele hinein erschreckt hatte.

Sie hatte das Gefühl, als wäre mit diesem Wort das Band zwischen ihnen zerrissen, als habe sie nun nichts anderes zu thun, als ihren Koffer zu packen und fortzugehen aus dem Hause, das das ihrige sein sollte und in dem sie doch so wenig bedeutete.

Mochte es denn sein! Sie wollte den Platz räumen, den ihr Stefanie so leidenschaftlich mißgönnt, den ihr Cedrik nur gegeben ihres Geldes wegen, und sie Thörin hatte geglaubt, der Himmel sei zu ihr herabgestiegen, als ihr die Gewißheit wurde, der geliebte Mann begehrte sie fürs Leben. Sie wollte es thun, ehe Grohnen zurückkam, ehe er für sie zeugte, denn sie schämte sich. Wie wenig hatte Cedrik je ihre Liebe begriffen, wenn er imstande war, sie für treulos zu halten! — Einen stillen Fleck auf der Erde würde es ja wohl noch geben, an dem sie sich schweigend mit ihrem Weh vergraben konnte.

Sie hatte ihn zu sehr geliebt, diesen Mann, der sie so leichten Kaufs aufgab, das war ihre Schuld gewesen, freilich, eine leicht verzeihliche Schuld!

In ihre Gedankenreihe schob sich plötzlich Hans Hennings Bild. Er hatte ihr das schon einmal zum Vorwurf gemacht, und sie hatte darüber gelächelt; jetzt freilich lächelte sie nicht mehr.

Nun fiel es ihr ein, daß sie in ihm doch noch einen Freund besitze, auf den sie zählen konnte. Vielleicht gewährte er ihr Schutz und Unterkunft bis sie von Cedrik geschieden, denn ein ferneres Zusammenleben schien ihr mit jeder Minute unmöglicher. Was er ihrem Herzen angethan, das hatte sie ihm verzeihen können, der Schlag, den er heute gegen ihre Ehre geführt, mußte sie trennen. Und so abgestumpft war augenblicklich alles in ihr, daß sie nicht

einmal heftigen Schmerz bei dem Gedanken empfand. Es war eben das Schlußglied an der Kette, die sich um sie gewunden ohne daß sie es hindern konnte. Stefanie hatte gesiegt. —

Sie sah mit Staunen, daß es draußen hell zu werden begann; ein wundervoller, klarer Frühlingsmorgen dämmerte. Die ganze Nacht hatte sie also, ohne es zu wissen, im Stuhl vor dem Kamin zugebracht. Kein Wunder, daß sie ihre Glieder schmerzten, der Kopf wüst, das Herz wie tot war. Sie öffnete das Fenster und ließ sich die kühle Morgenluft um Stirn und Schläfe wehen, das erquickte sie etwas. Dann nahm sie einen Briefbogen und begann mechanisch zu schreiben.

„Lieber Hans Henning.

Willst Du mir für ein paar Wochen oder Monate Aufenthalt in Schloß Antlau gewähren?"

Dann hielt sie wieder inne. Wußte sie denn, ob Hans nicht ebenso schnell im Verurteilen war wie Cedrik, sobald es sich um die Ehre ihres Namens handelte? Sie waren beide Antlaus, während sie, die Frau, immerhin nur das fremde Reis blieb, das dem edlen Stamm aufgepfropft war. Bis in diese Stunde kannte sie Berta Verny noch nicht. Lag darin nicht immer noch ein schweigender Protest gegen ihren Eintritt in diese Familie? Berta würde die erste sein, die sich auf Cedriks Seite stellte, die froh war, daß man die Kaufmannstochter hinausdrängen konnte, und schließlich war ihr auch Hans immerhin ein Fremder.

Heimatlos war sie gewesen, und heimatlos fühlte sie sich auch in dieser Stunde, obgleich alles, was sie umgab, ihr Eigentum war. Aber sie schauderte vor dem Luxus zurück, der doch nicht imstande war, ein Stückchen Herzenswärme zu erwecken, im Gegenteil, nur Bitterkeit für sie barg, denn um seinetwillen war sie erwählt worden. Und mit diesem aufquellenden Gefühl im Herzen vollendete sie den Brief.

„Ich weiß zwar nicht, welche Antwort Du für mich haben wirst, wenn Du das Nähere weißt, aber um so weniger will ich Dir etwas verhehlen. Ich habe die Absicht, mich von meinem Gatten zu trennen. Frage nicht, ob und was mich dieser Entschluß kostet, laß Dir an dem traurigen Facit genügen. Cedrik braucht mich nicht zu seinem Glück, er hat keinen Glauben an mich, denn er wirft mir Treulosigkeit vor. Die Umstände mögen gegen mich sprechen, ich bin aber zu stolz, um mich zu rechtfertigen, könnte es auch nicht, wenn mein ganzes Selbst nicht dagegen spricht, und das scheint Cedrik gegenüber stumm gewesen zu sein, da er mir dergleichen zutrauen kann. Verweigerst Du mir nach dem Gesagten Aufnahme bei Dir, so muß ich auch das tragen, dann ist die Welt ja noch groß genug für eine einzelne Frau. Glaubst Du aber an mich, dann schreibe mir bald, bald, ich sehne mich danach.

Deine unglückliche Edita."

(Fortsetzung folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman=Zeitung.

Seifenblasen.

Seifenblasen ließ ich steigen
In die blaue Frühlingsluft,
Freute mich am bunten Reigen
Wie gewebt aus Glanz und Duft.

„Welch ein thörichtes Beginnen,"
Rief mir plötzlich jemand zu,
„Hier beim Kinderspiel zu sinnen
In beschaulich träger Ruh'!

Niemand wird das Glück erringen
Ohne Arbeit, ohne Pein . . ."
Doch ich lacht: „Gleich Schmetterlingen
Fang' das lose Glück ich ein!

Seht, wie ihr Zeit eures Lebens
Um das bißchen Glück euch müht,
Und die Sorgen sind vergebens:
Eh' ihr's pflückt, ist's doch verblüht.

Aber ich in meinen Träumen
Schau nicht vorwärts, nicht zurück
Und ich werde nichts versäumen,
Denn mein Träumen ist mein Glück!"

Anna Behnisch.

Bilder aus der Mappe eines Dorfpfarrers.*)

Von **F. H. Helms.**

Wo das Dorf in der Provinz Sachsen liegt und wie es heißt, darauf kommt es nicht an. Nur soviel sei verraten, daß es in reicher Gegend liegt, wo unser Herrgott seinen Segen in drei Stockwerken aufgespeichert hat: Im Keller die Kohlen und das edle Kalisalz, parterre das schwere Korn und die gute Zuckerrübe, und im ersten Stock die Werkstuben der Fabriken, in denen Salz und Rübe verarbeitet wird durch die Kraft der Kohle.

Wenn ich in meinem Garten die Grube fürs Mistbeet auswerfe, so arbeitet der Spaten bis zuletzt im schwarzen Humus, und die Särge stehen im gelben Lehm auf dem Kirchhof, dessen Bäume in der dunklen Erdschicht darüber üppig wachsen. Soweit hätten wir's also recht gut. Der „Morgen" Ackerland gilt im Durchschnitt seine fünfundvierzig Mark Pacht, und um den 1. April kommen die „Polacken" in hellen Haufen, um bei der Bebauung des fast gartenmäßig bearbeiteten Landes zu helfen. Da ziehen am frühen Morgen die „Koppeln" der Arbeiterinnen hinaus aufs Feld, um

*) Wir entnehmen diesen Aufsatz, der in seiner Schlichtheit eine ergreifende Sprache spricht, der von dem wackeren Heinr. Sohnrey geleiteten Zeitschrift „Das Land" (Berlin W., Leipzig. Str. 133, Trowitzsch & Sohn), die wir besonders unseren Lesern aus den Kreisen der Grundbesitzer, Landpfarrer u. s. w. schon mehrmals angelegentlich empfohlen haben. (Monatlich zweimal, im Jahr 6 Mk. Postzeitungsliste 3708.)

zwischen den Reihen des Getreides oder der Rüben zu hacken. Es wird alles sauber in Reihen gedrillt und im Laufe des Sommers bis zur Ernte zwei- oder dreimal gehackt, um so gelockert und von jeder Spur von Unkraut rein gehalten zu werden. Auf diese Weise werden in guten Jahren erstaunliche Erträge erzielt.

Ehe ich von der See in diese üppige Gegend kam, fragte ich bei einem dort Ansässigen an nach dem Charakter derselben. Die Antwort lautete lakonisch: „Irdisch fett und geistlich mager.“ Daß wunderte mich im Grunde nicht. In den holsteinischen Marschen ist es nicht viel anders. Dort sagte mir einst ein Landeskundiger: „Wenn Sie zu uns kommen wollen, dann predigen Sie nie über das Evangelium vom reichen Manne, das hören die Herren nicht gern.“ Aber ich will hier nicht von reichen, sondern von armen Leuten erzählen.

Da erhebt sich nun in dem Dorf, das ich im Sinne habe, äußerlich ziemlich neu und ansehnlich zu schauen, das „Armenhaus“. Es giebt viele Häuser der „Ökonomen“, die weniger stattlich sind. Vor Zeiten gab es hier nämlich eine ganz sonderbare Bauart. Man wird im allgemeinen immer angeben können, ob ein Haus ein- oder zweistöckig ist; bei den erwähnten alten Häusern dürfte einem das aber ganz unmöglich sein. Zwei Fenster ragen halb aus dem Erdboden auf; dann kommen vielleicht zwei, die schauen aus Mannshöhe auf das Getriebe der Welt und auf das schlechte Pflaster hinab, beide aber von ungleicher Größe, und dann kommen zwei, die halten in allem so ungefähr die Mitte zwischen den beiden anderen Sorten, und drinnen geht's natürlich immer bald treppauf, bald treppab; und der Zugang zum Hause geht durch eine kleine Seitenpforte in der Hofmauer, und die Hausthür öffnet sich an der Hinterseite des Hauses. Man sagt auch dem Charakter der Leute nach, daß er ein wenig versteckt sei. „Sie kennen keinen hier, ehe Sie zwei Jahr mit ihm verkehrt haben,“ sagte mir jemand, der Bescheid wußte, „und dann kennen Sie ihn noch lange nicht — —“

Doch zurück zum Armenhaus. Es waltet in seinen bescheidenen Räumen eine Schaffnerin. Es ist eine alte siebzigjährige Frau, bei der das Wort zur Wahrheit wird: „Wer Sorgen hat, hat auch Likör.“ Sie säuft natürlich Schnaps. Sie kommt nie ganz unangemeldet. Es geht ihr immer eine gewisse Athmosphäre vorher, an der man ihre Nähe spürt. Sie hat für Ordnung und Reinlichkeit in diesem ihrem Wirkungsbezirk zu sorgen. Dafür wohnt sie frei. — Die Zahl ihrer Pflegebefohlenen ist eine wechselnde. Im Winter vor zwei Jahren war ihr nur einer anheimgegeben. Es war ein alter über achtzigjähriger Schuster, der mittags hier und da sein Essen abholte und mit schlotternden Knieen damit heimwärts zog. Der Winter war kalt, sehr kalt. Und mein alter Schuster wurde krank, sehr krank. Es ging offenbar mit ihm, der einst bessere Tage gesehen, zu Ende.

Eines Morgens kam ich zu ihm hinauf. Es fror draußen mit achtzehn Grad. In dem nicht kleinen Zimmer standen zwei Betten, ein Tisch, ein Ofen und zwei Stühle. In dem einen Bett pflegte die trinkbare Kastellanin zu schlafen, in dem andern lag der kranke Greis, dürftig zugedeckt, vor Frost mit den Zähnen klappernd und mir eine eiskalte, zitternde Hand mühsam reichend.

Es war drinnen jedenfalls nicht viel wärmer als draußen. Die Pflegerin war am frühen Morgen weggegangen, auf Hofarbeit, nachdem sie drei Kohlensteine in den Ofen gelegt hatte. Die waren aber nicht angebrannt. Ich besprach mich ein wenig mit dem Alten und sann darüber nach, wie eine Änderung herbeizuführen sei. Als ich gehen wollte, sagte er mit zitternder Stimme: „Es war doch gut, daß Sie kamen. Ich dachte vorher, wie's mich so fror, darüber nach, ob ich mein Bettstroh nicht anstecken sollte . . .“

Die Änderung trat bald ein. Er starb. Und dann wurde er in eine sargartige Kiste gelegt, und die „Müllern“ und ich folgten ihm zur Leiche. Die Müllern war sehr gerührt und sah sehr rot aus.

Ein andermal war's Sommer. Sehr heißer Sommer. Da klopfte es bei mir an, und die „Saufmüllern“ — so heißt sie eigentlich im Dorf — trat ein und begann mir mit weinerlicher Stimme und großer Redseligkeit auseinanderzusetzen, im Armenhaus da liege jetzt eine Vagantin, ein ganz miserables, schlechtes Mensch, aber nun habe sie doch die Lungenentzündung bekommen und müsse ja wohl sterben und nun wollte sie gern noch das heilige Abendmahl haben; ob ich kommen wollte oder nicht. Verdient habe sie's ja nicht u. s. w.

Und ich kam zu ihr. Da lag auf einer Holzbank, mit den Füßen noch über sie hinausragend, den Kopf auf einen alten Sack mit Heu gelegt, eine alte, zerrissene, rote Pferdedecke über sich, die Kranke, nicht alt, nicht jung, im stärksten Fieber glühend. Neben ihr saß, abwechselnd weinend und schimpfend, die Alte. Außerdem war noch ein Enkel von ihr zugegen. Das Fenster war geöffnet und starker Sommerduft zog von den Wiesen her in das armselige Gemach.

Die Kranke war bei Besinnung, und während die Alte in einem fort laut weinte, vollzog ich die Spendung des heiligen Mahles. Eins aber störte mich: schon als ich ihr das Brot reichte, merkte ich eine mir unerklärliche, nicht von der Kranken ausgehende Bewegung unter der zerrissenen roten Decke, die sich mehr und mehr nach unten hin fortpflanzte, und gerade im Augenblick, als ich ihr den kleinen Kelch reichte, kroch unter der Decke ein schwarzer Kater hervor, setzte sich ernsthaft auf die Füße der Kranken und schrie laut und gedehnt „Miau!“ Und die Müllern verjagte ihn mit unholdem Wort und er floh in langen Sätzen aus der Thür, und es wurde wieder still bis auf das Weinen der Müllern; aber als ich den Segen gesprochen hatte, da trocknete sie ihre Thränen mit der Schürze und sagte: „ach Herr Prediger, was ick mit d i e Person for'n Ärjer habe und for'ne Arbeit, dat jlooben Se jar nich!“ und dann fing sie wieder an aus Mitleid mit sich selbst heftig zu weinen.

Die Kranke genas trotz Fiebers und Pflege. — Als ich hinaustrat und in den klaren Sommertag blickte, mußte ich tief aufatmen.

Es war wieder Winter geworden. Die Müllern hatte großen Zuspruch. Das Armenhaus war überfüllt. Ich ging eines Sonntags hin, um den Abgerissenen, die nicht zur Kirche kommen können, wenn sie auch etwa wollten, einen kurzen Hausgottesdienst zu halten. Es war loses Volk, das sich da zusammengefunden hatte. Arbeitsloses und arbeitsscheues Gesindel; eine junge Frau mit zwei Kindern, deren Mann für gewöhnlich sich im Lande strolchend umhertrieb und seine Familie dem Dorf überließ: Leute, die keiner in Miete nehmen wollte; im ganzen n e u n Erwachsene und e l f Kinder, von drei Wochen an bis zu zwölf Jahren, verteilt auf zwei Zimmer und vier Betten — — —. Auf Bettel oder Hunger angewiesen.

Sie hörten still und andächtig an, was ich ihnen sagte.

Das heißt: die Frauen und Kinder, soweit diese nicht gewiegt oder gestillt wurden. Die Männer waren nicht zugegen.

Als ich ging, fragte ich sie, wem ich am nächsten Sonntag das Abendmahl bringen dürfte. Die Frauen erklärten sich alle bereit. — Und ich war auch bereit und im Begriff zu gehen an diesem nächsten Sonntag, als eine Frau aus dem Dorfe mir begegnete und mich fragte, wohin des Weges. „Ins Armenhaus zum Abendmahl," sagte ich.

„Ob das wohl angebracht sein möchte?" fragte sie zögernd. „Gerad' als ich vorbeiging, war da ein wüster Lärm, als ob sie einander umbringen wollten, und der Ortsdiener ist geholt, um Ruhe zu stiften."

Sicherheitshalber ging ich beim Ortsdiener vor, um ihn zuvor zu hören. Er lachte. „Da gehen Sie man lieber nicht hin! Da ist Mord und Totschlag, der N. ist zurückgekommen" (der Mann jener Frau mit den zwei Kindern), „und natürlich stierbetrunken, und nun will er alle aus dem Fenster werfen, und wenn Sie kämen, wollt' er Ihnen die Knochen im Leibe zerschlagen; er wollt' kein Abendmahl und seine Frau sollt' auch keins haben. Aber beizukommen ist ihm nicht. Er muß sich erst müde toben, dann kommt er ins Spritzenhaus."

Ich zog es vor, diesmal von einer Kommunionsfeier abzusehen. — Acht Tage nachher vollzog sie sich in aller Stille und Ordnung. Aber die Männer fehlten wieder. — Der Strolch war in die Weite gezogen.

Da ich beim Ortsdiener und beim heiligen Abendmahl bin, will ich auch einen Moment bei ihm verweilen. Der eigentliche Ortsdiener ist ein gebrechlicher Mann von siebenundsechzig Jahren, der, schwer erkrankt, von seinem Sohn vertreten wird. Neulich gehe ich an seinem Hause vorbei. Der Sohn steht vor der Thür. „Nun, wie geht's mit Vater?" frage ich.

„Ach, schlecht! Aber gehen Sie man nicht hinein; er will Ihnen nicht sehen."

„Nun?" frage ich erstaunt, „was habe ich dem denn zu Leid gethan? Wir waren doch immer gute Freunde?"

„Ja, wenn er stirbt, sollen Sie auch nicht mitgehen! Sie haben ihm Ostern auf dem Bett das heilige Abendmahl gegeben, und dabei haben Sie in der Beichte gesagt, er wär' ein armer, elender, sündiger Mensch! Das hat er nicht vertragen können und nachher eine ganze Stunde geweint; und nun will er nichts von Ihnen wissen." Ich bat ihn, er möchte seinem Vater die Geschichte von dem Schneider erzählen, der sich auch an diesem Ausdruck stieß und behauptete, er könne das als ehrliebender Mensch doch nicht von sich selbst sagen, und dem die Antwort wurde: „Das ist auch nicht nötig; sagen Sie nur getrost statt dessen: „ich hochmütiger Schneider!" — Jetzt war er Witwer, und trank allein. Früher hatte er es mit seiner Frau zusammen gethan. Da saßen sie eines Tages einträchtig beisammen beim Mittagessen, beide nicht nüchtern, und vor ihnen stand die Schüssel mit Pellkartoffeln und eine andere mit Stippe. Und jedesmal, wenn sie die Kartoffel mit unsicherer Hand eintauchen wollten, stippten sie vorbei auf den Tisch, und dann sahen sie sich verwundert und stumm an mit verglasten Augen. —

Es war am Charfreitag. An einer Straßenecke standen vier junge Burschen zwischen sechzehn und siebenzehn Jahren. Ich sprach im Vorbeigehen, ohne auf sie zu achten, mit meiner Frau. „Die grüßen doch nicht!" sagte sie. Ich sah mich um, und [illegible] unter den vieren einen früheren Konfirmanden, der mir besonders lieb gewesen war. Um den that's mir leid, und ich winkte ihn mir heran. Zögernd kam er gegangen. „Hermann," redete ich ihn an, „ich möchte einmal Deine ehrliche Meinung hören: hältst Du mich wirklich für verpflichtet, Euch junge Burschen zuerst zu grüßen?"

Verlegen sah er zu Boden und dann kam's langsam heraus: „Ja — wenn wir da so stehen — und Sie gehen vorbei — dann müßten Sie wohl eigentlich."

Es war also schon System in die Sache gebracht. Die Verdrehung der Begriffe ließ auch darin nichts zu wünschen. Ich stehe sonst sehr freundlich mit meiner Gemeinde. Diesmal endete die kleine Begegnung nicht ganz parlamentarisch. — Nun grüßt er wieder zuerst. Wie lange?

In einer Nachbargemeinde mehrten sich die Fälle von Taufverweigerung. Der sehr wohlwollende und beliebte Pfarrer suchte das eine Haus auf und sprach ruhig mit dem Vater.

„Döpen?" erwiderte er lächelnd, „ja, worum nich! Ick hebbe nix dagegen. Awer ick wull em noch en bitjen töwen laten. Wenn hei so een Johr olt is, denn kann hei alleene henloopen."

Es ist ein entleertes Volk. Jedes Ideal ist ihm untergegangen. Güte, Barmherzigkeit, Dank und Herzensfreundlichkeit sind unbekannte Begriffe geworden. Im Anfang meiner Wirksamkeit hatte ich einen Kochverein für Bedürftige und Kranke ins Leben gerufen. Er ging bald wieder ein, weil die, für deren Erleichterung er bestimmt war, nicht „mit den Putt" gehen, und die, welche helfen sollten, nicht kochen wollten. „Sie haben's nicht verdient," und „Dank hat man doch nicht" — und „die Armenlasten sind groß genug ohne das" — waren die Ausreden auch in schweren Fällen und bei wohlhabenden Leuten. Und als ich einmal zugegen war, wie für einen Kranken ein Gericht Hühnersuppe mit Spargel ankam, nebst Obst und anderem, und sagte: „nun, da können Sie nicht klagen," antwortete die Frau mürrisch: „Ja, ganz schlecht ist's ja nicht!" — Das sind etwas realistische Bildchen, aber sie sind wahr.

Mir ist oft das Wort des Tiberius in dem bekannten Gedicht eingefallen: „Auf diesem Berg von Scherben vermag ein Halbgott keine Frucht zu bauen." Und zum Trost ein anderes:

„Sei wie der Baum, der treibt und blüht,
Der Früchte trägt und Schatten giebt,
Nicht fragt, ob man ihn haßt, noch liebt." —

Es geht doch alles seinen Gang, mit und ohne uns, und über uns weg.

Vorbei.

Wie lang' ist's her! —
In milder, sonniger Frühlingsluft,
Leis atmend des Fliederbaums Blütenduft,
Lehnt' ich am Fenster und schaute umher,
„Ich harrte sein!"
Und — o Glück — er kam! —
Doch wieder einsam stand ich nachher,
Und blickte selig zum Sternenheer,
Es blinkte und flüsterte wonnesam:
„Er denket Dein!" —

Die Zeit ging hin! —
Heut zwitschern die Vögel im Fliederbaum,
Das Blühen und Duften merke ich kaum,
Doch zieht mir's träumend durch den Sinn:
„Es ist ja Mai!“ —
Wo weilest Du?
Du Einziger, den mir der Lenz geschickt,
Der mich beseligt, den ich beglückt? —
Mein Herz träumt still von Todesruh! —
„Alles vorbei!“ —

Aida.

Wandlung.*)

Ein Seelenbild von G. v. L.

Oft hört man den Ausspruch, daß ein gegebener Charakter unwandelbar bleibe und sich unbedingt in der Richtung dieser Anlage entwickeln müsse. Ein dem Leben entnommener Fall bietet mir Gelegenheit zu einer Erörterung der Frage. Das Thatsächliche hat mir die Frau, die in der Mitte der Ereignisse steht, selbst bekannt und mir so wieder einmal gezeigt, wie die sittliche Einsicht auch in einem umdunkelten Bewußtsein auftauchen kann, die Wendung zum Religiösen vorbereitet und dann zur Buße und zu innerer Versöhnung mit Gott führt.

Die Thatsachen selbst sind folgende:

Ein Erstlingskind, ein Mädchen, ist von den beglückten Eltern mit um so größerem Entzücken begrüßt worden, als die Ehe drei Jahre unfruchtbar geblieben war. Bald war die Kleine Herr im Hause, und Vater und Mutter überboten sich, sie zu verwöhnen. Selbst unvernünftige Wünsche wurden erfüllt, denn seit das Kind wegen eines abgeschlagenen Verlangens einen Krampfanfall bekommen hatte, wagten die Eltern keinen Widerspruch mehr. So gewöhnte es sich, seinen Willen als maßgebend anzusehen, und lernte es nicht, sich irgendwie zu beherrschen. Die günstige Vermögenslage änderte sich plötzlich, und kurz darauf starben beide Eltern rasch nacheinander. Ein Verwandter nahm sich des siebenjährigen Kindes an und brachte es in seine Familie. Bald merkte es den Unterschied. Der Ernst der neuen Erzieher mußte sich dem launischen, ichsüchtigen Kinde gegenüber zur Strenge verschärfen. Hatte Clara früher, weil ihr kein Hindernis entgegentrat, keine Leidenschaftlichkeit gezeigt, so trat diese, als dem Mädchen Schranken gezogen waren, plötzlich hervor; ihre Zornausbrüche steigerten sich bis zu krankhafter Wut, und erst unter dem Einfluß des eisernen Willens ihres Ziehvaters dämpfte sich der äußere Affekt zu innerem Groll ab. Der Gegenstand desselben waren die Eltern, aber gegen sie ließ sich nichts machen. Das Töchterchen des Hauses, ein Jahr jünger als das Ziehkind, war ein sanftes, nachgiebiges Geschöpf, das die Liebe der Eltern in hohem Grade besaß. Natürlich konnte es an Beweisen derselben nicht fehlen, die auch Clara als solche begriff. Es entwickelte sich in ihr brennender Neid, der zuletzt in Haß umschlug. Wo sie nur Gelegenheit fand, quälte sie die Kleine, die sich alles geduldig gefallen ließ und trotz allem an ihrer mürrischen Genossin hing wie eine Klette. Diese leidenschaftliche Zuneigung bildete nun ein neues Motiv der Charakterentwicklung Claras. Weil sie selbst sich gegen jedes äußere Hemmnis wenigstens innerlich aufbäumte, begriff sie diese Sanftmut nicht. So bildete sich neben dem Hasse und dem Neide auf die Liebe der Eltern etwas wie Verachtung dieser „Schwäche“ aus. Je mehr sie sich darüber erhaben dünkte, desto mehr begannen allmählich die anderen wilderen Gefühle zu weichen; die unbedingte Hingabe schmeichelte auch der Ichsucht, und so schwächte sich diese Verachtung ab in eine Art hochmütigen Mitleids. Zuletzt war Clara an die Bewunderung und Liebe der Genossin so gewöhnt, daß ihr im tiefsten Wesen nur ichsüchtiges Gefühl wenigstens äußerlich ein wärmeres Gepräge erhielt. So wurden die Mädchen nebeneinander groß, und das Verhältnis zwischen ihnen konnte um so leichter das gleiche bleiben, als Clara durch Schönheit und Begabung glänzte, und ihre Eitelkeit somit durch die einfache wenn auch freundliche Erscheinung der Ziehschwester nicht verletzt wurde.

In diese Stimmung befriedigter Herrschsucht und erhöhten Selbstgefühls trat wieder von außen ein natürliches, aber doch unerwartetes Ereignis. Ein junger Gelehrter wurde in die Familie eingeführt und fühlte bald Liebe für die Tochter des Hauses, so wie diese für ihn. Mit Widerwillen beobachtete er, daß sich sein Mädchen so demütig dem Eigenwillen Claras unterwarf, und er wandte alles an, diese Fesseln zu sprengen.

Clara bemerkte es, und nun begann sich in ihr eine seltsame Wandlung zu vollziehen. Unklar empfand sie die langsam sich offenbarende Liebe des Bewerbers als einen Eingriff in ihre Rechte, und sie wollte sich die Herrschaft über diese Seele nicht entringen lassen. In diesem geheimen Kampfe unter dem Einfluß der Eifersucht wurde die Neigung zu der Ziehschwester eine andere und gewann plötzlich eine leidenschaftliche Färbung. Sie konnte die Vorstellung nicht fassen, daß Marie nun bald einem anderen ganz gehören sollte. Durch ihren wachsenden Groll ließ sie sich nun so weit hinreißen, daß sie durch ein geheimes Ränkespiel den Liebesbund zerriß. Ihr unglückliches Opfer, im Glauben betrogen worden zu sein, verfiel in schwere Krankheit. Clara pflegte sie Tag und Nacht; dunkel erwachte das Bewußtsein einer schweren Verschuldung, aber trotzig wehrte sie sich, ihr klar ins Auge zu sehen, trotzdem ein noch ungekanntes Gefühl, Mitleid, in ihr aufstieg. Da, in einer Nacht, als sie allein bei der Kranken wachte, fiel ihr ein Buch in die Hände, und sie las, als sie darin beim Licht der Nachtlampe blätterte, eine kleine Erzählung. Da kam ihr plötzlich der Gedanke, an den Verfasser zu schreiben und ihn um Rat zu fragen. Sie schilderte in fliegender Eile, was vorgegangen war, und bat, ohne ihren Namen zu nennen, um einen Ratschlag. Zwei Tage später war der Brief unter den angegebenen Buchstaben in ihrer Hand: „Hier giebt es nur ein Mittel: ein volles Bekenntnis der eigenen Schuld.“ Darin gipfelten die Ausführungen. Und wieder in einer Nacht, die der Kranken die Krisis brachte, gewann sie die Kraft, sich selbst anzuklagen. Tiefe Reue stieg in ihr empor und die Sehnsucht, zu büßen und so zur Einheit mit sich zu gelangen. Den nächsten Morgen beichtete sie dem jungen Gelehrten unter heißen Thränen ihre Schuld; mit ihm, der ihr verzieh, ging sie zu den Eltern und legte auch ihnen das Bekenntnis ab. Marie genas und wurde glücklich. In Clara aber vollzog sich, nachdem sie mit dem Ratgeber noch einmal gesprochen hatte, die Wendung zur innerlichen Religion und zum Bruch mit der Ichsucht, die bis dahin ihr ganzes Leben bestimmt hatte.

*) Aus einem noch unvollendeten Werke: „Seelenbilder“. Beiträge und Winke zur Selbsterziehung.

Entkleiden wir nun diese Thatsachen, um zum Kerne zu gelangen, so ergiebt sich folgender Verlauf des Seelenlebens: Ohne Verständnis von seiten des Kindes, hauptsächlich durch die Thorheit der Eltern, wird in ihm zuerst die natürliche Ichsucht großgezogen und mit ihr der Eigenwille. Die Liebe, die es genießt, erscheint ihm als selbstverständlich. Da seine Wünsche erfüllt werden, lernt es zunächst nicht den Widerstand der Außenwelt kennen und muß seinen Willen für maßgebend halten, wenn es auch noch nicht zu denken gelernt hat. Es ahnt nicht einmal die Möglichkeit der Hingabe, der Beschränkung der Ichsucht. So geartet tritt es nun in eine neue Umgebung und muß naturnotwendig von ihr die gleiche Behandlung erwarten. Aber es zeigt sich nun die neue Lage als eine vollkommen verschiedene: fremder Wille fordert Gehorsam, Liebe soll verdient werden. Ein fügsameres, besser erzogenes Kind würde sich leicht gefügt haben, dieses aber mußte das Verfahren der neuen Erzieher als Hemmung des Ichs empfinden und, unreif zu sittlichem Urteil, sein Wollen als das berechtigte, jenes der anderen als Unrecht betrachten. In so frühem Lebensalter ist das unklare Gefühl alles; noch fehlen von der Einsicht aufgestellte Beweggründe, die alle aus einem bestimmten sittlichen Grundsatze hervorgehen. Unklare Empfindungen, dunkle Gefühle, Leidenschaften und plötzliche Affekte sind der Boden, aus dem Wollen und Handeln sich so weit entwickeln, als kein äußerer Zwang sie hemmt.

Das Bewußtsein des Zwanges, verbunden mit der Erinnerung an die einstige Freiheit, an die Leichtigkeit, mit der früher die ichsüchtigen Vorstellungen sich innerlich vollzogen und von außen gefördert wurden, dieses Bewußtsein muß die Ausbrüche der Leidenschaftlichkeit hindern, aber zugleich den Groll nähren. Er steigt, weil in dem anderen geliebteren und liebenswürdigeren Kinde der Gegenstand für vergleichende Vorstellungen stetig gegeben ist. Die Ichsucht verhindert jedoch — abgesehen von der Unreife des kindlichen Geistes — die Einsicht in die Gründe der verschiedenen Behandlung: lebendig und stets im Bewußtsein ist nur die *eine* Vorstellung: ich bin nicht so geliebt wie jene. Sie läßt immer von neuem den Groll aus, der in kindlich boshafter Weise sich äußert. Aber nun wird das Gefühl wieder zwiespältig: denn das Opfer liebt die Peinigerin. So wird einerseits die Ichsucht in Form unklaren Neidgefühls aufgestachelt, andererseits jedoch geschmeichelt; aber dieser Charakter in seinem Trotz versteht das Wesen der Hingabe nicht und kann davor keine Achtung fühlen. So gesellt sich zu den übrigen Gefühlen noch die hochmütige Verachtung. Nach den Gesetzen des Seelenlebens hat im Geiste in je *einem* bestimmten Augenblick nur *eine* Vorstellung, oder *ein* an eine solche geknüpftes Gefühl Raum; mehrere können sich im Bewußtsein nicht vermischen, sondern es kann nur eine nach der anderen, eins nach dem anderen auftauchen, was aber so schnell, in so unmeßbaren Zeiträumen geschieht, daß, wenn die zweite Vorstellung aus dem Unbewußten sich mit Hilfe äußerer Anlässe emporgearbeitet hat, noch die vorhergehende, schon versunkene im Bewußtsein nachklingt, und so eine Mischung entstehen kann. Je nach den äußeren Vorfällen tauchten so im vorliegenden Fall Neid, Hochmut, das Gefühl geschmeichelter Eitelkeit auf — alle wieder nur Zweige aus der einen Wurzel, der Ichsucht — und was im Augenblick das Bewußtsein oder auch nur die allgemeine Stimmung beherrschte, gab den Beweggrund für Wollen und Handeln her. Aber auch diesen beiden mußte jede [illegible] und Klarheit fehlen, weil keines der Motive unbedingt die Herrschaft behaupten konnte, und alle mehr oder minder stark von den äußeren Vorgängen abhängig waren.

Wir sehen zunächst, daß in einem solchen Falle der Ablauf aller Vorstellungen und Gefühle, die zum Wollen und Handeln führen, sich mit Notwendigkeit vollzieht, und somit in beiden keine Freiheit vorhanden sein kann. Andererseits fehlt in beiden die Festigkeit, denn die Beweggründe wechseln; dann aber sind beide stetig mit der Ichsucht verbunden, und es ist, wie kein freies, so auch kein sittliches Thun möglich.

Aber auch die Abschwächung der ursprünglichen Gefühle geht nicht aus einem sittlichen Grundsatz hervor. Die Bewunderung und Anhänglichkeit vermehren das Ichgefühl; aus den durch sie angeregten Vorstellungen ergiebt sich stetig der Kitzel der Eitelkeit, eine Erhöhung des allgemeinen Lebensgefühls. Trotzdem liegt darin schon eine leise Änderung: ein anderes Wesen wird Bedürfnis; Herrscherbewußtsein und Hingabe — das gleiche von zwei verschiedenen Seiten betrachtet — knüpfen das Band enger. Plötzlich tritt die Vorstellung des Verlustes in das Bewußtsein und trifft zunächst das Ichgefühl, und in dem sich entspinnenden Kampfe gewinnt der Preis an Wert. Noch immer beherrscht Ichsucht alle Gefühlsäußerungen; den gewohnten Vorstellungen gegenüber ringen sich andere empor: die des Verlustes jener Hingebung, jener demutvollen Bewunderung und Sanftheit, die das Ichgefühl erhöhten. Jeder Kampf von sich gegenseitig ausschließenden Vorstellungen erzeugt Unsicherheit und Erregtheit und bereitet unter Umständen den Losbruch eines Affektes vor. Jenes Wollen, das dem ichsüchtigen Wunsche entspricht, wird als das berechtigte erscheinen; selbst wenn in einzelnen Augenblicken die dunkle Ahnung eines Unrechts sich ins Bewußtsein drängen will, hat sie nicht die Kraft, sich zu behaupten, weil die Ichsucht die entgegengesetzte Vorstellung unterstützt.

So findet dann in irgend einem günstigen Augenblick der Ausbruch statt: unter dem Zwange des Leidenschaftslebens wird die Übelthat vollzogen, und tritt wieder als *notwendige* Folge des Ablaufs der Vorstellungen und Begehrungen in die Wirklichkeit ein, der Sieg ist errungen, das Ichgefühl schnellt hoch empor.

Aber nun entwickeln sich die Folgen der That; in unserem Fall tritt die schwere Erkrankung des betrogenen Mädchens ein und damit ist, wieder von außenher erzeugt, ein neuer Zwiespalt in die Seele geworfen: wohl ist der Sieg erstritten, aber die Vorstellung, daß der Kampf doch vergeblich gewesen sei, erstarkt. Dazu kommt das Bewußtsein der Lüge. Die Lüge erzeugt immer in uns einen Zwiespalt, weil neben ihr die Vorstellung des Wahren unzerstörbar bestehen bleibt; taucht sie auch zuweilen unter, sie drängt sich immer wieder empor und gebiert in uns das, wenn auch oft nur dumpfe Gefühl, unrecht gehandelt zu haben.

Aus diesem inneren Zwiespalt, der in unserem Falle durch den Anblick der verursachten Leiden stetig vermehrt werden mußte, ergiebt sich nun das Gefühl der Reue, der Verschuldung, das sich nun mit größerer oder geringerer Macht zerstörend gegen die ichsüchtigen Vorstellungen wenden muß. Schuldgefühl und Reue können nicht neben der Selbstsucht bestehen, sie nicht neben jenen. Beide sind eben nur dann möglich, wenn jeder Versuch, das Geschehene zu verschleiern und zu entschuldigen, von der erwachenden sittlichen

Einsicht verworfen wird und das Ich in seiner ganzen Schuld vor dem inneren Richter dasteht.

Je klarer das Schuldbewußtsein wird, je tiefer und inniger die Reue, desto schwerer lastet auf der Seele die Bürde des Leides, desto stärker wird die Sehnsucht nach Versöhnung. In diesem Zustande werden nun das durch die Schuld wieder geklärte sittliche und zugleich das religiöse Gefühl lebendig und beide fordern Sühne. Das erstere wird zum Teil befriedigt, wenn die schlimmen Folgen der That beseitigt werden, aber mögen auch diejenigen vergeben, die um des Schuldigen willen leiden mußten, in seinem eigenen Bewußtsein bleibt die Schuld dennoch lebendig und ist durch die Selbstdemütigung, die mit dem Auslöschen ihrer äußeren Folgen verknüpft sein kann, nicht beseitigt. Die volle Versöhnung kann nur innerhalb des religiösen Gefühls stattfinden.

Indem sich vor das schuldbewußte, reuige Ich das Sittengesetz in seiner ganzen ernsten Strenge hinstellt und aus den Tiefen des Geistes die Einsicht sich losringt, daß nur Übereinstimmung mit diesem Gesetze von den Fesseln des Leidenschaftslebens befreien könne, bezieht diese Erkenntnis die sittliche Satzung zugleich auf die im Menschengeiste thätige Urmacht auf Gott, als auf den Urheber und Erhalter der ethischen Weltordnung.

Bei der weiteren Entwicklung des Gottgedankens ist nun nicht die Einsicht, Vernunft, allein thätig, sondern auch das Gefühl — kurz: der ganze geistige Mensch, wie er bald fühlend, dann denkend, wollend und handelnd sich bethätigt. Im religiösen Gefühl eingeschlossen wirkt das Denken; im Denken zittert das Gefühl nach; beide vereint bestimmen das Wollen und entbinden die That.

Die sittliche Einsicht lehrt erkennen, daß jedes selbstsüchtige Thun, jeder Willensakt, der aus dem Leidenschaftsleben hervorgeht, das Ich mit Gott entzweie; daß die Hingabe an die sinnlichen Regungen, an die Ichsucht gottwidrig, deren Beherrschung gottgemäß sei. Die Hingabe an Gott giebt dem ganzen Menschen, seiner Erkenntnis, seinem Fühlen und Wollen einen unverrückbaren Mittelpunkt, der in allen Stürmen des Lebens, in allem Wechsel der Erscheinungen beharrt, sie giebt ihm eine Kraftfülle, wie sie kein anderer Gedanke zu bieten vermag; befreit ihn von dem Naturzwang, der im ichsüchtigen Luststreben eingeschlossen ist. Durch diese Wirkungen geleitet, vermag die Intelligenz des Menschen, zugleich unterstützt vom Gefühl, auf das Wesen der Urmacht zu schließen: daß sich das Ich durch Gott mächtig weiß im Kampf gegen das Böse in und außer sich; sich geheiligt fühlt und geadelt, muß es die innerlich erfahrenen Wirkungen als Ausflüsse des Gottwesen, den eignen Geist als ein mit Gott Verwandtes erfassen. Da es auch, genötigt durch die Betrachtung der äußeren und inneren Welt, ihm ewiges Sein als Eigenschaft zuschreiben muß, schließt es auf sich selbst zurück, und im Gefühl zuerst, dann im Denken, entwickeln sich Ahnung und Gewißheit der Unsterblichkeit.

Die Fülle der aus der Einheit mit Gott fließenden Gaben erweckt demutsvollen Dank und das Gefühl unbegrenzter Liebe. Da uns jedoch Denken und Fühlen zwingen, anzuerkennen, daß in jedem Menschen — auch in dem Gottentfremdeten — die allumfassende Urmacht thätig sei, oder thätig werden könne, so geht aus der Liebe zu Gott die Liebe zu dem Nächsten, zu Freund und Feind, als unabweisbar hervor. Wie wir Gott unser Ich opfern, so müssen wir auch den Menschen gegenüber nach Kräften uns bemühen selbstlos zu sein, um nicht die Gotteskindschaft zu verlieren.

In der Einheit mit Ihm gelangen wir zur Freiheit und zum Glücksgefühl; in diesem aber erst handeln wir sittlich im höchsten Sinne des Wortes.

So baut sich das System der Sittlichkeit auf und Gott ist dessen Grund und Krönung zugleich.

Fahr' wohl.

Des Herzens Sehnsucht stand nach Dir
Durch Mond um Mond, durch Jahr um Jahre.
Nichts blieb von Glück, von Hoffnung mir,
Verdrossen in die Welt ich fahre!

Wie schön bist Du! — Als ich Dich schaut',
Stand still mein Herz, mein Atem stockte,
Dein Wort mich wie Sirenenlaut
In Deine Näh' verderblich lockte!

In Deiner Näh' — mein Blut wallt heiß,
Zu meinem Herzen schoß es schnelle
Du aber gleichst dem Gletschereis,
Der Winternacht in Sternenhelle!

Des Herzens Sehnsucht stand nach Dir
Durch Tag um Tag, durch Stund' um Stunde.
Ich schalt mich toll, ich schalt mich irr,
Und doch zog's mich zu Deinem Munde.

Dahin der Stolz! Der Trotz! Die Kraft —
Tief klafft von Deiner Hand die Wunde!
Halt an! Bin ich denn ganz erschlafft,
Verblieb der Scham mir nichts zur Stunde?

Fahr' wohl! Du bist an List so reich!
Eh' ich ein Spielball Deinen Händen,
Dem wundgeschoss'nem Hirsche gleich
Mag ich im Dickicht fern verenden!

Fritz Meitzen.

Vermischte Anzeigen.

Meine Bekehrung. Von Baronin Elisabeth von Grotthuß. (Augsburg. 1893, B. Schmidscher Verlag.)

Es ist keineswegs unsere Art, der Richtung wegen eine Schrift zu verdammen, in der uns aufrichtige Überzeugung und tiefes seelisches Empfinden entgegentritt und wir werden diese überall anerkennen, wo wir sie vorfinden. So möchten wir auch gern obiger Geschichte der Konversion einer protestantischen Dame zum Katholizismus einige lobende Worte spenden. Jedoch ist es uns leider aus anderen Gründen nicht möglich, sie empfehlend einzuführen.

Abgesehen von den stilistischen Unebenheiten, die in dem Schriftchen allzuhäufig einen störenden Eindruck machen, verleiden dessen Lektüre auch die umfangreichen Bemerkungen über nebensächliche persönliche Leiden der Verfasserin, wie z. B. die Klage über ihre Augenkrankheit fast den dritten Teil der Erzählung bildet. Ferner vermindern die fortwährenden Beweise hysterischer Hyperästhesie in demselben seinen Wert. Von den Beiträgen zur Geschichte der Autosuggestionen, welche die Konvertitin wiederholt unfreiwillig

liefert, wollen wir nicht weiter sprechen. Jedoch glauben wir noch hervorheben zu müssen, daß die Polemik gegen Andersgläubige, welcher sich die Verfasserin ergiebt, besser beschränkt oder in eine andere Form gebracht worden wäre. Im allgemeinen dürften wir wohl Beistimmung finden, wenn wir glauben, daß ihre Darstellung nicht nur keinen Anlaß zu neuen Konversionen bieten, sondern auch von einsichtsvollen Katholiken mit Befremden aufgenommen werden wird.

Th—ss—n.

Leben und Lehre Buddhas, des indischen Heilandes, 600 Jahre vor Christo. Von Dr. Adolf Brodbeck. (Zürich 1893, Verlags-Magazin.)

Der bekannte Apostel des „Idealismus", der nunmehr nach einer Rede auf dem „Religionsparlament", in Chicago auch unter die Religionsstifter gegangen ist und eine neue moderne Kirche zu gründen versuchte, die an Wert den übrigen krankhaften derartigen Auswüchsen unserer Zeit gleichkommt, sucht in vorliegender Schrift, „nach den gründlichen Forschungen der ersten Autoritäten", das Leben und die Lehre Gautamas und deren Übereinstimmung mit dem Leben und der Lehre Christi „ehrlichen Leuten zum Nachdenken vorzulegen".

Leider unterließ es der Autor, uns auch nur eine dieser ersten Autoritäten, denen er gefolgt ist, zu nennen, und dies muß um so mehr befremden, als er die gewagtesten Behauptungen aufstellt, die unseres Erachtens nach die meisten Fachmänner nicht billigen würden.

Nach langatmigen Phrasen über die wahre Religion, deren Definition er uns schuldig bleibt, und antisemitischen Erörterungen kommt er endlich auf pag. 8 seiner 19 Seiten umfassenden Schrift, „zur Sache". Ohne Ordnung und Zusammenhang werden dann einige Parallelen im Leben und der Lehre der beiden großen Religionsstifter vorgelegt. Dieselben sind aber seiner Anschauung nach nicht etwa dadurch zu erklären — diese neueste Auffassung scheint ihm noch nicht bekannt geworden zu sein — daß Christus selbst in Indien weilte, wie aus dem neuesten Funde in einem tibetanischen Kloster hervorzugehen scheint, oder auf die Übereinstimmung der essäischen mit der buddhistischen Lehre, auf die Bemühungen buddhistischer Missionare — Hypothesen, deren Wert ja bereits hinreichend erörtert wurde, und die dem Autor nicht unbekannt sind, sondern dieser ist „im ganzen geneigt, diesen ungeheuerlichsten, weltgeschichtlichen Betrug hauptsächlich den Juden in die Schuhe zu schieben, da diese ja sogar die Gottheit zum Lügner und Betrüger machen wollen beim Auszug aus Ägypten." Wir müssen gestehen, daß wir, da Brodbeck behauptet, auch alle Einrichtungen der christlichen Kirche seien von den Buddhisten gestohlen, und von einem 1800 Jahre lang im Vatikan gehüteten Geheimnis von dem wahren Ursprung der christlichen Religion spricht, „im ganzen geneigt" sind, ihm allen wissenschaftlichen Ernst abzusprechen. Es fehlt ihm aber auch der moralische, sonst könnte er unmöglich das christliche Moralprinzip als das faulste von allen erklären.

Th—ss—n.

Die Erbinnen. Roman von Bianca Bobertag. (Leipzig 1894, Verlag von Carl Reißner.)

Zwei Haupthandlungen laufen parallel nebeneinander her: Leonie v. Berghoff erringt endlich ihren bürgerlichen, berühmten Arzt, und Andrea, die kleine Telegraphistin und spätere Frau Professorin, verliert gelegentlich einer pompejanischen Ausgrabung, die der durch seine etruskischen Studien halbverrückte Professor Ehrhart eigenhändig veranstaltet, durch die stürzenden Trümmer glücklich ihren Mann, um nun ihr bedeutendes Talent durch Ablegung des medizinischen Staatsexamens zu erproben und als erste, praktische Ärztin in Deutschland zu wirken. Beide Resultate wären nicht möglich ohne viel Geld, und da alle Beteiligten — denn auch drei lebensfrohe Geschwister Leonies wollen unter die Haube bezw. unter den Pantoffel kommen — arm sind wie die Kirchenmäuse, so muß es ein deus ex machina hergeben. Dieser ist ein junger Maler — wir lernen ihn anfangs in Italien genauer kennen — der außer dem Vorzuge, über 750 000 Mark zu verfügen, auch noch den besitzt, todkrank — lungenschwindsüchtig — zu sein. Er vermacht der hoffnungslos geliebten Leonie den ganzen Mammon, und diese teilt christlich weiter. Eigentlich sollte Maler Halm das Geld zur Stiftung eines Sanatoriums hergeben, seine ordenshungrige Großtante will es wenigstens, aber er, der Priester der Schönheit und Anhänger der Nietzscheschen Herrenmoral, „die da lehrt, Tausende von Kranken und Elenden zu opfern, um ein herrliches blühendes Menschenkind zu beglücken", besinnt sich noch rechtzeitig und handelt lieber im Sinne seines philosophischen Götzen. — Das Buch ragt in nichts über den Durchschnitts-Konventionalismus hinaus, aber es ist für Durchschnittsleser spannend geschrieben.

R. K.

Ein hervorragendes Werk ist Wilhelm Jensens neue Veröffentlichung **„Heimkunft"**, Roman in zwei Bänden. (Leipzig 1894, Verlag von Carl Reißner.)

Theodor Storm und Wilhelm Jensen sind die beiden bedeutendsten Vertreter des neueren holsteinischen Schrifttums. Das tiefere Heimatgefühl zeichnet Storm aus, der auch sein ganzes Leben, von einem durch politische Verhältnisse ihm aufgezwungenen Aufenthalt in Preußen abgesehen, in seinem engeren Vaterlande zugebracht hat. Die Heimat ist ihm die Welt, nur in ganz seltenen Fällen hat er versucht, jenseits ihrer Grenzen ein fremdes Stück Wirklichkeit zu sehen und zu schildern. Wilhelm Jensen ist jünger und in gewissem Sinne moderner; die neue Zeit mit ihrer Tendenz, Stammes- und nationale Unterschiede zu verwischen und mehr und mehr das Denken und Fühlen der Menschen gleichzumachen, hat auch seine heimatliche Eigenart abgeschwächt. Er lebt schon seit Jahren in München; diese äußerliche Entfremdung von der Heimat weist auf eine innerliche hin. Gewiß sind die Eindrücke von Daheim in Jensen frisch und lebendig geblieben, aber sie füllen nicht ausschließlich seine Seele, und er ist weit davon entfernt, sich auf ihre Wiedergabe beschränken zu wollen. Der Horizont seines Schaffens ist so weiter und umspannt ein größeres Stoffgebiet als bei Storm; aber ihm fehlt dafür des älteren Meisters tiefe Vertrautheit mit den Dingen, die selbst im kleinen Wassertropfen die Unendlichkeit und die Welt zu entdecken weiß. Außerdem will es mir scheinen, als ob Jensen vielfach gerade dort sein Bestes gegeben hat, wo er mit der Schilderung heimatlicher Natur und heimatlicher Menschen sich begnügte; vielleicht, daß auch er in der Beschränkung den vollen Kranz der Meisterschaft hätte erlangen können?! Der große dichterische Wert seines vorliegenden neuen Romans beruht jedenfalls auf der Schilderung der holsteinischen Heimat. Jan Harring, der Held des Buches, ist einst in den australischen Busch gegangen, er hat dort mancherlei erlebt und kehrt endlich nach jahrelanger Arbeit als ein bescheiden reicher Mann nach Hause zurück, vom Heimweh getrieben. Im ersten Bande schildert der Dichter Jan Harrings Aufnahme und Erlebnisse in seiner kleinen Vaterstadt; auf eine Zeit feiger Verleugnung von seiten aller

früheren Freunde und Bekannten (der Heimgekommene sieht äußerlich ziemlich verlumpt aus!) folgt eine Zeit begeisterter Freundschaft und klettenhafter Anhänglichkeit, da die Kunde von seinem Reichtum sich verbreitet. Jan Harring, der sich im australischen Busch trotz tiefer und schmerzlicher Erfahrungen eine gewisse Naivetät und Lebensdummheit bewahrt hat, bleibt ziemlich lange blind; erst infolge eines unglücklichen Liebesabenteuers mit einer Honoratiorentochter gehen ihm die Augen auf, und er erkennt das wurmhaft niedrige Denken seiner engeren Heimatgenossen. Dieser erste Band ist der bei weitem schwächere Teil des Romans. Obgleich die kleinstädtischen Verhältnisse und Menschen vom Dichter gut gesehen und mit scharfer, treffsicherer Satire geschildert werden, sind Darstellung und Charakteristik doch von einer gewissen Oberflächlichkeit nicht freizusprechen. Auch Wilhelm Jensen hat die große Gefahr der Vielschreiberei, in der schon so manches schöne Talent umgekommen ist, nicht ganz vermieden. Dagegen ist er Dichter, nur Dichter im zweiten Bande seines Romans. Jan Harring verläßt enttäuscht und mißmutig seine Vaterstadt und siedelt nach den friesischen Inseln über, um Gesundung seiner kranken Seele zu suchen. Und hier, angesichts der ewigen Schönheit des Meeres und im Verkehr mit einfachen, natürlichen Menschen, findet er seine wahre Heimat wieder, jene Heimat, nach der er sich in der Fremde gesehnt hat. Die Naturschilderungen des zweiten Bandes sind mit ihrer symbolischen Vertiefung von großer Schönheit und packender Gewalt; sie verleihen Jensens Roman trotz der Schwäche des ersten Teils einen bleibenden Wert.

Eine gute Dorfgeschichte bietet Martha Renate Fischer mit ihrem Bauernroman **„Die Aufrichtigen“**. (Stuttgart 1894, Verlag von Adolf Bonz und Comp.)

Die Dichterin hat über den Eingang zu der Welt, die sie schildert, den Spruch geschrieben: „Der Herr läßt es den Aufrichtigen gelingen.“ Aber er läßt es ihnen nicht ohne Kampf gelingen, auf daß sie kämpfend ihre Aufrichtigkeit erproben und stärken; erst am Ende eines langen Dornenweges leuchtet das hohe Ziel der Erfüllung und des Glückes. Das Wandern auf dem Dornenwege schildert uns Martha Renate Fischer in ihrem neuen Roman. Zwei Kinder sind die Wanderer; das kleine Mariannchen, das infolge eines Falles von Mutters Schoß verkrüppelt geblieben ist und einen „Verdruß“, wie die Leute sagen, auf dem Rücken hat, und der lustige Konrad, ein wilder und gesunder Junge, der aber doch seine verwachsene Spielgefährtin aufrichtig lieb hat. Die junge, knospende Liebe der beiden ist von der Verfasserin mit bewunderungswürdig feiner Kunst wiedergegeben. Das ist nicht die hergebrachte Dummejungensliebe, über die wir lachen, weil wir in ihr eine Parodie auf das Hangen und Bangen unseres zwanzigjährigen Herzens erkennen; das ist hier schon in der Kindesseele die ganze Liebe, aus Süße und Bitterkeit gemischt und nur sich des Namens noch nicht bewußt. Von ergreifender Wahrheit ist die Scene, da Konrad dem Mariannchen, das er doch lieb hat, sein Gebrechen vorhält; es wandelt ihn die Lust an, die auch wir Großen kennen, einmal das, was er liebt, zu quälen, so recht, recht grausam zu quälen. Dann aber kommt die Scham über ihn, in ihrem Gefolge die Reue und uneingestanden auch die Furcht vor der drohenden Strafe; verzweifelt läuft er davon und verkriecht sich im Walde, wo er erst nach tagelangem Suchen aufgefunden wird. Sehr schön und überzeugend schildert die Verfasserin auch die Bekehrung von Mariannchens Mutter, der geldstolzen Bäuerin Beate, die mit ihrem einzigen Kinde hoch hinaus will und es zu hassen beginnt, da sie in seinem Gebrechen ein Hindernis für ihre großen Pläne erkennt. Sie giebt es schließlich zu einer weisen Dorffrau, einer Art „Engelmacherin“, die arme, verwachsene Kinder einer grausamen Kur unterwirft, und erst, da sie erfährt, daß Mariannchen dort dem Tode nahe ist, erwacht die Mutterliebe in ihr, mit der leidenschaftlichen Gewalt eines lange gefesselten und endlich befreiten Gefühls. Am Ende reichen sich Mariannchen, das trotz seines „Verdrusses“ zu einem zierlich hübschen Mädchen aufgeblüht ist, und Konrad, der aus dem wilden Jungen ein ernster Pastor geworden, zu einem glücklichen Ehebunde die Hand. „Den Aufrichtigen läßt es der Herr gelingen.“ Das Dorfleben, das den Rahmen für die Erzählung abgiebt, ist gut beobachtet und mit treuen Farben geschildert. Martha Renate Fischers Roman gehört zu den wenigen Büchern aus weiblicher Feder, deren Lektüre auch Männern Freude und Genuß gewähren kann.

Fürstenjugend. Erziehungsgeschichte der Hohenzollern von Camilla Krohn. Mit Illustrationen. (Hamburg 1893, Verlag von Ad. Arien.)

Die Verfasserin hat sich die Aufgabe gestellt, das Jugendleben der Hohenzollern, vom Großen Kurfürsten bis zu den jetzigen Kaisersprossen, in einer für die heranwachsende Jugend berechneten Darstellung zu schildern, mit besonderer Betonung des pädagogischen Standpunkts, der im Hohenzollernhause allezeit eine wichtige Rolle gespielt hat. Unterhaltende Geschichtchen und Episoden sollen eine anregende Abwechselung bieten und nach dem Grundsatz: exempla docent auf die jugendlichen Leser warnend oder aufmunternd einwirken. Diese Idee ist nur zu loben; es ist gut, wenn weitern Kreisen die Erkenntnis erschlossen wird, daß auch Fürstenkinder beizeiten auf ihre kommenden ernsten Pflichten hingewiesen werden und häufig strenger, ja spartanischer erzogen werden als manches Muttersöhnchen aus dem wohlhabenden Bürgerstande. Und nach dieser Richtung hin ist ja die Familiengeschichte der Hohenzollern überreich an Beispielen. Man braucht nicht gleich an die extrem-drakonische Erziehung des spätern alten Fritz zu denken, die ja weit über das Ziel hinausschoß; ein glänzendes Beispiel zielbewußter Pädagogik hat der Kaiser Friedrich durch die harmonische Erziehung des jetzigen Kaisers gegeben. Manche wunderhübsche Geschichtchen werden den Lesern aus andern Quellen schon bekannt sein, z. B. das köstliche Rezept, das Kronprinz Friedrich anwandte, um dem wasserscheuen Thronfolger seine Furcht vor den täglichen Waschungen abzugewöhnen: er instruierte den Posten, vor dem Prinzen nicht zu präsentieren, sobald er ungewaschen vorbeikäme, und als sich der Kleine beschwerte, sagte er ernst: „der Soldat hat recht gethan; vor einem ungewaschenen Prinzen braucht ein preußischer Grenadier nicht zu salutieren.“ Diese Rechnung auf das jugendliche Ehrgefühl erreichte denn auch mehr als alle Vorstellungen vermocht hätten. — So weit wäre die Tendenz des Buches und auch die Darstellung anzuerkennen, wenngleich letztere sich häufig eines selbst für jugendliche Leser gar zu kindlichen Stils bedient; aber ein schwerer Vorwurf kann dem Buch nicht erspart werden. Es muß strengstem Tadel begegnen, ja es muß sogar eine gewisse Gereiztheit in manchen Leserkreisen erzeugen, wenn jede kindliche Handlung eines Hohenzollernsprossen, die im Alltagsleben jedes normalen Kindes dutzende Mal vorkommt, als Heldenstückchen oder als Äußerung eines frühreifen Genies

ausposaunt wird. Das widerspricht dem erziehlichen Zweck des Buchs. R. K.

Für die oberen Zehntausend der Sommerfrischler veröffentlicht Theodor Fontane einen Band Reiseskizzen **„Von, vor und nach der Reise“.** (Berlin 1894, Verlag von F. Fontane und Comp.)

Die Entstehungszeit der Skizzen umspannt die Jahre 1873 bis 1892. Es sind Plaudereien und kleine anspruchslose Geschichten, die der Dichter in größeren Zwischenräumen, wohl sich selbst zur Freude und Erholung, niedergeschrieben hat, wenn er mit seiner wintermüden Muse in der Sommerfrische saß. Der Augenblick hat diese Skizzen geboren, aber Fontanes erprobte Erzählerkunst und die Fülle goldener Lebensweisheit, die er in sie hineingeheimnist hat, heben sie weit über den Augenblick hinaus. Fontane bleibt Fontane, mag er nun mit einem großen Romangemälde oder einem kleinen Augenblicksbilde vor uns treten. Überall giebt er sich in voller Ganzheit, eine etwas nüchterne und verstandeskühle, aber in ihrer harmonischen Geschlossenheit ungemein sympathische Persönlichkeit, deren Bann sich auch ein andersgeartetes Empfinden nicht zu entziehen vermag. Sein autobiographischer Roman „Meine Kinderjahre“ lebt noch in frischer Erinnerung; es ist vielleicht sein Meisterwerk, da in dieser Selbstschilderung seine Persönlichkeit frei und zwanglos sich entfalten konnte. Aber auch sein Reisebuch läßt keinen der mannigfachen Vorzüge vermissen, die ihn als Erzähler kennzeichnen und auszeichnen; wir finden die gleiche schmucklose Darstellung, denselben lächelnden Lebensernst, die alte liebenswürdige Satire. Fontane plaudert in seinem Buche über alles mögliche; er teilt einfach belehrend zu Nutz und Frommen seiner Mitmenschen seine Reiseerfahrungen mit, oder er giebt eine ironisch gefärbte Schilderung der modernen Sommerreisenden oder auch er erzählt wie im „Karrenschieber von Grisselsbrunn“ die Lebensgeschichte eines Entgleisten, zu der er unterwegs das Motiv aufgelesen hat. Des Dichters Ideal ist wohl sein Berliner Gymnasiallehrer, der bei Beginn der Ferien seine Wohnung abschließt, mit seiner Ehehälfte ins nächste Hotel übersiedelt (damit sie sich voll als „Fremde“ fühlen!) und nun eine Sommerreise durch — Berlin unternimmt. „Sieh, das Gute liegt so nah!“ Dies Wort dürfte ein Lieblingsspruch Fontanes sein, dessen abgeklärte Lebensweisheit das thörichte Glück der Sehnsucht nicht mehr kennt und das Gute in der Nähe zu finden weiß. In allen Skizzen spricht sich ein überlegener Geist aus, von jener Überlegenheit, die nicht verletzt, weil sie unsere Schwächen nur erkennt, um sie zugleich mit mildem Lächeln zu verzeihen. Fontanes Buch wird in mancher Sommerfrische ein willkommener Gast sein.

Nach fast zwanzigjähriger Pause tritt Adolf Grimminger mit einem neuen Gedichtbande **„Sprossen und Blüten“** hervor. (Stuttgart 1894, Verlag von Bonz und Comp.).

Adolf Grimminger ist Schwabe und seine Muse eine echte, rechte Schwäbin. Einst in des Dichters Erstlingswerk, den Dialektdichtungen „Mei Derhoim,“ trat sie noch im Heimatskostüm auf; dann aber ist sie vornehm geworden und hat sich in Hochdeutsch gekleidet. Doch auch im hochdeutschen Gewande ist sie Schwäbin geblieben; obgleich ihre Sprache ziemlich dialektfrei ist, so schwäbelt sie doch unverkennbar in ihrem Denken und Fühlen. Wenn man Grimmingers Gedichte liest (am besten bei einem Glase Wein, damit man ihre Nüchternheit nicht allzu störend empfindet!), fühlt man sich lebhaft an die Hervorbringungen der schwäbischen Dichterschule erinnert, gegen jene einst Heine die vergifteten Pfeile seines Spottes richtete. Das ist die gleiche Poesie der genügsamen Zufriedenheit, der hausbackenen Lebensweisheit, des beschaulichen Philistertums; aber Poesie trotz allebem! Denn Grimminger ist Dichter, wie auch Gustav Pfizer oder Gustav Schwab einer war; nur versteckt auch er sein Funkchen Talent tief in der Asche des heimatlichen Herdes und bewahrt es sorgsam vor jedem fremden Luftzug, der es etwa zur Flamme entfalten könnte. So sind seine Naturschilderungen nicht ohne Stimmungsgehalt, aber es fehlt ihnen die Größe der lyrischen Anschauung, die das Naturbild zum Symbol für menschliches Erleben macht. So sind auch seine Liebesgedichte hübsch und zierlich, aber es mangelt ihnen die überzeugende Wärme und jene tiefe Leidenschaft, die nicht nur die eigene Empfindung, sondern zugleich mit ihr die Empfindungen einer Gesamtheit wiedergiebt. Am glücklichsten scheint mir Grimminger noch in seinen Gelegenheitsgedichten gewesen zu sein; zum Dichter gesellt sich hier der liebenswürdige Mensch hinzu, und beide vereint wissen hübsch und anregend über die kleinen Vorkommnisse im engen Kreise zu plaudern. Grimminger hat vielleicht sich selbst vor Augen gehabt, als er die Verse schrieb:

„Bist Du berufen auch
Zu Großem nicht im Leben —
Es kann ein kleiner Strauch
Dem Müden Schatten geben.“

P. R.

Der Herrgottschnitzer von Ammergau. Eine Hochlandsgeschichte von Ludwig Ganghofer. Mit 60 Illustrationen von Hugo Engl. 2. Aufl. (Stuttgart 1894, Verlag von Adolf Bonz und Comp.)

Da vor nicht langer Zeit die 1. Aufl. des Buches an dieser Stelle eingehend gewürdigt wurde, so können wir uns im wesentlichen mit dem Hinweis auf jenes Referat begnügen. Die Illustrationen dieser neuen Auflage sind ein wirklicher Schmuck des Textes, ein Lob, das man nicht immer spenden kann; wir erinnern hier beispielsweise an die höchst fragwürdige illustrative Beigabe zu Hauptmanns „Hannele“. Ganghofer, den man wohl als den begabtesten und glücklichsten Vertreter der Anzengruberschen Richtung bezeichnen darf, hat in dem „Herrgottschnitzer“ eine Erzählung gegeben, die alle seine wesentlichsten Vorzüge vereinigt und die sich auch bald derselben Verbreitung und Beliebtheit erfreuen dürfte wie das gleichnamige Volksstück, das wohl vielen Lesern aus den Darstellungen der Schliersee'er in guter Erinnerung ist. Das können wir allen, die des Buches Bekanntschaft machen wollen, versprechen, daß ihnen die Schilderung der drei prächtigen Menschen, die im Mittelpunkt der Handlung stehen, ihrer Herzenskampfe und ihrer endlichen glücklichen Vereinigung einen reinen Genuß bieten wird. R. K.

Inhalt der No. 45.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Deutsche
Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 46.

Griffenfeld.

Historischer Roman

von

H. F. Ewald.

(Fortsetzung.)

Zwanzigstes Kapitel.

Les plaisirs des innocents.

Die Königin-Witwe gedachte diese Weihnachten für ihren sieggekrönten Sohn, den König, ein Fest zu veranstalten, aber ein Fest ohne Schauspiel, eine Maskerade oder einen Opernball hatte in ihren Augen keine Art. Sie dachte an die Vorbereitungen, die sie im verflossenen Sommer zu Griffenfelds gescheiterter Vermählung getroffen hatte; diese konnten jetzt benutzt werden.

Hierdurch wurde freilich eine peinliche Erinnerung bei ihr aufgeweckt, denn niemals hatte ihre Kabinettspolitik eine so schändliche Niederlage erlitten, als da ihr Schützling, die Prinzessin Luise, verschmäht wurde; aber ihre starke Seele ließ sich nicht von Nebendingen anfechten, wenn sie auch noch so peinlich waren, sie sah nur auf die Hauptsache. An Griffenfeld hatte sie sich angeschlossen, und mit ihm mußte sie rechnen. Es würde ihrem Einfluß einen schlimmen Stoß versetzt haben, wenn er aus dem Spiel gelassen wurde. Darum machte sie ihm keine Vorwürfe; mit vornehmem Anstand ging sie über das Vorgefallene hinweg, als ob die Prinzessin Luise gar nicht in der Welt sei. Sie tröstete sich damit, daß ihre herzoglichen Schützlinge doch einige nicht unbedeutende Vorteile bei dieser im übrigen so unglücklichen Affaire gewonnen hatten.

Sie war außerdem in sehr guter Laune über Prinzessin Ulrike Eleonorens glücklich vollbrachte Verlobung und Griffenfeld höchst dankbar für dieses sein Werk, denn ohne seine kluge Mitwirkung würde es ihr niemals gelungen sein, des Königs Einwilligung zu dieser Verbindung zu gewinnen. Endlich regte sich in ihrem Herzen auch die Freude über den Sieg der dänischen Waffen, und sie beschloß, daß ihr Fest glänzend werden und an die besten Feste erinnern sollte, die sie in den Tagen ihres Wohlstandes gegeben hatte.

Sie sandte zu dem Ballettmeister Pilloy und ließ ihm sagen, daß sie einige Scenen dargestellt wünsche, durch welche die Einnahme Wismars verherrlicht werden könnte. Der Künstler war entzückt darüber, endlich einmal wieder Gelegenheit zu bekommen, durch sein Talent zu glänzen und sagte: „Es ist nicht mehr wie zu des hochseligen Königs Friedrich Zeiten, da Ew. Majestät die Kunst protegierten. Jetzt verachtet man die Kunst und kümmert sich nur um Ringstechen, Scheibenschießen und dergleichen Künste."

Die Königin Sophie Amalie hatte in früherer Zeit wahrlich diese Übungen nicht verschmäht, sie war im Gegenteil eine richtige Amazone und eifrige Jägerin gewesen, aber ein Seitenhieb auf das jetzige Regiment war bei ihr stets wohl angebracht. Sie senkte ihren großen lockigen Kopf, denn sie trug trotz ihrer siebenundvierzig Jahre wie ein junges Mädchen den Kopf voller Locken, und sagte mit einem Seufzer: „Ihr habt recht, mein guter Pilloy, aber Eure Kunst hat noch ein Asyl bei uns, und jetzt wollen wir dem Hofe zeigen, was sie vermag."

Dann folgte eine Beratung, während welcher Pilloy Mühe hatte, seinen Ärger darüber zu verbergen, daß der Großkanzler durch seine Wankelmütigkeit und seinen Hochmut, indem er eine Prinzessin verschmähte, die Ausführung einer schönen Idylle verhindert hatte, durch welche die so unglücklich gescheiterte Vermählung hatte verherrlicht werden sollen. Der erfinderische Kopf der Königin-Witwe wußte indessen Rat.

„Wir wollen Eure Idylle retten," sagte sie. „Der Triumph des Krieges und die Segnungen des Friedens sollen dargestellt werden; bei dem Friedens-Tablau kann Eure Idylle verwendet werden."

„Herrlich, Majestät!" rief der entzückte Ballettmeister aus; „besonders wenn Ew. Majestät gestatten,

daß ich die niedliche Scene „les plaisirs des innocents“ mit anbringe, kleine Kinder, welche im Walde spielen.“

„Nun, warum nicht?“ antwortete die Königin-Witwe. „Das Spiel kleiner Kinder im Walde ist ja ein schönes Symbol des Friedens; aber Ihr müßt dafür sorgen, daß es hübsche und adrette Kinder sind.“

Das versprach Pilloy; er und des Königs Kapellmeister, de Sarcis, machten sich sogleich an die Probe, und während einer ganzen Woche widerhallte Amalienborg von lärmender Musik und Tanzschritten.

Das Fest fand gleich nach Neujahr statt und wurde glänzend. Der König runzelte die Stirn über alle die Pracht, welche er diesen Abend erblickte. Er sah voraus, daß er aus seiner Schatulle die Festlichkeit werde bezahlen müssen; aber er wußte, daß ihm geschmeichelt werden sollte, und Weihrauch war ihm stets willkommen, selbst wenn er teuer war.

Das Theater war in dem großen Rittersaal des Schlosses hergerichtet, welcher im hellen Lichterglanz strahlte. In der Nähe der Bühne standen einige Reihen Stühle für die Herrschaften und die Vornehmsten, und längs den Wänden waren Bänke und Taburette für die Damen aufgestellt; aber der überwiegende Teil der Gesellschaft wohnte der Vorstellung stehend bei.

Auf dem Ehrenplatze in der Mitte vor der Scene saß die Königin-Witwe. Dieser Platz war eigentlich dem Könige zugedacht, aber Seine Majestät kannte seine Frau Mutter und sah voraus, daß sie sich dann an seine rechte Seite setzen werde und die Königin sich mit dem Platze zur Linken werde begnügen müssen. Er überließ also der Königin-Witwe als Wirtin den Ehrenplatz, setzte sich selber zur Linken, und so erhielt die Königin den Platz zur Rechten; in solchem Grade war er trotz allem um das Ansehen seiner Gemahlin besorgt. Neben dem Könige saßen Prinz Jörgen und die Herzöge von Plön, an der Seite der Königin die Prinzessin Ulrike Eleonore und die Prinzessin von Tarent. In der zweiten Reihe saßen die vornehmsten Herren und Damen des Reiches und des Hofes, Griffenfeld gerade hinter dem Könige.

Bevor der Vorhang aufgezogen wurde, trug die königliche Musica unter de Sarcis' Leitung ein ungemein lärmendes Musikstück vor, was allen die gewünschte Gelegenheit zur Unterhaltung gab.

„Die Maskerade, welche wir diesen Abend sehen werden,“ sagte Birgitte Trolle zu Magdalene Sybille, „soll sehr prachtvoll und deliciös sein.“

„Die größte Wonne für mich ist,“ entgegnete die schöne Frau, „die Königin-Witwe dort sitzen zu sehen.“

„Wieso?“ fragte Frau Birgitte. „Ich wußte nicht, daß Du sie liebtest.“

„Was für eine Rede ist das?“ sagte Frau Magdalene. „Ihre Majestät war mir stets sehr gnädig. Nein, ich freue mich darüber, daß sie nicht selber agiert, denn dann hätten wir auch auf die Bretter müssen. Ihre Majestät macht es klug, daß sie sich davon hält. E[illegible]mals, als sie zum letzten Mal agierte, stand ihr ihr Embonpoint nicht; ihr Tanz war, ma foi, nicht der Terpsichore würdig.“

„Hüte Deine Zunge,“ antwortete Frau Birgitte; „was Du soeben sagtest, war Majestätsbeleidigung. Ich sage, daß Ihre Majestät noch viel Grazie besitzt, und, Magdalene, waren es nicht glückliche Tage, da wir mit Ihrer Majestät in den Regionen der Phantasie lebten und uns vergnüglichere Rollen zuerteilt wurden, als die, welche das Schicksal uns vergönnte?“

„Wie misanthropisch!“ rief Frau Magdalene aus. „Hast Du Dich heute mit Corfitz gezankt?“

„Du bist über die Maßen lustig heute abend,“ entgegnete Frau Birthe spöttisch. „Ist es vielleicht aus Freude über das Cadeau, welches, wie man sagt, für Deinen tugendhaften Bruder und Freund, den Großkanzler, abfallen soll?“

„Nein, welches?“ fragte Magdalene. „Davon habe ich nichts gehört; wenn es doch nicht der Fall wäre! Sie treiben es damit so weit, daß der König zuletzt jaloux wird.“

„Zuletzt jaloux wird?“ wiederholte Frau Birthe mit boshaftem Lächeln. „Corfitz sagt, daß Seine Majestät bereits so eifersüchtig auf Griffenfeld ist, als er nur werden kann.“ —

„Kommt, Hahn,“ sagte Ahlefeld, „laßt uns in das blaue Kabinett gehen und uns dort unterhalten. Die Gaukelei, welche jetzt beginnen soll, ist mir langweilig.“

„Bleibt, Excellenz, und bleibt bis zu Ende,“ entgegnete Hahn mit bedeutungsvollem Nicken. „Ich bürge dafür, daß Ihr dann etwas sehen werdet, was Euch Vergnügen bereitet.“ —

In diesem Augenblick wurde der Vorhang aufgezogen, und die Vorstellung begann. Es waren eigentlich Scenen, aber ohne Zusammenhang oder dramatische Handlung. Einige Schlachtscenen sehr naiver Art wurden zum besten gegeben, und der Vorhang im Hintergrunde zeigte etwas, welches Wismar sein sollte. Darauf wurde der Friede auf verschiedene Weise dargestellt, bis endlich die von Pilloy so hoch gepriesene Idylle, les plaisirs des innocents, präsentiert wurde. Zwei kleine Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, kamen mit Blumen hereingehüpft und setzten sich nieder, um Kränze zu winden und zu plaudern.

Bei dem Anblick des kleinen Mädchens ging plötzlich eine Bewegung durch die Versammlung; seidene Kleider rauschten, Armringe raschelten, Fächer wurden erhoben, und hinter denselben wurde geflüstert. Es war ein reizendes, etwa vierjähriges Kind mit feinen Zügen, großen, blauen Augen und hellem, lockigem Haar; seine Stimme war wohlklingend und seine Bewegungen waren unbewußt anmutig.

„Nein, welch ein reizendes kleines Mädchen,“ sagte die Königin Charlotte ganz laut, indem sie sich an die Königin-Witwe wandte; „wer ist das?“

Die Kinder schwiegen, die Scene geriet ins Stocken, und einen Augenblick herrschte Totenstille im Saal.

„Ich weiß es wirklich nicht, Majestät,“ antwortete die Königin-Witwe mit offenbar aufrichtiger Ver-

wunderung. „Ich habe sie nicht bei den Proben gesehen; Pilloy muß aus irgend einem Grunde die kleine Emélie de Sarcis, welche zuerst spielte, verabschiedet und eine andere gewählt haben."

Jetzt kam Pilloys krumme Nase hinter den Coulissen zum Vorschein. Er runzelte die Stirn und sagte heftig: „Fahrt fort, Kinder, fahrt fort! Was sitzt Ihr dort und gafft?"

Die Scene wurde zu Ende gespielt, aber niemand kümmerte sich jetzt um die Idylle, so hingenommen war man von dem, was im Zuschauerraum vorgegangen war. Der König bot einen merkwürdigen Anblick dar; er war purpurrot im Gesicht und rückte unruhig auf seinem Stuhl hin und her; aber sein Gesichtsausdruck war keineswegs zornig, sondern freundlich und bewegt.

Endlich wurde das letzte Tableau dargestellt. Ein Ritter in voller Rüstung, das Schwert an der Seite und einen Schild am linken Arm trat hervor, ging zu den Kindern und gab sich mit ihnen ins Gespräch. Er fragte sie, ob sie wüßten, woher es käme, daß ein solcher Frieden im Walde herrsche, daß sie ohne Furcht vor Räubern dort spielen und Blumen pflücken könnten. Als sie antworteten, das wüßten sie nicht, sagte er mit Pathos:

„Weil ein König, tapfer im Kriege und weise im Frieden, über dieses Land herrscht."

In demselben Augenblick wurde der Vorhang im Hintergrunde aufgezogen, und man erblickte den Namenszug des Königs und der Königin unter einer großen Krone; eine Schar Waldnymphen kam hervor und führte einen Tanz auf, der mit einem Tableau endigte, indem alle, mit dem Ritter und den Kindern in der Mitte, sich vor den Majestäten verneigten, und die Musik mit einer schmetternden Fanfare einfiel. —

„Das war nicht übel," sagte Frau Magdalene, „aber wo blieb das Cadeau für Griffenfeld?"

„Ei," entgegnete Frau Birthe, „hast Du es nicht bemerkt, daß auf dem Schild des Ritters ein kleiner Greif gemalt war?"

„Nun," sagte Frau Magdalene, „das war taktvoll und konnte den König nicht kränken."

„Nein," antwortete Frau Birthe, „die Königin-Witwe begeht niemals Fadaisen." —

Bevor die Königin zu Tisch ging, winkte sie Katharina von Dirschau zu sich und sagte: „Bringt mir Nachricht, was für ein kleines Mädchen das ist. Nein, wenn es noch hier sein sollte, so bringt es mir, daß ich es küssen kann; niemals in meinem Leben habe ich solch reizendes Kind gesehen."

„Majestät," sagte Katharina bestürzt, „schiebt es lieber bis morgen auf."

„Was nun?" rief die Königin ungeduldig. „Warum werdet Ihr so bleich und steht dort und stammelt?"

Da faßte Frau Katharina Mut und flüsterte der Königin einige Worte ins Ohr. Die Königin wurde glühend rot vor Zorn und sagte:

„Wer hat es gewagt, uns diesen Streich zu spielen?"

„Ich werde versuchen, es zu erfahren; aber um des Himmels willen, Majestät, bewahrt Eure Fassung und thut, als ob nichts vorgefallen wäre!"

Die Königin sah ein, daß dies das klügste sein würde; aber es kam diesen Abend kein Lächeln mehr auf ihre Lippen, und sie wies jede Annäherung von seiten des Königs fast mit Zorn zurück.

Nur die Herrschaften saßen an der Tafel, die übrige Gesellschaft nahm das Souper stehend oder zerstreut im Saale sitzend ein. Ahlefeld und Hahn waren in das genannte blaue Kabinett geflüchtet.

„Was sagt Ihr nun, Excellenz?" fragte Hahn, indem er ein großes Stück Wildpastete verschlang, denn er war unmäßig in seinen Genüssen, ein Fresser und Säufer.

„Das war kühn, Oberjägermeister," lautete die Antwort des Statthalters; „wer ist darauf verfallen?"

„Magister Luft," entgegnete Hahn, als er wieder Atem geschöpft hatte.

„Der Narr!" rief Ahlefeld aus.

„Nun, Excellenz," sagte Hahn, „wir dürfen des Narren Beistand nicht verschmähen."

„Was ist denn durch diesen Streich weiter gewonnen," fragte Ahlefeld, „als daß man die Königin tödlich gekränkt hat?"

„Man hat des Königs Herz erfreut," antwortete Hahn. „Auf einem Umwege hat man jetzt erreicht, worauf des Königs Sinn stand, was er aber nicht ins Werk zu setzen wagte: das Kind seiner Liebe ist bei Hofe präsentiert worden. Und sehen Ew. Excellenz denn nicht ein, daß dies für den Großkanzler ein Schlag ins Gesicht sein muß, da er stets auf der Seite der Königin stand und darauf hielt, daß der Anstand gewahrt wurde?"

„Allerdings," entgegnete Ahlefeld, „aber es ist gleichwohl nichts bei dem Spaß gewonnen."

„Sehen Ew. Excellenz denn nicht," antwortete Hahn eifrig, „daß dies ein sicheres Zeichen ist, daß Jungfer Moth Terrain gewinnt? Ohne diese Zuversicht würde sie niemals ihre Zustimmung dazu gegeben haben. Dies wird dem Könige Mut machen, so daß er sie anerkennt, und dann wird es mit dem Großkanzler aus sein."

„Bildet Euch das ein!" antwortete Ahlefeld.

„Nun, Excellenz," sagte Hahn, „gewiß ist es doch, daß der Weg zum Herzen des Königs durch Jungfer Moth geht, und wer sollte das nicht begreifen können, so bezaubernd sie ist? Der Großkanzler hat damit, daß er sie vernachlässigte, eine ungeheure Dummheit begangen."

„Aber was wird die Königin-Witwe wohl dazu sagen, daß die Königin in ihrem Hause so tief gekränkt worden ist?" fragte Ahlefeld.

„Ich nehme an," entgegnete Hahn mit pfiffiger Miene, „was Ihre Majestät auch sagen wird, wenn sie den Zusammenhang erfährt, wird sie denken, daß es ein köstlicher Spaß gewesen ist. Die Königin-Witwe hat nichts gegen die Moth, durchaus nichts; und was kann es auch nützen? Es ist nichts dabei zu machen."

„Hahn," sagte Ahlefeld ernst, „macht Euch keine Illusionen! Die schöne Dame, von welcher wir

sprechen, wird nicht imstande sein, allein den Großkanzler zu stürzen, es muß mehr hinzukommen; eine wirklich begründete Anklage, welche des Königs Vertrauen zu ihm erschüttern kann."

„Ja," entgegnete Hahn mit einem Anflug von Ironie, „darauf warten wir ja; aber Ew. Excellenz zögern lange, eine solche zu liefern."

„Glaubt Ihr, daß es so leicht gethan ist?" rief Ahlefeld aufbrausend; aber er faßte sich schnell und fügte hinzu: „Außerdem habe ich ein Gewissen."

Hahn lächelte.

„Dieses verbietet mir," fuhr Ahlefeld fort, „bis zum Äußersten zu gehen, solange ich nicht von dem Vergehen des Großkanzlers überzeugt bin."

„Ew. Excellenz verwechseln hier das Gebot der Klugheit mit der Forderung des Gewissens," sagte Hahn. „Was wir thun, ist nur Notwehr; wir werden uns bald vor ihm nicht zu lassen wissen, wenn er die Macht behält. Ich meine nicht, daß es leicht ist, Beweise zu schaffen, aber daß es ganz umsonst ist."

„Doch," sagte Ahlefeld gedankenvoll, „frage ich, ist er ein Landesverräter, oder ist er es nicht? Man ladet eine schwere Last auf sich, wenn man einen unschuldigen Mann aufs Schafott bringt, Hahn!"

„Ew. Excellenz setzen mich in Erstaunen mit Eurem über alle Maßen zarten Gerechtigkeitsgefühl," rief Hahn aus. „Ich für meine Person bin vollständig davon überzeugt, daß er ein Verräter ist und sich an Frankreich verkauft hat. Ich habe Grund zu glauben, daß er während des Krieges hinter dem Rücken des Königs Unterhandlungen geführt hat, die dem Willen und der Politik Seinr Majestät schnurstracks entgegen sind. Wie nennt Ihr das?"

„Ich kann es nicht glauben," sagte Ahlefeld; „das würde ungeheuer kühn gewesen sein."

„Aber seinem Übermut ganz ähnlich," antwortete Hahn. „Daher bin ich fest davon überzeugt, daß, wenn er seinen Lohn bekommen hat und La Tremouille seine Gemahlin geworden ist, wir von Paris aus regiert werden. Das solltet Ew. Excellenz dem Könige sagen!" —

Jetzt brachen die Herrschaften auf, und beide Herren eilten in den Saal, Hahn, um den König zu begleiten, Ahlefeld, um der Abschiedscour beizuwohnen, welche darin bestand, daß die Majestäten, nachdem sie von der Königin-Witwe Abschied genommen hatten, durch den Saal gingen, woselbst die Gesellschaft sich aufgestellt hatte, und alle sich verneigten, während die Herrschaften passierten.

Hahn verneigte sich in der Vorhalle tief vor Griffenfeld, und Ahlefeld drückte mit großer Herzlichkeit seine Hand. So schieden diese beiden ehrlichen Herren von dem Verräter.

Aber er schien diesen Abend keinen Sinn zu haben für das, was um ihn vorging. So verschlossen und geistesabwesend war er gewesen, daß er kaum ein Wort mit La Tremouille gewechselt hatte. Unwillig war er auf dieses Fest gegangen und hatte dort seine kostbare Zeit verloren. Mit brennendem Eifer dachte er nur daran, für seinen König und sein Vaterland zu arbeiten. Jetzt wollte er ja daran und sein großes Wort einlösen, daß er hoffe, dem Könige die verlorenen Provinzen zurück zu verschaffen. Seine Gedanken beschäftigten sich unablässig mit der Ausrüstung des Heeres und den Vorbereitungen zu dem bevorstehenden Kriege; während die Musik erschallte und um ihn her geplaudert wurde, bewegte er Zahlen in seinem Kopfe; seine Gedanken waren bei den Mannschaftslisten und in den Magazinen. Nichts war klein in seinen Augen, wenn es ein großes Ziel galt, und er hatte die ganze Regierungsmaschinerie zu einer solchen Vollkommenheit gebracht, daß sie mit einer weder vor noch nach ihm gekannten Schnelligkeit und Accuratesse arbeitete.

Sorglos bei seinem guten Gewissen und im Gefühl seiner niemals versagenden Kraft, kehrte er nach seiner Wohnung zurück, wo die Nachtwache das Licht in seinem Kabinett bis zum Tagesanbruch brennen sah. Dort saß er einsam und überlegte, was gethan werden müßte. Alles war seiner Weisheit zu Füßen gelegt; aber während er so Tag und Nacht sich mit großen Dingen beschäftigte, achtlos im Hinblick auf das, was ihn selber anging, unterwühlten blinde und gefräßige Maulwürfe seine stolze Burg, so daß sie mit dem Falle drohte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Eine geheime Konferenz.

Am achten März morgens fand der Kammerherr der Königin-Witwe, Gregorius Rathlou, sich bei Griffenfeld ein und machte ihm die Mitteilung, daß Ihre Majestät noch denselben Abend eine Unterredung mit ihm wünsche.

Es hatte eine Zeit gegeben, da eine solche Botschaft ihm schmeichelte, und er dieselbe als einen Befehl auffaßte, aber die war längst dahin; jetzt war es ihm lästig. Er hatte außerdem die Folgen von dem schrecklichen Leben in dem Morast vor Wismar noch nicht ganz verwunden; seine Gesundheit war angegriffen, und er war ja jetzt mehr als jemals mit Geschäften überladen. Daher antwortete er dem Kammerherrn, daß es ihm nicht möglich sei, den Wunsch der Königin-Witwe so schnell zu erfüllen, und führte seine Gründe an; aber Rathlou entgegnete:

„Ihre Majestät hat solche Schwierigkeiten vorausgesehen, und daher trug sie mir auf, Ew. Excellenz wissen zu lassen, daß die Sache von der größten Wichtigkeit sei."

Das waren nun alle Sachen, welche die Interessen der Königin-Witwe betrafen, weswegen Griffenfeld mit einem Lächeln ausrief: „Sagt mir, was es ist, Rathlou!"

„Auf Ehre," antwortete dieser ehrerbietig aber bestimmt, „ich habe nicht die geringste Kenntnis davon."

„Ei, ei!" sagte Griffenfeld in zweifelndem Tone; „Ihre Majestät pflegt Euch doch sonst Vertrauen und Vertraulichkeit zu erweisen."

„Vertrauen, ja," entgegnete Rathlou, „Vertraulichkeit, nein. Meine gnädige Königin ist eine

große Seele und ein Charakter; in allen wichtigen Angelegenheiten behält sie ihre Gedanken für sich. Ich vermute, daß Ew. Excellenz einer von den wenigen Menschen sind, denen sie wirklich Vertraulichkeit erweist."

„Jetzt schmeichelt Ihr mir, Kammerherr," sagte Griffenfeld und seufzte.

„In keiner Weise," entgegnete Rathlou lächelnd und mit schlauem Blick. „Ich glaube, daß es sich wirklich so verhält, aber ich übersehe nicht, daß dies, wie so manches andere, was Ew. Excellenz hohe Stellung mit sich bringt, obwohl ehrenvoll, doch zugleich auch lästig werden kann."

„Ihr seid ein verständiger Mann, Rathlou," sagte Griffenfeld mit einem sympathischen Blick „Nun, sagt denn Ihrer Majestät, daß ich nicht ermangeln werde, mich einzufinden."

„Es ist mir sehr angenehm," antwortete Rathlou, „daß ich Ihrer Majestät diese Antwort bringen kann, denn, Excellenz, jetzt habe ich der Königin Sophie Amalie über zwanzig Jahre gedient, aber niemals habe ich, soweit ich mich dessen erinnere, Ihre Majestät so unruhig und ungeduldig gesehen. Als ich gehen wollte, fügte sie hinzu: Sagt dem Großkanzler, daß er warten möge, bis es dunkel ist, und dann an der kleinen Seitenthür absteigen möge. Führt Ihr ihn dann über die geheime Treppe in unser Kabinett."

„Was?" rief Griffenfeld verwundert aus; „eine geheime Konferenz? Noch habe ich niemals nötig gehabt, mich bei der Königin-Witwe auf diesem Wege einzuschleichen."

Er dachte einen Augenblick nach und sagte dann: „Sagt Ihrer Majestät, daß ich mich um acht Uhr einfinden werde, und da der Weg trocken ist, und ich niemals ein Ding halb thue, werde ich zu Fuße kommen, nur begleitet von meinem treuen Diener Jens Friis; aber, lieber Kammerherr," fügte er mit einem Lächeln hinzu, „werde ich auf der Wanderung gesehen und erkannt, so wird man von mir glauben, daß ich leichtsinnig geworden bin und auf Liebesabenteuer ausgehe."

Er kam zu der anberaumten Zeit, Rathlou war auf dem Platze, führte ihn über die geheime Treppe nach dem Kabinett, bat ihn aber, selber die Thür zu öffnen, und verschwand. Einen Augenblick darauf stand er vor der Königin-Witwe, welche ihm eilig entgegenging, eine ungewöhnliche Herablassung, aber auch ein Beweis von ihrer Ungeduld. Sie reichte ihm in ihrer gewöhnlichen vornehmen Haltung ihre fleischige und von kostbaren Ringen funkelnde Hand, welche er küßte, indem sie sagte:

„Gut, Großkanzler, daß Ihr kommt! Ihr habt uns nun lange vernachlässigt; ich glaube, daß es über einen Monat her ist, seit Ihr Audienz bei uns begehrtet."

Ihre tiefe Stimme, welche hart und barsch klingen konnte, schlug diesmal ganz freundlich an Griffenfelds Ohr. In den Worten der Königin lag ein Verweis, aber der Ton verwandelte denselben in den Vorwurf einer Freundin. Er brachte keine Entschuldigung vor, sondern sagte nur:

„Ew. Majestät Wunsch, daß ich heimlich kommen sollte, verwunderte mich sehr. Was ist passiert? Worin kann ich Ew. Majestät zu Diensten sein?"

„Ich bin es, die Euch einen Dienst zu erweisen gedenkt," entgegnete sie mit Nachdruck. „Nehmt Platz! Wir müssen die Sache in Ruhe und mit Ernst besprechen."

Sie setzte sich in ihren goldenen Armstuhl, und Griffenfeld nahm Platz auf dem Taburett, welches für diejenigen bereit stand, denen sie die Gnade gewährte, in ihrer Anwesenheit zu sitzen.

„Ich werde sogleich zur Sache gehen," sagte sie, indem sie ihre vollen Arme auf die Seitenlehnen des Stuhles legte, sich vornüber beugte und ihn mit ihren großen, funkelnden Augen scharf ansah. „Eure Stellung ist bedroht; Eure Feinde haben des Königs Ohr; er steht im Begriff, seine Hand von Euch zu ziehen und Euch in Ungnade fallen zu lassen."

„Das kann ich unmöglich glauben, Majestät," antwortete Griffenfeld unerschrocken. „Ich weiß, daß ich Feinde und Neider habe; ich habe auch bemerkt, daß Seine Majestät ihnen mitunter Gehör giebt, bin aber davon überzeugt, daß sie bisher mit ihren Machinationen und Intriguen nichts ausgerichtet haben. Noch heute, da ich zum Vortrage bei dem Könige war, zeigte er sich so gnädig gegen mich, wie kaum jemals zuvor."

„Baut nicht auf ein Lächeln und schöne Worte!" rief die Königin aus, indem sie warnend die Hand erhob.

„Majestät scheinen zu vergessen, daß der König die Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit selbst ist," entgegnete Griffenfeld. „Wenn Seiner Majestät etwas in meinem Verhalten mißfiel, so ließ er es mich stets wissen, wie zuletzt in Rendsburg, wie Ew. Majestät bekannt ist."

„Mochte es Euch aber nicht gerade ins Gesicht sagen," antwortete die Königin achselzuckend. „Der König ist ein ehrlicher und aufrichtiger Herr, das ist wahr, aber er hat auch ein schwaches und wankelmütiges Temperament, und aus der Schwäche kann leicht Verstellung entspringen."

„Ich bitte Ew. Majestät," sagte Griffenfeld ungeduldig, „mir kund zu thun, was Ew. Majestät meinetwegen mit so großer Besorgnis erfüllt hat, für welche ich Ew. Majestät im übrigen als für einen eklatanten Beweis Ew. Majestät unveränderlichen Wohlwollens danke."

„Das werde ich thun," antwortete die Königin, indem sie sich zurücklehnte und den Kopf senkte, so daß ihr volles Doppelkinn hervortrat. „Der König machte mir neulich einen Besuch, was jetzt nur selten vorkommt. Ich sah es ihm sogleich an den Augen an, daß er etwas auf dem Herzen hatte, und es freute mich, daß er zu mir kam, denn es sind Jahre vergangen, seit er Rat bei seiner eigenen Mutter suchte. Nach kurzem Gespräch über andere Dinge fragte Seine Majestät mich plötzlich: ‚Was denkt Ihr von Griffenfeld?' Ich antwortete, daß ich das Allerbeste von Euch dächte, und daß Seine Majestät keinen treueren und ergebeneren Diener hätte, als Euch. Da lachte er kurz auf, wie es seine Gewohnheit ist, wenn er sich in schlechter Laune befindet, und sagte: ‚Ich glaube wahrhaftig, er bildet sich ein, daß er

Wismar eingenommen hat; und welche Menge Geld häuft er auf! Ich glaube, daß er reicher ist als ich!' Als ich hierauf antwortete, daß dies Verleumdung sei, sagte er nichts und ging gleich darauf fort."

„Ich muß gestehen," antwortete Griffenfeld ernst, „daß dies von übler Vorbedeutung ist."

„Und," fuhr die Königin fort, „denkt jetzt einmal nach und sagt mir, ob Ihr wirklich niemals ein Zeichen von der Abnahme seiner Gnade bemerkt habt. Ich vermute, lieber Großkanzler, daß die vielen Geschäfte Euch zuweilen blind und taub machen."

„Nein," antwortete Griffenfeld, fügte aber gleich hinzu: „Doch, ich erinnere mich eines Falles, legte demselben jedoch nur geringen Wert bei. Es war auf der Soiree im verflossenen Monat. Ich tanzte mit der Prinzessin von Tarent —"

„Ei," rief Sophie Amalie in spöttischem Tone, „so hat La Tremouille es also vermocht, Ew. Excellenz für den Tanz wiederzugewinnen!"

„Eine bedächtige Française," antwortete Griffenfeld schnell. „Nun, Majestät, die Prinzessin sagte zu mir; ‚Die Musik tobt und lärmt, daß man Ohrenschmerzen davon bekommen kann!' Ich ging zu den Musikern und bat de Sarcis, etwas leiser zu spielen; als ich aber zurückkehrte, hörte ich den König ganz barsch sagen: ‚Wer giebt den Musikern Befehle in unserer Gegenwart?' Ich ging zu Seiner Majestät und gestand, daß ich es sei; als ich aber sah, wie aufgebracht der König war, nahm ich meine Zuflucht zu einer kleinen Unwahrheit, indem ich sagte, daß ich die Worte der Prinzessin aufgefaßt hätte als einen Befehl der Königin, welcher der Lärm der Musik lästig sei."

„Dort seht Ihr es selber!" sagte die Königin-Witwe. „Es schien eine Bagatelle zu sein, ist es aber doch nicht. Früher würde der König keine Notiz davon genommen haben. Ihr habt ihm wohl schon Schlimmeres geboten, als dieses!"

„Majestät," entgegnete Griffenfeld, „ich bin mir nur bewußt, daß ich meinem Herrn und Könige stets allen schuldigen Respekt erwiesen habe; sollte das Entgegengesetzte dennoch einmal vorgekommen sein, so ist es aus Unvorsichtigkeit geschehen, hervorgerufen durch die über alle Grenzen gehende Vertraulichkeit, welche Seine Majestät mir erwiesen hat."

Die Königin-Witwe schwieg einige Augenblicke und trommelte mit den Fingern auf der Lehne des Stuhles. Dann sagte sie: „Großkanzler, sagt mir jetzt noch eins! Verhält es sich so, wie man behauptet, daß Ihr Eure Politik von der des Königs getrennt habt und eigenmächtig hinter seinem Rücken handelt?"

Griffenfeld wechselte die Farbe und gab keine Antwort.

„Seid jetzt aufrichtig und verhehlt mir nichts!" fuhr sie fort. „Ihr wißt, wie sehr ich Euch gewogen bin, und daß alles, was Ihr mir anvertraut, wohl verborgen bleibt."

Griffenfeld erinnerte sich dessen, was er zu der Prinzessin von Tarent von der Aufrichtigkeit gesagt hatte, aber er meinte, daß sie in diesem Fall wohl angebracht sei, und daher sagte er:

„Ew. Majestät werden leicht verstehen, daß ein Minister seinen Herrn nicht in jeden seiner diplomatischen Schritte einweihen darf. Er ist oft genötigt, nach seiner eigenen Überzeugung und gegen die seines Herrn zu handeln, wenn es das Wohl des Königs und des Reiches erfordert. Doch habe ich dies nur einmal gethan, indem ich, da man Schweden den Krieg erklärt hatte, in aller Stille versuchte, es mit Frankreich zu halten. Diese beiden Alliierten zu trennen, und Frankreich zu uns herüberzuziehen, ist das Ziel meiner Politik gewesen. Mit Frankreich zu brechen, würde ein unverzeihlicher Fehler gewesen sein; ich hoffe, daß Seine Majestät sich niemals zu einem so unklugen Schritt entschließen wird."

Die Zukunft zeigte, daß er darin recht hatte, und die Königin-Witwe stimmte in dieser Sache völlig mit ihm überein; aber diese Übereinstimmung in der Politik ließ sie nicht vergessen, um was es sich in diesem Augenblick handelte.

„Liebe Excellenz," antwortete sie, „Ihr habt soweit ganz recht, aber darum handelt es sich nicht. Die Frage ist nur, ob Ihr die Macht habt zu thun, was Ihr für richtig haltet. Was Ihr gethan habt, ist eine große Unbesonnenheit. Kommt es an den Tag und wird bewiesen, so ist es um Euch geschehen."

„Majestät," sagte Griffenfeld, „Lubkowitz,*) der ein Landesverräter war, behielt doch seinen Kopf; ich habe nicht in meinem Interesse gehandelt, sondern nur den Vorteil meines Herrn vor Augen gehabt."

„Das muß ich glauben," entgegnete die Königin-Witwe; „aber," fuhr sie fort, indem sie ihm in die Augen blickte, „Ihr vergeßt doch Eure Zuneigung zu einer gewissen Dame. Eure Feinde sagen, daß Ihr Euch für einen Trauring und eine Aussteuer an Frankreich verkauft habt."

„Das ist eine große Unwahrheit, Majestät," sagte Griffenfeld, indem er der Königin-Witwe freimütig in die Augen sah. „In dieser Sache spricht mein Gewissen mich ganz frei."

„Ah!" rief die Königin-Witwe aus, indem sie die Hände zusammenschlug. „Wäret Ihr doch nur meinem Rat gefolgt! Mit der Prinzessin Luise an Eurer Seite würdet Ihr jetzt unangefochten und in einer sicheren Stellung gewesen sein."

Es war das erste Mal, daß die Königin-Witwe auf diese peinliche Angelegenheit hindeutete. Er war in diesem Punkte nicht mit ihr einig, fand es aber am klügsten, ihr nicht zu widersprechen. Er senkte den Kopf und antwortete:

„Niemals habe ich Ew. Majestät gute Absicht verkannt oder die große Gnade unterschätzt, die Ew. Majestät mir, Eurem unterthänigen Diener, bei dieser Gelegenheit erwiesen haben."

„Nun," sagte sie, indem sie ihren mit Diamanten besetzten Fächer entfaltete und dann wieder zusammenschlug, „geschehene Thaten lassen sich nicht ändern! Ich schlug diese Saite an, um Euch aus Eurer gefährlichen Sorglosigkeit zu reißen. Ihr müßt Euch

*) Kaiser Leopolds Günstling und erster Minister, der vor einem Jahre abgesetzt worden war, weil er in Ludwigs XIV. Sold stand und seines Herrn Feldzugsplan den französischen Generalen verriet.



nun zusammennehmen und Euren Feinden entgegenarbeiten."

„Wie denn, Majestät?" fragte Griffenfeld. „Es ist schwer, im Dunkeln zu fechten. Ich habe keine Spione um den König, und selbst wenn ich mich zu einer solchen Nichtswürdigkeit erniedrigen wollte, meinen Herrn und König zu belauern, so könnte ich Seine Majestät doch nicht hindern, die Verleumdungen meiner Feinde anzuhören."

Die Königin-Witwe zeigte ein eigentümliches Lächeln.

„Ihr wißt doch," sagte sie, „wozu Spione gut sind, und gebraucht sie fleißig in Eurer Diplomatie."

So war es; kein Minister in Europa war besser unterrichtet als Griffenfeld. Wie oft waren nicht die ausländischen Gesandten durch seine Allwissenheit überrascht worden; ja, er war sogar so weit gegangen, daß er ihre Briefe zurückbehalten, erbrochen und gelesen hatte.

„Ihr scheint also zwei Gewissen zu haben," fuhr die Königin in ironischem Tone fort, „ein sehr weites in öffentlichen und ein über alle Maßen zartes in privaten Angelegenheiten. Was sagt Ihr aber dazu, daß Ahlefeld einen von Euren eigenen Lakaien in seinem Solde hat und jeden Eurer Schritte beobachten läßt? Ich bin dahinter gekommen."

Griffenfeld stutzte, antwortete aber doch ruhig: „Das ist glaubwürdig genug, aber er wird nichts dadurch gewinnen; ich habe nichts zu verbergen."

„Ach," rief die Königin aus, „welche Einfalt bei so großem Scharfsinn! Wisset, mein Herr, daß es ein großer Fehler war, daß Ihr dem Statthalter erlaubtet, hierher zu kommen. Er sei hier in Familienangelegenheiten, sagt er; warum nicht gar! Das hat er Euch nur weis gemacht. Er ist hier, um an Eurem Untergange zu arbeiten, und Ihr könnt glauben, daß er die Zeit wohl ausnutzt."

„Ich auch," sagte Griffenfeld; „seiner Hofchargen, welche Sinekuren waren, habe ich ihn beraubt. Jetzt werde ich ihn besser anfassen; binnen kurzer Zeit soll er von dannen."

„Je früher, desto besser," sagte die Königin-Witwe; „aber das macht die Sache nicht klar. Wir müssen in des Königs Umgebung aufräumen; kein Gegner von Euch darf in seiner Nähe geduldet werden."

„Hierin gehen Ew. Majestät zu weit," antwortete Griffenfeld; „eine solche Einmischung in die Angelegenheiten seines Hauses wird der König niemals dulden; er läßt sich nicht an Händen und Füßen binden."

„Bindet Ihr ihn nicht," sagte die Königin-Witwe, „so bindet er Euch, und zwar weder mit Gold noch mit Seide!"

Sie sagte dies mit gedämpfter Stimme, aber doch war Klang in den Worten und Feuer in ihrem Blick. Es war wie ein Hervorbrechen ihres innersten Wesens, ihres Herzens Durst nach Macht. Sie, welche die Seele gewesen war aller Intriguen, welche der Einführung der Souveränität voraufgegangen waren, die eigentliche Triebfeder in dem Werke, hatte sich nach ihres Gemahls, des Königs Friedrich Tod nur schwer in ihre Machtlosigkeit finden können, und es war ihr bisher nicht gelungen, Griffenfeld richtig in ihre Hand zu bekommen. Er hatte ihr mit Eifer in ihren privaten Interessen gedient und sich in dieser Hinsicht nur allzuweit vorgewagt; zugleich aber hatte er es verstanden, ihre Hände vom Staatsruder zu halten. Er kannte sie und wußte, daß, wenn man ihr einen Finger gab, sie gleich die ganze Hand nahm. Auch aus diesem Grunde war es ihm eine Erleichterung gewesen, daß es sich mit der Prinzessin Luise, ihrem Schützling, zerschlug; aber jetzt fühlte er wieder die Schlinge um seinen Hals. —

„Majestät," antwortete er ernst und mit Nachdruck, „niemals werde ich die Hand dazu reichen, dem Könige irgendwelchen Zwang aufzuerlegen. Frei und aus eigenem Antriebe hat er mich vor allen anderen dazu erwählt, ihm zu raten und die Sachen zu leiten. Ich ehre ihn als meinen Souverän, dem ich alles verdanke. Eher will ich mein Leben und alles, was ich besitze, verlieren, als daß ich mich an der heiligen Person des Königs und seiner Würde vergreife."

Die Königin trommelte mit den Fingern während er sprach; um ihre Lippen spielte ein eigentümliches Lächeln. So korrekte und loyale Gefühle dem Träger der Krone gegenüber mußten ja ihr souveränes Herz erfreuen, aber in Griffenfelds Mund waren solche Worte in ihren Augen nur Phrasen, ein Pfiff, durch den er sich ihrem Einfluß entziehen wollte. Doch schwieg sie und ließ ihn ausreden.

„Außerdem," fuhr er fort, „selbst wenn ich imstande wäre, ohne meine Pflicht zu verletzen, so große Veränderungen, wie die, auf welche Ew. Majestät hindeuten, in der Umgebung des Königs ins Werk zu setzen, so würde ich es in diesem Augenblick nicht thun. Ich würde es nicht verantworten können, gerade jetzt vor dem Ausbruch des Krieges, da alle Kräfte zum Wohl des Königs und des Reiches zusammenwirken müssen, an eine Palastrevolution zu gehen; auch bin ich davon überzeugt, daß der König aus demselben Grunde es unterläßt, jetzt eine Veränderung in der Staatsleitung vorzunehmen. Ich bitte Ew. Majestät zu bedenken, welche Verwirrung entstehen würde, wenn der König mich, der ich alle Fäden in meiner Hand halte, plötzlich verabschiedete. Nein, Majestät, damit ist es nichts; und verläuft der Krieg gut, und gelingt alles, so möchte ich den sehen, der es vermögen wird, mich in meiner Stellung zu erschüttern."

„Großkanzler," antwortete die Königin-Witwe unerwartet sanft und ruhig, „Ihr raisonniert excellent! Eure Gründe sind sehr plausibel und würden wohl jeden andern überzeugen. Ich kenne indessen besser als irgend ein anderer den Herrn, in dessen Hand Euer Schicksal liegt, denn ich habe ihn unter meinem Herzen getragen und sein Temperament und sein ganzes Naturell erforscht von dem Tage an, da er urteilen konnte; und ich sage: seid auf Eurer Hut! Der Zeitpunkt wird kommen, ja, ist vielleicht schon nahe, da Ihr allen Ernstes den Kampf aufnehmen und Eure Gegner zermalmen müßt, wenn Ihr nicht selber zermalmt werden wollt. Es kann

nur nützen und niemals schaden, sich beizeiten vorzubereiten. Laßt uns daher jetzt untersuchen, wer entfernt werden muß und wer an seine Stelle gesetzt werden soll; wir wollen eine kleine Exposition machen!"

Griffenfeld sah ein, daß er nicht entschlüpfen konnte. Er durfte seine hohe Gönnerin nicht ganz von sich stoßen, und er dachte, daß nichts dabei zu riskieren sei, wenn er Ihrer Majestät den Genuß einer kleinen politischen Kannegießerei gönnte; er band ja damit noch nicht seine Hände.

Die Königin holte ein Stück Papier hervor, ergriff ihren goldenen Bleistifthalter, und nun wurde eine Proskriptionsliste verfaßt, welche sie eigenhändig niederschrieb. Jetzt war Sophie Amalie recht in ihrem Element, und sie machte ihre Sache so gut, daß Griffenfeld nach und nach von ihrem Eifer angesteckt und mit fortgerissen wurde.

Auf dem Zettel stand unter anderem zu lesen, daß Jörgen Bjelke Reichsfeldherr werden sollte an Stelle des vor kurzem verstorbenen Schack, und Frau Magdalene Sybille Oberhofmeisterin bei der Königin. Ahrenstorff sollte entfernt, und Frau Magdalenens Bruder, Heinrich Gersdorff, zum Chef der Leibgarde gemacht werden.

„Ich darf meinen treuen Rathlou nicht vergessen," sagte die Königin. „Laßt ihn Oberhofmeister bei dem Kronprinzen werden. Es ist nicht unwichtig für Euch, bei dem werdenden König einen zuverlässigen Mann zu haben."

Griffenfeld hatte nichts gegen Rathlou einzuwenden, und die Königin notierte seinen Namen. Dann kamen sie zu Hahn.

„Es geht nicht, ihn anzurühren," sagte Griffenfeld, „der König hat ihn zu lieb und läßt ihn nicht."

„Hahn," sagte die Königin, „ist ein sehr gewandter Mann und uns aufrichtig ergeben, aber er ist Euer Todfeind, wie Ihr wißt. Selber und allein vermag er nichts, aber er ist schlau, und in stärkeren Händen kann er ein gefährliches Werkzeug werden. Wißt Ihr einen an seine Stelle zu setzen, der dem Könige gefallen könnte?"

„O ja," entgegnete Griffenfeld, „ein solcher Mann ist nicht schwer zu finden. Dort ist der starke Lützow, der Oberst; er ist ein eifriger Jäger und voller amüsanter Geschichten. Seine stattliche Figur würde eine Zierde für den Hof des Königs sein."

Hahns Name wurde also gestrichen und Hugo Lützow an seine Stelle gesetzt. Als aber die Königin diese That eben mit ihrem Bleistift ausgeführt hatte, ging die Thür zum Audienzzimmer auf, und die Prinzessin Ulrike Eleonore trat ein, gefolgt von der Hofmeisterin, Frau Podevels.

Die Königin-Witwe hatte im Audienzzimmer ihre Kammerjungfer postiert, das will sagen ihre vertrauteste Hofdame, die alte und etwas taube Emilie Löschebrand, der es schwer fallen würde zu horchen. Sie hatte den Befehl bekommen, niemand einzulassen, wer es auch sein möge, und darüber verwunderte sie sich nicht, [illegible] es geschah nicht selten, daß die Königi[illegible] ganze Umgebung entfernte, wenn sie [illegible] der einen von ihren heimlichen Agenten empfangen wollte. Die Löschebrand wußte aus alter Erfahrung, daß die Wartezeit lang werden konnte, weshalb sie sich in den bequemsten Stuhl setzte, einen kleinen Schäferroman, den sie stets in der Tasche trug, hervorholte und zu lesen anfing. Sie hatte denselben indessen gewiß schon zwanzigmal gelesen, weshalb er trotz der rührenden Liebesscenen sie nicht wach zu halten vermochte. Bald war sie eingeschlafen, die Prinzessin und die Hofmeisterin fanden sie schnarchend, während das Buch auf dem Fußboden lag. Sie gingen lächelnd an ihr vorüber und geradeswegs zur Königin hinein.

Groß war ihre Überraschung, als sie Griffenfeld erblickten. Er pflegte ja stets in seiner Karosse und mit großem Gefolge zu kommen, und das verursachte Lärm; aber diesen Abend war es ganz still im Palais gewesen.

Die Königin-Witwe erhob sich schnell und wandte sich erzürnt gegen die Eintretenden.

„Ei, bist Du es, Ulrike!" rief sie aus. „Wo ist die Löschebrand?"

„Sie sitzt dort im Zimmer und schlummert sanft," antwortete Prinzessin Ulrike, den Blick auf Griffenfeld geheftet und seinen ehrerbietigen Gruß erwidernd.

„Das alte Murmeltier!" rief die Königin aus und wandte sich hastig gegen die Thür, bedachte sich aber, kam zurück und sagte: „Nun, gleichviel! Ich hatte etwas von Wichtigkeit mit dem Großkanzler zu besprechen und wollte ungestört sein; da Du nun aber einmal hier bist, Ulrike, benutze die Gelegenheit und danke dem Großkanzler selber für alles, was er in Deinem Interesse gethan hat!"

Dies that die Prinzessin mit viel Anmut, ging hin zu Griffenfeld, reichte ihm ihre Hand und sagte: „Liebe Excellenz! Ich bin Euch von Herzen verbunden und werde niemals die Ergebenheit und den Diensteifer vergessen, den Ihr der Königin-Witwe und mir erwiesen habt."

„Dieser Dank von den Lippen Ew. Königlichen Hoheit," antwortete Griffenfeld, „ist mein bester Lohn, und ich werde mich seiner stets mit aufrichtiger Freude erinnern."

Bald darauf verabschiedete er sich und ging; als aber die Königin-Witwe wieder allein war und ihre Proskriptionsliste, die sie auf dem Tische hatte liegen lassen, durchlesen wollte, konnte sie dieselbe nicht finden. Anfangs wollte sie Nachforschungen anstellen, gab es aber wieder auf, denn noch hatte niemals jemand gewagt, etwas anzurühren, was auf ihrem Tische lag. Sie nahm daher an, daß Griffenfeld das Papier zu sich gesteckt habe, aber so verhielt es sich nicht. Die Königin hatte, als sie sich erhob, das Blatt mit ihrem Ärmel von dem Tisch gerissen, und Frau Podevels hatte den Zettel, welcher auf dem Fußboden lag, entdeckt. Verwundert über diese heimliche Zusammenkunft zwischen ihrer Herrin und dem Großkanzler, hatte sie, als Griffenfeld sich von seinem Platze entfernte, um der Prinzessin Ulrike entgegenzugehen, und während die Königin-Witwe ihr den Rücken zuwandte, sich gebückt, den Zettel ergriffen und einen Blick auf denselben geworfen.

Sogleich begriff sie den Zusammenhang, und obwohl ihr Herz bei diesem kühnen Coup klopfte, steckte sie den Zettel zu sich. Sie war nämlich Hahns Freundin und eine eifrige Gegnerin von Griffenfeld.

Am nächsten Morgen war der Zettel in Hahns Händen. Die Handschrift der Königin-Witwe war ihm wohlbekannt, und als er die näheren Umstände erfuhr, zweifelte er keinen Augenblick daran, daß etwas Ernstliches im Werke sei, und daß Griffenfeld durch einen energischen Schritt seinen Gegnern zuvorkommen wolle. Er eilte mit dem Dokument zu Ahlefeld, und dann gingen sie zusammen zu dem Herzog Johann Adolf von Plön, der das Haupt der Verschwörung war. Seine Durchlaucht nahm die Sache indessen mit großer Ruhe auf.

„Dies," sagte er, „hat nichts zu bedeuten. Es ist lächerlich, daß die Königin-Witwe sich einbildet, eine solche Umwälzung ins Werk setzen zu können. Der Großkanzler ist sicher zu klug, seine Hand dazu zu bieten; thut er es, so ist er verloren. Seid daher unbekümmert, Hahn, und verhaltet Euch ruhig. Verderbt nicht durch irgend eine Unbesonnenheit unser Werk, welches sicher vorwärts geht. Vor allen Dingen müssen wir vermeiden, daß der Großkanzler aus seiner Sorglosigkeit aufgerüttelt werde. Dies merkwürdige Dokument aber muß dem Könige vorgelegt werden, wenn die Zeit dazu gekommen ist."

Hahn schwieg, fühlte sich aber nicht beruhigt. Es lief ihm kalt über den Rücken bei dem Gedanken an das Geschick, welches nach seiner Meinung über seinem Haupte schwebte. Der Gedanke war ihm unerträglich, daß er seine Charge verlieren und genötigt werden könnte, einem Tölpel, wie Hugo Lützow, zu weichen. Er ging von dannen mit dem Entschluß, trotz aller Herzöge auf eigene Hand zu handeln und im Verein mit einigen seiner Genossen einen raschen Stoß gegen den gemeinsamen Feind zu führen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der König empfängt guten und ehrlichen Rat.

Es war in der Morgenstunde am zehnten März. Die Morgendämmerung war noch nicht angebrochen; der sternklare Himmel wölbte sich in ruhiger Majestät über der schlummernden Stadt, vermochte aber nur einen schwachen Lichtschein in die engen und finsteren Straßen zu senden. Die stampfenden Tritte der letzten Nachtpatrouille der Bürgerwache waren in der Kjöbmagerstraße verhallt, und jetzt war alles still.

Da schlich ein Mann in einem Mantel und mit einem breitkrempigen Hut auf dem Kopfe die Heiligengeistgasse hinunter. Er stand wiederholt still, horchte ängstlich und ging dann weiter. Es war Ulrich Luft, der jetzt ein neues und gefährliches Stadium auf der Bahn der Hofintriguen erreicht hatte, und sein Herz klopfte unruhig im Bewußtsein dessen. Wenn ein Hund gebellt hätte, würde er wahrscheinlich umgekehrt sein; aber kein Laut wurde hörbar, und er schritt also weiter, bis er den Seitenflügel von Griffenfelds Palais erreicht hatte, welcher der Gasse zugewendet war. Dort trat er hinaus auf die Straße und schaute nach der Fassade des Hauses hinauf; als aber alles still blieb, machte er eine ungeduldige Bewegung, legte die Hand an den Mund und ließ einen leisen, zischenden Laut hören. Dies wiederholte er zweimal, bis er ein klirrendes Geräusch vernahm, ein Fenster in dem untersten Stockwerk geöffnet wurde, und er eine weiße Nachtmütze schimmern sah.

„Nun, seid Ihr endlich da?" sagte eine tiefe Stimme in gedämpftem Tone.

Der Klang dieser Stimme überzeugte Luft davon, daß er den rechten Mann vor sich hatte, nämlich des Großkanzlers ungetreuen Schreiber, Rasmus Knudsen.

„Habt Ihr es?" fragte Luft eifrig.

„Sachte, sachte, Magister!" antwortete Rasmus. „Ich habe viel gewagt; wird es entdeckt, so bin ich um meinen Hals. Der Großkanzler hat einen verdammt leichten Schlaf; er liegt mit halbgeöffneten Augen, gerade wie die Katzen."

„Sind die Notizkalender dabei?" fragte Luft.

„Gewiß sind sie das," entgegnete Rasmus, „ich habe alles in einem Beutel."

„Nun, zum Henker, so gebt her!" sagte Luft hastig.

„Nein, so spielen wir nicht," antwortete Rasmus; „erst her mit dem Gelde!"

„Ihr seid doch ein gefräßiger Hund!" sagte Luft. „Ich kaufe ja die Katze im Sack."

„Ihr kauft nichts," entgegnete Rasmus; „Ihr handelt nur im Auftrage größerer Herren. Es wäre schön, wenn ich das Risiko übernehmen sollte, und Ihr empfinget den Lohn; aber daraus wird nichts. Habt Ihr kein Geld bei Euch, so müßt Ihr mit leeren Händen davongehen."

Luft zog einen kleinen ledernen Beutel hervor, reichte ihn hinauf und erwartete, die Valuta mit derselben Gelegenheit zurückzubekommen, aber Rasmus erhaschte nur seine Beute.

„Rasmus," sagte Luft mit vor Angst und Ärger zitternder Stimme, „wollt Ihr mich schlechterdings betrügen?"

„Durchaus nicht," entgegnete Rasmus. „Ich öffnete nur den Beutel, um zu sehen, ob er Geld oder Steine enthalte. Nehmt jetzt den Kram!"

Mit diesen Worten warf er den Beutel mit den Papieren hinaus, welchen Luft ergriff und, ohne ein Wort zu sagen, davoneilte. —

Während dies vorging, saßen vier Herren in Knuths Kabinett, einem Zimmer, in dem untersten Stockwerke des Schlosses. Außer Knuth waren noch anwesend Hahn, Generalmajor Ahrenstorff, denn dieser war nach der Eroberung von Wismar befördert worden, und der Obersekretär Konrad Biermann. Auf dem Tische standen zwei Leuchter mit halb heruntergebrannten Lichtern, deren matter Schein die mürrischen Gesichter der Herren nicht liebenswürdiger machte.

„Luft macht uns die Zeit verwünscht lang," sagte Hahn. „Die Thorwache wird ihn doch nicht abgewiesen haben?"

„Unmöglich," entgegnete Ahrenstorff, „ich habe

in eigener Person den Befehl gegeben, ihn passieren zu lassen."

„Mir ist ganz trocken im Halse," sagte Hahn; „laßt uns einen Morgentrunk genießen."

„Woher sollten wir den zu dieser Tageszeit bekommen?" fragte Knuth in verdrießlichem Tone. „Ihr vergeßt wohl die Kellerordonnanz. Jetzt ist es nicht mehr wie in alten Tagen, da wir, wenn wir nur einen Ring oder einen Handschuh als Wahrzeichen übersandten, den Kellermeister dazu bewegen konnten, den Zapfen aus der Tonne zu ziehen. Auch dafür können wir vielleicht dem Großkanzler danken. Wenn er nicht selber etwas erlangen kann, rät er dem Könige stets zur Knauserei."

„Zum Henker mit der Kellerordonnanz und dem ganzen Küchenreglement!" rief Ahrenstorff, indem er sich erhob. „Die Umstände sind extraordinär, und wir arbeiten hier zum Nutzen des Königs. Jetzt gehe ich selber und klopfe die Leute heraus, und bald werden wir alles haben, was unsere Kehlen begehren, Nasses sowohl als Trockenes."

Der General kam weit schneller zurück, als man erwartet hatte. Zwei Kellerburschen folgten ihm und brachten auf Präsentiertellern Erfrischungen herbei, worauf sie sich wieder entfernten.

„Nun, das laß ich mir gefallen!" sagte Hahn und rieb sich die Hände. „Aber wie habt Ihr es angefangen, die Leute so schnell auf die Beine zu bringen, General?"

„War gar nicht nötig," entgegnete Ahrenstorff, während Hahn und die anderen den Erfrischungen zusprachen. „Sie saßen alle bei dem Schloßvogt und zechten, und als ich fragte, was das zu bedeuten habe, antwortete der Vogt, daß sie, indem sie wachten, nur ihre Schuldigkeit thäten, da das Gerücht gehe, daß ein Anschlag gegen das Leben des Königs geplant sei."

„Es verhält sich wirklich so mit dem Gerücht," sagte Hahn mit pfiffigem Lächeln. „Seine Majestät hat mehrere anonyme Briefe bekommen, in welchen er vor dem Großkanzler gewarnt wird. Der König zeigte mir gestern einen derselben und war so gnädig zu fragen, was ich dazu meine. Selbstverständlich antwortete ich als getreuer Unterthan, daß ich einem so ehrgeizigen und herrschsüchtigen Manne, wie Griffenfeld, alles zutraue, sogar Gewaltthat."

„Und was sagte der König dazu?" fragte Biermann, der bisher geschwiegen hatte.

„Geschwätz, Hahn, antwortete Seine Majestät mit gnädiger Leutseligkeit; es ist nur Erfindung. Daß Griffenfeld ein Verräter ist, das ist annehmbar, aber zu einem Attentat auf unsere königliche Person würde er sich niemals erdreisten; einmal liegt dies nicht in seinem Temperament, und sodann würde es ihm ganz unmöglich sein, Helfer zu einer so schwarzen That zu finden, davon sind wir überzeugt."

„Da seht Ihr, meine Herren," sagte Biermann, „Geschwätz und [illegible] Gerüchte nützen nichts; der König verlangt [illegible]

„Die Luft [illegible]ringen wird," sagte Hahn; „ich darf [illegible] der Großkanzler seinen Herrn, unsern gnädigen König, an Frankreich und Schweden verkauft hat."

Biermann wurde rot, denn wenn irgend ein Mann im Dienste des Königs käuflich war, so war er es; aber er kam leicht über diesen kleinen Schwächeanfall hinweg und sagte: „Bedenkt doch, Herr Oberjägermeister, daß wir nicht erwarten dürfen, Beweise des Hochverrats so leicht beibringen zu können. Ich habe mich nur in diese Intrigue eingelassen, weil eine Äußerung des Sekretärs Lund mich vermuten ließ, daß sein Herr seine heimlichsten Gedanken in seine Kalender eingetragen, und daß sich darin etwas findet, was für Seine Majestät beleidigend ist."

„Also Majestätsbeleidigung," sagte Ahrenstorff; „dann ist ihm der Tod gewiß."

„Der Tod?" rief Biermann entsetzt aus, denn obwohl er seinen Vorgesetzten verriet, hatte er sich doch nicht gedacht, daß es so verhängnisvolle Folgen haben könne.

„Ja, was sonst?" fragte Ahrenstorff, indem er sich nach ihm umwandte. „Es wird ihn auf das Schafott bringen, und es wird mich freuen, seinen Kopf fallen zu sehen, das sage ich frei heraus."

„Seid nun keine Memme, Biermann," sagte Hahn. „Nicht wir werden ihn töten, sondern das Schwert des Gesetzes, wenn es bewiesen wird, daß er es verdient hat. Ihr müßtet doch wahrlich der letzte sein, der über des Großkanzlers Untergang weint, Ihr, der so schändlich zurückgesetzt worden ist. An Tüchtigkeit seid Ihr ihm gleich und in der Anciennität seid Ihr ihm vor, und doch übersprang er Euch durch die unerhörte Gnade des Königs. Ich halte dafür, daß Euer schlauer Kopf manches ausgeklügelt hat, wofür der Großkanzler die Ehre einsteckte."

„Nun," antwortete Biermann, „daß ich ehrlich und redlich und nach Kräften dem Großkanzler beigestanden habe, ist gewiß —"

Ihm blieb indessen keine Zeit zum Prahlen, denn die Thür ging auf, Luft trat ein und wurde mit lauten Rufen begrüßt. Die teuer erworbenen Kalender und Papiere wurden in Biermanns Hände gelegt, und dieser gab sich sogleich daran, dieselben sorgfältig zu untersuchen; er war aber nicht weit damit gekommen, als er mit enttäuschter Miene aufsah und sagte:

„Das sind alte Kalender und nicht die rechten!"

„So möge der Henker Euch holen, Luft!" rief Ahrenstorff. „Das kommt daher, daß man einen Narren in die Stadt schickt."

„Aber laßt uns die Papiere doch genauer ansehen," sagte Hahn und ergriff selber einige derselben.

Es zeigte sich indessen, daß sie ganz ohne Bedeutung waren, Konzepte zu gelehrten Abhandlungen, vermutlich von Griffenfeld in seiner Jugend geschrieben.

„Sagte Rasmus Knudsen," fragte Biermann den Magister Luft, der ganz verzagt da stand, „daß er dies aus dem schwarzen Schrank des Großkanzlers genommen, der seine heimlichen Papiere in sich birgt?"

„So war es verabredet," antwortete Luft in kläglichem Tone, „und er versicherte mich, daß es

nicht so schwierig sei, den Schlüssel in die Finger zu bekommen, da der Großkanzler denselben oft auf seinem Platze liegen lasse; aber jetzt bei der Ablieferung sagte er nichts davon, woher er die Papiere genommen. Es war, wie Ihr leicht begreifen könnt, Herr Staatssekretär, nicht Zeit zu langen Erklärungen."

„Er hat uns betrogen, der Lumpenhund!" rief Hahn erbittert aus. „Wir haben eine schöne Summe Geldes fortgeworfen; aber Ihr sollt es uns erstatten, Luft, bei meiner Seele, das sollt Ihr!"

„Aber ich kann nicht glauben," rief Luft in seiner Verlegenheit, „daß er es gewagt haben sollte, uns zu betrügen; er muß im Dunkeln fehlgegriffen haben."

„Dann soll er dafür büßen!" rief Ahrenstorff.

„Nein, Herr General," sagte Biermann, „ich glaube nicht, daß es ratsam ist, die Sache noch weiter zu berühren. Lieber will ich meinen Anteil einbüßen, als daß dies kund werden sollte. Es ist auch nicht undenkbar, daß der Großkanzler einige seiner Jugenderinnerungen, die ihm teuer sind, in dem Schrank aufbewahrt. Ich nehme an, daß Rasmus Knudsen seine Finger wirklich in dem Schrank gehabt hat, aber ohne sich davon überzeugen zu können, was er eigentlich nahm, und insoweit hat er uns also nicht genarrt. Nun, meine Herren, dies ist gescheitert, aber —"

„Was ist gescheitert?" fragte plötzlich eine scharfe Stimme hinter ihnen.

Luft hatte in seiner Eile vergessen, die Thür hinter sich zu schließen, und alle waren von der Untersuchung so hingenommen gewesen, daß sie es nicht bemerkt hatten, daß jemand eingetreten war. Sie sprangen auf und sahen Ahlefeld vor sich.

„Ei, seid Ihr es, Excellenz!" rief Ahrenstorff in seiner barschen Weise, konnte aber seine Verlegenheit doch nicht ganz verbergen.

„Was habt Ihr hier vor, lieben Freunde?" fragte Ahlefeld, indem er an den Tisch trat. „Was für Papiere sind das? Ei, Biermann, seid Ihr es? Es ist mir eine Beruhigung, Euch hier zu sehen!"

Diese Bemerkung war eben kein Kompliment für die andern Herren. Hahn warf sich in die Brust und wollte etwas erwidern, aber Ahlefeld unterbrach ihn und bat Biermann, eine Erklärung von dem Vorgefallenen zu geben. Dies that er, und währenddessen heftete Ahlefeld seinen Blick auf Luft, der hinter Hahn gekrochen war.

„Magister Luft," sagte er darauf, „wenn es Euch gefällig ist, so verfügt Euch jetzt hinaus! Was wir jetzt zu besprechen haben, ist nicht für Eure Ohren; Ihr wißt schon allzuviel, aber ich hoffe Euretwegen, daß Ihr reinen Mund haltet, sonst wird es Euch schlimm ergehen!"

„Verlaßt Euch auf mich, Excellenz, verlaßt Euch auf mich!" antwortete Luft, indem er die Hand aufs Herz legte, eine tiefe Verbeugung machte und sich eiligst entfernte.

Er verließ indessen das Schloß nicht, und so kam er nicht in Versuchung zu plaudern. Er schlich sich auf den Turm zu seinem Freund, dem Zwerge, und dort blieb er den folgenden Tag in der Hoffnung, Zeuge einer merkwürdigen Begebenheit zu werden, die ihm für den Rest seines Lebens Stoff zum Klatschen geben könnte. Als er gegangen war, sagte Ahlefeld:

„Ihr habt einen großen Fehler begangen, meine Herren, indem Ihr auf eigene Hand gehandelt habt, und eine nicht kleine Unbesonnenheit, denn wenn der Großkanzler entdeckt, daß jemand bei seinen Behältern gewesen ist, so kann er eine Untersuchung veranlassen, die verhängnisvoll für uns werden kann; und das hat ein so kluger Mann wie Ihr, Hahn, eingefädelt! Wir kommen den Schlichen des Großkanzlers wahrlich nicht so leicht auf den Grund. Wir müssen den Mann erst in unserer Gewalt haben, dann werden wir schon seine Papiere bekommen."

„Recht gesprochen, Excellenz!" sagte Ahrenstorff, „darauf kommt es eben an; warten wir aber zu lange, bis wir handeln, so kann es meiner Seel damit enden, daß der Großkanzler sich und seine Papiere rettet. Rund heraus gesagt," fügte er kühn hinzu, „wir fanden, daß Ew. Excellenz und Seine Durchlaucht der Herzog nicht die gewünschte Entschlossenheit zeigten, darum haben wir auf eigene Hand gehandelt."

Ahlefeld wurde rot und legte die Hand an seinen Degen. Hahn blickte ihn ängstlich an, denn er war so heftig, daß ein Wortwechsel mit ihm schon früher damit geendet hatte, daß er blank gezogen. Doch siegte die Klugheit diesmal über seine Erbitterung, denn es würde ihm ein schlimmer Strich durch die Rechnung gewesen sein, wenn Ahrenstorff oder Hahn jetzt zum Könige gelaufen wäre und ihm die Ehre und die Frucht des Sieges entrissen hätte. Er sagte daher in einschmeichelndem Tone:

„Lieber General, Euer großer Eifer erfreut mein Herz! Ohne Männer von Eurem hohen Mute wird eine Sache, wie diese, nicht glücklich ans Ende geführt, das erkenne ich willig an. Doch kann es mitunter ratsam sein, sich Zeit zu lassen; aber jetzt, nachdem dies geschehen ist, werden wir die Aktion kaum weiter hinausschieben dürfen."

„Ew. Excellenz wollen Sr. Majestät jetzt also raten, den Großkanzler verhaften zu lassen?" fragte Hahn, und da Ahlefeld dies mit einem Kopfnicken bekräftigte, fügte er triumphierend hinzu: „Nun, Gott sei gelobt, dann haben wir uns doch nicht vergebliche Umstände gemacht!"

„Aber," sagte Ahlefeld, „gelingt es nicht, und wir haben eine unreife Birne geschüttelt, so müßt Ihr Euch die Schuld zuschreiben."

„Es geht bei meiner Seele," sagte Ahrenstorff, „denn das habe ich schon eine Zeitlang an dem Könige gemerkt, daß es ihm eine Qual ist, freundlich gegen den Großkanzler zu sein, er wird sich sicher entschließen, jetzt der Sache ein Ende zu machen; kommt aber der Großkanzler zuerst, Excellenz, so dürfte die Resolution möglicherweise verkehrt ausfallen."

„O nein," sagte Ahlefeld, „der König ist jetzt zu gut vorbereitet, als daß er sich noch öfter von

dem Großkanzler überlisten lassen sollte; doch muß die Gefahr einer Zusammenkunft verhütet werden, denn wir alle kennen ja das gute Herz des Königs. Es muß so gemacht werden, meine Herren, daß der Großkanzler Seiner Majestät niemals mehr vor Augen kommt, jede Möglichkeit, mit dem Könige zu sprechen, muß ihm abgeschnitten werden."

„Recht so!" rief Ahrenstorff, „jetzt sind Ew. Excellenz auf dem rechten Wege."

„Doch habt Ihr ihn mir nicht gezeigt," entgegnete Ahlefeld in einem scharfen Tone. „Ich kam aus dem Gemach des Herzogs und wollte mich nach Hause begeben, als ich hier Licht bemerkte und hineinging. Seine Durchlaucht und ich haben die ganze Nacht darüber beratschlagt, wie die Sache angegriffen werden müßte; wir sind also nicht unthätig gewesen, General! Jetzt will ich wieder zu ihm gehen und ihm von Eurem Unternehmen Mitteilung machen; dann werden wir sehen! Seid auf Eurem Posten, Knuth, und schickt sogleich zu dem Herzog, wenn Seine Majestät aufgewacht ist."

Der König wachte früh auf; sein Schlaf war nur kurz und unruhig. Mit schwerem Herzen legte er sich zur Ruhe, und sobald er erwachte begann der Kampf zwischen dem Argwohn gegen und der Eifersucht auf Griffenfeld einerseits und seinem Gewissen andererseits, welch letzteres ihm zuflüsterte, daß es grausam und treulos sei, auf bloßen Verdacht hin einen Mann zu stürzen, dem er Freundschaft gelobt und den er so hoch erhoben hatte. Dagegen drückte seine Verantwortung als Regent ihn nicht; man hatte vermocht, ihm einzubilden, daß Ahlefeld den Großkanzler gemächlich ersetzen könne, und er strebte danach, sich in diesem Glauben zu bestärken.

Sie kamen, als der König noch im Bett lag. Als Knuth den Herzog und den Statthalter gemeldet hatte, erteilte der König ihnen sogleich Audienz, und als sie eintraten, erhob er sich halb im Bett und rief nervös aus:

„Was nun, was nun? Ist etwas passiert?"

„Ja, Majestät," antwortete der Herzog, „wir haben eine Entdeckung gemacht, die Ew. Majestät mitzuteilen wir für unsere Pflicht halten, obgleich es uns sehr peinlich ist."

„Was ist es?" fragte der König ungeduldig; „spannt mich nicht auf die Folter!"

„Nun, Majestät," sagte der Herzog, „es ist weder mehr noch weniger, als daß Ihre Majestät die Königin-Witwe und der Großkanzler ein Komplott gestiftet haben, welches darauf ausgeht, Ew. Majestät persönliche Freiheit einzuschränken."

„Das wäre des Teufels!" rief der König aus, indem er aus dem Bett sprang. „Könnt Ihr es beweisen?"

Knuth eilte herbei, um dem Könige beim Ankleiden behilflich zu sein, während Ahlefeld von Griffenfelds heimlicher Audienz bei der Königin-Witwe Bericht erstattete, und wie sie Kenntnis davon erlangt hätten.

[illegible] sagte der König, indem er seine Arme in [illegible]rock steckte, den Knuth bereit hielt, [illegible]ung, daß Griffenfeld sich in der Dunkelheit bei der Königin-Witwe einschleicht, aber es braucht noch kein Komplott gegen unsere Person dahinter zu stecken. Verstehe ich Euch recht, so hat Frau Pobevels nichts darüber berichten können, was der Großkanzler bei der Königin-Witwe wollte."

„Doch, Majestät," antwortete Ahlefeld, „obwohl sie kein Wort von der Unterredung der Königin-Witwe mit dem Großkanzler hörte. Sie fand etwas, welches sie Hahn gab. Hier ist es! Ew. Majestät haben hier die Sache schwarz auf weiß, und das ist sprechender, als jedes mündliche Zeugnis."

Dann überreichte er dem Könige die Aufzeichnungen der Königin-Witwe. Der König ergriff dieselben, sah die wohlbekannten, großmächtigen, schwankenden Buchstaben seiner Frau Mutter und wurde feuerrot im Gesicht, während er las.

„Hoho!" rief er aus. „Sehen wir das! Das gleicht ganz der Königin-Witwe; sie kann es nicht lassen, sich um Dinge zu kümmern, die sie nichts angehen."

Der Herzog und Ahlefeld glaubten, daß der Sieg jetzt gewonnen sei, aber der König sagte plötzlich:

„Die Königin-Witwe hat dies aber geschrieben, nicht Griffenfeld; es ist kein Beweis gegen ihn."

„Können Ew. Majestät wirklich im Zweifel darüber sein," sagte der Herzog, „daß der Großkanzler hierbei beteiligt ist? Ew. Majestät müssen bedenken, daß der Zettel frisch geschrieben war und in des Großkanzlers Anwesenheit gefunden wurde; die letzte Notiz ist ja noch nicht beendigt."

„Hm!" sagte der König. „Es sieht unleugbar etwas verdächtig aus; aber, Durchlaucht, die Königin-Witwe fecit! Wir können doch nicht recht wohl gegen unsere eigene Frau Mutter einschreiten."

„Nein," antwortete der Herzog, „es könnte mir niemals einfallen, Ew. Majestät einen solchen Vorschlag zu machen."

„Was ratet Ihr mir denn?" fragte der König, indem er mit scheuem Blick aufsah.

„Daß Ew. Majestät den Großkanzler unverzüglich verhaften lassen. Bei Gott, Ew. Majestät haben nur schon zu lange mit diesem Manne Geduld gehabt."

Als der König schwieg, sagte Ahlefeld: „Wir bitten und beschwören Ew. Majestät, auf unsern guten und ehrlichen Rat zu hören. Ew. Majestät Weisheit wird sicher das Rechte herausfinden, aber uns dünkt, daß, wenn Ew. Majestät den Großkanzler noch einen Tag auf freiem Fuße lassen, Ew. Majestät bald nicht mehr als Herr in Ew. Majestät eigenem Hause angesehen werden. Haben Ew. Majestät nicht erfahren, was jetzt noch weiter von dem Großkanzler gesagt wird?"

„Was denn?" fragte der König, der das Papier der Königin-Witwe noch immer in seiner Hand hielt.

„Daß er mit dem Gedanken umgeht, sich eine Ehrenwache zuzulegen," antwortete Ahlefeld mit einem Lächeln.

„Eine Gabe!" rief der König aus, fügte aber sogleich hinzu: „Nein, Ahlefeld, das würde doch zu toll sein; das ist nur Geschwätz."

„Nun, Majestät," sagte der Herzog, „wenn man

mit einem Gefolge von mit Degen bewaffneten Pagen an den Hof seines Königs gefahren kommt, so ist der Schritt bis zu einer Garde nicht groß. Richelieu fing auf dieselbe Weise an, und es endete damit, daß er mit Trabanten in seinem Gefolge umherzog."

„Hm!" sagte der König, blieb aber unentschlossen stehen.

„Lassen Ew. Majestät es geschehen," sagte Ahlefeld; „es muß in einem Nu gethan sein. Schöpft der Großkanzler Verdacht, so wird er sich sicher durch die Flucht retten und alle Beweise seiner Schuld mit sich nehmen."

Ew. Majestät können es vollkommen vor Gott verantworten," sagte der Herzog, „wenn Ew. Majestät sich jetzt des Großkanzlers Person bemächtigen und seine Papiere untersuchen lassen. Es werden sicher merkwürdige Dinge an den Tag kommen; sollte es aber wider Erwarten nicht so befunden werden, so können Ew. Majestät ja Gnade erweisen, doch so, daß Ew. Majestät seine Dienste niemals mehr benutzen. Selbst ohne Beweise des Hochverrats haben Ew. Majestät Ursache genug, diese freche und eigenmächtige Person zu entfernen und Ew. Majestät eigenen hohen Willen ganz raten zu lassen."

„Habt Dank, Durchlaut, für Euren guten Rat," antwortete der König in unsicherem Tone. „Wir wollen jetzt uns mit uns selber beraten und werden Euch baldigst wissen lassen, wozu wir uns entschlossen haben." —

„Es ist zum Verzweifeln," sagte der Herzog zu Ahlefeld, als sie sich im Vorzimmer befanden.

„Doch hoffe ich jetzt das Beste," entgegnete Ahlefeld. „Dieses ‚wir wollen jetzt uns mit uns selber beraten,' kenne ich. Ich habe es in des Königs Augen gelesen, daß wir gesiegt haben. Der König will nur den Anschein vermeiden, als handle er auf Antrieb anderer und nicht nach seinem eigenen freien Willen."

Jetzt kamen Ahrenstorff und Hahn und erfuhren, was vorgegangen war. Es zeigte sich, daß Hahn in diesem Falle klüger war als Ahlefeld, denn er sagte:

„Der König will sich mit sich selber beraten? Da müssen wir fragen: Mit wem will er sich mutmaßlich beraten? Mit Jungfer Moth, denke ich. Wenigstens wird er ihr sein Herz ausschütten. Ich werde sofort zu ihr gehen und ihr mitteilen, was es gilt."

„Ja, thut das!" sagte Ahlefeld beistimmend, und Hahn begab sich eiligst auf den Weg nach dem Palais hinter der Börse.

„Hahn ist doch ein pfiffiger Hund," sagte der Herzog.

„Ja," antwortete Ahlefeld, „kein Spürhund in der ganzen Meute hat eine feinere Nase als er; aber noch eins darf nicht versäumt werden, General," sagte er zu Ahrenstorff, „Ihr müßt, wenn es möglich ist, verhindern, daß der Großkanzler heute Gelegenheit bekommt, mit dem Könige zu sprechen. Kommt er, so laßt seine Karosse bei der Brücke anhalten. Ihr könnt ihm ja sagen lassen, daß der König auf die Jagd gegangen sei, oder was Ihr sonst wollt."

„Das soll geschehen, Excellenz," antwortete Ahrenstorff mit seinem rauhen Lächeln. „Ihr könnt sicher sein, daß seine vergoldete Schachtel heute nicht das Glück haben soll, hier hereinzurasseln."

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die letzte Fahrt zu Hofe.

Auf dem Schlosse wurde an diesem Tage Wache gehalten, als ob der Feind im Lande sei. Ahrenstorff zeigte seine martialische Figur so oft im Brückenthor, daß die Schildwachen zuletzt ganz müde wurden, die Honneurs vor ihm zu machen. Er hätte sich jedoch alle Mühe sparen können, denn des Großkanzlers Karosse zeigte sich nicht.

Nicht weniger geschäftig waren Knuth und der Ceremonienmeister Speckhahn, um den König das unsichtbare Netz zu spinnen, welches an diesem Tage und noch auf längere Zeit alle fern halten sollte, die als Freunde des Großkanzlers angesehen wurden. Der nichtsahnende Jörgen Bjelke kam und blieb wie eine Mücke im Netz hängen, obgleich er als Statthalter von Kopenhagen freien Zutritt zum Könige hatte.

Währenddessen saß der Großkanzler ganz ruhig in der Kriegskanzlei und machte dem Spion, der aufpassen sollte, wann er fortging, die Zeit über die Maßen lang. Sechs Stunden arbeitete er, zum Teil mit dem Herzog Johann, den der König zum Obergeneral des Heeres gemacht hatte. Obwohl Griffenfeld wissen mußte, daß der Herzog ihm feind war, widersetzte er sich doch nicht dieser Wahl. Seine Feinde sahen darin einen Versuch von seiner Seite, den Herzog zu gewinnen, und verspotteten ihn, seine Freunde priesen ihn als einen guten Patrioten, der nur das wahre Wohl des Heeres ins Auge fasse, denn Herzog Johann Adolf wurde als der tüchtigste Feldherr angesehen, den der König zu seiner Verfügung hatte.

Wie es sich nun auch damit verhalten mochte, so wurde es doch ein schwerer Tag für den Herzog, denn er war sehr ungeduldig und besaß ein auffahrendes Temperament. Er war sonst ein ehrlicher Herr, der stets den geraden Weg ging; aber jetzt mußte er sich dazu bequemen, die Maske der Freundschaft zu tragen einem Manne gegenüber, den er haßte, und den gering zu schätzen er sich alle Mühe gab. Mit dem letzteren Bestreben hatte er jedoch nur wenig Glück, denn der Großkanzler war so eifrig bei der Arbeit und machte an diesem Tage seine Sache so glänzend, daß der Herzog bisweilen mit fortgerissen wurde und vergaß, daß er dort eigentlich saß wie ein Wegelagerer mit einem Dolch unter der Weste. Es war, als ob der Teufel in den Großkanzler gefahren sei, und er es geradezu darauf anlege, dem Herzog zu zeigen, was er wert sei, und welche Verantwortung der Herzog dadurch auf sich lade, daß er ihn vom Steuer entfernte. Wie vorzüglich würde nicht dieser Feldzug geleitet worden sein, wenn diese beiden Männer Hand in Hand gegangen wären, der geniale Administrator und der tüchtige Feldherr! Und wie rücksichtsvoll zeigte sich

nicht der allmächtige Minister gegen den stolzen Fürsten. Nicht ein einziges Mal während dieser langen Verhandlung verstieß er gegen die Höflichkeit, so daß der Herzog zuletzt, ergriffen von innerer Raserei, kurz abbrach unter dem Vorwande, daß er müde sei.

Doch entschlüpfte er damit nicht. Ahlefeld bat und beschwor den Herzog, doch diesen Abend ja nicht von der Soiree bei dem spanischen Gesandten de Fuentes fern zu bleiben, wo sie den Großkanzler treffen würden; jetzt gelte es gerade, die Maske nicht fallen zu lassen. Der Herzog fügte sich, er kam und zeigte sich so gnädig und falsch, wie es sein fürstlicher Stolz in keiner Weise erlaubte. Für den Statthalter selber ging es nur allzu glatt; er überhäufte den Großkanzler derart mit Schmeicheleien, daß dieser, so sehr er auch den Sirenengesang seines reichsgräflichen Kollegen gewohnt war, doch stutzig wurde.

Die Gemächer in Karl van Manderns Palais an der Österstraße, in welchem der spanische Gesandte seine Wohnung hatte, und wo schon so viele ausländische Gesandte vor ihm gewohnt, hatten so oft von Schmeichelreden widergehallt, daß die Tapeten derselben mit Lügen gesättigt sein mußten, denn Machiavellis Geist brütete damals mehr als je über der diplomatischen Welt und drückte seinen Stempel auf alle Politik. Doch vernahmen diese Räume jetzt mehr davon, als bei irgend einer früheren Gelegenheit. Wenn der Vater der Lüge in dieser glänzenden Gesellschaft unsichtbar zugegen gewesen ist, so muß er sich gefreut haben. —

Dann brach der 11. März an, der ein Sonnabend war. An diesem letzten Tage der Woche pflegte Griffenfeld dem Könige Vortrag zu halten, und dies gedachte er auch jetzt zu thun.

Als er aufgestanden war und Toilette gemacht hatte, verweilte er noch einige Augenblicke in seinem Kabinett. Er dachte über seine Lage nach und überlegte, wie er seinen Feinden entgegenarbeiten solle; aber je mehr er über die Situation nachdachte, desto mehr fühlte er sich davon überzeugt, daß keine drohende Gefahr vorhanden sei.

Sein Blick fiel auf den Tisch, auf welchem noch die Glückwunschbriefe lagen, die beim Jahreswechsel eingelaufen waren. Es fehlte in dieser Sammlung auch nicht die Handschrift eines einzigen bedeutenden Ministers von ganz Europa, und einige Souveräne hatten selber an ihn geschrieben. Die Briefe waren voll von den schmeichelhaftesten Aussprüchen. Welches Zeugnis legten dieselben nicht ab von dem Ansehen, zu welchem er nicht nur sich selbst, sondern auch seinen König und sein Vaterland erhoben hatte! Sollte dieses sein stolzes Werk in einem Nu über den Haufen geworfen werden? Um welcher Ursache willen? Er war sich bewußt, daß er niemals sich das Verdienst zugeeignet, sondern stets dem Könige die Ehre gegeben hatte. Er erinnerte sich dessen, was er vor kurzem an den brandenburgischen Minister geschrieben hatte, nämlich:

„Die Eroberung von Wismar ist berühmt für [illegible] in diesem Stück nächst Gott [illegible] verdankt. Für ein Probestück [illegible] sterstück zu sein."

Wie herrlich war nicht des Königs und sein Zusammenarbeiten bisher geglückt! In Jahrhunderten hatte Dänemark nicht so fest gestanden. Die Einnahmequellen waren vermehrt, die Kriegsmacht entwickelt, und letztere stand, was Ausrüstung und Übung betraf, mit derjenigen jedes gleichgestellten Staates in Europa auf derselben Höhe. Selbstverständlich war er, der nun sechs Jahre hindurch das Staatsruder geführt hatte, nicht ohne Verdienst daran; und jetzt sollte der König in der Erregung eines Augenblicks dies vergessen und ihn von sich stoßen können, gerade jetzt, da sie an die Ausführung der Großthat ihres Lebens gingen, an die Zurückeroberung Schonens, und der König seines Beistandes am meisten bedurfte? Es schien ihm unglaublich. Doch wollte er auf alles gefaßt sein; er war bereit, Rede und Antwort zu stehen, wenn der Konig ihn zur Rechenschaft ziehen sollte. Er rechnete mit allen Faktoren und dachte an alle Möglichkeiten, nur nicht an die eine, daß er entfernt werden könnte, ohne Gelegenheit zu bekommen, sich zu rechtfertigen. Eine so unerhörte Gewaltthat kam ihm nicht in den Sinn und konnte ihm vernünftigerweise nicht einfallen; aber das war es ja gerade, was seine Feinde ins Werk zu setzen suchten.

In guter Laune trat er in sein Wohnzimmer, woselbst er seine Chokolade genoß. Seine Mutter schenkte sie ihm selber ein und reichte sie ihm in einer kostbaren silbernen, mit Gold überzogenen Tasse. Die kleine Charlotte stand bei ihm und aß einen Kuchen, während sie den Haushofmeister anstarrte, der herbeigerufen worden war, um seine Befehle zu empfangen. Sein Herr wollte an diesem Tage nämlich ein improvisiertes, aber darum nicht minder üppiges Mittagsessen geben. Er hatte diesen Winter bisher stiller gelebt, als es sich für ihn paßte, einmal, weil er sehr erkältet gewesen war, sodann aber auch, weil die Menge der Geschäfte ihn fast erdrückt hatte. Jetzt hatte er am vorhergehenden Abend den spanischen Gesandten und mehrere von dessen Gästen eingeladen, unter diesen auch Herzog Johann und Ahlefeld. Letzterer hatte die Einladung mit aufrichtiger Freude angenommen, denn sie war ihm ein sicherer Beweis von der Sorglosigkeit seines Opfers.

Griffenfeld that niemals etwas halb, auch die kleinsten Dinge nicht. Er bestimmte selber alle Details bei einem Gastmahl, und seine Verhandlungen mit dem Haushofmeister währten daher eine gute Weile. Als sie endlich fertig waren, war es Zeit, auf das Schloß zu fahren, weswegen er sich hastig erhob; aber in demselben Augenblick wurde der Professor Rasmus Vinding gemeldet.

„Wie ungelegen!" rief Griffenfeld aus. „Es ist mir unmöglich, ihn jetzt zu empfangen; bitte ihn, er möge morgen wiederkommen."

Der Lakai kam indessen zurück mit dem Bescheid, es sei von der größten Wichtigkeit, daß dem Professor augenblicklich Gelegenheit gegeben werde, den Großkanzler zu sprechen. Griffenfeld schüttelte ungeduldig den Kopf, befahl dem Diener, den Professor in sein Kabinett zu führen und ging selber dort hinein.

Es war lange her, seit Vinding seinen Fuß

über des Großkanzlers Thürschwelle gesetzt hatte. Dieser sein ehrlicher alter Freund hatte ihm gegenüber eine freiere Sprache geführt, als er vertragen konnte, und es hatte ungefähr mit einem Bruch geendigt. Der Besuch mußte ihn also sehr überraschen, aber er hatte nicht lange Zeit, darüber nachzudenken, was denselben veranlaßt haben konnte, denn Vinding trat schnell ein und sagte mit großer Unruhe:

„Ich bitte Ew. Excellenz zu entschuldigen, daß ich Euch zu dieser Tageszeit beschwerlich falle, aber die Sache ist von der größten Wichtigkeit.“

„Faßt Euch kurz, lieber Professor,“ antwortete Griffenfeld; „mein Wagen steht bereit, ich muß zum Könige; was habt Ihr auf dem Herzen?“

„Nun,“ rief Vinding aus, „es ist ein Glück von Gott, daß ich zu rechter Zeit gekommen bin! Die Sache geht nicht mich an, sondern Ew. Excellenz selber.“

„Mich?“ fragte Griffenfeld verwundert und mit einem stolzen Lächeln.

„Ja,“ sagte Vinding, „es verhält sich unglücklicherweise so. Ich bitte Ew. Excellenz, mich geduldig anzuhören. Bei Gott, der König mag lieber eine ganze Stunde auf Euch warten, als daß Ihr zu ihm gehen solltet, ohne gewarnt worden zu sein. Es wird bestimmt gesagt, daß Ew. Excellenz verhaftet werden sollen, sobald Ihr das Schloß betretet.“

Griffenfeld erbleichte, faßte sich aber schnell, indem er sagte:

„Lieber Vinding, habt Dank für Eure Sorge um mich, aber da seid Ihr sicher mit falschen Gerüchten gelaufen. Doch muß ich jetzt klare Einsicht in die Sache haben; sagt mir also, woher Ihr diese merkwürdige Nachricht habt.“

„Ew. Excellenz sollen es von Grund aus erfahren,“ sagte Vinding mit einem Kopfnicken. „Jungfer Margarethe Eilersen kam gestern zu uns und sagte: ‚Als die Kinder heute morgen zur Schule gingen, hörte ich in meinem Zimmer, daß einer von den Knaben sagte: Morgen soll der Großkanzler ins Gefängnis geworfen werden. Ich ging schnell hinaus und erfuhr, indem ich die Knaben ausfragte, daß es kein Scherz war. Derjenige, welcher es gesagt, hatte am Agend vorher gehört, wie sein Onkel es seinem Vater zugeflüstert; aber dieser Onkel ist Niels Lyder, der Leibdiener des Oberjägermeisters Hahn.“

„Aber lieber Professor,“ sagte Griffenfeld, „wie könnt Ihr einem solchen Dienerklatsch so großes Gewicht beilegen?“

„Nicht diesem allein,“ entgegnete Vinding; „nachdem aber so viele unheilverkündende Gerüchte voraufgegangen sind, so kann dies doch ein Blitzstrahl sein, welcher das sich nähernde Unwetter andeutet. Ew. Excellenz sollten bloß wissen, was Euch jetzt nachgesagt wird! Die schwersten Anschuldigungen werden gegen Euch erhoben, ja, man wagt es sogar, die freche Lüge auszusprechen, daß Ihr dem Könige nach dem Leben trachtet und selber nach dem Thron strebt. Kein vernünftiger Mensch glaubt es; aber daß solche Gerüchte verbreitet werden, ist ein Beweis von dem großen Haß und der wachsenden Kühnheit Eurer Feinde. Meine Frau, Jungfer Margarethe und ich, wir sprachen mit großer Besorgnis über Ew. Excellenz, und beide Frauen, deren Herzen warm für Euch schlagen, flehten mich an, hierherzugehen und Euch zu warnen, was ich jetzt gethan habe. Trotz allem, was zwischen uns gewesen ist, bin ich Euer treu ergebener Freund. Tief würde es mich betrüben, wenn Ihr vor Eurem Sturz ständet, und nicht am wenigsten aus dem Grunde, weil Ihr Eurem Könige und Eurem Vaterlande gut gedient habt; hier ist bei Gott niemand, der Euch ersetzen kann, das ist meine aufrichtige Meinung.“

„Habt Dank, lieber Vinding,“ antwortete Griffenfeld ruhig und freundlich, „für Eure treue Gesinnung! Gesetzt nun der Fall, daß wirklich Gefahr vorhanden sei; versetzt Euch da einmal in meine Lage und sagt mir, was Ihr thun würdet.“

„Darüber habe ich auf Ehre nicht nachgedacht,“ entgegnete Vinding verblüfft „Ew. Excellenz müssen es selber am besten wissen; soll ich aber einen Rat geben, so muß er lauten: Geht heute nicht aufs Schloß! Bringt Euch lieber in Sicherheit, sobald es geschehen kann! Das haben andere in ähnlicher Lage schon vor Euch gethan.“

„Ja,“ antwortete Griffenfeld, „wenn es Schelme waren, oder sie den Kopf verloren; ich aber bin mir keines Vergehens bewußt; ich habe meinen Herrn und König niemals verraten, sondern ihm treu gedient. Ferner bin ich im Vollbesitz meines Verstandes; fliehe ich, so erkenne ich mich für schuldig, das sehe ich ein. Nein, Vinding, Ihr ratet mir etwas, was Ihr selber nicht thun würdet. Und will ich nicht fliehen, so ist es einerlei, ob ich hier bleibe oder aufs Schloß fahre. Der König kann mich hier so leicht verhaften wie dort.“

„Darin habt Ihr recht,“ sagte Vinding. „Eure Gemütsruhe, welche zeigt, daß Eure Sache gut ist, erfreut mein Herz.“

„Vielleicht nicht gut genug in den Augen Gottes des Herrn,“ sagte Griffenfeld; „den Weg, den er mich führt, muß ich jetzt gehen, ich mag wollen oder nicht; es wird der rechte sein.“

„Setzt Ihr Euer Vertrauen auf Gott,“ rief Vinding tief bewegt aus, „so seid Ihr wohl beraten, wie es auch gehen möge.“

„Habt Ihr daran gezweifelt?“ fragte Griffenfeld und sah auf. „Jetzt gehe ich, um vor das Angesicht meines Königs zu treten, und ich werde dann sehen, was er mit mir machen wird.“

Niemals hatte Vinding Männlichkeit und Seelenreinheit klarer aus eines Menschen Antlitz leuchten sehen, als in diesem Augenblick aus Griffenfelds. Er bewahrte diesen Anblick in seiner Erinnerung, und noch oft in späterer Zeit erklangen die Worte in seinem Herzen.

Als Vinding ging, wurde Biermann gemeldet und vorgelassen. Er sollte wie gewöhnlich seinen hohen Vorgesetzten begleiten und hatte schon über eine halbe Stunde gewartet.

„Es ist spät geworden, Biermann,“ sagte Griffenfeld, „ich werde aber im Augenblick fertig sein.“

„Guten Morgen, Excellenz,“ sagte Biermann mit einer tiefen Verneigung und fügte in schmeich-

lerischem Tone hinzu: „Haben Ew. Excellenz eine gute Nacht gehabt?“

„Danke, mir ist wohl,“ antwortete Griffenfeld, während Jens Neve ihm seinen Galarock anhalf.

„Ew. Excellenz sehen ungemein frisch aus,“ sagte Biermann.

„Sagt mir doch,“ fragte Griffenfeld, noch vor dem Spiegel stehend, „wie geht es Anna?“

Anna Schröder, Griffenfelds Cousine, war Biermanns Verlobte. Er errötete bis tief in die Schläfen und antwortete stammelnd:

„Ich — danke, Excellenz, es geht ihr gut.“

Die Frage wurde natürlich dadurch hervorgerufen, daß das Erscheinen Rasmus Vindings Griffenfeld an seine Verwandten und alten Freunde erinnert hatte, und er machte sich selber Vorwürfe, daß er sich von ihnen so fern gehalten; aber der Elende, welcher vor ihm stand, und dem er diesen kleinen Beweis seiner Teilnahme gab, hatte schon in seinem Herzen beschlossen, mit seiner Verlobten zu brechen, was er wirklich auch nach einiger Zeit that; es galt, sich möglichst bald von dem sinkenden Schiff zurückzuziehen. Noch war es über Wasser, und daher überfiel ihn eine große Angst bei jener, in diesem Augenblick so merkwürdigen Frage. Der Großkanzler konnte ja hinter seine Verräterei gekommen sein; aber er merkte bald, daß dies nicht der Fall war.

Als man das Rollen des vorfahrenden Wagens vernahm, brach Griffenfeld sogleich auf und ging hastig durch die Gemächer nach der Vorhalle, gefolgt von Biermann. Sein Gang war fest, und stattlich erschien er in seinem violetten, mit Pelzwerk verbrämten Sammetrock. Ein leichter Pariser Degen, dessen Griff von Diamanten funkelte, hing an seiner Seite, auf seiner Brust glänzten seine Orden und des Königs Porträt-Medaillon; in der rechten Hand hielt er seinen galonnierten Hut mit dem weißen Federaufputz, und von der Agraffe, welche denselben zusammenhielt, strahlte ein Diamant wie ein scharfsehendes Auge, welches Biermann traf. Wie oft hatte er nicht, wenn er seinen glücklichen Vorgesetzten so in aller seiner Pracht sah, ein Zucken in den Fingern gefühlt, um all diesen Putz von ihm zu reißen und ihn auf andere Art geschmückt zu sehen, mit Eisen an Händen und Füßen. Sollte es jetzt vollbracht werden?

Die Pferde stampften vor dem Thor, die Pagen und Lakaien standen in zwei Reihen in der Vorhalle aufgestellt, während sie hindurchschritten und in die Karosse stiegen. Diese setzte sich in Bewegung, rollte aus dem Thor, und sie fuhren im langsamen Paradeschritt dem Schlosse zu. Griffenfeld sagte unterwegs nicht ein Wort, aber die warnenden Stimmen, die er in den letzten Tagen vernommen hatte, widerhallten in seinem Innern. Sein Wanken war vorüber; er hatte seinen Entschluß gefaßt. Er wollte jetzt den König fragen, ob er ihm kein Vertrauen mehr schenke und aus welchem Grunde nicht. Es müsse doch merkwürdig zugehen, wenn es ihm nicht gelingen sollte, seinen Herrn von seiner Treue zu überzeugen und es ihm klar zu machen, daß der ganze Alarm den Verleumdungen seiner gehässigen Nebenbuhler zuzuschreiben sei. —

(Fortsetzung folgt.)

Moderne Ehen.

Roman

von

H. Schobert.

(Fortsetzung.)

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Hans Henning las diesen Brief immer wieder und wieder; er traute seinen Augen nicht, die ihm etwas so Unglaubliches enthüllten, und dann saß er eine ganze Weile still und sah in den eben ergrünenden Garten. Vor einem Jahr war Ditas Lebensschiff mit stolzgeblähten Segeln von hier aus ins Glück hineingefahren, heute kehrte es als Wrack zurück. „Schon!“ dachte Hans Henning mit einem schweren Seufzer.

Er erinnerte sich seiner trüben Ahnungen, wenn er Ditas Jubel mit angesehen, ihre stolzen Worte gehört hatte und daneben Cedriks leichtsinnigen, unverläßlichen Charakter beobachtet; er dachte an den schlechten Einfluß, den Brynkens zweifellos auf ihn ausgeübt, und tiefes Mitleid mit der jungen, verlassenen Frau erfaßte ihn. Nicht einen Augenblick kam ihm der Gedanke, sie könne wirklich schuldig sein, das war eben einer Dita unmöglich; wie aber sollte er ihr helfen! Das gespannte Verhältnis mit seinem Bruder machte ihm ein persönliches Eingreifen unmöglich, und doch glaubte er an eine Wiedervereinigung der beiden Gatten, hielt er den Scheidungsgedanken für ganz ausgeschlossen. So weit durfte der Name Antlau nicht erniedrigt werden.

Vielleicht verlangte er mit dieser Forderung ein schweres Opfer von Dita, er empfand es selbst, daß er in seinen Ansichten schroff war, aber was auch Herz und Verstand dagegen sagten, er konnte einmal nicht anders. Die alte Tradition des Hochhaltens alles dessen, was ihm von den Vätern überkommen, war stärker als seine Toleranz. Mochten andere anders denken und fühlen, er sprach gewiß nicht dagegen, nur er selbst vermochte es nicht, und was zu ihm gehörte, mußte sich dem fügen.

Nach langem Grübeln ließ er einspannen und fuhr hinüber zu Vernys.

„Herrgott, Hans," sagte seine Schwester ganz erschrocken, „Du siehst aus als führte Dich etwas Böses her. Sag schnell, ist etwas geschehen?"

Er nickte und nahm sie unter den Arm, zum Glück war sie gerade allein.

„Du mußt mir einen Gefallen thun, ein Opfer bringen, Berta, nur Du allein kannst das noch."

„Handelt es sich um Dich?" fragte sie.

„Nein, um Cedrik."

Sie schnippte ein wenig mit den Fingern, indem sie den Kopf etwas in den Nacken warf.

„So — so!" sagte sie gedehnt.

„Du mußt Dich sofort aufsetzen und nach Berlin fahren, einen anderen Ausweg weiß ich nicht. Dita will sich von ihrem Mann scheiden lassen. Das darf nicht sein, Berta, um unseres Namens willen nicht."

Er reichte ihr den Brief, und sie las ihn eifrig, ein feines Rot stieg in ihr blühendes Gesicht; als sie geendet sah sie ihrem Bruder fest in die Augen.

„Auf wessen Seite denkst Du, daß die Schuld liegt?"

„Auf Cedriks — zweifellos."

„Herzensbruder, Du bist sehr voreingenommen zu Gunsten dieser Dita. Sie sagt selbst, die Umstände sprechen gegen sie; wie ist es möglich, daß bei einer anständigen Frau solch ein Verdacht aufkommen und durch die Umstände bestätigt werden kann? Mir würde das nie passiren."

„Du vergißt die ganz verschiedenen Lebensatmosphären, in denen Ihr beide existiert, Berta," begann er etwas nervös, denn er hatte schnelleres Entgegenkommen bei seiner Schwester vorausgesetzt. „Ein schattenloses Glück zwischen zwei Menschen ist wohl nur dann denkbar, wenn außer innerer Harmonie auch keine Beeinflussung von außen stattfinden kann. Denke aber nur an Brynkens."

„Ihre Freundin," schaltete Berta ein.

Er sah sie erstaunt an „Wie pharisäisch Du doch geworden bist, Berta."

Sie errötete bei diesem Tadel.

„Cedrik ist eben unser Bruder," entschuldigte sie sich.

„Desto mehr sind wir seiner Frau Gerechtigkeit schuldig."

Zu Boden blickend fragte sie:

„Und was soll ich nun thun?"

Er nahm ihre beiden Hände.

„Hinreisen, die Sache ansehen, alles zum Besten kehren, liebste Berta. Frauenhände sind zart. Soll unser Name mit dem häßlichen Schandfleck einer Scheidung bedeckt werden?"

Sie schüttelte schmerzlich beklommen den Kopf.

„Ach, Hans Henning, ich bin kein Diplomat, frage nur Botho, mir geht das Herz immer durch, und manchmal auch der Ärger. Hätten wir uns nur gleich im Anfang dieser unglücklichen Heirat energisch widersetzt, ich hatte doch so eine Ahnung — aber Du warst damals so dafür."

Hans Henning seufzte.

„Du warst immer für sie so sehr eingenommen."

„Auch heute noch. Freilich, wenn Du Dich von Deinen Vorurteilen nicht losmachen kannst, dann ist es schon besser, Du bleibst hier. Ungerechtigkeit gegen Dita wäre mehr, als ich verantworten möchte, dann sollen die Dinge lieber ihren Lauf gehen."

Sie sah ihn prüfend an, endlich sagte sie mit weicher, zärtlicher Stimme:

„Gestehe es, Hans, Du hast — sie — sehr gern gehabt, diese Dita."

Er wandte den Kopf ab.

„Ja!" sagte er nach kurzem Kampf.

Ihr Gesicht an seinen Arm lehnend seufzte sie tief auf.

„Armer Bruder!" — Dann sah sie ihn entschlossen an. „Ich gehe, Hans, natürlich! Gleich morgen, wenn Du willst, und es Botho recht ist. Du sollst Dein Opfer nicht umsonst gebracht haben."

Ganz verstohlen fragte sie dann aber doch ihren Mann, vor dem sie keine Geheimnisse hatte:

„Begreifst Du's, Botho? Unser Hans Henning? Was ist denn das eigentlich für ein Mädchen gewesen, das sich die Herzen unserer beiden Brüder erobert hat? Ich bin schrecklich neugierig, sie zu sehen. Ist sie denn hübsch?"

„Sehr! Und wenn Du nicht meine Frau wärst, Berta — wer weiß — wer weiß — —" Aber er unterließ das Necken bald, der gute Botho, die Sache war doch zu ernst und Berta in keiner geringen Aufregung. —

Über Ditas erwartete Schönheit sollte sie indes im ersten Augenblick etwas enttäuscht werden. Mit todblassem Gesicht, die Augen von dunklen Rändern umgeben, trostlos und verweint, hatte Dita sehr viel von ihrer Frische verloren, und Berta sagte sich mit einem Schimmer der Enttäuschung, daß sie sich ihre Schwägerin anders vorgestellt hatte. Dazu kam von seiten Ditas eine ziemlich steife Haltung, als Frau von Verny mit ausgestreckter Hand und den einfachen Worten: „Ich bin Deine Schwägerin Berta, hoffentlich hast Du ein paar Stunden Zeit für mich übrig," ganz unerwartet bei ihr eintrat. Denn Dita wußte nicht, ob Berta eine Ahnung von den bestehenden Verhältnissen hatte, und wie sie sich ihr gegenüber verhalten sollte.

Das änderte sich freilich, als sie fortfuhr:

„Hans Henning schickt mich, ich komme in seinem Namen, seinem Auftrag."

Dita warf einen raschen, fragenden Blick auf das hübsche, vornehme, den Brüdern so ähnliche Gesicht; ein Impuls trieb sie, Berta um den Hals zu fallen, ehrlich zu zeigen, wie es ihr ums Herz war, aber ihre alte Schüchternheit, die der Steifheit so ähnlich sah, hielt sie wieder davon zurück.

Nach einer Pause begann Berta wieder:

„Wir sind uns so fremd — und doch müssen wir die intimsten Angelegenheiten zur Sprache bringen, wenn meine Reise hierher einen Zweck haben soll. Giebst Du mir die Erlaubnis dazu?"

„Gewiß," versicherte Dita tonlos.

„Hans Henning hat mir Deinen Brief zum Lesen gegeben, er läßt Dir sagen, Schloß Antlau stände Dir jede Stunde offen."

„Er glaubt also an mich!" rief Dita mit einem tiefen Aufatmen, indem sie die Hände zusammenpreßte. „O, wie ich ihm dafür danke — wie unendlich ich ihm dafür danke!"

Heiße Thränen stürzten über ihr Gesicht, und dann überwältigte sie das Bewußtsein, daß die Frau neben ihr doch seine Schwester war, daß sie kam um zu trösten, zu vermitteln, daß sie doch nicht ganz so verlassen war, wie sie sich in der letzten Zeit geglaubt. In schnellem Impuls umfing sie Berta mit beiden Armen, lehnte ihren Kopf an ihre Schulter und weinte sich den drückenden Kummer von der Seele. Einen Augenblick sah Berta auf den dunklen Kopf herab; so schmerzlich hatte sie niemals geweint und geschluchzt, ihr Botho gab ihr auch am letzten dazu Veranlassung. Vor ihren geistigen Augen stand blitzartig ihr ganzes großes Glück. Mann und Kinder, ihre Sorgen und Arbeit, ihre Freuden und das Gelingen. Auch an ihre sorgsam umfriedete Jugend mußte sie denken, daß ihr eigentlich niemals etwas nahegetreten war, was sie mit ihren Ansichten und Anforderungen in Konflikt gebracht, und ihr daher das Urteilen und Verurteilen leicht gemacht worden war. Tiefes Mitleid mit Dita regte sich in ihr, um so mehr, je mehr sie fühlte, es lag da noch etwas Schmerzendes, Verborgenes, an dem — vielleicht — ihr Bruder schuld war. Nach einer Weile hob Dita den Kopf.

„Verzeih," sagte sie, die Augen trocknend, „es übermannte mich nur so. Ihr seid gut gegen mich, Du weißt nicht, wie mir das wohlthut."

„Nun — und Dein Mann?" fragte Berta erstaunt.

„O, er — er ist auch nicht rücksichtslos — nein — trotz allem nicht — aber —"

Sie zerriß und zerknüllte ihr Taschentuch mit abgewandtem Kopf. Sollte sie sprechen? Ihr Herz drängte so sehr nach Mitteilung, der Anstand hielt sie zurück.

„Du mußt ganz offen gegen mich sein," sagte Berta, „Hans Henning hält eine Scheidung für eine Unmöglichkeit, unseres Namens wegen. Wir können uns doch nicht wie die ersten besten durch den Gerichtssaal schleppen lassen, das bliebe ein ewiger Fleck auf unserem Namen. Siehst Du das nicht ein?"

„Nein," sagte Dita nach einigem Nachsinnen, „und ich glaube, Du würdest anders sprechen, wärst Du die Beteiligte, Berta!"

„Nie! Niemals! Lieber ertrüge ich alles!" rief Frau von Verny erregt.

„Und wenn Du wüßtest, daß Du Deinem Gatten eine Last wärst?"

Berta sah die Sprechende erstaunt an.

„Ich denke, Du — Dich hat man in Verdacht ... Aber ich glaube es nicht mehr, seit ich Dich gesehen."

„Das Beste für Cedrik wäre es wohl, ihn von mir zu befreien, selbst auf Kosten Eures Namens," begann Dita, die Hand ihrer Schwägerin drückend, „er wird dann vielleicht glücklicher werden mit einer Frau, die er liebt, die seine Interessen teilt ..."

„Wie kommst Du nur auf den Unsinn?" fragte Berta rasch. „Sei doch ehrlich gegen mich, gegen Dich selbst, Dita, sag mir alles, es scheint, da steckt noch mehr, als ich weiß; oder ist die Brynken Deine Vertraute?"

„Stefanie! der ich all meinen Kummer verdanke?" rief Dita mit so unverkennbarem Abscheu, daß die Verny keinen Augenblick zweifelte, die Wahrheit zu hören. Und dann, in einer echt weiblichen Aufwallung von Hilflosigkeit, Zorn und dem Wunsch, sich in Bertas Augen zu entlasten, erzählte sie ihr den ganzen Verlauf ihrer Ehe, die Geschehnisse der letzten Zeit.

„Du siehst also, es ist am besten, daß ich gehe," sagte sie endlich, tief aufatmend. „Es genügt nicht, daß wir Frauen das Beste wollen und anstreben, wir sind nicht Herr über die Verhältnisse, nicht Herr über die Seelen unserer Männer. Ich habe verlernt, an ein Glück in der Ehe zu glauben."

„Warum nicht gar!" rief Berta erregt. „Der Schmerz, um einer anderen willen nicht geliebt zu werden, ist freilich begreiflich; er muß ein doppelter sein, wenn der, den man lieb hat, einen schlechten Tausch macht, aber darum so ganz verzweifeln wollen, nein, Dita, das ist unrecht. Die Aufgabe der Frau ist es, zu heilen, zu vergeben, nicht siebenmal, sondern siebzig mal sieben; den Funken der Liebe, die unter der Asche liegt, wieder an unserer Liebe zu entzünden, denn wenn Cedrik Dich nicht lieb gehabt hätte, warum hätte er Dich damals geheiratet?"

„Um des Geldes willen," sagte Dita stockend.

„O, wie kannst Du doch so etwas sagen!" rief Berta vorwurfsvoll. „Unser Bruder! Nein, mag Cedrik wirklich leichtsinnig sein, schlecht ist er nicht."

Sie schwieg selbst erschrocken still. War es denn etwa keine Schlechtigkeit, seine Frau mit einer anderen zu betrügen? Wenn das Botho ihr gemacht hätte! Keine Macht der Welt hätte sie bei ihm gehalten, das war ihr ganz klar; und von Dita forderte sie Toleranz, war geneigt, Cedrik zu entschuldigen, weil er ihr Bruder war? ... Sie fühlte sich ganz unglücklich und verwirrt; sonst ihrer selbst so sicher, so schnell mit ihrem Urteil fertig, fühlte sie recht wohl die Ungerechtigkeit, die sie im Herzen, trotz aller Sympathie für Dita, gegen diese beging, wenn sie ihren Bruder verteidigte, und doch that sie es immer wieder.

Dita seufzte resigniert, sie bemerkte Bertas Verstörung nicht.

„Ich werde nachher mit ihm sprechen," sagte diese endlich entschlossen. „Es wird nur eines Wortes bedürfen, um alle Wolken zu verjagen. Mein lieber, sonniger Cedrik! Nein, so gründlich kann ihn die Welt nicht geändert haben." —

Indessen, schon als sie ihn zu Gesicht bekam, sank ihr etwas der freudige Mut. Wie merkwürdig hatte er sich doch verändert! Sein Gesicht so scharf und mager, sein Gebahren unstät, nervös und hastig, außerdem freute er sich gar nicht ein bißchen, sie nach Jahren so unerwartet bei sich zu sehen, und das nahm die gefühlsfreudige, ehrliche Gutsbesitzersfrau am meisten übel.

„Was führt Dich denn in die Residenz?" frag'e

er nur ganz obenhin, ihr die Hand zur Begrüßung reichend, „und noch dazu ohne Botho?"

Sie sah ihn erst stumm an, dann lag eine gewisse Schärfe in ihrem Ton, als sie erwiderte:

„Dein Wohl, Cedrik."

„O, darum solltet Ihr Euch doch nicht grämen," warf er unzufrieden hin, „ich stehe meinen Mann schon selber. Was will ich denn von Euch?"

„Wir wollen etwas von Dir," versicherte sie mit Nachdruck, und als er überrascht aussah, fuhr sie fort: „Unser alter feudaler Name soll nicht an die Öffentlichkeit gezogen werden, Ihr dürft Euch nicht scheiden lassen."

„Scheiden?" Er war ganz verwirrt. „Wer spricht denn davon, Berta?"

„Natürlich Dita, die Du ungerechtfertigterweise für treulos hältst. Glaubst Du, daß eine Frau, die ihren Mann liebt, das ertragen kann? Ich bürge für sie, und Du kennst mich wohl in diesem Punkt, lieber Cedrik, ich habe strenge Ansichten."

Er hatte eine Nagelfeile herausgezogen und bearbeitete seine Nägel.

„Ich habe es eigentlich selbst nicht geglaubt," sagte er mit heißer Stirn, „Weibergewäsch, weiter nichts. Aber wie kommst Du denn zu dieser Kenntnis?"

Sie winkte ungeduldig mit der Hand.

„Davon später. Cedrik, ich habe viel Häßliches von Dir gehört, mir scheint, die Schuld an Eurer zerfahrenen Ehe liegt auf einer anderen Seite — auf der Deinigen."

„Ein Prediger im Unterrock," sagte er ironisch. „Liebe Berta, Predigten haben bei mir noch nie geholfen."

Sie brach plötzlich in Thränen aus.

„Cedrik, ach, Cedrik, wie sehr bist Du doch verändert! Ich habe es ja immer nicht glauben wollen, nun sehe ich es selbst."

„Wer hatte Dich denn schon darauf vorbereitet?" fragte er mit einem gewissen Galgenhumor.

„Der Birkenwalder, wenn Du es wissen willst; er sagte uns erst neulich, es ginge rapide mit Dir abwärts . . ."

„Daß ich ihm nur nicht einmal gründlich den Mund stopfe," rief er empört, froh, einen Gegenstand zu haben, um seine üble Laune austoben lassen zu können. „So eine Klatschbase! So ein . . ." Er besann sich und fuhr drohend fort: „Sage ihm, Berta, daß er sich seine Erzählungen sparen soll, noch ein Wort und ich nehme ihn beim Kragen."

Sie sah ihn erschrocken an.

„Er meint es doch nur gut, Cedrik. Der Alte hat uns erzählt, was er so zufällig von seinem Sohn hört, weil er weiß, wie sehr wir alle an Dir hängen, wie Du unser Stolz bist . . ."

„Laß das!" unterbrach er sie ungeduldig, „die Sache bleibt dieselbe, mag das Mäntelchen, das Du ihr umhängst, noch so niedlich sein. Und nun hat Dita auch wohl geklatscht?" Er sah sie prüfend an, ganz wohl war ihm dabei nicht.

Sie schwieg und blickte in ihren Schoß. Er lachte auf.

„Daß ich auch noch danach frage! Vielleicht erzählst Du mir das Resumé Eurer Unterhaltung?" Die Beine übereinanderschlagend, gab er sich den Anschein vollster Gleichgültigkeit.

In Bertas Gesicht stieg ein tiefes Rot.

„Ich glaubte, ich würde es Dir sagen können, Cedrik, aber — es geht nicht — ich kann das Dir gegenüber nicht berühren — ich — schäme mich für Dich, Cedrik!"

„Stefanie," murmelte er unbedacht, fragend.

Berta wandte das Gesicht ab. „Ja, Stefanie —" sagte sie nach kurzem Zögern. „Dita war edel genug, Dir nichts von dem Brief zu sagen, den sie gefunden, aber . . ."

„Einen Brief? Welchen Brief?" rief er, ganz aus der Contenance gebracht.

„Frage sie selber. — Ich kam her mit dem Gedanken, Deine Frau zu richten, Cedrik, ich mochte sie nicht, weil ich mir einbildete, ein Mädchen aus Stefanies Hause könne nicht das sein, was ich für meinen Bruder forderte, jetzt scheint es mir, als hätte ich einen andern zu richten als sie."

Der Offizier hatte sich allmählich wieder gefaßt, ja er klopfte seiner Schwester begütigend auf die Schulter. „Da siehst Du es, Berta, wir Männer heutzutage, mein Gott, wir nehmen uns so einen kleinen Seitensprung gar nicht übel! Wir sind eben moderne Menschen, die muß man mit dem Gewicht messen, auf das sie Anspruch haben. Die Unbequemlichkeiten der Ehe sind eben doch nur für Euch Frauen da. Bedenke nur, was wir aufgeben, wenn wir heiraten! Unsere Freiheit! Das versteht Ihr nicht, was in diesem Wort liegt, und deshalb seid Ihr leicht ungerecht. Unsere angenehmen Gewohnheiten, die kleinen Freuden des Junggesellenstandes, alles hat auf einmal ein Ende!"

Berta war ganz blaß geworden. „Wer das beklagt, sollte wahrhaftig nicht heiraten! Wenn mir Botho das sagen könnte — ja nur denken, ich wäre das unglücklichste Menschenkind unter der Sonne."

Cedrik lachte. Er kam sich so unendlich erhaben mit seinen Ansichten diesem gesunden, soliden Spießbürgertum gegenüber vor.

„Was willst Du nur mit Botho! Der ist freilich nicht reif für eine moderne Ehe!"

„Gott sei Dank dann, Gott sei Dank!" rief Frau von Berny mit tiefster Überzeugung. „Mir graut vor der Modernität, die Du mir da vor Augen führst, und sieh, Cedrik, ich bin hergekommen, Dich und Dita zu versöhnen — nun ich Deine Ansichten gehört habe, dünkt es mich beinahe ein Frevel. Mein Gewissen sträubt sich dagegen, denn niemals wird sie an Deiner Seite Glück finden können."

Er lachte wieder. „Dita ist eine ganz vernünftige Frau, und außerdem — ich glaube wirklich, sie liebt mich noch trotz meines moralischen Defektes in Deinen Augen."

„Desto schlimmer," sagte Berta betrübt. „Aber ich fürchte jetzt, daß sie es nicht mehr thut."

Es war doch ein plötzlicher Schreck, der ihm durch die Glieder fuhr. Niemand kannte genauer wie er die Heftigkeit und Rücksichtslosigkeit, die er in der letzten Zeit oft genug für seine Frau gehabt, und

dann jenes häßliche Wort, das er ihr zugeschleudert! Was half's, daß er es im stillen schon bitter bereut hatte, er selbst glaubte ja auch nichts Unrechtes von ihr, nein, je mehr er darüber nachgedacht, je klarer war es ihm geworden, daß an sie auch nicht der kleinste Zweifel heranreichte. Stefanie war schuld, sie verstand es, ihn bis zur Tollheit aufzubringen. Aber bei Dita ließ sich so schwer etwas gut machen, sie war darin gar nicht wie andere Frauen . . . Und so waren denn die beiden Tage, die dazwischen lagen, für ihn hingegangen, ohne daß er sie nur einmal zu Gesicht bekommen hatte.

Seine Hoffnung war die Zeit gewesen; der Erfolg des Rennens, mit dessen Glorienschein er dann vor sie hintreten wollte — nicht reumütig allein, sondern mit einem Stich ins Großherzige.

Er hatte ja überhaupt die besten Vorsätze für die Zukunft — sie thaten ihm alle unrecht, wenn sie glaubten, dies aufreibende Leben behage ihm. Es gab Stunden, in denen er sich furchtbar nach Ruhe und Frieden sehnte. Nun wollte ihn seine Frau verlassen! Ihm war es, als ginge dann sein guter Engel.

„Komm," sagte er mit schnellem Entschluß und faßte die Hand seiner Schwester, „das darf nicht sein! Ich will zu ihr — es muß noch alles gut werden, Berta."

Sie gingen hinüber in Ditas Wohnzimmer. Diese fuhr auf, zum ersten Mal seit jener häßlichen Scene standen sich Mann und Frau wieder gegenüber.

Cedrik erschrak. — Sie hatte sich so sehr verändert! Stefanies Brief fiel ihm auf die Seele, und er ahnte nicht einmal, welcher von den vielen Wischen es war, die sie ihm zugeschickt hatte, trotz seines wiederholten Verbotes. Reue wallte in ihm auf, heiß und brennend. Seinem ersten Impuls gehorchend streckte er ihr die geöffneten Arme entgegen.

„Dita," sagte er mit dem alten Ton, den sie so lange nicht gehört und der jetzt noch inniger, herzbewegender war, „ich habe Dir unrecht gethan — Du hast viel Kummer meinetwegen ertragen — es soll alles besser werden. Vergiß — vergieb, und sei mir wieder gut."

Sie sah ihn stumm an, ihre Hände verschlangen sich fest ineinander.

„Nein, Cedrik, es ist besser, ich gehe. Wir haben nicht zu einander gepaßt, und die Zeit wird das auch nicht ändern. Vergeben will ich Dir wohl — ob ich vergessen kann — das weiß ich jetzt noch nicht. Aber — halte mich nicht."

Er ging auf sie zu und nahm sie fest in seine Arme. „Gewiß halte ich Dich, Dita, so fest ich es nur kann, denn ich will nicht, daß Du von mir gehst, hörst Du, ich will es nicht."

„Meine aufdringliche Liebe war Dir ja doch nur eine Last," flüsterte sie mit zuckenden Lippen und suchte sich ihm zu entwinden. „Aber das hätte ich ja ertragen — nur daß Du mich für treulos halten [illegible], Du, der Du doch wußtest, was Du [illegible] Ihre Stimme brach.

[illegible] ich habe es nie ernstlich ge[illegible] ich Dir! Aber die Eifersucht hatte mich allerdings einen Augenblick fest in ihren Krallen . . . ich war ganz trostlos . . . und da fiel das häßliche Wort, das mir ja selbst keine Ruhe gelassen hat seitdem. Mein Herz, meine Maus, meine süße Frau, sei wieder gut, bleibe bei mir."

Seine Stimme klang flehend und beschwörend, das war wieder der alte Cedrik, dem niemand widerstehen konnte. Auch Dita lehnte ihren Kopf an seine Brust. „Ich sollte es nicht — ich fühle, ich sollte es nicht," murmelte sie, sich ihrer Schwäche wohl bewußt, „aber ich kann nicht anders, als Dich lieb haben."

„Was war denn das für ein vertrackter Brief?" fragte er, nun wieder völlig Herr der Situation. „Und warum hast Du nicht ordentlich deshalb mit mir gezankt?"

Sie schlug die Augen zu ihm auf. „Ich wollte Dich nicht beschämen, Cedrik, aber ich war todesunglücklich. O, sage mir doch die Wahrheit; wenn Du Stefanie liebst — ich will Deinem Glück nicht hinderlich sein."

„Aber Maus," entgegnete er betroffen und strich über ihr dunkles Haar, „was sind das für kuriose Gedanken! Mit der Geschichte wollen wir aufräumen, ein für allemal, ich bin ihr so noch Revanche schuldig dafür, daß sie mich in die häßliche Eifersucht gegen Dich hineingehetzt hat. Und höre mir gut zu, Dita, ich gebe Dir hiermit mein Wort, nach diesem Rennen hat die Sache für mich ein Ende. Ich mag den Stall nicht mehr, die Finger habe ich mir genug daran verbrannt. Mag Theo mit den Pferden machen, was er will, ich ziehe mich aus der Affaire. Dann nehmen wir eine andere Wohnung und leben ganz still für uns; ist es Dir so recht?"

„Ist Dir's Ernst?" fragte sie halb hoffend, halb ungläubig.

„So Ernst, daß ich jetzt gleich zu Brynkens hinuntergehe, vorausgesetzt, daß Du mir Urlaub dazu giebst."

Da war sie es, die ihm den Mund schloß. „Laß uns niemals wieder an all das rühren," bat sie fast ängstlich. „Niemals wieder."

„Doch ein todguter Kerl, mein Bruder," sagte Berta, der stolzen Liebe, die sie stets für ihn empfunden, willig nachgebend, als er eiligen Schrittes das Zimmer verließ. „Ich hoffe, Dita, nun ist alles gut! Nein, ich bin sogar davon überzeugt." —

„Sie haben ja wie ein Depeschenträger an der Glocke gerissen," kam ihm Stefanie lachend entgegen, dann mit einem Blick in sein Gesicht fuhr sie fort: „O, Sie kommen einmal wieder hierher, um Ihre üble Laune an den Mann zu bringen. Nachgerade fange ich ja an, das gewohnt zu werden."

Sie setzte sich in ihren Bambussessel und blickte ihn wartend an. Er stand vor ihr in seiner hübschen Uniform, dem immer noch hübschen Gesicht, und die alte Liebe in ihr meldete sich wieder mit unverminderter Kraft. Am liebsten hätte sie sich an seine Brust geworfen, allein er war jetzt meist abweisend gegen sie, wenn sie ihm damit kam.

„Wollen Sie sich nicht setzen?" fragte sie, ein

wenig mit den Augen blinzelnd, „es scheint mir, Sie haben etwas Gewaltiges vor, da ist Stehen unbequem.“

„Ich bin hergekommen,“ sagte er mit raschem Entschluß, noch ganz im Bann der Versöhnungsscene mit seiner Frau und ohne den gebotenen Platz anzunehmen, „um Ihnen zu sagen, daß alles zwischen uns zu Ende sein muß.“

Sie regte sich nicht. „Warum?“ fragte sie kurz.

„Weil Dita davon erfahren hat — weil es mein Gefühl nicht mehr zuläßt — weil — Warum haben Sie mir auch immer diese verwünschten Briefe geschrieben, Sie wissen, wie oft ich Ihnen das verboten habe. Ich bin nun einmal liederlich — und kurz — meine Frau hat mein Wort, daß zwischen uns alles aufhört. Ich denke auch dies Wort zu halten, das bin ich ihr schuldig.“

„So!“ sagte sie kalt. „Und was sind Sie mir schuldig, Cedrik?“

„Nichts! Gar nichts!“ sagte er erregt und doch deutlich fühlend, daß das nicht die Wahrheit war.

Sie schnellte auf und trat dicht vor ihn.

„Eine bequeme Moral — eine wundervolle Weltanschauung,“ höhnte sie. „Ich habe eine andere.“

„Stefanie, seien Sie vernünftig! Ich bitte Sie, was hilft das alles! Wenn die Liebe gestorben — wir können sie nicht wieder lebendig machen.“

„Ist die Deinige tot?“ fragte sie, und ihr heißer Atem streifte ihn.

„Ja!“

„Die meinige nicht!“

Da wurde er wild. „Dieser verdammten Liebe verdanke ich mein ganzes Elend,“ brach er los. „Ich habe sie nicht verlangt, ich will sie nicht mehr! Du hast mich gegen meine Frau aufgehetzt, immer und ewig, meine Schwächen benutzt, mich festgehalten, herabgezogen — aber ich will das auch nicht mehr, ich sehne mich nach einer anderen, reineren Lebensluft —“

Sie lachte laut auf. „Um vor Langerweile darin zu sterben.“

„Was geht es Dich an. Unsere Wege trennen sich. Morgen ist das Rennen, das mich wieder zum rangierten Mann machen soll . . . ich verspreche Dir, Dich vor Sorgen zu schützen, so weit ich kann, unter der Bedingung, daß Du jetzt vernünftig bist. Willst Du?“

„Ich kann Dich ja nicht halten,“ sagte sie, weiß wie ein Steinbild, „das weißt Du so gut wie ich. O! Wir sollten nur noch mehr das Ende beim Anfang vor Augen haben! Geh, geh, ich will Dich nicht mehr sehen!“

Und sie wandte sich ab und preßte mit wilder Bewegung beide Fäuste in die Augenhöhlen.

Er ging. Froh, so leichten Kaufes davongekommen zu sein.

Auf der Treppe begegnete ihm Theo. „Das ist mir ja lieb, daß ich Dich treffe,“ er zog die wildledernen Handschuhe ab, „Omar ist vorzüglich, kein Zweifel, daß der Sieg uns gehört.“

Cedrik räusperte sich. „Dann wären wir also aus allem heraus.“

„Das will ich meinen.“

„Nun, Theo, ich habe mein Wort gegeben, daß ich von übermorgen an der Sache Valet sage. Der Stall übersteigt meine Mittel und reibt mich körperlich und geistig auf, es geht nicht mehr.“

Theo klopfte mit dem Handschuh das Treppengeländer. „Ein Schuft, wer abspringt,“ sagte er sarkastisch.

„Ja, ich will Dich ja nicht in der Bredouille sitzen lassen, natürlich nicht. Erst soll alles geordnet werden und zwar mit dem Gewinnst, aber dann hört es auf. Du kannst ja den Stall behalten.“

„Was hat Dich dazu veranlaßt, wenn ich fragen darf?“

„Ich sagte es Dir schon — ich gab meiner Frau mein Wort. Übrigens hätten unsere freundschaftlichen Beziehungen doch aufhören müssen — es hat Zänkereien und Klatschereien gegeben, laß Dir nur von Deiner Frau erzählen.“ Er reichte ihm die Hand. „Wir natürlich, lieber Vetter, wir bleiben die alten.„

„Meinst Du?“ dachte Theo, als er dem Hinaufsteigenden mit einem bösen Lächeln nachsah, obgleich er ihm wortlos die Hand geschüttelt hatte, „das wollen wir erst einmal sehen.“

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Eine dichtgedrängte Wagenkolonne auf der staubigen Chaussee, die sich bald schnell vorwärtsbewegt, bald still zu stehen scheint, weil irgendwo eine Stockung eingetreten ist; ein ununterbrochener Strom von Fußgängern rechts und links, ab und zu ein Reiter in gemächlichem Trab, das war etwa das Bild des Renntages, den Cedrik und Theo mit so fieberhafter Spannung erwartet hatten, von dem sie alles erhoffen.

Brynken hatte den Transport der Pferde überwacht und befand sich bereits den ganzen Tag auf der Rennbahn, Cedrik saß mit auf einem jener hohen Wagen, die die Offiziere hinausbrachten.

Sie hatten sämtlich gut gefrühstückt und waren in sehr heiterer Stimmung, auch Cedrik, mit dem ganzen sanguinischen Hoffen, das seinem Temperament immer eigen gewesen.

Nur manchmal gab es ihm einen Ruck am Herzen, einen plötzlichen Stich, der ihm einen Augenblick den Atem zu nehmen drohte; gleich darauf pulsierte sein Blut dagegen desto schneller.

Er wollte auch gar nicht denken — er wollte nicht. Von dem heutigen Erfolg hing für ihn alles ab. Seine Stellung im Regiment sowohl, die, wie er wohl fühlte, stark erschüttert war, als auch Hans Henning und Dita gegenüber. Gab ihm der Erfolg recht, so würde sich alles viel leichter zum Guten wenden, es demütigte ihn dann nicht, wenn er umkehrte. Auch diese ewigen Geldkalamitäten hörten damit endlich auf. Er wußte am besten, wie furcht-

bar sie ihn gequält, wie sie ihn allmählich vom Standpunkt eines anständigen Menschen herabgezogen hatten in eine Existenz, die ihm manchmal nicht genug Luft zum Atmen ließ.

Der energische Vorsatz, von diesem Leben zu lassen, wenn er heute als rangierter Mann dastand, befestigte sich immer mehr in ihm. Seine Verpflichtungen Brynkens gegenüber wurde er los, Hans Henning konnte er die Hand zur Versöhnung reichen, Dita ein guter Ehemann werden . . . Welch Segen, daß er durch Bertas Besuch wieder mit ihr ausgesöhnt, und sie war so vernünftig, sie berührte mit keiner Silbe die Vergangenheit, man konnte sich wirklich keine bessere Frau wünschen.

Er sah in den wirbelnden Staub der Chaussee, den die Räder aufwühlten und die Sonne vergoldete, weithin konnte er die trägen Wolken verfolgen. Auf einmal war eine große Freude in ihm, ein Jubel, als müsse ihm der heutige Tag etwas ganz besonders Großes bringen, auch der letzte Schimmer eines Zweifels war wie weggeweht.

An ihm vorüber fuhr ein zierliches Gefährt, in dem eine Dame saß; die Insassin war Stefanie, er kannte den großen weißen Sonnenschirm, mit dessen Spitzen sie ihn im vorigen Sommer wieder eingefangen, nur zu genau. Während er sie grüßte, nahm er sich vor, daß da nun auch wirklich alles zu Ende bleiben solle, ganz und auf immer. Diese Genugthuung war er Dita schuldig.

Ihm kamen auf dieser heiteren Fahrt, umweht von Frühlingsluft und Blütenduft, alle Hindernisse so leicht zu besiegen, so belanglos vor, daß er gar nicht begriff, warum er sich bisher so sehr hatte niederdrücken lassen. Das ließ sich ja alles ordnen. Er war glücklich, daß ihn so gar keine Zweifel mehr quälten, auch das häßliche Gefühl von vorhin war vollständig geschwunden.

„Sie sind Ihrer Sache wohl ganz sicher, Antlau?" fragte einer der Kameraden, in Cedriks heiteres Gesicht sehend, das heut wieder all seine alte Sorglosigkeit zeigte.

„Vollständig. Da läßt sich nicht dran tippen. Theo reitet."

„Allerdings, Brynken ist wohl der schneidigste Herrenreiter, den wir haben."

„Ich glaube, diesmal handelt es sich aber auch um Kopf und Kragen," sagte mit verhaltener Stimme auf dem Vordersitz Herr von Birken, dem Bernys und Hans Henning so manche Nachricht über den Bruder verdankten, wenn er in Urlaub auf Birkenwalde bei seinem Vater war. „Mit Brynken ist die Sache absolut faul."

„Die Geschichte spielt doch schon lange," meinte ein anderer gleichgültig.

„Jawohl, aber er hielt sich doch noch immer, wenn auch auf Antlaus Kosten, jetzt hat aber das Ding ein Loch. Mit dem Gaul steht und fällt er; übrigens setzt es im letzten Fall auch noch etwas für Antlau ab."

„Hm. — So genau bin ich nicht orientiert."

„Qui vivra, ver[illegible] der schlanke, blonde Graf und stäubte [illegible] er Cigarette ab.

„Jedenfalls ist Omar ein brillantes Tier, hat alle Chancen für sich."

Als Cedrik vom Wagen sprang, suchten seine Augen unwillkürlich die Sonne, als grüße er in ihr etwas Verwandtes, aber sie war nicht mehr sichtbar, ein leichtes graues Gewölk hatte sie verhangen. Die farbigen Damengewänder auf den Tribünen und dem Sattelplatz brachten dennoch Licht in das bewegte Bild. Ein Brausen und Summen wie von einem schwärmenden Riesenbienenstock stieg aus der zusammengeströmten Menge, die sich außerhalb der Schranken zu Fuß und zu Wagen bewegte. Pferde wurden vor- und zurückgeführt, Damen mit weißen runden Billets am obersten Knopf ihrer Jackettes und mannshohen Schirmstöcken in den Händen, drängten sich zwischen den Uniformen und den nach der neusten Mode gekleideten Dandys, guckten neugierig in die Ställe und die Gesichter der eifrig Redenden. Der Totalisator war schwarz umlagert, und die Buchmacher trugen den verschwundenen Sonnenschein auf ihren Gesichtern. Eine Welle von Erregung schien in der warmen Luft zu zittern und sich über Cedrik zu ergießen, dem plötzlich der Atem still stand, so daß er seinen Schritt verlangsamen mußte. Mehrmals hörte er seinen Namen, den Namen seines Pferdes, je weiter er ging je öfter, wer noch zweifeln konnte, daß Omar Favorit war, wurde hier eines Bessern belehrt. Cedriks Herz klopfte vor Stolz. Er verweilte hier und da scheinbar unabsichtlich, nur um zu hören, wie man seinen Stall lobte.

Er hätte gern Theo gesprochen, fand ihn aber nicht im Stall, und da fiel ihm ein, daß er es doch immerhin Stefanie schuldig sei, sie zu begrüßen. Eilig bahnte er sich einen Weg nach der Tribüne.

Sie hatte schon lange nach ihm ausgesehen, nun streckte sie ihm von weitem ganz unbefangen die Hand entgegen.

Einen Augenblick chokierte ihn das, diese Frau war doch ganz unberechenbar.

„Es scheint, als ob alle Welt auf Ihren Omar versessen ist," sagte sie mit strahlenden Augen ganz selbstvergessen. „Die Odds werden infolge dessen nur minimal sein. Thut nichts. Ich setze doch mit all meinem Barvermögen. Wollen Sie's mir besorgen, Cedrik?"

Er nickte.

„Und wollen Sie mich jetzt einmal nach dem Stall führen? Ich denke, wir haben noch Zeit."

„Nein! Das Rennen beginnt ja schon," sagte er, auf die Pferde deutend, die soeben am Start versammelt wurden.

„Es hat nicht das geringste Interesse für mich. Sprachen Sie Theo schon?"

„Ich fand ihn nicht, gehe aber gleich wieder ihn zu suchen."

Sie legte ihre Hand auf seinen Arm und drückte ihn heftig.

„O, Cedrik, Sie glauben gar nicht, wie erregt ich bin! Wenn es von mir abhinge . . ."

„Zweifeln Sie etwa?" fragte er mit einem plötzlichen kurzen Schreck.

„Aber nein, davon kann gar keine Rede sein; Theo ist seiner Sache ganz sicher, und in diesem Punkt können wir auf ihn volles Vertrauen haben.“

Ehe noch das Rennen beendigt war, hatte sich Cedrik schon wieder den Ställen zugewandt, den Sieger dieses ersten Rennens erfuhr er noch früh genug; aber so sehr er sich auch Mühe gab, sich zu beherrschen, möglichst gleichgültig auszusehen, das Blut begann sich doch fieberhaft zu regen und sein Herz klopfte wie mit einem Hammer.

Im Stall fand er Theo schon angekleidet, umgeben von den Bediensteten und einigen anderen Personen, einen Augenblick kam es ihm vor als sehe er sehr blaß aus und hätte einen harten, eigentümlichen Zug im Gesicht, aber daran war gewiß nur seine eigene Aufregung schuld. Er gab sich Mühe, sein Gesicht in möglichst gleichgültige Falten zu legen, und lehnte sich an die Thür des Stalles, damit jeder, der ihn ansah, von vornherein überzeugt war, daß für ihn der Ausfall des Rennens so ziemlich gleichgültig sei, aber je länger er sich so peinigte, je unerklärlich abscheulicher wurde ihm zu Mut. Seine vorzeitige Glücksempfindung ist mit einem Mal zerstoben, er sieht nur noch den Abgrund zu seinen Füßen, der ihn verschlingt, wenn Omar nicht siegt. Ganz heiß sind ihm die Augen und trocken die Kehle. Was hätte er darum gegeben, ein Wort mit Brynken wechseln zu können, aber der ist so umdrängt, das nutzt doch nichts.

Ein Glockenzeichen.

Die Entscheidung naht. — Vor dem Nummerpfahl in dessen Scheibe eben die Ziffern eingefügt werden, ein dichter Klumpen Sportsfreunde, weiter hinten die Buchmacher mit ihrer Kundschaft wispernd und raunend, überall tönt der Name Omar, die Zahl „fünf“, die er trägt. Überall also derselbe Glaube, dasselbe Vertrauen auf sein Pferd.

Die Teilnehmer am Rennen reiten in langer Reihe zur Bahn, fast nur Offiziere und zwei Herrenreiter. Theo und Cedrik sind in dem Augenblick, da er herantritt und Omar mechanisch den Hals klopft, ziemlich allein und unbeobachtet, denn wieder tönt die Glocke.

Alles stürzt und drängt zum Totalisator. Niemand achtet mehr auf die Pferde und ihre Reiter.

Theo beugt sich etwas vor; in dem bleichen Gesicht haben die Augen einen doppelt stechenden Glanz.

„Setze fünfzigtausend Mark auf Blue Devil — geh damit zu Mayer — schnell!“ flüstert er ihm hastig zu.

Cedrik glaubt nicht recht gehört zu haben.

„Blue Devil?“ wiederholt er mit erstaunten Augen.

„Er ist der einzige, der in Betracht kommen kann,“ und noch leiser: „Omar hat die Nacht in der Kette gehangen — nur durch Parforcemittel ist es mir gelungen, ihn soweit zu bringen. Er hält nicht aus, ich fühl's genau — wir sind ruiniert.“

Cedrik zuckte zurück. „Wirklich?“ fragte er zweifelnd.

„Glaubst Du, ich bin aufgelegt zu Märchen?“ Die stechenden Augen bohren sich fest in sein Gesicht. „Du mußt — es giebt keinen andern Ausweg.“

Um Cedrik beginnt sich alles zu drehen, kalter Schweiß tritt ihm auf die Stirn, so daß er die Mütze abnehmen muß um ihn abzuwischen, er schluckt ein paarmal.

„Schnell!“ wiederholt Brynken noch einmal, und dann, da er das Gesicht seines Vetters sieht, murmelt er noch: „Setze auf meinen Namen, das ist besser — aber besinne Dich nicht lange. Geld ist die Hauptsache.“

„Das kann ich nicht,“ stammelte Cedrik totenbleich. „Wenn man erfährt . . .“

„Ich verlange es von Dir — dafür trage ich doch meine Knochen zu Markt — es erfährt niemand. Wir sind sonst ruiniert. — Ein Schuft, der abspringt.“

Er reitet weiter ohne eine Antwort abzuwarten, halb bewußtlos sieht ihm Cedrik nach. Nur daß sich Theo mit einem heftigen Ruck nach ihm umsieht, weiß er genau. Er ist furchtbar erregt. Im Halse, in den Schläfen, den Fingerspitzen fühlt er das Hämmern des Blutes, und eine häßliche, quälende Empfindung steigt langsam in ihm auf.

„Ruiniert,“ hört er immerfort eine Stimme in seinen Ohren — ruiniert! — Mit vollster Wucht steht die ganze Bedeutung dieses Wortes vor ihm, bereit, sich auf ihn zu stürzen. Sein Atem wird immer kürzer. „Ruiniert! — Ein Schuft, der abspringt — und — ruiniert!“ — Noch ist es Zeit, noch hat er es in der Hand, ob er Theos Rat befolgt. War's ein Rat? War's nicht vielmehr ein Befehl? Theo hat ein Recht an ihn, sie leiden ja zu gleichen Teilen. — Ruiniert! — Er kann dieses Wort nicht mehr denken, es reißt ihm das Hirn auseinander. Sie behalten also alle recht, die ihn gewarnt haben! Wie ein Schulbube muß er zu Kreuze kriechen. — Ruiniert! — Wenn es herauskommt, daß er mit solchen Summen gegen sein Pferd gesetzt, kostet es ihm den Kragen.

Einen Augenblick regt sich die Hoffnung, Omar könnte doch Sieger werden — aber nein — er kennt Brynken — etwas im Ausdruck seines Gesichts läßt ihn nicht daran zweifeln, daß Blue Devil den Preis davontragen wird, — selbst — auf Kosten irgend einer Ehrlosigkeit nicht — und er ist dann mitbeteiligt . . .

Früher hätte ihm niemand etwas Derartiges zumuten dürfen — jetzt . . . Ruiniert! Dieses Wort bringt ihn um den Verstand . . . und wenn er selber sich auch noch leiblich aus der Affaire ziehen könnte — Theo — Stefanie . . . Der Schweiß steht ihm wieder in dicken Tropfen auf der Stirn, eine Ewigkeit scheint ihm inzwischen vergangen, vielleicht ist es schon zu spät . . . Aber als er um sich sieht, verschwindet eben erst Theo, und um ihn herum leert es sich; nicht weit von sich sieht er den Buchmacher Mayer an den ihn Theo gewiesen, unruhig von einem Fuß auf den andern treten, zwischen den dicken Fingern den Bleistift wirbelnd und ungeduldig die Lippen befeuchtend. Er wartet auf ihn. Es ist klar, er weiß um die Sache . . .

Es gab eine Zeit — wie weit liegt sie doch hinter ihm — da hätte Cedrik von Antlau gefürchtet, sich die Hände zu beschmutzen, wenn er mit so einem Menschen selbst nur geschäftlich zu thun gehabt hätte,

von dem jeder wußte, daß er öfter als einmal schon mit dem Ärmel das Zuchthaus gestreift — jetzt ist dies überfeine Gefühl längst verstummt, dafür hat Theo gesorgt, und was ihn in diesem Augenblick befällt, ist kaum der Widerschein seines einstigen Empfindens. Dennoch ist es stark genug, ihn noch für Sekunden zurückzuhalten. Aber die Zeit drängt — Mayer macht ein paar Schritte auf ihn zu — da stößt Cedrik den Säbel klirrend auf den Boden und geht ihm schnell entgegen. Er sieht sich nicht um, er sieht die paar Nachzügler nicht, die sich noch da herumtreiben, nicht einmal die Uniform seines Regiments, die darunter ist, sein Entschluß ist gefaßt. Er weiß plötzlich, daß er tief, tief am Boden liegt in moralischer Beziehung, so tief, daß es kein Hinab mehr giebt, nur noch ein Hinauf, und wie eine abergläubische Ahnung zieht es ihm durch die Seele, daß er sich das Hinauf mit diesem letzten Schritt abwärts erkauft.

„Endlich, Herr Baron," sagt Mayer und sein feistes rotes Gesicht beugt sich vertraulich dem blassen des jungen Offiziers entgegen. „Allerhöchste Zeit! Wieviel soll ich notieren?"

Ein paar flüchtige Worte, Meyer nickt, das letzte Glockenzeichen erschallt. Anstatt zur Tribüne geht Cedrik erst in den Erfrischungsraum und stürzt ein paar Glas kalten Sektes herunter; er fühlt, daß er danach ruhig wird.

— — — — — — — — — — — —

Der Starter hatte die Fahne gesenkt, ziemlich geschlossen beginnen die Pferde ihren Lauf. Allmählich führt Omar. Als Cedrik auf den Sattelplatz kommt, verschwinden alle eben auf einige Augenblicke den Augen der Zuschauer hinter einer Bodensenkung. Merkwürdig ruhig ist ihm zu Mut, eiskalt, als habe der Sekt sein Blut zum Gefrieren gebracht; er sieht sich um, bemerkt über sich Stefanies gespanntes Gesicht, unfern von ihr den langen weißen im Winde wehenden Bart des alten Herrn von Birken auf Birkenwalde, neben dem sein Sohn, der Offizier, steht, alle mit ungeteilter Aufmerksamkeit über die Bahn spähend; dann schraubt er seinen Krimmstecher etwas kürzer, das alles geschieht langsam, viel langsamer, als er gewöhnlich zu thun pflegt. Plötzlich fällt ihm Dita ein — die sitzt jetzt zu Hause in banger Sorge und wartet. Sie hatte durchaus nicht mitgewollt — Stefanies wegen. Sie kann ruhig sein, Geld bringt er mit, aber seine Ehre — seine Ehre läßt er hier draußen für immer, denn er weiß ganz genau, daß Omar nicht siegen wird, um keinen Preis.

„Sie sind wohl Ihrer Sache höllisch sicher, Antlau," sagt neben ihm ein Kürassier, der mit Erstaunen Cedriks fast gleichgültiges Verhalten bemerkt. „Übrigens ein Prachttier! wie er den Leib reckt und streckt, als würde er immer länger und länger. Wollen Sie verkaufen? Normieren Sie doch einmal einen Preis."

Cedrik sieht ihn erstaunt an.

„Und wenn er nicht siegt?"

„Glei[illegible] [illegible]n dem steckt etwas! Wenn es auch [illegible] [illegible]ringt."

„Ich verkaufe nicht." Es klingt abweisend, fast gereizt und trägt ihm einen prüfenden Blick des Kameraden ein.

Zum zweiten Mal haben die Pferde das Ziel passiert, noch immer führt Omar, allerdings mit kaum einer Kopfeslänge liegt Blue Devil dicht neben ihm, Seite an Seite jagen sie dahin, und Cedrik konzentriert unwillkürlich seine Aufmerksamkeit auf das Pferd, an das er vor kaum einer Stunde noch keinen Gedanken verschwendet hatte.

Sicher haben nur wenige darauf gesetzt, obgleich Cedrik jetzt sieht, daß es Muskeln von Stahl hat. Zwei von den Pferden sind schon ins Hintertreffen geraten; mit jeder Minute verlieren auch die anderen Terrain. Die Entscheidung kommt. Es handelt sich nur noch um Omar und Blue Devil.

Die Erregung wächst.

Noch ist Omar der erste. Da wendet Brynken den Kopf nach seinem Nebenmann. Ein kurzer, kaum merklicher Ruck an den Zügeln . . . . . unaufhaltsam saust Blue Devil an ihm vorüber und als erster durch das Ziel.

Omar ist zweiter.

„O zum Teufel," rief Graf Birken auf Birkenwalde seinem Sohn erregt zu, seinen Stecher zusammenschiebend. „Wer hätte das gedacht! Brynken durfte sich nicht umsehen. Nur eine Sekunde noch, und Omar hätte gesiegt. Da haben wir einen netten Goldeshaufen verjuxt, mein Sohn."

Stefanie ist furchtbar blaß, das Opernglas liegt in ihrem Schoß, nervös zupfen die Hände am Spitzentaschentuch. Ihr einziger Gedanke ist Cedrik, ihn trösten — aber wo soll sie ihn finden unter dieser Menschenmenge! Denn wie eine lebende schwarze Wand schiebt es sich da unten nach dem Totalisator, die meisten mit ärgerlichen, ja verstörten Gesichtern, nur einige wenige strahlend. Wer das Glück gehabt, auf Blue Devil zu setzen, heimst ordentlich ein.

Trotzdem verläßt sie die Tribüne, um nach den Ställen zu gelangen, mit ihr Vater und Sohn aus Birkenwalde.

Je weiter sie kommt, je mehr sie sich durchwindet, je mehr wird ihr klar, daß sich irgendwo etwas Besonderes ereignet haben muß. Die Menge staut sich, erregte Gesichter und Gebärden, lautes, unverständliches Schreien von einem zum anderen, sie denkt nur an Cedrik und bringt diese Aufregung mit ihm in Verbindung. Wenn er . . . . Ein schrecklicher Gedanke, der sie laut aufstöhnen läßt, denn sie weiß, wie sein ganzes Hoffen, sein ganzes Denken sich nur auf einen heutigen Erfolg gerichtet hat. — Wenn er es nicht ertragen . . . Sie kennt ihren Mann — sie weiß, daß Theo nichts ohne Grund thut . . .

„Gott, mein Gott," sagt sie halblaut vor sich hin mit blassen Lippen und zitternden Knieen, „nur das nicht! Nur das eine nicht! — Nicht um unsertwillen . . . "

„Mein Wort zum Pfande, daß da irgend etwas nicht in Ordnung war," sagte jemand neben ihr.

Sie blieb stehen und sah dem Unbekannten so dreist in das Gesicht, daß er sich abwandte. „Was war

das? — Gewißheit um jeden Preis." Ohne sich um das unhöfliche Gebahren ihres Nebenmannes zu kümmern, der sie offenbar für eine inferiore Persönlichkeit hält, redet sie ihn an.

„Was ist geschehen, mein Herr?"

Er sieht ihre großen, angstvollen Augen und bequemt sich zu einer Antwort.

„Einer der Mitreitenden erhebt Protest, der Totalisator zahlt nicht aus, Brynken soll sein Pferd verhalten haben."

„Jedenfalls untersucht man die Sache genau. Für den Fall, daß Sie etwa auf Omar engagiert waren, ist noch nicht alle Hoffnung verloren," tröstet sie jemand lachend.

„Danke! Danke!" lispelt Stefanie fast ohne Besinnung. Sie wußte ganz genau, was dies alles hieß! — Für Cedrik Stellung und Ehre — für Theo und sie einen Grad stärkerer Verachtung, für ihren Mann, für sie beide die Existenz!

Wenn sie nur Cedrik traf, nur Cedrik — sie wollte bald wissen, was an dem Geschwätz war. O, wie sie um ihn sorgte und bangte!

Aber die Menschen um sie waren wie eine große, gärende Masse, kaum fehlte etwas und es kam zu Thätlichkeiten, wie sollte sie, ein schwaches Weib, zitternd vor Aufregung dazu, sich freie Bahn schaffen. —

Vor dem Stall, in den man Omar dicht mit Decken verhängt hineingeführt, stand eine Gruppe Offiziere zusammen, an ihrer äußersten Peripherie Cedrik, totenblaß, die Unterlippe zwischen den Zähnen — schweigend.

„Salten hat protestiert," sagte der Ulanenoffizier, der mitgeritten, aber zuerst zurückgeblieben war. „Ich kann es ja nicht beurteilen, ich war zu früh lahm, aber er als dritter behauptet, daß Brynken vor dem Ziel verhalten hat."

„Aber warum denn nur? Die Sache ist doch geradezu sinnlos."

„Die Odds hatten wenig Chancen."

„Es müßte ihm denn aus dem scheinbaren Verlust ein Gewinn erwachsen. Für ihn stand ja alles auf dem Spiel."

„Still! Da kommt Antlau." —

In diesem Augenblick schlenderte Brynken mit einem fatalen Lächeln in dem blassen, hochmütigen Gesicht vorüber, noch in Jokeykleidung. Die weißrot gestreifte Atlasjacke und Mütze kleideten ihn auffallend schlecht.

„Da bist Du ja, Cedrik," sagte er, mit dem Knopf der Gerte leicht seine Schulter berührend. „Was sagst Du zu dem süßen Mob, der heult, weil er sein Geld verloren hat? Mir kann es gleich sein, ich habe meine Schuldigkeit gethan."

Er zuckte die Achseln bis an die Ohren, dann sich umwendend, flüsterte er: „Contenance!"

Cedrik prüfte mit spähenden Blicken die Gesichter seiner Kameraden. Wenn niemand etwas erfuhr? Wenn die Sache ungesehen war? — Er kam sich vor wie ein zum Tode Verurteilter während seines letzten Ganges.

„Merkwürdig," sagte vorn ein junger Offizier, „ich habe gesehen, wie Antlau kurz vor dem dritten Glockenzeichen noch mit Meyer konferierte, sie hatten es so geheimnisvoll, und Antlau war so verstört, daß es mir auffiel. Sollte das damit zusammenhängen?"

Wie auf Kommando wandten sich alle Köpfe nach ihm um, er empfand es wie moralische Ohrfeigen, ohne zu ahnen, daß und was sie von ihm sprachen.

Er drehte sich unauffällig um und mischte sich unter das Publikum, überall debattierte man eifrig.

„Über Theo und mich," dachte er mit dem Gefühl des Erstickens.

Da stieß er auf Stefanie, sie umklammerte seinen Arm.

„Um Gott, Cedrik, was bedeutet das alles!" Ihre Stimme bebte, klang wie unter verhaltenen Thränen.

Am liebsten hätte er ihr ins Gesicht geschrieen: „Ihr habt mich ehrlos gemacht!" Er empfand etwas wie Haß gegen sie und Theo, aber dann besann er sich doch eines Besseren. Je weniger darum wußten, je besser, und dann war sie doch immerhin ein Weib.

„Du hörst es ja," sagte er und starrte in das Publikum.

Flüchtig streifte ihre Wange seinen Ärmel, schüchtern wie eine Liebkosung, er achtete nicht darauf, sein Kopf war so voll von anderen Dingen, daß er kaum wußte, daß sie neben ihm war.

„Hallo, Antlau!" rief in diesem Augenblick die schmetternde Stimme des alten Birkenwalder, der, seinen Arm unter den seines Sohnes geschoben, sich einen Weg zu ihm suchte, „warten Sie einen Moment!" Sein Sohn zuckte unmutig zurück.

„Laß doch, Papa, Du siehst, er ist nicht allein, wir stören nur."

Jetzt erst bemerkte Graf Birken Stefanie, die sich instinktiv in Cedriks Arm gehängt hatte.

„Ah, Pardon, ich will durchaus nicht stören," sagte er, etwas verblüfft seinen Hut lüftend, „wir sehen uns wohl nachher im Kasino?"

Und Cedrik war es recht, daß die Unterredung unterblieb. Er war überhaupt in einer Stimmung, daß er am liebsten keinen Menschen gesehen hätte, so begnügte er sich mit einem höflich gemurmelten Bedauern, grüßte korrekt und ging mit Stefanie vorüber.

„Du, war das seine Frau oder die Brynken?" fragte der alte Herr, neugierig dem Paare nachsehend. Er hatte von beiden so viel gehört, daß ihn beide in ihrer Art höchlichst interessierten.

„Natürlich die Brynken, seine Frau sieht man fast nie; darum wollte ich ja nicht heran."

„Das muß einem Menschen doch gesagt werden! Übrigens gefällt sie mir nicht, gar nicht mein Geschmack. Begreife den Cedrik nicht, sich jemals mit der ins Gerede gebracht zu haben! Nur Haut und Knochen und unheimliche Augen."

Stefanie hatte heut wirklich unheimliche Augen. Es lag ein Druck auf ihr, unter dem sie am liebsten laut aufgeschrieen hätte, eine Angst, die sie immer wieder zwang, zu Cedrik aufzusehen, dessen Gesicht

ihr plötzlich so verändert vorkam, und dann dieses drückende, entsetzliche Schweigen.

„So sprich doch etwas," sagte sie endlich heftig und schüttelte ihn am Arm, „das ist ja unerträglich! Sage doch, was Dich bedrückt, was jetzt geschehen soll."

„Ich fahre nach Hause, das scheint mir das beste," antwortete er zerstreut.

„Warum?"

„Weil ich es satt habe, hier länger Spießruten zu laufen," brach er los.

Sie sah ihn an.

„Ein Mißerfolg ist doch kein Verbrechen! Du rittest ja nicht einmal, nur Theo."

Er schüttelte ungeduldig, aber schweigend den Kopf.

„Warum machte man eigentlich Anstände beim Ausbezahlen des Totalisators, weißt Du es?" fragte sie weiter.

„Um Gottes willen, laß mich in Ruhe, Theo kann Dir das alles besser sagen."

„Man beschuldigt ihn einer — einer — und Du bist in Mitleidenschaft gezogen, ist es nicht so?" machte sie endlich ihrem gepreßten Herzen Luft.

Er nagte an seinem Schnurrbart.

„Ich bitte Dich, laß mich zufrieden."

„O, ich wußte, ich wußte es," stöhnte sie verzweifelt.

Der kleine Wagen, den sie besteigen wollte, fuhr vor, in demselben Augenblick stand Brynken neben ihnen, eine Cigarette im Munde. Cedrik, der ihn erstaunt ansah, bemerkte zum ersten Mal den Zug von Grausamkeit, den das kaltblütige Gesicht seines Vetters trug.

„Tant de bruit pour une omelette," sagte er, die Asche mit dem kleinen Finger abstoßend. „Es ist alles all right, der Totalisator bezahlt."

„Er bezahlt?" riefen Stefanie und Cedrik wie aus einem Munde.

„Natürlich! Ich werde mir unseren Gewinnst auszahlen lassen, old boy, morgen rechnen wir ab. Heut abend bist Du jedenfalls im Kasino, nicht wahr?"

„Ich weiß nicht . . ." meinte Cedrik zögernd. Er dachte an die kühlen Blicke der Kameraden, den Birkenwalder.

„Aber auf alle Fälle," entschied Theo determiniert, „das fehlte noch, daß Du Dich jetzt zurückzögest! Feigheit wär's, und Dummheit dazu. Meine Frau zeigt sich heut abend in der Oper. Damit ist dieser Bande am ersten das Maul gestopft."

„Auf keinen Fall, Theo, ich kann nicht," rief Stefanie unter der nachwirkenden Aufregung zitternd und mit Grausen an einen Abend in der Opernloge — allein — denkend. Sie sehnte sich nach Stille und Einsamkeit.

„Keine Entschuldigungen, Du wirst!" schnitt er ihr das Wort ab; dann trat er mit Cedrik abseits und sprach im Flüsterton auf ihn ein. Der Offizier nickte widerwillig.

„Wo bleibst denn Du heut abend?" fragte er lebhaft.

„[illegible] habe eine Verabredung mit ein paar Bekannten, sicher wird es spät, morgen mittag aber bin ich bei Dir."

„Sei pünktlich; Du weißt, wir haben zu zahlen."

„Gewiß."

Sie nickten einander zu; Cedrik winkte einer Droschke, er wollte allein sein; als er sich noch einmal instinktiv umsah, bemerkte er zu seinem Staunen, daß Brynken noch immer auf demselben Fleck stand, das Gesicht in der Richtung des fortrollenden Wagens gerichtet. —

„Mein Herzensmann," sagte Dita, „Du kommst früher, als ich Dich erwartet hatte, und Du bist blaß. Hast Du Unannehmlichkeiten gehabt?"

„Ja und nein, Maus. Omar ist nur zweiter geworden, aber wir haben Geld genug gewonnen, um nun eine Zeitlang ruhig leben zu können. Außerdem habe ich mich auf dem Heimweg noch fester entschlossen, meinen ganzen Stall aufzulösen, es kostete mich doch zu viel Zeit, Geld und Gesundheit! Theo mag ihn allein fortführen, wenn er will, ich bin doch nun einmal Offizier und schließlich kann man wirklich nicht zween Herren dienen."

Dita fiel ihm um den Hals und küßte ihn.

„Gott segne Deinen Entschluß; wenn Du so sprichst, dann kann noch alles — alles gut werden." — Ein frohes Hoffen zog in ihr Herz, und sie streichelte sein lockiges Haar und küßte ihn auf den Scheitel. Aber er blieb niedergedrückt und zerstreut, sie schob es auf den Fehlschlag seiner Siegessicherheit und mochte mit keiner Silbe nach den näheren Umständen fragen.

Am Abend schützte er die Anwesenheit des Birkenwalders vor und machte sich auf den Weg ins Kasino.

Theo hatte recht, weshalb kam er sich denn eigentlich vor, als gehöre er nicht mehr dorthin? Was hatte er denn gethan, um seine düstere, weltschmerzliche Stimmung, der er nicht Herr werden konnte, zu rechtfertigen? Seinem Vetter einen erbetenen Dienst erwiesen, indem er auf Blue Devil setzte. Daß er damit eine große Summe gewann, konnte ihm doch niemand zur Last legen? Und wenn sie die Gewinnste teilten, nachdem er die Ausgaben fast allein bestritten, wer wußte darum? Wen ging es etwas an?

Er erinnerte sich, daß es ihm meistens so gegangen war, daß er die Dinge entweder zu schwarz oder zu rosig gesehen, niemand von seinen Kameraden würde ihm doch eine Schurkerei zutrauen. Noch einmal versprach er sich, den Stall aufzulösen, dem Sport Valet zu sagen.

Im Kasino schien es nicht mehr voll zu sein, der Abend war auch prachtvoll und die Konzertgärten seit ein paar Tagen eröffnet; wenn er sich gezeigt und den Birkenwalder begrüßt hatte, wollte er noch einen Spaziergang machen nach den Aufregungen des Tages.

Es war wirklich nicht voll im ersten Zimmer, indes, man hatte doch gesprochen, bei seinem Eintritt aber empfing ihn lautlose Stille, dann zerstreute sich die Gruppe wie auf Verabredung. Im zweiten Zimmer schien man ihn gar nicht zu sehen, sie

hatten das Abendblatt, und einer las dem anderen etwas vor, mit gedämpfter Stimme.

„Aha, den Rennbericht," dachte Cedrik, und nahm sich vor, nachher auch einen Blick hineinzuwerfen.

Im letzten Zimmer fand er endlich die Birkenwalder und ging auf den alten Herrn zu.

„Ich wollte doch nicht verabsäumen, Sie regelrecht zu begrüßen," sagte Cedrik.

„Sehr hübsch von Ihnen, Antlau."

Die Stimme des alten Herrn klang bedrückt, so daß es auffallen mußte, sein Sohn wandte sich ab.

„Wie geht es Hans Henning?" fragte Cedrik, den plötzlich ein peinliches Gefühl befiel, ohne daß er wußte weshalb.

„Gut. Sie sind ja wohl brouilliert mit ihm?"

„Ja, der Pferde wegen. Er war gegen meinen Stall."

„Er hat tausendmal recht," rief der alte Herr mit Wärme. „Wären Sie ihm nur gefolgt."

„Sie meinen, weil Omar zweiter blieb?" fragte Cedrik sofort gereizt. „Das wird sich auswetzen, es ist ein tadelloses Pferd. In acht, in vierzehn Tagen kann er gewinnen und sich glänzend bezahlt machen."

Der alte Herr schwieg betreten still, und da drang aus dem Nebenzimmer deutlich ein Teil des Gespräches, das da geführt wurde, auch an Cedriks Ohr.

„Und wenn schon — dafür sind wir eben Offiziere, ist unsere Ehre viel zu difficil, um sie aus vetterlicher Freundschaft bloßzustellen."

Cedrik wurde totenbleich; mit jähem Ruck drehte er sich der Thür zu, schnell und fühlbar legte Graf Birken seine Hand ihm auf die Schulter.

„Haben Sie schon das Abendblatt gelesen, Antlau?"

„Nein, noch nicht!" — Ihm war es in diesem Augenblick wahrhaftig nicht nach Zeitunglesen zu Sinn, und er sah darin auch nur eine gut gemeinte Ablenkung.

„Dann rate ich Ihnen, es gleich zu thun." — Das klang so eindringlich, daß Cedrik stutzte. Ohne ein Wort zu sagen ging er an den Zeitungstisch, ergriff die erstbeste eingespannte Zeitung und suchte mit fieberhaften Augen den telephonischen Rennbericht, denn nur um den konnte es sich handeln. Er überflog nur die Zeilen . . . Omar — Favorit — als zweiter durchs Ziel — Pferd soll verhalten sein . . . Totalisator verweigerte anfangs Auszahlung auf Protest . . . Aber das Wunderliche an der Sache, die in Sportkreisen noch viel Staub aufwirbeln wird, ist die, daß der Herrenreiter Herr von B. gegen das Pferd seines eigenen Stalles mit großen Summen gewettet haben soll, nachdem man es zuerst mit allen Mitteln zum Favoriten hinaufgeschraubt. — Es ist nicht anzunehmen, daß der Mitbesitzer des Stalles, Baron von A . . ., einer unserer bekanntesten Reiteroffiziere, daran beteiligt ist, oder darum gewußt hat.

Weiter las Cedrik nicht, er schleuderte das Blatt zu Boden und sah sich mit funkelnden Augen und heißem Kopf im Saale um. Er war allein. Ohne Überlegung stürzte er ins Nebenzimmer.

„Das ist eine Perfidie, meinen Namen derartig in die Zeitung zu bringen . . . ich werde den Kerl mit der Reitpeitsche traktieren," stieß er heiser heraus.

„Pardon," sagte Graf Zanten beleidigend höflich, „aber, Herr von Antlau, diese Züchtigung würde doch die Thatsache nicht aus der Welt schaffen, daß Sie mit Mayer verhandelt und Aufträge gegen Ihr Pferd gegeben haben."

„Gewiß, ich streite das nicht. Ein Auftrag meines Vetters."

„Den man nach dem Vorkommnis von heut von den deutschen Rennplätzen verweisen wird," sagte eine spöttische Stimme, die dem jungen Birken gehörte. „Es giebt auch ungeschriebene Gesetze unter anständigen Leuten, die man respektieren muß."

Cedrik stand plötzlich vor ihm, kreideweiß.

„Zu diesen ungeschriebenen Gesetzen gehört es auch wohl, mit Verleumdungen vorsichtig zu sein, mein Herr Graf von Birken," sagte er bebend, kaum seiner Stimme mächtig. „Diese Enthaltsamkeit haben Sie aber nie zu üben sich veranlaßt gesehen. Mich haben Sie stets den Meinigen gegenüber zum Gegenstand derselben gemacht; es scheint aber, Sie betreiben dies Geschäft mit Vorliebe en gros."

„Gott sei Dank, gehöre ich zu den Menschen, die keine Verleumdungen zu fürchten haben," sagte Herr von Birken schneidend. „Meine Hände sind rein."

„Antlau! Antlau!" rief der alte Birkenwalder, sich zwischen die Streitenden drängend. „Seien Sie vernünftig, nehmen Sie nicht in dieser Art die Partei Ihres Vetters; daß er Sie gemißbraucht hat, wissen wir alle."

Aber Cedrik hörte kaum.

„Mit ihm verteidige ich meine eigene Ehre."

„Desto schlimmer," replizierte Birken wieder. „Wenn Sie aber selbst gleiche Kappen für sich in Anspruch nehmen, dann müßte ich es mir doch überlegen, ob ich mit Ihnen weiter dienen kann."

Seiner Sinne nicht mehr mächtig, stürzte sich Antlau auf seinen Gegner.

„Sie werden mir Rechenschaft geben . . ."

„Zweifellos — aber nicht eher, als bis der Ehrenrat in dieser Angelegenheit entschieden hat! Guten Abend, meine Herren."

Er grüßte und ging. In vollster Aufregung, den Hut verkehrt aufgesetzt, den Paletot in der Hand, stürzte der Vater ihm nach.

„Alfred, o Alfred, das hättest Du nicht thun sollen."

Ziemlich schroff wies ihn der Sohn ab.

„Laß das meine Sorge sein, Papa. Wir alle sind Wächter der Ehre unseres Regiments, niemand darf daran rühren."

„Wenn er aber wirklich unschuldig ist?" wandte der Alte fast schüchtern ein. „Er ließ sich so leicht beeinflussen, stets heiter und gefällig gegen jedermann, sicher war er nichts weiter als das Opfer des geriebenen Brynken."

„Das kann mich nicht bestimmen, ich halte mich an den Schein. Jeder muß für seine Handlungen einstehen. Geht unser Begriff von Ehre wirklich so weit auseinander, Vater?"

„Nein! Nein!" murmelte der alte Herr zerschmettert. „Aber daß ich ihn gerade zum Kommen auffordern mußte — daß Du es warst . . . Der arme Hans Henning! Was bleibt Cedrik nun noch?"

Sein Sohn zuckte die Achseln. „Zum Eclat mußte die Sache doch kommen, ob ich oder ein anderer!"

Dann warf sich der Birkenwalder, nachdem er eine spätere Verabredung mit seinem Sohn getroffen, entschlossen in eine Droschke, fuhr auf das Telegraphenamt, und bald darauf ging eine Depesche nach Antlau ab, deren Wortlaut war:

„Schweinereien beim Rennen vorgefallen. Deine Anwesenheit durchaus nötig, komme sofort, bring Verny mit. Es handelt sich um Cedrik. Suche mich auf wegen mündlicher Rücksprache. Wohne Hotel Kaiserhof. Birken."

— — — — — — — — — — — —

Cedrik hatte gleich nach seinem Gegner auch das Kasino verlassen, die Schmach konnte er nicht auf sich sitzen lassen! Himmel, wie war ihm zu Mut! Der Kopf hämmerte, die Kniee bebten ihm, aber er hatte jetzt keine Zeit auf seine physische Schwäche zu achten.

Er hatte sich schon lange Zeit mit Birken nicht mehr gut gestanden, so viel als möglich gingen sie sich stumm und kühl aus dem Wege. Er war argwöhnisch gegen den Kameraden, daß er ihm nachspionierte, um nach Birkenwalde zu berichten, denn alles, was ihm von Berta und Hans Henning vorgehalten wurde, hatte stets seinen Ursprung in Birkenwalde gehabt. Sie leugneten es ja nicht einmal, frei sagten sie es ihm ins Gesicht. Es fiel ihm nicht im entferntesten ein, daß dasjenige, was Birken aussprach, nur das Echo des Regiments sein konnte, eher gut als böse gemeint, er sah darin persönliche Rancune. Weshalb sie ihm zu teil wurde, begriff er zwar nicht, aber er betrachtete sie wie einen Fehdehandschuh, den aufzunehmen er um jeden Preis entschlossen war, zornig und hochmütig. Ah! Sie sollten sehen, daß er noch erzwingen konnte, was man ihm verweigerte!

Er rief die nächste leere Droschke an und sprang hinein. Daß einige seiner Kameraden im Konzertpark waren, erinnerte er sich auf dem Rennplatz gehört zu haben, einem der älteren Offiziere wollte er die Sache vortragen und sich Rats erholen, sie waren völlig unbeeinflußt von der Scene im Klub, und daß ihm Birken vor die Pistole mußte, stand so fest wie sein Leben. Immer mehr verbissen sich seine Gedanken auf diesen einen Punkt; zuweilen verwirrten sich seine Vorstellungen, und es kam ihm vor, als würde er mit diesem Duell all die unsichtbare Qual los, die ihm noch auf dem Herzen lag.

Der Wagen rollte durch die dunkle Straße. Die frische Luft, die den Baumgruppen vor dem Thor entströmte, that seinem schmerzenden Kopf wohl. Wenn ihn einen Augenblick der Haß, den er auf Birken gewälzt, losließ, dann erinnerte er sich mit einem Gefühl von Ersticken an den Moment wo er auf Theos Anweisung gegen Omar gewettet hatte. Viel würde er jetzt darum geben, wenn es nicht geschehen wäre. Aber die drängende Geldverlegenheit, die ganze erdrückende Wucht der Verhältnisse hatten ihn gezwungen . . . Wäre aber nicht doch eine Bitte an Hans Henning weniger demütigend gewesen?

So weit er konnte wies er diese Vorstellungen von sich. Was half es ihm auch, darüber noch nachzugrübeln; eins stand für ihn fest. Seine Verbindung mit Theo hatte der heutige Tag völlig gelöst; von einer Gemeinsamkeit mit ihm konnte keine Rede mehr sein, er wollte nicht einmal den Gewinn teilen, und seine schwer geschädigte Ehre mußte mit Blut abgewaschen werden, damit sie wieder rein wurde. Was und wie weit er gefehlt, das wollte er gar nicht mehr in Betracht ziehen, nachdem er sich entschlossen hatte, einen Strich unter sein jetziges Leben zu machen. Allmählich würde er sich dann auch vor sich selbst wieder rehabilitieren, denn das war ja bei allem Unglück noch ein Trost, mit Recht ihm etwas vorwerfen konnte niemand, nur sein eigenes Gewissen.

Rauschende Musik tönte ihm entgegen, als er die Stufen, die in den Park hinabführten, hinunterstieg. Der Wasserfall rauschte, die Blumen dufteten, und leer waren die kiesbestreuten Wege, die Cedrik langsam durchmaß. Ihm war körperlich schlecht zu Mut, so sehr er sich auch darüber hinwegzutäuschen suchte.

Als er weiterging, sah er, daß die Kapelle, die vor dem Café konzertierte, gerade Pause machte, unwillkürlich war es ihm eine Erleichterung, die rauschenden Klänge nicht in nächster Nähe zu haben, dann suchten seine Augen die Kameraden. Er hatte sie bald an einem Tisch erspäht, aber in Gesellschaft eines Ulanen und eines Artilleristen, auch sah er beim näheren Hinsehen, daß Herr von Feldmann, auf den er gerechnet, nicht da war, statt seiner Graf Urach. Cedrik hatte nicht große Sympathien gerade für ihn, aber schließlich umkehren und einen anderen suchen — er wußte auch nicht, wo ihn finden — Graf Urach würde urteilen wie es sich gehörte, wie die andern auch.

So bat er ihn denn um eine Unterredung und ging mit ihm auf und ab in einem kurzen Laubgang, in dem es zur Zeit fast ganz leer war.

„Und Sie werden mir zugestehen, Urach," sagte er im Eifer der furchtbaren Erregung, die ihn wieder befiel, nun er die Scene erzählte, „ich kann mich um keinen Preis dieser Weigerung fügen. Ehrengericht! Pah! Hinter das Ehrengericht verschanzen sich nur Feiglinge! Ich bin Offizier wie er. Das genügt doch. Das Aufbauschen dieser ganzen Rennplatzaffaire beruht nur auf böswilliger Verleumdung, der ich mich nicht zu fügen gesonnen bin. Birken kann mir Satisfaktion nicht verweigern. Und darum bitte ich Sie, Urach, suchen Sie ihn auf, stellen Sie ihm das vor, seien Sie mein Sekundant. Die schärfsten Bedingungen sind mir die liebsten. Einer von uns ist zu viel auf der Welt."

(Schluß folgt.)



Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Abendbild.

Eine lange, schwarze Mauer,
Quer vor'm Wege, steht der Wald;
Drüber liegt vom Regenschauer
Noch das Wolkenheer geballt.

Randgefüllte Räderspuren
Gleißen ungewiß und matt,
Dunkel senkt sich auf die Fluren,
Reglos schweigen Halm und Blatt.

Feld und Furchen ausgeglichen;
Der mir karg den Pfad erhellt,
Letzter Schein — nun auch verblichen,
Und ein Sarg die weite Welt!

Paul Alle.

Kein nationaler Ausverkauf.

Von **Karl Pröll.**

I.

Der Tag wird nicht kommen, an dem die länger lebenden Individualitäten: Staat und Nation von den kürzer lebenden: den Einzelmenschen besiegt und vernichtet sein werden. Noch weniger läßt sich eine Zeit denken, in der die zerstreuten Glieder einer menschlichen Gesellschaft irgend welcher Gesamt-Persönlichkeit zu entbehren vermögen, die ihre Kraft vervielfältigt und erst dadurch den Kampf um das Dasein aussichtsvoll gestaltet. Phantasten beseitigen nicht die Gesetze der Hebelwirkung, die in der moralischen Welt zu Gesetzen der Vergenossenschaftung unter Einfluß eines herrschenden Thatwillens werden. Und nur die grausame Tüchtigkeit dieses Willens schafft den Kultursegen.

Im Nordosten der großen Reichshauptstadt gelangte vor kurzem ein bescheidenes Geschäft zur Auflösung. Der Absatz hatte sich in den letzten Jahren durch Zeitumstände, vielleicht auch weil dem alternden Besitzer die Fähigkeit mangelte, sich geänderten Verhältnissen anzupassen, fortwährend verringert. Schließlich konnte die Ladenmiete nicht mehr aufgebracht werden, und es blieb nichts übrig, als das Warenlager, welches die verschiedensten Kleinartikel, vom Filzschuh bis zur Ledertasche, dem Strohhut und Schirm umfaßte, um jeden Preis rasch zu verschleudern. Das ist ein alltägliches Ereignis. Bemerkenswert war nur die Art, wie die Beteiligten den inneren Ausgleich mit ihrem Schicksal zu treffen suchten, welche seelischen Regungen sie spürten. Der kränkliche Geschäftsinhaber schlich gesenkten Hauptes zwischen der gewohnten Umgebung seiner Verkaufsgegenstände umher, überprüfte letztere mit ängstlicher Sorgfalt und berechnete im Kopfe, wie viel die zum „Ramsch“ gewordenen Waren ihm eigentlich einbringen sollten, um damit den Stachel des unvermeidlichen Verlustes zu schärfen. Die bedeutend jüngere Frau, welche als geschickte Verkäuferin in das Geschäft eingetreten, dann zur Ehegefährtin erhoben worden, hatte für ihren quälenden Kummer plötzlich eine merkwürdige Ablenkung gefunden. Ein Zufall spielte ihr die Reclamsche Ausgabe von Edward Bellamys „Ein Rückblick aus dem Jahre 2000“ in die Hände. Nach dem Abendbrot sog sie begierig die utopische Traumwelt des amerikanischen Autors ein, dem sich die soziale Zweifelsucht in ein geistvolles Spiel mit Gleichheitsideen und Wohlfahrtswünschen umgewandelt hatte, das er mit der Pedanterie des mechanischen Erfinders in ein System brachte. Die Gespräche des Zukunftschauers mit Doktor Leete und Edith wurzelten sich in dem empfänglichen, naiven Sinn der Frau fest, deren Bildungsstreben durch die frühere Erziehung nicht gefördert worden war. Sie versenkte sich völlig in den neuen Anschauungskreis, während ihr Mann still vor sich hinbrütete und schließlich höchstens den Wink gab, die Lampen zu löschen. Auch bei Tage umgaukelten die Arme, die vor gänzlicher Erwerblosigkeit stand, die bunten Bilder einer ausgeklügelten Gesellschaftsordnung, aus welcher die Erdensorge weggebannt war. Und diese geistige Hypnose hatte mindestens die wohlthätige Folge, daß die Frau beim Zusammenlegen, Verschnüren und Preiseherabsetzen gar nicht daran dachte, es wären damit selbstmörderische Handlungen des Familienhaushaltes verknüpft. Gleichzeitig blickte aus jedem der drei Hoffenster des Parterreraumes, welcher zur Unterkunft der bald Obdachlosen diente, je ein blonder Kinderkopf heraus, nur etwas im Format von einander verschieden. Die drei Sprößlinge hörten vergnügt den abgedroschenen Weisen einer Drehorgel zu; der jüngste, welcher ungeschickt am Fensterkreuz Halt zu finden suchte, wurde von dem Dienstmädchen unterstützt, das ein Couplet munter mitsang. Der unglückliche Geschäftsmann rechnete indes weiter mit imaginären Größen. Innerhalb weniger Quadratmeter kamen so die durchaus verschiedenen Weltempfindungen zur Geltung, für die nur der Humor oder das Mitleid das einigende Band finden könnten. Und vielleicht ist der Humor selbst ein verschämteres und den Einzelfall überdauerndes Mitleid.

Es entspricht meinem Hange, Erfahrungen an mir und an anderen zu symbolisieren, wobei ich jedoch die schriftstellerische Geheimniskrämerei vermeide. Unwillkürlich stellte sich mir der alte, bankerotte Sorgenrechner dar als Vertreter jener absterbenden Gedankenrichtung des kosmopolitischen, auf uneingeschränkten Wettbewerb und sicheres Unterliegen des Schwachen gerichteten Schulliberalismus, welcher ziffernfertig immer zu unwirklichen Summen gelangt. Die jüngere Frau mit ihrem Bildungsdrange und den ungenügenden Vorkenntnissen, mit der biegsamen Phantasie, welche unklares Begehren nach Erlösung zu rührender Zuversicht steigerte, veranschaulichte mir den ethisch durchhauchten Kommunismus, zu welchem unsere Sozialdemokratie ja den Weg bahnen will. Doch die Kinder, diese allein praktische Zukunftshoffnung, die Kinder, diese natürliche Fortpflanzung und Fortentwicklung jeder Gesellschaftsgruppe, sie bedeuteten mir nichts anderes als die unerschütterliche nationale Weltordnung. Sobald diese Kinder das Mutterwort zu stammeln versuchen, wird die in ihnen hervorsprießende Geistesblume sich niemals von diesem Mutterboden loslösen lassen, ohne zu verdorren und zu verwelken mit allen grünen Blättern des Gemütes. Die nationale Weltordnung ist freilich nur im Kinde noch unbefleckt vom

Klassen-Egoismus, vom Zeit-Egoismus, noch unberührt vom tändelnden Scheinwesen. Sie schöpft dort ihre wachsende Kraft und ihren untrüglichen Instinkt, bis sie zum Selbstbewußtsein gelangt.

So weit sind wir Deutschen noch nicht, oder vielleicht nicht mehr, trotz unserer zweitausendjährigen, wechselreichen Geschichte. Unser heutiger Nationalgeist hat leider das Kindesalter nicht überschritten, und sein Instinkt ist sogar hinter diesem zurückgeblieben. Gegenüber anderen Völkern ist das deutsche Nationalbewußtsein das kleinste und hilfloseste, muß noch der Dienstbotenweisheit anvertraut werden. Desto unvermeidlicher ist die Bekämpfung der thörichten Selbstsucht jener Engbrüstigen und Engherzigen, welche das Kleine noch kleinlicher machen möchten.

Wird der sorgengequälte Geschäftsmann seine Thatlosigkeit damit krönen, daß er nach dem Ausverkauf seiner Waren auch die Kinder demjenigen überläßt, welcher diese Unfertigen sich aneignen und für seine Zwecke später ausnutzen will? Sicherlich nicht, wenn ein Rest von Gewissen in dem bankerotten Mann steckt. Er wird lieber die schlimmsten Übel erdulden, als in die teilweise oder gänzliche Auflösung seiner Familie einzuwilligen. Mit der deutschen Volksfamilie ist es nicht so gut bestellt Gleichgültig sehen wir zu, wenn Glieder dieser Familie: die Deutschen in Österreich-Ungarn, die deutschen Balten u. s. w. von fremden Nationalitäten vergewaltigt und in diese hineingezwungen werden. Unser Nationalgefühl ist noch zu unentwickelt, um diese Unbill gebührend zu würdigen, den drohenden Verlust zu ermessen. Wir unterscheiden noch nicht zwischen Menschen, an die wir durch Bande des Blutes geknüpft sind, und der politischen Marktware, die versteigert werden darf, wenn die Unkosten nicht mehr aufgebracht werden können. Aber noch giebt es Einige, welche gegen diesen Ausverkauf von deutschem Land und Volk herzensernste Verwahrung einlegen werden. Die erste deutsche Kriegsflotte mochte in trüber Zeit unter den Hammer kommen; sie ist längst wieder ersetzt. Wer wird uns später einmal die geopferten Deutschen in den Vorländern ersetzen? Wachse etwas rascher heran, unreifes deutsches Nationalbewußtsein!

Verstummen werden einmal die Drehorgelmelodien von der vernünftigen Zurückhaltung, von der Nichtbeschützung auswärtiger Deutschen, von der notwendigen Befestigung reichsdeutscher Zustände durch das Aufopfern aller Volksgenossen jenseits der Grenzen des **heutigen** Nationalstaates, genau so, wie die läppische Weise vom „engeren Vaterlande" und „weiteren Vaterlande" seit 1870 nicht mehr zieht. Es giebt kein Vaterland der Engherzigen, und nur die politische Kleinkrämerei kennt Auslandsdeutsche in dem Sinne, daß wir uns nicht mit ihnen verbunden fühlen sollen. Verbunden in Freude und Leid und in Existenzbedingungen!

Den sogenannten Realpolitikern sei ein Erfahrungssatz der Weltgeschichte in das Gedächtnis gerufen: Jedes Volk, das freiwillig Absplitterungen von seinem nationalen Stamme zuläßt, verfällt der Vermoderung, der Unkraft und wird von einem tüchtigen Sturme zu Boden geworfen. Der politische Stratege wird wissen, welche Bedeutung Vorländer mit einer der unseren gleichgearteten Bevölkerung haben; sie sind das Glacis der eigentlichen Festung. Und die Handelspolitiker könnten erwägen, daß mit der Einengung des Sprachgebietes auch der Austausch der Produkte sich vermindern wird, welche ähnliche Gewohnheiten erst zu Bedürfnissen machen. Dagegen helfen keine vorsichtig ausgeklügelten, stets nur kurzlebigen Handelsverträge. Rückt der nationale Scheidekamm vorwärts, so werden auch die Stromgebiete der nationalen Arbeit und des wirtschaftlichen Verkehrs verändert. Es entstehen die unübersteiglichen Zollschranken anders bedingter, spröde sich abschließender Lebenskreise. Und die sonderbaren Kultur-Chauvinisten, welche damit begnügt sind, daß der deutsche Geist triumphiert, während der deutsche Volkskörper einschrumpft und immer thatunfähiger wird, mögen bedenken, daß die uns feindlichen, von Übermut strotzenden Nationalitäten auch die unscheinbarsten Kennzeichen deutscher Kulturarbeit unter Hohn und Spott zu vernichten trachten. Die uns so kindlich erscheinenden Straßentafel-Kämpfe in Prag und Laibach, die Verwandlung der altdeutschen Hochschule **Dorpat** in das russische Bildungslazareth **Jurjew**, die sprachlichen Wiedertaufen-Scherze der Magyaren u. s. w. sind herostratische Thaten des Größenwahnes unreifer Völkerschaften. Ihr Fanatismus haßt den deutschen Geist, weil es ein deutscher ist. Sie würden mit den von uns angesammelten Bildungsschätzen verfahren wie der Khalif Omar seiner Zeit mit der alexandrinischen Bibliothek: Was nicht in ihrem nationalen Koran steht, verdient, dem Feuer überantwortet zu werden.

Ein Volk, das Theile von sich aufgiebt, giebt sich selbst auf: das kann nicht oft genug wiederholt werden. Es verkrümmt dabei sein moralisches Rückgrat, es verliert jene aufwärtsragende und -tragende Sehnsucht, ohne welche eine Sammlung der Willensstärke undenkbar ist. Man hat lange jene Staatswesen am glücklichsten gepriesen, in denen die nationale Frage scheinbar keine Rolle spielt, welche als Embryos einer künftigen Völker-Eidgenossenschaft von politischen Phantasten angesehen werden. Daß die Schweiz nur durch die Eifersucht der Großmächte ihre staatliche Existenz fristet und daß es dort zu keiner Zeit an nationalen Gegensätzen gefehlt hat, die sich öfters blutig zuspitzten, wurde von diesen kosmopolitischen Doktrinären gewöhnlich übersehen. Aber auch das viel umfangreichere „Versuchsfeld der Nationslosigkeit": die Vereinigten Staaten Nordamerikas, zeigt immer weniger einen befriedigenden Anblick. Zwar hat sich auch dort der nationale Sondergeist in der Vorherrschaft der Yankees, in dem gewaltthätigen Gebahren irischer Massen, in der zunehmenden Abschließung gegen Einwanderung, in dem Verfahren wider die Chinesen, in der gesellschaftlichen Nichterfüllung der Gesetzesbuchstaben gebliebenen Negeremanzipation, in der Italienerhetze u. dergl. geoffenbart. Noch greller treten jetzt die Wirkungen eines unbeschränkten, menschen- und nationsverachtenden Mammonismus, einer ungezügelten, durch kein Stammesgefühl gemilderten Erwerbssucht in den immer mächtiger auflodernden Kämpfen zwischen Kapital- und Arbeiter-Ringen hervor, die sich gegenseitig erdrosseln möchten. Die Ausbeuter und die der Ausbeutung Überdrüssigen vergessen völlig, daß sie sich auf der gemeinsamen Scholle des Vaterlandes befinden, während bei uns in dem leidenschaftlichsten Sozialdemokraten noch ein Rest deutscher Heimatsliebe vorhanden sein dürfte.

Man entthront nicht straflos diesen vaterländischen Gedanken, der durch nationales Empfinden erst die rechte Weihe erhält, und wandelt die Welt in den eintönigen Schauplatz des bloßen Gütererwerbes um, auf dem allein der Götze „Gewinn" herrscht. Wenn die nordamerikanische Union noch von den Pestbeulen allverbreiteter Korruption und von dem Übel einer nichtsschonenenden Notwehr wider diese geheilt wird, so dürfte es hauptsächlich durch diejenigen geschehen, welche ein nationales und damit ein menschliches Gewissen

in sich tragen. Unseren deutschen Brüdern jenseits des Oceans erwächst eine groß-sittliche Mission für ihr zweites Vaterland, die sie zum Teil schon begriffen und angetreten haben. Die nationale und die soziale Idee sind die eigentlichen Triebfedern aller großen Bewegungen in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts. Aber nur, wenn sie sich durchdringen im Volksgewissen, werden sie als befruchtende und nicht als verheerende Ströme wirken. Deutsch denken und fühlen heißt vor allem: gewissenhaft sein, nicht auf den Trümmern des Bruderglückes sich behaglich einrichten, dem Schwachen und Bedürftigen hilfreich beispringen. Der vernunftmögliche, nicht der aberwitzige, Sozialismus ist so unzertrennlich mit dem geklärten deutschen Nationalbewußtsein verbunden, daß niemand sie als Kern und Schale zu scheiden vermag. Die Anfänge eines deutschen Staatssozialismus in unserer Arbeiterversicherungs-Gesetzgebung seit 1880, womit wir allen anderen Völkern vorausgegangen, beweist, daß Vernunft, nationales Familienleben und soziale Fürsorge gut nebeneinander bestehen und einträchtig walten können.

Wir wünschten nun, daß die nationale Fürsorge allmählich auch den patriarchalischen Rahmen sprengte und mindestens so großzügig würde, wie die soziale Hilfsbereitschaft. Jene bleibt sichtlich im Wachstum hinter dieser zurück, denn wir vergessen bei dem Einzelelend meistens des Stammeselendes, der wachsenden Bedrängnis unserer nicht reichsversicherten Blutsgenossen. Die soziale Frage ist zur Alltagsfrage geworden, während die nationale höchstens noch als Schmuckrede bei unseren Festen sich einstellen darf, um uns die Lüge zu beteuern, wie herrlich es mit dem Deutschtum bestellt sei. Darin steckt ein gutes Stück „sittlicher Anarchismus", welcher sich einer ernsten Pflichterfüllung zwar nicht durch Gewaltthaten, aber mit blöden Renommagen entschlägt. Der Lobhudel-Deutsche, der Hurra-Nichtsthuer vergiftet ebenso die Volksseele, als jene das Fremde, und im Fremden das Ungesunde nachäffende „Gigerl-Litteratur", welche das Schwert des Wortes zum Spalten des ethischen Hausrates mißbraucht und diesen zum Unrat hinabsinken läßt. Der Maulpatriot und der Zuhälter artistisch drapierter Verworfenheit halten uns ab von einer tieferen nationalen Gewissenserforschung, welche ernste Entschlüsse reifen würde. Sie drängen ihr eitles Ich in den Vordergrund, das so gar nichts wiegt auf der Wage für die großen Jahrhundert-Gedanken. Freilich glauben die litterarischen Spekulanten, welche sich am Ausverkauf unserer nationalen Errungenschaften beteiligen und das Deutschtum entheiligen, schließlich selbst:

Ein windzerrissenes Pamphlet,
Das ist der Zeit Charakter;
Der Streber findet sein Lotterbett,
Sein Glück der feige Kalfakter.

Aber wahrlich, wem der Riß durch die Länderkarte des deutschen Volkes nicht mitten durch sein Herz geht, der Rückgang deutschen Wesens nicht die Seele aufrüttelt: dem darf man ein baldiges Vergessenwerden verbürgen.

Wenn sich das Volk der heutigen Litteratur entfremdet, so geschieht dies nur, weil in dieser ein ihm fremder, erkünstelter Wahnwitz sich breit macht. Aber ein Symptom des Niederganges unseres Nationalgeistes bleibt eine solche ephemere Litteratur immerhin. Auch die englischen Komödienschreiber der Restauratioszeit nach Cromwell standen schon auf gleichem schlüpfrigen Boden. Und wer kennt sie heute noch außer dem Litteraturhistoriker?

Diese National-Bankerotten sind indes minder gefährlich, als sich ihre Selbstanbetung vorspiegelt. Denn selbst zu Straßenrevolutionen gehört mehr als Straßenkot.

Viel ernster zu nehmen sind jene ehrlichen, aber zielesunklaren, geschichtlich ungeschulten Schwärmer, welche, unzufrieden mit den gegenwärtigen Zuständen und verbittert durch den oft harten Daseinskampf, auswandern möchten aus der Nation in ungesehene, unerreichbare soziale Utopien. Sie gleichen der jungen Frau des verarmenden Geschäftsmannes, deren Traumwandeln wir bereits geschildert haben. In ihnen webt trotz der scheinbaren Abkehr ein deutscher Idealismus, der nur den rechten Weg verfehlt. Denn sonst müßten sie zu der Erkenntnis gelangen, daß nur im nationalen Gemeinleben auch die sozialen Bestrebungen ihre volle Befriedigung finden können.

(Fortsetzung folgt.)

Träumen.

Von **Elisabeth Eichler.**

Du sagst Dir oft: es ist ein Traum,
Wie vieles schon ein Traum gewesen,
Du weißt es und vermagst doch nicht,
Aus seinem Zauber Dich zu lösen.

So träumst Du weiter; Glückesstrahl
Im Auge, Glücksgefühl im Herzen,
Ob Du auch ahnst, daß Du dereinst
Erwachen wirst mit tausend Schmerzen.

Wohl Dir, wenn Du so glücklich bist,
In Träumen noch die Lust zu finden,
Und um die kahle Wirklichkeit
Der Traumesblüten Kranz zu winden.

Rembrandt und der germanische Kunststil.

Von **U. Grafen Schack.**

I.

Das deutsche Volk dachte im Mittelalter zwar nicht national, aber, wie es ein herrschendes Volk war, immerhin eigenartig und in diesem Sinn volkstümlich. Ganze Volksstämme, zumal Sachsen, Franken, Goten, waren in das westliche Europa eingewandert und hatten sich mit der alten Bevölkerung verschmolzen zu neuer Art. Diese jungen Völker brachten alsbald Eigenartiges, dem germanischen Geiste nicht immer Gleichartiges zur Ausgestaltung. So war die Gründung des Papsttums, die Centralisation des kirchlichen Beamtentums eine Schöpfung des italienischen Volks, und die Geschichte erzählt von den Kämpfen, die das Germanentum mit ihm zu führen hatte; so war die Verfeinerung des Rittertums, sein Ehrenkodex ein Werk des keltischen Geistes. Nicht zufällig, sondern aus angeborener Art, war man in Frankreich zuerst konventionell und gesellschaftlich erlesen. Vielleicht hat das Deutschland mehr befruchtet als geschädigt — ich weiß es nicht; doch drang es fremdartig auf das Germanentum ein, diesen weichen, leicht assimilierbaren Stoff. Nur dies zu erwähnen, wurde das Deutschtum noch überdies mechanisch auseinandergetrieben durch die Ein-

wanderung eines zähen, durchaus national denkenden Volks, nämlich der Juden. Immerhin war im 15. und 16. Jahrhundert dasselbe noch stark genug, um eine natürlich gewachsene Bildung — übrigens ist alle volkstümliche Bildung eigenartig und natürlich gewachsen — hervorzubringen. Doch der Verfall kam schnell, die gebildeten Volksschichten wandten sich vom Deutschtum endgültig ab lateinischem oder französischem Geiste zu; bald schrieb man fast ausschließlich in diesen Sprachen. Freilich nicht mit viel Geist, denn ein Volk, das den eigenen Geist verachtet, ist alsbald geistlos.

Zwar folgte 300 Jahre später eine zweite Bildungsperiode, die jedoch bei allem Glanz weniger deutsch war, mehr eine Schöpfung der Kritik und Abstraktion, als herausgewachsen aus dem Schoße der Nation dem lebendigen Empfinden weiter Kreise. Man hat ihre bedeutendste Erscheinung, Goethe, wohl den „letzten der Griechen" genannt. Noch hundert Jahre nach Thomasius warf man's einem Lessing vor, gegen gelehrte Männer in der Sprache Luthers geschrieben zu haben.

Zu Dürers Zeiten empfand man noch eigenartig, und es lehnte die deutsche Malerei zunächst die Antike noch ab und kam so zu ihrem eigenen Stil. Vielleicht ist gesunde Originalität nicht immer künstlerisch, jedenfalls aber geistig immer das Höchste. Was die deutsche Malerei damals schuf, wurde zum Nährboden für die holländische Malerei, die in Rembrandt wie in einer Riesenblüte gipfelt. Von Dürer bis zu Rembrandt springt der Gegensatz gegen die Italiener ins Auge. Derselbe liegt nicht bloß in der Form, sondern im Wesen: denn das Wesen macht sich die Form. Der Kunststil ist der Ausdruck der Gesinnung eines Volks, einer Zeit. Man täusche sich nicht, Rubens, der zu vermitteln suchte, tötete die gute italienische Tradition vollends.

Die alten deutschen und niederländischen Maler hielten sich für fertige Künstler und waren wenigstens fertige Menschen, was sie naiv machte; und naiv empfand das zufriedene Publikum. Ihre Kunst war ihnen ein Handwerk, das sie bescheiden ernährte und das sie liebten. Von engem Gesichtskreis, kamen ihnen nicht leicht große Gedanken und Leidenschaften, an Genialitätsdünkel litten sie nicht. Nun sehen die zahlreichen Altarwerke wie Bilderbogen aus, die Lebensbeschreibungen von Heiligen illustrieren. Das Erhabene, das Göttliche wendet sich an die Kunst, ihm eine Sichtbarkeit, eine Gestalt zu geben, es in den Kreis der Erscheinungen einzuführen, und die Kunst muß dies vollbringen mit gutem Geschmack. Der Geschmack ist es, der bei unsern Meistern noch zu wenig entwickelt ist, erst bei Rembrandt sich vollendet. Will man den Geschmack der Antike, Raffaels und Rembrandts mit einem Wort vergleichen, so ist der Geschmack der Antike der Geschmack des Bildhauers, der Geschmack Raffaels der Geschmack des Zeichners, der Geschmack Rembrandts der Geschmack des Malers. Unsere Künstler beherrschten z. B. die Bewegung noch nicht und machten den Faltenwurf von ihr zu wenig abhängig, ihr Pinsel war sorgfältig, zierlich, ihr Geschmack ging ins kleine. Diese ihre Schwächen empfanden sie vielleicht nur insoweit, als sie ihre Stärke fühlten und sich gern vom Altarbilde abwandten dem Holzschnitt und dem Kupferstich zu. Man illustrierte die biblischen Erzählungen — nicht die Bibel, die man wenig kannte — für das Haus. Zufrieden nimmt der kleine Mann, der nur mit Groschen zu bezahlen vermag, von der Kunst seinen Teil. Darum standen die deutschen Künstler, falls man unter Volk nicht die oberste Schicht der Nation versteht, ihrem Volke näher als die großen Italiener, die denselben mehr ein Ruhm als eine Freude waren. Freilich entfernt sich Rembrandt durch seine feine und große und höchst originelle Auffassung der Stoffe wieder vom Volksgeist, ohne dabei den aristokratischen Musen, Schönheit und Harmonie, recht dienstbar zu werden. Denn es giebt auch eine hohe realistische Kunst, da sich Genialität mit jedem Kunststil verbinden kann.

Mit der steigenden Technik gewann die Behandlung der Fernsicht und des Lichtes an Gewicht, was dem realistischen Kunststil, also der deutschen Art, zum Vorteil gereichte: ein Rembrandt wurde möglich. Sein wundersames Licht beleuchtet nicht nur die Körper von außen, sondern zugleich gleichsam die Seelen, die Leidenschaften, oft ist es unnatürlich und doch wahr im Bilde, das heißt richtig für den Zweck. Es giebt nun einmal eine Unnatur, die Kunst ist, und eine Natur, die es nicht ist.

Die Malerei des ausgehenden Mittelalters hatte immerhin die Farbe gepflegt, wie man in der Kleidung farbenfroh war, die Stoffmalerei vollendet geübt, indessen malte man noch gern auf Goldgrund und wenn man Hintergründe anwandte, so hatten sie harte, durch den Luftdunst ungemilderte Linien und Farbentöne. Manche Malereien machen in ihrer Klarheit fast den Eindruck von gemalten Glasfenstern. Es scheint auch dem Licht im bunten Bilde sein Recht nicht zuerst geworden zu sein, sondern im Kupferstich. Dürers Arbeiten zeigen bereits tiefe Schatten, doch die zarten Halbschatten, das Clairobscur, erscheinen wohl zuerst in seinem h. Hieronymus „im Gehäuse", wie der Meister das 1514 entstandene Blatt nennt. Das war mustergültig, ein neuer Gärungsstoff in die Malerei hineingeworfen, und langsam kam er zur Wirkung. An Tizians farbenschöne Klarheit gewöhnt, erstaunt man in der Pinakothek zu München vor seiner „Dornenkrönung", einem Werke aus seinen letzten Jahren: es ist wie ein Sturm über seine Technik hinweggegangen und wühlt unruhig in Licht und Farbe. Verspürt der Greis Jünglingskraft, noch einmal sein Genie neue Bahnen wandeln zu lassen?

Es haben sich endlich Farbe und Licht zusammengefunden und es liegt wie ein weicher Schleier über den Linien der Zeichnung, der Form im Raume. Die Malerei hatte ein neues Ausdrucksmittel gefunden für die Stimmung der Seele. Kein Künstler behandelt es mit so ausgesuchtem Geschmack wie Rembrandt, seine Farben leuchten und verdämmern und heben den Sinn des Gemäldes wunderbar hervor. Diese Lichter klagen und lachen, und bekleiden das Erhabene mit einem andern Gewande als es etwa die Kunst Raffaels that. Ist die Leidenschaft erhaben, weil naturkräftig, so ist unser Meister ein ernster erhabener Künstler; und wenn es ihm gefiel, wunderliche Käuze darzustellen, so gefiel es ihm nicht, Karikaturen zu schaffen; auch zeigt er niemals das Häßliche seiner Häßlichkeit wegen. Nur einmal bricht, meines Wissens, bei dem tiefsinnigen Holländer der Humor voll durch, nämlich in seinem Ganymed. Wie das unvergleichliche Drama „Troilus und Cressida" zu den Gesängen der Ilias sich verhält, verhält sich dieses Gemälde (Dresdener Galerie) zu den antikisierenden Darstellungen gleichen Stoffes. Das ist keine Parodie, sondern die realistische Art neben der heroischen.

Die italienische Kunst bildete Götter, Teufel, Engel und Heilige in ausgesuchten Formen und verband sie in Handlungen, um in gewählten Stellungen die schönen Gestalten zu zeigen: also war nicht die Handlung für sie die Hauptsache, vielmehr bloß das Mittel zum Zweck. Man denke nur an die unzähligen Bilder, die die thronende Marie

zwischen Heiligen darstellen. Betrachtet man an solchen Werken die Köpfe, so kommt mehr das Einzelgefühl, die Seelenstimmung zum Ausdruck, als der Charakter. Diese Gestalten sind Geschöpfe einer reichen Phantasie und machen kaum den Eindruck von wirklichen Menschen. Dagegen zeigt schon die ältere deutsche Schule die Neigung, die Handlung zur Hauptsache zu machen, oder, was auf dasselbe hinausläuft, Charaktere zur Darstellung zu bringen. Denn wer die Handlung wichtig macht, muß den treibenden Grund aussprechen; und aller interessante Grund zu Handlungen fließt hervor aus den Charakteren, sie geben demselben die Physiognomie. So leidenschaftlich die Tiere handeln, ihre Handlungen sind nicht so interessant als die der Menschen. Das schöne und bekannte Gemälde „Aurora" von Guido Reni zeigt edle Gestalten in herrlicher Bewegung, aber über die Natur des menschlichen Gemüts sagt es eigentlich nichts. Diese Genien der Tagesstunden handeln nicht, weil sie müssen, sondern um zu gefallen. Den germanischen Künstlern wurden darum himmlische Wesen oder Wesen der Phantasie unter der Hand zu Menschen, wodurch sie an Würde verloren. Im Grunde besitzt nur der lebendige Mensch einen Charakter, denn in den guten Göttern ist das Gute allein vorhanden, in den Teufeln das Böse, im Heiligen hat das Gute gesiegt und ist das Böse verschwunden. Solche Geschöpfe handeln nicht wie Menschen, sondern wie Übermenschen. Rembrandt faßt somit die Handlung anders als die italienischen und antiken Künstler, seine Gestalten belehren bloß; seine Werke entzücken freilich, aber nur durch Farbe und Licht. Doch belehrt er in einer poetischen, erhabenen Weise, nicht wie Hogarth trocken und verständig. So ist es z. B. natürlich, daß er die h. Jungfrau, dieses Weib von zartem, fast kindlichem Gemüt, abgeneigt thatkräftigem Handeln, nicht zu schildern weiß, während die Italiener und Spanier es ausgezeichnet treffen. Die Holbeinsche Madonna, wohl die gelungenste Madonna, die ein Deutscher malte, sieht aus wie eine deutsche Hausfrau, sie besitzt Charakter, Willenskraft, aber zu wenig göttliches Wesen. Ist der Protestantismus ein Erzeugnis der germanischen Nationen, so malt Rembrandt protestantisch, d. h. in einem Geiste, der das Göttliche mehr auf Erden als im Himmel sucht, und umgekehrt Murillo, der Landsmann Loyolas des Asketen. Das sind Gegensätze, die sich überall zeigen und vor der Reformation schon zeigten, nicht nur in der Auffassung der Dogmen, theologischer Streitigkeiten, sondern auch in der Kunst. Rembrandt trägt die Religion aus der Kirche ins Haus und malt eigentlich keine Altarbilder, Murillo trägt sie aus dem Hause in die Kirche und malt, trotz seiner realistischen Begabung, eigentlich nur Kirchenbilder.

Um meine Ausführungen an einem Beispiel noch näher, gleichsam augengreiflich darzuthun, gehe ich auf eine seiner Radierungen, nämlich das „Hundertguldenblatt" — diesen Preis soll die Platte erzielt haben — besonders ein.

Die Bibel spricht von Jesus Christus als einem wunderthätigen Rabbi, der sonst unheilbare Krankheiten zu heilen wußte, vorzüglich aber es verstand, die Seelen der Menschen durch seine Rede zu fassen, zu bessern, zu trösten. Und so faßt ihn Rembrandt in seinem Hundertguldenblatt. Indessen will eine Kirche ihren Religionsstifter prächtiger sehen und verehren, sie versetzt ihn in die Wolken und Engel müssen ihn bedienen; betritt er die Erde, so singen die Vögel, erblühen die Blumen, neigen die Fruchtbäume die gesegneten Zweige — muß er leiden, verdunkelt sich der Tag, trauert die Natur. Rembrandt sucht allein im Geistigen die Erhöhung. Dieses Geistige ist nicht frommes Entzücken und Askese, nicht Zorn des Glaubens über den Unglauben, sondern der Wille, ein Beispiel zu geben, wie Menschenleid zu ertragen sei und Menschenschwäche zu vergeben, um nötigenfalls für die Lehre zu sterben. Stumpfheit, Unwissenheit, erlerntes Vorurteil, Eitelkeit und Intoleranz erheben sich gegen ihn. Nur einem Wunderthäter wird diese Menge folgen — somit thut er Wunder, dieselbe zu sammeln, um sie nachher durch sein Wort zu zwingen und im Gemüt zu erschüttern. Was er sprechen mag, dieser Mann voll ruhiger Unruhe, die Mienen der Zuhörer sagen es. Offenbar lobt er nicht den Reichtum der Tempelgaben und gewerbsmäßiges Beten, denn diese ärmlichen Leute, die weder Geld noch Zeit besitzen, sind nicht erschrocken, vielmehr voll schüchterner Hoffnung. Wenn Reue der Weg zum Heil ist, so kann auch der Arme ihn wandeln. Sie sind vor dem Heiland erschienen, die Kranken und Armen, und fordern von ihm, aber zugleich die Gelehrten und Geistesstarken und die Männer mit den sehnsuchtsvollen Herzen. Gottes Geist will sich ergießen und ein Gefäß ist da, eine Schale des Verstandes, aber sie ist gering und brüchig. Wohin schaut das innere Auge des Predigers? Erblickt es den Lichtthron des Vaters, da ihm eine Herrschaft und Krone über allen Kronen bereitet ist? — oder blickt es nach dem Trost der Liebe, dem mystischen Zusammenhang der Ewigkeiten? Dieser Mann dient gewiß der Liebe und nicht dem Nachruhm und ewigem Lohn.

(Schluß folgt.)

Ewiges Leben.

Wenn meinen Leib begräbt die kühle Erde,
Mein Herz, das einst Dir eine Welt gewesen,
Von aller Qual wird ewig sein genesen
Und harren still wird einem neuen Werde,

Dann wirst Du oft mit stummer Schmerzgebärde
Die goldne Schrift auf meinem Steine lesen,
Bis ich Dir nahe, ein verklärtes Wesen,
Das heim Du führst zu Deinem stillen Herde.

Du legst auf meinen Hügel keine Kränze,
Die Blüten welken und die Blätter modern —
Doch lang' auf ihm ruhn Deine schönen Augen.
O, süßes Glück! Um meine Asche lodern
Die heil'gen Flammen noch, die einst im Lenze
Ich trunken durft' in meine Seele saugen.

Friedrich Marchewitz.

Der Sanitätsrat.

Von **Dr. Karl Faber-Bochum.**

Es war um Mitternacht. Tiefe Stille herrschte in dem einfach eingerichteten Zimmer. Ein mildes Licht flutete wie Mondenschein durch den Raum und ließ die einzelnen Gegenstände klar und deutlich hervortreten. Der Sanitätsrat saß vor dem Bette seiner schwerkranken Tochter. Das junge Mädchen schien zu schlummern; sanft, kaum merklich hob und senkte sich die Brust. Blonde lockige Haare um-

rahmten das schöne marmorblasse Antlitz und fielen in langen Wellen bis auf die Schultern nieder. Isolde war das einzige Kind des alten Mannes, der Sonnenschein seines Hauses, seitdem die Gattin und Mutter einer heftigen Krankheit erlegen war. Mit sorgenvollen Blicken beobachtete der Vater das Gesicht seines Kindes. Zuweilen fühlte er nach dem Pulse oder legte kühlende Kompressen auf die Stirn der Sterbenden. Er wußte als erfahrener Arzt, daß keine Menschenkunst mehr zu helfen im stande war. Da wurde plötzlich die Hausschelle gezogen. Schrille Glockentöne drangen bis in das Zimmer der Kranken; der Sanitätsrat schreckte empor und erhob sich. Nach Verlauf einiger Minuten trat eine ältere Frau, die Schaffnerin des Hauses, leisen Schrittes in das Zimmer. „Was giebt es, Bertha?“ fragte der Sanitätsrat mit gedämpfter Stimme. „Es war ein armer Mann da, ein Arbeiter, wie es schien, und bat, Sie möchten zu seiner Frau kommen, die in Kindesnöten liege. Ich habe ihn aber abgewiesen und gesagt, Sie könnten von Ihrer todkranken Tochter nicht fort, Sie säßen oben im Krankenzimmer. Da ist der Mann wieder gegangen; er will einen anderen Arzt suchen.“ — Die armen Leute gingen am liebsten zu dem Sanitätsrat; sie wußten, daß sie hier immer eine offene Hand und ein warmes Herz fanden. Der Sanitätsrat nickte seiner Haushälterin mit dankbarem Blick zu und setzte sich wieder an das Krankenlager seines Kindes. Eine ehrfurchtgebietende Erscheinung: das Haar schneeweiß. Stirn und Wangen tief gefurcht. Es lag ein Zug von Wehmut und sanfter Trauer auf dem ganzen Gesicht, aber aus den klaren Augen leuchteten Freundlichkeit und Herzensgüte. Was mochte wohl in der Seele des Mannes vorgehen, während er mit zitternden Händen die Rechte seines Kindes umschlungen hielt? Alte Erinnerungen, freudige und traurige, stiegen auf und leuchteten in verklärtem Glanze. Er überdachte noch einmal sein Leben, das ihm Tage der Lust und ein Übermaß von Leid gebracht hatte. Er gedachte der Zeit seiner Liebe, wo er Isolde, deren Ebenbild jetzt vor ihm lag und mit dem Tode rang, zuerst gesehen und kennen gelernt, wie er um sie geworben, wie er sie in der süßesten Stunde seines Lebens an die Brust gezogen und in ihren strahlenden Augen einen ganzen Himmel voll Seligkeit erschaut und dann den ersten heiligen Kuß auf ihre reinen Lippen gedrückt hatte. Festlich geschmückt sah er sie an seiner Seite zum Altar schreiten, eine strahlende, glücklich lächelnde Braut. Noch einmal erlebte er im Geiste all die Tage des Glückes, all die Stunden höchster Seligkeit, die Geburt seines Kindes, die reinsten Freuden, die er im Kreise seiner Familie genossen hatte. Dann kamen traurige Zeiten, trübe Stunden, die böse, heimtückische Krankheit, die ihm sein Weib, sein Alles nahm. Wieder erklangen die dumpfen Trauerklänge der Sterbeglocken; er sah, wie der Sarg in das Grab hinabgesenkt wurde, er erlebte noch einmal die entsetzlichste Stunde seines Lebens, als er sein Kind, das kostbare Vermächtnis seines Weibes, am offenen Grabe unter heißen Thränen an die schmerzzerrissene Brust preßte. Der alte Mann stützte sein müdes Haupt in beide Hände und brach in Schluchzen und Thränen aus. So verrann Minute auf Minute. Man hörte nur das leise Ticken der Wanduhr. Da wurde noch einmal an der Hausglocke gerissen, gewaltsamer, heftiger als das erste Mal, so daß die Kranke erwachte und die Augen aufschlug. Sie sah mit liebevollen Blicken ihren Vater an und lispelte kaum hörbar: „Vater, geh! ein Kranker verlangt Dich.“ Mittlerweile war Bertha [illegible] ins Zimmer getreten. „Herr Sanitätsrat, der Mann ist wieder da und will sich durchaus nicht abweisen lassen. Er kann, wie er sagt, in der ganzen Stadt keinen Arzt finden. Doktor Müller ist verreist; Doktor Schulze will nicht mitkommen, da der Mann nicht sofort bezahlen kann. Die Frau ist Mutter von fünf Kindern und muß sterben, wenn nicht schleunigste Hilfe kommt.“ — „Vater, geh! Vater, geh!“ hauchte Isolde. Der Sanitätsrat küßte sein Kind, drückte noch einmal ihre Hand und verließ dann festen Schrittes, ohne noch ein Wort zu sagen, das Zimmer. Vor der Hausthür übergab er dem Manne, der sich in Dankesworten erschöpfte, seine Instrumententasche, und dann schritten sie beide in die Nacht hinaus durch die menschenleeren, hallenden Straßen. Als der Sanitätsrat nach einigen Stunden zurückkehrte, war Isolde bereits verschieden. Um das Sterbelager standen die Hausbewohner, ergriffen von der gewaltigen Majestät des Todes, und weinten. Der alte Mann aber brach im Übermaße des Schmerzes zusammen. Nach einigen Wochen entschlief auch er. In den Zeitungen wurden die Verdienste gepriesen, die der Verstorbene sich um das Wohl der Menschheit erworben hatte. Selbstverständlich war die Teilnahme an der Beerdigung allgemein und großartig. Voran zogen Vereine mit umflorten Bannern und Fahnen, dann kam der Leichenwagen, von vier Pferden gezogen, mit kostbaren Kränzen und Palmenwedeln geschmückt, dann die trauernden Verwandten mit nachdenklichen Gesichtern. Vielleicht mochte der eine oder andere von ihnen berechnen, was ihm aus dem Nachlasse zufallen würde, wenn der Alte der Not und dem Hunger der Armen gegenüber nicht gar so verschwendungssüchtig gewesen wäre. Dann folgte die übrige Menge der Leidtragenden, paarweise, schwarzgekleidet und stumm. Am offenen Grabe hielt der Pfarrer mit großem Pathos eine nach Form und Inhalt vollendete Rede, sprach ein Gebet, die Fahnen wurden geschwenkt und hierauf der Sarg an den knarrenden Seilen in die dunkle Gruft hinabgelassen. Verwandte und Bekannte warfen, gleichsam als letzten Gruß, drei Spaten voll Erde auf den Sarg und drückten sich gegenseitig die Hände mit unendlich traurigen Mienen und Gesichtern. Allmählich verlief sich die Menge. Nur der Totengräber war noch mit dem Zuwerfen des Grabes beschäftigt. Da kam eine ärmlich, aber sauber gekleidete Frau geschritten. Auf den blassen Wangen lagen noch die Spuren einer schweren erst kürzlich überstandenen Krankheit. Sie trug einen Säugling auf dem Arme, während fünf Kinderchen, Knaben und Mädchen, nebenher gingen. Jedes Kind trug ein einfaches Sträußchen von Feldblumen, wie sie am Wege wachsen, in der Hand. Die Frau ging schüchtern und ängstlich auf das Grab zu und wies die Kleinen an, ihre Sträußchen niederzulegen. Alle fünf, der Reihe nach, die Größten zuerst, befolgten das Gebot der Mutter, die unterdessen mit gefalteten Händen dastand und sinnend in die Grube hinabsah. Erstaunt beobachtete der Totengräber das ihm sonderbar vorkommende Treiben Als die Frau sich daher zum Gehen wandte, fragte er: „Sie haben den Sanitätsrat wohl auch gekannt?“ Wie Sonnenschein zuckte es über die blassen Züge der Frau, und indem sie mit leuchtenden Augen die Schar ihrer Kinder überblickte, antwortete sie: „Der gute Doktor hat diesen Kindern die Mutter gerettet.“

Dazumal.

Und blühten die Rosen auch wieder
Im Garten allüberall,
Und sänge die Nachtigall Lieder
Mit wundersüßem Schall,
Und läg über allem ein Schimmer
Von goldenem Sonnenschein,
Nun weiß ich's: es könnte nimmer
Wie dazumal noch sein!
Denn — damals däucht' mir das Leben
Ein einziger Sonnentag,
In seinem wonnigen Weben
Ich träumend gefangen lag.
Denn damals hielt ich die Menschen
Für edel, hilfreich und gut
Und — damals konnt' ich noch hoffen,
Zum Leben hatt' ich noch Mut.
Ja, dazumal glaubt' ich an Wunder
Der heiligen, stillen Natur,
Ich suchte auf Waldespfaden
Von alten Märchen die Spur. —
Und blühten die Rosen auch wieder
Im Garten allüberall,
Und sänge die Nachtigall Lieder
Mit wundersüßem Schall,
Und läg' über allem ein Schimmer
Von goldenem Sonnenschein,
Nun weiß ich's: es könnte nimmer
Wie dazumal noch sein!

L. v. Oberhofen.

Vermischtes.

Deutsche Machtstellung. Während der Verhandlungen über den deutschen Einspruch gegen den Kongovertrag wurden wir über deren Verlauf und Ergebnis in erster Linie statt durch deutsche, durch belgische Blätter unterrichtet, die sich auch stets als gut unterrichtet erwiesen. Jetzt bringt wiederum die belgische Presse eine uns recht nahe angehende Neuigkeit, auf deren Bestätigung oder Nichtbestätigung wir in der That begierig sind. Nach der „Indépendance Belge“, die gerade nicht im Geruch der Deutschfreundlichkeit steht, soll die englische Regierung der deutschen den Wunsch nach einer diplomatischen Unterstützung bei der Beseitigung der ostasiatischen Wirren ausgesprochen und die Vereinbarung einer gemeinsamen Verhaltungslinie angeregt haben. Hinzugefügt sei dabei worden, daß England in einem solchen Entgegenkommen Deutschlands einen „Ausgleich“ für seine ehrliche (!) Haltung und Nachgiebigkeit in der Kongofrage erblicken werde. Ist das belgische Blatt recht unterrichtet, so hätten wir damit also eine der „Kompensationen“, die gegenüber unserer bisherigen schwächlichen Kolonialpolitik von so manchem Vaterlandsfreunde bei dem günstigen Ausgang jener Verhandlungen gefürchtet wurden. Ähnlich sähe ein solcher „Wunsch“ den Engländern schon! Ja, wir meinen sogar, nur England sei im stande, auch noch einen Ausgleich dafür zu beanspruchen, daß es von einem Vertragsbruch schleunigst zurücktrat, als ihm gezeigt wurde, daß man sich einen solchen keineswegs gefallen zu lassen gewillt sei!

Es ist ja richtig, daß durch einen blutigen Ausgang des japanisch-chinesischen Streites um Korea, in den Rußland ernstlich einzugreifen sich anschickt, auch wichtige deutsche Handelsinteressen geschädigt werden könnten; allein sollen wir darum für England, das sich überall in der Welt vereinzelt sieht, die Kastanien aus dem Feuer holen? Ich denke, nein! Unser harrt vielmehr eine ganz andere Aufgabe. Unter dem neuen Kurse hat Deutschlands Stimme im Rate der Völker nicht wenig an Bedeutung und Einfluß verloren; jetzt ist die Gelegenheit da, ein gutes Teil davon wieder zurückzugewinnen, wenn unsere Staatsmänner sich der Lage gewachsen zeigen.

In Afrika wie in Asien ist der politische Horizont umdüstert. Die französisch-englische Streitfrage wegen des Kongovertrages ist noch nicht geregelt. Ob die marokkanischen Verhältnisse trotz der anscheinend raschen und verhältnismäßig glatten Anerkennung des jungen Sultans sich nicht doch noch so zuspitzen werden, daß das Eingreifen der europäischen Mächte notwendig würde, ist noch keineswegs mit Sicherheit zu übersehen. Rußland läßt keinen Zweifel darüber, daß es das englisch-italienische Abkommen über die Abgrenzung der beiderseitigen Interessensphären in Afrika nicht anerkennen werde, und die Art und Weise, wie der Aufenthalt des Khedive in Konstantinopel verlaufen ist, zeigt deutlich, daß weder die Pforte, noch Rußland, noch Frankreich der Festsetzung Englands am Nil inzwischen freundlicher gesinnt worden sind. Zu diesen Schwierigkeiten in Afrika gesellen sich nun für England in Asien, wo es durch Afghanistan, die Pamirfrage und die kritische Lage in Indien ohnehin schon genügend belastet ist, noch neue Verlegenheiten. Frankreich geht in Hinterindien unablässig weiter und wird früher oder später mit Siam kurzen Prozeß machen, und jetzt schickt sich Rußland an, in Korea statt der bisherigen chinesischen die eigene Oberherrschaft zu begründen, die ihm in jenen Gewässern den bis jetzt noch fehlenden, für seine Machtstellung in Ostasien aber unbedingt erforderlichen eisfreien Hafen sichern soll. Schon sind russische Kriegsschiffe auf dem Wege nach Korea, und an ein Zurückweichen vor England ist russischerseits um so weniger zu denken, als dadurch seine ganze Machtstellung in Ostasien gefährdet würde, und als man sehr wohl weiß, wie wenig ernstlicher Widerstand von dem so vollständig vereinzelten England zu befürchten ist, das herzlich froh wäre, gelänge es, den früheren Zustand der Dinge in Korea wiederherzustellen.

So sehen wir England auf einer ganzen Reihe wichtiger Punkte, die seine jetzige Machtstellung begründen, bedroht, während das Interesse des Deutschen Reiches an allen diesen Fragen nur ein mittelbares ist; sei es, daß unser Handelsinteresse, sei es, daß die Stellung des uns verbündeten Italiens am Mittelmeer dadurch berührt wird. Daß das solchergestalt bedrängte England, welches unter allen Mächten nicht einen einzigen Freund hat, sich ängstlich nach einer kräftigen Stütze umschaut und gar zu gern uns diese wenig angenehme Rolle zuweisen möchte, ist ja begreiflich; hat es doch von jeher verstanden, durch Schlachten, die auf deutschem Boden und zumeist von deutschen Truppen geschlagen wurden, seine überseeischen Erwerbungen zu machen und zu sichern. Aber auch für Rußland und Frankreich ist es nichts weniger als gleichgiltig, welche Stellung das Deutsche Reich zu allen diesen Fragen einnimmt; sie haben es sich vielmehr sehr wohl zu überlegen, ob und bis zu welcher Grenze das Reich ihr Vorgehen gegen England ruhig mit ansehen werde,

und ein Deutschland mit der Hand am Schwert würde ihre ganze kriegerische Handlungsfähigkeit zu lähmen imstande sein.

Das ist die Lage der Dinge; die Nutzanwendung ist leicht zu ziehen. Zunächst und vor allem freilich dürfen wir uns nicht von England vorschieben lassen zum Dank dafür, daß es schließlich doch nicht gewagt hat, unser sonnenklares Recht zu beugen. Lassen wir England zunächst einmal ein wenig im eigenen Fette schmoren. Ruft es dann unsere guten Dienste an, so wollen wir sehen, welchen „Ausgleich“ es selbst uns zu bieten im stande ist, aber es glaube nur ja nicht, daß es dann mit dem „bißchen Samoa“ allein gethan wäre! Nur die Rücksicht auf die Stellung Deutschlands wird Frankreich und Rußland abhalten, dem britischen Reiche in Asien einen Schlag zu versetzen, der für seine ganze Weltmachtstellung verhängnisvoll werden würde. Unsere Freundschaft, ja, nur unser guter Wille ist also ein kostbares Gut, das wir hoch im Preise halten müssen — und zwar nach beiden Seiten hin!

Würdigung der deutschen Sprache in Nordamerika. Wie ein amerikanischer Professor über die Kenntnis der deutschen Sprache und der Deutschen urteilt, zeigt ein Vortrag, den Edward S. Joyner, Professor der neueren Sprachen an der Staatsuniversität von Südkarolina, im South Carolina College für Frauen in Kolumbia gehalten hat. Der Redner wies zunächst auf die wachsende politische Handels- und soziale Macht des Deutschen Reiches hin, welches das Herz Europas beherrsche und den Weltfrieden überwache, während es seine Auswanderer, seine Kolonisten, seinen Einfluß über alle Meere entsende; ferner auf die riesigen, stets wachsenden Volksmassen in Amerika selbst. Das Vorhandensein dieser gescheiten, fleißigen, Reichtum fördernden und politischen und gesellschaftlichen Einfluß ausübenden Bevölkerung setze die Kenntnis des Deutschen nicht nur in gelehrten Berufen, sondern in fast allen Handelsgeschäften in bares Geld um. Dann fuhr Joyner fort: „Als ich vor 35 Jahren in Deutschland studierte, waren dort amerikanische Studenten noch allzu vereinzelt, um mit besonderer Auszeichnung behandelt zu werden. Jetzt sind sie dort nach Tausenden zu zählen, und es heißt von ihnen: „Es kommen immer mehr!“ — Einen so großen Einfluß auf allen geistigen Gebieten hat Deutschland im Verlaufe weniger Jahrzehnte gewonnen. Und zwar sind jene nicht bloß Studenten, sondern zum großen Teil Professoren und Lehrer oder solche, welche nach einer Lehrthätigkeit trachten, so daß Deutschland sich für die höheren Gebiete amerikanischer Gelehrsamkeit zu einer Normalschule gestaltet. So oft ich den Sitzungen wissenschaftlicher und litterarischer Vereine dieses Landes beiwohne, erstaune ich darüber, zu finden, wie viele meiner Kollegen in Deutschland studiert hatten, oft noch in gereifteren Jahren, und beinahe jeder einzelne der jüngeren Leute hat es entweder gethan, oder beabsichtigt es zu thun. In der That ist die Neigung gegenwärtig so stark, daß ich sie für eine der normalen und natürlichen Entwicklung amerikanischen Denkens und amerikanischer Erziehung geradezu abholde betrachte. Wir haben unsere politische Unabhängigkeit erkämpft und werden künftig mit anderen Waffen für unsere Unabhängigkeit von Deutschland zu kämpfen haben. Dennoch, ob wir es gern oder ungern eingestehen, können wir die Thatsache nicht außer acht lassen, daß deutsches Denken, deutsche Art und Weise, deutsche Theorien sich unserer Bildung, unserer Wissenschaft, unserer Theologie, unserem gesellschaftlichen und politischen Leben mehr und mehr aufprägen werden; ohne Kenntnis des Deutschen ist niemand in der Lage, sie gehörig zu würdigen oder zu bekämpfen. In der That ist die Zeit nicht mehr fern, wo es anerkannt werden wird, daß mindestens unsere bedeutendsten Lehrer und Denker auf allen Gebieten der Gelehrsamkeit, auf denen der Litteratur, Wissenschaft, Kunst, Gesellschaftslehre, sogar der Religion, Deutsch können müssen. . . . Noch vor 82 Jahren lag das deutsche Volk, von Napoleon unter die Füße getreten, gebrochen, zerrissen und im Rate Europas ungehört, danieder. Deutschland war damals ein „kimmerisches“ Land, wo jeder glimmende Geistesfunke nur von seinem Vorhandensein Zeugnis ablegte — zu schwach, um zu erleuchten. Erst im Jahre 1827 wurde die deutsche Litteratur bei dem englischen Volke eingeführt. Noch in meiner Studienzeit vor vierzig Jahren wurde Deutsch von unseren Studenten fast ganz und gar vernachlässigt. Jetzt aber steht Deutschland nicht aus zufälligen, sondern sehr tiefliegenden Gründen, welche eine Betrachtung verlohnen, an der Spitze der europäischen Nationen, und deutsches Denken übt auf die moderne Kultur und Bildung den höchsten Einfluß aus. Ich wage nicht zu prophezeien. Griechenland, Rom, Italien, Spanien, Frankreich, England haben nacheinander die Führung der Civilisation ausgeübt. Unser eigenes Land, „von dem unverletzlichen Meere umgürtet“ und durch den Geist demokratischer Staatseinrichtungen geschützt, kann sich vielleicht diesem beherrschenden Einflusse entziehen, vielleicht auch nicht; jedenfalls aber ist es nach den Zeichen der Zeit nicht zu viel gesagt, daß für künftige Geschlechter der wertvollste und mächtigste geistige Besitz neben der Kenntnis unserer eigenen Sprache und der Liebe zu derselben in der Kenntnis des Deutschen und der Liebe dazu bestehen wird.“

Klara Schumann, die Witwe des großen Liederkomponisten, bereitet sich auf eine eigentümliche Weise zur stimmungsvollen Wiedergabe der Schöpfungen ihres Mannes vor. Sobald sie in einem Konzert ein Stück von ihm zu spielen hat, liest sie sich vorher einen seiner Liebesbriefe durch, die er ihr in den Tagen seiner Brautwerbung schrieb. Wie sie sagt, wird es ihr dann leichter, dem Geist seiner Schöpfung gerecht zu werden. St.

Für unsere Sammlung sind eingegangen: L. W. Berlin Mk. 10. — Grf. U. Sch. in S. Mk. 10. — W. R. Berlin Mk. 3. — In Briefmarken Mk. 3. — H. in Hannover Mk. 20. — C. Blöhbaum in P. Mk. 5. — „Warmbrunn“ Mk. 10. — Fr. K. Schönow Mk. 3. — J. W. bei Montowo Mk. 20. — Mit Verzicht auf Namensnennung Mk. 5.

Indem wir den gütigen Gebern herzlich danken, bitten wir um weitere Teilnahme für die Unglücklichen.

Leitung und Verlag der D. R.-Ztg.

Inhalt der No. 46.

Verantwortlich… …n Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Deutsche Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ ℳ vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. No. 47.

Griffenfeld.

Historischer Roman

von

H. F. Ewald.

(Fortsetzung.)

Währenddessen ging der König unruhig in seinem Zimmer auf und ab; er hatte nur Knuth bei sich, der am Fenster Wache hielt.

„Kommt er?“ fragte der König schnell und nervös.

„Noch nicht, Majestät,“ lautete Knuths Antwort.

„Es ist doch jetzt halb zehn Uhr,“ sagte der König, „und er sollte um neun Uhr hier sein.“

Des Königs Lippen bebten, indem er sprach; ein Kugelregen war nichts für ihn gegen dies. Bei der Geliebten seines Herzens hatte er sich Stärkung zu seinem Vorhaben geholt, hatte ihr die Hand darauf gegeben, daß es jetzt geschehen solle, hatte königlich und mannhaft geschworen, daß er Herr in seinem eigenen Hause sein wolle; doch zitterte er jetzt wie ein schwaches Weib.

„Er wird doch nicht Verdacht geschöpft haben?“ rief er plötzlich lebhaft aus, als ob dieser Gedanke ihm eine Erleichterung sei.

„Es ist nicht der geringste Grund vorhanden, dies zu befürchten, Majestät,“ antwortete Knuth mit großer Bestimmtheit, aber in seinem Innern war er unruhig. Er kannte seines Herrn Herz und wußte, wenn Griffenfeld jetzt ausblieb, und der König Bedenkzeit erhielt, so konnte der ganze Anschlag scheitern.

„Es war doch maladroit,“ sagte der König, „es so anzustellen, daß er hier festgenommen werden soll; man hätte ihn in seinem eigenen Hause verhaften müssen.“

„Wenn Ew. Majestät sich dessen erinnern,“ antwortete Knuth, „so billigten Ew. Majestät des Statthalters Vorschlag, den Großkanzler hier zu verhaften, weil die Festnahme in seinem eigenen Hause einen häßlichen Alarm in der Stadt hervorrufen würde. Hier wird es ganz still vor sich gehen, und er kann fortgeführt werden, ohne daß der Pöbel etwas davon merkt. Ew. Majestät geruhten sogar zu sagen, daß man auf diese Weise am schonendsten gegen ihn vorgehe.“

„Gewiß, gewiß!“ rief der König ärgerlich aus; „wäre es nur erst zu Ende geführt!“

Oben im Turmzimmer stand der Zwerg und steckte den Kopf aus dem Fenster, während Luft über ihn hinwegsah. Beide stierten nach Höibro hinüber, und die Wartezeit war ihnen unerträglich lang geworden. Endlich erschienen die bunten Röcke der Pagen am Ende der Höibrogasse, und Hans Ruprecht stieß ein Freudengeschrei aus. Beide sprangen vom Fenster zurück und stürzten aus dem Zimmer, und zum ersten und letzten Mal vergaß Prinz Hans seine Thür zu verschließen. Luft war in einigen Sprüngen die Turmtreppe hinunter, lief nach dem Trabantenflügel und hinein in den Saal. Dort ging General Ahrenstorff auf und nieder, wie ein Löwe in seinem Käfig; zwölf Leibgardisten waren in zwei Reihen bei der Eingangsthür aufgestellt.

„Jetzt kommt er,“ rief Luft atemlos; „er fährt jetzt über Höibro.“

„Gut, Magister, gut,“ antwortete Ahrenstorff kaltblütig; „aber jetzt fort mit Euch!“

Gleich darauf vernahm man das Rollen des Wagens im Hofe und Fußtritte auf den Fliesen der Turmtreppe. Einer der Pagen öffnete Griffenfeld die Thür, und er trat langsam ein. Als er die Leibgardisten erblickte, stutzte er. Diese verwandte man nur zu besonderen Ehrenbezeigungen; da sie aber die Honneurs machten, ging er grüßend weiter, ohne zu bemerken, daß Biermann draußen blieb, daß die Thür zugemacht wurde, und daß die Gardisten sich hinter ihm zusammenschlossen. Ahrenstorff ging ihm entgegen und fragte ohne Gruß:

„Wohin, Excellenz?“

„Wohin?“ wiederholte Griffenfeld stutzend. „Zum Könige, der mich erwartet.“

„Das läßt sich nicht machen,“ sagte Ahrenstorff barsch.

„Läßt sich nicht machen?“ rief Griffenfeld und trat einen Schritt vor.

Da zog Ahrenstorff blank, hielt seinen Degen vor und sagte:

„Nicht einen Schritt weiter! Ich habe des Königs Befehl, Euch auf die Bibliothek in den Conseil-Saal zu führen; dort müßt Ihr die näheren Befehle Seiner Majestät abwarten.“

Griffenfeld erbleichte; der Mut entsank ihm; ohne des Königs Befehl würde Ahrenstorff selbstverständlich niemals so etwas gewagt haben.

„Nun,“ sagte er in großer Gemütsbewegung, „ist es des Königs Befehl, so muß ich gehorchen.“

„So folgt mir gefälligst,“ antwortete Ahrenstorff.

Er winke mit der Hand, die Gardisten traten beiseite, und er ging mit Griffenfeld aus der Thür; vier Gardisten folgten nach. Als sie auf den Korridor hinauskamen, standen dort der Zwerg und Luft. Hans Ruprecht machte eine tiefe Reverenz, und Luft ließ ein leises Kichern hören; das war der Abschiedsgruß des Hofes für den Mann, dessen Erhöhung ein Gewinn für denselben gewesen war, und dessen Gegenwart ihm stets seinen größten Glanz verliehen hatte.

Ohne ein Wort zu wechseln gingen sie den geheimen Gang vom Schlosse hinüber nach der Bibliothek. Als Griffenfeld hier vor nur wenigen Tagen zum letzten Mal gegangen war, war es in der Gesellschaft des Königs, und gnädige Worte hatten an sein Ohr geschlagen. Schnell erreichten sie das Ziel; Ahrenstorff öffnete die Thür und deutete mit der Hand hinein. Griffenfeld trat ein und nahm zu seiner Überraschung wahr, daß er nicht allein sein sollte. Dort stand der Geheimrat Erich Rosenkrantz und grüßte ihn sehr formell; dieser Herr war nicht sein Freund.

Ahrenstorff verschloß die Thür, stellte einen Gardisten außerhalb derselben auf Posten und entfernte sich schnell.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Plünderung.

„Weiß Er, Höyer, wann der Großkanzler zurückkommt?“ fragte Marie Schumacher den Haushofmeister, der im Speisezimmer das Silbergeschirr ordnete. „Ich habe vergessen, ihn danach zu fragen.“

Sie sagte niemals mein Sohn, sondern stets der Großkanzler.

„Nein, Madame,“ antwortete Höyer; „aber drei Stunden pflegt es wenigstens zu dauern.“

Dann überlegte die Alte, ob sie nach der Weinhandlung hinübergehen und nachsehen solle, ob ihr Gehülfe, Wilhelm Henck, alles in Ordnung hätte. Dort war ihr Herz und dorthin mußte sie jeden Tag. Wie sehr Griffenfeld auch auf seine Würde hielt, so achtete er doch das Andenken seines Vaters zu hoch, als daß er verlangen sollte, die Weinstube zu schließen. Es waren auch nicht nur kleine Bürger, welche dieses Gewerbe betrieben; die reichsten und vornehmsten Kaufleute hatten eine Schenkstube in ihrem Hause.

Sie entschloß sich indessen, erst in Griffenfelds Arbeitskabinett zu gehen und dort abzustäuben. Dies war ihr tägliches Werk; niemand außer ihr durfte seine Papiere und Kostbarkeiten anrühren. Sie war eben damit beschäftigt, als sie plötzlich das Rollen eines Wagens auf der Straße vernahm. Schnell trat sie an das Fenster und erblickte nun einen merkwürdigen Aufzug. Eine königliche Karosse kam mit einigen Herren gefahren, derselben folgten einige Munitionswagen, und ein Trupp Gardisten beschloß den Zug. Die Wagen hielten an, einer von den Gardisten donnerte an das Thor und rief: „Im Namen des Königs, macht auf!“ Die Leute liefen zusammen, und Rufe wurden gehört.

Einen Augenblick stand Marie Schumacher wie gelähmt; sie faßte sich aber schnell, eilte durch die Gemächer und erreichte die Vorhalle, als der Wagen eben in das Thor fuhr. Die Herren, welche in der Karosse gesessen hatten, kamen ihr auf der Treppe entgegen. Es waren Ahlefeld, Hahn, Ahrenstorff und Biermann. Ahlefeld ging voran.

„Madame,“ sagte er, ohne zu grüßen, „wir bringen Euch eine traurige Nachricht. Der Großkanzler ist auf Befehl des Königs verhaftet worden, und wir sind hier, um sein Haus und sein Eigentum mit Beschlag zu belegen.“

„Verhaftet!“ rief sie totenbleich aus. „Himmel, was hat er gethan?“

„Er ist des Majestätsverbrechens und des Hochverrats angeklagt,“ entgegnete Ahrenstorff.

„Da sagt Ihr eine große Lüge, Herr!“ rief sie, indem ihr das Blut in die Wangen schoß. „Niemals ist mein Sohn ein Verräter gewesen.“

„Ei, was wißt Ihr davon, Madame?“ sagte Hahn. „Es wird sich schon zeigen, daß es sich so verhält.“

Die Dienerschaft war inzwischen zusammengelaufen, und der Haushofmeister stand dort mit bleichen Wangen, das Tuch, mit welchem er das Silbergeschirr geputzt hatte, in der Hand haltend.

„Höyer,“ sagte Ahlefeld, „Ihr sollt uns in die Silberkammer führen und alles ausliefern. Einige Lakaien können Euch dabei helfen. Übrigens müßt Ihr wissen, Leute, daß Ihr alle, sowohl Männer als Frauen, mit Sack und Pack vor dem Abend aus dem Hause sein müßt.“

Einen Augenblick herrschte Totenstille in der Halle. Dann ertönte Marie Schumachers Stimme schneidend und scharf:

„Und ich und sein Kind? Sollen wir auch hinausgeworfen werden?“

„Madame,“ antwortete Ahlefeld, „darüber haben wir keinen Befehl; da aber die Dienerschaft entfernt und die Haushaltung aufgehoben werden soll, thut Ihr wohl am besten, Euch anderswo hinzubegeben. Was das Kind betrifft, so werden wir vor heute abend den Befehl Seiner Majestät darüber einholen.“

„Ihr habt ja nicht weit bis nach Hause, Madame!“ sagte Hahn spöttisch.

Nein, das hatte sie nicht; da sie aber sehr haushälterisch und sparsam war, hatte sie das ganze Haus bis auf den Keller vermietet.

Ohne weiter auf sie zu achten, gingen die Herren jetzt die Treppe hinauf und machten sich an die Ausplünderung des Hauses. Alles Silberzeug, alle Kleinodien und Kunstsachen, ja sogar die kostbaren Möbel wurden hinuntergetragen und auf die Munitionswagen geladen. Schränke und Kasten wurden aufgebrochen und alle Papiere, welche von Bedeutung zu sein schienen, in die mitgebrachten Körbe gelegt und fortgeschafft. Der kleine schwarze Schrank wurde, wie er dort stand, auf einen der Wagen geladen. Zuletzt nahmen sie die Geldkisten, welche in Griffenfelds Schlafzimmer standen; es waren drei.

„Die wiegt etwas," sagte einer von den Garbisten, indem er die schwerste ergriff und an einem Ende aufhob.

„Er hat alles an sich gerissen wie ein Rabe," rief Hahn aus; „jetzt finden wir den Schatz im Neste."

Obwohl sie sich genug anstrengten, dauerte die Arbeit doch volle drei Stunden. Als sie beinahe fertig waren und die Treppe hinunterstiegen, vernahmen sie einen heftigen Wortwechsel im Thor, und gleich darauf zeigte Jörgen Bjelkes ansehnliche Gestalt sich in der Vorhalle. Er ging Ahlefeld entgegen, erhob drohend seine Hand gegen ihn und sagte:

„Excellenz, dies ist Euer Werk!"

„Nein," antwortete Ahlefeld, indem ihm das Blut in die Wangen schoß, „es ist des Königs eigenes Werk. Wir sind hier auf Befehl Seiner Majestät und thun nur, was uns geboten worden ist. Seht Euch wohl vor, was Ihr sagt!"

„Was ich zu sagen habe," lautete Bjelkes kühne Antwort, „das werde ich Seiner Majestät selber sagen, verlaßt Euch darauf! Sähe er, wie Ihr seine Befehle ausführt, so würde er zornig werden und sich schämen. Dies ist ja Gewaltthat, gemeine Plünderung. Niemals ging man so gegen einen schuldlosen Mann vor."

„Plünderung?" kreischte Hahn. „Ei, hört! Nein, General, der König nimmt nur das Seine, welches er gab."

„Ja, so!" rief Bjelke aus. „Ob der König dem Großkanzler wohl dieses Haus gab? Ob nicht die kleine Charlotte ein mütterliches Erbe besitzt, ihres Großvaters ehrlich erworbenes Vermögen?"

„General," sagte Ahlefeld ungeduldig, „Ihr vergeßt ganz die Realität der Sache. Der Großkanzler ist des Hochverrats verdächtig; sein Kopf ist in Gefahr, und all sein Gut wird konfisciert werden."

„Wird werden," rief Bjelke; „aber darum müssen wir erst ein Urteil haben, wenn anders Gesetz und Recht im Lande ist."

Ahlefeld sah den ehrlichen und einfältigen Herrn mit einem sehr bezeichnenden Lächeln an; in diesem Lächeln lag die Antwort: das Urteil ist im voraus gefällt! Er sagte indessen nur:

„Haltet uns nicht länger auf, General!" und schob ihn beiseite; aber Bjelke ergriff ihn bei dem Arm und sagte:

„Halt, Excellenz! Nicht bin ich gekommen, um des Großkanzlers Gut zu bergen, sondern sein Kind. Meine Frau will sich desselben annehmen; als Fräulein Charlotte Amaliens Patin und in Rücksicht auf ein Versprechen, das sie der seligen Frau Katharina auf dem Sterbebette gegeben, begehrt sie, daß ihr das Kind ausgeliefert werde."

Biermann winkte Ahlefeld; alle Herren gingen nach dem entgegengesetzten Ende der Halle, wo sie die Köpfe zusammensteckten und sich flüsternd berieten.

„Das Anerbieten muß überlegt werden," sagte Biermann, „es hilft uns aus der Verlegenheit."

„Ei," sagte Ahrenstorff, „der Grobian kommt ja wie gerufen! Laßt ihn das Kind nehmen; der König kümmert sich keinen Deut darum."

„Das beste bei der Sache," flüsterte Hahn, „ist doch, daß Bjelke und seine Gemahlin sich dadurch so in den Augen des Königs blamieren, daß es ihnen den Rest geben wird."

Ahlefeld nickte, ging zu Bjelke zurück und sagte: „Wir glauben den Wunsch Eurer Gemahlin erfüllen zu dürfen, doch so, daß das Kind nur Eurer Obhut übergeben wird, bis der König in dieser Sache einen Entschluß gefaßt hat. Ihr seid selber dem Könige für diese Eure Einmischung verantwortlich."

Bjelke antwortete nur mit einem Kopfnicken. Ein Bote wurde hinauf zu Madame Schumacher geschickt, die gleich darauf mit der kleinen Charlotte an der Hand erschien, begleitet von den erschrockenen und weinenden Mädchen. Die Alte hatte die Zeit gut benutzt; ihre eigenen und des Kindes Kleider, ja sogar etwas von Charlottens Spielzeug war in Bündel gepackt worden, welche die Mädchen trugen.

„Madame Schumacher," rief Bjelke in großer Gemütsbewegung aus, „der Herr tröste Euch in diesem Elend! Kommt jetzt mit hinüber zu uns! Magdalene wird auch Euch mit Liebe empfangen."

Die Alte drückte schweigend seine Hand, und dann gingen sie. Es wurde ein schwerer Gang für sie, obwohl der Weg nicht lang war. Sie mußten durch einen dichten Volkshaufen, der ihnen nur unwillig Platz machte; und als sie hindurch waren, ertönten Schmähworte hinter ihnen, denn der gesamte Pöbel der Stadt war jetzt auf den Beinen; die Bosheit war obenauf gekommen.

Als sie bei Bjelkes eingetreten waren, fühlte die kleine Charlotte sich umarmt, aufgehoben und an eine Brust gedrückt, deren Herz klopfte, als ob es zerspringen solle. Ihr kleines Gesicht wurde mit Küssen bedeckt und mit Thränen genetzt. So erschütternd war Magdalene Sybillens Kummer, daß Marie Schumachers Erstarrung sich löste, und ihre Thränen hervorbrachen. Im Laufe des Tages kamen Griffenfelds Schwestern und mehrere von seinen Verwandten und Freunden, welche, von der Wache am Thor des Palais abgewiesen, nach Bjelkes hinübergingen. Wehklagen und Ausrufe der Erbitterung wechselten jetzt miteinander ab, bis der Abend ihnen die traurige Gewißheit von Griffenfelds Schicksal brachte, ihren Mut ganz niederdrückte und sie stumm machte.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Was die Sache entschied.

Die Beute war indessen fortgeführt und auf dem Schlosse in Sicherheit gebracht worden. Die Geldkisten und die Kostbarkeiten wurden in das Kellergewölbe des Königsflügels, die Schatzkammer, gebracht, und der Schlüssel wurde dem Könige ausgeliefert, der später die Herrlichkeiten selber in Augenschein zu nehmen gedachte. Vorläufig war sowohl der König als auch seine Handlanger eifrig damit beschäftigt, die Papiere zu untersuchen. Für den König selber galt es, Beweise gegen Griffenfeld zu finden, welche die unerhörte Strenge, mit der vorgegangen, rechtfertigen konnten; für die anderen kam es darauf an, etwas zu entdecken, was die Erbitterung des Königs auf eine solche Höhe treiben könnte, daß er alle Gerechtigkeit beiseite setze.

Biermann, Hahn und einige andere Herren, welche in einem Seitenzimmer über den Papieren schwitzten, fanden zu ihrem Verdruß nicht das mindeste, worauf sie eine Anklage hätten gründen können; aber Ahlefeld hatte besseren Erfolg. Er war allein bei dem Könige, und vor ihm stand der kleine schwarze Schrank mit erbrochener Klappe und geöffneten Schubladen. Ahlefeld hatte sogleich eingesehen, daß der Inhalt dieser Fächer nur von des Königs eigenen Augen gesehen werden dürfe, denn hier konnten sich Papiere finden, welche die privaten Angelegenheiten Seiner Majestät betrafen; aber doch vermied es der König, die Durchsuchung allein vorzunehmen, und Ahlefeld wurde dann der Erwählte. Er nahm die Papiere heraus und reichte sie dem Könige, der sie mit ungeduldiger Hast untersuchte. Aber das bekümmerte Ahlefeld nicht, er wollte es später schon besser machen. Endlich fand er ein Paket mit der Aufschrift: Jungfer Moth. Er reichte es dem Könige, ohne eine Miene zu verändern, und dieser warf sich über dasselbe. Sogleich stieg ihm die Zornesröte ins Gesicht, denn hier sah er einige von seinen eigenhändigen Konzepten vor sich, welche augenblicklich nach dem Gebrauch zu vernichten er Griffenfeld befohlen hatte. Doch sah er jetzt, daß dieser seinen Befehl nicht ausgeführt hatte, mochte die Ursache nun Vergeßlichkeit oder Eigenmächtigkeit gewesen sein. Er nahm sogleich das letztere an, und so war er dazu aufgelegt, das, was ihm jetzt präsentiert werden sollte, in dem schlimmsten Licht aufzufassen.

Ahlefeld hatte nämlich unterdessen die Notizkalender gefunden, welche Rasmus Knudsen bei seinem Griff in den Schrank verfehlt hatte. Er fing an, in einem derselben zu blättern, und auf einmal erhellte sich sein Gesicht. Er ging zum Könige und zeigte ihm folgende Notiz:

Heute raisonnierte der König im Staatsrat wie ein Kind.

Das genügte; der König begehrte nicht mehr zu sehen. Wenn er sich selber die Zeit genommen hätte, die Kalender zu untersuchen, so würde er auch Notizen gefunden haben, welche Zeugnis a[illegible] n Griffenfelds treuer Ergebenheit un[illegible] barkeit gegen seinen Herrn. Das Unglück war indessen, daß der König selber fühlte, daß er den Hieb verdient hatte; er konnte zuweilen über Staatssachen wirklich wie ein Kind reden; aber dies war für den König ein so empörender Gedanke, daß die Erbitterung denselben erstickte. Er brach kurz ab und sagte:

„Kommt, Ahlefeld, jetzt wollen wir zu dem letzten Akt schreiten!"

Dann nahm er den Schlüssel zu der Schatzkammer, rief Knuth herbei und ging, begleitet von diesen beiden Herren, durch eine verborgene Thür in der Silberkammer eine Wendeltreppe hinunter, welche in das Kellergewölbe führte. Knuth öffnete die schwere, knarrende Thür, der König schritt hinein und stutzte beim Anblick des Silbers und Goldes, welches vor ihm ausgebreitet lag.

„Kein Mann," sagte er, „es möchte denn Corfitz Ulfeld sein, hat jemals so große Schätze besessen."

„Ja," sagte Ahlefeld, „er hat gut an sich gerissen!"

Der König hörte diese Beschuldigung an, ohne etwas dagegen zu sagen, und doch wußte er, daß einige von den kostbaren Sachen Geschenke von ihm und von anderen fürstlichen Personen seines eigenen Hauses waren. Verschiedenes hatte Griffenfeld von dankbaren Klienten empfangen und niemals ein Hehl daraus gemacht. Dann gingen sie nach den Geldkisten, und der König fragte nach den Schlüsseln, aber diese hatten sie nicht finden können. Knuth wußte indessen Rat. In einem Seitengewölbe lag Werkzeug; er holte Hammer und Brecheisen, und nun ließen der Statthalter der Herzogtümer und der Kammerjunker des Königs sich herab, Schmiedearbeit zu verrichten. Da die Begierde sie reizte, so ging die Arbeit schnell von statten; bald waren die Schlösser gesprengt und die Kisten geöffnet. Mit gierigen Blicken verschlangen sie den Inhalt; sie durchwühlten die Geldhaufen und badeten ihre Hände mit Wollust in Silber und Gold.

„Potztausend," rief der König aus, „wieviel ist wohl darin?"

„Fünf Tonnen Goldes," antwortete Ahlefeld ohne Bedenken.

Obgleich dies ganz unmöglich war, mußte doch die Summe, welche die Kisten enthielten, sehr groß sein.

„Und dies," sagte Knuth, ist vielleicht doch nur ein Teil seines Vermögens."

„Dann ist er ja reicher als ich!" rief der König in größtem Zorn aus.

Was dort war, machte indessen Griffenfelds ganzes komptante Vermögen aus, denn er hatte, um nicht im Kriege Verlust zu erleiden, alles eingezogen. Wieder mußte der König sich daran erinnern, daß er selber Griffenfeld viel gegeben hatte, aber gleichwohl zeugten die Geldhaufen, welche er vor den Augen hatte, gegen ihn. Man konnte ihm Geldgier nicht nicht ganz absprechen, aber dieses Laster hatte er doch mit so vielen anderen großen und ehrgeizigen Männern gemein; denn Geld ist Macht. Ein ausgezeichneter Haushalter mußte er trotz seiner Prachtliebe gewesen sein. Ahlefeld bewunderte ihn in seinem Herzen;

aber es war keine Unmöglichkeit, daß er bei seinem großen Gehalt und seinen Einnahmen aus den Gütern, ohne unehrlich gewesen zu sein, in sechs Jahren eine sehr bedeutende Summe aufgespeichert haben konnte.

Jetzt sollte indessen das Schlimmste von ihm geglaubt werden, und des Königs Erbitterung war um so größer, als er selber stets in Geldverlegenheit war. Dies entschied die Sache. Als der König in seine Gemächer zurückgekehrt war, ließ er Ahrenstorff rufen und erteilte ihm einen Befehl, der einen Freudenstrahl in den Augen des Todfeindes Griffenfelds hervorlockte. Jetzt war endlich der letzte Gnadenfunke im Herzen des Königs erloschen. —

Qualvoll war inzwischen der Tag für Griffenfeld in seinem einstweiligen Arrest vergangen. Die Ungewißheit und die Spannung brachten ihn zuletzt fast um den Verstand; die Speisen, welche ihm und Rosenkrantz aus des Königs Küche gebracht wurden, rührte er nicht an. Bald ging er im Zimmer auf und nieder, bald warf er sich auf einen Stuhl und versank in Grübeln, erwachte dann wie aus einem Traum und wurde inne, daß er auf seinem eigenen Stuhl saß, auf welchem er vor nur wenigen Tagen als Präses gesessen und die Verhandlungen geleitet hatte. Er warf einen Blick hinüber nach dem Stuhl des Königs, welcher allein an einem kleinen Tische auf einer Erhöhung stand, und erinnerte sich der vielen gnädigen und beifälligen Worte, die er von dem Thron her vernommen hatte. Dort, wo er jetzt als Gefangener saß, hatte er in der ersten Ratssitzung nach Neujahr eigenhändig die bemerkenswerten Worte in das Protokoll geschrieben:

Nachdem wir siegreich zurückgekehrt sind, beginnen wir wieder in Gottes Namen.

Und jetzt war er schon am Ende dieses Anfanges, ja, vielleicht am Ende seiner glänzenden Laufbahn und aller Lebensfreude; aber konnte das möglich sein?

Rosenkrantz saß unbeweglich und las in einem Buche, welches er aus der Bibliothek geholt hatte. Die festen Züge dieses Ehrenmannes glichen in diesem Augenblick einem verschlossenen Buche, dessen Inhalt seinem unglücklichen Stubengenossen verborgen war. Sie hatten bisher nur einige gleichgültige Worte gewechselt, aber zuletzt wurde Griffenfeld das Schweigen unerträglich. Er hatte auf jeden Fall in Erich Rosenkrantz einen rechtschaffenen und hochgebildeten Mann vor sich; er war ein braver Mann und einer von den ehrenhaftesten seiner Gegner. Griffenfeld konnte nicht glauben, daß er ihn in seinem Unglück verhöhnen werde, daher brach er das Schweigen und sagte:

„Herr Geheimrat, was mag doch diese meine plötzliche Verhaftung und gewaltsame Fortführung, ohne bei dem Könige vorgelassen worden zu sein, bedeuten? Wißt Ihr etwas von den Absichten Seiner Majestät mit mir, so erweist mir die Güte, mir alles zu sagen.“

„Excellenz,“ antwortete Rosenkrantz, indem er das Buch senkte, „ich weiß nichts weiter, als daß Ihr in des Königs Ungnade gefallen seid.“

„Aber aus welchem Grunde?“ fragte Griffenfeld heftig, indem er sich erhob und zu Rosenkrantz ging, der am Fenster saß. „Welche Beschuldigungen hat man gegen mich erhoben?“

„Das werden Ew. Excellenz erfahren, wenn der König Euch verhören läßt, was sicher geschehen wird,“ entgegnete Rosenkrantz mit Kälte.

„Ich fürchte kein Verhör,“ sagte Griffenfeld, indem er sein Haupt erhob; „ich bin mir keiner Schuld bewußt; ich habe meinem Herrn ehrlich und treu gedient.“

„Ew. Excellenz müssen es selber am besten wissen,“ antwortete Rosenkrantz mit kaltem Lächeln; „stehen Eure Sachen aber wirklich so gut, so werdet Ihr sicher freigesprochen werden.“

„Meint Ihr?“ fragte Griffenfeld ironisch. „Als ob ich keine bittere Feinde und gehässige Neider hätte, die mich mit Verleumdungen verfolgt, bis sie jetzt, wie ich sehe, des Königs Herz ganz von mir abgewendet haben.“

„Excellenz,“ antwortete Rosenkrantz, „laßt uns dies Gespräch lieber nicht fortsetzen; ich möchte Euch ungern in Eurem Unglück kränken.“

„O, fürchtet das nicht!“ rief Griffenfeld aus. „Ich muß jetzt auf alles gefaßt sein. Ich werde sicher schlimmere Dinge hören müssen, als was Ihr, obwohl Ihr nicht mein Freund seid, mir zu sagen habt. Ihr seid ein rechtschaffener und besonnener Mann; laßt mich also mein erstes Urteil von Euch vernehmen.“

„Nun, Excellenz,“ sagte Rosenkrantz in einem milderen Tone, „es freut mich zu hören, daß Ihr jetzt williger seid, die Wahrheit entgegenzunehmen, als in den Tagen Eures Wohlstandes. Doch will ich nur eins sagen —: Jeder muß seines Glückes Wächter sein, und Ihr habt das Eure schlecht bewacht. Ihr habt eine solche Machtvollkommenheit an Euch gerissen, daß Ihr den König dadurch in den Schatten gestellt und Eure Gegner durch Euren Übermut gereizt habt.“

„Habe ich denn weiter nichts gethan, als dieses?“ fragte Griffenfeld mit stolzem Lächeln.

„Nun, Excellenz,“ entgegnete Rosenkrantz mit kalter Miene, „ich verkenne Eure Verdienste nicht, aber Ihr habt Euch auch über alle Maßen reichlich belohnen lassen.“

„Mich belohnen lassen!“ sagte Griffenfeld. „Mein Gott, wie ungerecht! Der Lohn hat mich gesucht; niemals habe ich den König um etwas gebeten; aus eigener Initiative hat Seine Majestät mich mit Gnadenbezeugungen und Wohlthaten überhäuft.“

„Darin habt Ihr recht,“ antwortete Rosenkrantz mit einem Lächeln. „Der König ließ sich von seinem Herzen fortreißen und überhäufte Euch, wie Ihr sagt, mit Gnade. Männer, welche es doch vielleicht nicht so ganz übel mit Euch meinten, sagten dem Könige voraus, daß Ihr es nicht würdet ertragen können; aber Seine Majestät wollte nicht hören. Ich verstehe dies jedoch und lege es Euch nicht zur Last, daß das Glück Euch schwindlig machte. Ich sage es nicht aus Geringschätzung gegen Eure Geburt und Euren Stand, aber es ist nun einmal so, daß, wenn man aus niedrigem Stande hoch erhoben wird, es

schwer ist, die Balance zu halten. Ihr solltet bedacht haben, daß für einen Mann von Eurer Extraktion die Moderation doppelt geraten war."

Griffenfeld stand mit verschränkten Armen und sah den würdigen Herrn mit einem Lächeln an, welches in diesem das unbehagliche Gefühl erweckte, daß er in diesem Augenblick ein Gegenstand der Geringschätzung sei.

„Eurem Stande, der jetzt auch der meine ist," lautete die Antwort, „war ich stets gut, vielleicht nur zu gut, und diejenigen, welche der Geburt nach Euresgleichen waren, scheuten sich wahrlich nicht, meine Protektion zu suchen. Ich hielt meine Hand über allem, was dänisch, alt und edel war. In Eurem Geschlecht habe ich meine besten Freunde gehabt. Niemals kamen solche bornierte, hochmütige Worte wie die, welche Ihr mir soeben sagtet, von den Lippen des teuren Helden Niels Rosenkrantz. Und sein liebenswürdiger Bruder, den der Herr in seiner Jugend zu sich nahm — o, noch wird mein Herz bewegt, wenn ich seiner gedenke!"

Seine Augen standen voll Thränen; ergriffen von einer plötzlichen Gemütsbewegung sagte er einige Strophen eines lateinischen Gedichtes her, welches er seiner Zeit verfaßt hatte zur Erinnerung an seinen Jugendsfreund, den herzensguten Jens Rosenkrantz.

Er wurde aber unterbrochen und jäh in die harte Wirklichkeit zurückgerufen. Die Thür ging auf, und Ahrenstorff trat ein.

„Peter Schumacher," sagte er und schwieg dann einen Augenblick, um die Wirkung zu genießen; mit diesen beiden Worten war alles gesagt. Die Schatten der Hoffnungslosigkeit legten sich auf Griffenfelds Gesicht und verdunkelten seinen Blick. „Auf Befehl Seiner Majestät," fuhr sein Henker fort, „verkündige ich Euch hiermit, daß Ihr Eures Amtes als Reichskanzler entsetzt und aller Eurer Titel und Würden beraubt seid. Gebt her des Königs Siegel, wenn Ihr es bei Euch habt!"

Er holte die Kapsel, in welcher das ihm anvertraute Petschaft aufbewahrt wurde, hervor und reichte sie Ahrenstorff, der ihm dieselbe aus der Hand riß.

„Dann habt Ihr mir auch alle die Ehrenzeichen auszuliefern, welche Ihr jetzt mit Unrecht tragt," fuhr der General fort.

„Ihr geht zu hart vor," sagte Rosenkrantz, indem er zwischen die beiden trat. „Ich kann nicht glauben, daß Seine Majestät Euch bevollmächtigt hat, so weit zu gehen."

„Wenn es Euch gefällig ist, Herr Geheimrat," sagte Ahrenstorff, „so bekümmert Euch um Eure Angelegenheiten und mischt Euch nicht in Dinge, die Euch nichts angehen! Ich weiß, was ich thue und kann es verantworten."

„Erkennt Ihr jetzt die Wahrheit von dem, was ich vorhin sagte?" rief Griffenfeld aus, indem er sich an Rosenkrantz wandte. „Ich bin gefallen ohne Urteil und meinen Feinden prei[illegible]geben. Nun," fuhr er heftig fort, „habe ich [illegible] Gnade verloren, so sind diese Ehrenzeic[illegible]s des Königs Hand empfing, mir

Er löste den Stern des Elefantenordens, nahm das Ritterkreuz und legte beides auf den Tisch.

„Dort ist noch dies," sagte Ahrenstorff und zeigte auf das Porträt-Medaillon, welches Griffenfeld um den Hals trug. Da verlor er seine schwer erkämpfte Fassung und rief in großer Gemütsbewegung aus:

„Ach das!"

Mit unsicherer Hand löste er das Band, drückte das Medaillon an seine Lippen und legte es von sich; als er aber aufsah und das höhnische Lächeln auf Ahrenstorffs Angesicht bemerkte, brach sein Zorn los.

„Begehrt Ihr mehr?" fragte er, indem er Ahrenstorff mit seinen Blicken maß; „vielleicht auch die Kleider?"

„Noch nicht," antwortete Ahrenstorff, „obwohl eine solche Pracht sich nur schlecht für einen Mann in Eurer gegenwärtigen Stellung paßt. Jetzt folgt mir und behaltet Eure Anzüglichkeiten für Euch, oder Ihr werdet noch schlimmere Dinge erfahren!"

Sie verließen das Zimmer und stiegen die Turmtreppe hinunter in den Proviantshof. In diesem befand sich ein Bassin, welches in den Kanal mündete. An der Landungsbrücke lag ein Boot, in welchem die Ruderknechte mit erhobenen Riemen saßen. Der Schein der Abendröte fiel auf das düstere Boot, auf die rauhen Angesichter der Ruderknechte und die blinkenden Riemen. Griffenfeld trat stutzend zurück und rief aus:

„Mein Gott, wo komme ich her? Wo soll ich hin?"

Ahrenstorff sagte einige Worte zu Rosenkrantz, welcher, unangefochten von dem gebieterischen Tone des Generals, antwortete:

„Selbst wenn Seine Majestät es nicht befohlen hätte, so würde ich ihn jetzt gerne aus freiem Willen begleitet haben."

Dann stiegen sie in das Boot. Er wurde nach der Citadelle gebracht und dort in ein düsteres Gefängnis gesetzt. Eine Kette, welche von der Hand zum Fuß ging, wurde ihm angelegt; jetzt trug er den Schmuck aus Eisen, den Biermann und alle seine Feinde ihm so lange gewünscht hatten. —

Während dies vor sich ging, saß der König in seinem Zimmer und spielte Schach mit dem Herzog von Plön. Jetzt, da die Sache vollbracht war, und er sein Herz ganz verschlossen hatte, hatte er seine Gemütsruhe und königliche Würde wiedergewonnen. Kein Uneingeweihter, welcher dem Landesvater jetzt zugesehen hätte, wie er die Figuren zog und von seinem Wein nippte, würde geahnt haben, daß eine Staatsumwälzung vorgegangen sei, welche mehr zu sagen hatte als mancher Thronwechsel. Die Zukunft zeigte, daß, wie Griffenfeld alles gewesen war, so auch alles mit ihm fiel.

Da kam Jörgen Bjelke. Diesmal war es ihm doch gelungen, das Netz zu sprengen und bei dem Könige einzudringen.

„Ei, Bjelke, seid Ihr da?" sagte der König, indem er aufsah und nickte. „Was habt Ihr auf dem Herzen?"

„Majestät," sagte Bjelke in seiner geraden, treu-

herzigen Weise, „mein Herz ist schwer von Kummer. Erzeigen Ew. Majestät mir die Gnade, mir zu sagen, aus welchem Grunde Griffenfeld verhaftet und degradiert worden ist."

„Schumacher, Schumacher," sagte der König in scharfem Tone. „Wir haben es mit gutem Bedacht gethan; er war über alle Maßen geldgierig und ehrgeizig; wir wollten und konnten ihn nicht länger dulden."

„Nun, Majestät," antwortete Bjelke, „möglicherweise war er nicht ganz frei von diesen beiden Fehlern, aber das sind ja doch nur menschliche Schwächen und keine große Verbrechen. Er hat, das weiß keiner besser, als Ew. Majestät selber, die Angelegenheiten Ew. Majestät auf die zweckmäßigste Weise geleitet, ja, er sagte vor kurzem zu mir: Mit Gottes Beistand hoffe ich dem König durch Verträge alle seine verlorenen Länder zurückzuverschaffen."

„Ja, ja!" rief der König in spöttischem Ton, „wir kennen schon seine Verträge hinter unserm Rücken und andere Verräterei!"

„Das ist Verleumdung von seinen Feinden, Majestät," entgegnete Bjelke kühn; „er war Ew. Majestät und seiner Pflicht treu. Gnade würde in diesem Falle besser sein als Recht, denn, Majestät, die Entsetzung eines so hohen Ministers kann Unglück bringen, besonders in diesem Augenblick."

„Ihr vergeßt zu ziehen," sagte der König zu dem Herzog.

Da schlug Bjelke die Hände zusammen, schüttelte sorgenvoll den Kopf und entfernte sich, ohne noch ein Wort zu sagen. Als er gegangen war, sagte der Herzog:

„Ich wundere mich über die Langmut Ew. Majestät, daß Ew. Majestät Bjelke anhörten und dies ertrugen. Es war dummdreist von ihm, Ew. Majestät zur Rechenschaft zu ziehen."

„Nun," antwortete der König, „Bjelke ist ein ehrlicher Mann und uns aufrichtig ergeben. Wir lieben es, ehrliche Leute in unserm Dienst zu haben und binden ihnen nicht den Mund zu; aber seine Frau ist eine intrigante Person. Sie stand mit Schumacher in Verbindung, und sie soll dafür büßen!"

Es blieb keine leere Drohung. Bjelke selber kam mit einer vorübergehenden Ungnade davon, aber Frau Magdalene wurde vom Hofe und aus der Hauptstadt verwiesen. Ihre demütigen Bittschriften halfen ihr nichts; sie mußte ihr Leben in der Verborgenheit auf dem Gute ihres Mannes im Amte Kallundborg zubringen und kam niemals wieder dazu, den Schauplatz der Freuden und Schmerzen ihres Lebens zu betreten. Sie mußte sich trennen von der kleinen Charlotte Amalie, die zu der Verwandtschaft ihrer Mutter gebracht wurde.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Die Königin-Witwe kauft sich neue Schuhe.

Seit der Belagerung Kopenhagens hatte nicht eine solche Erregung und Spannung in der Stadt geherrscht; aber diese war ganz anderer Art und wurde nicht gehoben von dem Geist der Vaterlandsliebe und des Heldenmutes. Der König hatte seine Hand ausgestreckt und sie auf den mächtigsten Mann des Reiches fallen lassen, der bisher sein bester Freund gewesen war. Die unumschränkte Gewalt hatte sich in ihrer abschreckendsten Gestalt gezeigt und alle niedergebrückt, so daß man jetzt peinlich den Druck empfand, der fast vergessen war. Der Stoß traf die Bürgerschaft Kopenhagens gerade ins Herz, denn aus ihrer Mitte war ja der Mann hervorgegangen, den der König so hoch erhoben und jetzt wieder gestürzt hatte. Doch hatten selbst die angesehensten Männer der Stadt nicht den Mut, auch nur mit einer Bittschrift zu Gunsten des Gefallenen hervorzutreten. So stark und nachhaltig war der Eindruck, daß das Volk sich jetzt noch tiefer beugte und der Servilismus und die Augendienerei eine bisher ungekannte Höhe erreichten; und doch ist dieser Sklavensinn dem dänischen Nationalcharakter ebenso fremd, wie die Treue und Loyalität ihm natürlich ist.

Der Schreck wurde noch dadurch vergrößert, daß Griffenfelds Schwager, der rechtschaffene Bürgermeister Fog, gleichzeitig verhaftet und in den blauen Turm gebracht wurde. Endlich bekam Griffenfeld wenige Tage darauf einen Leidensgefährten in dem Kanzler des Herzogs von Gottorp, mit dem er Ränke geschmiedet haben sollte. Dieser wurde in Hamburg verhaftet, nach Kopenhagen gebracht und in die Citadelle gesetzt

Jetzt glaubte keiner von Griffenfelds Freunden sich mehr sicher, und die ganze Erbärmlichkeit der menschlichen Natur offenbarte sich jetzt. Seine wahren Freunde, Jörgen Bjelke ausgenommen, verhielten sich ruhig, schlossen sich zusammen und beweinten ihn in ihren vier Wänden; die falschen verleugneten ihn ganz. Die Freundinnen flogen auf wie eine Schar aufgeschreckter Hühner und versammelten sich bei Else Parsberg.

„Wer sollte doch geglaubt haben, daß der liebe Großkanzler sich solcher Verbrechen schuldig machen konnte? — Es war zu erwarten, daß dies ein Ende mit Schrecken nehmen mußte! — Wie thöricht von Bjelkes, sich so weit vorzuwagen!" —

Dergleichen Ausrufe ertönten jetzt in dem Hause, in welchem Griffenfeld wie ein Gott verehrt worden war, und von Lippen, welche ihm ein Mal über das andere für erwiesene Wohlthaten hatten danken müssen.

Aber eine Frau war da außer Magdalene Sybille, welche sich zu Griffenfeld bekannte in seinem Unglück, und das war die Königin. Als sie erfuhr, daß er verhaftet worden war, eilte sie erschrocken zum Könige, um nähere Erklärung zu erlangen, wurde aber barsch abgewiesen. Als sie zurückkam, sagte sie in größter Heftigkeit zu der Prinzessin von Tarent:

„Man hat ihn des Hochverrats angeklagt! Das ist Verleumdung; ich glaube es nicht. Mein Gott, wie hinterlistig und grausam, ihn so zu überrumpeln und fortzuführen! Ich kenne den König darin gar nicht wieder. Was meinst Du, Amélie? Du sitzest da wie eine Statue und sagst nichts."

Die Prinzessin fuhr zusammen und antwortete: „Ich sage wie Du, Cousine, daß es grausam ist; aber ohne Grund kann es doch unmöglich geschehen sein."

Dann entschlüpfte ihr ein Seufzer der Erleichterung. Die Königin sah sie mit prüfendem Blick an, fragte sie aber nicht weiter aus. Sie hat ihn dennoch nicht geliebt — das waren die Gedanken der Königin, und als sie dieselben Katharina von Dirschau gegenüber aussprach, antwortete diese kluge Dame:

„Haben Ew. Majestät dies wirklich geglaubt? Es war nur ein kleiner Zauber sehr platonischer Art, wie wenn die Sonne auf dem Eise blitzt."

Auf jeden Fall vermochte die Prinzessin ihre Gefühle in ihrer eigenen Brust zu verbergen; sie wurde jetzt wieder die kleine stolze, korrekte Prinzessin, die sie vorhin gewesen war. Griffenfelds Name kam niemals mehr über ihre Lippen; aber über wessen Lippen kam er denn jetzt, außer über diejenigen seiner Ankläger und Richter? Man hielt es für gefährlich, ihn zu nennen, und er wurde in dem Grade totgeschwiegen, daß die öffentlichen Blätter weder seiner noch seines Schicksals mit einem Worte erwähnten.

Aber etwas war geschehen, welches die gebundenen Zungen löste, und wovon alle sprachen, sowohl in der Königsburg als in dem geringsten Hause der Stadt, ein so großes Erstaunen hatte es erregt.

Wenige Stunden nach Griffenfelds Verhaftung fuhren zwei Karossen aus von Amalienborg, rollten schnell durch die Stadt und hinaus aus dem Westerthor. Die Vorhänge waren zugezogen, so daß man nicht sehen konnte, wer im Wagen saß, aber bevor der Abend hereinbrach wußten alle, daß es die Königin-Witwe selber gewesen war, die in so großer Eile mit der Prinzessin Ulrike und Prinz Jörgen die Hauptstadt verlassen hatte.

Dem König wurde die Nachricht von dieser überraschenden Thatsache durch den getreuen Rathlou überbracht, dem niemals ein peinlicheres Geschäft aufgetragen worden war. Er bot all seine Findigkeit auf, um seine Herrschaft zu decken.

„Ihre Majestät fand es aus mehreren Gründen geraten," sagte er, „ihre schon früher beabsichtigte Reise nach Hannover zu beschleunigen und —"

„Was," rief der erstaunte König aus, „hatte es solche Eile damit, daß sie uns nicht einmal ‚Adieu' sagen konnte?"

„Meine gnädige Herrin," antwortete Rathlou, „sah ein, daß Ew. Majestät von dem Vorgefallenen sehr in Anspruch genommen sein mußten. Daher wollte die Königin-Witwe Ew. Majestät nicht mit Abschiednehmen belästigen, und dies um so weniger, als die erwähnte Begebenheit Ihre Majestät selbst sehr schmerzlich berührt hat."

„Na so, hoho!" antwortete der König und verabschiedete damit den Kammerherrn.

Als Rathlou gegangen war, ließ der König Ahlefeld rufen, der sich im Vorzimmer aufhielt. Er oder einer seiner Partner war jetzt stets in der Nähe; der König wurde, ohne daß er es selber zu bemerken schien, förmlich bewacht.

„Die Königin-Witwe hat sich salviert und Prinzessin Ulrike und Prinz Jörgen mit sich genommen," rief der König, bevor Ahlefeld die Thür hinter sich geschlossen hatte. „Was sagt Ihr dazu?"

„Ich denke, daß Ihre Majestät dies doch wohl nicht nötig gehabt hätte."

„Gewiß hatte sie es nicht nötig," sagte der König. „Es könnte uns niemals einfallen, unsere Frau Mutter anzutasten; dazu haben wir die Ehre unseres königlichen Hauses zu lieb."

„Ihre Majestät," sagte Ahlefeld, „mußte doch anläßlich ihres Komplotts mit Schumacher eine Anfrage fürchten, welche Höchstderselben unangenehm sein konnte; der Blamage hat sie sich entziehen wollen."

„Ja," sagte der König mit einem Kopfnicken, „jetzt hat sie uns selber einen eklatanten Beweis gegeben, daß sie mit Schumacher verhandelt hat."

Im geheimen aber flüsterte man: Das Gewissen der Königin-Witwe ist erwacht; sie hat gefürchtet, die Vergeltung werde über sie kommen, weil sie Eleonore Ulfeld keine Barmherzigkeit erzeugt hat. —

Inzwischen rasselten die Karossen der Königin-Witwe durch Seeland. Am nächsten Tage erreichte sie Antvorskov und zog ein, um auf dem Schlosse zu übernachten. Der Amtsschreiber Peter Brun, der zugleich Schloßverwalter war, und seine junge Frau Sophie von Stöcken waren sehr erstaunt über das unvermutete Eintreffen der Königin-Witwe. Die gewöhnliche Veranstaltung bei dem Reisen der Herrschaften, Fouriere zu senden, welche Nachtherberge bestellten, war ganz unterblieben. Es zeigte sich außerdem, daß die Königin-Witwe ohne Küche und Bagage kam; ihr Gefolge bestand nur aus der alten Löschebrand, einem Hofjunker und Prinz Jörgens Leibdiener.

Der Amtsschreiber und seine Frau, welche schnell herbeigeeilt waren, standen verlegen vor den Herrschaften in dem kalten, unbehaglichen Zimmer, in welches sie eingetreten waren. Der Prinz und die Prinzessin schienen nicht weniger verlegen zu sein, aber die Königin-Witwe bewahrte ihre Würde und sagte lebhaft und herablassend:

„Wir überraschen Euch, mein guter Brun! Diese Reise wurde etwas eilig beschlossen. Unser übriges Gefolge kommt nach, auch die Bagage, wird uns aber kaum noch diesseit des Beltes erreichen. Laßt einheizen, und Ihr, Madame, verschafft uns etwas Speise!"

Alle Anstalten zur Bequemlichkeit der Herrschaften wurden eiligst getroffen. Währenddessen saß die Königin-Witwe am Fenster und schaute hinaus in den Hof; der Prinz und die Prinzessin saßen auf der entgegengesetzten Seite im Zimmer und unterhielten sich flüsternd. Als der Amtsschreiber durch die Stube ging, wandte die Königin-Witwe sich nach ihm um und fragte:

„Habt Ihr Neues aus Kopenhagen gehört?"

„Nein, Majestät," antwortete er, „nicht früher als jetzt. Der Hofjunker Kaas sagt, daß der Großkanzler verhaftet und abgesetzt ist; verhält es sich wirklich so?"

„Ja," antwortete die Königin-Witwe mit einem Kopfnicken. „Nun," fügte sie hinzu, „er war ja auch nur ein Mensch!"

Als die Königin zu Bett gehen wollte, stellte es sich heraus, daß sie keine Pantoffel bei sich hatte. Da Ihre Majestät selber den Kopf verloren, konnte sie sich ja auch nicht darüber wundern, daß Löschebrand die Pantoffel auf dem Wege nach dem Wagen verloren hatte, und sie war denn auch gerecht genug, nicht zu schelten.

„Geht zu Madame Brun," sagte sie, „und bittet sie, mir ein paar Schuhe zu leihen."

Da konnte Prinzessin Ulrike sich nicht enthalten zu lächeln; aber dieses Lächeln hätte ihr fast eine Ohrfeige eingetragen, in dem Grade fuhr ihre hohe Mutter sie an.

Madame Sophie fand sich selber mit einem paar niedlichen Atlasschuhen ein, verneigte sich vor der Königin und sagte:

„Wollen Ew. Majestät mir die Ehre erzeigen, diese zu benutzen? Es sind die besten, welche ich besitze, meine Brautschuhe."

„Ei so!" antwortete die Königin. „Ich glaube wohl, daß sie mir passen werden."

Ihre Majestät hatte einen kleinen Fuß und war stolz darauf. Freilich hatte derselbe im Laufe der Jahre an Umfang gewonnen, da aber Madame Brun einen ziemlich großen Fuß hatte, so ging es. Ihre Brautschuhe genossen die Ehre, von der Königin Sophie Amalie ausgetreten zu werden, weswegen Höchstdieselbe auf Löschebrands Vorschlag die Schuhe behielt und Madame Brun vor ihrer Abreise zwei Reichsthaler für dieselben auszahlen ließ.

Mit ihren neuen Schuhen und ihren vielen bitteren Gedanken reiste die Königin-Witwe am nächsten Morgen nach Korsör weiter; hier aber wurde sie eingeholt von einer königlichen Stafette, welche ihr ein Handschreiben von Seiner Majestät überbrachte. Es war ehrerbietig gehalten, wie es sich für einen Sohn geziemt, aber der König sprach nicht den Wunsch aus, seine Frau Mutter bald wiederzusehen. Dagegen wünschte er ihr eine glückliche und angenehme Reise und bat sie, ihrem Herrn Bruder in Celle freundliche Grüße zu überbringen, mit dem Hinzufügen, daß er, der König, sich seit langem nicht so wohl befunden habe, als in diesem Augenblick. Schließlich enthielt das Schreiben den Befehl an Prinz Jörgen, unverzüglich nach Kopenhagen zurückzukehren.

Dies that der Prinz mit dem größten Vergnügen, obwohl er mit einem sehr dürftigen Postwagen fürlieb nehmen mußte, den man für ihn in Korsör aufgetrieben hatte. Nur unwillig hatte er sich fortführen lassen in einem so interessanten Augenblick. Er lebte außerdem auf bei dem Gedanken, daß jetzt das Feld wieder frei sei. Nun konnte er hoffentlich wieder das unschuldige Vergnügen genießen, zu La Tremouilles Füßen zu schmachten, was seine liebenswürdige Cousine ihm eine Zeitlang verwehrt hatte.

Die Königin-Witwe schiffte mit der Prinzessin Ulrike über den Belt, und je weiter Ihre Majestät sich von Kopenhagen entfernte, um so besser wurde ihre Laune. Nachdem sie einen Monat abwesend gewesen war, kehrte sie zurück und war ganz die Alte. Sie bekam auch den neuen Großkanzler, der kein anderer war als Ahlefeld, in ihre Hand. Jetzt hatte er sein Ziel erreicht und saß auf dem Platze, von welchem er Griffenfeld vertrieben hatte; aber er vermochte seinen genialen Vorgänger bei weitem nicht zu ersetzen, konnte auch seinen Rivalen nicht die Stange halten. Er, Hahn, Ahrenstorff und noch mehrere stritten sich jetzt um die Macht, und man spürte eine merkliche Verwirrung in der Leitung von oben.

Die Königin-Witwe tröstete Ahlefeld, und er beruhigte Ihre Majestät.

„Schumacher," sagte sie eines Tages zu ihm, „war eine gefährliche, insinuante Persönlichkeit. Ihr habt großes Verdienst erworben, Excellenz, durch Euer Bestreben, ihn zu entfernen. Auch wir, das gestehen wir ehrlich, ließen uns von seinen schönen Worten bestechen. Wir haben ihm einige gnädige Billette geschrieben; wo die wohl geblieben sein mögen?"

„Der König hat sie mit eigener hoher Hand alle vernichtet," antwortete Ahlefeld.

Die Königin-Witwe wurde ein wenig rot, denn sie mußte annehmen, daß der König sie auch gelesen hätte. Doch sagte sie, indem sie den Kopf zurückwarf:

„Nun, das ist gut! Alle Spuren dieses Abenteurers müssen verwischt werden."

Dies geschah auch und wurde mit einer solchen Grausamkeit und Ausdauer ausgeführt, daß darin eine größere Anerkennung der Bedeutung des Gestürzten lag, als in den vielen Lobreden, die man ihm in den Tagen seines Glückes gehalten, gelegen hatte.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Pietate et justitia.

An einem der letzten Tage im Monat Mai saß Marie Schumacher in ihrem kleinen Zimmer in Hans Nansens Haus auf dem Slotsholm. Die kleine Charlotte Amalie war hier jetzt bei dem Onkel ihrer Mutter, und dort hatte auch sie ein interimistisches Asyl gefunden.

Die Alte war allein; ihre Hände mit dem niemals fehlenden Strickzeug waren ihr in den Schoß gesunken; sie saß und stierte vor sich hin. Die Arbeit wollte nicht mehr recht vorwärts gehen; die sorgenvollen Gedanken griffen sie an, und es wurde je länger desto schlimmer. Jetzt hatte die qualvolle Gefangenschaft ihres Sohnes elf Wochen gedauert, und er war wiederholt einem scharfen Verhör unterworfen worden, aber noch verlautete nichts davon, daß das Urteil gefällt sei.

Sie war abgefallen; ihre Züge waren schärfer geworden und ihr Blick scheu. Obwohl niemand besser als sie die Gefahr gesehen hatte bei der Erhöhung ihres Sohnes, hatte das Unglück sie doch ebenso hart getroffen, denn es übertraf ihre schlimmsten Vorstellungen. Der Grimm seiner Feinde flößte ihr

Entsetzen ein, und die Unbarmherzigkeit des Königs war ihr ein Rätsel.

Der Besuch von Verwandten und Freunden, welche ihr erzählten, was sie von Griffenfelds Zustand im Gefängnis hörten, war ihr Trost gewesen. Sie hatte erfahren, daß man ihn in eine helle Kammer gebracht hatte, und daß er anständige Kost erhielt. Aber nur einer ihrer Freunde hatte Griffenfeld gesehen und konnte ihr direkte Nachricht von ihm bringen, und das war Rasmus Vinding, denn er war gegen seinen Willen Mitglied der Untersuchungskommission geworden.

Da es nämlich nicht bewiesen werden konnte, daß der Angeklagte sich des Hochverrats schuldig gemacht, und man ihn daher, wenn die Sache vor das Oberappellationsgericht gebracht worden wäre, freigesprochen hätte, so war eine besondere Kommission ernannt worden, deren Mitglieder fast alle willige Werkzeuge der gegenwärtigen Machthaber waren. Daß Griffenfelds Todfeind, Corfitz Trolle, der Kommission angehörte, war bezeichnend genug. Doch hatte man, um den Schein zu wahren, der Kommission zwei ehrenhafte und rechtschaffene Männer beigegeben, nämlich Geheimrat Christen Skeel und Rasmus Vinding. Ersterer war indessen keineswegs Griffenfelds Freund, und von dem letzteren nahm man an, daß seine frühere Freundschaft für den Angeklagten längst aus sei. Vindings Name wog diejenigen vieler anderer auf, denn er wurde als der gelehrteste Jurist seiner Zeit angesehen, und die Ausarbeitung des später so berühmten dänischen Gesetzbuches war ihm übertragen worden.

Als Marie Schumacher jetzt da so saß, über das harte Schicksal ihres unglücklichen Sohnes nachdachte und Gott bat, er möge sich über ihn erbarmen, ging die Thür auf, und ihr Wirt, Hans Nansen, trat ein, begleitet von Rasmus Vinding und dem Pastor an der Heiligen-Geist-Kirche, Esaias Fleischer. Dieser geistvolle und heißblütige Mann, welcher von Jugend auf große Neigung gezeigt hatte, den Autoritäten entgegenzutreten, war auch mit Griffenfeld zusammengeraten, dessen überlegenes Wesen ihn gekränkt hatte. Doch hatte er stets seinen hochbegabten Verwandten bewundert, und sogleich, als Griffenfeld in Ungnade gefallen war, versöhnte er sich in seinem Herzen mit ihm.

In diesem Augenblick war der Ausdruck in seinem Gesichte so finster und bitter, daß Marie Schumacher zusammenschrak und sogleich erriet, daß ihre Freunde schlimme Nachrichten für sie hätten. Hans Nansen war indessen ein freundlicher und ruhiger Mann, ebenso wie sein Vater gewesen war; er redete ihr freundlich zu und sagte:

„Liebe Marie, Ihr, deren Seele im Gebet bei Gott ist, so lange der Tag währt, und welche erkennt, daß der Tod nur eine Befreiung von diesem elenden Leben ist, Ihr werdet sicher nicht erschrecken bei der Nachricht, die wir Euch zu überbringen haben."

„Gewiß werdet Ihr es nicht," sagte Esaias Fleischer. „Gott der Herr steht den Schwachen bei. Das zerstoßene Rohr wird er nicht zerbrechen, und das glimmende Docht wird er nicht auslöschen."

„So ist das Schlimmste wohl geschehen," sagte Marie, als sie die Sprache wieder gewonnen hatte, „und sie wollen ihm das Leben nehmen?"

„Das ist doch noch nicht gewiß, liebe Madame Schumacher," sagte Vinding, „aber zum Tode verurteilt haben sie ihn."

Ja, das hatten sie und zwar so, daß es Hand und Fuß hatte, denn, wie in diesem Urteil steht, welches ein Schandfleck in den Gerichtsannalen Dänemarks ist — „sollte er aller Ehren und Würden beraubt werden; sein gräflicher Name sollte auf ewig ausgetilgt, sein geführtes Wappen vom Henker zertreten und hinausgeworfen werden, wo man es fand; er selber sollte sein Leben verlieren und sein Kopf mit dem Schwerte vom Rumpf getrennt werden." — Vinding wußte, daß Griffenfelds Feinde das Äußerste thun würden, daß das Urteil vollzogen werde, aber er hoffte auf des Königs Gnade.

„Und Ihr," rief Marie Schumacher entsetzt aus, „habt ihn mit verurteilt?"

„Nein, liebe Madame Schumacher," antwortete Vinding, „das habe ich wahrlich nicht. Zwei waren da, welche sich weigerten zu unterschreiben, Geheimrat Skeel und ich."

„Und dadurch," rief Esaias Fleischer aus, „habt Ihr Eure Namen in die Annalen der Geschichte eingeschrieben als zwei der besten Männer Dänemarks und ewigen Ruhm erworben."

„Nun," sagte Vinding bedächtig, „der Stimme seines Gewissens folgen und thun, was recht ist, verdient kein so großes Lob."

„Aber wie haben die andern ihn denn verurteilen können?" fragte Marie Schumacher. „Verschafft mir Einsicht in die Sache, lieber Professor! Ich bin jetzt ganz ruhig und vermag alles zu hören."

„Ich werde es versuchen, liebe Freundin," antwortete Vinding. „Wegen Hochverrates konnten sie ihn nach dem Gesetz und Recht des Landes nicht verurteilen, denn er hat seinen Herrn und König nicht verraten und hat sich nicht gegen ihn erhoben. Sie nahmen dann ihre Zuflucht zum römischen Recht, obwohl dasselbe hier im Lande nicht gilt; aber dieses Recht sagt, wenn jemand eines solchen Verbrechens angeklagt worden ist und seine Unschuld nicht beweisen kann, er damit überführt ist."

„O weh!" rief Marie Schumacher aus. „Wenn er seine Unschuld nicht beweisen konnte, so muß seine Sache doch schlecht gestanden haben."

„Ah bah!" sagte Fleischer. „Sie sorgten natürlich dafür, daß es ihm unmöglich war, etwas zu beweisen. Ihr seht mich ungläubig an, aber fragt Vinding, ob es nicht so ist."

„So unglaublich es auch klingt," sagte Vinding, „und obgleich ich mich meiner Kollegen wegen schäme, es gestehen zu müssen, so verhält die Sache sich doch wirklich so, wie der Herr Pastor sagt. Sie verweigerten Schumacher den Zugang zu den Papieren, aus welchen er die Beweise liefern sollte; sie verweigerten es, einen einzigen Zeugen vorzulassen, auf dessen Aussage er sich berief, und unter welchen der Reichskanzler Graf Ahlefeld selber war; ja, sie verweigerten ihm sogar einen Verteidiger, den man ihm

versprochen hatte, und der doch keinem Dieb oder Mörder vorenthalten wird. Erst im letzten Augenblick gaben sie ihm Schreibmaterialien, und er mußte seine Verteidigung aus dem Kopfe niederschreiben. Er that dies glänzend und überführte den Ankläger, den Schurken Otto Mauritius, der Ungereimtheit; aber was half es ihm?"

„So sind seine Richter also Mörder!" rief Marie Schumacher aus, indem ihre bleichen Wangen sich rot färbten und ihre Augen funkelten.

„Das ist das rechte Wort," sagte Esaias Fleischer, indem er nickte.

„Ja," fuhr Vinding fort, „einen besseren Namen als Justizmord kann ich diesem Urteil nicht geben. Doch müssen wir es den Richtern zu gute halten, daß sie geurteilt haben unter einem starken Druck und in der Furcht vor des Königs Ungnade. So weit hatte der König sich ja vorgewagt und sich bloßgestellt, daß eine Freisprechung einer Verurteilung Seiner Majestät gleich gewesen sein würde."

„Dann ist der König selber der Mörder!" rief Marie Schumacher.

„Ihr vergeßt," sagte Vinding, „daß der König das Urteil noch nicht bestätigt hat; er kann Gnade für Recht ergehen lassen."

„Recht?" rief Marie Schumacher aus. „Wenn es darauf ankommt, so glaubt auch Ihr nicht an die Unschuld meines Sohnes."

„Doch, liebe Madame Schumacher," antwortete Vinding, „in der Hauptsache glaube ich fest daran; er ist kein Verräter, im Gegenteil, er war stets seinem Herrn und König aufrichtig ergeben; aber damit habe ich nicht gesagt, daß ich ihn von aller Schuld freispreche, und das thut Ihr auch nicht. Er hat in einigen Fällen eigenmächtig gehandelt; wenn aber sein Souverän seiner Politik nicht beistimmte, so hätte er sich fügen oder zurücktreten müssen. Dann hat er ja auch den König gekränkt durch die unehrerbietigen Aufzeichnungen, von denen ich Euch neulich erzählte. Auch läßt es sich nicht leugnen, daß er für Beförderungen übermäßige Geschenke genommen hat —"

„Was?" rief Esaias Fleischer, „soll denn jetzt ein großes Verbrechen gemacht werden aus einer Sache, die zur Gewohnheit geworden ist? Wie viele seinesgleichen, die man deswegen zur Rechenschaft zöge, würden frei ausgehen?"

„Niemand," entgegnete Vinding, „ich weiß es; aber es ist mir ein schmerzlicher Gedanke, daß Schumacher darin nicht besser war, als andere. Nun, lieben Freunde, die Wahrheit geht mir aber über alles, und ich bin stets aufrichtig. Daher will ich Euch jetzt sagen, daß, wenn das Urteil auf Verlust seines Amtes und eine Geldbuße gelautet hätte, ich unterschrieben haben würde; aber hier war ja durchaus nicht die Rede von Recht und Gerechtigkeit; dies war schändliche Verfolgung und Unterdrückung von Anfang bis zu Ende."

„Nun," sagte Hans Nansen, „es nützt nichts, daß wir darüber streiten; es gilt, sein Leben zu retten. Wer von uns soll zum Könige gehen und ihn um Gnade bitten?"

„Bei Gott," rief Esaias Fleischer aus, „ich hätte wohl Lust, es zu thun. Dann würde ich Seine Majestät fragen, welches Verbrechens wegen Schumacher zum Tode verurteilt worden sei."

„Das würde eben nicht der Weg zur Gnade sein," sagte Vinding. „Skeel ging zum Könige und erbat sich, bevor er sein Votum abgab, Beweise für Schumachers Verbrechen. Darauf antwortete der König nur: ‚Ihr könnt zu Hahn gehen und sie dort bekommen!' — Aber Skeel wurde aufdringlich und wollte Seiner Majestät eigene Meinung wissen. ‚Wenn Ew. Majestät es nur als Ew. Majestät Überzeugung aussprechen dürfen,' sagte er, ‚daß Schumacher schuldig ist, so will ich ihn verurteilen.' — Da klopfte der König dem Geheimrat auf die Schulter und sagte: ‚Du bist ein ehrlicher Mann! Möchten wir viele Skeele haben!'"

Da brach Esaias Fleischer in Hohnlachen aus. „Welch Geschwätz," sagte er. „Ich glaube bei Gott, daß jetzt bald alle ehrlichen Männer den Hof fliehen werden, und dann muß Seine Majestät sich mit Schelmen helfen."

„Seht Euch vor, was Ihr sagt, Herr Pastor," sagte der vorsichtige Hans Nansen; „kommt es aus, so wird es Euch Verbruß bereiten."

„Ei," entgegnete der kühne Pastor, „ich will die Wahrheit sagen, und sollte ich deswegen auch gehängt werden!"

Niemand, der ihn kannte, zweifelte daran, denn er hatte als Student in derselben Kirche, an welcher er jetzt Pastor war, öffentlich beichten müssen, weil er eine Magistratsperson in einer Streitschrift angegriffen hatte.

Marie Schumacher, welche in Gedanken gesessen hatte, sah jetzt auf und sagte:

„Ich will es selber thun; ich gehe morgen zum König in den Stall."

Der König hatte die löbliche Gewohnheit, den gewöhnlichen Leuten zu gestatten, sich ihm zu nähern, wenn er des Morgens in den Stall ging, um nach seinen Pferden zu sehen, was er fast niemals unterließ. Diese Herablassung knüpfte doch ein Band zwischen dem Könige und dem gemeinen Mann, der sein Vorzimmer nicht betreten durfte, denn dieses war nur für Personen von Rang. Er hörte da die Klagen der Armen an und gab Almosen; aber auch die wohlhabenden Bürger ohne Titel näherten sich auf diese Weise dem Könige und überreichten ihm ihre Bittschriften.

„Nein," rief Esaias Fleischer aus, „das ist doch zu arg, daß Ihr, Madame Schumacher, in den Stall gehen und den König dort aufsuchen sollt. Geht nur kühn in das Vorzimmer und begehrt, bei dem Könige vorgelassen zu werden!"

„Nein," sagte Vinding, „sie hat das Rechte getroffen; im Vorzimmer wird sie abgewiesen werden. Geht Ihr nur in den Stall unter die Geringen und Demütigen, liebe Madame Schumacher, dort werdet Ihr sicher Gelegenheit finden, mit dem Könige zu sprechen, und dann wird es Euch vielleicht gelingen, sein Herz zu rühren." —

Dabei blieb es. Am nächsten Morgen zog sie

ihr bestes Kleid an, schmückte auch die kleine Charlotte, nahm das Kind bei der Hand und ging. Sie glaubte in ihres Herzens Einfalt, daß der Anblick des Kindes mehr als etwas anderes das Herz des Königs rühren müsse.

Der Weg dorthin war nur kurz; nach fünf Minuten waren sie bei der Stallthür. Dort stand eine Schar Männer und Frauen, fast alle Bettler, Krüppel und andere Arme. Als sie Marie Schumacher erblickten, stießen sie sich einander an und fingen an zu flüstern.

„Sie kommt sicher, um einen Kniefall zu thun vor dem Könige und um das Leben ihres Sohnes zu betteln," sagte ein altes, gebücktes Weib mit triefenden Augen. „Seht, sie hat das kleine Grafenkind bei sich!"

„Jetzt hat der Teufel sowohl den Grafen als auch die Grafschaft geholt," sagte ein Bettler in einem zerlumpten Rock und mit langem Bart. „Sie kann sich alle Mühe sparen. Der König läßt diesen Kopf nicht sitzen; er war ihm zu pfiffig geworden und hätte ihm fast Krone und Reich abspekuliert."

„Ja," sagte ein Zunftbruder von ihm, „so trifft das Gesetz doch einmal den Rechten. Sonst pflegt man die großen Diebe laufen zu lassen und die kleinen zu hängen, aber hier erschnappten sie einen von den größten. Der Großkanzler war ein richtiger Greiffengeld."

Dieser populäre Witz, den der Bettler einem der vielen Schmähgedichte entlehnt hatte, wurde mit schallendem Gelächter belohnt. Doch befand sich eine ehrenhafte Seele unter der Schar, ein alter Seemann auf Krücken. Erst stieß er einen Fluch aus, durch den er die Aufmerksamkeit auf sich lenkte, so daß alle sich nach ihm umwandten, dann sagte er:

„Schämen solltet Ihr Euch, Ihr Elenden, so den Großkanzler in seinem Unglück zu höhnen, Ihr, welche hundertmal den Rücken vor ihm gekrümmt und Euer Almosen von seiner Thür geholt habt!"

Eine dürftig, aber anständig gekleidete Frau mit gutmütigem Gesicht rief aus: „Ach seht, wie bleich die gute Madame Schumacher wird! Sie hat die bösen Worte gehört."

In diesem Augenblick kam der König, begleitet von Knuth, der eine Tasche mit kleinem Gelde trug. Knuth musterte die Schar mit seinen Blicken und meinte, daß der König diesen Morgen leicht davonkommen werde, denn mit gewöhnlichen Bettlern ließ die Majestät sich selten ein; diesen wurde an der Stallthür ein Almosen gegeben. Der König ging schnell vorüber und in den Stall hinein, gefolgt von Knuth, der jedoch sogleich zurückkam, einige Almosen austeilte und darauf diejenigen, welche eine Bittschrift hatten, aufforderte, sie dem Könige zu überreichen. Marie Schumacher hielt sich bis zuletzt zurück. Knuth stutzte, als er ihrer ansichtig wurde, erhob abwehrend die Hand und sagte: „Madame!" Sie aber ging entschlossen vorüber und in den Stall hinein. Dort stand der König und sprach mit einem der Bereiter, als er plötzlich ein Kind und eine knieende Frau vor sich sah, welche ihre gefalteten Hände zu ihm erhob und in herzzerreißendem Tone sagte:

„Gnade, Majestät, Gnade für meinen Sohn!"

„Wer seid Ihr, Madame?" fragte der König so barsch, daß man glauben mußte, er habe sie doch wiedererkannt. Er hatte sie mehr als einmal gesehen, obwohl sie ihm niemals vorgestellt worden war.

„Des unglücklichsten Mannes, Peter Schumachers Mutter," lautete ihre Antwort, „und dies ist seine kleine Tochter."

Der König sah scheu auf die kleine Charlotte, welche ihn ängstlich anblickte, und sagte dann: „Steht auf, Madame, steht auf! Der Kniefall nutzt hier nichts. Ich werde Eurem Sohne Gerechtigkeit widerfahren lassen; mehr kann er nicht verlangen."

Sie erhob sich langsam, stand einen Augenblick still und sah dem Könige in die Augen, nahm dann das Kind bei der Hand und ging davon. —

Über der Turmthür im Königsflügel des Schlosses war des Königs Wappen angebracht, eingehauen in Stein und prächtig gemalt und vergoldet. Unter demselben stand mit vergoldeten Buchstaben sein schöner Wahlspruch: Pietate et justitia. Frömmigkeit und Recht sollte also der Geist in seinem Regimente sein.

Als er jetzt in das Schloß ging, blickte er hinauf, und die goldene Schrift fiel ihm in die Augen. Die gesunde, frische Farbe auf seinen Wangen wurde einen Schein blasser. Ihm war zu Mute, als ob er eine mahnende Stimme gehört und einen Geist gesehen habe. Er ging schnell die Turmtreppe hinauf, als wolle er demselben entfliehen; als er aber oben angekommen war, stand er still, wandte sich um und sagte zu Knuth: „War es zu hart, daß ich sie so abwies?"

Aber Knuth, der ein guter Geisterbeschwörer war und seine Sache verstand, antwortete flugs: „Nein, was sollten Ew. Majestät denn sonst thun? Ew. Majestät sind lange genug nur allzu milde gegen den Sohn dieser Frau gewesen. Wer zweifelt an Ew. Majestät Gerechtigkeit?"

„Nun," sagte der König heftig, „wir müssen doch Herr in unserm eigenen Hause sein!"

Dann ging er mit erhobenem Haupte hinein, ohne einzusehen, daß er jetzt für einen Herrn deren zehn bekommen hatte.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Schlimmer als der Tod.

Jetzt hing das Schwert über Griffenfelds Haupt, aber doch war sein Gemüt jetzt ruhiger, da es schien, daß sein Schicksal entschieden sei; die lange Pein des Verhörs war schlimmer gewesen. Unangefochten las er die Schmähschriften und Gassenlieder, die man in sein Gefängnis hineinpraktizierte. Man glaubte vielleicht, daß er es jetzt, da man ihm die Ketten abgenommen hatte, zu gut habe.

Die Schmähschriften flogen jetzt über die Stadt wie Bremsen an einem heißen Sommertage, und die Stadt selbst glich mit dem Gewebe von Klatsch und Lügen einem Irrenhause. Sogar mehrere von Griffenfelds Freunden wußten nicht, was sie glauben sollten,

mit einer solchen Frechheit wurden die unglaublichsten Beschuldigungen gegen ihn ausgeschleudert.

Mit großem Interesse studierte er eine Schrift, welche in mehreren Sprachen herausgegeben und über ganz Europa verbreitet worden war. Man konnte nicht im Zweifel darüber sein, von wo sie ausgegangen war, obwohl die Regierung jeglichen Anteil an derselben ablehnte, aber erst, nachdem sie ihre Wirkung ausgeübt hatte. In dieser Schrift beschuldigte man Griffenfeld, er habe seinen König für vierzig Tonnen Goldes an Frankreich verkauft, habe versprochen, ihn tot oder lebendig an Schweden auszuliefern und habe sich mit der Königin-Witwe verschworen, den König gefangen zu nehmen und Prinz Jörgen auf den Thron zu setzen. Es waren sogar bestimmte Daten für diese verbrecherischen Verabredungen angegeben.

Da wurde ihm Trost zu teil von einer Seite, von der er ihn am allerwenigsten erwartet hatte. Jens Friis, den er jetzt zu seiner Aufwartung erhalten hatte, brachte ihm von einem Freunde, welcher unbekannt bleiben wollte, ein handschriftliches Gedicht mit folgendem Titel:

„Freundesloser und hilfsbedürftiger Studenten notgedrungene und wehmütige Supplikation."

Er erkannte sogleich an dem Ton und an der Form des Gedichtes den Verfasser von „Studiosus lamentans" und „des Nordens Antichrist" und sah jetzt, daß die himmelschreiende Ungerechtigkeit, die man ihm erwiesen, einen seiner giftigsten Feinde entwaffnet hatte.

Armer Greif muß es nun büßen,
Daß er Geld für Ämter nahm;
Mancher geht auf freien Füßen,
Schuld'ger noch, doch er entkam.
Denk' des Greifen, Gott, in Gnaden,
Er war schließlich nicht so schlecht;
Viele, die mit Schuld beladen,
Geh'n dahin, als gäb's kein Recht.

So sang jetzt der bissige Jakob Worm; ja, er wagte sogar zu schreiben:

Jetzt ist der Teufel los bei Hofe,
Er herrscht mehr als der Greif zuvor.

Während der Greif über das Wunder nachdachte, welches mit dem Rektor in Slangerup geschehen war, wurde die Thür zu seinem Gefängnis geöffnet, und zwei ihm nur zu wohlbekannte Herren traten ein. Es war der Geheimrat Corfitz Trolle und der Licentiat Otto Mauritius, welcher die gehässige und schlaue Anklage gegen ihn abgefaßt hatte. Seine Habichtsnase und seine kleinen schwarzen Augen erweckten stets eigenartige Erinnerungen bei Griffenfeld, denn dieser hatte ihn seiner Zeit selber als Spion im Auslande benutzt und kannte seine Erbärmlichkeit aus dem Grunde. Dies wußte der entlaufene Deutsche, daher haßte er ihn; er hatte nach Herzenslust das Seine dazu gethan, ihn auf das Schafott zu bringen.

Corfitz Trolles ansehnliche, wohlgenährte Gestalt, die den kleinen, mageren Winkelschreiber überragte, war eine ebenso wenig einladende Erscheinung; auch sein sonst so matter Blick glühte von Haß. Niemand würde jetzt in ihm den Helden von 1659 wiedererkannt haben, den Bundesgenossen von Hans Rostgaard und der anderen Patrioten. Das Wohlleben hatte allen Heroismus in ihm erstickt; er hatte sogar bei einer Schlägerei auf der Straße Prügel bekommen von einem Bürger Kopenhagens, der ihn entwaffnete. Er saß tief in Schulden und war dem Untergange nahe, als man ihn unerwartet gebrauchen konnte und er den Vorsitz unter Griffenfelds Richtern erhielt. Dort war ihm Gelegenheit zur Revanche gegeben, und er hatte seine letzten, aber traurigen Lorbeeren verdient.

Griffenfeld blieb ruhig sitzen und sah die Eintretenden an; was mochte sie jetzt wohl zu ihm geführt haben? Da das Werk vollbracht und das Urteil gefällt war, sollte man meinen, daß die Herren nichts mehr mit ihm zu schaffen hätten. Ein Besuch vom Scharfrichter würde ihm willkommener gewesen sein; aber vielleicht kamen sie, um ihm zu verkündigen, daß das Urteil jetzt vollstreckt werden solle? Mauritius flüsterte Herrn Corfitz etwas ins Ohr, welcher darauf vortrat und sagte:

„Herr Schumacher, wir haben Euch im Auftrage Seiner Majestät eine wichtige Botschaft zu überbringen."

Der Mann, welcher jetzt offiziell Schumacher hieß, den das Volk aber nach wie vor Griffenfeld nannte, erhob sich langsam und sagte: „Bringt Ihr mir eine Botschaft vom Könige, so muß ich sie mit Ehrerbietigkeit anhören."

„Wir haben," fuhr Corfitz, rot vor Grimm, fort, „den Auftrag, Euch unter gewissen Bedingungen des Königs Gnade anzubieten. Wenn Ihr Euer Verbrechen gesteht und Eure Mitschuldigen nennt, so wird Euch das Leben geschenkt werden."

„Wenn ich mein Verbrechen gestehe!" rief Griffenfeld mit ironischem Lächeln aus. „Steht denn nicht in dem Urteil, daß ich auf mein eigenes Geständnis hin verurteilt worden bin?"

„Das thut es," antwortete Mauritius frech; „denn da Ihr in Eurer Verteidigung zu der Gnade des Königs Eure Zuflucht nehmt, habt Ihr Euch damit für schuldig erkannt."

„Und Ihr erkühnt Euch," rief Griffenfeld, „dies festzuhalten in demselben Augenblick, da Ihr hierher kommt, um mir im geheimen ein Geständnis abzulocken, welches Ihr öffentlich als abgegeben erklärt habt? Ihr schlagt Euch selber auf den Mund und macht die Worte des Urteils zur Lüge."

„Hütet Eure Zunge!" sagte Corfitz Trolle barsch. „Gebt uns Antwort, wollt Ihr bekennen, oder nicht?"

„Meine Antwort sollt Ihr haben," antwortete Griffenfeld, „obwohl ich es klar sehe, daß diese Botschaft nicht vom Könige kommt, sondern von meinen Feinden. Ich will darauf sterben, daß ich nichts weiter zu offenbaren habe, und ich will mein Gewissen nicht damit beschweren, daß ich jemand anklage; ich könnte mich irren; auch will ich nichts sagen, was Seiner Majestät zum Schaden gereichen könnte. Niemals habe ich Ränke gegen den König geschmiedet. Jetzt denke ich nur an den Frieden meiner Seele. Ich bitte bloß um die eine Gnade, daß mir meine Todesstunde drei Tage vorher möge

angesagt werden; bringt denen, die Euch sandten, diese meine Antwort!"

„Ihr werdet Näheres von uns hören," sagte Mauritius, indem er drohend seine Hand erhob. „Denkt nicht, daß Ihr mit diesem davonkommen werdet!"

Dann gingen sie; als sie aber draußen waren, sagte Corfitz Trolle: „Das schlug fehl; was nun?"

„Jetzt ist nur noch ein Mittel übrig," antwortete Mauritius mit einem unheimlichen Funkeln seiner schwarzen Augen; „er muß auf die Folter gespannt werden. Ich gehe jetzt geradeswegs zum Großkanzler und mache ihm diesen Vorschlag."

Das that er; aber Ahlefeld war doch zu menschlich, sich mit solcher Grausamkeit zu befassen, so daß nichts daraus wurde. Doch ließen Griffenfelds Feinde von sich hören und fügten ihm zum Dank einen Nadelstich zu.

Er saß eines Abends, den Kopf in die Hand gestützt, und grübelte, während Jens Friis und Birthe, die Frau, welche das Reinmachen besorgte, alles zur Nacht in Ordnung brachten. Da erhob er sich plötzlich und rief aus:

„Das ist hart!"

„Ja, weiß Gott," sagte Birthe in weinerlichem Tone, indem sie aufhörte, das Stroh in seinem Bett aufzuschütteln. „Niemals ist man in diesem Lande so grausam gegen einen Mann gewesen, als gegen Euch."

„Haltet den Mund, Birthe," sagte Jens Friis, „und plagt nicht den Herrn mit Eurem Flennen!"

„Laß sie nur reden, Jens," sagte Griffenfeld freundlich, „sie meint es ehrlich und gut mir mir. Aber hört jetzt, Mutter Birthe, was zu hart ist. Nicht, daß ich mein Leben lassen soll; das gehört dem Könige, und will er es nehmen, so muß ich glauben, daß er mich des Todes schuldig befunden hat und nur glaubt, Gerechtigkeit zu üben; aber daß sie mich so jäh aus meinem Hause und von meinen Lieben fortführten; daß sie jetzt, da das Urteil gefällt und alles entschieden ist, es meinen Freunden verwehrt haben, zu mir zu gehen; daß sie es mir verweigert haben, vor meinem Tode meine gute Mutter wiederzusehen und meine kleine Tochter an mein Herz zu drücken; ja, daß sie mir sogar trotz meiner wiederholten Bitten Trost und Erquickung durch einen Pastor verweigert haben, — das ist hart!"

Jens Friis, der doch keiner von den leicht zu Rührenden war, rief in großer Gemütsbewegung aus:

„Gott stärke und tröste Euch, Herr, in Eurer schweren Trübsal!"

„Gott der Herr wird diejenigen strafen, welche dies thaten!" rief Mutter Birthe mit ihrer gellenden Stimme.

„Ja," sagte Griffenfeld, indem er aufsah, „die Rache ist des Herrn! Nun, lieben Freunde, dies ist nur wie ein Windstoß. Bald ist es vorbei, und ich werde bei dem Herrn und meiner Frau sein."

Aber doch kam jetzt das, welches das Harte noch härter machte. Am nächsten Tage nahmen sie ihm Jens Friis. Man ließ ihn gehen, aber erst nachdem er einen Revers unterschrieben hatte, in welchem er bei Verlust der Ehre und des Lebens versprechen mußte, niemals das Allermindeste von dem zu offenbaren, was in der Citadelle mit seinem Herrn passiert sei, und schweigend mit sich ins Grab zu nehmen, was er während seines Aufenthaltes im Gefängnis gesehen und gehört. Nicht einmal die spanische Inquisition machte ihre Sache gründlicher und besser, als Griffenfelds Überwinder. —

Indessen wurde auf dem Schlosse zu Kopenhagen ein harter Kampf um Griffenfelds Haupt gekämpft zwischen den Blutdürstigen und den Barmherzigen oder mehr Besonnenen. Der göttliche Regent des Landes, der zweite Augustus, wie die offiziellen Schmeichler den König nannten, spielte die Rolle der Sphinx. Es verlautete nichts davon, was er eigentlich wollte, aber es schien, daß sein Herz ganz verschlossen und verhärtet war. Vergebens bat die Königin Charlotte um Griffenfelds Leben, ja, sie demütigte sich sogar so tief, daß sie sich in eigener hoher Person zu Ahlefeld begab, um seine Fürbitte zu erflehen.

Der König schien an andere Dinge zu denken; er war überladen mit Geschäften, denn der Krieg stand ja vor der Thür. Er hatte sofort nach Griffenfelds Verhaftung den ausländischen Gesandten angekündigt, daß er jetzt sein eigener Premierminister sein wolle, und dieses große Wort mußte eingelöst werden. Knuth wußte es am besten, wie der König sich in dieser selbstgewählten Lage befand, denn eines Tages, da man es ihm zu bunt gemacht hatte, sagte er:

„Einen ehrlichen Ratgeber habe ich verloren und drei Hundsfötter dafür bekommen!"

Das war deutlich gesprochen. Knuth dachte, es seien Ahlefeld, Hahn und Ahrenstorff, die Seine Majestät so fein titulierte; aber gleichwohl endete es damit, daß der König das Feld räumte, die drei Hundsfötter schalten und walten ließ und sich eines guten Tages, nur begleitet von Knuth, auf eine kleine Rekreationsreise nach Fredriksborg begab. Wie es sich später zeigte, hatte er dort in der Einsamkeit Muße gefunden, an seinen einzigen ehrlichen Ratgeber zu denken, dessen Seele zwischen Leben und Tod schwebte.

Er ließ nämlich nach seiner Rückkehr, am 4. Juni morgens, seinen Generaladjutanten, Generalmajor Joachim Schack, der ein Neffe des verstorbenen Feldherrn war, rufen.

Der General war sehr verwundert, als er bei seinem Eintreten den König mit gezogenem Degen im Zimmer umherfahren sah, als ob Höchstderselbe wahnsinnig geworden sei.

„Dort sitzt sie!" rief der König, indem er mit dem Degen nach dem Gesims zeigte.

Schack sah nach oben und erblickte eine kleine Fledermaus.

„Ich bitte für das Leben der kleinen Kreatur," sagte Schack lächelnd; „lassen Ew. Majestät sie leben!"

„So mag es denn sein!" antwortete der König, indem er den Degen in die Scheide steckte. „Wir sind nicht blutdürstig, Schack, bei Gott, wir sind es nicht! Jetzt ist die Stunde der Gnade."

Schack, welcher Griffenfeld gut war, dachte so-

gleich an ihn, aber er war ein zu erfahrener Hofmann, als daß er gleich damit herausgeplatzt wäre.

„Die Stunde der Gnade," sagte er unterthänig, „hört für Ew. Majestät niemals auf; Ew. Majestät haben ein großes Herz."

Der König sah ihn fest an und sagte: „Schack, morgen soll Schumacher hingerichtet werden!"

„Ist es fest beschlossen?" fragte Schack; „Ew. Majestät sagten doch vorhin: jetzt ist die Stunde der Gnade."

„Die Exekution soll doch vor sich gehen," antwortete der König, „und Ihr sollt derselben beiwohnen. Hört jetzt, wie Ihr Euch zu verhalten habt!"

Während der König näheren Bescheid gab, erhellte sich des Generals Angesicht.

„Aber reinen Mund gehalten!" sagte der König zuletzt. „Kein Mensch darf Kenntnis von dem Befehl erhalten, den wir Euch erteilt haben, versteht Ihr? Sonst würde unsere Absicht ihren Zweck ja nicht erfüllen."

Schack entfernte sich schnell, um Vorkehrungen zu der Exekution zu treffen und begab sich geradeswegs hinaus nach dem Kastell.

Dort saß Griffenfeld in seinem Gefängnis, nicht von Gram gebeugt, sondern eifrig mit der Feder arbeitend. Hin und wieder sah er auf, und dann funkelten seine Augen in hoher Begeisterung. Er schrieb ein Gedicht, und die damalige höchste Sprache der Musen, das Lateinische, wurde der Dolmetsch seiner Gedanken, obwohl ihm außer seiner Muttersprache nicht weniger als neun Sprachen zur Verfügung standen, die er alle beherrschte. Was er niederschrieb war kein Klagegesang; es war der letzte Pfeil, den er abschoß gegen seine Feinde, doch nicht so, daß er ihnen Böses wünschte. Auch darin erhob er sich über die Besten seiner Zeitgenossen, die unterdrückt und verfolgt wurden, daß Haß und Rachsucht sich seiner nicht bemächtigten. Dagegen war ihm der Gedanke gekommen, daß, wie seine Feinde ihn ins Unglück gestürzt, ihm seine Güter genommen und ihn nun auch bald in den Tod bringen würden, sie ihn auch nach dem Tode verfolgen und sein Andenken schänden könnten.

Darin irrte er sich nicht; aber er mußte dies nicht nur von seinen Zeitgenossen erwarten, sondern auch von den noch ungeborenen Geschlechtern, die über ihn zu Gericht sitzen würden. Gerade den Vortrefflichsten gegenüber, Männern mit großen Gaben, großen Tugenden und großen Fehlern, Männern, die ihre Namen so tief wie er in die Jahrbücher der Geschichte eingeschrieben haben, werden die Menschen stets in zwei Lager geteilt sein. Einige werden ihn hoch erheben, andere ihn verwerfen; solange sein Andenken lebendig ist, wird es warme Freunde und gehässige Feinde finden. Die Ehre wird einem solchen Manne zu teil, daß er es selbst in fernen Zeiten vermögen wird, die Leidenschaft in Bewegung zu setzen, niemals aber wird er mit Gleichgültigkeit betrachtet werden.

Mit prophetischem Blick in die Zukunft schrieb er das merkwürdige Gedicht, dessen Inhalt etwa folgender war:

„Wer Du auch bist, guter Freund, der Du den getöteten Mann angreifst, siehst Du mich für noch nicht elend genug an? Eine tote Hand hat oft ihren gehässigen Überwindern die Todeswunde beigebracht. Wer Du auch bist — ich könnte Deinen Namen nennen, der Du Dich jetzt so haßerfüllt an meiner Asche vergreifst und nicht mit dieser plötzlichen Zerstörung zufrieden bist, ziehst Dein grimmiges Schwert gegen ein vernichtetes Haupt — sei überzeugt, daß die Natur dem Grabe Kräfte verlieh; der ins Jenseit Gegangene verteidigt seine dunkle Wohnung." —

Weiter kam er nicht; das Gedicht wurde niemals vollendet, denn die Gefängnisthür ging auf, und General Schack trat bei ihm ein. Aber er stand plötzlich still, so erstaunt war er, den zum Tode Verurteilten, der mit geistvollem Blick zu ihm aufschaute, mit der Feder in der Hand zu finden. Es war ganz, als sitze er noch in seinem Arbeitszimmer und jeder seiner Federstriche sei ein Befehl, dem alle gehorchen müßten. Die Gala, welche er noch trug, obschon sie etwas mitgenommen war, verstärkte die Illusion, aber diese verschwand, als er, wie aus einem Traum erwachend, sich erhob, die Feder auf den Tisch warf und Schack mit gespanntem Blick ansah.

„Herr Schumacher," sagte Schack ernst, aber doch mit Freundlichkeit in Ton und Blick, „ich lasse Euch hiermit auf Befehl Seiner Majestät wissen, daß Ihr morgen präcise zehn Uhr hingerichtet werden sollt."

Griffenfeld erbleichte, faßte sich aber und sagte: „Ich danke meinem gnädigen Herrn, dem Könige, daß er meine Qual verkürzt; ich bin bereit!"

„Das ist gut! antwortete Schack. „Doch ist es Euch vergönnt, vorher geistlichen Beistand zu genießen; welchen Pastor begehrt Ihr?"

„Am liebsten," antwortete Griffenfeld, „empfange ich das Sakrament aus der Hand meines Gemeindepredigers, des Herrn Michel Thistrup an St. Nikolai; es würde mir aber sehr lieb sein, wenn mein Verwandter, Herr Esaias Fleischer, Pastor an der Heiligen-Geist-Kirche, ihn begleiten und bei der heiligen Handlung zugegen sein dürfte."

„Es soll geschehen, wie Ihr wünscht," antwortete Schack und entfernte sich, ohne noch mehr zu sagen. —

Die Pastoren kamen vor Anbruch der Nacht, Herr Michel sehr ernst und schwer gerüstet, um einen verstockten Sünder aus seinem Schlafe aufzurütteln, Herr Esaias empört in seinem Innern über Griffenfelds hartes Schicksal und mit dem Wunsche, ihm sein Herz ausschütten zu dürfen; aber davon war nicht die Rede. Selbst wenn sie allein gewesen wären, würde er viel dabei gewagt haben, denn in der Thür befand sich ein Guckloch, welches der Kommandant in der Citadelle, Oberst Bülow, häufig benutzte. Er war in einer so fieberhaften Erregung wegen seiner großen Verantwortung und fürchtete so sehr, wegen einer Nachlässigkeit in Ungnade zu fallen, daß er Griffenfeld mit großer Härte behandelte und früh und spät das Haus, in welchem sich das Gefängnis befand, umlauerte.

Esaias Fleischer mußte schweigen, während Herr Michel losdonnerte. Er redete strenge Worte von der Eitelkeit dieser Welt, von dem Durste nach Ehre und Gold, von den teuflischen Schlingen des Hochmutes und belegte alles reichlich mit Schriftworten. Griffenfeld hörte ihm eine Weile zu, erhob dann aber die Hand und sagte:

„Lieber Herr Michel, Ihr kennt mich ja von früher als Euer demütiges Beichtkind. Ihr wißt, daß ich kein Antichrist bin, obgleich man mich so genannt hat. Haltet Ihr mich denn des großen Verbrechens, dessen man mich angeklagt hat, für schuldig, und glaubt Ihr, daß ich mit dem Gedanken umgegangen bin, meinen Herrn und König zu verkaufen und zu verraten?"

„Ungern, Excellenz, will ich dies von Euch glauben," antwortete Herr Michel betroffen, indem er rot wurde.

Griffenfeld lächelte bei dem Worte „Excellenz", welches Herrn Michel in seiner Bestürzung entschlüpfte. Es war nicht lange her, daß dieser brave Mann demütig in seinem Vorzimmer gestanden hatte.

„Nun," fuhr Griffenfeld fort, „ich bin wohl weder schlechter noch besser, als ich war, da ich als des Reiches Kanzler im Rate des Königs saß, und wenn nun der Herr mich im Glanze meines Glückes und in meiner Macht abgerufen hätte — ich danke Gott, daß er es nicht gethan hat, und daß ich, bevor ich von hinnen gehe, mich selber in meiner Sündhaftigkeit und Gebrechlichkeit erkenne, entledigt aller meiner Einbildungen und aller Selbstsicherheit — aber wenn es nun geschehen wäre, und es wäre Euch aufgetragen worden, mir die Leichenrede zu halten, wie würde dann wohl Eure Predigt gelautet haben? Ob Ihr da nicht nach dem Worte ‚de mortuis nihil nisi bene' mich würdet in meinem Grabe gepriesen haben, und ob nicht die weltliche Ehre, die ich mit in den Tod genommen, und des Königs Gnade, die mir treu geblieben, die Lobrede noch kräftiger gemacht haben würde?"

Herr Michel schwieg beschämt, aber Herr Esaias rief aus: „Ihr habt recht! Ich gestehe, daß auch ich diese Klippe nicht vermieden hätte, ja, daß ich wohl schon an dieselbe geraten bin."

„Nun," fuhr Griffenfeld fort, „so erweist mir beide Gerechtigkeit! Nehmt mich als den, der ich bin, ein großer Sünder vor Gott, aber macht Euch nicht zum Sprachrohr meiner ärgsten Feinde und Henker!"

„Ich danke Euch für diese Zurechtweisung," sagte Herr Michel mit aufrichtiger Demut, „und ich schäme mich nicht, diesen meinen Fehlgriff zu gestehen."

„Nun," antwortete Griffenfeld, „dann gebe ich meine Seele gern in Eure Hände, denn Ihr seid ein wahrer Diener Christi und ein rechtschaffener Mann."

Dann nahmen sie Platz um den Tisch; Herr Michel schlug die heilige Schrift auf und redete über die Worte Davids:

„Herr, strafe mich nicht in Deinem Zorn, und züchtige mich nicht in Deinem Grimm. Denn Deine Pfeile stecken in mir, und Deine Hand drücket mich."

Sie sangen einige Lieder, und Griffenfeld empfing knieend das heilige Sakrament. Die beiden Pastoren sprachen wiederholt mit ihm, und es wurden wieder Lieder gesungen. Ein paarmal wurde die Andacht durch bewegte Unterhaltung unterbrochen. Griffenfelds Gedanken gerieten auf weltliche Angelegenheiten; er legte Rechenschaft ab von seiner Handlungsweise und beschwor seine Unschuld, als ob er noch vor seinen Richtern stände. Auch sprach er von seinem verlorenen Gut, von seiner Mutter und seiner kleinen Tochter, die er unversorgt und in der Schande zurücklassen mußte, bis Esaias Fleischer ihn ernst vermahnte, alles in Gottes Hand zu legen und seine Gedanken ganz von der Erde und nach dem Himmel zu wenden, was ihm denn auch zuletzt gelang.

(Fortsetzung folgt.)

Moderne Ehen.

Roman

von

H. Schobert.

(Schluß.)

Graf Urach hatte mit absoluter Ruhe zugehört, kein Wort unterbrach den Sprechenden; jetzt als dieser tief atemholend schwieg, sah er in ein Gesicht voll kühler Reserve.

„Ich gebe Ihnen gern zu, daß ich vielleicht an Birkens Stelle anders gehandelt hätte," sagte er mit einem Anflug von Frostigkeit, „besonders da Sie persönliche Beziehungen betonen, Antlau, aber im großen und ganzen ist Birkens Verhalten doch korrekt. Sie haben sich in eine böse Geschichte begeben, das wissen Sie ganz genau, und es ist auf dem Rennplatz manches Wort gefallen, das besser über einen Offizier nicht gesagt worden wäre; der Schein ist einmal auf alle Fälle gegen Sie. — Wenn Sie es wünschen, will ich bei Birken zu intervenieren suchen, stellt er sich aber auf den Standpunkt, den Sie mir schildern, so wird er kaum darauf reagieren, und — er ist im Recht — zweifelsohne. — Brynken soll in Zukunft von allen deutschen Rennplätzen ausgeschlossen werden, hörte ich munkeln, das ist deutlich genug. Sie sind aber mit ihm in jeder Beziehung liiert, natürlich fällt ein Schatten davon auch auf Sie. Ich rate

Ihnen, warten Sie ruhig die Entscheidung des Ehrengerichtes ab."

„Und ich thue es nicht! Ich thue es nicht!" murmelte Cedrik ganz heiser vor verbissener Wut. Er hielt einen seiner Handschuhe in Händen und zerriß ihn von oben bis unten. „Er muß mir vor die Pistole."

„Wie wollen Sie denn das erzwingen?" bemerkte Graf Urach mit einem flüchtigen Achselzucken. „Sie können doch nicht glauben, daß der Kommandeur von dieser Angelegenheit keine Notiz nehmen wird?"

„Es ist mir ganz egal — und wenn ich darüber meinen Abschied nehmen müßte. Ich will zeigen, daß ich mich nicht beleidigen lasse, daß ich nichts begangen habe, dessen ich mich zu schämen hätte . . ."

„Da ist ja die Untersuchung der für Sie geeignetste Weg —"

„Ich will aber nicht warten — ich kann nicht! Versagen Sie mir Ihren Beistand, Graf Urach?"

Der Graf strich sich den Schnurrbart, er dachte nach.

„Ich dächte, Sie überlegten sich die Sache bis morgen, dann, scheint mir, wird sicher manches geklärt sein. Antlau, nehmen Sie Vernunft an, der Schein spricht eben gegen Sie . . ."

Mit einem kurzen, fast unhöflichen Griff an die Mütze, ohne ein Wort der Erwiderung drehte sich Cedrik kurz um und ging fort, direkt dem Ausgang zu, denn noch einmal vor den Kameraden vorüberzugehen, war ihm unangenehm. Graf Urachs Wesen hatte ihm genügend gezeigt, wie man ihn allseitig zu verurteilen geneigt war. Ein ohnmächtiger Zorn schnürte ihm die Kehle zusammen, ein Zorn mit Reue gemischt. Das waren nun die Konsequenzen seines steten Verkehrs mit Brynken, vor dem man ihn immer gewarnt. Und doch blieb ihm jetzt nichts anderes übrig, als zu Theo zu gehen und ihn zum Sekundanten zu werben. Man fesselt sich eben nicht umsonst jahrelang an eine bestimmte Persönlichkeit, ehe man es sich versieht, ist man in deren Kreise mit verstrickt. Theo würde es vielleicht doch gelingen, den Birkenwalder aus seiner Reserve zu locken. Aber dann fiel ihm ein, daß er ja heut abend nicht zu Hause war, wo, mochten die Götter wissen! Und daß er mit ihm brechen wollte um jeden Preis!

Hartnäckig hängten sich seine rastlosen Gedanken wieder an diesen einen Punkt. Birken mußte sich ihm stellen. Wenn er seinen Abschied heute noch einreichte, ihn dann auf der Straße mit der Reitpeitsche bearbeitete, dann hatte der elende Verleumder wenigstens seinen Lohn, er mußte sich dann schlagen oder es kostete auch ihn den Kragen. Seine Stellung im Regiment war doch haltlos geworden, mit der Illusion hatte Urach vorhin aufgeräumt; er merkte es ja deutlich aus jedem Wort, aus der ganzen Haltung. Vorbei also — alles vorbei! Das neue Leben, das er sich gelobt, trug doch wesentlich andere Züge, als er es sich gedacht.

Und dabei raste und tobte sein Kopf, zu denken vermochte er bald nicht mehr. Wie in heller Bewußtlosigkeit kam er nach Hause. Dita sprang ganz erschrocken auf.

„Ich habe wahnsinnige Kopfschmerzen," murmelte er.

„Lege Dich zu Bett," riet sie ihm erschreckt von seinem verstörten Aussehen.

„Erst muß ich noch schreiben, dann aber, dann will ich Ruhe — nichts als Ruhe."

Als er Dita so besorgt vor sich stehen sah, fiel ihm plötzlich ein, daß er mit seinem Entschluß auch seine Frau ihrer Stellung beraube, daß sie überhaupt von ihm nicht viel mehr gehabt hatte als Kummer und Trübsal. Er ergriff ihre beiden Hände.

„Liebe Dita," sagte er verstört, „Du glaubst nicht, wie die Menschen schlecht sind! Nur Du bist gut — ja das weiß ich — Du läßt mich nichts entgelten."

„Ich wünschte, ich könnte Dir helfen." Eine plötzliche böse Ahnung ergriff sie, aber sie fragte ihn nach nichts, denn sein Zustand flößte ihr Besorgnis ein.

Ohne Besinnen schrieb er sein Abschiedsgesuch, siegelte und übergab es dem Burschen mit dem Befehl der pünktlichsten Besorgung am nächsten Morgen. Dann trat er bei seiner Frau ein.

„Nun pflege mich," bat er mit der hilflosen Stimme eines Knaben, der sich nach Linderung sehnt. „Ich werde noch verrückt — verrückt!"

„Mein armer Mann!" — Welch liebe, süße Stimme sie hatte, was für sanfte, gute Augen! Morgen würde er ihr alles beichten, heute ging es über seine Kraft. Wenn er die Augen schloß, sah er immer nur das höhnische Gesicht des Lieutenant von Birken und dann die reservierte Miene Urachs. Sein Abschiedsgesuch würde die Antwort darauf sein, und dann hinderte ihn kein langweiliges Ehrengericht mehr, an seinem Feind sein Mütchen zu kühlen.

Seine Frau legte ihm von Zeit zu Zeit nasse Tücher auf den Kopf. Die pochenden Adern an den Schläfen schienen diese Kühlung zu verlangen. Es beruhigte ihn auch etwas, und unter ihrer sorgenden Thätigkeit ergriff er plötzlich ihre Hand und küßte sie zärtlich. Seine Augen feuchteten sich.

„Hast Du mich noch lieb, Dita?" fragte er ganz leise. „Hast Du all die kummervollen Stunden vergeben, die Du mir verdankst?"

Sie lächelte liebevoll; in ihre Zärtlichkeit für den Gatten mischte sich, ihr selbst unbewußt, ein Gefühl fast mütterlicher Duldung und Großherzigkeit. Sie sah nicht mehr zu ihm auf wie anfangs — daß sie moralisch über ihm stand, wußte sie jetzt, aber wenn ihre Liebe auch eine andere Färbung dadurch erhielt, bestehen blieb sie doch immer noch in ihrer ganzen Größe.

„Vergeben und vergessen," sagte sie, ihm das feuchte Haar zurückstreichend.

„Und wenn noch mehr über Dich hereinbräche — durch meine Schuld — würdest Du mich — verlassen, Dita?"

Sie sah ihn ernst an.

„Niemals, Cedrik! Bin ich nicht Dein Weib? Ist mein Platz nicht an Deiner Seite?"

„Und wenn — man mich — beschuldigte — verdammte — sogar mit einem Schein von Recht?"

„Ich würde es Dir tragen helfen."

Sie legte ihre Wange dicht an die seine. Hoffnung regte sich in ihrem Herzen. Nicht zu jedem kommt das Glück mit Sonnenschein, zu manchem ist es schon auf den Flügeln des Leids gekommen und war dann nicht weniger willkommen. Sie hielt zu ihm in jeder Lebenslage, das stand fest bei ihr, nicht allein aus Pflichtgefühl, es war ihr Herzensbedürfnis.

Als sie wieder das Tuch wechselte, erfaßte er ihre nasse Hand und küßte sie.

„Ich bin sehr — sehr unglücklich!“ flüsterte er mit erstickter Stimme.

Sie erschrak, aber in seinem jetzigen Gemütszustand schien es ihr besser, nicht zu fragen; und unter ihren sorgenden Händen fiel er in einen fieberhaften Halbschlaf, in dem er nur das undeutliche Bewußtsein noch hatte, daß ein Wagen vor dem Hause vorfuhr.

„Stefanie kommt aus dem Theater,“ dachte er, sich ermunternd, „und Theo amüsiert sich, weiß Gott wo, ich bin der einzige, der in dem Sumpf stecken geblieben ist.“

In ihm regte sich etwas wie Haß und Ekel gegen Brynkens, sie hatten ihn so weit gebracht, wie er jetzt war. Wenn er in seinen Erinnerungen zurückging, sah er immer nur sie und wieder sie, wie sie ihn systematisch zu dem gemacht; wie sie ihn beinflußt hatten, niemals zum Guten, immer nur zum Schlechten, aber freilich — das Schlechte war viel angenehmer gewesen.

Auf einmal ein gellender Klingelzug, der ihn emporfahren ließ — auch Dita sah ihn mit erschrockenen Augen an.

„Was kann man so spät noch bei uns wollen?“ fragte sie ängstlich.

Inzwischen hatte sich das Läuten wiederholt, schrill durchschnitt es die nächtliche Stille mit solcher Heftigkeit und Ausdauer, daß Dita endlich selbst zu öffnen ging. An ihr vorüber stürzte Stefanie, todbleich, in dem hellseidenen Schlepprock der Toilette, die sie im Theater getragen, um Brust und Schultern dagegen schon im Negligé.

Sie schien Dita gar nicht zu sehen. Wie eine Furie flog sie in das Wohnzimmer, dessen Thür offen geblieben war, und in dem friedlicher Lampenschein und die halbaufgerichtete Gestalt des Offiziers zu sehen war.

Dicht vor ihm blieb sie stehen. Ihr Haar war zerrauft, keuchend flog ihr Atem, als sie hervorstieß:

„Theo ist fort — fort! Er hat mich verlassen — uns beide betrogen . . .“

„Du rasest . . .“ rief er jäh aufspringend, „sprich deutlich — was ist geschehen?“

„Er ist fort — mit all dem gewonnenen Geld!“ schrie sie außer sich vor Leidenschaft. „Diesen Brief hat er mir zurückgelassen und dies Bettelalmosen —“ sie lachte schrill auf und zeigte ihre Hände; in der einen hielt sie einen zerknitterten Brief, in der anderen zwei Tausendmarkscheine, die sie zu Boden warf. „O, der Schurke, der Schurke!“ lamentierte sie weiter. „Als ob ich es nicht immer geahnt hätte!“

Vor Cedriks Augen stand plötzlich der Augenblick, wo er sich beim Nachhausefahren zufällig noch einmal umgewandt. Wie in einem fernen Nebel sah er wieder die schmale, sehnige Gestalt seines Vetters, straff aufgerichtet, unbeweglich — die Hände in den Taschen seines weiten Jacketts, ihm mit seinem energischen, festen Gesicht nachschauend — und er begriff plötzlich, daß er ihn zum letzen Mal gesehen habe. —

Ihm schwindelte; also nicht allein um Ehre und Stellung, auch um den Lohn betrogen! Freilich, so hatte es zum Schluß kommen müssen — so war es recht! —

„Gieb mir den Brief,“ sagte er heiser.

Sie warf ihn zu Boden und stampfte mit dem Fuß darauf.

„Er legt mich Dir ans Herz — Dir!“ schrie sie mit schrecklichem Hohn. „Er weiß mich nicht verlassen . . . willst Du die Gemeinheiten alle noch lesen, Cedrik?“

Da fiel ihm plötzlich ein, daß Dita ja anwesend sein werde, und er empfand die Vertraulichkeiten dieser Frau erniedrigend für seine Gattin. Er machte eine Bewegung des Abscheus, die sie richtig deutete, denn sie öffnete die Augen weit.

„Ah, ich begreife! Die verlassene Frau ist Dir jetzt doppelt unbequem.“

„Was soll das heißen?“ fragte er brüsk.

Währenddessen sah er sich um. Gott sei Dank, Dita hatte das Zimmer verlassen.

„Dein Mann hat mich um meine Stellung gebracht, Du Dich an mich gehängt wie eine Klette und nach und nach alles in mir ertötet, was den Mann anständig erhält, Pflichtgefühl, Besonnenheit und Lebensanschauung. Ich bin ein Opfer Deiner Leidenschaften gewesen, aber ich will es nicht mehr sein. Hörst Du — ich will es nicht mehr.“

Er sprach hart und grausam, wie der Mann, dem die Frau alles, auch die Achtung vor sich selber, geopfert, und der nun nichts Besseres kann, als eben diese Achtung an ihr selbst zu rächen, indem er sie kränkt und verläßt.

„Sprichst Du im Ernst?“ fragte sie zitternd.

„In vollem Ernst. Damit Du es endlich einsiehst, sage ich Dir, daß Du mir schon lange zur Qual warst, daß ich in Dir und Theo mein böses Prinzip sehe, von dem ich mich nicht schnell und gründlich genug befreien kann. Geh! — Brauchst Du pekuniäre Unterstützung, so sollst Du haben, was in meiner Macht steht; nur sehen will ich Dich nicht mehr — nie mehr!“

Sie wimmerte vor sich hin wie zum Tode verwundet, plötzlich lag sie vor ihm auf den Knieen.

„Cedrik, sei barmherzig — verlaß mich nicht.“

Mit unverhohlenem Haß sah er sie an.

„Klirrt die Kette schon wieder, an der Du mich zu halten glaubst? Ich habe sie zerrissen.“

Da warf sie sich rückwärts und stieß einen furchtbaren Schrei aus; ihr ganzer Körper zuckte in Krämpfen. Verstört kam Dita herein und beugte sich zu ihr herab.

„Laß sie liegen,“ sagte er grausam, „sie kommt schon wieder zu sich, an ihr ist nichts echt.“

Aber sie kam nicht wieder zu sich. Und die gekränkte, gehaßte Frau war mitleidiger als der geliebte Mann; sie beugte sich zu der Leidenden herab, benachrichtigte die Dienstboten und brachte sie mit herunter in ihr Schlafzimmer, das Stefanie vor kaum einer halben Stunde verlassen.

Dort brannten noch die Lampen. Das ganze sybaritische Luxusbedürfnis der einsamen Frau fand in diesem Gemach, das sie nicht mehr mit ihrem Gatten teilte, seinen Ausdruck. Es flimmerte von Silber und Krystallen, knisterte von Atlas und machte gerade dadurch und im Vergleich zu der jetzt regungslos daliegenden Leidenden einen unheimlichen Eindruck. Auf einem Tischchen aus Onix, neben der Chaiselongue, stand ein kleines Fläschchen mit einer wasserhellen Flüssigkeit, daneben eine kleine gläserne Spritze.

„Können Sie mir sagen, gnädige Frau," fragte der Arzt, den man geholt hatte, Dita, die neben dem Bett stand, „ob Frau von Brynken Morphinistin ist? Das würde den Anfall erklären."

„Ich weiß es nicht, aber möglich ist es immerhin," antwortete Dita, die sich Stefanies wechselnder Stimmungen und Aussehens recht gut erinnerte und darin schließlich eine Erklärung fand.

Dann hatte der Arzt das corpus delicti entdeckt und untersucht.

„Kein Zweifel mehr. Ja, die modernen Frauen! Da ist kein Reizungsmittel stark genug, um sich das Leben, das sie führen wollen, zu ermöglichen; aber an das Ende denkt keine. Frau von Brynkens ganzer Organismus ist zerstört. Einstweilen konfiszieren wir das hier."

Aber Stefanie, aus ihrer Lethargie emporschnellend, kam dem Arzt zuvor. Wie eine Tigerin stürzte sie sich auf ihr gefährdetes Heilmittel, dem einzigen, dem sie ein paar ruhige Stunden verdankte. Krampfshaft preßte sie Spritze und Fläschchen an ihre Brust.

„Ich leide es nicht, daß man mir das auch noch nimmt — das letzte," sagte sie. „Was soll dann aus mir werden? Kennt nur ein einziger hier die schreckliche Qual der schlaflosen Nächte, der beklemmenden, unentrinnbaren Angst, die uns Unglückliche foltert? Eher lasse ich mein Leben, ehe ich auch dies noch preisgebe."

„Dann kann ich nichts mehr thun," sagte der Arzt, griff nach seinem Hut und entfernte sich; gehässigen Auges sah ihm Stefanie nach.

„Das redet und redet! Selbst kerngesund kann keiner ermessen, wie es einem anderen, Kranken, zu Mut ist. Verlange nur von ihnen, sie sollen Dich gesund machen, da hapert es. Ihre einzige Rettung sind immer nur Verbote und Verbote. Damit hilft man mir nicht!"

Sie blickte lange fest auf Dita, die sich anschickte, das Zimmer zu verlassen. Es lag etwas eigentümlich Spürendes, Prüfendes in ihrem Gesicht.

„Du hast gesiegt!" sagte sie dann langsam, wie im Traum. „Ich habe es immer gefürchtet, niemals geglaubt! Aber Du wirst Deines Sieges nicht lange froh bleiben. Menschen wie Cedrik können nicht treu sein. Bin ich es nicht, so ist es eine andere. Das wird meine Rache an Dir werden. — Und nun geh, geh," fuhr sie heftiger fort, „ich kann Dein verhaßtes Gesicht nicht mehr sehen! Magst Du ihn auf Deine Weise lieben, mehr wie ich an Gefühl und Zärtlichkeit besitzest Du nicht — o lange nicht einmal so viel, und er wird den Unterschied schon merken. Nur geglaubt hat es mir niemand, weil ich Euch allen als leichtsinnige Kokette galt. Ihr hattet mir diese Rolle auf den Leib geschrieben, anders zu sein besaß ich ja kein Recht. Geh jetzt, und laß mich allein!"

Sie drehte ihr Gesicht der Wand zu und blieb teilnahmlos so liegen. Dita zögerte einen Augenblick. Die Frau hier war unglücklich, verlassen und krank, war es nicht edler, wenn sie das Vergangene zu vergessen suchte, wenn sie wenigstens Frieden mit ihr machte? Sie that ein paar Schritte ins Zimmer hinein.

„Stefanie," sagte sie in versöhnlichem Ton.

Keine Antwort.

„Stefanie," wiederholte sie noch einmal, „willst Du mich anhören?"

Alles blieb still. Und da ging Dita denn hinaus, mit dem tröstlichen Bewußtsein, wenigstens das Gute gewollt zu haben.

Dreißigstes Kapitel.

Hans Henning hatte die Depesche des Birkenwalder mitten in der Nacht erhalten, bis zum Morgengrauen saß er dann angezogen, mit dumpfer Angst im Herzen und grübelte nach, was geschehen sein konnte. Wozu war auch Vernys Anwesenheit nötig? Er vergaß ganz, daß der alte Herr immer von dem Grundsatz auszugehen pflegte, „die Familie müsse zusammenhalten", daß er also auch nur Verny mitverlangt hatte, um im schlimmsten Fall Familienrat halten zu können. Beim ersten Tagesschein ließ er dann anspannen, fuhr nach Mergenthien und kam zu einer frühen Stunde bei Vernys an.

„Nanu, Hans! Du oder Dein Geist?" fragte Botho, das Fenster des Schlafzimmers aufreißend und den roten Kopf heraussteckend, als er das Rollen des Wagens hörte.

„Ich muß Dich sprechen, Botho."

„Geh ins Haus, in fünf Minuten bin ich bei Dir."

„Um Gottes willen, was kann nur passiert sein?" fragte Berta erschrocken, ihre Morgentoilette in höchster Eile beginnend. „Es ist ja erst sechs Uhr, um vier muß Hans schon fortgefahren sein. Mach, Botho, mach, und bringe mir gleich Nachricht, hörst Du? Da ist wieder Cedrik im Spiel, Du wirst es sehen."

Die beiden Schwäger brüteten ein Weilchen über den möglichen Inhalt der Depesche, Verny in seinem phlegmatischen Temperament war nicht geneigt, etwas Schlimmes anzunehmen. Trotzdem befanden sie sich eine Stunde später auf dem nächsten Bahnhof und dampften mit dem ersten Zug ab.

„Hotel Kaiserhof!" rief Hans Henning, der immer erregter geworden war, je näher sie ihrem Ziel kamen; wie ein schwerer Alp lag es ihm auf dem Gemüt.

Der Birkenwalder war zu Hause und erwartete die beiden Ankömmlinge; er sah niedergeschlagen und betrübt aus.

„Nur reinen Wein, ganz ohne Umschweife," bat Hans Henning. „Ich bin auf alles vorbereitet."

„So schlimm liegt die Sache nun doch nicht," begütigte Graf Birken. Begann dann aber seine Erzählung, unterstützt durch den ominösen Zeitungsartikel, den er sich gekauft hatte. Als er zu der Verweigerung des Duells kam, zitterte seine Stimme etwas.

„Ich war nicht ganz damit einverstanden," sagte er unruhig, „die Strafe schien mir zu hart. Es ist ja nichts bewiesen, nur daß eben der Schein gegen Cedrik ist, und seine gottverdammte Solidarität mit Brynken."

Hans Henning war sehr blaß, während er unaufhörlich im Zimmer auf und ab ging. In seiner Seele stürmte es; so bald konnte er noch nicht zur Überlegung kommen.

„Wer hat meinem Bruder die Forderung verweigert?" fragte er endlich. „Sie nannten keinen Namen."

Der Birkenwalder wurde immer unruhiger, ganz verstört sah er drein.

„Das ist ja eigentlich das Tragische an der Sache," begann er endlich in heftiger Erregung, „darum telegraphierte ich ja. — Mein Sohn war es!"

„Alfred?"

„Ja, Alfred! Es schien mir da ein gewisser Groll zwischen ihnen zu herrschen — von länger her. Cedrik sprach von Verleumdungen . . . gewiß weil ich Ihnen öfter erzählte, wenn Alfred in Urlaub bei mir war und wir von Cedrik gesprochen hatten. Böse war es nie gemeint, im Gegenteil, nur gut, aber Alfred ist in seinen Ansichten sehr schroff, viel schroffer als ich."

Hans Henning stand schon lange am Fenster, den Rücken gegen das Zimmer und starrte auf das Gemäuer der alten Kirche, die sich dicht vor ihm erhob. Plötzlich drehte er sich um.

„So leid wie es mir thut — ich fühle mich verpflichtet, für Cedrik, für unseren Namen einzutreten. Begreifen Sie das, Graf?"

Der alte Herr senkte schweigend den Kopf. Endlich sagte er ganz leise wie zu sich selbst:

„Es ist mein einziger Sohn!"

Vielleicht hatte er eine Antwort erwartet, aber alles blieb still. —

„Ich bin bereit, Blut und Leben für das zu lassen was ich als recht und geboten erachte," sagte Hans Henning nach einer Pause feierlich.

Der Birkenwalder seufzte tief.

„Tadeln Sie mich deshalb?"

„Nein, gewiß nicht, aber — Alfred ist mein einziger Sohn, und Sie sind mein bester Freund . . ."

Hans Henning streckte ihm die Rechte entgegen.

„Reichen Sie mir die Hand. Bewahren Sie unsere lange, treue Freundschaft im Herzen, wie es auch kommen mag; ich thue dasselbe."

Sie schüttelten sich die Hände, der Birkenwalder wandte das weiße Haupt zur Seite. Verny schüttelte den Kopf.

„Eine verfluchte Situation! Eine ganz vermaledeite Geschichte! Was kann denn Cedrik geschehen? Geht es ihm an den Kragen?"

„Schlichter Abschied!" sagte der Birkenwalder etwas undeutlich, „so hofft man wenigstens im Regiment." —

Die nötigen Formalitäten erledigten sich glatt und rasch. Lieutenant von Birken machte durchaus keine Einwendungen, daß Hans Henning für seinen Bruder eintrat.

„Er hat absolut recht, Papa," sagte er zu seinem kummervollen, aufgeregten Vater. „Ich würde es genau ebenso machen. Er tritt für seinen Namen ein, das Höchste, was wir besitzen."

„Und wenn Du nun bleibst, Alfred? Dann habe ich meinen einzigen Sohn und meinen besten Freund verloren."

Der Offizier zuckte die Achseln.

„Danach kann ich nicht fragen, Papa."

„Du warst aber wirklich zu schroff, Alfred — wirklich zu schroff. Er schien es Dir nachzutragen, daß Du uns die Stimmung bei Euch mitbrachtest; o, hätte ich lieber geschwiegen."

„Guter Papa," sagte der Lieutenant mit herzlichem Lächeln, „gräme Dich deshalb nicht. Unsere Stellung bringt einmal ein kitzlicheres Ehrgefühl mit sich als im allgemeinen üblich sein mag. Ich würde zum zweiten Mal nicht anders handeln — unseres Regiments wegen!" —

„Wollen wir nun zu Cedrik?" fragte Verny unruhig und bekümmert Hans Henning, „es ist doch nötig, daß Du Dich vorher mit ihm ausprichst. Weißt Du, ich bin wütend auf ihn, ehrlich wütend; er hat es wahrhaftig nicht um Dich verdient, aber schließlich — man kann nicht wissen . . ."

„Eben deshalb," meinte Hans Henning ruhig, „Du mußt nicht denken, daß ich etwa den Unversöhnlichen spielen will, das kannst Du ihm gegenüber gegebenen Falls auch betonen. Aber es ist aus vielerlei Gründen besser, wir sehen uns erst später — wenn Gott will. Trifft mich aber eine Kugel, so wirst Du, mein guter Verny, Dich Genias annehmen und auch Cedriks. Dulde es nicht, daß ein Makel an unserem Namen hängen bleibt. Versprichst Du mir das?"

„Ja!" sagte der dicke Gutsbesitzer, dessen rotes Gesicht ganz bleich geworden war, mit feierlicher Festigkeit; und das war Hans Hennings ganzes Testament im Fall eines unglücklichen Ausganges, aber ein Testament, auf dessen Ausführung er auch Häuser bauen konnte.

— — — — — — — — — — — —

Cedrik hatte von all diesen Vorgängen keine Ahnung. Doch brachte ihm derselbe Vormittag auch qualvolle Sorgen genug. Schon in aller Frühe erhielt er den Befehl, sich um neun Uhr persönlich beim Regimentskommandeur einzufinden.

Der Oberst empfing ihn ungnädiger wie er erwartet hatte. Auf sein Abschiedsgesuch deutend, sagte er:

„Ich muß mich sehr wundern, Herr Lieutenant von Antlau, daß Sie angesichts der Thatsachen Ihren Abschied einreichen; es scheint mir das nicht gerade geeignet, die Verdächtigungen, die man gegen Sie erhebt, zu zerstreuen oder zu entkräften."

Cedrik wurde leichenblaß.

„Mein Ehrenwort, Herr Oberst, daß ich mich wohl einer leichtsinnigen Handlung, aber keines Schurkenstreichs schuldig gemacht habe. Herr von Birken verweigerte mir Satisfaktion auf Grund eines Zeitungsartikels; ich bin gesonnen, mir dieselbe zu holen, wenn der Preis auch meine Stellung ist."

„Das ist eine vollkommen falsche Auffassung der Sache. Sobald das Ehrengericht entschieden hat, wird Lieutenant von Birken sicher bereit sein, Ihnen Genugthuung zu geben. Das Ehrengericht ist es also, dem Sie sich zu unterstellen haben, von seinem Spruch hängt alles ab. Ich habe natürlich die Berichte des Rennkomitees eingefordert, und das ganze Material wird dem Gericht unterbreitet werden."

„Der Zeitungsartikel hat Sie beeinflußt, Herr Oberst?" fragte Cedrik heiser. Aus jedem Wort des Vorgesetzten wehte ihm eine umpanzerte, eiskalte Zurückhaltung an, die ihn maßlos empörte, ihm aber auch gleichzeitig zeigte, daß der Boden, auf dem er bisher so siegessicher gestanden, ins Schwanken geraten war.

„Durchaus nicht, wohl aber Ihr Verhalten während der ganzen Zeit. Zweimal ließ ich Sie durch Ihren Rittmeister, Herrn von Grohnen, warnen, es führte zu keinem Resultat. Die enge Gemeinschaft mit Ihrem Vetter von Brynken ist Ihnen entschieden unheilvoll gewesen."

„Ich verstehe, Herr Oberst."

Ein wildes Feuer glomm in Cedriks Augen auf, die Lust, sich auf all und jeden zu stürzen, der es wagen würde, ihn schief anzusehen; doppelt und dreifach drückte ihn sein Unvermögen.

„Einstweilen sind Sie vom Dienst suspendiert, Herr Lieutenant von Antlau, das weitere wird sich finden. Ich danke Ihnen."

Er verbeugte sich kurz, Cedrik empfahl sich rein mechanisch, ihm war zu Mute, als hätte er eine ungeheuere bittere Pille hinunterzuwürgen, die ihm völlig den Atem nahm. Zuerst war es Zorn, der in ihm aufwallte, ohnmächtiger Zorn. Aber je weiter er in den trüben gewitterschwülen Maientag hineinging, je mehr verflog derselbe und machte einer kritischen Stimmung Platz, in der er die Dinge mit den Augen anderer zu sehen bemüht war.

Hatte der Oberst nicht am Ende recht? Hatten die Kameraden von ihrem Standpunkt aus nicht auch recht? Die Strafe für seinen Leichtsinn war zwar furchtbar, aber verdient.

Und nachdem er auf diesen Punkt gekommen war, sank alles zusammen, was er sich mühsam künstlich bis hierher aufgerichtet, er sah plötzlich, daß ihn der Abgrund verschlungen hatte.

Mit gesenktem Kopf kam er nach Hause. Er sah nicht, daß Stefanie, hinter dem Store stehend, mit brennenden Augen auf ihn herabsah.

Und sie wußte ganz deutlich, daß sie ihm nichts mehr war, niemals mehr etwas sein konnte. Was für sie der Inhalt ihres Lebens gewesen, was sie glücklich und unglücklich gemacht, dem sie alles geopfert, ihm erschien es nichts weiter als eine Episode, die er beendigte, als sie ihm unbequem wurde. Sie philosophierte nicht weiter darüber, ob sich das Unrecht an ihr strafe, das sie an Dita begangen, sie wog überhaupt nicht ab, was recht und unrecht, sie sah nur mit Grausen in eine Zukunft, die kalt und leer vor ihr lag, mochte sie sich wenden, wohin sie wollte.

War's schließlich nicht am besten zu sterben? Das Mittel hielt sie ja in Händen. Aber obgleich verlassen, verarmt und krank, bäumte sich doch der Lebenstrieb gewaltig in ihr auf, als sie diesen Gedanken fester ins Auge faßte. Das blieb ihr noch immer. Ihr rastloses Gehirn suchte und spann Pläne, während sie ganz still in dem vergoldeten Bambusstuhl saß und mit den Quasten spielte.

Sollte sie warten, bis die Gläubiger kamen und man ihr die schöne Einrichtung, das wertvolle Interieur ihres Hauses unter den Händen fortnahm? Theo hatte so viele Schulden, das wußte sie. Was wurde dann aus ihr? Alma war nach dem Süden, auf Antlaus durfte sie nicht mehr rechnen, aber vor Armut und Dürftigkeit entsetzte sie sich. Ihr fiel ein, daß man ihr vielleicht auch ihre Brillanten nehmen würde, wenn die Gläubiger nicht auf ihre Kosten kamen, das einzige, an dem sie hing, seitdem nicht mehr Simili, sondern echte Steine an ihr funkelten. Also fort. — Aber wohin?

Da fiel ihr Hamburg ein und James Krüger. Er hatte immer eine gewisse Vorliebe für sie gehabt, ihr degagiertes Wesen zog ihn an, ihre Vornehmheit imponierte ihm, vielleicht — wer weiß! —

Sie packte in der Dämmerstunde Koffer und Kisten, gab Befehl, sie ihr nachzuschicken, lohnte die Dienstboten ab. Wie ein Dieb konnte und wollte sie sich nicht davonschleichen. Freilich waren ihre Zukunftshoffnungen nur imaginär und auf Sand gebaut, aber sie gaben ihr doch die nötige Spannkraft, deren sie bedurfte. Nur als es schon ziemlich dunkel auf den Treppen geworden war, that sie noch etwas Wunderliches. Sie lief hinauf bis vor die Antlausche Wohnung, sah sich scheu links und rechts um, ob sie auch niemand sah, und dann drückte sie ihre heißen, fieberhaften Lippen auf das kalte Metall, das Cedriks Hand zuletzt berührt hatte. Sie weinte nicht dabei, aber sie nahm Abschied von dem letzten Restchen Glück, das ihr das Leben noch geschenkt hatte.

Einunddreißigstes Kapitel.

In aller Frühe am nächsten Morgen fand das Duell zwischen Birken und Hans Henning statt. Zitternd vor Angst, ein alter Mann geworden, saß derweil der Birkenwalder im Hotel. Als ihm dann sein Sohn gesund und lebendig vor Augen trat, fiel er zum ersten Mal in seinem Leben in Ohnmacht. Als er wieder zu sich kam, war seine erste besorgte Frage nach Hans Henning.

„Auch er lebt, nur ein Schuß in den Arm, der jedenfalls keine bedenklichen Folgen haben wird," hieß es.

Das wurde auch wahr. Hans Henning bestand sogar darauf, sofort nach Antlau zurückzufahren.

„Rede mir nicht zu, lieber Verny," sagte er unmutig, „was soll ich denn hier? Die Aufregung, der Ärger, der mir hier bevorstehen würde, thäte mir sicher nicht gut, denn nun müssen wir uns doch ernstlich mit Cedrik beschäftigen. Das giebt eine böse Abrechnung. Ich fürchte, wir wären zu optimistisch, glaubten wir nun alles erledigt. Mag Cedrik tausendmal jung und leichtsinnig sein, er hatte nicht das Recht, unseren guten alten Namen derartig mit Schimpf zu bedecken. Das kann ich ihm nicht verzeihen."

„Das ist ja wahr, Hans, sehr wahr, aber was soll denn nun werden?" meinte Verny unruhig. „Schließlich ist es doch am besten, Cedrik beichtet Dir aufrichtig . . ."

„Mir? Ich fürchte, das thut er nicht. Er hat in letzter Zeit absichtlich meine besten Bestrebungen verkannt, auch diesmal würde er sich auf die Hinterbeine setzen. Zwischen meinem Bruder und mir braucht es jetzt leider einen Vermittler — das verdanke ich Brynkens — und dieser Vermittler bist Du wohl am besten, Schwager."

Verny seufzte und stöhnte ein wenig. Nichts war ihm verhaßter als derartige Missionen, aber er sträubte sich nicht ernstlich, da er selber einsah, es sei das beste. Jedenfalls nahm er sich vor, Cedrik seine Meinung ganz unverhohlen zu sagen, und nachdem er den Arzt noch einmal im geheimen dringlich gefragt, ob wirklich jede Gefahr durch eine Reise ausgeschlossen sei, nachdem er Berta depeschiert und den Verwundeten sorgsam in ein Coupé erster Klasse gebracht, nahm er einen Wagen und fuhr zu Antlaus.

Er fand Dita mit verweinten Augen. Cedrik hatte gebeichtet, und sie fühlte sich nun hin und her geworfen zwischen dem innigen Mitgefühl für ihren Gatten und dem Tadel, den seine Handlungsweise verdiente. Zartfühlend wie sie war, suchte sie ihn zuerst zu trösten und aufzurichten. Was half es auch, Vergangenes beklagen. Vielleicht erwuchs ihr doch aus den Trümmern ihrer jetzigen Existenz ein neues, besseres Glück, das keine Stefanie, kein Brynken mehr erschütterte. Mit der Elastizität des liebenden Herzens verstand sie es, den Dingen, wie sie lagen, die beste Seite abzugewinnen, suchte sie den Gatten allmählich zu größerer Ruhe zu bewegen.

Bei diesem Versuch sah er sie halb erstaunt, halb mißbilligend an.

„Du scheinst mir alles doch gar zu leicht zu nehmen, Dita," sagte er endlich.

„Das thue ich gewiß nicht. Aber wenn diese Leidenszeit erst vorüber ist, Cedrik, dann sieht mich die Zukunft mit freundlichen Augen an. Es wird noch alles besser als Du jetzt denkst."

Er stützte den Kopf in die Hand. Die Zukunft! An die hatte er noch gar nicht gedacht! Welch Gesicht zeigte ihm die eigentlich? Aus dem Stande, dem er seit seiner Jugend angehörte, ausgeschieden, mit einem Fleck auf seinem Namen, den er nur schwer wieder abzuwaschen imstande sein würde, ohne irgend eine Passion, die ihn beschäftigte und zerstreute, wie er es bisher gewohnt gewesen. Gezwungen zu rechnen, sich einzuschränken, bis alle seine Verbindlichkeiten gelöscht waren — vielleicht in beschaulichem Müßiggang auf Schloß Antlau, neugierig beobachtet von den Nachbarn, beklatscht hinter seinem Rücken, war das wirklich ein Leben, das ihn auszufüllen vermochte?

Aber er hatte eine Frau zur Seite, die ihn liebte, die geduldig alles mit ihm trug, gut und zärtlich war, nur daß er bei aller Anerkenntnis ihrer Vorzüge doch nicht vollkommen ausgefüllt durch sie wurde. Es gab ja keine bessere, das sagte er sich vorwurfsvoll selbst, aber der Wechsel würde fehlen, der ihn immer so sehr gereizt hatte . . . Und dann Hans Henning! — Je tiefer er jetzt selbst gefallen war, je mehr empfand er dessen sittliche Größe, aber sie nötigte ihm nicht den Wunsch ab, ihr nachzueifern, im Gegenteil — das Gift, das er durch Brynkens Verkehr eingesogen, war nicht mehr zu entfernen, es hatte seinen ganzen inneren Menschen zersetzt und ließ ihn schaudern vor alledem, was die Seinen so hoch hielten, was ihm die Zukunft nun auch abzwingen wollte.

Vor dieser Zukunft graute ihn.

Da ließ sich Verny melden; sehr erstaunt trat ihm Cedrik entgegen.

„Du bist hier? Du kommst mich aufzusuchen? Gerade jetzt?"

„Ich komme von der Bahn — Hans Henning ist mit diesem Zug zurückgefahren, in seinem Namen besuche ich Dich."

„O wirklich? Er schickt Dich? Ich setze voraus, daß er Kenntnis von den letzten Vorfällen hat?"

„Ja gewiß. Er hat sich sogar statt Deiner mit Birken geschlagen, um der Ehre Eures Namens willen."

Cedrik stieß einen dumpfen Ton aus und wandte das Gesicht ab.

„Ist er verletzt?" fragte Dita mit zitternder Stimme.

„Nicht schwer."

„Und er kam vorher nicht selbst zu uns," klagte sie niedergedrückt, „er trägt Cedrik also den letzten Streit so schwer nach, daß er sich nicht zu einem Wiedersehen entschließen kann? Wenn er nun gefallen wäre! Sollten wir dann mit diesen Gewissensbissen weiter leben? Hans Henning ist so gut, wie konnte er das übers Herz bringen?"

„Erzähle, Botho — bitte erzähle alles und schone mich nicht," sagte Cedrik mit undeutlicher Stimme.

Berny war gern dazu bereit, kein Tüpfelchen schenkte er seinen Hörern; ja als er auf Brynken zu sprechen kam, auf den unseligen Einfluß, den dieser auf Cedrik ausgeübt, da wurde er ganz hitzig.

„Wenn ich die Canaille hier hätte," sagte er, die Faust ballend, „der sollte es gut haben! Ich bin sonst kein Raufbold, aber dem Kerl spränge ich an die Gurgel. Mein armer Hans! Mein armer Hans!"

„Und was machst Du denn mit mir?" fragte Cedrik ingrimmig. „Ich bin doch nun einmal das schwarze Schaf in der Familie. Gieb zu, daß Du auf mich nicht weniger wütend bist."

„Ich komme schon zu Dir, Brüderchen," sagte Berny, an den Fransen der Tischdecke zupfend, „aber Du bist wenigstens nicht straflos ausgegangen für Deinen Leichtsinn . . ."

„Ich meine fast, die Strafe ist zu hart," murmelte der andere zwischen den Zähnen.

„Scheint mir beinahe auch so . . ." er warf einen mitleidigen, verstohlenen Blick auf Cedriks verwüstetes Gesicht, „aber das hilft nun einmal nichts! Beichte jetzt Deine pekuniären Verlegenheiten, Hans Henning will Dir nach Kräften beistehen und — und ich schließlich auch — das ist man der Familie schuldig."

Cedrik wurde sehr blaß. „Berny," sagte er, die Hand über die Augen legend, „ich habe manchen moralischen Peitschenhieb in den letzten Tagen ausgehalten, der mich aufbäumen ließ, aber dieser zählt mit zu den empfindlichsten. Hans Henning hat sein Leben für meine Ehre eingesetzt, Ihr bietet mir Euer Vermögen, und ich — ich —"

Berny seufzte und schüttelte den Kopf.

„Wenn die Familie nicht zusammenhalten will, wer soll es dann? — Nun laß uns rechnen, mein Junge."

Und sie rechneten und rechneten, die Summen wuchsen ins Enorme, entsetzt legte Berny den Bleistift hin. „Das übersteigt am Ende doch unsere Kräfte, Cedrik. Wie ist es nur möglich . . . "

„Kennst Du nicht den gewöhnlichen Lauf der Dinge? Mit kleinen Mankos beginnt es, mit großen Summen hört es auf. Ich habe nicht so viel davon gehabt, Botho. Übrigens sind auch noch Wertobjekte da, Omar und die Restbestände meines Stalles . . ."

„Und dies hier," sagte Dita und schob eine zierliche Kassette, die ihren Schmuck barg, zwischen die Männer, „bitte nehmt auch das."

Cedrik sah zu seiner Frau auf.

„Das kann ich nicht annehmen, Dita."

Aber sie wandte sich an Botho.

„Frage ihn gar nicht, thue, was Dir recht dünkt," bat sie eindringlich, dann ging sie hinaus.

„Du hast einen Schatz an Deiner Frau, Cedrik."

Er seufzte. „Ja! Sie hätte es besser verdient. Arme Dita! Das drückt mich zu allem anderen noch besonders."

„Du wirst ihr zuliebe ein anderes Leben anfangen, Du bist ja noch so jung, Cedrik, es läßt sich vieles gut machen," tröstete Berny.

Er sprach das so leicht hin, ohne zu ahnen, wie geistig verbraucht schon sein Schwager war, wie es ihn graute bei dem Gedanken an das andere Leben.

„Glaubst Du, daß Hans Henning Dita niemals verlassen würde?" fragte Cedrik nach einer kleinen Pause des Nachdenkens. „Weißt Du, ich meine, ob sie wohl stets auf ihn zählen kann?"

„Stets."

„Ich glaube, er hat sie gern," fuhr Cedrik in eigentümlich sinnendem Ton fort, „sie passen im Charakter eigentlich vortrefflich zusammen, mit Hans wäre sie glücklicher geworden, als mit mir. Es wundert mich doch, daß er nie daran gedacht hat sie zu heiraten, als sie noch Dita Krüger war."

„Du bist ihm zuvorgekommen," bemerkte Berny, es klang fast tadelnd, „nun, und Hans ist nicht der Mann, einem anderen etwas fortzunehmen, darin kennst Du ihn doch."

Cedrik sprang auf die Füße. „Woher weißt Du das, Botho?"

„Natürlich von Berta. Frauen sind in solchen Sachen immer klüger wie wir Männer."

Er sprach dann noch lange, aber Cedrik hatte die Hand über die Augen gedeckt und verhielt sich fast völlig schweigsam, mancherlei Gedanken quälten ihn, nicht zum wenigsten der, wie viel Leid und Schmerz er, bewußt und unbewußt, seinem älteren Bruder bereitet.

Auf einmal sprang er auf. „Ich habe solche Sehnsucht nach Hans Henning, ich ertrage es fast nicht. Morgen mit dem frühesten fahre ich nach Antlau."

„Du darfst nicht heraus aus der Garnison, Du bist ja vom Dienst suspendiert, folglich . . ."

„Ach, Botho — Schwager — das ist mir jetzt ganz gleich. Nur drei Tage Urlaub muß man mir bewilligen, um meinen verwundeten Bruder zu sehen. Meine Carriere ist doch zu Ende. Überdem kann ich besser persönlich beichten, als durch eine Mittelsperson, selbst wenn Du es bist." Er drückte die Hände auf die Augen. „Ich habe Sehnsucht nach Antlau. Vielleicht, daß mir dort die Brust leichter, das Herz freier wird. Und vor allen Dingen will ich Hans die Hand dafür drücken, daß er doch in der dunkelsten Stunde meines Lebens für mich eingetreten ist." Die alte Wärme leuchtete ihm aus den Augen, Sehnsucht durchklang den Ton seiner Stimme.

„Rede mir nicht ab, Botho," bat er fast schmeichelnd. Er rief Dita und teilte ihr seinen Plan mit. Sie war sofort einverstanden, in diesem Wust von Schrecknissen hatte auch sie Sehnsucht nach Rat und Schutz, wie er ihr von Hans Henning unzertrennlich schien.

Sie reisten beide. —

Hans Henning empfing seinen Bruder weder mit Vorwürfen, noch mit Vergebung. Ruhig und kühl machte er ihm die Honneurs des Hauses wie einem Fremden. Das aber war mehr, als Cedrik ertragen konnte, er biß die Zähne zusammen.

„Willst Du mich so weiter behandeln, Hans? Ich dächte, Aussprechen wäre auf alle Fälle das Gebotene. Bin ich es nicht, der zu Dir gekommen ist?"

„So sprich," sagte Hans Henning endlich mit halberstickter Stimme, „aber wundere Dich nicht, wenn Du zu hören bekommst, was Dir nicht gefällt."

Seine geballte Hand zitterte auf der Tischplatte, sein Atem ging kurz und unruhig.

Unsicher und sprungweise begann Cedrik zu erzählen. War er sonst leicht geneigt, Welt und Menschen die Schuld an seinem Unglück zuzuschieben, vor seinem Bruder wagte er es nicht. „Ich bin leichtsinnig, thöricht, gutmütig gewesen," schloß Cedrik endlich. „Gut! Aber das, was man mir angethan, verdiene ich nicht."

Hans Henning sprang auf, der Arm in der schwarzen Binde zuckte. „O, über Dein erbärmliches Gewissen! Sind wir denn Kinder, daß wir nur für unsere Handlungen, nicht aber für deren Konsequenzen verantwortlich sein wollen? Ich warnte Dich vor Brynken, weil ich Deinen Charakter kannte, der immer leichter den Versuchungen erlag, als sie besiegte, ich bat Dich, stets eingedenk zu sein, was wir unserem Namen schuldig sind. Ich sorgte um Dich... Wie hast Du mir's gelohnt! Ein spöttisches Lächeln hattest Du für mich, und gingest Deinen Weg weiter, der nun in einem Abgrund geendet hat. Ich gab mir Rechenschaft von meinen Handlungen, um unseres Namens würdig zu bleiben, aber Du...! Du...! Was thatest Du?"

Cedrik sah zu dem Sprechenden auf, dessen mächtige Erregung ihm die Sprache raubte. Er fühlte sich gedemütigt, klein, erbärmlich ihm gegenüber.

„Und Du hast keine Entschuldigung für mich?"

„Du fragst?" sagte er mit finster gefalteter Stirn, „Du wagst es noch danach zu fragen? Willig wäre ich in den Tod gegangen, hätte ich dadurch die Schmach sühnen können, die Du unserem Namen zugefügt Aber dieser Makel läßt sich nur abwaschen, wenn..."

Er hielt plötzlich inne, ein Schauer ging durch seinen Leib.

„Wenn..." wiederholte Cedrik bleich mit glühenden Augen und stockendem Atem. Etwas vornüber gebeugt saß er seinem Bruder gegenüber und starrte ihn an, als dränge er bis auf den Grund seiner Seele.

Aber Hans Henning hatte sich gefaßt. Weit ruhiger wie vorhin fuhr er fort: „Was seid Ihr überhaupt für Menschen! Nach allem streckt Ihr gierig die Hände aus, was Euch nur einen Augenblick reizt; Moral ist Euch ein veralteter, lächerlicher Begriff, und Eure Ehre dehnt Ihr so lange nach Gefallen, bis sie endlich reißt. Dann wundert Ihr Euch und klagt das Schicksal an. Aber nicht das ist schuld, Ihr selbst! Ihr von innen heraus durch Leichtsinn angefressenes, durch Frivolität vermorschtes, Euch — tadellose Lebemänner — nennendes Geschlecht, dem nichts heilig ist, weder ein Gefühl noch ein Begriff, nichts, als das liebe Ich."

„Hans!" rief Cedrik und richtete seine zusammengesunkene Gestalt etwas höher auf. „Hast Du ein Recht, so zu mir zu sprechen?"

„Ja, das habe ich! Ich bin Dein Bruder und habe unter den Folgen Deines gedankenlosen Leichtsinns mitzuleiden, mehr vielleicht wie Du!"

„Mehr wie ich?" rief Cedrik wild. Sein blasses Gesicht zuckte, seine Augen funkelten. „Weißt Du das? Bist Du so ganz sicher, daß Du nicht grausamer gegen mich bist, als ich es verdiene? Was siehst Du in mir?"

„Einen ehr- und charakterlosen Menschen," sagte Hans Henning hart.

„Hans!" schrie er auf. „Hans!! Hüte Dich, daß ich nicht vergesse, daß Du mein Bruder bist."

Seine elastische Gestalt streckte sich, jede Fiber an ihm zuckte. Dann plötzlich sank er wieder in sich zusammen. „Ich denke, Du hast Dir jetzt alles von der Seele gesprochen, was Du mir zu sagen hattest," sagte er plötzlich ganz ruhig. „Und ich bin nicht hergekommen, mich mit Dir zu streiten, sondern um mich zu versöhnen. Was denkst Du, daß nun aus mir werden soll?"

Hans Hennings Lippen zuckten. „Ich weiß es nicht."

„Für die Gesellschaft bin ich tot. Bleibt mir nur noch Antlau. Ich könnte die Landwirtschaft bei Dir lernen und als Inspektor bleiben, meinst Du nicht, Hans?"

„Weshalb denn gerade Inspektor? Es wird ja vielleicht noch so viel bleiben nach Regulierung Deiner Verhältnisse, um dann selbständig etwas zu unternehmen."

„Richtig, ich vergaß... Aber auch Du hättest ja unter meinem moralischen Tod mitzuleiden; so lange ich bei Dir wäre, würden Dich die Nachbarn kaum mehr kennen —"

Hans Henning blickte betroffen auf. „Laß all die Bitterkeiten, Cedrik, noch ist ja über Deine Zukunft nicht entschieden. Warten wir den Spruch des Ehrengerichtes ab; vielleicht kannst Du wieder eintreten, und so noch alles besser werden, als Du jetzt denkst."

„Niemals, Hans, das vermöchte ich denn doch nicht... O! Nein, nein, laß mich nur erst über meinen Sturz ganz schleierlos klar sehen, das thut in allen Dingen gut."

Hans Henning überflog die Gestalt seines Bruders, so gebrochen und gealtert, und plötzlich wallte all die so lange zurückgedämmte Zärtlichkeit wieder in ihm auf. „Du bist noch so jung, Cedrik," sagte er tröstend. „Man überwindet im Leben viel."

Der Jüngere nickte und stand auf.

„Nur Geduld und Mut und Selbstverleugnung," tröstete er weiter. Seine Augen sprachen deutlicher als sein Mund von all der tiefinnerlichen Zärtlichkeit, die er immer noch für seinen Bruder hegte. Ob es dieser empfand? Auf einmal fühlte sich Hans Henning umschlungen, Cedriks lockiger Kopf lag auf seiner Schulter, ein thränenloses Schluchzen erschütterte seinen Körper.

„Mut!" flüsterte Hans Henning leise, „Mut!" Und er drückte ihn an sich. —

„Was Du doch für ein Wundermensch bist," sagte Dita ein paar Stunden später mit hellen Augen zu ihrem Schwager. „Cedrik ist ein ganz anderer geworden, seit er sich mit Dir ausgesprochen hat.

Er fängt an, die Welt mit Deinen Augen anzusehen, Hans. Ach, hilf ihm nur recht! Ich bin so überglücklich."

Es schien wirklich, als habe die Antlauer Luft etwas Heilkräftiges für Cedrik Seine Augen leuchteten heller, wenn auch der alte sonnige Schein daraus verschwunden war, die schlanke Gestalt reckte sich kräftiger in die Höhe, als sei sie eine lange, nur noch mühsam getragene Last los. Er war zärtlicher zu Dita wie je, scherzte mit Genia und hatte für Hans Henning immer ein heiteres Wort. Dieser begriff ihn nicht. Ein Mensch, der so zerschmettert am Boden liegen mußte, und doch mit keinem Wort der dunklen Vergangenheit, der fast ebenso dunklen Zukunft erwähnte, erschien ihm von tadelnswertem Leichtsinn, und er gestand sich seufzend, daß sein Bruder niemals ein anderer werden würde. Diese Gleichgültigkeit gegen das Gewesene und Kommende ergrimmte ihn sogar im stillen, und er suchte Gelegenheit, das einmal seinem Bruder offen auszusprechen.

Diese fand sich, als Cedrik einen Tag später im Jagdzimmer ein Gewehr putzte, das er am nächsten dem vorletzten Tage seines Urlaubs mit sich nehmen wollte, wenn er früh auf die Birsch ging.

„Daß Du Gedanken und Lust zu solchen Dingen hast, trotzdem in Deiner Angelegenheit noch nichts entschieden ist, wundert mich wirklich," sagte er mit leisem Vorwurf im Ton.

Cedrik hob den lockigen Kopf, den er tief auf den Lauf herabgeneigt hatte und sah seinen Bruder an.

„Alter Hans, gönne mir dies Ausruhen! — Mir ist zu Mute wie einem Menschen, dem noch eine kurze Gnadenfrist gewährt ist, und der sie auskosten müßte bis zum letzten. Was auch kommen mag, Du wirst mich nachher gerüstet finden. Aber ich habe Sehnsucht nach den Antlauschen Wäldern, und morgen mit dem frühsten will ich hinaus."

„Soll ich Dich begleiten?"

„Nein, das thue nicht. Es soll mein letzter Ausflug sein. Wenn ich heimkomme magst Du über mich entscheiden, was weiter werden soll; ich verspreche Dir, mich widerstandslos zu fügen, was Du auch über mich verhängst. Aber Abschied will ich noch nehmen von all meinen Jugenderinnerungen, ehe ich von meinem jetzigen Leben scheide. Ich verspreche Dir's, Du sollst zufrieden mit mir sein, noch weiß ich es, was ich uns schuldig bin."

Und er streckte ihm mit dem alten unwiderstehlichen Lächeln die Hand entgegen. Hans Henning nahm sie und schüttelte sie, aber der Rest von Mißbehagen in seinem Herzen wollte nicht weichen.

Er sprach auch ganz ehrlich darüber zu Dita.

„Wir haben ihn verzogen, Du nicht weniger wie wir alle, seines hübschen Äußern, seines hellen, leichtherzigen Wesens halber. Aber ich fürchte, liebe Dita, seinem leichtsinnigen, etwas oberflächlichem Charakter ist dadurch nur Vorschub geleistet."

„O Hans, zuviel Liebe kann niemals herabziehend auf einen Menschen wirken. Ich gebe es gern zu, daß mir Cedrik alles ist. Die Schmerzen, die ich um ihn gelitten, haben mich nicht von ihm entfernt. Im Gegenteil. Ich bin bereit, alles mit ihm zu teilen, alles mit ihm zu leiden. Ich bin schwach für ihn, das weiß ich wohl, aber — ich liebe ihn eben."

Sie beugte sich zu Genia herab und streichelte ihr blondes Köpfchen, Hans Henning sah stumm auf die Gruppe, ihm war weh, fast etwas neidisch zu Mut.

Dita blickte plötzlich auf. „Cedrik ist eben leicht zu beeinflussen, merkst Du denn nicht, wie er hier ein ganz anderer geworden ist? Du hattest unrecht, Hans, Dich so ganz von uns zurückzuziehen, es wäre sicher nie so weit gekommen. Du siehst es jetzt."

„Und die nächste Welle hätte ihn doch wieder in ein anderes Fahrwasser geworfen und meinen Einfluß aufgehoben. Ich fürchte sehr, Dita, Menschen wie Cedrik sind unverbesserlich."

„Du bist hart," sagte sie traurig, weil sie ihm nicht zugestehen mochte, daß sie dasselbe fürchtete.

Von weitem ging Cedrik vorüber. Er sah die Gruppe auf der Terrasse, das Kind, das sich zwischen sie schmiegte, und für einen Augenblick zuckte es wie ein bitterer Schmerz über sein Gesicht. —

Als sie sich am Abend trennten, schüttelte Cedrik die Hand seines Bruders lange — länger wie sonst. „Lebewohl, alter Hans," sagte er fast heiter. „Habt keine Sorge um mich, wenn ich etwa später komme, ich bleibe dann beim Förster in Mittweiden; lebewohl!"

Auch gegen seine Frau war er sanft und zärtlich; und dann lag er die ganze Nacht mit offenen Augen und starrte in das Dunkel.

Endlich draußen der erste verschlafene Vogelruf. Leise erhob er sich und kleidete sich an. Dita erwachte.

„Du gehst?" fragte sie noch halb im Traum.

Statt aller Antwort kniete er vor ihrem Bett nieder und küßte ihre Hände.

„Behalte mich in gutem Andenken, Maus," sagte er im Flüsterton.

Dann war er fort. — Einem plötzlichen Schreck nachgebend, richtete sie sich auf und rief seinen Namen. Aber er kam nicht mehr.

Draußen dämmerte es bereits, als er, die Büchse auf der Schulter, den Garten durchschritt. Er sah sich noch einmal um. Das alte Schloß lag grau und gewaltig in dem Grün ringsum, als wäre es für die Ewigkeit gefügt. Das fahle Dämmerlicht kroch an den Wänden entlang und ließ es noch gewaltiger erscheinen. In den Bäumen des Parks rauschte der Morgenwind. Cedrik legte die Hand über die Augen und schritt eilig weiter dem Walde zu.

Noch einmal zog sein ganzes vergangenes Leben an seiner Erinnerung vorüber. Es war reich an Freuden, Abwechslung und Aufregung gewesen. Den prickelnden Schaum des Daseins hatte er in langen Zügen geschlürft, was nun kam, war schal, der Bodensatz trübe. Es schadete nichts, wenn er ihn ausgoß. Er dachte an seine Jugend — immer war er der Liebling seiner Eltern, der Abgott seiner Geschwister gewesen. Zuweilen hatte er darauf gepocht in kindischem Übermut. Aber alles, was von außen kraftvoll an ihn herantrat, gewann unabweisliche Macht über ihn.

Er kannte diese Charakterschwäche an sich sehr genau, wenn er sie auch stets ungern nur Wort hatte. Durch sie war es Theo gelungen, sich so ganz seiner zu bemächtigen, Stefanie sich zwischen ihn und seine Frau zu drängen, obgleich er fühlte, Dita war besser, edler wie sie; aber ihr fehlte die Kraft, sich ihn zu eigen zu machen, sie verstand es nicht, an diejenigen seiner Instinkte zu appellieren, auf die er reagierte, darum ließ sie ihn auch kühl und blieb ohne nachhaltigen Einfluß auf ihn. Daran waren sie beide unschuldig.

„Hans Henning hätte das Glück mit ihr gefunden," dachte er seufzend, „und er wird es vielleicht noch, wenn ich nicht mehr bin . . ." Dann dachte er an Stefanie. „Sie hat mich geliebt . . ." Er brach einen knospenden Zweig, blickte lange darauf nieder und warf ihn dann weg. „Ich habe es ihr schlecht gelohnt — sie wird mich hassen und mich vergessen. — Aber schön war es doch — die Jugendzeit war es." — Und er lächelte leise.

Am schlimmsten hatte er, außer an sich, an Hans Henning gesündigt. Wie hoch der seinen Namen hielt, und er hatte ihn in den Schmutz gezogen, die tadellosen Traditionen seiner Vorfahren zertrümmert — Hans hatte recht, wenn er im Herzen unversöhnlich blieb. —

Und nun dachte er auch an sich selber. — Mit welchen Hoffnungen und Illusionen, mit welchem gewaltigen Stolz auf sich war er ins Leben gezogen! Alles tot, alles zertrümmert! Seine äußere Ehre hatte er verloren, seine innere nicht minder — alles, an was er sich sonst noch zu klammern versuchen würde, brach ihm morsch unter den Händen. Die Zukunft schreckte ihn furchtbar. — Umkehren, und nun ein solches Leben führen, wie man es von ihm erwartete, flößte ihm ein Grauen ein. Rehabilitieren würde er sich trotzdem nicht — das Gespenst des Geschehenen würde mit ihm gehen, tausend Opfer von ihm heischen und dennoch nicht sterben.

Es schüttelte ihn, sobald er nur an die Zukunft dachte.

In Gedanken verloren, die alle nur einem Punkt zustrebten, hatte er auf den Weg nicht acht. Plötzlich glitt er aus und fiel auf dem schlüpfrigen, mit vermoderten Blättern des letzten Sommers bedeckten Grabenrand zu Boden.

Als er sich halb erhob und nach der Ursache seines Falles spähte, sah er den glitschigen Streifen, den das Ausgleiten seines Fußes veranlaßt hatte. Er starrte darauf nieder als könne er seine Blicke nicht davon losreißen — immer — immer wieder. —

Dann nahm er sein Gewehr ab und legte es neben sich; als er sich lang ausstreckte, berührte der glatte, blanke, kalte Lauf sein Kinn. —

Um ihn war es lebendig geworden. Amseln, Finken, Meisen flöteten ihre Liebeslieder; an dem hellen blauen Himmel segelten kleine weiße Wölkchen, schräg drangen die Sonnenstrahlen durch das maigrüne, maifrische Laub.

* * *

„Ich weiß nicht, daß Cedrik gar nicht nach Hause kommt," sagte Dita zu Hans Henning.

Sie war schon den ganzen Tag unruhig gewesen, es lag ihr so schwer auf dem Herzen, weder Genias Geplauder noch der herrliche Frühlingstag konnten sie zerstreuen.

„Wenn er heut nicht kommt, dann morgen; er hat mir gesagt, wir sollten uns seinetwegen nicht beunruhigen," beschwichtigte er sie.

Aber sie seufzte nur und blieb zerstreut und bedrückt. Sie versuchte sich klar zu machen, daß sie in den Antlauer Forsten nichts für ihren Mann zu fürchten habe, aber es half nichts.

So kam der Abend. Der Himmel hatte sich mit weißgrauen Gewitterwolken bedeckt, drückende Schwüle brütete auf der einschlafenden Natur. Sie saßen zu dreien auf der Veranda, das Kind an Dita geschmiegt, die ängstlich das Wetterleuchten beobachtete. Plötzlich fuhr sie auf.

„Horch, Hans, hörtest Du nichts?"

„Was denn?" fragte er erschrocken, denn Ditas Unruhe hatte sich ihm mitgeteilt, und Eiseskälte rann ihm plötzlich trotz der Hitze durch Mark und Bein.

Von der weiten Halle her drang der Schall gedämpfter Fußtritte, das Murmeln halbunterdrückter Stimmen. Es lag etwas eigentümlich Unheimliches in diesem Geräusch. Nun kamen eilige Schritte nach der Terrasse, Hans Henning sprang auf.

Da stand sein alter Diener auf der Schwelle, bestürzt, totenbleich, unfähig zu sprechen, dicke Thränen in den Augen.

Dita wußte alles. Sie wollte schreien — davonstürzen — es gelang ihr nicht. Langsam und schwerfällig, als habe sie Blei an den Sohlen, schlich sie vorwärts in die Halle.

Und da lag auf einer Bahre von grünen Zweigen Cedrik von Antlau, ihr Gatte, lang ausgestreckt, blaß und friedlich lächelnd — tot! —

Sie blieb ganz still stehen und sah ihn an — wie aus weiter Ferne drangen die Worte des Försters an ihr Ohr, sie faßte auch deren Sinn, aber so eigentümlich — so gestaltlos.

„Wir fanden ihn vor knapp einer halben Stunde im Walde, gnädiger Herr," sagte er. „Er muß ausgeglitten sein — man konnte die Fußspur deutlich sehen — und dabei das Gewehr vor sich gehalten haben, denn die Kugel ist durch das Kinn in den Kopf gegangen. Ein schreckliches Unglück."

Dann sprach Hans Henning — irgendwo weinte Genia — Dita wollte sprechen — aufschreien — sie konnte nichts — wie Lähmung lag es auf ihr — und ihr Herz so starr, ihr Blut so eisig. — Mit einem dumpfen Schlag stürzte sie auf den Fliesen der Halle zu Boden.

* * *

In schweren Fieberträumen raste Dita, als man ihren geliebten Gatten feierlich begrub.

„Ein Unglück!" hieß es überall. Nur wer genauer unterrichtet war und weiter sah, dachte sich

sein Teil, aber niemand sprach davon, man ließ den Toten in Ehren und Frieden ruhen.

„War ich zu hart mit ihm?“ fragte sich Hans Henning in schweren, vorwurfsvollen Stunden, „habe ich ihn zu diesem Letzten veranlaßt?“ Er kam über ihre letzte Unterredung nicht hinweg, und doch war er sich bewußt, nur nach Recht und Pflicht gehandelt zu haben.

Berny, der ahnte, was in der Brust des Schloßherrn vor sich ging, trat nach dem Begräbnis zu ihm heran.

„Es war das Beste so,“ sagte er flüsternd, und wischte sich die feuchten Augen. „Nun haben wir unsern alten Cedrik wieder.“

Dasselbe sagte der Birkenwalder und dasselbe sagte sich Hans Henning auch, aber der Stachel blieb trotzdem.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Auf der Terrasse von Schloß Antlau sitzen, wie an jenem Unglücksnachmittag wieder drei Personen, Hans Henning, Dita und Genia, aber es ist Herbst, ein und ein halbes Jahr seit Cedriks Tode vergangen. Die Zeit lindert jeden Schmerz, auch Dita ist ruhiger geworden, obgleich sie noch immer in tiefer Trauer ist. Sie hält einen Brief in Händen und blickt unschlüssig auf ihren Schwager.

„Geh spielen, Genia,“ sagt Hans Henning in seiner gütigen Art zu dem Kinde, das sich unter Ditas Pflege geistig ebensosehr wie körperlich entwickelt hat und das sofort gehorcht, dann fährt er fort: „Du weißt, daß Du mir alles sagen kannst, Dita.“

Ohne weitere Antwort schlägt sie den Brief auseinander. „Er ist von Tante Auguste. Darf ich ihn Dir vorlesen?“

Hamburg den 16. Sept. 18..

„Meine liebe Dita!

Es ist lange Zeit vergangen, seitdem ich etwas von Dir gehört habe, seit dem unglücklichen Tode Deines Mannes. Aber jetzt muß ich Dir einmal Nachricht von uns geben. Ach, Dita — wärst Du doch meinen Bitten und Ratschlägen gefolgt! Diese schreckliche Heirat war Dein — unser aller Unglück!“ —

Sie ließ den Brief sinken und sah Hans Henning an. „Damit hat sie nicht recht,“ sagte sie mit voller Entschiedenheit. „Ich habe Cedrik namenlos geliebt, mehr wie ich sagen kann. Alles Licht, alle Wärme meines einsamen Lebens ist mir von ihm gekommen, das zu vergessen habe ich kein Recht. Aber nachgedacht habe ich in letzter Zeit, seitdem ich ruhiger geworden bin, oft und lange, was denn eigentlich zu einer absolut glücklichen Ehe notwendig ist, und habe es doch nicht recht begriffen. Liebe allein thut es nicht, wenigstens nicht einseitige, obgleich sie selbst den Schmerz um den andern noch vergoldet. Auch nicht die Übereinstimmung der Charaktere. Stefanie sagte: Einer frißt stets den andern auf, die Individualität des Schwächern geht zu Grunde. Wie hart dieser Kampf der Geschlechter geführt wird, wie ernst er ist, das habe ich an Grohnens deutlich genug gesehen. Auch Stefanie ist unter der eisernen Faust ihres Gatten zu dem geworden, was sie war.“

Sie schwieg nachdenklich und sah in den herbstlichen Park hinaus.

„Und Ihr?“ fragte Hans Henning nach einer Pause.

„Wir waren beide Charaktere, die einander nicht überlegen waren, keiner gewann dadurch einen herrschenden Einfluß. Ein wenig mehr Kraft meinerseits, und ich hätte Cedrik zum Guten beeinflußt, wie es nun Brynkens zum Schlechten thaten. Aber die Kraft fehlte mir, Du darfst mir keinen Vorwurf daraus machen, ich bin ja auch nur ein Weib, ich suchte einen Herrn.“

Er sah in ihr blasses, trotzdem noch unverändert liebliches Gesicht. „Eine glückliche Ehe will eben geschaffen werden, in einer Vereinigung zu gemeinschaftlichem auf das Gute gerichtetem Streben. Zu dieser Gemeinschaft aber gehört innere Ebenbürtigkeit. Was Eheleute aneinander werden, das gründet allein das Glück der Ehe. Sieh Dir Bernys an; da ist nicht von Herrschen und Bilden die Rede, nur von gemeinsamem Denken, Fühlen und Wollen. Du, Dita, hättest das größte Glück für jemand sein können, der Dich verstand, aber Cedrik war Dir nicht ebenbürtig, deshalb liebtest Du ihn zwar, aber er füllte Dich nicht aus, das wußte ich schon bei Eurer Verlobung.“

„Und warum sprachst Du damals nicht?“

„Du hättest mir doch nicht geglaubt,“ antwortete er mit leichtem Lächeln, „und außerdem — es gab so manches, was mir den Mund schloß.“

Sie errötete leicht und lehnte sich in den Stuhl zurück, ihre Augen suchten Genia, die mit einem bunten Reifen durch die Gartengänge tollte.

„Das Bild, das ich mir vor Jahren von meiner Zukunft gemacht, hat sich nun doch noch erfüllt. Ein Kind sollte mein Leben ausfüllen, weißt Du es noch, Hans?“ Sie wies auf Genia. „Dort ist es, und mit ihm eine Menge mir teuer gewordener Pflichten. Ich kann nicht unglücklich sein, denn ich habe sie und Dich — einen Bruder!“

Er nahm die Hand, die sie ihm reichte, und küßte sie herzlich. „So soll es in alle Zukunft bleiben. Aber Du vergißt den Brief.“

„Ach ja!“ sagte sie lächelnd und las weiter:

„Daß Frau von Brynken zu uns kam, nachdem ihr Mann sie verlassen, weißt Du wohl. James gefiel sie doch schon immer, obgleich ich nicht recht begreife, was er an ihr hat, denn morgens, ehe sie sich angezogen hat, sieht sie geradezu abscheulich aus. Und dann diese unglaubliche Magerkeit. Na, kurz und gut, sie spielte hier im Hause bald die Herrin, und mein lieber Sohn tanzte gehorsam nach ihrer Pfeife. Als die Todesnachricht Deines Mannes kam, verfiel sie allerdings in Tobsucht, so daß wir sie in eine Anstalt bringen mußten. Denke Dir nur, sie ist Morphinistin — mich

schaudert es, da ich das Wort schreibe. Nach einem Vierteljahr aber ging das alte Leben von neuem an. Ich glaube wahrhaftig, sie hätte meinen Sohn noch dazu gebracht, sie zu heiraten, und ich gestehe offen, ich zitterte davor. Die Möglichkeit ist nun, Gott sei Dank, für immer ausgeschlossen. Vor drei Tagen mußten wir sie wieder in eine Anstalt bringen, und es ist jede Hoffnung auf Wiederherstellung vorbei, sie geht ihrem Ende entgegen. Bitte, halte mich nicht für herzlos, daß ich mich darüber nicht grämen kann. Bis jetzt hatte mir James verboten, Dir ein Wort über Stefanie mitzuteilen, heute aber, als er mit der Nachricht nach Hause kam, sagte er: ‚Mutter, schreibe an Dita, und was ich Dir über Frau von Brynkens Zustand gesagt habe; es wird sie doch vielleicht interessieren . . .‘“

„Arme Stefanie,“ sagte Dita mit einem Seufzer und legte den Brief fort, „glaubst Du, Hans, daß sie mich noch einmal sehen möchte?“

„Nein, nein! Solche Kranken haben das Bedürfnis dazu nicht. Und dann, Dita — sie hat Dir doch sehr wehe gethan — einmal.“

„Ja, gewiß. Aber sieh, auch sie hat Cedrik geliebt, freilich in ihrer Weise, aber nicht weniger stark wie ich. So lange er lebte, hätte mich dies Bewußtsein fern von ihr gehalten, nun er tot ist, führt es mich ihr näher. Ich möchte so gern etwas für sie thun.“

Thränen rollten über ihre Wangen, sie schluchzte leise.

Da drängte sich Genia an ihre Kniee. „Tante,“ sagte sie, mit ihren großen offnen Kinderaugen zu ihr empor sehend, „weine nicht. Genia hat Dich so — so sehr lieb.“

Hans Henning blickte auf die zärtliche Gruppe vor sich. Sein Herz war ruhig geworden, aber dankbar für das unerwartete Glück, das ihm das Leben noch gespendet.

* * *

Illinois-Staatszeitung. Januar 18 . .

Heute vormittag fand unter gewaltigem Zulauf die Trauung der reichen Miß Maud Wilson mit dem bekannten und bewunderten Schulreiter des Cirkus Galuschi, Mr. Theodor von Brynken, in der Maidenchurch statt. Das sensationelle Ereignis, das diesem Abschluß voranging, beschäftigte seiner Zeit alle Blätter, nämlich, daß Mr. Brynken auf dem Rücken seines Pferdes die junge Dame aus dem brennenden Cirkus rettete und mit ihr auf diese Weise das Freie gewann. Zum Dank belohnte sie ihn mit ihrer Hand.

E n d e.

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Ruhe.

Was zittert nach den Leidensstürmen
Im Ruhesäuseln durch die Luft?
Trägt sie den Hauch der Friedensblüte
Zu mir und ihren süßen Duft?
Und neuer Hoffnung frischen Atem?
Und meines Gottes Treueschwur?
Verwandelt sie das Todesseufzen
Zum Lebenslächeln der Natur?
Bebt sie vom Gruß todstarker Minne,
Die still von Traum und Hoffnung schied?
Wiegt sich in ihr erinnrungsmächtig
Ein halb vergessnes Kinderlied?
Erbebt sie, da sie schnell durchschneidet
Mit sehnsuchtsvollem Flügelpaar,
Mit leisem, geisterhaftem Rauschen
Der Seele nimmermüder Aar? —
Ich weiß nicht, was der Lüfte Welle
Im Ruhesäuseln zu mir trägt;
Ich fühle nur, wie sanft und leise
Das heiße Herz jetzt in mir schlägt.

Edith Hall.

— — — —

Kein nationaler Ausverkauf.

Von **Karl Pröll.**

(Fortsetzung.)

Jede Gesellschaftsreform, welche der nationalen Grundlage entbehrt, ist hinfällig, weil sie abhängig wird von Gewalten, welche des Volkes ureigener Geist nicht mehr beherrschen kann. Der Arbeiter fremden Stammes kann nichts anderes wünschen, als daß die in seine Hände gegebene Produktion des eigenen Landes jene der anderen Länder so weit überflügele als möglich. Damit würden aber dem Proletarier der unterliegenden Industrie Nahrungsquellen entzogen, da diese keineswegs einer unendlichen Steigerung fähig sind. Man lasse sich nicht täuschen durch die über das Einzelband hinausreichende Solidarität gewisser Berufsgruppen von Arbeitern bei Streik-Kriegen mit dem Kapital, die mehrfach in Erscheinung getreten ist. Bei solchen Klassenangriffen sind Allianzen ebenso nützlich, wie bei Staatshändeln Koalitionen gegen einen besonders gefährlichen Feind. Ist jedoch das Ziel erreicht, dann strebt jeder Koalierte wieder nur seinen eigenen Vorteil an, unbekümmert um den Verbündeten von gestern. Die Beweise, daß diesem Gesetze des Egoismus auch die Arbeiterbewegungen folgen, werden sich häufen, je mehr das Kapital in ungünstige Vertheidigungsstellungen zurückgedrängt wird.

Der „Erwerbsmaterialismus“, ob er von Unternehmern

oder Arbeitern zur Richtschnur genommen wird, ist allein nimmer imstande, das „Problem der sozialen Gerechtigkeit“ zu lösen. Dazu gehört auch ein dem Herzen entstammender Idealismus, welcher gerade in deutschen Arbeiterkreisen noch am ehesten eine Zufluchtsstätte findet und sein Antlitz nur verbirgt, weil die Parteitaktik sich harte Kämpfer erziehen will. Und dieser verfehlte Idealismus bringt deutsche Heimatsluft mit sich, ist von dem noch nicht völlig vertrockneten Tau nationalen Stillempfindens erfrischt. In den wachen Traum von der „Solidarität der arbeitenden Menschheit“ stiehlt sich unbewußt die Hoffnung hinein, daß „einst am deutschen Wesen — wird die ganze Welt genesen“. Gelingt es uns, diesen Traum den deutschen Arbeitern richtig auszulegen, zu zeigen, daß diese seltsame Neidsehnsucht verschieden sei von der Denkart jener Arbeiter, welche sich im „unternehmerlosen Wettbewerb“ auch nur das größte Stück Brot erringen wollen: dann werden sie den neuen und richtigen Weg der „national-sozialen Reform“ beschreiten. Diese geistigen Auswanderer des deutschen Volkes kehren sicherlich einmal zur alten Heimstätte zurück. Die Zuversicht erfüllt uns.

Allein damit dies überhaupt möglich werde, muß vorher unser erlahmter „nationaler Idealismus“ wiederum neue Spannkraft gewinnen. Wie soll der bei rauschenden Festen eitel genannte Brudersinn der Deutschen dem auf sein festes Klassengefüge pochenden Arbeiter imponieren, wenn er erfährt, daß diese Sorte Brudersinn sich durch Opferkargheit auszuzeichnen pflegt. Er, der arme Proletarier, giebt seine schwer ersparten Groschen willig für wirkliche oder eingebildete Parteiinteressen hin, ohne zu zaudern und zu klügeln. Die begüterten Volksklassen, welche sich ihres Deutschtums zu rühmen pflegen, haben für dieses gewöhnlich nur Worte, nichts als Worte übrig. In der weltgeschichtlichen Ökonomie welche die menschlichen Leidenschaften nicht übersehen darf, die aber ihre Rechnung mit entschiedenen Charakteren macht, finden willensunfruchtbare Zeitalter keine Berücksichtigung. Heranwachsen muß eine Generation, welche zahlungsfähige Charaktere fordert, nicht nur solche, die von einer großen Vergangenheit borgen.

Wer täuscht sich gegenwärtig noch über den nationalen Stillstand des deutschen Bürgertumes? Vor kurzem wurde der siebzigste Geburtstag eines reichsdeutschen Politikers gefeiert, der das Gedankenbild unseres jetzigen deutschen Staatswesens im Kopfe und im Herzen trug und selbstlos an dessen Verwirklichung arbeitete. Aber so sehr wir deshalb Rudolf von Bennigsen preisen dürfen, so befremdet uns doch bei dem Rückblick auf dessen verdienstvolles Wirken die Thatsache, daß der einstige Schöpfer des „National-Vereins“ sich ferne gehalten hat von jenen nationalen Schutzgenossenschaften, welche dem auswärtigen Deutschtum in Not und Gefahr beispringen wollen. Ein Bennigsen hätte an die Spitze des „Allgemeinen deutschen Schulvereins“ gehört, hätte er sich selbst und seine natürliche Mission richtig verstanden. Er hätte es sehen müssen, daß gerade infolge der Siege von 1870 und 1871 die Deutschen in Österreich und Rußland in eine Lage gerieten, in der sie mit Max von Schenkendorf ausrufen können: „Sie tragen uns die Ketten — auf offener Straße her“.

Das ist eine schlechte Wacht für das Deutschtum, welche die deutschen Vorposten niedermetzeln läßt und ruhig im Zelte abwartet, ob die Slaven auch bis dahin vorzudringen wagen. Ganz anders lautet das nationale Vermächtnis der Männer aus der Epoche, in welcher die Zwingherrschaft des ersten Napoleon abgeschüttelt wurde. Derselbe gemütsbegnadete Max von Schenkendorf sprach es aus: „Man soll das ganze Reich der Freien — zum Denkmal deutscher Helden weihen“. Es ist merkwürdig, wie jener an Übersättigung grenzende „Mäßigkeits-Terrorismus“, der sich nicht an fremdem Gute vergreifen, sondern sogar uraltes deutsches Erbe dem waghalsigen Einbrecher überlassen will, auch den national empfindenden Bennigsen in seinen Bannkreis gezogen hat. Alle anderen Nationen gehen, offen oder versteckt, zu Eroberungen vor, bald in blinder Angriffswut, bald langsam und zähe. Die Sozialdemokratie versucht mit Glück und Geschick, sich einen neuen Völker-Urbrei zu schaffen.

Bei diesem Wetteifer der Begehrlichkeit sieht nur der Deutsche ruhig und gelassen zu, wie er um seinen gesetzmäßigen, historisch gerechtfertigten, kulturverbrieften Anteil gebracht wird. Die Beispiele der anderen wirken nicht auf uns ein, die Zukunftssorge schläft, die nationalen Waffen verrosten. Wir behaupten, uns zu sammeln, indem wir verschleudern. Auch die Pflicht der Selbsterhaltung geht im Parteiengezänke und in der Interessen-Übervorteilung unter. Und während das deutsche Bürgertum, von dumpfer Angst gelähmt, ratlos die Ausbreitung der Sozialdemokratie beobachtet, vergißt es völlig, daß die sozialdemokratische Agitation desto weniger Boden gewinnen wird, je entschiedener und zielbewußter wir national handeln. Der Ausverkauf des heutigen Gesellschaftssystems kann nur vor sich gehen, wenn man den Mammonismus, den politischen Materialismus die vorhandenen Mißbräuche steigern läßt und wenn unser Bürgertum nationalen Bankerott erklärt. Die Vaterlandsmüdigkeit bringet Ihr heim — Soll sprossen daraus der Zukunft Keim?

Nein, die großen Nationsinteressen müssen die kleinen Tagesinteressen sieghaft überwinden, wenn das Stichwort der Zeitgeschichte vom deutschen Volke nicht überhört wird. Was soll uns eine Nation mit einem Tropfsteingehirn, in dem sich alle guten und trüben Erfahrungen wie Kalksinter absetzen und zu vieldeutigen, zwecklosen Gebilden erstarren? Die nationale Bewegung kann, je nach den Umständen, ein oberirdischer oder unterirdischer Strom sein, aber sie soll nicht zertröpfeln und träge erkalten. Wenn aber das heutige Geschlecht schon für die großen nationalen Aufgaben verbraucht ist, verbraucht durch eigene Schuld: dann wird sich unsere Hoffnung auf das kommende ausdehnen müssen. In unserem kleinen Vorgeschichtchen veranschaulichten uns die Kinder der bankerott gewordenen Familie die unbefleckte nationale Weltordnung, welche wir aufrechterhalten wollen. Diese Kinder dürfen nicht in den bereits gefährlich näher-gerückten nationalen Ausverkauf einbezogen werden. Unsere letzte Rettung bleibt es, sie im echt vaterländischen Geiste zu erziehen. Noch mehr, mit ihrer Entwicklung ist die Sehnsucht verknüpft, daß die „Nation der Halben“ von der „Nation der Ganzen“ abgelöst werde, daß Vaterland und Nation wieder zu einem Thatbegriff zusammenschmelzen. Erzieht uns deutsche Kinder, und das Deutschtum ist unverloren!

Allein auch unsere Volkserziehung hat es erst zur Duldung des nationalen Gedankens und nicht dazu gebracht, ihn als ehernes Pflichtgebot in die jungen Seelen einzugießen. Die Schule lehrt sie die Deutschen im deutschen Reiche kennen, nicht die ganze Fülle und Kraft und Verbreitung unseres Volkes. Sie gewöhnt daran, die ab-

gesprengten Bruchteile der deutschen Nation, welche unter fremder Herrschaft stehen, als nebensächlich, wenn nicht als überflüssig anzusehen, das Kind somit frühzeitig mit dem Gedanken nationaler Verluste zu befreunden. Während französische Schulbücher die eitle Thorheit pflegen, noch jetzt Elsaß-Lothringen als ein vorübergehend in anderen Händen befindliches Stück des französischen Staatsganzen zu betrachten, wird schon dem ABC-Schützen bei uns die Resignation eingeprägt, die ausländischen Deutschen als zufällig Gleichsprachige hinzustellen, die durch unverrückbare Scheidewände von dem privilegierten Reichsdeutschland getrennt sind. Statt den Jungen zu sagen: Seht, die gehören auch zu uns, sind national gleichwertig; achtet auf sie und liebt sie: nimmt der Kleine die Existenz von nicht schwarz-weiß-roten Deutschen wie ein geographisches und ethnographisches Kuriosum in sich auf. Unsere Lehrerschaft muß erst im großen Stile nationalisiert werden, um dem Volksgewissen die eigentlichen Grenzen seiner Heimbürgerschaft lebendig zu machen. Es genügt wirklich nicht, daß die Kinder bei einer Schullandpartie das schöne Lied: „Deutschland, Deutschland über alles“ singen, wenn der Lehrer nicht die Gelegenheit benutzt, zu erklären, daß alle Deutschen von Valparaiso und San Franzisko bis Saratow und Konstantinopel in den Empfindungskreis dieses Liedes einbezogen sind. Verdeutscht endlich einmal das, Ihr Pädagogen, was Ihr deutsches Bewußtsein zu nennen liebt! Sagt den Eurer Führung Anvertrauten, daß nur der für die Menschheit wirken kann, der seiner deutschen Brüder nie vergißt! Ersetzt in Euch selbst die kosmopolitische Unklarheit durch ein weltnationales Gefühl, oder entlehnt zum mindesten den von Euch verhimmelten Griechen und Römer jenes starke, übermächtige, stammesstolze Volkstum, das zur reichen Kulturblüte und zur Staatsgröße geführt hat! Denkt Euch einmal Eure papiernen Heroen als im heutigen Geschichtsleben stehende Deutsche und fragt Euch, ob Ihr vor ihrem Maßstabe dann bestehen würdet. Der Schlachtenstaub wird nicht heiliger, wenn er Bücherstaub geworden, und dieser entbindet Euch nicht der Pflicht, uns ein Geschlecht von deutschen Kämpfern zu schulen, das neben den Spartanern bei den Thermopylen sich zeigen könnte. Der Schulmeister, welcher höchstens als Gedächtniskünstler sich aufspielt, weiche endlich dem Meister der nationalen Erziehung! Freilich ist dazu nötig, daß unsere Unterrichts-Bureaukratie ihn aus einem gefesselten Prometheus in einen befreiten verwandelt.

Mit der nationalen Schulfrage hängt auch die Frage der nationalen „öffentlichen Meinung“ zusammen. Keinem Volke der Welt wird von seiner Presse, von seinen Vereinsschwätzern u. s. w. so viel nationswidriger Humbug angeboten, als den Deutschen. Sobald eine neue Schädigung unserer nationalen Interessen sich ereignet, predigt man in unbescheidenster Weise uns jene Bescheidenheit, welche Verzicht auf die Stammesehre bedeutet. Verschiedene koloniale Vereinbarungen sind nur darum so ungünstig ausgefallen, weil die öffentliche Meinung Deutschlands sich nicht gerührt hat oder gar die Wertlosigkeit und Überflüssigkeit der preisgegebenen Objekte zur Entschuldigung solcher Schwäche demonstrierte. Sogar in Central-Amerika, Brasilien und anderwärts, wo nicht einmal Bündnisrücksichten, wie gegenüber Österreich, oder Friedensbeflissenheit, wie gegenüber Rußland, eine Rolle spielten, konnten Deutsche straflos mißhandelt, begaunert, als Schutzlose gezwackt werden, ohne daß der Sturm nationaler Empörung durch unseren Zeitungswald rauschte. Über die Lage des auswärtigen Deutschtums erfährt man in dieser Presse wenig oder gar nichts, wohl aber die windigsten Sensationsgeschichten und die kleinsten Grenzbalgereien zwischen albanesischen und montenegrinischen Hammeldieben. Allein eine national völlig untüchtige Publizistik ist nur dann möglich, wenn der Volksgeist keine ernsten Ansprüche an dieselbe stellt, denn jede Nation hat die Presse, die sie verdient. Bis jetzt hat die deutsche Presse ebensowenig verstanden, die nationale Willenskraft anzuspannen, als Güldenstern der Aufforderung Hamlets entsprechen konnte, die Flöte zu spielen, denn sie „besitzt die Kunst nicht“. Und dennoch will sie auf der Volksseele spielen und ein „nichtswürdiges Ding aus ihr machen“.

Die wenigen reichsdeutschen Organe, auf welche diese Bemerkungen keine Anwendung finden, werden das Gesagte verstehen; die übrigen eine derartige Offenheit sehr übel nehmen. Denn nirgends leichter als in der Presse entwickelt sich der Glaube an Unübertrefflichkeit und Eigengerechtigkeit. Wir schmählen auch nicht wegen kleiner Entartungen, die sich bei jeder Einrichtung des öffentlichen Lebens einnisten; nur gegen die Todsünde der „nationalen Verwahrlosung“ sind wir unerbittlich und werden sie tadeln, solange noch ein einziges ehrliches Blatt uns Raum dafür giebt. Die von uns geforderte, besonders von der Publizistik geforderte nationale Selbstachtung ist frei von Chauvinismus und dem Dünkel des Tantalus, der sich vermaß, göttergleich und glückeswandellos zu sein. Wie schön läßt Gottfried Keller in der Geschichte: „Das Fähnlein der Aufrechten“ Freymann sprechen: „Wie es dem Manne geziemt, in kräftiger Lebensmitte zuweilen an den Tod zu denken, so mag er auch in beschaulicher Stunde das sichere Ende seines Vaterlandes ins Auge fassen, damit er die Gegenwart desselben um so inbrünstiger liebe; denn alles ist vergänglich auf dieser Erde und dem Wechsel unterworfen ... Ein Volk, welches weiß, daß es einst nicht mehr sein wird, nützt seine Tage um so lebendiger, lebt um so länger und hinterläßt ein rühmliches Gedächtnis. Es wird sich keine Ruhe gönnen, bis es die Fähigkeiten, die in ihm liegen, an das Licht und zur Geltung gebracht hat, gleich einem rastlosen Manne, der sein Haus bestellt, ehe denn er dahinscheidet ... Ich suche mir in Gedanken das künftige Völkerbild vorzustellen, welches einst nach uns walten wird. Und jedesmal gehe ich mit um so größerer Hast an meine Arbeit, wie wenn ich dadurch die Arbeit meines Volkes beschleunigen könnte, damit jenes künftige Völkerbild mit Respekt über unsere Gräber gehe.“ Ja, diese Ewigkeit-Sehnsucht in der vergänglichen Brust, dieses Fortleben-Wollen in unseren besten Eigenschaften, sie sind von der deutschen Seele von jeher gehegt und gepflegt worden. Diese Urmelodie unseres Wesens sollte manchmal auch in unserer eilfertigen Tagespresse anklingen, zum mindesten nicht von ihr unterdrückt werden durch das Zutodeschweigen aller entschieden nationalen Bestrebungen. Natürlich richtet sich meine Mahnung an die anständigen Journalisten, welche bei ihrem anstrengenden, aufreibenden Geschäfte nicht mehr daran denken, daß wir uns auf dem Wege zu einem künftigen Deutschland befinden, auf dem uns das Banner des Weltdeutschtums voranwehen, die Vorempfindung eines Vaterlandes aller Deutschen ermutigen und stärken soll. Mit der „Unehren-Legion“ von käuflichen Skribenten, welche die deutsche Sprache im Dienste von Czechen, Magyaren, Slowenen oder gemeinschädlicher Zeitungs-Industriellen mißbrauchen, habe ich nichts zu thun. Die anständigen Berufs-

genossen könnten in einer Stunde der Sammlung überlegen, ob es naturgemäß sei, daß einem Zeitalter deutschpatriotischen Hangens und Bangens nun das Zeitalter gefolgt ist, das sich durch nationale Blutleere auszeichnet, aber nicht in rühmlicher Weise. Für die Presse gilt in hervorragender Weise Goethes Spruch: „So wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte — jeder, da wär's ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein.“ Das bundestägige Trugdeutschland ist überwunden, die unheilige Einfalt patriarchalischer Vielstaaterei glücklich beseitigt, und die vaterlandslose Niedertracht hat sich in dunkle Schlupfwinkel verkrochen. Aber ein bloßes Klug-Deutschland, welches den gewaltigen Schwung des Nationalgefühls wie eine Überspanntheit der Jugend belächelt, würde mir als eine neue Abirrung erscheinen. Laßt uns das Unergründliche der Liebesleidenschaft zu dem eigenen Volke, den Heerruf auf den Straßen der Weltgeschichte: Jung-Deutschland immer voran! Es reicht noch etwas über eine holländisch reinliche Gartenwirtschaft des Gemeinwesens hinaus, das sich höchstens an duftlosen Tulpen ergötzt. Und an diese gemahnt mich die nationale Duftlosigkeit unserer deutschen Tagespresse. Das wiedergeborene deutsche Reich sollte noch im Tau des Frühmorgens glänzen, nicht vertrocknet wie chinesisches Bambusrohr sein. Liebe, Kraft und Gesundheit im nationalen Empfinden: das macht erst das Leben lebenswert! Wer nur hinhorcht, hört sicherlich das Geläute der vaterländischen Glocken von Berg zu Thal, von den Alpen bis zum Dünenstrand und selbst über den Ocean.

(Schluß folgt.)

Sommernacht.

Der Mond erhellt das Himmelszelt
Still wandelnd durch die Sternenwelt;
Nachtfalter schwärmt, Leuchtkäfer sprüht
Und Rose und Resede blüht.

Lebendig ist die Sommernacht
Und alles lauscht und alles wacht.
Da ruf ich auf zum Mondenlicht,
O Sommernacht, verrat' mich nicht!

Sieh Dir, was ich beglückt gewann,
Mit Deinem großen Auge an,
Hör zu, wie süß die Liebe spricht,
Doch, Sommernacht, verrat' mich nicht! — —

Steinhausen.

Rembrandt und der germanische Kunststil.

Von **U. Grafen Schack.**

(Schluß.)

Diesen Heiland, diese Stimme in der Wüste, umgeben nicht Jünger. Denn es ist die Wahrheit wie ein unberührter Stern, der sein Licht über Gute und Böse scheinen läßt; das gleiche Licht empfangen alle, doch ein jeder nimmt es auf nach seiner Geartung, der reiche Jüngling, der vornehme Greis, das barfüßige Weib, das eifrige Knäblein, der kluge Sophist, der arbeitsmüde Kameltreiber u. s. w. Diese schmucklose Gestalt ist kein Gegenstand für Altarbilder, ihre geheimnisvolle Innerlichkeit entgeht der Einsicht des geschulten Beters. Denn wer betet ist nicht kritisch, und ein kritisches Element muß in uns sein, diesen Christus zu begreifen. Dieser Mann ist kein Christuskindlein auf der heiligen Mutter Schoß, verehrt und bedient von niedlichen Engeln und erhabenen Heiligen, sondern ein längst erwachsener Mann, ein noch junger Mann, doch ein Greis an Erfahrung und Weisheit.

Diese realistisch-psychologische Auffassung des Wesens Christi finden wir auch bei neuen Meistern, zumal bei Uhde, und zugleich kann man bemerken, daß die Kirche damit nicht zufrieden ist. In der That mögen derartige Darstellungen, besitzt der Künstler nicht ein tiefes Empfinden, leicht ins Triviale fallen, während das formprächtige Bild auch bei innerer Leere seinen äußeren Glanz bewahrt.

Rembrandt schaut alles durch das Mittel des Gemüts, selbst die Farbe und das Licht, und somit haben beide zuweilen etwas Geheimnisvolles, etwas Mystisches. So ist das Licht, das vom Haupte des Heilands ausgeht, kein gewöhnlicher Heiligenschein, sondern ein unruhiges Zucken von hohen Strahlen, die sich in der Finsternis verlieren; und da es wie bengalisches Licht von vorne in das Bild fällt, ohne daß man begreift, woher das Licht kommt, so macht es den Eindruck, als rängen symbolisierend Schattenmassen mit dem Licht unter der ungeheuern, schmucklos sich aufwölbenden Riesenhalle, in der sich die große Versammlung befindet. Symbolisiert der hohe, weite, dämmerige Raum das Himmelsgewölbe? Symbolisieren Licht und Schatten den geistigen Kampf von Einsicht und Irrtum? Jedenfalls ist dies ein Licht der Angst und des Kampfes, ein Licht, schimmernd über dem Schlachtfeld der Geister, nicht jenes Licht, in dem die Heiligen wohnen und das Murillo gemalt hat.

Was stellt unser Bild dar? Ich sage, das jüngste Gericht. Doch nicht jenes, das am „jüngsten Tage“ die Gräber sprengt, sondern jenes, das wir täglich erleben und das die Menschheit mit ihren Gut- und Böstthaten unaufhörlich über sich verhängt.

Unsere Radierung ist in ihrer linken Hälfte merkwürdigerweise nicht vollendet. Ist das eine Schrulle? Künstler, welche mehr Impulsen, als den klugen Ratschlägen der gesicherten Geschmacksregel folgen, verfallen leicht der Schrulle, von der Rembrandt durchaus nicht frei ist. Indessen kann ich hier an eine solche nicht glauben. Das Blatt ist in seinen vollendeten Teilen von feinster, ja unnachahmlicher Technik; hundertmal muß es Rembrandt überlegt haben, bis er dasselbe — wohl sein tiefsinnigstes Werk — beließ, wie wir es haben. Auch ist man ja einig, daß die Gruppe der disputierenden Theologen und Philosophen durch eine volle Schattengebung an Schärfe des Ausdrucks eingebüßt haben würde. Hier ist das Mystische, das ein merkwürdiges Halbdunkel dem Bilde verleiht, recht wohl angewandt. Jedenfalls hat die Inspiration, auf die Gefahr hin zu fehlen, das Recht, die Kunstregel zu durchbrechen. Zudem lassen sich über Farbe und Licht nicht so bestimmte Regeln aufstellen und akademisch lehren, wie über Komposition und Zeichnung. Leicht mag da dem einen Kritiker für eine Schrulle gelten, was dem andern eine Kunstschönheit bedeutet.

Die griechische und die christliche Mythologie, verschiedenen Jahrtausenden entsprungen, entsprechen verschiedenen Weltanschauungen. Der Grieche, dem Leben zugewandt, genoß den

Augenblick und schätzte Schönheit und Gesundheit des Leibes über alles, und seine Gottheiten sind heiter, leichtsinnig und schön; der Christ betrachtet die Vergangenheit, erkennt die Sünde, verzweifelt an der Zukunft und wendet sich asketisch dem Himmel zu. Während die griechischen Götter und Göttinnen vor dem Künstler naiv die Kleidung abwerfen, verhüllen sich die Heiligen und Engel. Alle echte Kunst ist keusch, wenigstens darf sie das Frivole nur graziös streifen; aber es giebt eine naive und eine bewußte Keuschheit, und die christliche ist bewußt. Somit wurden der christlichen Kunst das Gesicht und die Hand zur Hauptsache und was darin von unsichtbarem Wesen seinen Sitz hat, nämlich Intellekt und Gefühl. Eine reiche Gewandung, von der Mönchskutte und dem Fellrock des Büßers bis zum goldenen Harnisch des h. Georg und dem prachtvollen Ornat des Priesters, mußte für die Unsichtbarkeit des nackten Leibes entschädigen. Immerhin hatten die Italiener, schon in Signorelli und Mantegna der Antike zugethan, das Nackte studiert, und Michelangelo, der demselben sogar den Vorzug gab, erregte damit nicht geringen, einem Griechen unverständlichen Anstoß. So ist bei ihnen schöner Faltenwurf zu finden, ein Durchleuchten der Leibesformen durch die Gewandung, Grazie der Bewegung — kurz Beachtung der Antike. Anders bei den Germanen, die unbeholfen bleiben, aber wahr malen, und wohl ihren Stoff auch in Bauernschenken suchen. Mag doch die Kunst auf die Erde herabsteigen, falls sie nur die Kraft behält in den Himmel zurückzukehren. Etwa das „heilige Abendmahl" von E. von Gebhardt ist ein Bild, das Erde und Himmel in diesem Sinne verbindet. Man betrachte es daraufhin in der Nationalgalerie zu Berlin. So stieg auch Rembrandt zum Himmel empor in seinem „Hundertguldenblatt", freilich nicht zum Himmel Raffaels, dem Himmel reiner Formen und warmer Herzensstimmungen, vielmehr bloß zum Himmel tiefster Menschenkenntnis. Es ist ein weiter Weg vom Apollo von Belvedere oder der Venus von Milo bis zur sixtinischen Madonna, und wieder ein weiter Weg bis zu unserm Blatte, und der Weg, der sie verbindet, führt durch die geistige Entwicklung von Jahrhunderten. Man hat solche Höhepunkte weniger zu vergleichen, um ihren Wert zu bestimmen, als sie aus der Zeit ihrer Entstehung zu begreifen, denn indem sie das Vorzüglichste bedeuten, stehen sie ja bereits nebeneinander.

Das Menschliche oder Charakteristische aufzuzeigen war das Bestreben der germanischen Kunst, und wie ihre Kraft wuchs, kam es deutlicher heraus; besonders deutlich schon bei Lucas von Leiden, alsdann bei Shakespeare und endlich bei Rembrandt. Man betrachte einmal seine winzige Radierung „das schlafende Weib". Es ist da nichts zu sehen als ein altes schlafendes Frauengesicht; aber diese Falten und Fältchen in der Ruhe des Schlummers erzählen die Geschichte eines langen und mühevollen Lebens. Den Berufscharakter wußte die Antike gelegentlich wohl auch zu schildern: Gladiatoren, Fischer, Hirten u. s. w., hier ist weit mehr gegeben. Der Kopf der Sphinx stellt Fragen an uns, dieser Frauenkopf nicht minder. Im Pinsel Rembrandts strömt Lebensweisheit, und das erhabene Heiligenbild verwandelt sich zum Sittenbilde. Solche Werke wollen überdacht, nicht bloß empfunden sein. Dieser hagere Jesus Christus hat viel empfunden, vom Handwerker sich emporgeschwungen zum Denker. Indessen zeigt er nicht mit den Händen auf die Vornehmen, als auf die Feinde des kleinen Mannes, er weiß nur, daß Reichtum verführt, Armut und Fleiß hingegen vor Sünde schützen. Seine Rechte heilt Kranke und Wunde, seine Linke weist leicht zum Himmel empor. Bedürfnislosigkeit scheint ihm nicht verächtlich, wie dem modernen Volksfreund Lassalle. Ohne Begehrlichkeit und verletzte Eitelkeit blickt er neidlos auf den hochgewachsenen Mann, wohl einen begüterten Kaufmann, im faltenreichen, pelzbesetzten Rock und dem breiten fetten Leibe. Der Mann mag meinen, Gott habe ihn gesegnet; Christus scheint es nicht zu meinen. Es spricht der Prediger: „Mache Dein Gemüt zu einem Tempel Gottes, sei bescheiden, sei mild im Urteil und fleißig im Guten, sei kein Heuchler, alsdann wirst Du selbst im Unglück nicht ganz unglücklich sein und im Glück von Übermut nicht gefressen werden." Dieser Christus ist kein Agitator, auch kein Professor, der seine Schüler lehrt. Aber ein Stück Professor ist jener Mann mit dem pfiffigen und überlegenen Lächeln, der da im Kreise der Theologen und Philosophen seine Kritik übt: „Seht, das ist meine Logik, so bringt es die Logik heraus!" Ein bärtiger Mann hält ihm Gründe entgegen, und einige hören zu. Aber auch der Rede des Heilands lauschen nachdenklich ein reich gekleideter Jüngling und andere Leute. Hier scheint die Logik des Herzens ein Wort gesprochen zu haben.

Es giebt vier Hauptarten zu den Menschen belehrend zu sprechen: es spekuliert der Redner auf fertige Begriffe, wie die landläufige Erziehung, das Haus und die Schule solche formen und in die jungen Köpfe hineinlegen Dort verwachsen sie gleichsam mit dem Gehirn unausrottbar. Und der geschickte Logiker spielt mit denselben zum Erfreuen der Zuhörer wie mit bunten Bällen — und beweist alles. Doch nicht alles — nämlich nur solches, was die Hörer gern bewiesen wissen möchten. Oder man spricht von jenen Thatsachen, die die Erscheinungen vor den fünf Sinnesorganen ausmachen, ausschließlich: d. h man macht den Physiker und Chemiker. Den Moralprediger macht man, wenn man vorzüglich jene Thatsachen berücksichtigt, die in unserm Innern erkannt sind und das Gemüt heißen. Will der Redner die Menschen nur zu Handlungen treiben, mithin eigentlich nicht belehren, so hat er jene Leidenschaften mit Worten aufzuregen, die aus der Ichsucht fließen. So machen es Agitatoren und Parteimänner.

Die beiden Arten der Belehrung, die unser Bild behandelt, sind schon hervorgehoben. Wir haben hier Christus den Moralprediger; und in der That war derselbe kaum Dogmatiker. Hielten sich die ersten Christen doch noch für Juden. Sophisten und ihre Schüler, den höheren Ständen angehörend, bilden eine eigene Gruppe, sozusagen die Gruppe der Logik.

Die Menschen verlangen Trost im Leid, im Hunger Brot, in der Krankheit Heilung, und haben sie das alles, einige Gelegenheit zu Vergnügungen. Nun nimmt die Krankheit dem kleinen Mann das Brot. Die kranken Leute, die sich um Christus scharen, gehören darum fast ausschließlich dem geringeren Stande an. Sie werden geheilt, und sogleich glauben sie, daß Christus ein Gott sei oder wenigstens der Liebling eines Gottes. Die Kranken sind recht verhutzelt, nicht prächtig, keine Besessenen. Auch staunt man den Heiland gar nicht als Wunderthäter an, als Teufelsbezwinger, wie etwa den h. Ignatius von Loyola oder den h. Xaver auf jenen bekannten Wiener Bildern des Rubens, die ausdrücklich für Altäre bestimmt waren.

Bezeichnend noch ist die Anwesenheit von Haustieren,





einem Kamel, einem Esel und einem Hunde. Es ist ein Kulturvolk, zu dem Christus spricht, und ein solches bedarf der Haustiere, nicht in die Barbarei zurückzusinken. Auch sind die höheren Tiere die letzten Wesen, die, wenn schon nicht die Sprache, so doch Gefühle begreifen, vergeselligt mit dem Menschen leben. Hat Christi Lehre diese Geschöpfe nicht indirekt auch beglückt?

Spätherbstlieder.

Der erste Reif auf Flur und Hain,
Und drüber gleitet der Frührotschein.
Froststarr und still, wie des Lebens satt,
Läßt der Wald hinfallen nun Blatt auf Blatt.
Zu Nacht warf der Nord auf Baum und Strauch
Den Schleier aus knisterndem Winterhauch.
Gießt Sonne auch drüber ein Sternlein Heer:
Wo starrer Frost die Flur hat umfesselt
Zum Winterschlafen — da blüht's nicht mehr.

Die Zeit vergeht, — das Glück vergeht,
Der Sturm verödend durchs Leben weht.
Todmüde Seele voll Herzeleid
Liegt starr im Frosthauch der Frührotzeit.
Wohl spiegelt in Thränen sich Himmelsschein,
Doch taut er nicht fort die Erinnerungspein.
Käme Lenz auch mit Sang und Klang daher —
Gestorbenes Glück in Kälte begraben
Das liegt tief unten — das blüht nicht mehr.

E. von der Haide.

Neue Bücher.

Henning Jensen, **Der Kaplan.** Roman. Übersetzung aus dem Dänischen. (Leipzig, Verlag von Karl Reißner.)

Es ist schon mehrmals an dieser Stelle darauf hingewiesen worden, daß die Erörterung religiöser Fragen gegenwärtig auch in der Belletristik immer mehr in den Vordergrund tritt. Gewisse jüngere Dichter konzentrieren ihre Kraft darauf, in ihren Werken den inneren Entwickelungsgang nach Wahrheit ringender Menschen darzustellen. Andere hingegen bemühen sich, durch Vorführung aller Mängel des dogmatisch-kirchlichen Lebens zu entschiedener Stellungnahme gegen dasselbe zu veranlassen.

Auch Henning Jensen gehört zu den letzteren. Sein in guter Übersetzung vorliegendes Werk „Der Kaplan" behandelt die Schicksale einer rationalistischen Pastorenfamilie, deren Glück schließlich durch das Eingreifen der Orthodoxie zerstört wird.

Pastor Hansen ist im Dienste seiner Gemeinde, die er nach seinen Grundsätzen ohne dogmatischen Zwang nur mit dem Glauben an Gott und Unsterblichkeit zu leiten sucht, ergraut. Er sucht deshalb einen Teil seiner Amtslast auf die Schultern eines jüngeren Bruders abzuwälzen. Sein Propst, mehr der orthodoxen Richtung zuneigend, im allgemeinen aber ein toleranter Geistlicher, weist ihm, ohne die Folgen vorauszusehen, den streng orthodoxen Sohn eines evangelischen Bischofs als Kaplan zu. Das will Hansen gar nicht recht gefallen. Er hofft aber, daß das Mißverhältnis mit der Zeit sich noch lösen lassen werde.

Der junge Mann wird von ihm freundlich empfangen. Bald aber kommt es zu Auseinandersetzungen zwischen beiden. Der Kaplan, ein Anhänger der inneren Mission, predigt sogar von der Kanzel herab gegen seinen ungläubigen Vorgesetzten. Dieser erträgt alles mit möglichster Geduld. Er weiß, daß unter den obwaltenden Verhältnissen seine Klagen keine Aussicht auf dauernden Erfolg haben werden. Seinem jungen Amtsbruder gelingt es bald, durch seine Beredsamkeit und Klugheit das Volk an sich zu fesseln. Er organisiert in den Gemeinden, vornehmlich mit Hilfe der Frauen, einen Zweig der inneren Mission, und sucht so das, was er religiöses Leben nennt, wieder zu entfalten. Allmählich weiß er auch seinen Einfluß in der Schule geltend zu machen, und denunziert den ungläubigen Lehrer bei dem nächsten Convent, so daß der Alte seinen Abschied nehmen muß.

Sein Verhältnis zu dem alten Pastor wird immer schlechter. Er versteht es, dessen Tochter Maria zu seinem Glauben zu bekehren, und diese, die bisher mit ganzer Seele an ihrem Verlobten, dem „ungläubigen" Arnte Vedel hing, auch für das Seelenheil des letzteren besorgt zu machen, ja sogar ihr den Bund mit ihm, so lange er der orthodoxen Kirche nicht angehöre, als einen sündhaften darzustellen. Das junge Mädchen gerät deshalb in Verzweiflung, da es ihr nicht gelingt, den Geliebten zu ihren Ansichten zu bekehren. Bei dem Vater findet es keinen Trost mehr. Denn der Kaplan hat ihr Gemüt derart umgestaltet und an sich gefesselt, daß sie eher seine als des Vaters Lehre für richtig hält und letzteren als einen Verirrten betrachtet, den sie selbst wieder zur Wahrheit zurückführen müsse. Nach einiger Zeit löst sie auf das Drängen ihres Seelsorgers ihr Verhältnis mit dem jungen Arnte, der seine arme Braut aufs tiefste bedauert, jedoch die Hoffnung nicht aufgiebt, sie noch einmal in seine Arme schließen zu können. Der Kaplan ist inzwischen in seiner stillen Neigung zu Maria bestärkt worden und gesteht sich innerlich, daß sie die ihm bestimmte Lebensgefährtin sei. Es ist ihm aber nicht möglich, sich hierüber ihr gegenüber auszusprechen.

Der alte Pastor ist ganz zusammengebrochen. Er sieht, daß ihm der Einfluß in der Gemeinde geraubt ist und er gedenkt deshalb, möglichst bald sich ganz zurückzuziehen. Er will nur noch sein 25jähriges Amtsjubiläum abwarten.

Das Werk der inneren Mission zeitigt inzwischen immer schlimmere Früchte. Eine Freundin Marias, Ingeborg Jensen, die mit einem „ungläubigen" reichen Landmanne aus der Umgegend verlobt war, wird durch die religiösen Versammlungen und die Predigten des Kaplans angetrieben, ihn zu bekehren. Als sie nun sieht, daß dieses erfolglos ist und da sie deshalb den Bund mit ihm lösen soll, da er sie ins Verderben stürzen würde, macht sie in Verzweiflung selbst ihrem Leben ein Ende.

Maria wird dadurch tief ergriffen. Sie fragt den Kaplan, was er von dem Seelenheile der Freundin halte, und der erwidert ihr kalt, daß sie offenbar auf ewig verdammt sei.

Marie erkrankt nun immer mehr und mehr im Gemüte. Trotz der Anstrengungen ihres Vaters, ihres Bruders, welcher der Theologie untreu geworden, einen Lehrerposten angenommen hat und sie häufig besucht, und ihres früheren Verlobten, der als Freund des Pastors noch immer im Hause

verkehrt, kann sie sich nicht mehr aufraffen, den Mahnungen der Vernunft zu folgen.

Mit Beginn des neuen Jahres feiert der alte Hansen sein Jubiläum und hofft bei dieser Gelegenheit eine Probe der alten Treue seiner Gemeinde zu erhalten. Er soll aber bitter enttäuscht werden.

Der Nachfolger des verabschiedeten Schullehrers, gleichfalls eifriger Anhänger der inneren Mission, der gegen alle rationalistischen Pastoren zu Felde zieht, macht einen Versuch, seinem Freunde, dem Kaplan, die Stelle des ungläubigen Hansen zu verschaffen und will deshalb eine Gemeindeadresse zu stande bringen, durch die letzterer aufgefordert wird, um seinen Abschied nachzusuchen, da er keine Sympathien mehr in der Gemeinde habe.

Der Plan gelingt und am Jubiläumsfeste überbringt der neue Lehrer das Schriftstück. Hansen, dem diese letzte Kränkung zu unerwartet kam, sinkt, vom Schlage getroffen, zusammen.

Seine Familie und vor allem seine Tochter pflegt ihn aufs zärtlichste. Dieser letzteren hat sich aber der Gedanke aufgedrängt, daß, wenn der Vater sterben würde, er als Ungläubiger der Seligkeit nicht teilhaftig werden könne. Der Kaplan bestärkt sie in demselben und ermahnt sie, alles, was in ihrer Macht liegt, zur Bekehrung des Vaters zu thun. Als sie nun einmal die Nacht hindurch am Krankenlager desselben wacht, beschließt sie mit ihm zu sprechen. Der alte Hansen, der sein Kind so innig liebt und der furchtbar darunter leidet, es in diesen Ideen befangen zu wissen, sucht in seinen Antworten auszuweichen. Da beginnt seine Tochter unter Thränen laut für ihn zu beten, Gott möge ihn erleuchten und ihn der Hölle entreißen. Das ist zu viel für den gebeugten Vater; er stirbt bald darauf infolge dieser letzten Aufregung. Maria, die sich die Schuld an seinem Tode zumißt, wird irrsinnig. Der Kaplan aber erhält bald darauf das Pastorat über die nunmehr orthodoxe Gemeinde. — Manches dürfte wohl im Gange der Erzählung übertrieben erscheinen, manches zu gesucht, der Hauptidee des Autors sich unterzuordnen. Im allgemeinen aber erscheint uns derselbe als ein scharfer Beobachter der kirchlichen Verhältnisse, und die Scenen, in denen er die orthodoxe Intoleranz schildert, dürften sich wohl vielfach im Leben wiederfinden.

Thssn.

Friede.

Wogt im Sturme meines Schicksals,
Lebenswellen, wogt nur zu,
Nimmer stört ihr in den Tiefen
Meines Geistes heilige Ruh'.

Stark wohl sind des Schicksals Mächte,
Stärker doch ein frommes Herz.
Leid des Lebens: Wind und Welle,
Gottesfrieden: Fels vom Erz.

O. v. Leixner.

Zur Streitfrage.

Sollen Dichter heiraten!

Mit der gleichen Berechtigung könnte man gleich fragen, sollen alle, die zu der idealen Zunft der Künstler gehören, ja alle jene Männer, welche sich mehr mit dem Idealen im menschlichen Leben beschäftigen, heiraten?

Ich möchte aus vollster Überzeugung sagen: „Ja, sie sollen heiraten!“ So wenig wie der katholische Priester, mag sein Charakter noch so gut und edel sein, seltene Ausnahmen vielleicht abgerechnet, je die Konflikte, die Freuden und den Jammer des menschlichen Daseins in eigenster Seele wird mitfühlen und begreifen können, weil er außerhalb des Kreises steht,*) so wenig wird der Dichter, der Künstler, das höchste Ideal erreichen, wenn er nicht auf dem Boden der Familie steht, wenn er nicht das höchste Glück, die Vereinigung zweier gleichgestimmter Seelen, einmal selbst genossen, wenn er nicht aus Kampf und Streit und all den Nachtseiten unserer Existenz heraus, die ihm das Leben selbst und seine Phantasie gezeigt, sich flüchten kann in den Frieden eines trauten Heims, wo ihm Glück und Unschuld aus reinen Kinderaugen entgegenleuchtet.

Wohl werden jene Ritter vom Geist es bitterer empfinden, wenn sie in der großen Lotterie der Ehe nicht das große Los erreichen, als mancher andere; aber wie oft liegt es an ihnen selbst, wenn das junge Geschöpf, das sie sich einer momentanen Gefühlsfolge, eines hübschen Gesichtes oder praktischer Gründe halber zur Gefährtin erwählten, ihnen dann nicht im wahren Sinn des Wortes Gefährtin wird, wenn sie im Sumpf der Alltäglichkeit versinkt, und den Gatten mit Eifersucht auf eine blonde oder schwarzhaarige Heldin quält, je nach der Farbe der eigenen Perücke; wie oft, wenn die junge Frau sich bemühte, Verständnis für die Interessen des Gatten zu finden und schüchtern fragte, wurde sie nicht herb zurückgewiesen, das verstehst Du ja doch nicht, laß mich in Frieden, störe mich doch nicht immer, spricht Zeus und hüllt sich grollend in die Wolken der Ungeduld, bis sie endlich nicht mehr fragt, und in der Kinderstube bei Toilettenfragen, Dienstbotenklatsch u. s. w. Ersatz für ihr verlorenes Paradies sucht. Wie oft mußte ich schon die Klage hören von Frauen, die, einige Jahre verheiratet, scheinbar kleinlich und ohne höhere Interessen dahingehen: wenn doch mein Mann gewollt hätte, wenn er mir geholfen, mich geführt hätte, ich hätte anders, klüger, besser werden können. Und gerade jene Männer, die unserem Volk das Ideale, Schöne, Große vor Augen führen, die den Kindern das Beste von ihrem innersten Empfinden, ihr höchstes Streben in das Gewand der Dichtung kleiden, sollten auch im täglichen Leben Vorbild sein; und wie viele Mädchen, wie viele Frauen finden ihr höchstes Glück darin, dem Manne ihrer Wahl im idealen Sinne des Wortes Gefährtin zu sein und, während sie die Interessen seines Geistes zu teilen suchen, ihm die kleinen Sorgen des täglichen Lebens aus dem Wege räumen und auf die eigenen Schultern nehmen. Wo wäre der Mann, ob Dichter oder nicht, der nicht gerne alles Unbequeme, jene kleinen Dinge des kleinen Lebens von sich schöbe, und sich nicht freudig ans gedeckte Tischlein, mit nicht eingebrannter Suppe und verschiedenen noch folgenden guten

*) Aus einiger Erfahrung kann ich sagen, daß sehr viele katholische Priester, die den Namen mit Recht tragen, sehr gut auch die Leiden der Verheirateten mitfühlen können. D. L. d. R.-Ztg.





Dingen setzte, der es nicht traulicher fände in einem richtigen Daheim, als in der dunstgeschwängerten, bratenriechenden Luft des Restaurants.

M. v. Z.

Vermischtes.

Der berühmte Theaterdirektor und Schauspieler Schroeder bei den Jesuiten in Warschau. Um die Entwickelung des deutschen Theaters und der deutschen Schauspielkunst dürfte nach allgemeiner Anerkennung der Theaterschriftsteller und Kunstgenossen kaum ein Mann sich größere Verdienste erworben haben, als Friedrich Ludwig Schroeder, der Sohn Sophie Ackermanns aus ihrer ersten Ehe mit dem Organisten Johann Dietrich Schroeder an der St. Georgen Kirche in Berlin. Der Knabe schon begleitete die Schauspieltruppe seines Stiefvaters Konrad Ernst Ackermann, die auf ihren Wanderungen bis nach Rußland gelangte. In einem von seiner Mutter gedichteten Festspiel, welches in Petersburg aufgeführt wurde, betrat der dreijährige Schroeder zum ersten Mal die Bühne, und wirkte als Darsteller der „Unschuld" so ungemein rührend auf das Publikum, daß er sogar von der Kaiserin Elisabeth auf den Schoß genommen und geliebkost wurde. Aber auch in anderen großen Aufgaben erntete der jugendliche Künstler, der eine angeborene schauspielerische Veranlagung besaß, auf den Brettern, welche schon damals die Welt bedeuteten, große Triumphe. Dies schützte aber den Knaben nicht von einer ungewöhnlich schlechten Behandlung, die ihm im Elternhaus unter dem unheilvollen Einfluß der Einhelferin der Truppe, eines Fräulein Clara Hofman zu teil wurde. Sie hatte sich in dem Ackermannschen Haushalt eingenistet und vergiftete und untergrub, wie Professor Litzmann*) in seiner umfassenden, verdienstvollen Biographie Schroeders berichtet, mit hämischer Bosheit planvoll das Verhältnis Schroeders zu seinen Eltern. Sie deutete natürliche Äußerungen einer ungewöhnlich lebhaften Knabennatur als Bosheit, Unart und Starrsinn, die gebrochen werden müssen und erreichte es, daß auch die Eltern nach ihren Ratschlägen verfuhren. Jeder mutwillige Knabenstreich ahndete schwerste körperliche Züchtigung, und ein übervolles, liebefähiges Kinderherz ward aufs grausamste verschüchtert und verängstet. Selbst die Erfolge auf der Bühne wollte man ihm im Elternhaus nicht gelten lassen. „Das sind einige dumme Jungen, die Dir klatschen." Man muß sich, meint Litzmann sehr richtig, dieses Kinderelend vergegenwärtigen, um einen Vorgang zu verstehen, der bei einem Haar Deutschland des Schöpfers unseres Theaters und des Begründers der realistischen Schauspielkunst beraubt hätte. Im Jahre 1834 hatte sich Ackermann, von seinem Drang in die Ferne getrieben, mit seiner Truppe nach Warschau begeben. Dort wurde der noch nicht zehnjährige Ludwig, da im Repertoir keine Verwendung für ihn war, in die Schule gethan und zwar bei den Jesuiten. Hier empfingen ihn anstatt der barschen Zurechtweisungen, der Schelte und Schläge, die er vom elterlichen Haus her gewohnt war, milde Lehre, freundliche Worte, und das bedrängte Kinderherz fühlte oder glaubte wenigstens sich verstanden. Behutsam und mit größtem Geschick ward seine erregbare Phantasie durch den romantischen Zauber des katholischen Gottesdienstes empfänglich gestimmt und dem Herzen des solcher Sprache entwöhnten Knaben, was ihn bedrängte und bedrückte, durch sanftes Zureden entlockt. Lehrer und Schüler umschlang bald ein Band geheimen Einverständnisses. Und als ersterer jenes Verschwiegenheit genügend geprüft zu haben glaubte, machte man offen dem Knaben den Vorschlag, für immer dort zu bleiben. Eingesponnen in dem Netze der dämonischen Überredungsgabe, hörte der Kleine nur die lockende Stimme, die ihm Erlösung von seiner häuslichen Peinigerin verhieß, und war bald gewonnen. Keine Miene verriet den Eltern, was in ihm vorging. Aber am Morgen der Abfahrt von Warschau war er aus dem Elternhause verschwunden. Vergeblich waren Nachfragen der geängstigten Mutter im Kloster, vergeblich suchten die Mitglieder der Gesellschaft den Verlorenen in den Straßen Warschaus, vergeblich wandte Ackermann sich an die Polizei.

Neben der Zelle seines Beichtvaters versteckt, harrte der Flüchtling dessen, was kommen sollte. Jener hatte ihn angewiesen, ruhig zu bleiben, auch wenn er bekannte Stimmen höre. Da schlug eine ihm allerdings wohlbekannte an sein Ohr. Mitten in der Zelle des Paters stand der Schauspieler Krohn, mit großem Ungestüm auf jenen einredend. Krohn hatte nämlich den Verdacht nicht los werden können, daß doch die Jesuiten im Spiele seien, und war entschlossen, noch einmal das Äußerste zu wagen. Immer eifriger drang er auf den Pater ein, jener wehrte beredt, jedoch so leise, daß der Lauscher nicht verstehen konnte, was er sagte, Verdacht und Beschuldigung ab. Da gab ein guter Geist dem Suchenden ein, noch einmal an das kindliche Gefühl, das trotz aller elterlichen Schläge liebewarme Herz des Knaben zu appellieren. Mit gewaltiger Stimme begann er zu rufen: „Fritz, Fritz, wo bist Du? Deine Mutter zerrauft sich das Haar!" und dergleichen mehr. Und siehe da, mit einem Schlage war der Zauber gebrochen, laut weinend antwortete der Knabe aus seinem Versteck, das der Pater, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, kaltblütig öffnete. Nur gegen Krohn bemerkte er: „Hätte der Junge noch diese Probe überstanden, so war er für Euch verloren und seine Seele gerettet." Thränen der Mutter und Scheltworte Ackermanns empfingen den glücklich Entronnenen. Aber eine dauernde Besserung in dem Verhältnis des Knaben zu seinen Eltern brachte dieser Vorfall nicht. Beide Eltern erkannten nicht, daß die Hauptschuld dafür, daß es so weit hatte kommen können, nur an ihnen lag, daß die scheinbar unkindliche Verlogenheit, welche in diesem heimlichen Einverständnis mit Fremden, in der sorgfältigen Verhehlung seiner Fluchtpläne zu Tage trat, nur die natürliche Folge davon war, daß man es versäumt hatte, das Vertrauen des Kindes zu seinen natürlichen Ratgebern und Vertrauten, den Eltern, zu wecken und zu pflegen. Die Jesuiten konnten mit vollem Recht sich verteidigen, daß sie, indem sie sich dieses Vertrauens bemächtigten, niemand beraubten: es war herrenloses Gut gewesen.

St.

Das Wachstum des Menschen. Die Beobachtungen, die man neuerdings über das Wachstum des Menschen angestellt, haben folgendes Resultat ergeben. Am schnellsten wächst der Mensch in dem ersten Jahre seines Lebens; seine Zunahme beträgt während desselben ungefähr 19 Centimeter. Bis zum Alter von 3 Jahren wird das Wachstum allmählich

---

*) Friedrich Ludwig Schroeder. Ein Beitrag zur deutschen Litteratur und Theatergeschichte von Berthold Litzmann, Professor an der Universität Jena. Hamburg und Leipzig, 1890. Verlag von Leopold Voß.

ein geringeres, und mit 3 Jahren hat der Mensch die Hälfte der Größe erreicht, die er als Ausgewachsener erlangt. Von 5 Jahren wächst der Mensch gleichmäßig bis zum 16. Jahre, und zwar beträgt die jährliche Zunahme unter gewöhnlichen Verhältnissen durchschnittlich 4—5 Centimeter. Mit 16 Jahren wird das Wachstum ein geringeres, nur 1½ Centimeter nimmt in jedem der beiden folgenden Jahre der Mensch zu, und von 10—20 Jahren wächst er nur selten mehr als 2 Centimeter. Mit dem 25. Jahre hört in den meisten Fällen das Wachstum ganz auf.

Briefkasten.

Herrn P. W. in Berlin. Sie sind in Bezug auf unsere Beilage sehr im Irrtum. Warum schreiben Sie aber als Paula? — Hrn. Dr. U. Kl. in L. „Verb. Schätze" sind gekommen. Weihnachts-Erzählung können Sie senden. — Fr. Bar. von Z. Sie sehen, angenommen. Der Stil ist noch etwas unbeholfen. — Frl. Emma W. in Hoch-St. Gedanke von „Erdentrieb und Sonnenstrahlen" ist gut, aber Form und Ausdruck noch ganz ungenügend. — Hrn. E. R. in B. Ihr „Kußlied" ist zum Tollwerden. Ich meine es ernst: gönnen Sie der Muse Ruhe. — Aliquis. Sie besitzen ein warmes Herz; aber noch ist Ihr Selbst dichterisch nicht frei; senden Sie gelegentlich anderes. — Hrn. Otto Gr. „Lyrik" leider nicht genügend. — Fr. Dr. B. W.-Sch. in Fr. a. M. Leider noch im Ausdruck unfertig. — P. P. in St. Noch zu sehr im Banne fremder Vorbilder. — Hrn. P. F. in H. „Die Heide blüht" angenommen; „Ewig" ist zu trocken. — Grauer Spatz. „In Kampf und Not" dürfte gelegentlich kommen. — Hrn. cand. W. in O. „Bitte" kommt mit Streichung der letzten Strophe als „Mädchenlied"; einem Manne in den Mund gelegt, ist es zu weich. — Frl. Henriette Fischer (Waldidyll) wird gebeten ihren Wohnort anzugeben, der in dem Brief fehlt. — Frl. Elise K. in R. Noch nicht genug Eigenart; zu viel lyrische Clichées. — Hrn J. B. in Br. Edle Gesinnung, aber Ausdruck zu sehr von fremden Vorbildern abhängig. — Hrn. W. R. in K. Verzeihen Sie mir, aber ich hege im Herzen bitteren Haß gegen alle „läutenden Schneeglöckchen". Das Blumengebimmel in den eingesandten Gedichten hat mich so weit gebracht. — Hrn. R. A. in L. „Nur Du" ist für „sie" sehr geeignet, aber für mich nicht eigenartig genug. — Frl. Marie M. in Dr. „Abendfrieden" gut gemeint, aber in Ausdruck und Gedanken zu herkömmlich. — A. M. Breslau. Bitte um Namen und Wohnungsangabe, falls Sie die vielen Gedichte zurück haben wollen. Verwenden kann ich zu meinem Bedauern nichts. — Hrn. E. K. in B. „Welk" dürfte gelegentlich kommen. — Frl. E. St. in P. b. B. (Pommern). „Vision" trotz des guten Vorwurfs nicht verwendbar, da die Bilder zu verbraucht und einige Stellen sprachwidrig sind. Die „Kleinigkeiten" können Sie zur Prüfung einsenden. — Frl. B. Bl. in G. „Ins Vaterhaus" soll kommen. — Hrn. Rob. E. G—st. in R. — Ihre Lieder zeugen für reine Gesinnung, aber Sie haben sich noch nicht vom Banne fremder Vorbilder frei gemacht. Reifen Sie, dann wird wohl auch Ihr Lied reifer werden. Sie können mir nach einem Jahre wieder neues senden. — Frl. Edith H. Die zwei letzten Gedichte sprechen entschieden für ernstes Ringen. Aber (leider muß ich wieder das „aber" gebrauchen) es ist Ihnen nicht gelungen, die Gedanken des Kopfes in Bilder des Herzens zu verwandeln. So wirkt das Ganze nüchtern. Mut! — Jägermieze in A. Leider unbrauchbar. — Hrn. G. Kl. u. Z. in Z. „Heimfahrt" kommt. — Hrn. B. in O. (Altona). „Grabsprüche" angenommen. — Hrn. Dr. S. in G. Herzlich, aber zu persönlich. Vielleicht senden Sie gelegentlich anderes. — Hrn. Th. Fr. in S. „Jugendsehnen" kommt. Wann ich die „Spaziergänge in der Seele" vollendet veröffentliche, vermag ich nicht zu sagen. Mir bleibt sehr wenig Zeit zu solchen Arbeiten und meine Gesundheit läßt jetzt leider sehr viel zu wünschen übrig. Besten Dank für Ihre freundliche Gesinnung.

An die Einsender.

Folgende Briefe sind als unbestellbar an uns zurückgekommen:

Hrn. Bernhard Kahn, Fulda.
Fr. Reg.-R. M. M. Hofmann, Hildesheim.
Frl. Selma Gerber, Königsberg in Pr.
Postlagernd B. D., Cöln.
„ Nr. 100., Bad Ems
„ M. A., Rheinstadt Prov. Sachsen.
„ E. W. Weiße, Dresden. N.
„ R. R, Potsdam.
Hrn. Fr. W. Kernbeißer, Osterode.
Hrn. D. Winterburg, Cassel.

Wenn die Schriftstücke nicht bis Ende September zurückgefordert sind, werden sie vernichtet.

Leitung d. D. R.-Ztg.

Für unsere Sammlung sind eingegangen:

Übertrag Mk. 114. Ungenannt, Meiningen Mk. 5. — Ungenannt, Hamburg Mk. 5. — Herrn F. Paulsdorff, Rügen Mk. 3. — „Von wenigen wenig" 50 Pf. — Aus der Sparbüchse von Karl u. Emmy S. in B. je 50 Pf Mk. 1. — Von einem „armen Teufel" in H. Mk. 1. — Max in Sternberg. Mk. 20. — O. R. in M. Mk. 15. — E. W. E. in E—d. Mk. 30. — X. Y Z. Mk. 6. — Frl. Clara D. in H. Mk. 4,50. — Ungenannt, Berlin Mk. 1. — Hrn. W. G. in W. Mk. 3. — Hrn. P. P. in O. Mk. 4,05. — B. u. H. Frederhagen in Ludwigslust in M.-Schw. Mk. 12. — H. B. in Hannover. Mk. 5. — Frau X. in Cottbus Mk. 6. — N. N. in Duisburg Mk. 15. — S. in R. Mk. 3. — K. L. in Landau Mk. 5. Sa: 259,05 Mk.

Wir danken den lieben Gebern vom Herzen. Es ist Aussicht vorhanden, daß der Ertrag der Sammlung die Not beseitigen werde.

Inhalt der No. 47.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).



Deutsche

Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ ℳ vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 48.

Zigeuner der Großstadt.

Roman

von

U. von Eck.

Erstes Kapitel.

Draußen lag schöner, krystallener Schnee. Der Himmel stand kalt und klar darüber, und die Sterne an ihm funkelten.

In einem Hause der unteren Berliner Wilhelmstraße, wo die prächtigen Hotels, die ihre andere Hälfte ausmachen, hohen, vielstöckigen Mietshäusern weichen, öffnete sich im vierten Stock eines solchen ein Fenster, und ein weiblicher Kopf beugte sich hinaus. Das Gesicht, das sich zu dem Abendhimmel emporwandte, war blaß und erschien noch farbloser, als der Mond es jetzt in seinen weißen Strahlen badete. Große dunkle Augen blickten aus ihm heraus und hafteten aufmerksam an der klaren Höhe; auch schienen sie allein Leben zu behalten, als der Kopf lange im Nacken lag und die Züge des Gesichts allmählich wie zu Gips erstarrten. Endlich ließen die Blicke den Himmel los und wandten sich langsam der lauten Straße zu. Hunderte von Gasflammen waren durch deren stattliche Länge hin sichtbar, und ihr rötlicher Schein verdrängte wenigstens auf dem Trottoir das kalte Mondlicht, zu dem er nicht hinaufreichte, und das doch bei ihm drunten war. Wagen rollten eilig und unaufhörlich, und Menschen hasteten durch das Laternenlicht. Das junge Mädchen folgte dem einen oder dem anderen mit den Blicken.

„Was mögen alle die vielen Köpfe in diesem Augenblick denken?“ murmelte sie, und „wohin gehen sie alle?“ fügte sie in Gedanken hinzu. „Und was finden sie, wo sie hingehen?“ Sie horchte auf das eigentümliche Geräusch, das der Verkehr der Großstadt erzeugt, sie blickte über all die Häuser und Dächer, die sie sah . . . „Heim?!“ sagte sie dann — „wie mag das sein, ein Heim?“

Als sie sich mit diesen Gedanken der Lampe auf dem großen viereckigen Tisch, der frei im Zimmer stand, zukehrte, lag ein herber Zug auf dem blassen Gesicht, der dasselbe durchaus zu seinem Nachteil beeinflußte. Thoma von Liengaard war niemals schön. Dem dänischen Typus der unteren Gesichtshälfte, der starken Nase und dem keineswegs kleinen Mund wurde nur die Stange gehalten durch eine schöne intelligente Stirn und große, überaus kluge Augen. Aber wenn diese, wie jetzt, brütend und verdrossen blickten und die Stirn sich in mürrische Falten zog, dann blieb dem Gesicht wenig Anziehendes, und man gab seiner Eigentümerin vielleicht sechs- oder siebenundzwanzig Jahre. Sie war nach der herrschenden Mode gekleidet, doch schien ihr jede mädchenhafte Freude an ihrem Anzuge abzugehen, obgleich dieser mit Geschick ihrer Erscheinung angepaßt war. Der einfache Rock von marineblauer Seide hob die mittelhohe Gestalt über ihre Größe hinaus, und nichts hätte dem nordischen Gesicht vorteilhafter sein können als der blaue Sammet, der die volle, aber schmiegsame Büste umgab.

Das Zimmer, das seine Bewohnerin jetzt mit ungleichen Schritten durchmaß, ließ in nichts auf die Beschäftigung derselben schließen, ja, das einzige, was ihm ein besonderes Gepräge gab: die vielen rahmenlosen Gemälde, die sich an den Wänden drängten, schienen mit ihrem glatten Pinselstrich und den meist religiösen Vorwürfen sich eher in Widerspruch mit dem jungen Mädchen zu setzen.

Mit einer jener ungleichen und plötzlichen Bewegungen, die charakteristisch für sie zu sein schienen, trat die junge Dame jetzt an den Schreibtisch. Sie setzte sich rasch und zog ebenso rasch einen Stapel der verschiedenfarbigsten Hefte zu sich heran, von denen sie das erste aufschlug. Die Feder in ihrer Hand fuhr in die rote Tinte und dann mit entschlossenen Korrekturen und Anmerkungen über die beschriebenen Seiten; dabei gesellte sich der Zug einer gewissen harten Energie dem unverändert mürrischen Ausdrucke ihres Gesichts und entstellte

ein geringeres, und mit 3 Jahren hat der Mensch die Hälfte der Größe erreicht, die er als Ausgewachsener erlangt. Von 5 Jahren wächst der Mensch gleichmäßig bis zum 16. Jahre, und zwar beträgt die jährliche Zunahme unter gewöhnlichen Verhältnissen durchschnittlich 4—5 Centimeter. Mit 16 Jahren wird das Wachstum ein geringeres, nur 1½ Centimeter nimmt in jedem der beiden folgenden Jahre der Mensch zu, und von 10—20 Jahren wächst er nur selten mehr als 2 Centimeter. Mit dem 25. Jahre hört in den meisten Fällen das Wachstum ganz auf.

Briefkasten.

Herrn P. W. in Berlin. Sie sind in Bezug auf unsere Beilage sehr im Irrtum. Warum schreiben Sie aber als Paula? — Hrn. Dr. U. Kl. in L. „Verb. Schätze" sind gekommen. Weihnachts-Erzählung können Sie senden. — Fr. Bar. von Z. Sie sehen, angenommen. Der Stil ist noch etwas unbeholfen. — Frl. Emma W. in Hoch-St. Gedanke von „Erdentrieb und Sonnenstrahlen" ist gut, aber Form und Ausdruck noch ganz ungenügend. — Hrn. E. R. in B. Ihr „Kußlied" ist zum Tollwerden. Ich meine es ernst: gönnen Sie der Muse Ruhe. — Aliquis. Sie besitzen ein warmes Herz; aber noch ist Ihr Selbst dichterisch nicht frei; senden Sie gelegentlich anderes. — Hrn. Otto Gr. „Lyrik" leider nicht genügend. — Fr. Dr. B. W.-Sch. in Fr. a. M. Leider noch im Ausdruck unfertig. — P. P. in St. Noch zu sehr im Banne fremder Vorbilder. — Hrn. P. F. in H. „Die Heide blüht" angenommen; „Ewig" ist zu trocken. — Grauer Spatz. „In Kampf und Not" dürfte gelegentlich kommen. — Hrn. cand. W. in O. „Bitte" kommt mit Streichung der letzten Strophe als „Mädchenlied"; einem Manne in den Mund gelegt, ist es zu weich. — Frl. Henriette Fischer (Waldidyll) wird gebeten ihren Wohnort anzugeben, der in dem Brief fehlt. — Frl. Elise K. in R. Noch nicht genug Eigenart; zu viel lyrische Clichées. — Hrn J. B. in Br. Edle Gesinnung, aber Ausdruck zu sehr von fremden Vorbildern abhängig. — Hrn. W. R. in K. Verzeihen Sie mir, aber ich hege im Herzen bitteren Haß gegen alle „läutenden Schneeglöckchen". Das Blumengebimmel in den eingesandten Gedichten hat mich so weit gebracht. — Hrn. R. A. in L. „Nur Du" ist für „sie" sehr geeignet, aber für mich nicht eigenartig genug. — Frl. Marie M. in Dr. „Abendfrieden" gut gemeint, aber in Ausdruck und Gedanken zu herkömmlich. — A. M. Breslau. Bitte um Namen und Wohnungsangabe, falls Sie die vielen Gedichte zurück haben wollen. Verwenden kann ich zu meinem Bedauern nichts. — Hrn. E. K. in B. „Welt" dürfte gelegentlich kommen. — Frl. E. St. in P. b. B. (Pommern). „Vision" trotz des guten Vorwurfs nicht verwendbar, da die Bilder zu verbraucht und einige Stellen sprachwidrig sind. Die „Kleinigkeiten" können Sie zur Prüfung einsenden. — Frl. B. Bl. in G. „Ins Vaterhaus" soll kommen. — Hrn. Rob. C. G—st. in R. — Ihre Lieder zeugen für reine Gesinnung, aber Sie haben sich noch nicht vom Banne fremder Vorbilder frei gemacht. Reifen Sie, dann wird wohl auch Ihr Lied reifer werden. Sie können mir nach einem Jahre wieder neues senden. — Frl. Edith H. Die zwei letzten Gedichte sprechen entschieden für ernstes Ringen. Aber (leider muß ich wieder das „aber" gebrauchen) es ist Ihnen nicht gelungen, die Gedanken des Kopfes in Bilder des Herzens zu verwandeln. So wirkt das Ganze nüchtern. Mut! — Jägermieze in A. Leider unbrauchbar. — Hrn. G. Kl. u. Z. in Z. „Heimfahrt" kommt. — Hrn. B. in O. (Altona). „Grabsprüche" angenommen. — Hrn. Dr. S. in G. Herzlich, aber zu persönlich. Vielleicht senden Sie gelegentlich anderes. — Hrn. Th. Fr. in S. „Jugendsehnen" kommt. Wann ich die „Spaziergänge in der Seele" vollendet veröffentliche, vermag ich nicht zu sagen. Mir bleibt sehr wenig Zeit zu solchen Arbeiten und meine Gesundheit läßt jetzt leider sehr viel zu wünschen übrig. Besten Dank für Ihre freundliche Gesinnung.

An die Einsender.

Folgende Briefe sind als unbestellbar an uns zurückgekommen:

Hrn. Bernhard Kahn, Fulda.
Fr. Reg.-R. M. M. Hofmann, Hildesheim.
Frl. Selma Gerber, Königsberg in Pr.
Postlagernd B. D., Cöln.
„ Nr. 100., Bad Ems
„ M. A., Rheinstadt Prov. Sachsen.
„ E. W. Weiße, Dresden. R.
„ R. R, Potsdam.
Hrn. Fr. W. Kernbeißer, Osterode.
Hrn. D. Winterburg, Cassel.

Wenn die Schriftstücke nicht bis Ende September zurückgefordert sind, werden sie vernichtet.

Leitung d. D. R.-Ztg.

Für unsere Sammlung sind eingegangen:

Übertrag Mk. 114. Ungenannt, Meiningen Mk. 5. — Ungenannt, Hamburg Mk. 5. — Herrn F. Paulsdorff, Rügen Mk. 3. — „Von wenigen wenig" 50 Pf. — Aus der Sparbüchse von Karl u. Emmy S. in B. je 50 Pf Mk. 1. — Von einem „armen Teufel" in H. Mk. 1. — Max in Sternberg. Mk. 20. — O. R. in M. Mk. 15. — E. W. E. in E—b. Mk. 30. — X. Y. Z. Mk. 6. — Frl. Clara D. in H. Mk. 4,50. — Ungenannt, Berlin Mk. 1. — Hrn. W. G. in W. Mk. 3. — Hrn. P. P. in O. Mk. 4,05. — B. u. H. Freberhagen in Ludwigslust in M.-Schw. Mk. 12. — H. B. in Hannover. Mk. 5. — Frau X. in Cottbus Mk. 6. — R. R. in Duisburg Mk. 15. — S. in R. Mk. 3. — K. L. in Landau Mk. 5. Sa: 259,05 Mk.

Wir danken den lieben Gebern vom Herzen. Es ist Aussicht vorhanden, daß der Ertrag der Sammlung die Not beseitigen werde.

Inhalt der No. 47.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Deutsche
Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. №. 48.

Zigeuner der Großstadt.

Roman
von
U. von Eck.

Erstes Kapitel.

Draußen lag schöner, krystallener Schnee. Der Himmel stand kalt und klar darüber, und die Sterne an ihm funkelten.

In einem Hause der unteren Berliner Wilhelmstraße, wo die prächtigen Hotels, die ihre andere Hälfte ausmachen, hohen, vielstöckigen Mietshäusern weichen, öffnete sich im vierten Stock eines solchen ein Fenster, und ein weiblicher Kopf beugte sich hinaus. Das Gesicht, das sich zu dem Abendhimmel emporwandte, war blaß und erschien noch farbloser, als der Mond es jetzt in seinen weißen Strahlen badete. Große dunkle Augen blickten aus ihm heraus und hafteten aufmerksam an der klaren Höhe; auch schienen sie allein Leben zu behalten, als der Kopf lange im Nacken lag und die Züge des Gesichts allmählich wie zu Gips erstarrten. Endlich ließen die Blicke den Himmel los und wandten sich langsam der lauten Straße zu. Hunderte von Gasflammen waren durch deren stattliche Länge hin sichtbar, und ihr rötlicher Schein verdrängte wenigstens auf dem Trottoir das kalte Mondlicht, zu dem er nicht hinaufreichte, und das doch bei ihm drunten war. Wagen rollten eilig und unaufhörlich, und Menschen hasteten durch das Laternenlicht. Das junge Mädchen folgte dem einen oder dem anderen mit den Blicken.

„Was mögen alle die vielen Köpfe in diesem Augenblick denken?“ murmelte sie, und „wohin gehen sie alle?“ fügte sie in Gedanken hinzu. „Und was finden sie, wo sie hingehen?“ Sie horchte auf das eigentümliche Geräusch, das der Verkehr der Großstadt erzeugt, sie blickte über all die Häuser und Dächer, die sie sah . . . „Heim?!“ sagte sie dann — „wie mag das sein, ein Heim?“

Als sie sich mit diesen Gedanken der Lampe auf dem großen viereckigen Tisch, der frei im Zimmer stand, zukehrte, lag ein herber Zug auf dem blassen Gesicht, der dasselbe durchaus zu seinem Nachteil beeinflußte. Thoma von Liengaard war niemals schön. Dem dänischen Typus der unteren Gesichtshälfte, der starken Nase und dem keineswegs kleinen Mund wurde nur die Stange gehalten durch eine schöne intelligente Stirn und große, überaus kluge Augen. Aber wenn diese, wie jetzt, brütend und verdrossen blickten und die Stirn sich in mürrische Falten zog, dann blieb dem Gesicht wenig Anziehendes, und man gab seiner Eigentümerin vielleicht sechs- oder siebenundzwanzig Jahre. Sie war nach der herrschenden Mode gekleidet, doch schien ihr jede mädchenhafte Freude an ihrem Anzuge abzugehen, obgleich dieser mit Geschick ihrer Erscheinung angepaßt war. Der einfache Rock von marineblauer Seide hob die mittelhohe Gestalt über ihre Größe hinaus, und nichts hätte dem nordischen Gesicht vorteilhafter sein können als der blaue Sammet, der die volle, aber schmiegsame Büste umgab.

Das Zimmer, das seine Bewohnerin jetzt mit ungleichen Schritten durchmaß, ließ in nichts auf die Beschäftigung derselben schließen, ja, das einzige, was ihm ein besonderes Gepräge gab: die vielen rahmenlosen Gemälde, die sich an den Wänden drängten, schienen mit ihrem glatten Pinselstrich und den meist religiösen Vorwürfen sich eher in Widerspruch mit dem jungen Mädchen zu setzen.

Mit einer jener ungleichen und plötzlichen Bewegungen, die charakteristisch für sie zu sein schienen, trat die junge Dame jetzt an den Schreibtisch. Sie setzte sich rasch und zog ebenso rasch einen Stapel der verschiedenfarbigsten Hefte zu sich heran, von denen sie das erste aufschlug. Die Feder in ihrer Hand fuhr in die rote Tinte und dann mit entschlossenen Korrekturen und Anmerkungen über die beschriebenen Seiten; dabei gesellte sich der Zug einer gewissen harten Energie dem unverändert mürrischen Ausdrucke ihres Gesichts und entstellte

dies noch mehr. Ein zweites Heft folgte und ein drittes, bis urplötzlich und völlig übergangslos die angespannten Gesichtsmuskeln sich lösten und die übrigen Hefte mit dem Ausdrucke eines ungezügelten Widerwillens heftig fortgeschoben wurden. Die nervöse Hand griff nach einem Haufen beschriebener Blätter, die weiterhin auf dem Schreibtisch lagen, das Gesicht wurde glatt und befreit, als sie darin las, und dann rötete es sich in Eifer und Lust, als die sanguinisch geäderte Hand in kräftigen Zügen weitere Blätter beschrieb.

In ihr Thun versunken, hörte Thoma nicht, wie draußen energisch an der Klingel gezogen wurde; erst als eine kleine Dame mit sanftem Gesicht, das eine matronenhafte Haube beschattete, nach vergeblichem Klopfen die Zimmerthür öffnete, blickte sie auf.

„Herr Doktor Mayer ist da,“ sagte jene freundlich, und kaum hatte das junge Mädchen ein: „o, ich danke Ihnen, Fräulein Ostermann,“ über die Lippen, als der Angemeldete auch schon in das Zimmer trat.

„Guten Abend,“ sagte er in einer raschen, kurzen Manier, der sein harter schlesischer Dialekt hie und da etwas Polterndes gab — „wollen Sie mit in die Singakademie? Raimund Erb hat mir zwei Billets geschickt; er hat da eine neue Sängerin aufgegabelt, übrigens eine Schülerin von der Viardot, ein Fräulein Engelbert — Engel . . . na, mit 'nem Engel war's was.“

„Doch nicht Engelbrecht? Asta Engelbrecht?“ rief Thoma Liengaard lebhaft aus und blickte erwartungsvoll auf den kleinen Doktor, der ungeduldig in der Stube auf und nieder schritt.

„Kennen Sie die etwa auch? Na, freilich, wen kennten Sie nicht! Aber kommen Sie, kommen Sie, Sie erzählen mir das unterwegs.“

Thoma hatte schon bei den ersten Worten des Doktors den Mantel angelegt und stand nun, schlank und vornehm anzusehen, neben ihm, die Handschuhe über die Finger streifend. Wer jetzt so den blonden Kopf sah unter dem dunklen Pelzbarett, die großen Augen sprühend von Leben, die scharfroten Lippen geteilt und die gesundesten Zähne zeigend, das ganze Gesicht belebt von Interesse, der hätte Thoma Liengaard nicht höher als achtzehn Jahre geschätzt. Es war merkwürdig, wie dies Gesicht sich verändern konnte.

* * *

In dem Künstlerzimmer der Singakademie befanden sich um dieselbe Zeit drei Personen. Die Novemberkälte von draußen machte sich auch in dem erst spät und spärlich geheizten Raume bemerklich.

„Asta, seien Sie barmherzig und leihen Sie mir Ihren Muff; meine Finger werden nächstens so eisig sein wie Ihr Herz — hub bu bu b!“ und geschickt fing der hübsche dunkelblonde Künstler den kleinen weißen Pelzmuff auf, den eine große schlanke Dame ihm zuwarf, ohne daß sie jedoch seinen Scherz einer Antwort würdigte.

Man konnte schwerlich etwas Eleganteres sehen als diese hohe, vornehme Frauengestalt in der glatten weißen schleppenden Seidenrobe und mit dem graziösen Kopf, dessen rötlich angehauchtes Blondhaar ein feines, etwas blasiertes und nicht ganz junges Gesicht umrahmte.

„Ja, und das alles für ein Bouquet und einen Wagen,“ sagte sie nach einer Weile, warf einen verächtlichen Blick auf einen nicht sehr geschmackvollen Strauß roter und weißer Azaleen, der auf dem Tische lag, schob eine Emser Pastille in den Mund und hüllte sich fröstelnd in ihren eleganten Pelzmantel.

„Du vergissest das Souper!“ rief mit komischem Pathos eine kleine brünette Dame und lachte fröhlich dazu auf, während sie mit gelenkigen Fingern die Saiten einer vergoldeten Harfe prüfte, die neben ihrem Stuhl stand. „Bereite Dich mit Deinen Gefühlen nur auf die ungewöhnlichsten Dinge vor, als da sind ad eins: Rheinlachs! Märchenhafte Überraschung, wie? ad zwei: Rehbraten — genialer kulinarischer Einfall, nicht wahr? ad drei: eine Bombe von Kranzler und einen Sekt zweiter — dritter — vierter . . .“

„Brrr! Alma, thu mir die Liebe und schweig, wenn Du mich nicht elend machen willst — aber o, da kommt Waldemar! Nun, Waldemar, wie geht's der Wieniawsky?“

Es war plötzlich Leben gekommen in das müde Gesicht, und die blauen schattigen Augen zeigten erst jetzt, wie schön sie waren.

„Brillant, natürlich brillant!“ antwortete der Künstler mit liebenswürdigem Übermut und stellte seinen Geigenkasten auf den Tisch — „aber Kinder, ich habe noch gar kein gedrucktes Programm gesehen, wo zum Teufel steckt der verfluchte Kerl, der —“

„Meine Herrschaften, es wird gleich sieben schlagen,“ lispelte ein kleiner, jüdisch aussehender Mann, indem er den Kopf zur Thüre hereinsteckte und dann selbst nachfolgte — „alles gut besetzt, werden machen . . .“

„Aber Asta,“ unterbrach ihn die neckende Stimme des jungen Violinisten, der das Programm studierte, „sagen Sie doch — hatten Sie nicht ‚Einst ein schönes Vaterland‘?“

Halb lachend, halb ärgerlich wandte sich die Sängerin zu ihm: „Ach, Waldemar, lassen wir endlich den alten Witz —“

„Der Sie doch immer von neuem ärgert, chérie,“ warf Raimund Erb ein.

„— ich gebe deshalb das Lied doch nicht auf, ich habe es mir heute als Zugabe aufgespart — wenn ich eine brauche.“

„Und ich begleite es Ihnen nicht, teuerste Seele,“ rief der Klavierspieler, die Neckerei fortsetzend, „ich habe es übersatt von der letzten Tournee her, wo es jeden Abend ‚ein Traum‘ war —“

„Dann begleite ich es selbst oder singe ohne Begleitung,“ war die etwas hochmütige Entgegnung. „Glauben Sie denn, Raimund, daß Ihre ewige ‚Tarantella von Raimund Erb‘ mir nicht schon mehr als langweilig ist, und ich muß sie doch auch immer wieder ausdulden —“

„Na, Kinder, nun zankt Euch nicht," lachte Waldemar Junker und stimmte seine Geige; „komm, Raimund, laß uns anfangen!" und die beiden Künstler traten in den Saal, wo gleich darauf die Kreutzer-Sonate aus Geigen- und Klaviersaiten meisterlich durch die andächtige Stille tönte.

Im Hintergrunde des Saales an einer der Säulen lehnte Thoma Liengaard und blickte gespannt nach dem Podium, als das Programm „Lieder für eine Altstimme" ankündigte. „Natürlich, sie ist's," lächelte sie dann, als die Sängerin herauskam und mit wundervoll rührender Altstimme zu singen begann. Unter dem rauschenden Beifall, den das überraschte Publikum der zum ersten Mal gehörten Sängerin spendete, eilte Thoma hinaus und an die Thür des Künstlerzimmers. Sie klopfte flüchtig und trat ein — „Asta!"

„Thoma, Du hier!"

„Ach, Asta, Du hast zauberhaft schön gesungen, aber jetzt nur das Nötigste — sage schnell, wo wohnst Du?"

„Ich logiere vorläufig im Hotel, aber das wird mir auf die Dauer zu kostspielig, und ich suche ein möbliertes Zimmer."

„So bleibst Du in Berlin! Das ist herrlich. Und ein Zimmer werden wir schon finden, komm nur morgen nachmittag zu mir, und wir wollen alles besprechen — da, hier ist meine Adresse, ich schreibe sie Dir hier auf das Programm . . . so!"

„Danke, Herz, danke! Aber nun geh schnell zurück, jetzt kommt Waldemars Bruch-Konzert mit Orchester, das mußt Du hören!"

„Ich gehe schon — auf morgen denn; ich erwarte Dich bestimmt!"

„Ich komme!"

„Wer war denn das?" fragte Raimund Erb, als Thoma das Zimmer wieder verlassen hatte.

„Thoma von Liengaard," war die kurze Antwort der Sängerin.

„Hm, außerordentlich erschöpfende Antwort das," lachte der junge Künstler mit einer tiefen Verbeugung. „Sie scheinen heute einmal wieder in der rosigsten Laune, meine Gnädige —"

Die schöne Dame zuckte die Achseln und schwieg; dann aber wandte sie sich wie im plötzlichen Besinnen zu dem Kollegen, reichte ihm mit einer liebenswürdig abbittenden Bewegung die Hand hin und sagte mit traurigem Lächeln: „Sie müssen's mir manchmal nicht anrechnen, Raimund, das Leben ist so schwer!"

Der junge Mann küßte die dargebotene Hand, und seine lachenden Künstleraugen blickten einen Augenblick ernst. —

Am nächsten Nachmittage saß Asta Engelbrecht in Thomas Zimmer.

„Nimm doch auch Deinen Hut ab, Asta," sagte letztere, „ich mache einen Thee, wie in den guten alten Zeiten in Paris. Guck, da ist Spiritus, da ist Wasser und da — Du siehst, es ist noch dieselbe alte gemütliche Maschine wie in der Rue Lambert bei Madame Dreyfuß — weißt Du noch?"

„Ob ich es weiß! Und wenn der alte geschminkte Advokat nebenan uns seine verliebten Lieder dazu sang —"

„Richtig, hahaha! Der alte, ewig-junge Monsieur Paul — dergleichen giebt's doch hier nicht, Asta."

„Doch, auch — aber weniger harmlos und ausdauernd und — ohne die schönen Bouquets."

Beide lachten heiter auf.

„Es war doch zu nett, daß Dein Onkel Dich gerade damals nach Paris schickte, um die Sprache zu lernen, als ich bei der Viardot war —"

„Ja, und daß wir in demselben Pensionshotel strandeten — übrigens à propos Pension — hast Du schon ein Zimmer?"

„Ein Zimmer — höre, meine Liebe, was denkst Du, was hier in Berlin möglich ist! Ich bin heute morgen in zwei Stunden fünfunddreißig Treppen hinauf- und hinabgestiegen . . ."

„Du Ärmste — und hast noch immer nichts?"

„Bewahre. An drei oder vier Stellen hatte ich nur geklingelt und mein stereotypes: ‚Sie haben ein möblie —' herausgebracht, so schlug man mir auch schon die Thür vor der Nase zu: ‚Nehmen keine Damen!' schwapp, war ich abgefunden. Eine dieser ehrsamen Bürgerinnen wollte augenscheinlich höflicher verfahren und fragte mich erst vorsichtig nach meinem Metier. ‚Ich bin Sängerin,' sagte ich — ‚dann bedaure ich,' hieß es — ich sage Dir, Thoma, Du hättest dieses ‚dann bedaure ich' hören sollen, wie es so mit schiefem Kopf und zurückgewipptem Hals an der kleinen fadenscheinigen Person heruntergesprochen wurde — es war zu wundervoll, ‚gut-bürgerlich' und ehrsam, ich konnte mich kaum darüber ärgern."

„Natürlich nicht. Aber Du thätest vielleicht besser, in ähnlichen Fällen ‚Konzertsängerin' zu sagen anstatt bloß ‚Sängerin'."

„Hm, Du meinst, man hält das für ehrbarer?"

„Ich glaube."

„Es ist möglich. Vielleicht denkt man, daß nur das Konzertsängerin wird, was zu häßlich oder zu talentlos für die Bühne ist, und Häßlichkeit und Talentlosigkeit ist vor Liebhabern sicherer als das Gegenteil. Aber wer weiß — vielleicht versteht so eine ehr- und tugendsame Zimmermadam unter einem Konzert — ein Café chantant — das wäre ja dann noch schlimmer!"

„Na, na, Asta," lachte Thoma, „das spricht nun doch der Ärger aus Dir!"

„Mag sein, aber es widerstrebt mir überhaupt, den Leuten sofort mit einer verblümt-eifrigen Versicherung meiner Anständigkeit ins Gesicht zu springen, und es empört mich, daß das nötig sein soll. Ist es denn ein Verbrechen, eine schöne Stimme zu haben und sie zu verwerten wie jede andere Gabe Gottes!"

Thoma wünschte die aufgeregte Freundin zu beruhigen. „Nun setz' Dich erst mal wieder in Deine Ecke und erinnere Dich in praxi an Tulifäntchen: ‚Trank den Thee als wie zu Hause, Trank ihn aus geblümter Tasse, Sie trank ihren Thee mit Sahne —' und dann sage mir, ob es nirgend gastlicher war."

„O gewiß. An einer Stelle war ‚die Frau'

nicht zu Hause, aber ‚der Herr‘ werde mir das Zimmer zeigen. Der Herr kam, sehr lang, sehr dünn, sehr grau und sehr ‚gastlich‘. Das Zimmer gefiel mir sehr, aber der freundliche ‚Herr‘, der plötzlich gar liebevoll meine Hand ergriff und in der seinigen festhielt — nun, ich hoffe nur, daß das dumme Gesicht, daß er bei meinem kurzen Abschied machte, ihm stehen geblieben ist, bis ‚die Frau‘ zurückkam.“

Jetzt seufzte Thoma auch.

„Ja, ja, wir Einzelnen, Heimlosen ... Aber,“ fuhr sie dann wieder heiterer fort, „ich habe eine Idee! Fräulein Ostermann hat hier neben dem meinigen noch ein kleineres Zimmer abzugeben; sie hat es zwar augenblicklich besetzt, ein Geschäftsfräulein glaube ich, aber mir kommt es so vor, als ob sie nicht böse wäre, wenn sie wechseln könnte. Soll ich sie mal fragen?“

„Ach, das wäre eine Idee! Aber wie ist das Zimmer?“

„Nun, es ist allerdings ein Hinterzimmer und beträchtlich kleiner als dies, aber es wäre doch zuerst ein Unterkommen, billiger als im Hotel und auch angemessener. Im übrigen — warte, wir wollen erst noch einmal den Lokalanzeiger studieren, vielleicht findet sich in der Nähe noch was Besseres. Hier: Vermietungen — Stuben ... Chausseestraße, Müllerstraße, Chorinerstraße — hu, warum nicht lieber gleich in Pankow ... Fürbringerstraße, Barutherstraße, Zossenerstraße — auch 'ne nette Gegend, lauter Kirchhöfe — aber hier: Königgrätzerstraße, das wäre eins, Hedemannstraße, prächtig, bietet sogar ‚Familienanschluß‘, so, und da ist noch eins Möckernstraße, ginge allenfalls, wenn es hier am oberen Ende ist. Willst Du die erst noch mal versuchen?“

„Ja, und zwar gleich. Gieb mir noch einen Tropfen Thee und einen Cake, so, danke und nun noch einen Moment eine Brennschere, meine Stirnlocken haben sich bei all den Wohnungs-Aventüren ebenso lang gezogen wie mein Gesicht.“

Eine halbe Stunde später klingelte Asta bei der Adresse „Königgrätzerstraße“. Ein nettes Dienstmädchen öffnete, eine angenehme ältere Dame empfing die Eintretende. Ihr Äußeres, ihre Manieren, die ganze Atmosphäre, das Zimmer selbst, alles machte einen so wohlthuenden Eindruck auf Asta, daß sie zu ihrem eigenen Ärger unwillkürlich auf die andeutende Frage der Dame, ob sie irgendwie bestimmte Stunden innezuhalten habe, den Rat ihrer Freundin befolgend, rasch sagte: „Nein, ich bin Konzertsängerin.“

„O,“ sagte die Dame lächelnd, „das trifft sich ja herrlich; hier neben Ihnen würde meine Tochter wohnen, die ich ebenfalls im Gesang ausbilden lasse; da können die Damen hübsch zusammen musizieren.“

Arme Asta — entsetzlicher Gedanke! Musikalische Nachbarschaft und obendrein Gesang, die „Kolleginnen“-Freundschaft einer Dilettantin, hier verlogenes Lob, dort lächelnder Neid, und das neue Licht überall am Ellenbogen in den Kreisen ihrer Künstler-Freunde — unmöglich! ... Asta mußte sinkenden Herzens wiederum bedauern.

In fünf Minuten war die Adresse „Hedemannstraße“ erreicht, die mit Familienanschluß. Man wohnte zwar vier Treppen hoch, aber ein freundliches, wenn auch nicht allzu sauberes Kind öffnete dienstfertig und „gastlich“, um bei Astas Anblick mit dem Geschrei: „Mama, Mama, eine Dame!“ in das Zimmer zurück zu stürzen. Eine kleine, rundliche Frau kugelte herbei und bat unter einer Flut von Worten um Entschuldigung, daß sie ihre „kleine Schar“ gerade beim Abendbrot habe. Da saßen sie, sieben an der Zahl, wie die Orgelpfeifen um den Tisch. Das Jüngste, das zwei Jahre alt sein mochte, arbeitete und schrie in seinem Stuhlgefängnis aus Leibeskräften, weil ihm sein Rest Milch umgefallen war, welchen Umstand ein Vierjähriger für sich ausbeutete, um mit dem Zeigefinger allerlei Figuren aus der Flüssigkeit über das Wachsleinen zu ziehen. Ein achtjähriger Wildfang benutzte die günstige Gelegenheit, um einen Überfall auf die Zuckerdose zu verüben, was ein älterer Bruder schreiend verriet, um sich jedoch, als er von der Mutter nicht beachtet wurde, an dem Raube fröhlich zu beteiligen. Ein großäugiges Mädel von vielleicht zehn Jahren teilte seine Aufmerksamkeit zwischen Asta und einem großen Stück Musbrot.

„Das Zimmer ist gleich hier nebenan,“ lächelte die freundliche, kleine Frau, und es gelang ihr, alles andere zu übersehen. Sie traten ein, das Pflaumenbrot folgte und hielt sich bewundernd in der unmittelbaren Nähe von Astas schwarzem Sammetkleide. Der Raum an sich wäre nach einigen kleinen Änderungen in der That ganz passend gewesen, allein dieser „Familienanschluß“ ...

„Was Sie für schöne Sachen haben!“ Damit strichen die Musfinger, nachdem sie rücksichtsvoll abgeleckt waren, an den schweren Falten nieder — Die Sängerin entfloh mit der Versicherung, ihren Entschluß schriftlich mitteilen zu wollen.

Also wieder nichts! Nun blieb nur noch die Möckernstraße; Asta war schon fast völlig verzweifelt, ihr Kopf schmerzte, und die Glieder versagten nachgerade den Dienst bei den endlosen Treppen. Aber sie wollte doch nicht in der zwölften Stunde umkehren. Also die letzten drei Treppen.

Ah, das schien etwas werden zu sollen. Einfach aber nett, ein zwar nicht gerade mit feinem Geschmack aber doch behaglich ausgestattetes Zimmer — die großen Sträuße gemachter Blumen würden ja zu entfernen sein — und dazu eine lachende, frische, kleine Wirtin mit zwar recht dummen aber so urgutmütigen Blauaugen. Asta war eben im Begriff, das Zimmer zu nehmen, als sie plötzlich eine zweite Thür erblickte, die seitlich in ein anderes Zimmer führte.

„Aber was ist denn das noch für ein Zimmer dort?“ rief sie, „der Inhaber muß ja durch dieses hindurch!“

„O, das macht nichts,“ war die urvergnügte, harmlose Antwort, „da wohnt ein junger Kommis, aber der wird Sie gar nicht genieren, der kommt immer erst des Nachts nach Hause!“

Kämpfend zwischen Lachen und nervösem Weinen erwiderte die arme Asta, daß es sie doch wohl einigermaßen genieren würde, wenn auch die kleine Frau



wiederholt versicherte, den Studenten, der da früher gewohnt habe, hätte es durchaus nicht inkommodiert.

Am andern Morgen erhielt Thoma Liengaard folgende Karte:

„Ich kann nicht mehr. Verschaffe mir das Zimmer, es mag sein, wie es will, nur — ansehen kann ich keins mehr! Asta."

Zweites Kapitel.

Auf allen freien Plätzen und in den Alleen-Straßen der Hauptstadt standen Weihnachtsbäume im tiefen Schnee; zwischen ihnen bewegten sich mit frohen oder kritischen Gesichtern Käufer und Käuferinnen aus allen Ständen. Auf dem Belle-Alliance-Platz vor dem Halleschen Thore waren außer den Bäumen noch Buden aufgestellt mit billigem Spielzeug, Pfefferkuchen und Baumschmuck, allerlei buntem Flitter und Tand. Sehr lebhaft drängte und schob sich's hier, wo drei große Verkehrsadern der Hauptstadt münden und ihr Leben ergießen, und dazu verursachte das Rasseln der Waldteufel, das Rufen der Budenleute, das eintönige Anpreisen der Papierketten-Verkäuferinnen und das bringliche Flehen der kleinen Buben mit Hampelmännern einen ohrenbetäubenden Lärm.

Vor einer Gruppe kleinerer Christbäume standen zwei Personen, die Bäumchen musternd, und augenscheinlich mit der Absicht, einen davon zu erstehen. „Nun, meine Dame, welcher soll's denn sein? Hier, eine Mark, eine Mark fünfzig, zwei Mark, Sie können jede Größe haben."

Die Angeredete errötete ein wenig bei der vergnügten Schwatzhaftigkeit des Verkäufers und sagte leise: „Das ist mir alles zu teuer, haben Sie nicht einen kleineren Baum?"

Sie war eine auffallende Erscheinung in ihrem einfachen, schwarzen Gewande, das die hohe, schlanke Gestalt noch über ihre Größe hinaushob, und mit dem stolzen, regelmäßigen Gesicht unter dem gleichfalls schwarzen Hut, dessen Form und schlichter Aufputz eigens für dies Gesicht erfunden zu sein schienen. Ihr Arm stützte mit sorgsamem Bedacht einen alten Mann, dessen gebückte Gestalt wohl einst die ihrige überragt hatte, und dessen langes, schlohweißes Haupt- und Barthaar ihn noch jetzt zu einem schönen Greise machten.

„Findest Du hier nichts, Constanze?" fragte er jetzt.

„Nein, lieber Vater," war die leise Entgegnung, und „komm," fügte sie hinzu, als sie sah, wie ein Häuflein Gaffer sich bereits um sie versammelt hatten, um den eventuellen Kauf mit ihrer Neugier zu begleiten oder das interessante Paar doch mit offenem Munde anzustarren. Unangenehm berührt wandte sich das Mädchen mit einiger Hast von dannen, und die Fürsorge, die ihre Augen dabei den Schritten des Vaters leisteten, ließ erkennen, warum die seinigen sich meist gesenkt hielten: er war blind.

Unter den vielen, die ihren Weg durch den lärmenden Platz suchten, machte sich jetzt ein junger Mann Bahn, der augenscheinlich der Lindenstraße zustrebte. Eben als er am Ausgange des Platzes angelangt war, wurde er des seltsamen Paares ansichtig, wie sie gerade um ein kleines Bäumchen, das in einem Blumentopf steckte, mit dem Verkäufer handelseinig wurden. Rasch trat der junge Mann hinzu. Sein schönes, kraftvolles Männergesicht strahlte auf, als er tief den Hut vor der jungen Dame zog und sagte: „Guten Morgen, Fräulein, guten Morgen, Herr Farel, da komme ich ja gerade zur rechten Zeit; Sie erlauben mir doch trotz unserer noch jungen Nachbarschaft, Ihnen das Bäumchen nach Hause zu tragen . . . O, Sie glauben wohl, daß ich Ihnen damit durchgehe," fügte er mit der liebenswürdigsten Art von der Welt hinzu, als er sah, daß Constanze remonstrieren wollte, „ein Wunder wär's nicht, wenn mir solche Gedanken kämen, da könnte ich mir mein einsames Junggesellenstübchen doch wenigstens mit der Erinnerung an gute, alte Kinderzeiten erfüllen."

Und bereits wanderten die drei die Lindenstraße entlang, wobei der junge Mann das Bäumchen in der linken Hand trug, rechts den blinden, alten Herrn vor dem Anprall der eiligen Passanten mit seiner Person schützend.

„Reisen Sie denn nicht fort, Herr Lambert?" fragte das junge Mädchen.

„Leider nein," war die Entgegnung, „nahe Verwandte besitze ich gar nicht, und ich habe auch zu thun: die allegorischen Figuren für das neue Marinegebäude in K. müssen fertig, und ich kann nach Neujahr das eine Modell nicht mehr bekommen."

„Da werden Sie gewiß bei Geheimrat Scholtens sein am heiligen Abend?"

„Doch nicht. Scholtens haben erstens einen ganzen Haufen lärmender Kinder und zweitens einen ebenso großen Haufen lärmender Gäste; ich aber liebe keine lärmende Weihnacht."

„So werden Sie allein zu Hause sein?" mischte sich hier der alte Herr in das Gespräch der beiden. „Da sollten Sie doch —"

„Bewahre, lieber Vater, allein wird Herr Lambert schwerlich bleiben," fiel Constanze hastig ein, „da ist ja Herr Bolinder, Herr Linsky, Herr von Echten, die auch alle allein sind, da läßt sich ein ganz vergnügter Abend herstellen in dem einsamen Junggesellenstübchen. Ich glaube nicht, daß die Herren zu bedauern sind."

Sie hatte rasch und mit einer abweisenden Betonung gesprochen, die beiden Herren nicht entgehen konnte. Da sie aber eben an dem gemeinschaftlichen Ziel, einem einfachen Hause in der Neuenburgerstraße, angekommen waren, so unterblieb eine Erwiderung, und nur das rasche Erröten des schönen Männergesichtes und ein Blitz seiner klaren, blauen Augen zeigte dem jungen Mädchen, daß ihre Worte gut verstanden worden waren. Max Lambert grüßte noch einmal tief und ehrerbietig, als er an der Thür der kleinen Gartenwohnung dem stolzen Mädchen das kleine Christbäumchen einhändigte, dann ging er über den Hof und verschwand hinter einer andern Thür, an der zu lesen war: Max Lambert, Bildhauer.

„Warum warst Du denn eben so unhöflich gegen

Herrn Lambert, mein Kind?" fragte erstaunt der alte Herr, als Constanze ihm den Rock abnahm und an den Riegel hängte. „Es war ein schlechter Dank für seine Freundlichkeit, uns den Baum zu tragen."

„Ich — ich — Herr Lambert ist uns fast fremd, lieber Vater, und es wäre mir schrecklich, einen Weihnachtsabend unter Zwang zu verleben; außerdem — was können wir ihm bieten, daß wir ihn von anderer Gesellschaft fernhalten dürften durch unsere Einladung!"

„Was wir ihm bieten können, meine Constanze? Nun, das weiß er ja so gut wie Du und ich, und er hätte ja ablehnen können, wenn es ihm nicht genügte. Ich erkenne mein stolzes Kind gar nicht wieder, das sonst immer sagte: Vater, sind wir nicht Fürsten, wenn wir spielen!"

Constanze schlang ihre Arme um den Hals ihres Vaters und küßte ihn. „Ja, mein Vater — wenn wir spielen! Aber vielleicht versteht Herr Lambert gar nichts von der Musik, vielleicht liebt er sie gar nicht!"

„Mein liebes Kind, Herr Lambert ist ein Künstler, man sagt mir, daß er ein großer Künstler werden könne, und alle Kunst versteht einander oder doch alle Künstler: wir sind eine Art, eine gleiche Art . . . und nun schau einmal nach dem Feuer, mein Kind, es war bitterkalt draußen, und dann gieb mir meine Geige, dann wollen wir Fürsten sein!"

Georg Farels Leben war nicht immer so ruhig dahingeflossen wie jetzt, darum erschien er auch älter als seine sechzig Jahre. Mit zweiundzwanzig Jahren von seinen Lehrern entlassen als ein Schüler, der sich nun selbst Lehrer sein konnte, schien der junge Künstler die glänzendste Zukunft vor sich zu haben, die jugendlicher Ehrgeiz sich wünschen konnte. Jung, schön, ein Genie, voll Kraft und Feuer, so stürmte er ins Leben hinaus, alles von ihm fordernd, was es an Herrlichkeit und Wonne zu geben haben würde. Einige Reisejahre brachten Erfahrung und Menschenkenntnis, und eben dachte der junge Künstler daran, in ein ruhigeres Geleise einzulenken, als das Schicksal ihm alle seine Pläne über den Haufen warf. Es war in Wien gewesen, wo er die elegante und kunstsinnige Welt durch sein wunderbares Spiel entzückt und erobert hatte — da hatte er sie kennen gelernt, seine Melitta, die das Schicksal seines Lebens werden sollte. Sie war eine junge schöne Sängerin, deren Schönheit im Vereine mit den Lobpreisungen ihrer Mutter, über ihre mangelnde Begabung hinwegtäuschten. Georg Farel schloß sich ihr leidenschaftlich an, sie erwiderte seine Gefühle in ihrer eigenen fröhlichen, leidenschaftslosen Art. Man reiste zusammen und konzertierte zusammen, bis der plötzliche Tod seiner Mutter den jungen Künstler in die Heimat rief, ehe ein bindendes Wort gesprochen war. Zwei Jahre vergingen, ehe er die Geliebte wieder fand, die er gesucht, um sie nun für immer an sich zu fesseln. Er fand sie in München — als die Braut eines andern. Leidenschaftliche Scenen folgten; die lebenskluge Mutter bestand auf dem Verlöbnis mit dem wohlhabenden Privatdozenten, Melitta schwankte zwischen einer ähnlichen Rücksicht und dem Hinneigen ihres sorglos-heitern Temperaments zu einer wanderfrohen Künstlerlaufbahn. Farel aber, leidenschaftlich und rücksichtslos, ertrug diesen Zustand nur wenige Tage; er stürmte zu seinem glücklicheren Nebenbuhler, erzählte ihm von früher, von seiner Liebe, seiner Verzweiflung und flehte ihn an, ihm Melitta zurückzugeben. Ernst und bleich hatte ihn jener angehört. „Wir wollen sie selbst entscheiden lassen," hatte er dann gesagt. Und das erschrockene Mädchen war in Thränen ausgebrochen und hatte ein ängstliches „Ich weiß nicht . . ." hervorgebracht. Da hatten beide Männer zugleich gesprochen. „Dann bist Du mein!" hatte Farel jubelnd gerufen, und: „Dann kannst Du nicht mein sein," hatte der ernste Gelehrte leise gesagt. So war sie des Künstlers Weib geworden und hatte ihm nach kurzen, glücklichen Jahren ihr einziges Kind, Constanze, geboren, um ihn dann mit dem armen kleinen Wesen allein zu lassen in der Welt. Da war sein junger Mut gebeugt worden, und er hatte sich einsam zurückgezogen, um sich und die Welt zu vergessen. Und als er wieder neuen Mut gefunden — da hatte die Welt ihn vergessen, und neue Sterne am Himmel der Kunst verdunkelten den seinen. Untergegangen, ehe er noch die rechte Höhe erreicht — das war Georg Farels Schicksal geworden, und er hatte es getragen, wie so viele vor ihm: wild sich auflehnend zuerst, dann immer stiller, zuletzt ganz still . . . und in dieser Stille hatten sich zwei Trösterinnen ihm wieder gesellt, die er in der ersten Bitterkeit von sich gestoßen hatte: die Erinnerung und seine Kunst. Mit ihrer Hilfe hatte er geschafft für sein Kind, sie standen auch zu ihm, als äußere Nacht sich auf sein Auge senkte, und erhellten ihm die Seele mit ihrem milden Licht. Und dann das Erbteil seiner Liebe, seine Constanze! Wie so anders war sie in ihrem Wesen als jene, und wie ähnlich waren ihre schönen Züge doch wiederum denen ihrer Mutter, und auch jetzt, da er sie nicht mehr schauen konnte, wie erinnerte ihn ihre Stimme an die seines Weibes, wenn auch die Constanzens tiefer und voller klang und eigentlich nie jenen lachenden, übermütigen Klang verriet, der in seine Jugend geklungen.

Ja, seine Constanze — da saß sie Tag für Tag am Klavier und gab geduldig und freundlich meist unbegabten Schülerinnen mäßig bezahlten Unterricht, um ihren einfachen Haushalt zu bestreiten. Fast unerträglich wallte das echte, stolze Künstlerblut noch immer wieder empor in des alten Mannes Brust, wenn er sie so geduldig nebenan ihr „eins und zwei und drei" zählen hörte bei dem qualvollen Gestümper einer gänzlich unmusikalischen kleinen Schülerin, oder wenn das unerträglich falsche Spiel eines faulen Quartaners seine Nerven peinigte. Und doch — es mußte sein! Er hatte es schließlich von seiner Constanze gelernt, daß es sein mußte, wenn auch seine Künstlernatur das Leben nur langsam begriffen hatte. Wie gut, daß sie so ernst war, seine Constanze, so ruhig und besonnen, wenn auch manchmal so schroff und stolz, daß er sie nicht verstand. Was hatte sie jetzt nur wieder gegen den prächtigen Menschen, den Lambert? Hatte sie ihm doch kaum

noch ein freundliches Wort gegönnt, seitdem er im Oktober das Atelier da drüben bezogen und ihnen einen freundnachbarlichen Besuch gemacht hatte . . .

Mit diesen Gedanken schlummerte der alte Herr in der Dämmerstunde des Tages, der dies kleine Ereignis gebracht hatte, in seiner Sofaecke ein wenig ein, während Constanze am Fenster auch die fleißigen Hände sinken ließ. Die frühe Dämmerung hüllte die tief gelegene Wohnung noch eher ein als die höheren Etagen, und die Stille, die hier hinten herrschte, machte das Träumen so leicht.

Träumte es denn auch wohl hinter jener stolzen Mädchenstirn? Fast schien es, als müßten diese lieblichen, gaukelnden Gäste anderer Mädchenköpfe zurückschrecken vor dem abweisenden Blick der klaren blauen Augen, die da still auf den weißen Schnee draußen blickten. Da wurde drüben eine Thür geöffnet. Constanze sah nicht hin aber sie kannte den Ton dieser Thür, sie kannte auch den Schritt, der dann, fest und elastisch zugleich, über den Hof ging, und sie sah das warme blaue Auge und den prächtigen blonden Künstlerkopf deutlich vor sich, auch wenn sie die Augen schloß und sich tief zurücklehnte in die Falten der dunklen Gardine.

In demselben Augenblick ertönte schrill die Klingel der kleinen Wohnung. Mit einem leisen Aufschrei sprang Constanze empor, beide Hände wie erschrocken auf die Brust drückend. „Ha, wer kommt da?“ fuhr auch der alte Herr, noch halb träumend, empor und hörte es nicht, wie Constanzens Stimme zitterte, als sie sagte: „Ich will gleich nachsehen, Vater . . . Giebt es etwas Thörichteres als so eine alte Jungfer!“ schalt sie sich dann, als sie mit hastigen Händen ein Licht entzündete und an die Thür eilte.

„Onkel Brenz!“

„Er selbst, mein Kind, wie er leibt und lebt — ah, Ihr ‚schummert‘ wohl noch, aber nun ‚mehr Licht‘, Töchterchen, und dann einen heißen Grog für zwei erfrorene nächtliche Wanderer! Ich bringe hier nämlich noch jemand mit, der auch vielleicht nicht unzugänglich dafür sein dürfte; was?“

Constanze ärgerte sich, daß ihr Herz wieder einen Moment schneller schlug, als sie hinter dem alten Hausfreund noch eine hohe Gestalt und einen Herrenhut im Dunkel des Flures erblickte, doch als sie dann einen Augenblick später beim hellen Lampenlicht den zweiten Gast erblickte, lächelte sie — es war eine Dame.

„Das hier ist meine neue Stubennachbarin bei meiner ehrsamen Madame Schmidt; die Philosophie scheint der alten Dame so sehr zu behagen, daß sie bei dem diesmaligen Wechsel neben mir in der Farbe geblieben ist: — Fräulein Doktor Clara Cavalcanti, ‚Dr. phil‘, beiläufig der erste weibliche Doktor, der mir so nahe zwischen die Finger gerät.“

„Und nach dem Grundsatze ‚One's misfortunes should be shared by one's friends‘ bringt mich Herr Doktor Brenz Ihnen heute mit.“

Das klang ganz frisch und liebenswürdig, und dennoch konnte Constanze nicht gleich Sympathie fassen für diese etwas handfeste Mitschwester mit männlichen Allüren, die zwar nicht größer war als sie selbst, von ihnen beiden aber doch bei weitem die derbere erschien. Sie war um eine Antwort verlegen und war ihrem Vater dankbar, als dieser mit einem Anfluge alter Ritterlichkeit sagte: „Wir freuen uns, daß auch die junge Wissenschaft sich heute bei uns einfindet, und wir hoffen, daß sie —“

„Bei uns alt werde — das wolltest Du doch sagen?“ neckte Willibald Brenz, als der alte Herr stockte.

„Nicht ganz,“ lächelte jener. „Er ist ein alter Spötter, mein Fräulein, Sie werden das auch schon gefunden haben. Ich wollte sagen: hoffen wir, daß sie gute Kameradschaft halte mit der ewig jungen Kunst.“

„Ach, natürlich,“ rief der alte Professor, „die Kunst, die ewig junge, und ihre Jünger — sollte das Wort symbolisch sein — die ewigen Kinder! Das sieht man doch nun schon wieder daran, daß Constanze uns müden und erstarrten Wanderern noch nicht die geringste Herzstärkung angeboten hat; noch nicht einmal einen Kuß hast Du mir gegeben, Mädchen!“

Constanze lachte. „Da hast Du zwei für einen, Onkel Willibald, und nun soll auch sofort der Kessel summen. Aber wahrhaftig, Du hast recht, es ist schon halb sechs und wir haben unsern fünf Uhr-Thee auch noch nicht genommen; so verbummelt man schon am ersten Ferientag. Du nimmst wohl gleich Deinen Grog, Onkel Doktor, und Sie, Fräulein Cava — o, verzeihen Sie, aber Ihr Name ist so ungewöhnlich —“

„Cavalcanti, Ca—val—can—ti,“ war die frische Entgegnung, „doch dem ist sehr leicht abzuhelfen — nennen Sie mich doch ‚Doktor‘ wie Ihren Onkel hier — es kommt mir zu mit dem gleichen Recht, und ich höre es lieber.“

„Gut, sagte Constanze liebenswürdig — „also Fräulein Doktor — schließen Sie sich Onkel Willibald auch in geistigen Getränken an, oder darf die Kunst Sie in diesem Falle zu den ihrigen zählen, das heißt zu den Verehrern des duftenden Chinastrauchs?“

„Nein, da bitte ich denn doch um ‚Wissenschaft‘,“ sagte Fräulein Doktor ein wenig spöttisch.

„O, verachten Sie mir meinen Thee nicht,“ rief Constanze lebhaft, während sie den kleinen Tisch rasch und geschickt herrichtete, „Sie sollten nur hören, was Theodor Storm über dies Getränk sagt; Ludwig Pietsch teilt es in seiner Lebensbeschreibung mit; die genauen Worte sind mir entfallen, aber es war in dem Sinne, daß je feiner eines Menschen Gemüt organisiert sei, desto mehr liebe er den Thee.“

Sie merkte erst, als sie es gesagt hatte, daß sie eigentlich unfreundlich war; aber Fräulein Doktor blieb ihr nichts schuldig.

„Da wäre ich allerdings schlimm daran, wenn das Gemüt das Wesentlichste beim Menschen wäre,“ sagte sie flott, „da ich nun aber den Geist darüber stelle, so halte ich mich“ — sie lächelte und verbeugte sich wie ein Mann — „an die geistigen Getränke.“

Constanze reichte ihr das schon bereitete Glas

dampfenden Grogs. „Warum stellen Sie den Geist über das Gemüt?“ fragte sie dabei ruhig.

Willibald Brenz blickte mit einem Ruck seines energischen grauen Kopfes in derselben Sekunde von einer zur andern, zog dann die buschigen Augenbrauen hoch in die Höhe, während er schmauchend seine Cigarre in Brand setzte. Auch der junge weibliche Doktor stutzte.

„Warum — ja mein Gott, warum? Das ist eine komische Frage! Ich thue es nun mal; der Geist scheint mir mehr wert zu sein als das Gemüt. Sie werden, wie ich vermute, das Gleiche mit dem Gemüt thun. Das sind eben Ansichtssachen.“

„Oder Erfahrungssachen,“ entgegnete Constanze. „Inwiefern ist der Geist mehr wert als das Gemüt?“

„Nun, das ist doch wohl klar genug; er leistet mehr.“

„In allen Fällen doch wohl nicht.“

„Ah bah, kommen Sie mir nicht wieder mit den abgeleierten sentimentalen Geschichten von Unglück und Not 2c. 2c., wo nur das Gefühl drüber hinweghelfen könne — mit der Philosophie kommt man ebenso weit.“

„Vielleicht. Aber nicht ebenso hoch!“ sagte Constanze leise.

„Gut gesagt, aber doch nicht ganz richtig. Was thu ich mit den Sternen, wenn ich über ihrem Betrachten den Boden unter den Füßen verliere!“

„Ich weiß es nicht,“ sagte Constanze lächelnd, aber auch ein wenig trotziger gegenüber dem belehrenden Ton des weiblichen Doktors — „noch weniger aber wüßte ich mit der Erde anzufangen, wenn die Sterne sie nicht erleuchteten.“

Nun schien es dem alten Professor an der Zeit, sich einzumischen. „Vergiß den Mond nicht, mein Töchterchen,“ fiel er ein, „er ist sehr wichtig, noch viel wichtiger als die Sterne, allein schon für die Dichter — was fingen sie ohne ihn an! Dann aber vor allem jener gute Freund, der Kosmopolit Herr Kneipmaier, der kann ihn fast noch weniger entbehren, wenigstens meinte das sein ungarischer Bruder in Gambrinus, der, vor die Wahl gestellt zwischen Sonne und Mond, sich kurz und gut für diesen entschied, denn ‚bei Tag‘ is sich von selbst hell!‘“

Alle lachten; dann, auf die Absicht des alten Doktors, das Thema zu wechseln, eingehend, fragte Constanze: „Lieben Sie die Musik, Fräulein Doktor?“

Die Angeredete zog ein drolliges Gesicht. „Hm — ich war auf diese Frage in diesem Hause natürlich vorbereitet und habe mir daher schon den ganzen Weg entlang überlegt, was ich eigentlich so recht darauf antworten solle . . .“

„Also: nein,“ lachte Constanze, um dann ernster hinzuzufügen: „Ich verstehe es absolut nicht, wie ein Mensch die Musik nicht lieben kann, sie scheint mir etwas ebenso Notwendiges wie die Religion.“

„Das heißt also: etwas Überflüssiges.“

Constanze zuckte leicht zusammen. „Es kann Ihr Ernst nicht sein, die Religion für etwas Überflüssiges zu erklären!“

„Gewiß! Für die gebildeten Kreise ist sie überflüssig, für das Volk mag sie, als Zuchtmittel, nötig sein.“

„Ja, man hört diese Ansicht oft, aber sie ist mir immer falsch erschienen. Ich meine, daß, gerade wenn man sie als Zuchtmittel betrachtet, der sogenannte Gebildete die Religion viel mehr braucht als der Arme und Niedere. Dieser steht ja fortwährend in der ‚Zucht‘ der Armut, der Abhängigkeit, des Gehorchens, der Menschenfurcht, jener muß durch Gottesfurcht ‚gezogen‘ werden. Vor allem aber, ob arm oder reich — mir scheint, daß wir Frauen alle der Religion nicht entraten können, wenn wir glücklich sein wollen.“

„Wir Frauen, wir Frauen! Als ob für uns andere geistige Gesetze gälten wie für die Männer! Ich will gar nicht in erster Linie als ‚Frau‘ betrachtet werden, es erbost mich aufs äußerste, wenn dies geschieht! Ich bin zuerst und zuvörderst Mensch und erkenne als solcher keinen Unterschied an zwischen mir und dem Manne.“

„So hätte Gott nach ihrer Meinung völlig zwecklos die beiden Geschlechter unterschieden?“

„Nein, natürlich nicht; zum Zweck der Fortpflanzung waren sie nötig, ich stehe da auf dem Boden der Naturwissenschaften.“

„Und ich meine, wenn dies der alleinige Zweck gewesen wäre, so hätte die Natur auch eine andere Weise finden können, ihn zu erfüllen, da sie immer und überall die einfachsten Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke wählt — es muß daher ein höherer, ein ethischer Zweck angenommen werden.“

„Und der wäre?“

Der spöttische Ton dieser Frage verdroß Constanze und gab ihrer Antwort mehr Schärfe, als es sich wohl für sie als Wirtin ziemte.

„‚Jemandem etwas begreiflich machen wollen, was für ihn gar nicht da ist, ist immer vergebliche Mühe‘, sagt Richard Rothe in seinen ‚Aphorismen‘; Sie würden alles, was ich hier sagen könnte, belächeln, und dazu ist es mir zu gut; auch sollten“ — hier versuchte sie ihre Worte durch ein Lächeln zu mildern — „zwei so sehr verschiedene Menschen, wie wir beide sind, nicht miteinander streiten — es kommt nichts dabei heraus, denn die Waffen erreichen sich nicht, und jeder ficht ins Leere.“

„Sie müssen es meiner Tochter schon zu gute halten, Fräulein Doktor, wenn sie etwas sehr energisch bei ihrer Meinung beharrt,“ sagte hier der alte Geiger liebenswürdig, „sie ist nun mal das Dominieren gewöhnt; ihren alten Vater wenigstens hat sie völlig unterm Pantoffel.“

„Und ihren alten Onkel dazu!“ rief der Professor.

„Was Ihnen auf jeden Fall einen recht heiteren Begriff von der Solidität meiner Füße geben muß;“ rief Constanze lachend, wiederum bereitwillig dem Bemühen der Herren folgend, die Stimmung nicht gereizt werden zu lassen. Sie schalt sich, daß sie das nicht besser zu vermeiden wußte, und doch — dieser weibliche „Dr. phil.“ war so provozierend!

„O, ich bin das Scharmützeln schon gewöhnt, Herr Farel,“ sagte diese bereits, „leider zählt ja die Frauenemancipation die schlimmsten Feinde unter dem eigenen Geschlecht, das wurde noch am Dienstag in unserem Verein ‚Frauenanwalt‘ sehr richtig betont;

und mit meiner Schulfreundin Thoma Liengaard zanke ich mich stets über diese Fragen herum."

„Fräulein von Liengaard? Ist sie nicht eine Dänin von Geburt, und ist sie nicht eine Verwandte der Geheimrätin Scholten, die Vorstandsdame bei den Volksküchen ist?"

„Ganz recht; kennen Sie sie?"

„Ich habe sie flüchtig dort im Hause und dann hier in der Volksküche gesehen, wo sie mit ihrer Tante zur Aushilfe war, und wo ich etwas Gemüse für uns holte."

„Aus der Volksküche?!"

Constanze lachte amüsiert auf. „Ja freilich! und ich kann es Ihnen sehr empfehlen: billig und gut! Ich helfe mir oft so aus, wenn ich der Stunden wegen nicht ordentlich kochen kann. Hahaha, Ihr Gesicht ist zum Malen! Aber vielleicht söhnen Sie sich mehr mit dem Gedanken aus, wenn ich Ihnen sage, daß" — Constanze stockte plötzlich und wurde rot; sie hatte daran gedacht, daß Herr Lambert auch öfter für sich und seine Modelle dort Essen holen ließ, aber sie brachte den Namen doch nicht über die Lippen, vor diesem Fräulein Doktor nicht!

„Nun?" fragte diese.

„O, ich wollte nur sagen, daß ein Verwandter von Scholtens, ein junger Künstler, dort auch manchmal Essen holen läßt."

Constanze war sehr froh, daß diese Worte Doktor Clara auf eine falsche Fährte lenkten.

„Ah, Sie meinen den Maler Linsky? Nun ja, der ist auch dafür ein echter, rechter bohémien, heute Volksküche, morgen Hiller, den dritten Tag nichts — im übrigen ein famoser Kerl, nicht wahr?"

„Ich kenne ihn wenig, habe ihn nur hin und wieder flüchtig gesehen, wenn ich bei Scholtens zur Klavierstunde kam (und ‚wenn er zu Herrn Lambert kommt,' konnte sie wieder nicht sagen). Aber inwiefern ist er ‚famos', als Mensch oder als Künstler?"

„Von seinen Malereien habe ich keinen Schimmer, habe nie etwas gesehen; er soll viel Talent haben und schrecklich faul sein. Aber er ist für meinen Geschmack das Ideal alles Forschen, Männlichen!"

Constanze lachte. „Finden Sie es ‚forsch' und ‚männlich', viel Talent zu haben und faul zu sein?"

„Sie sind ein Fragegenie! Ich meine sein Äußeres — gefällt Ihnen das nicht?"

„O doch. Aber was die Männlichkeit angeht, so habe ich sie nie in etwas Äußerlichem finden können."

„Das hätte ich mir denken können: Sie sind ein fürchterlicher Seelenmensch, alles Körperliche kommt gewiß schlecht bei Ihnen fort, und das ist wunderbar genug; ich habe das sonst nur bei häßlichen Mädchen gefunden," und dabei verbeugte sich Fräulein Doktor wieder wie ein Kavalier vor ihrer schönen Mitschwester.

Constanze fühlte sich höchst unangenehm berührt von dieser pseudo-männlichen Ritterlichkeit, daher sprang sie ohne Antwort auf und rief: „Wie wär's, Väterchen, wenn wir die F-dur-Romanze von Beethoven spielten? sie ging gestern so gut."

„Recht so, mein Kind," sagte der alte Professor, „das war's, was uns fehlte; und nun hören Sie zu trotz alledem, Fräulein Kollega, nun sollen Sie mal was Ganzes hören!"

Der alte Geiger und seine Tochter spielten. Die Geige sang unter dem klaren Strich des greisen Künstlers, und wie zu einem Ton schmiegte das Klavier sich in die meisterliche Führung. Wie ein gesungen Lied klang die Romanze hinaus in den stillen Hof, wo die Flocken fielen.

Als sie kaum begonnen hatten, kam Max Lambert zurück; wie er durch das Vorderhaus schritt, hörte er die Frau des reichen Rechtsanwalts im Parterre laut und talentlos ein Salonstück trommeln, daß es irritierend durch den leeren Hausflur schallte; eilig durchmaß er diesen. Seine Schritte verklangen draußen in dem fallenden Schnee — jetzt hielten sie an vor den verhangenen Fenstern der kleinen Gartenwohnung ... Da spielten sie, echte, wahre Künstler in jedem Ton. Wohnten auf dem Hofe — wie Bettler. Spielten für sich allein — wie Könige. Max Lambert horchte hinauf, bis sie geschlossen hatten, dann wandte er sich zum Gehen.

Da wurden dort oben wieder ein paar Akkorde angeschlagen, und er stand wieder still ... „Stille Nacht, heilige Nacht" klang's zu ihm hinaus in den Winterabend. Das liebe alte Zauberlied, es zwingt gleichsam die Stimmen zum Mitsingen. Constanzens schöner, weicher Mezzosopran setzte zuerst ein, ihr Vater folgte, dann hörte der junge Bildhauer noch eine andere Männerstimme sich gesellen, und als der letzte Vers hinaustönte zu dem einsamen Lauscher da drunten, da zwang auch ihn das alte, traute Kinderlied ... „darum schlägt die rettende Stund' Christ, in Deiner Geburt", fiel die klare, junge Männerstimme mit ein und mischte sich kraftvoll mit Constanzens innigen Tönen. Als man dort oben dann aus dem Fenster lugte, war niemand mehr zu sehen.

Eine halbe Stunde später befanden sich der alte Professor und seine junge Gefährtin auf dem Heimwege. Zuerst schritten sie stumm nebeneinander her, endlich fragte der alte Gelehrte: „Wissen Sie nun, warum ich Sie dorthin gebracht habe?"

„Da ich von Musik nichts verstehe und unmöglich Geschmack finden kann an den ewig gleichen Sentimentalitäten unaufgeklärter, junger Mädchenköpfe — nein! Aber sicherlich wollten Sie mich durch dies Experiment zu irgend etwas erziehen, obgleich ich vorläufig noch nicht weiß wozu; denn Klavierlehrerin kann ich doch unmöglich werden!"

„Zum Glück für Ihre etwaigen Schülerinnen, nein!" grollte der alte Herr ingrimmig.

Fräulein Doktor sah ein, daß sie verletzend gewesen war. „Verzeihen Sie mir," sagte sie rasch, „ich meinte nichts Unfreundliches gegen andere, aber man wird in meiner Lage durch die ewige Defensive gar zu leicht offensiv."

„Hm, hm," brummte der alte Herr in den grauen, bereiften Bart hinein und ließ es unentschieden, was er damit meinte; dann zog er den Schlüssel, drückte die Hausthür zu ihrer gemeinsamen Wohnung auf und stieg mit jugendlicher Frische die drei Treppen empor. Als sie sich auf dem inneren Korridor der Wohnung trennten, sagte er: „Vielleicht finden Sie

es doch noch selber heraus, was ich Ihnen dort zeigen wollte; ich will Ihnen einen Hinweis geben, wo es zu suchen ist. Nehmen Sie einmal den Fall an, Sie stürben in dieser Nacht, und den anderen Fall, Constanze Farel stürbe in dieser Nacht."

„Hm — und was weiter?"

„Weiter nichts. Das weitere fällt Ihnen dann ganz von selber ein. Schlafen Sie wohl."

Drittes Kapitel.

„Hurra, es klingelt schon wieder — das ist Onkel Linsky!"

Geheimrat Scholtens bewohnten die zweite Etage eines eleganten Hauses in der Landgrafenstraße. Aus bemittelter Familie stammend und mit einer gleichfalls wohlhabenden Cousine verheiratet, führte Herr Scholten jetzt, bei ausnahmsweise glücklicher Carriere, eine recht behagliche Existenz mit seiner aus sieben Köpfen bestehenden Familie. Von seinen fünf Kindern war das älteste ein Mädchen: seine eben erwachsene Tochter Helene; dann folgten drei außergewöhnlich lebensfrohe Knaben, und endlich machte ein kleines sechsjähriges Mädchen wieder den Beschluß.

Diese ganze junge und jüngste Gesellschaft fand sich in der Schummerstunde des vierundzwanzigsten Dezember in dem kleinen, zierlich ausgestatteten Boudoir von Schwester Helene, das heute als Versammlungsort dienen sollte, installiert, und aus ihrer Mitte tönte jener jubelnde Kriegsruf, den der dreizehnjährige Hans ausgestoßen hatte, und der für die drei Jahre jüngeren Zwillinge das Signal war, mit dem älteren, tonangebenden Bruder zugleich auf die Thür loszustürzen.

„Aber Hans, Friedhelm, Ihr sollt ja nicht hinaus auf den Korridor, Mama hat es doch noch besonders verboten!" rief die ältere Schwester, sprang hinzu und schloß mit einer raschen Bewegung die Thür ab.

Bei dem plötzlichen Rückprall, den diese verblüffende Handlungsweise zur Folge hatte, kam aber Verwirrung in die drei Paar wilden Beine, und kaum rettete sich Helene vor den purzelnden, zappelnden Jungen, die sich auf dem Teppich balgten. Klein Elly aber, in ihrer sechsjährigen Behäbigkeit, war nicht so glücklich gewesen wie die schlanke Schwester, sie war umgerissen worden, hatte sich weh gethan und that dies nun unter herzbrechendem Schluchzen der Welt kund.

„Mein Gott, es ist nicht zum Aushalten mit Euch," rief die Älteste, „wenn Ihr nun nicht artig seid, müßt Ihr in die Kinderstube!"

„Hu — sie hat Nerven!" machte Hans.

„Sie hat Nerven!" echoten die Zwillinge.

„Jungens, was ist hier los!" rief jetzt eine jugendliche Männerstimme draußen an der Thür. Gleich drängten die drei wieder hinzu.

„Geht's noch nicht bald los, Onkel Herbert?" schrie Hans mit ein[illegible]me, als sei die Thür eine undurchdrin[illegible]

„Lene hat zugeschlossen, weil wir raus wollten," schwang sich Friedrich, der „älteste" der beiden Zwillinge in gleichem Fortissimo zu einer selbständigen Erklärung auf.

„Ja, wir wollten raus!" echote Wilhelm, dessen letzte Namenssilbe, vereint mit der ersten des Zwillingsbruders den gemeinsamen Namen Friedhelm für beide ergeben hatte. Bei ihm hatte sich der Ton schon ein klein wenig abgeschwächt, denn „Lene" hatte bei dem Zuruf von draußen stillschweigend den Schlüssel aus der Tasche gezogen und wieder geöffnet, und da stand nun ein großer breitschultriger Herr mit blondem Vollbart auf der Schwelle, an den sich die Knaben bettelnd drängten.

„Sie sind schrecklich wild, Herr von Echten!" klagte Helene, während sie sich zu dem noch immer weinenden Schwesterchen beugte, um sie zu trösten. Herbert von Echten umfaßte mit einem entzückten Blick das reizende Bild des schlanken jungen Mädchens im einfachen weißen Lodenkleide, dessen zarte Gestalt von dem roten Licht der Ampel ganz übergossen war.

„Was habt Ihr der Kleinen nun wieder gethan!" tadelte er und kniete neben der schluchzenden Elly nieder, sah dabei aber zu der errötenden Schwester empor, lächelte leise und stand rasch wieder auf.

„Wir? nichts!" war die prompte Antwort. „Sie fiel um, als Lene die Thür zuschloß, was steht sie auch immer im Wege!"

„Sie ist zu dick!" ließ sich Friedrich vernehmen, der selber über eine ganz ansehnliche Rundlichkeit verfügte.

„Kleine Madam," fügte Wilhelm hinzu und entfesselte mit diesem harmlosen Spottnamen, den man in der Familie dem kleinen dicken Fräulein gegeben, ihren Schmerz aufs neue, denn Elly haßte diesen Namen, und das war eben der Grund, weshalb er nicht in Vergessenheit geriet.

„Ihr seid ungezogen, Friedhelm," schalt Helene, „komm, Ellychen, hör' auf zu weinen, sonst erkennt der Weihnachtsmann Dein Gesichtchen gar nicht und verwechselt Dich mit einem bösen Kinde . . . Wer kam denn vorhin, Herr von Echten?"

„Ja, Onkel Herbert, war es Onkel Linsky?"

„Nein, Fräulein von Brincken . . ."

„Oah! Ooo!" hieß es langgezogen bei dem schrecklichen Kleeblatt.

„O, Tante Diana, wie nett," sagte Helene schnell und warf einen entsetzten Blick auf ihre Brüder, „wo ist sie denn?"

„Sie verschwand mit allerlei geheimnisvollen Paketen in Ihres Vaters Stube, Fräulein von Liengaard war auch dabei."

„Cousine Thoma? warum kommt sie nicht herein?"

„Da ist sie schon," sagte eine Stimme von der Thür her, und Thoma erschien in derselben, begleitet von einer zweiten Dame, die aber unmöglich das alte Fräulein Diana von Brincken sein konnte; sie war sogar in allen Stücken so ziemlich das Gegenteil dieser würdigen Dame, denn sie war jung, hübsch, groß und von freien und raschen Bewegungen. Es war Clara Cavalcanti, deren Vormund der

Geheimrat Scholten gewesen war, nachdem ihr Vater, sein bester Jugendfreund, vor einigen Jahren der früh verstorbenen Gattin gefolgt war.

Herr von Echten schlüpfte wieder hinaus. „Verzeihen die Damen, wenn ich Sie jetzt wieder mit der Rotte Korah allein lasse; aber ich bin hier heute vereidigter Knecht Ruprecht, unentbehrlicher Helfershelfer der Hausfrau, Baumanzünder und Weihnachtsstubenmädchen für alles — ah, da ist ja auch gleich Ersatz — Bolinder, he, Bolinder, nicht da hinein, Salon is heut verboten, kommen Sie mal so lange hierher und halten Sie die Jugend in Ordnung," und damit schob Onkel Herbert den jungen Bolinder, einen rechten Vetter Thomas und entfernten Verwandten der Scholtens, ins Zimmer hinein.

„Gunnar!"

„Guten Abend, Gunnar!"

Der Eingetretene war eine mittelgroße geschmeidige Figur von vollendetem Ebenmaß. Die dunkelblaue smoking-jacket stand ihm vorzüglich zu dem eigentümlichen Gesicht, das, ohne auffallend blond zu sein, doch den nordischen Typus so deutlich zur Schau trug, daß man es ohne weiteres gut mit seinem schwedischen Namen zusammenbrachte. Er hatte die fröhliche Sicherheit von begabten und etwas verwöhnten Leuten, die wissen, daß sie immer gefallen, und denen daher die Liebenswürdigkeit so leicht wird.

„Kommt Max Lambert nicht?" wandte er sich zuerst an Helene.

„Nein, er behauptet, zu thun zu haben."

„Am Weihnachtsabend — schnurriger Kauz!" Dann, nachdem er Clara begrüßt, die er, seitdem sie aus Zürich nach der Hauptstadt zurückgekehrt, schon öfter hier getroffen hatte, trat er zu Thoma. Ihre ausdrucksvollen Augen hatten ihn noch keinen Augenblick verlassen, seitdem er eingetreten war. „Wie geht's, Thoma?" fragte er, „ich sah Dich neulich in der Singakademie, aber Du hattest keinen Blick für Deinen getreuesten Diener — ganz versunken in diese neue Sängerin Asta — Asta —"

„Hurra, da ist Onkel Linsky!" unterbrach ihn dröhnend ein Freudengeschrei aus Hansens Munde, und alsbald folgte das ebenso deutliche Echo der Zwillinge: „Onkel Linsky, Onkel Linsky!"

„Laß mich an Deinem Arm turnen, Onkel."

„Nimm mich auf die Schulter, ja?"

„Onkel Arthur, unsere Zimmerflinte ist kaput."

„Jungens, wollt Ihr wohl ruhig sein! Ihr laßt mich ja die Damen gar nicht begrüßen! Heute wird nicht getobt, hier sind wir auf friedlichem Terrain, Ihr seid bloß zu große Rangen, um die Ehre gebührend zu würdigen . . . Fräulein Helene —" und er überreichte der Tochter des Hauses ein Sträußchen Maiglöckchen — „Fräulein von Liengaard nebst Kavalier, ich grüße die Herrschaften! Guten Abend, Gunnar!"

Thoma lachte und nickte leicht, „Kavalier" Clara schüttelte dem übermütigen Sprecher kameradschaftlich die Hand.

„Na, sind denn nun alle hier?"

Das vergnügteste Gesicht von der Welt, auf dem rundlichsten kleinen Körper sitzend, sah in die volle Stube hinein; lachende Blauaugen tanzten darin so fröhlich, als gehörten sie einem Kinderantlitz an, und in der Stimme klang Kinderfrische und Jugendlust.

„Mama!" — „Hurra, Mama!" — „Geht's denn nun bald los, Mamachen?"

„Um Gottes willen, Mama, mach' ein Ende, die Jungen sind unerträglich!"

An der vergnügten kleinen Frau aber schien all der Lärm abzuprallen. Lachend wehrte sie den drei Rangen, die sie mit stürmischen Liebkosungen fast erdrückten, dann sagte sie, die Thür rasch wieder an sich ziehend: „Ich lasse also anzünden!" und verschwand, von dem jubelnden Hurra des Kleeblatts begleitet, das nun kaum noch zu bändigen war. Diese letzten Augenblicke waren die schrecklichsten, und:

„O Tannebaum, o Tannebaum," fing Helene in ihrer Verzweiflung an zu singen, und man ertrug resigniert das dröhnende Fortissimo, mit dem das unbändige Trio das Lied hervorschmetterte, froh, ihrem Thatendrang wenigstens eine bestimmte, möglichst harmlose Richtung gegeben zu haben . . . Klingelingeling! Endlich erlöst!

Jauchzend stürmten die Kinder voran, fröhlich folgten die Großen. Im Saal auf einer langen Tafel brannten zwei mächtige Christbäume, in unzähligen Kerzenflammen erstrahlend; darunter bunt und vielfältig die Gaben des Christkinds. Was nützlich war, war solid und vom Besten, das Spielzeug aber einfach und nicht zu teuer, das war Mamas Grundsatz, der sich bei den derben Jungen auch trefflich bewährte. Jeder aber war sicher, auf seinem Plätzchen gerade das zu finden, was ihm besonders erwünscht gewesen, oder was ihm besonders gefiel, und das war auch bei den Gästen der Fall, deren bunter Teller mit Naschwerk immer noch begleitet war von irgend einer liebenswürdigen Kleinigkeit. Der helle Jubel der Kinder durchtönte den hübschen hellen Raum, Hans probierte entzückt eine Flöte, nach deren peinigenden Tönen die Zwillinge als Bären tanzen sollten; diese zogen jedoch vor, zunächst ein Kegelspiel auszuprobieren, wobei das Ausrufen des „Kegeljungen" Wilhelm den Hauptsport bildete; Elly ließ ihre neueste Puppe von Tante Brincken ein Mal über das andere „Mama" sagen.

Max Lambert hatte recht gehabt, als er zu Fräulein Farel sagte: „Bei Scholtens giebt's erstens einen ganzen Haufen lärmender Kinder und zweitens einen ganzen Haufen lärmender Gäste," und es war gewiß nicht jedermanns Sache, dies alles gern über sich ergehen zu lassen, allein wer ein bißchen näher aufhorchte und zusah, der fand doch wohl noch etwas anderes heraus, was es da gab in der stattlichen Etage in der Landgrafenstraße, und das der ernste junge Bildhauer gewiß auch herausgefunden hätte, wenn ihn heute nicht ein anderer Grund in seinem stillen Atelier festgehalten hätte, ein Grund, den er sich selber kaum hätte eingestehen mögen.

Und dieses andere, das war ein Eigentümliches, Ungreifbares, Undefinierbares, ein Etwas, das in den Kerzen der Christbäume knisterte und strahlte, das in

der warmen Luft hing mit ihrem Hauch von Pfefferkuchen, Orangen und Wachslichten, das auf den frohen Gesichtern der Eltern lag, und das durch das Lärmen der Kinder klang, es war der Zauber der Familienhaftigkeit, der über dem Ganzen lag, und der sich ja gerade am Christabend am innigsten geltend macht.

Er legte sich auch mit seinem linden, etwas melancholischen Weben um die Herzen derer, die hier als Gäste erschienen waren, und die auch nur als Gäste hier an dem Becher der Familienhaftigkeit tranken. Es war, als empfänden sie alle ein wenig davon, als nun die Kinder zu Bette geschickt waren und man noch in dem geräumigen Eßzimmer beim Dessert von Marzipan und Äpfeln verweilte. Es war eine augenblickliche Stille eingetreten.

„Das war heut abend echt familienhaft," sagte endlich Clara Cavalcanti langsam.

„Sie sagen das, als ob es nicht unbedingt ein Vorzug in Ihren Augen wäre," sagte Herr von Echten, der von vornherein eine Abneigung gegen den jungen weiblichen Doktor gefaßt hatte, ein wenig gereizt. Allein wenn er geglaubt hatte, sie dadurch einzuschüchtern oder zu einer verbindlichen Phrase den Scholtens gegenüber zu veranlassen, so sah er sich getäuscht. Doktor Clara sah ihn offen an und sagte ruhig:

„Das ist es auch nicht. Das Familienleben bringt sicherlich manche Freude mit sich, legt aber auch große — vielleicht sogar unverhältnismäßige Verpflichtungen auf."

„Pah, Clara, komm uns nicht mit der ewigen alten Schopenhauerschen Phrase, daß ‚Heiraten heiße, seine Rechte halbieren und seine Pflichten verdoppeln' — das ist abgeschmackt!" rief Thoma, die es immer reizte, ihrer Freundin auf solchen Gebieten zu widersprechen.

„Warum abgeschmackt? Da muß ich doch sehr bitten!"

„Weil solche allgemeine Sätze immer abgeschmackt sind, und zwar dies wiederum deshalb, weil sie immer einseitig sind, sein müssen; in einem ganz kurzen Satze läßt sich nie etwas Vernünftiges sagen."

„Aber jener Satz ist vernünftig."

„Hie und da; jedenfalls ist er unzureichend. Wenn ich also anstatt ‚Vernünftiges' — ‚Zureichendes' sage, dann habe ich recht."

Bolinder, Thomas Nachbar zur Linken, lachte: „Da hätten wir also schon zwei Ansichten über dies wichtige Thema ‚Familie' — Fräulein Cavalcanti vertritt wohl so ziemlich den völlig linken Flügel, Thoma scheint mir die Opportunistin spielen zu wollen, was meinen Sie, Cousine Helene?"

Die Angeredete zuckte verwirrt zusammen und wurde purpurrot. Sie hatte soeben eine Doppelmandel gefunden, und Herr von Echten hatte ihr eine davon weggenommen und dazu leise „Vielliebchen!" geflüstert; dabei waren ihre Blicke sich mit warmem Glanz begegnet, und nie waren wohl zwei junge Menschenseelen weiter entfernt von der Fähigkeit, [illegible] Rechte zweier Liebenden philosophisch abzuwägen, als sie. Glücklicherweise kam der Geheimrat seiner Tochter unbewußt zu Hilfe.

„Verlangen Sie doch von der Lene kein soziales Glaubensbekenntnis, Gunnar," rief er lachend — „was weiß so eine kaum ausgeschlüpfte höhere Tochter davon! fragen Sie lieber bei uns Alten an, die wir nun beinahe schon zwanzig Jahre Ehe-Campagne hinter uns haben! Wir sind ganz zufrieden damit, was, Flörchen? und wünschen's unseren Kindern nur ebenso gut." Und damit nickte er seiner kleinen rundlichen Gattin, die den Vorsitz der Tafel führte, mit innigem Verständnis zu.

Das strahlende, jugendliche Gesicht der Geheimrätin errötete ein wenig, was sie sehr liebenswürdig machte, dann sagte sie:

„Gewiß, zumal für uns Frauen ist die Familie, wie mir scheint, der beste und befriedigendste Platz."

Herr von Echten ergriff sein Glas und grüßte zu der Hausfrau hinüber. Er konnte „emancipierte Weiber" nicht leiden und verglich nun im stillen die liebliche Haustochter mit den beiden anderen jungen Damen des Kreises. Jung waren sie beide, hübsch auch, Claras Gesicht wies sogar die bei weitem größte Regelmäßigkeit von allen dreien auf, allein gerade das, was den blonden Hünen zu Lenchen Scholten hinzog, die schüchterne Mädchenhaftigkeit, der undefinierbare Zauber hausbehüteter Weiblichkeit, das vermißte er bei jenen, und nicht vorurteilsfrei genug, sie beswegen zu bedauern, machte er ihnen zum Vorwurf, was ihre Schicksale aus ihnen gemacht.

Die Worte der Hausfrau hatten unwillkürlich die anwesenden Damen verstummen gemacht. Die herzensgute und liebenswürdige Frau Flora hatte sicherlich niemand verletzen wollen, aber eben in ihrer frohen Harmlosigkeit hatte sie übersehen, daß keiner von ihren drei weiblichen Gästen dieser „beste und befriedigendste Platz" im Leben bisher zu teil geworden war. Aus liebevollem Instinkt hatte sie alle die Einsamen aus ihrer Bekanntschaft geladen, aber sie machte sich nicht klar, daß, wenn sie eben nicht einsam gewesen wären, der heilige Christabend sie wohl schwerlich an fremdem Tische gefunden haben würde.

Fräulein von Brincken war in ihrer Jugend mit einem Offizier verlobt gewesen; er war wenige Wochen vor der Hochzeit gestorben, und sie hatte nie aufgehört, ihn zu betrauern; sie senkte jetzt stumm den Kopf mit der altertümlichen grauen Lockenfrisur. Doktor Clara war es anzusehen, daß sie nur mit Mühe eine lebhafte Entgegnung zurückhielt, und Thoma hatte mit zitternden Händen eine Nuß ergriffen und knackte sie ingrimmig auf. Gunnar sah es und erriet, was sie dachte; mit seiner liebenswürdigen Manier suchte er der Stimmung wieder eine bessere Wendung zu geben:

„Nun," rief er, sich gegen die Hausfrau verneigend, aus, „in der Familie Scholten findet sich jedenfalls auch für Männer immer ein höchst gemütliches Plätzchen, selbst wenn sie nur als Zaungäste an der Familienfreude teilnehmen dürfen; die Familie Scholten — sie lebe!"



Man lachte, stieß an, leerte die Gläser und erhob sich von der Tafel. Der Geheimrat sprach mit Fräulein von Brincken über ein soeben erhaltenes Buch, Mama schlüpfte noch einmal zu ihren Kleinen, und die Jugend fand sich wieder unter dem Christbaum im Salon zusammen.

Doktor Clara nahm ein Buch auf, das sich unter Helenens Geschenken befand und las den Titel — „Der Beruf des Weibes“ stand auf dem Deckel . . .

„Hm,“ machte das junge Mädchen, „schon wieder dieser Hinweis auf den sogenannten ‚natürlichen Beruf‘ des Weibes — es macht wahrhaftig den Eindruck einer moralischen Zwangsjacke — als ob eine Frau nicht auch außerhalb der Familie glücklich sein könnte!“

„Nein!“ rief Thoma schroff. Ihr war dies eine willkommene Gelegenheit, eine Bitterkeit loszuwerden, die sie empfand, ohne daß sie sie zu erklären vermocht hätte, aber sie empfand sie, und Gunnars Gegenwart erhöhte sie in ihr.

Clara zuckte die Achseln.

„Aber es giebt doch nun mal in Deutschland über eine halbe Million Frauen mehr als Männer, diese können doch nicht heiraten — was fangen sie also an?“

„Sie sind unglücklich.“

„Alle?“

„Alle!“

Clara lachte spöttisch auf: „Mich bitte ich jedenfalls auszunehmen von dieser Kohorte der Sentimentalen; ich gedenke mir mein Leben auch außerhalb der Familie befriedigend zu gestalten, und ich werde Dir beweisen, daß ich es kann.“

„Materiell vielleicht — da hat ja auch Dein Vater ganz hübsch vorgearbeitet,“ sagte Thoma trocken, „wir sprachen aber wohl eigentlich von der Gemütsseite —“

„O die Liebe!“ rief Doktor Clara lachend — „ich trotze ihr!“

„Und wenn sie Sie dennoch packt —“ lächelte Gunnar.

„Dann überwinde ich sie!“ rief das Mädchen, und ihr frisches Gesicht mit dem klaren Teint und den klaren Augen sah so rosig und sorglos dazu aus, daß sie der verkörperten Lebenskraft glich.

„Das ist für Frauen nicht so leicht —“

„O, schon wieder dieses Unterschiedmachen zwischen Mann und Weib! Und gerade hier scheint mir doch ein Gebiet zu sein, wo man sie völlig gleichstellen muß, auch wenn man sie in allen anderen Stücken für verschieden hielte.

„Nein!“ sagte Thoma jetzt wieder auffallend schroff.

„Warum nicht?“

„Just aus dem Grunde, den Du eben dafür anführst: warum, wenn sie in allen anderen Stücken verschieden sind, sollten sie gerade hierin gleich sein?“

Man lachte. Doktor Clara wurde rot und sagte geärgert: „Die Liebe ist ein allgemein menschliches Gefühl, nicht ein spezifisch männliches oder weibliches.“

„Doch tritt sie durch das männliche oder weibliche Medium verschieden zu Tage; ein weibliches Wesen erliegt einer unglücklichen Liebe eher als ein Mann.“

„Ja, weil sie nichts zu thun hat!“

„Doch nicht. Sie lähmt sogar ihre Schaffenskraft, *wenn* sie was zu thun hat.“

„Bah, das kommt doch ganz auf die Charakterstärke der Betreffenden an . . .“

„Aber nicht jede Dame dürfte über Ihre energische Willenskraft disponieren, mein gnädiges Fräulein,“ lächelte Arthur Linsky, und nichts hätte Doktor Clara so ärgern können, wie diese Anrede und diese Worte, denen sie den Spott anhörte, und die doch die Form einer Schmeichelei hatten. Allein sie war klug genug, sich schnell zu fassen. Ruhig, als hätte sie die Äußerung für vollständig bare Münze genommen, sagte sie, während sie sich kühl abwandte:

„Sie haben recht — ich wenigstens werde sicherlich nicht an unglücklicher Liebe sterben!“

Viertes Kapitel.

In Thoma Liengaards Zimmer brannte das Feuer in einem kleinen Anthracit-Ofen; man sah die Glut durch die eisernen Gitterstäbe scheinen, man hörte das Knistern der Kohlen, und das machte einen freundlichen und behaglichen Eindruck, während draußen der Wind gegen die Fenster stieß.

In einem tiefen Sessel vor dem Feuer saß Asta Engelbrecht und starrte in die Glut; sie war in ein Negligé von weichem, weißem Wollstoff gekleidet und hatte eine krause, weiße Pelzdecke halb über ihre Kniee gezogen; das Feuer warf seinen rötlichen und flackernden Schein auf das matte Weiß ihrer Kleidung, den roten Plüsch des Sessels und zog Funken aus dem reizvollen, rotschimmernden Haar. Die Sängerin sah wunderschön aus in diesem Augenblick.

Auf dem Sofa daneben lag Thoma. Sie hatte ihre Lieblingsstellung eingenommen: lang ausgestreckt auf dem Bauch zu liegen, die Ellenbogen aufgestützt, und so in die Welt hineinzuträumen, wie sie es als Kind so oft daheim am Waldessaum gethan; ihr Haar war herabgefallen und hing unordentlich um ihr Gesicht; das große, gelbe Tuch, das sie um sich gezogen, stand ihr schlecht.

„Was ist doch so ein Sylvester für ein scheußlicher Tag!“ sagte sie jetzt, ohne sich zu rühren.

„Hm,“ machte ihre Freundin, „ein bedeutsamer Tag — aber warum ist er so besonders scheußlich?“

„Als ob Du das nicht auch fändest! Und — warum? Jeder bedeutsame Tag, der nicht besonders schön und glücklich ist, ist besonders scheußlich. Das mußt Du zugeben.“

„Nun — ja — häufig ist es so . . . Thoma, Du bist so seltsam anders geworden, seit wir uns nicht sahen: früher mußtest Du mich immer trösten, Dein Humor war unverwüstlich, jetzt sind alle Deine Anschauungen philosophische Zugespitztheiten, und ich versuche oft vergeblich, Deine Bitterkeit zu mildern.“

„Und wie hätte ich wohl anders werden sollen!“ rief Thoma heftig, indem sie auf die Füße sprang

und in dem Zimmer auf und nieder zu schreiten begann, „auf mich selbst gestellt in einem Alter, wo ich am meisten der Stütze bedurft hätte, bettelarm zurückgelassen, wo man mich erzogen hatte, als wäre ich eine Prinzeß — freilich — das unduldsame, verbitterte Zerrbild eines weiblichen Philosophen — das ist genau das, was aus mir werden mußte, wie die Sachen lagen. Ich kenne mich und finde mich selbst oft unerträglich, aber ich kann es nicht ändern."

„Aber warum nicht? Begabt wie Du bist —"

„Warum nicht? Daß Du noch fragst! Da giebt es nur einen Grund: Schwäche! Weil mir die Kraft fehlt, Frieden in mein Leben hineinzutragen — darin liegt alles, immer und überall. Ein kraftvoller Mensch an meiner Stelle würde mit seinem Schicksal fertig werden — ich nicht — ich kann's nicht — mein Schicksal wird mit mir fertig werden . . . über kurz oder lang —"

Asta drehte sich um und sah die Freundin verwundert an.

„Aber wenn Du Dir über diese Sache so klar bist, Thoma —"

„So folgt daraus, daß Du sie auch ändern kannst, nicht wahr? Das ist so Eure landläufige Philosophie, die aber in der Praxis keinen Pfifferling wert ist. Ich hab's ja auch versucht, so und so, aber es ging nicht, ich schaff's eben nicht, und jetzt — versuch ich's gar nicht mehr; es ist nichts da, was ausfüllt . . ."

Das klang so müde, Asta wagte kaum noch einen Einwurf.

„Dein Beruf . . ." sagte sie zögernd.

„Schweig mir von dem!" rief Thoma mit Ungestüm, „er ist es ja gerade, der mich langsam umbringt! Mein Beruf! Du kennst mich, Asta, kanntest mich, als ich noch ich war, willst Du es wirklich im Ernst wiederholen dies Wort vom ‚Beruf'! Jahr aus, Jahr ein, einen Tag wie den andern einer gleichgültigen und indolenten Schülerinnen-Masse gegenüberstehen und ihnen französische Regeln und Vokabeln beibringen, täglich von acht bis eins in der Tretmühle gehen und täglich das ewig Gestrige bewältigen, als wäre es das Interessanteste und Unvermutetste von der Welt — versuche es einmal und lehne Dich nicht auf!"

„Aber sollte es nicht möglich sein, an den Kindern selbst — es giebt doch so viel Individuelles . . ."

Thoma schrie förmlich gequält auf:

„Asta! thu' mir die Liebe und halt ein — singe Du mir nicht auch noch dies Lied von dankbaren Schülerinnen, Freude an ihrer Entwickelung, innerer Befriedigung rc. rc., von dem mir schon die Ohren gellen, so oft hab' ich's gehört. Schlimm genug, daß diese verhaßte Thätigkeit meine Zeit ausfüllen muß — aber das Leben, die Seele?! Ich kenne keine dankbaren Schülerinnen — wie sollten sie auch! Jedes Jahr schiebt man mir eine andere Klasse nach, sie wissen nichts von mir, ich weiß nichts von ihnen, ich bin ihnen mit meinen Freuden und Schmerzen genau so gleichgültig wie sie mir. Mag sein, daß es an kleinen Orten anders ist, mag sein auch, daß es hier in Berlin vielfach anders ist — ich wiederhole Dir nochmals: ich kann's nicht schaffen. Weiter sage ich ja nichts. Es giebt ja der wirklich ‚Berufenen' genug auch für diese Arbeit — mögen sie sie thun! Ich kann nicht aufgehen in anderen, die nicht auch wieder aufgehen in mir, ich kann nicht leben von dem Anblick fremden Glücks: ich dürste nach eigenem; ich möchte mein Leben ausleben, meiner Art gemäß, ich kann nicht den Schein erheucheln, als fülle mir die Sorge, ob fremder Leut's Kinder hundert französische Vokabeln mehr oder weniger lernen, Leben und Seele aus — ich kann nicht, und ich will nicht!"

Asta hatte dem heftigen Erguß schweigend zugehört; sie seufzte.

„Was Deine Tante Dagmar nur bestimmt haben mag, den Nießbrauch ihres ganzen Vermögens nach ihrem Tode erst ihrem schon so reichen Stiefbruder zuzuwenden!"

Bitter lachte Thoma auf, „Hahaha! ich glaube, sie fürchtet, ich würde Gunnar heiraten, sobald ich Geld hätte — nun läßt sie mich erst alt werden darüber!"

„Was hatte sie denn gegen Herrn Bolinder, er ist doch auch ihr Neffe."

„Er war ihr zu talentvoll."

„Sprich im Ernst, Thoma."

„Ich thue es, nur sollte ich vielleicht besser sagen: er hatte ihr zu viele Talente, und da fürchtete sie, er würde keines davon recht ausbilden, und — und —"

„Er ist Maler, nicht wahr?"

„Nein."

„Er zeigte uns aber doch neulich hier die hübschen Skizzen zu nordischen Sagen."

„Er hat viel Talent zum Zeichnen," sagte Thoma unbehaglich.

„Was treibt er denn hauptsächlich?"

„Er ist Dichter und Schriftsteller, er sucht eine Stelle als Redakteur."

„Hat er Vermögen?"

„Nein — aber was sollen alle diese Fragen, Asta, ich — ich —"

Asta hatte sich langsam erhoben und war auf die Freundin zugetreten, die bald durch eines der Fenster in das Gestöber der Schneeflocken hinausblickte, bald mit ungleichen Schritten das Zimmer durchmaß. Sie legte beide Hände auf Thomas Schultern und sah ihr mit warmem Blick in die Augen.

„Was sie sollen, Thoma? Ich will ehrlich sein, ganz ehrlich. Sie sollten mich von zweierlei überzeugen, was mir bereits halb sicher war — nämlich, daß Du Deinen Vetter Gunnar liebst und — daß er es nicht verdient."

„Asta!"

„Laß! Das erste wirst Du nicht leugnen wollen, und das zweite meine ich nicht böse — nur ernst, und es thut mir weh um Dich. Bolinder ist liebenswürdig, sehr talentvoll, hübsch, auch gut — aber es fehlt ihm, wenigstens vorläufig noch, die Kraft, auch nur sein eigenes Leben fest zu gestalten — das ist nicht der Mann, auch noch ein zweites Lebensschifflein sicher durch die Wogen zu steuern!"

Sie küßte Thoma auf die gerunzelte Stirn, dann wandte sie sich und trat in ihr Zimmer, dessen Thür offen stand, und begann dort mit allerlei Gerät zu hantieren.

Thoma hatte kein Wort erwidert; nicht eine laute Silbe oder auch nur ein Seufzen war über ihre festgeschlossenen Lippen gekommen; mit blassem Gesicht lehnte sie an dem dunklen Fenster und, die Hände in den Falten ihres Kleides geballt, starrte sie in das trostlose Wetter hinaus.

„Thoma!"

Die Angeredete fuhr heftig zusammen.

„Ich habe hier soeben einen Punsch gebraut, und dort sind Pfannkuchen — wollen wir nun gut bürgerlich Sylvester feiern?"

Asta bemühte sich harmlos und aufmunternd zu sprechen; seitdem sie hier eingezogen, hatten sich die Rollen der Freundinnen unmerklich verschoben.

„Punsch! um Gottes willen, Du weißt, daß mich der Geruch allein schon elend macht!" wehrte Thoma nervös ab.

„So nimm einen Pfannkuchen," sagte Asta liebenswürdig.

Thomas Gestalt löste sich vom Fenster; sie flog auf die Freundin zu, nahm ihr das Gebotene aus den Händen und trug es wieder in das andere Zimmer, dann warf sie die Arme um ihren Hals, küßte sie heftig und rief, während ein nervöses Schluchzen ihren ganzen Körper erbeben machte: „Sei nicht böse, Asta, Du bist tausendmal besser als ich, aber — ich — ich kann nicht — ich kann nicht . . ."

Dann zog sie hastig die Thür zwischen ihnen zu.

(Fortsetzung folgt.)

Griffenfeld.

Historischer Roman

von

H. F. Ewald.

(Fortsetzung und Schluß.)

Endlich erreichte die Nacht ihr Ende, und der Morgen brach sonnig und schön an. Die Vögel sangen auf den Bäumen vor dem Fenster des Gefängnisses, und alles atmete Leben, während er sich zum Tode bereitete. Mutter Birthe kam mit seinen Totenkleidern und legte sie ihm an. Es war ein schwarzer Mantel und weiße Unterkleider, ein Geschenk von seinem Bruder Albert. Er war jetzt Admiralitätsrat, war geadelt und führte den Namen Gyldensparre; seine Erhöhung war des Bruders Werk, den er jetzt für das Grab ausrüsten mußte; auf andere Weise konnte er ihm seine Dankbarkeit nicht erzeigen. Übrigens war das wenig intime Verhältnis zu seinem früher so mächtigen Bruder ein Glück für ihn und rettete ihn.

Als die Wache kam, um Griffenfeld zu holen, befiel ihn ein Zittern. Da sagte Mutter Birthe:

„Zittert nicht so, lieber Herr! Dies wird nur ein Schreck sein; Ihr werdet wieder zurückkehren."

Dies sagte sie so in den Wind hinein, und es tröstete ihn nicht; als er aber hinaus auf den Platz trat, zitterte er nicht mehr; sein Gang war fest, und er trug sein Haupt hoch erhoben. Er ging ohne Kopfbedeckung, so daß man sein braunes, grau meliertes Haar sehen konnte. Da sagte Herr Michel:

„Warum habt Ihr Eure Mütze nicht aufgesetzt? Ihr hustet noch dazu!"

„Ach, lieber Herr Michel," antwortete er mit einem Lächeln, „tragt Ihr Sorge für mein leibliches Wohlbefinden jetzt, da alles bald vorbei sein wird?"

Jetzt war er auf den Paradeplatz gekommen, wo er sein Leben lassen sollte. Er heftete seinen Blick auf den Block und auf den Sand um denselben, welcher sein Blut trinken sollte, auf den Scharfrichter, der ihn gefühllos ansah, und auf das Richtschwert, welches ein Gehilfe hielt, und dessen breite, blanke Klinge in der Sonne blinkte. Zuletzt warf er einen Blick auf den Sarg, das enge Bett, in welchem er bald ruhen sollte, und sah, daß derselbe mit weißem Kattun ausgeschlagen war.

General Schack und Oberst Bülow hielten zu Pferde auf der entgegengesetzten Seite des Schafotts, und um das Ganze hatten Soldaten einen Kreis geschlossen. Nur eine kleine Schar Zuschauer war anwesend, denn die Zeit der Hinrichtung war nicht vielen in der Stadt bekannt geworden, und seinen Angehörigen hatte man den Zugang zu der Citadelle untersagt. Doch bat er den Kommandanten um die Erlaubnis, einige Worte sagen zu dürfen, was ihm auch gestattet wurde. Mit klarer und fester Stimme bezeugte er seine Unschuld.

„Stets," sagt er, „habe ich meinem Herrn und Könige treu gebient und bin nur auf das Glück des Königs und des Staates bedacht gewesen, aber doch erleide ich den Tod als eine gerechte Strafe, weil ich dem irdischen Könige besser gedient habe als dem himmlischen."

Dann dankte er allen, die ihm bis zuletzt Güte erwiesen hatten, sagte aber nichts zu dem Kommandanten.

Als er ausgesprochen hatte, nahm der Scharfrichter sein Wappenschild und zerschlug dasselbe mit einem Handbeil. Das Schild war aus Holz, prächtig gemalt und vergoldet. Es war vor nicht langer Zeit über seinem Stuhl in der Nikolai-Kirche angebracht worden und hatte als Beweis seines Hoch-

mutes Ärgernis erregt, obwohl es nichts anderes war, als was auch seine damaligen Standesgenossen sich erlaubten.

„Dies," sagte der Scharfrichter, indem die Splitter umherflogen, „geschieht nicht ohne Grund, sondern nach Verdienst!"

„Der König hat mir das Wappen gegeben," sagte Griffenfeld, „er nimmt es wieder."

Dann band er selber sein Haar auf, wollte sich aber nicht die Augen verbinden lassen. Er kniete nieder und legte seinen Kopf auf den Block. Der Scharfrichter erhob das Schwert zum Schlage, aber in diesem Augenblick rief General Schack:

„Pardon im Namen des Königs!"

Mit verdrießlicher Miene senkte der Scharfrichter das Schwert, während einige Zuschauer einen Freudenruf ausstießen. Griffenfeld erhob sich langsam; seine Beine zitterten unter ihm.

„Gott verzeihe Euch dies!" sagte er, und seine Stimme klang schneidend. „Ich war jetzt so froh, sterben zu können!" Dann seufzte er tief und sagte: „Doch danke ich schuldigst nächst Gott dem Könige!"

Dann wurde er nach dem Gefängnisse zurückgeführt, wo Mutter Birthe ihn mit einem Ausruf der Freude begrüßte, aber er war so angegriffen und entkräftet, weil er nach Empfang der Todesbotschaft keine Nahrung zu sich genommen hatte, daß er in Ohnmacht fiel. Ein Feldscher wurde geholt, der ihn zur Ader ließ. Darauf schien er sich wohl zu befinden; mit dem Leben kam die Hoffnung zurück, die Hoffnung auf volle Gnade und Befreiung. Seine gute Laune gab sich sogleich auf eigentümliche Weise zu erkennen. Mutter Birthe, die an seinem Bette stand, sagte triumphierend:

„Seht Ihr, Herr, daß ich richtig prophezeiete, da ich sagte, daß Ihr wieder zurückkehren würdet!"

„Hast Du es gewiß geglaubt, Birthe?" fragte er mit einem Lächeln.

„Gewiß that ich es!" entgegnete Birthe.

„Dann will ich Deinen Glauben prüfen," sagte er. „Hast Du Speise für mich bereitet?"

„Nein!" antwortete Birthe und lachte.

„So hast Du auch nicht daran geglaubt!" lautete seine Antwort.

Speise erhielt er. Er kam bald zu Kräften und erlangte auch mehrere Bequemlichkeiten. Er erhielt Bücher aus seiner eigenen Bibliothek und konnte jetzt seinen Geist beschäftigen.

Doch währte seine Gemütsruhe nicht lange, denn bald empfing er die Gewißheit, daß nicht die geringste Aussicht auf Befreiung war. Gefängnis für Lebenszeit, Einsperrung, bis der Tod ihn befreien werde, das war das Los, welches seiner wartete. Da entsank ihm der Mut, und er rief aus: „Welche Gnade! Dies ist schlimmer als der Tod!"

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Schachzüge.

Vier Jahre waren verflossen, und es war wieder Frühling. Langsam waren diese vier Jahre für den Begna[illegible]hen und hatten Spuren in seinem gefurchten Gesicht hinterlassen. Träge schlichen oft die Stunden dahin für ihn, dessen ganze Welt von vier Wänden begrenzt war, und dessen „Memoire", so wie das Urteil es geboten hatte, jetzt vollständig ausgelöscht zu sein schien.

Doch war er noch nicht ganz ohne Trost. Er hatte eine Verbindung mit der Außenwelt durch die Besuche seines Seelsorgers, des Herrn Michel Thistrup. Mit diesem kamen Sonnenstrahlen zu ihm hinein, die das Dunkel der Hoffnungslosigkeit erhellten. Anfangs kam der Pastor jeden Monat; da aber die langen Gespräche, die er mit dem Gefangenen führte, bei dem Kommandanten Argwohn erregten, wurden die Besuche später eingeschränkt, und der Geistliche kam nur noch zweimal im Jahre, wenn Schumacher das heilige Abendmahl empfing. Dann erhielt er Nachricht von seinen Lieben und Grüße, die er auf demselben Wege erwidern konnte.

Auch steckte Mutter Birthe ihm hin und wieder eine Nachricht zu. Selbstverständlich las er die Berichte über den Gang des Krieges mit größerem Interesse, als irgend ein damals lebender Mensch. Jetzt sah er, wie diejenigen regierten, welche ihm die Zügel aus der Hand gerissen hatten. Sein scharfer Blick drang durch den dicken Schmeichel-Firnis der öffentlichen Berichte, und die militärische und diplomatische Niederlage seiner Nachfolger wurde ihm offenbar. Herrn Michels mündliche Erzählungen ergänzten das Fehlende, und so wurde er hinlänglich von dem Stande der Dinge unterrichtet. Daß der Herzog von Plön, Hahns und seiner Mitarbeiter Einmischung in das Kommando überdrüssig, schon im ersten Jahre zurücktrat, und daß darauf in diesem vierjährigen Kriege fünf Generale, der eine geringer als der andere, einander ablösten, dies zeigte ihm wie in einem Spiegel das ganze Bild, des Königs Schwanken und die Ränke der Hofschranzen. Daß der König in der Schlacht bei Lund, vermahnt von Ahrenstorff Hahn und Knuth, sein teures Leben zu schonen, nach einem halsbrecherischen Reiterangriff Reißaus nahm und hinter die Wälle von Landskrona flüchtete — welche Parodie war dies nicht auf den Krieg in Pommern und Wismars Eroberung! Das ganze traurige Abenteuer hatte jetzt sein Ende erreicht mit dem Frieden in Lund, durch den nichts gewonnen wurde. Trotz der vorzüglichen Ausrüstung des Heeres und Tapferkeit der Soldaten war alles vereitelt durch die schlechte Leitung sowohl im Felde als im Kabinett. Der Wohlstand des Landes war zerrüttet, der Staat mit Schulden belastet und nicht ein Zoll Landes zurückgewonnen. Wenn es für Griffenfeld ein Trost sein konnte, daß der Gang der Begebenheiten seine Unentbehrlichkeit bewiesen hatte, so empfing er ihn wahrlich in vollstem Maße.

„Ich will mich nicht überheben," sagte er eines Tages zu Herrn Michel, „ich darf nicht sagen, daß ich das Ziel ganz würde erreicht haben, aber das glaube ich doch behaupten zu dürfen, daß es so nicht gekommen sein würde, wenn ich die Leitung der Dinge behalten und am Steuer gestanden hätte."

„Das könnt Ihr ruhig sagen, lieber Herr Schumacher," antwortete der Pastor. „Ich hörte neulich



einen Mann sagen, daß der König dadurch, daß er Euch in dem Moment Eures Amtes entsetzte, ein Verbrechen an dem Staate beging."

„Dann will ich dieses Mannes wegen hoffen, wer es auch sein möge, daß er es zu Euch unter vier Augen sagte," antwortete Griffenfeld.

„Das that er," entgegnete Herr Michel; „aber doch wagte er sich nachher vor, und das wird Euch nicht wundern, wenn Ihr hört, daß es Herr Esaias war. Es war uns ja befohlen worden, am Sonntage nach dem Friedensschluß einen Dankgottesdienst abzuhalten; das paßte Herrn Esaias nicht. Wohl dankte er Gott, daß das Blutvergießen aufgehört hatte, aber darauf sagte er: ‚Es war dennoch ein erbärmlicher Friede!'"

„Kam er gut davon?" fragte Griffenfeld.

„Er wurde suspendiert," antwortete Herr Michel. „Nun hatte der gute Herr Esaias freilich einmal, wie ich höre, gesagt, er werde die Wahrheit sagen, und sollte er deswegen auch gehängt werden, aber eine weinende Frau und eine Schar unversorgter Kinder, das dämpft den Mut. Er kroch zu Kreuze, und es kostete ihn eine schöne Summe Geldes, die er an einflußreiche Männer bei Hofe geben mußte. Diese führten seine Sache, und so wurde er gerettet."

Griffenfeld lächelte, als er diesen Beweis von der Bestechlichkeit seiner strengen Richter vernahm. Alles, was geschah, machte die Unbarmherzigkeit, welche man ihm erwiesen hatte, mehr und mehr offenbar; aber was half ihm dies? Es zeigte sich nicht die geringste Hoffnung auf Befreiung für ihn.

Und doch wurden gerade in diesen Tagen von mehreren Seiten kräftige Anstrengungen gemacht, ihm die Freiheit wieder zu verschaffen. Er hörte wiederholt die Kanonen donnern. Es waren Freudenschüsse; der Hof lebte in Saus und Braus, ein Fest löste das andere ab; Jagd, Ringstechen und Maskerade wechselten miteinander. Es war zu sehen, daß Ulrich Friedrich Gyldenlöwe zurückgekehrt war und seine alte Funktion als seines königlichen Bruders Vergnügungsrat übernommen hatte. Alcibiades hatte in seinem Herzen gejubelt über Sokrates' Fall; jetzt saß er fest im Sattel, und es war niemand da, der ihn erschüttern konnte. Sokrates ahnte nicht, wenn er in seinem Gefängnisse zum Zeitvertreib die Freudenschüsse zählte, daß es Minutenschüsse waren, die ihn der endlichen Entscheidung seines traurigen Schicksals stets näher brachten.

Der Anlaß zu den Festen war die bevorstehende Vermählung der Prinzessin Ulrike Eleonore und ihre Abreise nach Schweden; aber ihr treues Herz vergaß in dem Freudenrausche nicht den gefallenen Freund, der in seinem Gefängnisse seufzte. Sie legte Fürbitte für ihn bei dem Könige ein, bevor sie ihr Vaterland verließ; und da zugleich der englische Gesandte, Sir Roberts, im Namen seiner Königin um Griffenfelds Begnadigung bat, wurden seine alten Feinde ernstlich alarmiert.

Sie hätten sich ihre Angst sparen können, denn obwohl der König Verstand genug besaß, um hin und wieder einzusehen, wieviel er an Griffenfeld verloren hatte, so vermißte er doch nicht seine Person; im Gegenteil, Griffenfeld war ihm durch seine Überlegenheit unbehaglich geworden, schon lange bevor er ihn fallen ließ. Dann sagte ihm auch sein Gewissen, daß er seinen treuen Diener und Freund ungerecht behandelt habe, aber eben darum scheute er jeden Schritt, der als ein Zugeständnis seines Fehlgriffes gedeutet werden konnte; das würde sein königliches Ansehen verringert haben. Nichts war ihm mehr zuwider, als der Gedanke, jemals wieder von Angesicht zu Angesicht dem Manne gegenüberzustehen, den er so ungestüm erhoben und plötzlich wieder gestürzt hatte.

Dennoch glaubte die Umgebung des Königs ein Schwanken bei ihm zu verspüren. Sie dachte sich die Möglichkeit, daß er, um den Fürbittern zu entgehen, sich entschließen könne, den Vogel fliegen zu lassen; aber so groß war noch die Furcht der Todfeinde Griffenfelds vor ihm, daß sie sich nicht sicher glaubten, wenn er frei war, selbst wenn er des Landes verwiesen werden würde.

Davon sprachen Gyldenlöwe und Ahlefeld an einem der ersten Tage im Monat Mai des Jahres 1680. Sie saßen zusammen in dem Palais der hohen Excellenz, dem jetzigen Charlottenborg, am Königsmarkt. Dort residierte er jetzt mit seiner jungen Gemahlin Antonia Augusta von Altenburg, und dort veranstaltete er Feste mit einer solchen Pracht, daß das Gerücht von denselben über ganz Europa sich verbreitete.

Es war Abend. Sie saßen allein in dem großen Saal, in dessen Mitte ein kleiner Springbrunnen plätscherte, die Luft durch seinen feinen Regen abkühlte und die blühenden und duftenden Pflanzen, die um denselben aufgestellt waren, frisch erhielt. In der Nähe stand ein kleiner Tisch, dessen künstlich gearbeiteter silberner Fuß eine Marmorplatte trug. Sowohl das Metall als auch der Stein war aus Norwegen gekommen. Norwegen war sozusagen Gyldenlöves eigenes Reich; das liebte er und hatte Grund dazu, denn hier hatte er doch etwas Gutes ausgerichtet und im Kriege Lorbeeren geerntet. Auf dem Tische stand ein Modell von der Festung Carlstein, die er eingenommen hatte; aber wie würde es mit seinen Verdiensten bestellt gewesen sein, wenn Sokrates ihn nicht aus seinem Capua entfernt und nach Norwegen geschickt hätte?

Doch dachte er stets mit größter Erbitterung an diese Missethat Sokrates! Er dachte mit Grausen an die Möglichkeit, daß dieselbe starke Hand ihn noch einmal packen und aus dem üppigen Leben reißen könnte, welches er jetzt führte, während er sich in den Strahlen der Gnade sonnte.

„Großkanzler," sagte er zu Ahlefeld, nachdem er sich mit einem Schluck Wein aus einem kostbaren Becher erquickt hatte, „wir müssen dieser Sache ein Ende machen."

„Excellenz," antwortete Ahlefeld, „niemand wünscht dies lieber als ich; aber wie sollen wir es anfangen?"

„Er muß fort von hier!" lautete die Antwort.

„Wohin?" fragte Ahlefeld. „Ich fürchte sehr,

daß er, so lange er auf der Erde ist, uns Unruhe und Besorgnis verursachen wird, wo er auch sein mag."

„Gewiß!" sagte Gyldenlöwe. „Besser würde es sowohl für ihn selber als auch für uns sein, wenn er unter der Erde wäre. Das erkannte er ja auch selber auf dem Schafott. Es war dennoch wahre Weisheit in ihm; nicht umsonst nannte ich ihn Sokrates."

„Es ist sehr großmütig von Ew. Excellenz, ihm dies einzuräumen," antwortete Ahlefeld. „Er räumt Euch nichts ein, und seine ganze Freundschaft für Euch war erlogen."

„Sagt das nicht!" entgegnete Gyldenlöwe. „Anfangs meinte er es sicher aufrichtig; aber sein unbändiger Hochmut und seine Herrschsucht liefen mit ihm davon. Er war auf Ehre eine einnehmende Persönlichkeit und der gewandteste Mann, den ich gekannt habe, wenn er nur hätte Maß halten können."

„Also doch kein Sokrates," sagte Ahlefeld mit bitterem Lächeln. „Glauben Ew. Excellenz, daß er jetzt den Giftbecher trinken würde, wenn wir ihm denselben reichten? Nein, ich bin davon überzeugt, daß er am Leben hängt und auf Befreiung und Rache hofft."

„Großkanzler," sagte Gyldenlöwe nach kurzem Schweigen, „ich weiß einen Ort, wo wir ihn sicher verwahren können, und der ist weit von hier; ich meine die Festung Munkholm bei Trondhjem."

„Die Invention ist gut!" rief Ahlefeld aus. „Wollen Ew. Excellenz Seiner Majestät den Vorschlag machen?"

Gyldenlöwe nickte.

„Dann beeilt Euch," fügte Ahlefeld hinzu, „und verliert keine Zeit!"

„Ich werde es morgen sogleich thun," sagte Gyldenlöwe.

„Faßt den König bei einer empfindlichen Stelle," sagte Ahlefeld, fügte aber hinzu: „Doch, ich brauche Ew. Excellenz nicht zu sagen, wie Ihr den König nehmen sollt."

„Gewiß nicht," entgegnete Gyldenlöwe mit Nachdruck. „Jetzt geht alles von selber, weil keine Intriganten zwischen mir und meinem hohen Bruder stehen, dessen Herz warm für mich schlägt."

Seine Excellenz vergaß, daß damals, als keine Intriganten zwischen dem Könige und Griffenfeld standen, auch alles von selber ging; damals schlug des Königs Herz nicht sonderlich warm für seinen lieben Bruder.

„Munkholm," rief Ahlefeld aus, „wie sonderbar! Vor sieben Jahren sandte Schumacher den Oberst Ruse dorthin, um die Festung in stand zu setzen und aufzuputzen. Ihm ahnte wohl nicht, daß er sein eigenes Gefängnis schmückte, welches nun hoffentlich seine letzte Retraite werden wird."

„Das ist recht," entgegnete Gyldenlöwe; es war Anno 73, in demselben Jahre, da er es veranlaßte, daß ich nach Norwegen verwiesen wurde. Jetzt werde ich ihn besser an den Felsen ketten, als er mich gebunden hat." —

Am folgen[illegible] wurde an der Tafel des Königs tüchtig gespeist und pokuliert. Gyldenlöwes Geist erheiterte sie alle. Er übertraf sich selber an Witz und feinen Schmeicheleien, so daß er sogar die Königin fesselte, die ihn schon aus dem Grunde nicht leiden konnte, weil sie alle Bastarde haßte. Doch hatte sie jetzt zwei an ihrer Tafel, außer Gyldenlöwe noch dessen Schwiegervater, den Grafen von Altenburg.

Dieser brave Herr war gegen seine Gewohnheit sehr redselig, denn er kam aus Schweden, wohin er die Prinzessin Ulrike Eleonore begleitet und ihrer Hochzeit beigewohnt hatte. Davon erzählte er, und die Prinzessin von Tarent hörte ihm mit der größten Aufmerksamkeit zu; ihre Wangen röteten sich ordentlich, und ihre Augen hingen an dem Erzähler.

Das kann doch wohl nicht aus lauter Liebe zu der Prinzessin Ulrike sein, dachte Gyldenlöwe, der sie beobachtete. Sollte es möglich sein —?

Warum sollte es nicht möglich sein? Dieser Witwer von mittlerem Alter hatte doch Fürstenblut in seinen Adern, er war äußerst gutherzig, von allen geachtet und sehr reich. Es würde sehr vernünftig von La Tremouille sein, sich als Gräfin von Altenburg in Sicherheit zu bringen, und sie war ja vernünftig; aber es würde kein Spaß für Gyldenlöwe sein, diese kleine Spröde, die er verabscheute, zur Schwiegermutter zu bekommen. Es bestanden im voraus gegenseitige Forderungen genug zwischen ihm und seinem Schwiegervater betreffend die Mitgift der Gräfin Antonia.

Diese Zukunftsperspektive beschäftigte die Gedanken Gyldenlöwes in dem Grade, daß der König ihn unerlaubt zerstreut fand bei der Partie Schach, die sie nach der Tafel zusammen spielten. Fast hatte Alcibiades seine Absichten mit Sokrates und sein Versprechen, das er Ahlefeld gegeben hatte, vergessen, als die hohe Gestalt des Großkanzlers hinter dem Stuhle des Königs auftauchte. Ein mahnender Blick schoß unter den dicken Brauen hervor, ging wie ein Blitz über des Königs Haupt und rüttelte Gyldenlöwe aus seiner Geistesabwesenheit auf.

„Aber was ist das hier?" rief der König in diesem Augenblick aus. „Ziehst Du dort nicht Deinen Springer ein Feld zu weit vor; solche Kniffe gelten nicht, mon frère!"

Mit einer Behendigkeit, die Ahlefelds Bewunderung erregte, war Gyldenlöwe in demselben Augenblick au fait und ergriff die Gelegenheit beim Schopf.

„Ich bitte Ew. Majestät, mir zu verzeihen, daß ich einen so großen Schritt machte," sagte er. „Es kam vielleicht daher, daß ich gerade jetzt mit Umzugsgedanken umgehe."

„Umzugsgedanken?" rief der König aus. „Was will das sagen? Ist Dein schönes Palais, welches ungeheuer viel Geld gekostet hat, jetzt nicht mehr gut genug für Dich? Du wohnst meiner Treu besser als wir selber."

„O nein, Majestät," antwortete Gyldenlöwe, „ein so großer Thor bin ich nicht. Mein schönes Palais ist mir schon aus dem Grunde teuer, weil Eure königliche Hand dasselbe und auch mich durch Legung des Grundsteines ehrte."

Das waren nun acht Jahre her. Die ganze Scene stand plötzlich mit peinlicher Klarheit vor seinem inneren Blick — der König mit der silbernen Mauerkelle in der Hand und Griffenfeld mit ruhigem Lächeln und selbstbewußtem Blick neben ihm stehend, als wolle er zu ihm sagen: Bedenke, mein Freund, daß es Dir ohne meinen Beistand niemals gelungen sein würde, den König dazu zu bewegen, den Beutel aufzuthun, so daß Du dieses stolze Werk hättest beginnen können.

„Nein, Majestät," fuhr Gyldenlöwe mit weniger sicherer Stimme fort, „ich dachte nicht daran, selber umzuziehen, sondern möchte einen andern recht weit fort haben; ich meine Schumacher."

Als der Name genannt wurde, verfinsterte sich des Königs Blick, und er stieß an das Brett, daß die Figuren umfielen.

„Es ist Ew. Majestät wegen, daß ich ihn entfernen möchte," beeilte Gyldenlöwe sich hinzuzufügen. „Schicken Ew. Majestät ihn fort, um dadurch aller Welt zu erkennen zu geben, daß es Ew. Majestät hoher Wille ist, daß es mit seiner Gefangenschaft sein Bewenden haben soll; das ist mein unterthäniger Rat. Dann werden Ew. Majestät mit Fürbitten für ihn verschont bleiben."

„Ihn fortschicken," sagte der König, indem sein Blick sich erhellte, „aber wohin? Ich will nichts wissen von irgend welcher Grausamkeit gegen ihn, Gyldenlöwe!"

„Daran denke ich keineswegs," entgegnete Gyldenlöwe, „nur —"

„Aber wohin, wohin?" fragte der König ungeduldig.

„Nach Munkholm," antwortete Gyldenlöwe. „Dort wird er sicher aufgehoben sein, und dort kann er den Rest seines Lebens ungestört mit den Studien zubringen, die ihm so lieb sind. Es würde sicher am klügsten von ihm gewesen sein, wenn er bei denselben geblieben wäre."

„Aber dann wird er ja Dein Gefangener," rief der König aus und sah seinen lieben Bruder mit argwöhnischem Blick an.

„Ew. Majestät belieben zu scherzen," antwortete Gyldenlöwe mit unterthänigem Lächeln. „Mein Gefangener kann er niemals werden, so wahr Ew. Majestät über Norwegen herrschen wie über Dänemark, und ich nur Ew. Majestät Statthalter und geringer Diener bin."

„Was meint Ihr, Ahlefeld?" fragte der König, indem er sich plötzlich an diesen wandte.

„Daß der Vorschlag Seiner hohen Excellenz viel für sich hat," antwortete Ahlefeld mit angenommener Ruhe, „aber ich hoffe, daß Seine Excellenz im voraus bedacht hat, daß er damit eine große Verantwortung übernimmt. Doch scheint es mir jetzt an der Zeit zu sein, daß einer von uns es thue. Ew. Majestät müssen doch wohl endlich einmal damit verschont werden, selber zu entscheiden, wenn Schumacher besseres Essen begehrt, oder wenn eine Scheibe in das Fenster seines Gefängnisses eingesetzt werden soll."

„Wahrhaftig," antwortete der König mit einem Lächeln, „Ihr habt recht in dem, was Ihr sagt!"

Er dachte einen Augenblick nach und sagte dann: „Nun, wir wollen die Sache überlegen und später darüber entscheiden."

Sie hatten sich jetzt gewöhnt an diese Formel, unter welcher der König Versteck mit sich selber spielte und den Schein zu wahren suchte, daß alles nach seinem eigenen freien Entschluß geschehe. Sie glaubten fest, daß die Schlacht gewonnen sei.

Der Bescheid kam schon einige Tage darauf und war in einem vortrefflichen Kanzleistil abgefaßt. Es wurde einem Oberst Schütz befohlen — „den gegenwärtigen Peter Schumacher nach Munkholm zu führen und ihn dem Kommandanten zu übergeben, der ihn gut verwahren und auf seine Aktionen und sein Benehmen achtgeben solle, so wie er es gedenke verantworten zu können, und sich in allem zu richten nach der Ordre — unseres Statthalters und Generalfeldmarschalls Gyldenlöwe."

So bekam Alcibiades den Sokrates zuletzt ganz in seine Gewalt, und das Werk der Rache war vollbracht.

Es am 16. Mai frühmorgens, als eine Kalesche vor Griffenfelds Gefängnis anhielt und Herr Gyldensparre aus dem Wagen stieg. Griffenfelds Herz pochte, als das ehrliche Gesicht seines Bruders sich in der geöffneten Gefängnisthür zeigte. Er dachte: jetzt schlägt die Stunde meiner Befreiung! In den Augen des Bruders standen Thränen, etwas bisher nie Dagewesenes; aber es war jetzt keine Gelegenheit zum Auswechseln der Gefühle, denn der Kommandant, Oberst Bülow, war zugegen und bewachte sie. Albert Gyldensparre sagte nur:

„Du sollst in ein anderes Gefängnis gebracht werden."

„Wohin?" fragte Griffenfeld stutzend.

„Ich weiß es nicht," antwortete Albert in verzagtem Tone.

Als Griffenfeld einen zweifelnden Blick auf Oberst Bülow warf, sagte dieser: „Herr Gyldensparre redet die Wahrheit; auch ich weiß es nicht;" und so verhielt es sich wirklich. „Nur dies," fügte er hinzu, „kann ich Euch sagen, daß die Reise zur See geht. Packt nun schnell Eure Sachen zusammen und macht Euch bereit!"

Das war bald gethan. Mit einem Bündel Kleider, seiner Bibel, Cicero und Plutarch unter dem Arm stieg er in den Wagen, sein Bruder folgte ihm, und sie fuhren aus der Citadelle dem Strande zu, begleitet von einer Reiter-Eskorte.

Die plötzliche Veränderung, die frische Luft, der Anblick der freien Gottes Natur in ihrer Frühlingspracht und des blauen Meeres, dessen Wellen gegen den Strand rollten, wirkten im ersten Augenblick ganz überwältigend auf Griffenfeld; aber er faßte sich bald, wurde heiter und fing eine Unterhaltung an. Er fragte seinen Bruder aus und erhielt Nachricht von seiner Mutter, seinem Kinde und allen seinen Verwandten. Nach langjähriger Kälte wurden die Herzen der Brüder warm, und sie kamen sich einander näher; als sie aber ihr Ziel, Rungstedt, erreicht hatten, sank Griffenfelds Mut, denn dort erblickte er das Schiff, welches ihn fortführen sollte.

Er kannte das Schiff und sagte: „Das ist ein norwegischer Kutter; die Reise geht nach Norden, fort von meinem Vaterlande — ach Bruder — una salus miseris nullam sperare salutem*)!“

Ein Boot brachte ihn sogleich an Bord, der Kutter setzte Segel, lichtete die Anker und verließ den Sund. Bald war das Schiff den Blicken entschwunden, und bevor die Sonne unterging hatte Griffenfeld den letzten Schimmer von den freundlichen Küsten seiner heimatlichen Insel gesehen, die hinter den Wellen verschwand. —

Zwei Tage später bewegte sich ein prachtvoller Zug königlicher Karossen, begleitet von einer Abteilung der Leibgarde, aus Kopenhagens Nörrethor und fuhr den Königsweg hinunter nach Frederiksborg. Es war der Hochzeitszug der Prinzessin von Tarent.

Jetzt sollte alles Herrlichkeit und Freude sein, aber die Hochzeitsfeier hatte doch ein wenig ergötzliches Vorspiel gehabt. Vielleicht tönte noch in den Ohren der jungen Frau der verbitterte Ausruf der Königin Charlotte, da diese die Neuigkeit erfuhr:

„Also das ist das Ende vom Spiel, das Du Dich an einen Bastard hingiebst!“

Vielleicht konnte La Tremouilles Blut noch ins Kochen geraten, wenn sie daran dachte, wie ihre hohe Cousine sie bei dieser Gelegenheit in Gegenwart des ganzen Hofes und der Dienerschaft angefahren hatte. Es war eine Scene, welche niemand, der zugegen gewesen war, vergaß. Da machte das Herz der guten Königin sich Luft; die ganze Erbitterung über ihr eigenes Schicksal lag in dem Hohn, mit welchem sie ihre stolze Cousine überhäufte.

Aber was nützte es, daß sie raste? Graf Antons Freunde hatten den König für die Partie gewonnen, und damit war die Sache abgemacht. Die Königin Charlotte fügte sich; sie setzte La Tremouille selber die Brautkrone auf, und der König führte die Braut zum Altar. Alles ging fürstlich zu, aber doch wurde die Hochzeit in der Stille gefeiert; es waren keine Hochzeitsgäste eingeladen worden, nur die Herrschaften waren mit ihrem kleinen Gefolge zugegen gewesen, aber doch wurde nach der Trauung im Rittersaal Tafel gehalten mit allem Pomp.

Jetzt war die Mahlzeit beendet, und die kleine Gesellschaft saß zerstreut in dem großen Raume. Katharina von Dirschau hatte in einer Fenstervertiefung Platz genommen, doch so, daß sie die Königin vor Augen hatte für den Fall, daß ihre Anwesenheit begehrt werden sollte. Dort saß sie allein, und der Ausdruck ihres schönen, lebhaften Gesichtes war in diesem Augenblick sehr ernst und gedankenvoll.

Da vernahm sie Fußtritte, sah nach der Seite, erhob sich schnell und verneigte sich tief. Derjenige, dem sie diese Ehrfurcht erzeigte, war ein zart gebauter, zehnjähriger Knabe in prachtvoller Kleidung. Seine Züge waren scharf, die Gesichtsfarbe war bleich, während seine blauen Augen leuchteten, und der Ausdruck derselben für sein Alter auffallend verständig und selbstbewußt war. Es war der Thronerbe, Kronprinz Friedrich.

*) Für die Unglücklichen giebt es nur eine Rettung, eine Rettung zu hoffen.

Er blieb vor ihr stehen, sah ihr in die Augen und sagte: „Das war eine leidige Hochzeit; es hätte nicht Graf Anton sein müssen, sondern der andere, Ihr wißt wohl, wen ich meine!“

„Königliche Hoheit!“ sagte Katharina von Dirschau erschrocken; „wenn es Euch beliebt, so dämpft Eure Stimme und sprecht nicht so laut!“

Der Prinz sah sich furchtsam um, wandte sich dann wieder zu ihr und sagte: „Zu Euch konnte ich es sagen. Ihr werdet schweigen, denn Ihr waret Schumachers Freundin.“

Dann ging er von ihr; aber gleich darauf kam Heinrich Gersdorff, der die Leibgarde nach Frederiksborg geführt hatte, setzte sich an ihre Seite und fragte: „Was wollte der Kronprinz von Euch?“

„Zu Euch kann ich es sagen,“ antwortete Frau Katharina mit traurigem Lächeln, „denn Ihr waret Schumachers Freund.“

Gersdorff schaute finsteren Blickes vor sich hin, während Frau Katharina ihm erzählte, was der Prinz gesagt hatte, und fügte hinzu:

„Schumacher gewann des Kronprinzen Herz durch den Brief, den er ihm schrieb, als Wismar eingenommen war. Damals war der Prinz kaum fünf Jahre alt. Es war der erste Brief, den er in seinem Leben empfing, und dieser meldete einen Sieg. Der Name, welcher unter dem Briefe stand, und der Sieg, diese beiden Dinge sind unzertrennlich miteinander verknüpft in seinem warmen, jungen Herzen. Als die Zeit der Niederlage gekommen war, nahm man dem Prinzen seinen Schatz, den Brief, worüber er sehr erzürnt war.“

„Ihr seid merkwürdig sentimental geworden, gnädige Frau,“ sagte Gersdorff spöttisch. „Erinnert Ihr Euch noch unserer Unterredung vor fünf Jahren, als wir zusammen durch das Lager bei Wismar ritten?“

„Als ob es gestern gewesen wäre,“ antwortete Frau Katharina.

„Nun,“ sagte Gersdorff, „dann müßt Ihr auch noch wissen, daß Ihr damals den Mann, von welchem wir gesprochen haben, strenge verurteiltet. Ihr sagtet etwa, daß er verrückt sei. Ich empfing damals nicht den Eindruck von Euren Worten, daß Ihr sonderlich warm für ihn fühltet.“

„Ich halte alles aufrecht, was ich damals gesagt habe,“ antwortete Frau Katharina.

„Dann müßt Ihr auch annehmen,“ sagte Gersdorff, „daß selbst sein Fall ihn anklagt; er hätte es verstehen müssen, sich zu verteidigen und seinen Platz zu behaupten.“

„O,“ antwortete Katharina, „vor dem Gerichte können gerade die größten Männer am wenigsten bestehen. Er fiel, weil er ein Genie war; wäre er etwas Geringeres gewesen, so würde er sich schon in acht genommen haben. Daß sein hartes Schicksal mich erschüttert und mein Herz weich gemacht hat, das gestehe ich. Ich dachte jetzt gerade: während wir hier in Herrlichkeit und Freude sitzen, schaukelt er auf der See, um nach dem Grabe geführt zu werden, wo er lebendig eingemauert werden soll. Denkt Euch doch, was das sagen will für einen

Menschen mit seinem lebhaften und energischen Geiste! Ob es nicht damit enden wird, daß er den Verstand verliert."

„Gnädige Frau," antwortete Gersdorff in bitterem Tone, „es würde mir leichter geworden sein, ihn zu bemitleiden, wenn er nicht meine gute Schwester, Frau Bjelke, mit in seinen Fall verwickelt und sie für Lebenszeit unglücklich gemacht hätte."

„Ei so!" rief Frau Katharina aus. „Ich beklage Eure arme Schwester, aber fragt sie doch einmal, ob sie selber meint, daß sie Schumacher etwas vorzuwerfen hat; ich glaube es nicht. Doch, lieber Herr Gersdorff, um nicht übertriebener Empfindsamkeit beschuldigt zu werden, will ich Euch sagen, daß der Grund dazu, daß ich an Schumacher dachte, eigentlich egoistisch war. Ich vermisse ihn, und ich lernte ihn erst recht würdigen, als er fort war. Ich vermisse seine Geistesfülle, seine tiefe Menschenkenntnis, seinen allezeit schlagfertigen Witz. Er hatte mehr Esprit in seinem kleinen Finger, als wir andern alle zusammen. Seine überlegene Persönlichkeit drückte allem ihr Gepräge auf; er erhob uns. Gott stehe uns bei, wie tief ist der Ton hier bei Hofe jetzt nicht gesunken! Die wenigsten Herren sprechen jetzt von etwas anderem, als von Hunden und Pferden, und sie füllen sich mehr als jemals mit Wein. Schumacher war ein maßhaltender Mann und setzte der Ausgelassenheit einen Dämpfer auf, wo er zugegen war."

„Liebe gnädige Frau," sagte Gersdorff mit einem Lächeln, „sagt lieber nicht mehr! Übrigens ist Eure große Offenherzigkeit mir gegenüber eine Ehre für mich, und ich werde das Vertrauen, welches Ihr mir erweist, nicht mißbrauchen."

„Bah!" sagte Frau Katharina. „Geht zu der Königin und schlagt diese Saite an; dann werdet Ihr erfahren, daß meine Worte nur ein Wiederhall der Worte Ihrer Majestät sind. Niemals vergesse ich den schrecklichen Tag, da wir im vorigen Jahre in Plön waren. Da waren die Königin, die Herzogin von Plön, die Prinzessin von Tarent und ich allein an der Tafel unter zehn betrunkenen und unverschämten Männern, die sich schlechter als Diener aufführten; aber das trifft Euch ja nicht, Monsieur Gersdorff; Ihr benehmt Euch stets wie ein artiger Kavalier."

„Ich danke für die Freisprechung," sagte Gersdorff. „Doch bin ich kein Feind von einem munteren Gelag. Heute ist doch alles ganz gut abgelaufen; und was die schöne junge Frau dort betrifft, so verwand sie wahrlich schnell genug den Verlust des geistreichen Freundes, dessen Abwesenheit Ihr beweint."

Frau Katharina blickte nach dem Kamin, vor welchem die Herrschaften in einem Halbkreise saßen. Die Prinzessin sprach scherzend mit ihrem würdigen Gemahl und gab ihm mit ihrem Fächer einen sanften Schlag auf den Arm.

„Ja, seht!" sagte Frau Katharina. „Ist das nicht wie eine Scene aus Asträa? Die Schäferin spielt anmutsvoll mit ihrem bejahrten Celadon; aber wisset, mein Herr, daß dies in meinen Augen ein bemitleidenswerter Anblick ist. Wahre Größe kreuzte in Schumachers Person den Weg der Prinzessin; sie schauderte zurück vor der Berührung und schüttelte ihn ab wie eine Verunreinigung. Das verstehe ich am besten jetzt, da ich sehe, wie erfreut sie über den Kleinen ist." —

Doch war diese Freude nur von kurzer Dauer. Am nächsten Tage reisten die Neuvermählten ab, und die Gräfin von Altenburg ging ihrem Schicksal entgegen. Vor Ablauf eines Jahres war sie Witwe; ihr Gemahl starb, noch bevor ihr Sohn, der spätere Graf Anton, geboren war. Seine Mutter überlebte auch ihn und erreichte ein sehr hohes Alter, wie es oft denjenigen Menschen beschieden ist, deren Herzen ruhig schlagen.

Dreißigstes Kapitel.

Eine Beichte.

In Neuholländerdorf, der jetzigen Fredriksberger Allee, lag zwischen den mit Stroh gedeckten Bauernhäusern ein ansehnliches und gut besuchtes Wirtshaus. Es war weniger eine Herberge für Reisende, sondern mehr eine Bewirtungsstätte, nach welcher die Bürger Kopenhagens hinauszogen, wenn sie sich im Grünen einmal recht belustigen wollten. Dort ging es oft munter her, und da die Wirtin, eine Witwe mit Namen Nille, sehr gutherzig war und gern muntere Gäste in ihrem Hause und in den schönen Lauben sah, die sich in ihrem Garten befanden, so nannte man sie die lustige Nille.

Doch war sie eine gesetzte und ehrbare Frau und hielt ihr Haus in der besten Ordnung. Sie hatte einige gute Logierzimmer, welche hin und wieder von vornehmen Gästen bewohnt wurden, besonders wenn es geschah, daß sie zu spät eintrafen, um die Stadt noch erreichen zu können. Die Thore wurden des Abends nämlich verschlossen und die Schlüssel auf das Schloß gebracht. Die ganze Stadt war wie des Königs Haus, und er verwahrte wie ein anderer Hausvater selber die Schlüssel, wenn seine Kinder zur Ruhe gegangen waren.

Es lag also nichts Auffallendes darin, daß am 4. Oktober des Jahres 1685 spät abends eine Kalesche in das Wirtshaus einfuhr und einen Gast brachte. Doch wurde es sogleich im Dorfe bekannt, und die Bauernfrauen in Neuholländerdorf, welche nicht weniger neugierig waren als die meisten anderen Frauen, machten sich am nächsten Morgen in dem Wirtshause zu schaffen, um zu erfahren, wer der Gast sei. Zu ihrer Verwunderung fanden sie Nille diesen Morgen wenig lustig; sie war sehr ernst und wortkarg. Die Frauen erfuhren nur, daß ihr Gast eine vornehme Dame sei, die nur ihre Kammerjungfer bei sich habe; daß sie krank sei und der Ruhe bedürfe.

Da geschah es am folgenden Tage, daß eine prächtige Karosse mit Kutscher und Diener in Livree aus der Stadt anlangte. Eine stattliche Dame stieg aus und wurde von Nille mit einem tiefen Knicks empfangen.

„Wie geht es ihr?" fragte die Dame.

„Schlecht, Ew. Gnaden," antwortete Nille.

„Das Fieber peinigt sie; bald zittert sie vor Kälte, bald liegt sie in Schweiß gebadet. Sie redet irre, ja bisweilen singt sie, bald ein Liebeslied, bald einen Bußpsalm, schlägt an ihre Brust und sagt, daß sie eine große Sünderin gewesen ist; aber das will ich ungern von ihr glauben. Wenn sie bei Besinnung ist, so ist sie fromm und sanft wie ein Engel. Möchte der Herr sie bald erlösen und ihr ein seliges Ende bescheren, wenn es nicht anders sein kann, obgleich es traurig ist, daß eine Dame wie sie so verlassen in meinem geringen Hause liegen und sterben soll.“

„Ach ja, das ist es!“ entgegnete die Dame, indem sie in großer Gemütsbewegung in das Haus schritt.

Viele Erinnerungen aus der Vergangenheit stürmten auf sie ein, indem sie, sowohl was die Kranke als sie selber betraf, einen Vergleich zwischen früher und jetzt anstellte, denn die Leidende, der sie Trost bringen wollte, war die früher so stolze und glückliche Magdalene Sybille Gersdorff, und sie selber war die Baronin Fiursen, die früher so geringe Margarethe Eilersen. Sie hatte endlich den unermüdlichen Werber erhört, und er hatte durch seinen Reichtum sich selber und auch sie aus ihrem niedrigen Stande erhoben. Sie lebte jetzt in den hohen Kreisen, aus welchen Frau Magdalene längst vertrieben worden war; aber sie brachte die Kleinodien der Ehrbarkeit und Schamhaftigkeit mit sich, wo sie erschien, und diese schmückten sie besser, als alle ihre Juwelen.

Als sie ins Vorzimmer kam, stand sie still und horchte, denn im Nebenzimmer ertönte Gesang. Sie wurde bewegt, als sie die weiche, volle Stimme vernahm, die sie so gut kannte, und die ergreifenden Worte, welche aus Kingos*) Herzenstiefe gequollen waren:

„Erbarm' Dich mein,
Der Seelenpein,
Hilf, hilf, denn mir ist bange.
Ein sünd'ger Trank
Ins Herz mir drang,
Der beißt wie eine Schlange.

Es ist an mir
Nichts Gutes schier;
Vom Kopf bis zu den Füßen
Der Leib ist krank.
Mir ist so bang,
Weil ich so schwer muß büßen.

Daher ich lahm
Von Sünd' und Scham
Zu Dir wend' meine Tritte,
Und, Herr, mein Hort,
Ein gnädig Wort
Von Deiner Güt' erbitte“

Als der Gesang verstummte, öffnete sie behutsam die Thür und ging hinein. Obgleich sie so gut vorbereitet war, wurde sie doch erschüttert, als sie das einst so frische und liebliche Gesicht bleich und abgemagert vor sich sah. Der Kummer hatte tiefe Furchen um den Mund gezogen, und die großen Augen blickten sie mit peinlicher Spannung an, als sie aber erkannt wurde, ward der Ausdruck milder und klarer.

„Gott segne Euch, daß Ihr gekommen seid!“ das war alles, was die Kranke zu sagen vermochte. Dann brach sie in heftiges Weinen aus. Margarethe trat an das Bett, umarmte und küßte sie und sagte in ihrer ruhigen Weise:

„Nun, wie geht es, liebe Frau Magdalene? Nicht besonders gut, wie ich sehe; aber in einer Stunde etwa wird Doktor Corfin hier sein. Indessen will ich Euer Doktor sein und Euch einen kühlenden Trunk bereiten, den habt Ihr wirklich sehr nötig!“

Als dies geschehen war und Magdalene Sybille ein wenig davon getrunken hatte, wurde sie ruhiger. Doch sagte sie: „Nicht das Getränk, sondern Eure Gegenwart, liebe Margarethe, beruhigt mich.“

Die Kammerjungfer und die Wirtin hatten das Zimmer verlassen, und als sie allein waren, sagte Margarethe:

„Ihr schriebt, daß Ihr gekommen seid, um ärztliche Hilfe zu suchen; aber es war sehr gewagt von Euch, gnädige Frau, die lange Reise hierher zu unternehmen. Wie konnte doch Euer Gemahl Euch diese gefährliche Fahrt erlauben?“

„Nennt mich Magdalene,“ bat sie; „die gnädige Frau habe ich zu Hause gelassen. Ich habe das Land wie eine Verrückte durchjagt. Jörgen konnte weder erlauben noch verbieten; er war nicht zu Hause, er ist in Jütland.“

„Dann müssen wir ihn sobald wie möglich holen lassen,“ sagte Margarethe.

„Auch war ich nicht so krank wie jetzt, da ich von Hause fortzog,“ fuhr Magdalene fort; „die Krankheit kam auf der Reise über mich.“

„So kommt Ihr also doch nicht, um ärztlichen Rat zu suchen?“ fragte Margarethe und sah ihr in die Augen.

„Recht so!“ rief Magdalene aus und schlug die Hände zusammen. „Ärgert Euch jetzt über mich der kleinen Lügen wegen!“

„Liebe gnädige Frau,“ antwortete Margarethe freundlich, aber doch durch das ‚gnädige Frau‘ sich mehr zurückhaltend, „mir ist es gleichviel, aus welchem Grunde Ihr gekommen seid. Ihr bedürft des Beistandes, und den will ich Euch von Herzen gern gewähren; wenn ich Euch aber einen Rat geben darf, so sage ich: entfernt Euch von hier, sobald es geschehen kann; Ihr hättet niemals der Hauptstadt, die Ihr nicht betreten dürft, so nahe kommen sollen.“

Magdalene lag mit der Hand unter dem Kopfe und sah Margarethe mit einem Lächeln an. Es lag ein sonderbarer Ausdruck in ihren großen, glanzvollen Augen; Margarethe hatte die Empfindung, daß sie gering geachtet und bemitleidet wurde.

„Ihr,“ sagte Magdalene endlich, „habt vielleicht niemals etwas anderes gethan, als was Ihr durftet? Habt niemals Euren Pelz gewagt, wenn des Herzens Drang Euch trieb?“

„Dann will ich ihn doch für Euch wagen,“ antwortete Margarethe und streichelte ihr die Hand.

*) Der schon mehrfach genannte Kingo (geb. 15. Dezember 1634, gest. 14. Oktober 1703 als Bischof von Fünen) ist einer der berühmtesten dänischen Liederdichter. (Der Übers.)

„O, sich zu denken," rief Magdalene aus, indem sie sich im Bett erhob und ihre Augen funkelten, „daß ein armes Weib wie ich in den Bann gethan und aus seiner Vaterstadt verjagt wird! Was habe ich gethan? Niemals habe ich, soviel ich weiß, den König mit Gedanken, Worten oder Thaten gekränkt; stets sind wir, mein Gemahl und ich, Seiner Majestät gehorsame und treue Unterthanen gewesen. Dies sagte ich auch in meiner unterthänigen Bittschrift und fügte hinzu: ‚Wie das Gebet der Elenden sich durch die Wolken zum Throne Gottes drängen kann, so gestatten Ew. Majestät auch meiner Bitte, daß sie Ew. Majestät Thron erreiche, damit ich Gnade erlange und die Erlaubnis, wieder in mein Haus einziehen zu dürfen.' — Aber die Wolken um des Königs Thron, sind dicht; von ihnen gehen nur Zornesblitze aus gegen alle, die Griffenfelds Freunde waren."

„Seid Ihr gekommen, um Eure Bitte zu wiederholen?" fragte Margarethe. „Fiurjen und ich, wir vermögen nicht viel, aber wir werden gerne für Euch thun, was wir können."

„Danke!" entgegnete die Kranke schnell und nervös. „Ich bin nicht gekommen, um noch öfter zu Füßen des Thrones zu liegen. Ich kam, weil ich dort, wo ich war, fast wahnsinnig geworden war; die Einsamkeit und Verlassenheit marterte mich. Ich flog wie die Mücke in das Licht; ich wollte auch einmal innerhalb der Wälle Kopenhagens sein und die Stätten sehen, wo ich mich in den Tagen meines Glückes bewegte. Ich wollte und mußte es, selbst wenn es damit enden sollte, daß sie mich in den blauen Turm setzten; aber ich blieb auf dem Platze und liege jetzt hier."

„Ihr sprecht zu viel," sagte Margarethe; „versucht jetzt zur Ruhe zu kommen; alles kann möglicherweise noch gut werden."

„Das wird niemals geschehen!" rief Magdalene, indem sie die Hände zusammenpreßte und vor sich hin stierte. „Niemals!" wiederholte sie. „Sie lösen ihn niemals, meinen teuren Freund, von dem Felsen, an welchen sie ihn geschmiedet haben. Ach, was ist doch alle meine Qual gegen die seinige! Sich zu denken, daß er, der vortrefflichste Mann des Reiches, ja, durch seine großen Geistesgaben der vortrefflichste aller Männer, edel und großmütig wie nur wenige, er, dessen Schuhriemen zu lösen diese Elenden, welche ihn stürzten, nicht wert waren, daß er wie der erbärmlichste Missethäter im Gefängnis verschmachten und sterben soll!"

Sie sank in die Kissen zurück und brach in heftiges Weinen aus, fuhr dann wieder empor und rief: „Ich komme jetzt nicht davon! Dies ist mein Tod!"

Margarethe gab ihr einen Schluck von dem kühlenden Getränke, ordnete die Kissen und brachte sie zur Ruhe. Sie lag einige Augenblicke, als ob sie schliefe, schlug aber bald wieder die Augen auf und sagte:

„Liebe Margarethe, sagt doch ein Wort! Sprecht doch mit mir, redet doch, selbst wenn das, was Ihr sagt, mich kränken muß. Ich lese in Euren Augen, daß Ihr Euch über mich ärgert."

„Liebe Magdalene," sagte Margarethe ernst aber doch freundlich, „soll ich jetzt reden, so habe ich nur eins zu sagen: glaubt Ihr, daß Ihr krank seid zum Tode, so gilt es für Euch wie für jeden Christen, zu bereuen und das Schuldbuch aufzuschlagen. Ihr kennt am besten selber Eures Herzens Heimlichkeiten, und ich will nicht versuchen, mich hineinzudrängen; ich will mich nicht zwischen Gott und Euch stellen. Ihr und wir alle haben einen besseren Mittler, als einen schwachen Menschen, und ich kann nicht glauben, daß Ihr seine Gnade und seinen Beistand verscherzt haben solltet. Ich will Euch nur ermahnen, ehrlich gegen Euch selber zu sein. Laßt keine Scheidewand sein zwischen Euch und dem Herrn, dessen Augen durch jede Decke sehen."

„Was meint Ihr denn, daß er sehe?" fragte Magdalene und blickte ihre Freundin scheu an. „Seid jetzt ehrlich gegen mich," fuhr sie heftig fort. „Nicht wünsche ich mit süßen Worten eingeschläfert zu werden. Laßt mich Euer Urteil hören, Margarethe, denn Ihr habt mich verurteilt!"

„Gott behüte mich vor einer solchen Vermessenheit," antwortete Margarethe in großer Verlegenheit. „Auch bin ich nicht gekommen, um Euch zu kränken und zu betrüben."

„Mich kann jetzt nichts kränken," lautete die bestimmte Antwort. „Laßt mich nun hören, was Ihr Wahrheit nennt. Bei Gott, so still ist es jetzt jahrelang um mich gewesen, und so laut sprachen manche Stimmen in mir, daß es eine Befreiung für mich ist, die Worte einer Freundin zu vernehmen, was sie mir auch sagen möge. Welches ist mein Verbrechen?"

Margarethe nahm ihre Hand und sagte: „Ich werde mich wohl fügen müssen, wenn ich auch einsehe, daß Ihr jetzt mehr eines Seelsorgers bedürft, der Euch den höchsten Trost bringen könnte, als meines geringen Beistandes. Wisset denn, daß ich nicht von Euch glaube, daß Ihr solltet Ränke gegen den König geschmiedet haben, aber Ihr habt doch freundschaftlich mit dem Manne verkehrt, den man dessen beschuldigte und des Königs Ungnade zu unserm großen Kummer so hart getroffen hat. Ihr —" hier hielt sie plötzlich inne und schwieg.

„Ihr liebtet ihn — wolltet Ihr das sagen?" fragte Magdalene und sah auf mit glühendem Blick.

Margarethe senkte schweigend das Haupt, und Magdalene fuhr fort:

„Ja, ich liebte ihn, liebte ihn aus innerster Seele und von ganzem Herzen; ich konnte nicht anders!"

Die letzten Worte kamen flüsternd wie ein Seufzer. Sie sank zurück, eine glühende Röte ergoß sich über ihr bleiches Gesicht, und sie stierte wie eine Seherin vor sich hin.

„Verhält es sich so," sagte Margarethe mit fester Stimme, „so seid Ihr Eurem Gemahl untreu gewesen und habt des Himmels Strafe verdient."

Magdalene wandte sich um, stützte ihren Kopf in die Hand, sah Margarethe in die Augen und fragte mit spöttischem Lächeln:

„Sagt mir doch einmal — liebt Ihr Euren Gemahl?"

„Gewiß habe ich ihn lieb," entgegnete Margarethe hastig, indem sie rot wurde; „aber eine wahnsinnige, ungöttliche Liebesglut hat niemals zwischen Dietrich und mir bestanden und soll auch nicht aufkommen."

Magdalene lachte kurz und scharf und sagte: „Aber ganz so ist es ja zwischen Jörgen und mir gewesen. Also müßt Ihr unser Ehebündnis für ebenso gut und rein erkennen wie Euer eigenes."

„Jetzt werdet Ihr boshaft und treibt Spott mit mir," antwortete Margarethe erzürnt, indem sie sich erhob. „Aber das sollt Ihr bedenken, ob ich nun wenig oder viel liebte, so hatte ich niemals einen anderen Mann lieb als ihn, dem ich mein Versprechen vor Gottes Altar gab."

Magdalene ergriff ihre Hand, zog sie auf den Stuhl nieder und sagte:

„Geht nicht im Zorn von mir! Ihr würdet es nachher doch bereuen. Hört einmal etwas, was Ihr niemals gewußt habt, und wovon Ihr Euch auch nichts habt träumen lassen. Mein Gemahl hat vollkommen gewußt, wie es mit mir stand, obgleich wir niemals darüber gesprochen haben. Doch merkte ich es sehr oft. Dies war in seinen Augen eine Verirrung des Herzens, aber weiter nichts. Er dachte wie ein verständiger Mann, daß er dies nicht verhindern könne; nein, bei Gott, ob er es konnte! Er baute auf meine Treue, und ich mißbrauchte sein Vertrauen auch nicht."

„Nicht?" sagte Margarethe mit ungläubigem Lächeln. „Nun, dann darf ich darauf schwören, daß dies nur der Gnade Gottes und nicht Eurem eigenen Verdienst zu verdanken ist; aber das sollt Ihr wissen, wenn Euer Herz einen anderen Mann liebte, so seid Ihr, obwohl Ihr vor der Welt rein dasteht, doch eine Sünderin und dem Zorne Gottes verfallen."

„Und es giebt keine Vergebung für diese Sünde?" fragte Magdalene mit spöttischem Lächeln.

„Es giebt Vergebung für jede Sünde, die man aufrichtig bereuet," lautete Margarethens Antwort; „das wißt Ihr sehr wohl, aber bisher habe ich nichts von Reue bei Euch bemerkt."

„Reue?" rief Magdalene aus. „Soll ich bereuen, was wie ein Verhängnis über mich kam?"

„Ihr sprecht wie ein Heide," antwortete Margarethe scharf.

„Aber ich thue doch etwas," fuhr Magdalene fort. „Ich danke in meinem Herzen meinem lieben Gemahl, meinem edlen und teuren Freunde, für seine große Liebe und Nachsicht; er war mir in Wahrheit gut!"

„Dankt ihm nicht dafür, sondern tadelt ihn!" sagte Margarethe. „Er hat in diesem Stücke unmännlich gehandelt und Euch ganz preisgegeben, während er Euch schützen und beschirmen sollte. Wehe allen schwachen Männern, die in ihrer Lauheit und Feigheit ihre Pflicht vernachlässigen!"

„Und was," fragte Magdalene, „sollen wir denn von den egoistischen Frauen mit den kalten Herzen sagen, die niemand und nichts liebten außer sich selber? Ihr überhebt Euch und bemitleidet mich; aber ich sage, daß Ihr elend und arm seid, die Ihr niemals des Lebens höchste Wonne und tiefsten Schmerz empfandet. Ich danke Gott für mein besseres Los; ja, selbst wenn ich gefallen wäre und meine Ehre unter den Menschen verloren hätte, würde es mich nicht gereuen. Ich hätte mich ihm gern ergeben, den ich liebe und bis zu meinem letzten Atemzuge lieben werde. Es war nicht mein Verdienst, daß es nicht geschah, darin habt Ihr recht. Ich würde mein Leben für eine Stunde in seinen Armen gegeben haben!"

Ihre Augen funkelten und ihre Wangen glühten. Margarethe hörte sie mit Entsetzen an. Da ergriff sie, getrieben von einer plötzlichen Eingebung, ihre Hand, hielt dieselbe fest und sagte:

„Magdalene! Als ich kam, rieft Ihr in Eurer Herzensangst den Herrn um Gnade an; er hört Euch noch. Kommt, wir wollen zusammen einen Kampf kämpfen mit dem Teufel, der seine Krallen nach Euch ausstreckt; aber er soll Eure Seele nicht haben! Gott schuf dieselbe zur Seligkeit und gab sie einem Leibe, der demjenigen eines Engels gleich war. Zum Himmel und nicht in die Hölle geht der Weg für Euch!"

Magdalene saß aufrecht im Bette und starrte sie an, während sie sprach. Plötzlich sank sie, wie vom Schlage getroffen, zusammen. Margarethe glaubte, daß sie tot sei, aber sie kam wieder zu sich und sah auf.

„Ist es jetzt besser?" fragte Margarethe.

„Ich höre des Himmelreiches Glocken läuten," sagte sie, indem sich ihre Augen wieder schlossen, und ein Lächeln glitt wie ein Sonnenblick über ihr bleiches Gesicht.

Als der Arzt kam, erkannte er, daß dort nichts mehr für ihn zu thun sei; der Tod hatte schon sein Werk begonnen. Bevor das Licht des Tages schwand, hatte Magdalene Sybille ihren letzten Seufzer gethan.

Tief erschüttert und demütiger, als sie gekommen war, verließ Margarethe das Haus. Ihre Augen waren geöffnet, sie fühlte sich elend und arm, aber sie hörte nicht auf die Stimme des Versuchers. Ihr starker Wille begann einen Kampf mit ihrem widerspenstigen Herzen, denn jetzt fühlte sie, daß sie sich mit der Kälte, die sie ihrem treuen Ehegemahl bisher erwiesen hatte, nicht brüsten könne. Sie erntete ihren Lohn und wurde reicher an Glück, als ihre entschlafene Freundin, die ihres Herzens Armut aufgedeckt hatte, es für möglich gehalten haben würde.

Einunddreißigstes Kapitel.

Les plaisirs des héros.

Das Jahr 1698 war angebrochen, und das Jahrhundert näherte sich seinem Ende. Zweiundzwanzig Jahre hatte jetzt der vortrefflichste von den Söhnen, die das Jahrhundert auferzogen, hinter den Gefängnismauern geschmachtet, und achtzehn von diesen Jahren waren langsam über sein Haupt dahingegangen, während die Jahreszeiten wechselten und die Wellen ihr ewiges Lied um Munkholms Gefängnisturm sangen. Niemals in diesen achtzehn Jahren hatte er seinen Fuß über die Schwelle seiner

Gefängnisthür gesetzt, und niemals sah er den Himmel und das Licht der Sonne anders als durch die blinden Scheiben des Gefängnisfensters.

Was er dort erdulden mußte, das wußte nur Gott, er selber und seine Henker; es wurde eingetragen in ihre Schuldbücher, aber ihm zu gute gerechnet. Er fluchte ihnen nicht, klagte selten und nahm jede Erleichterung mit Dank entgegen. Mit seiner Lage ging es auf und ab, wie gerade den Befehlshabern, welche auf Munkholm die Verantwortung für ihn trugen, der Kopf stand; bald wurde er mit Strenge, bald mit Milde behandelt; aber auch die größte Milde konnte ihm nicht den Verlust der Freiheit ersetzen. Langsam aber sicher wurde seine Gesundheit zerstört, aber während der Leib schwächer wurde, stärkte und erhob sich seine Seele. Dies zeigte, welcher Art der Geist war, der in ihm wohnte, und woher er seine Stärke nahm.

In seine Bücher, auf die Steine der Wände, auf die Fensterscheiben schrieb er, wie es mit ihm stand. Er faßte dies alles in den berühmten Vers zusammen:

Als mir das Glück ward gram, da lernte ich erst kennen
Vor allen Dingen Gott, mich selbst, den Freund, den Feind.
Mein Feind war aufgebracht, mein Freund voll Heuchelei,
Ich selbst war arm und schwach, Gott blieb allein getreu.

Das wichtigste Zeugnis aber davon, daß seine Seele frei war selbst unter dem Zwange des Gefängnisses, legte er ab in dem Briefe, den er an seine Mutter schrieb. Von ihr sagt er, daß sie ihn öfter als einmal mit Schmerzen zur Welt geboren habe. Er gesteht ihr, daß er wohl wisse, daß er ihr nur Kummer und Leid bereitet, und daß er die große Liebe, die sie ihm erwiesen, nicht verdient habe. Er schreibt von der Zeit, da er im Glücke saß und von dem gegenwärtigen Augenblick, da alles ganz anders sei.

„Aber allerliebste Mutter,“ fragte er, „was ist am besten, in Gottes Ungnade und des Königs Gnade sein, oder in Gottes Gnade und des Königs Ungnade stehen? Es ist besser, Thürhüter im Hause Gottes zu sein, als Reichskanzler. David hat sich beides versucht, hoch erhoben und tief erniedrigt zu sein, und er sagt in dem 119. Psalm: ‚Ehe ich gedemütiget ward, irrete ich; nun aber halte ich Dein Wort.‘ Gott schüttet Verachtung auf die Fürsten und läßt sie wandern in der Wüste und an öden Stätten; aber er verteidigt die Armen und Elenden.“

Doch schien es lange, als ob solches dem Fürsten, der ihn ins Elend gestürzt hatte, oder seinen Helfern keineswegs begegnen sollte. Nachdem sie ihn ausgeplündert und die Beute geteilt hatten, ward den meisten das Glück zu teil, sich in der Gnade des Königs sonnen und im Überfluß schwelgen zu können, bis der Tod sie abrief. Hahn war der erste und längst zu seinen Vätern gegangen. Er trank sich einen Rausch in Malvasier, und das wurde sein Tod. Doch gab der Pastor ihm an seinem Grabe das Zeugnis, daß er ein rechtschaffener Mann gewesen, und daß er gestorben sei wie ein Christ im Glauben an die Vergebung seiner Sünden. Dann mußte ja alles gut sein, wenn er nur seine Rechnung richtig gemacht hatte. Nach ihm stiegen Ahrenstorff und Ahlefeld ins Grab.

Aber noch lebte er, welcher Griffenfeld an Munkholms Felsen geschmiedet hatte, und sie, die das Herz des Königs in ihrer Hand hielt. Diese beiden hatten den Löwenanteil genommen und ihn unter sich geteilt, denn Gyldenlöwe erhielt Griffenfelds norwegische Grafschaft, Sophie Amalie Moth seine dänischen Güter. Sie war jetzt Gräfin von Samsö, und ihr Geschlecht gewann mehr und mehr an Ansehen. Neue Männer hatten die alten Plätze eingenommen, und alles war verändert, nur in dem einen Stücke nicht, daß die neuen, wie die alten, sich um die Macht stritten und jeder in seinem Winkel regierte.

Unangefochten von allen diesen Veränderungen thronte der König in seiner Hoheit wie ein Gott, und zu seinen Füßen saß der Halbgott, sein lieber Bruder. Doch mußten auch sie es empfinden, daß sie Söhne des Staubes und der Vergänglichkeit unterworfen waren. Sie genossen in so vollen Zügen ihre plaisirs, daß die Gicht zuletzt anfing, ihre Glieder zu zerstören. Hin und wieder bekamen sie einen Schreck und glaubten das Ende vor sich zu haben, welches doch noch fern sein konnte, da Gyldenlöwe erst vor kurzem sein sechzigstes Lebensjahr vollendet hatte und der König erst zweiundfünfzig Jahre alt war. Ihr gemeinschaftliches Leiden wurde ein neues, wenn auch trauriges Bruderband zwischen ihnen; aber wenn die Gicht wich, dann stürmten sie wieder los, leerten die Pokale und jagten das Wild im Walde. Jetzt hatten die Hirsche schlimme Tage, ja, sie hatten nicht einmal Frieden, als es so weit mit dem Könige gekommen war, daß er sich weder im Sattel halten noch auf den Füßen stehen konnte, denn nun jagte er, sitzend in einem Rollstuhl.

Da ereilte ihn die Nemesis. Ruhend in den weichen Polstern seines Jagdstuhls hatte er eines Tages in der Ernte mit seiner nie fehlenden Büchse einen Edelhirsch erlegt, der ihm lange entgangen war. Jetzt sollte der anwesende Jäger das Tier abfangen, fürchtete sich aber, sich demselben zu nähern, weil es nur lahm geschossen war und das große Geweih ihm Respekt einflößte. Der König sprang in seiner Ungeduld vom Stuhl und eilte, ohne auf seine Schmerzen zu achten, auf den Hirsch zu, um ihm selber den Garaus zu machen.

Das edle Tier sträubte sich indessen, den Gnadenstoß von einem Krüppel zu empfangen, wenn er auch eine Krone trug, und es hatte jetzt Gelegenheit, seine vielen gefallenen Brüder zu rächen. Es stieß seinen königlichen Feind mit den Hörnern und richtete ihn so zu, daß er niemals wieder zum Manne wurde.

Lange lag der König im Bett, und als er es endlich verließ, mußte er sich damit begnügen, wie ein Kind in einem Laufstuhl durch die Zimmer zu gehen, oder er stützte sich auf ein Geländer, welches man zu diesem Zweck errichtet hatte. Er vermochte kaum das linke Bein nachzuziehen, und man zählte jetzt jeden Schritt, den er ging.

Doch verstand sein lieber Bruder und unermüdlicher Vergnügungsrat ihn noch zu unterhalten und

zu erheitern. Die hohe Excellenz ließ ein Ballett aufführen, „les plaisirs des héros oder die vier edelsten Passionen“ genannt. Die Jagd war selbstverständlich mit darunter, und diese prachtvolle Maskerade zeigte den beiden Herren wie in einem Spiegel, was sie einmal gewesen waren, aber niemals wieder werden würden.

Zuletzt hörte auch dies auf. Der König lag fast immer im Bett, und alle gewohnten Genüsse waren ihm versagt. Jetzt hatte Gott ihn in die Wüste geführt, wo er verschmachtete; trotz aller Üppigkeit war sein Palast ihm eine öde Stätte. Da ließ er eines Tages seinen Beichtvater, Peter Jespersen, rufen, um sich von ihm trösten und erbauen zu lassen.

Dieser ehrenwerte und hochbegabte Mann verdankte Griffenfeld sein Glück. Als Kanzler pflegte er in der Nikolai-Kirche die Predigten der jungen Kandidaten anzuhören, um selber ihre Fähigkeiten und Rednergaben zu beurteilen. Nach seinem Sturz fand man in seinem Kirchenstuhl das Buch, in welchem seine Notizen über die jungen Prädikanten standen. Peter Jespersen war dort gut angeschrieben, er erhielt in sehr jungen Jahren ein Pfarramt, und damit war sein Glück gemacht.

Er war einer von den wenigen Menschen, welche empfangene Wohlthaten niemals vergessen. Das Unglück seines Wohlthäters hatte ihn tief erschüttert und sein Herz mit Kummer erfüllt. Wiederholt erkundigte er sich nach Griffenfelds Zustand, und er hatte vor kurzem erfahren, daß der Gefangene auf Munkholm sehr leidend war. Es erschien ihm über alle Maßen grausam, ihn dort ohne hinreichende Pflege liegen zu lassen, und er ging daher jetzt zum Könige mit dem festen Entschluß, einen Versuch zu seiner Befreiung zu machen.

Der König lag in seinem prachtvollen Bette, dessen Sammet und Gold sein Aussehen noch elender erscheinen ließ. Der Pastor erkannte bald, daß der Monarch sich in seiner am wenigsten königlichen Laune befand, sondern gebrochenen Sinnes und weichen Herzens mehr, als jemals zuvor, einem gewöhnlichen Sterblichen glich. Jetzt ist der Augenblick gekommen, dachte er, war aber zu klug, um gleich auf das Ziel loszugehen.

Als er über eine von dem Könige selbst bezeichnete Bibelstelle geredet hatte, in dieser Predigt aber wohlweislich unterließ, auf das hinzudeuten, was sein Herz bewegte, betrachtete und bewunderte er einige von den vielen Kostbarkeiten, die sich in dem Zimmer befanden. Dies war für den König stets eine angenehme und erheiternde Unterhaltung, denn er war nicht ohne Schönheitssinn und hatte selber die Idee gegeben zu mehreren von den kostbaren Raritäten, die er besaß.

Da sah Herr Peter sich plötzlich um und heftete den Blick auf die dem Bette des Königs gegenüber befindliche Wand.

„Wonach seht Ihr?“ fragte der König.

„Mich dünkt,“ antwortete Peter, „daß dort einmal ein Bild hing, welches jetzt fort ist.“

Das war Griffenfelds Porträt. Der König schlug die Augen nieder, sah aber wieder auf mit unsicherem Blick und sagte: „Ich ließ es herunternehmen; es verursachte mir Chagrin.“

„Nun, Majestät,“ antwortete Herr Peter, „dann verwandelt den Kummer in Freude! Lassen Ew. Majestät jetzt das Herz raten und gebt Schumacher frei!“

Der König ergriff die Bettdecke mit seinen mageren Händen und fragte: „Habt Ihr Nachrichten von ihm? Wie geht es ihm?“

„Es geht ihm schlecht, Majestät,“ antwortete Herr Peter. „Achtzehn Jahre hindurch hat er jetzt ja die Fliesen seines Gefängnisses ausgetreten, Gottes Himmel nicht gesehen und keine frische Luft eingeatmet. Da ist es kein Wunder, daß jetzt Krankheit dazu gekommen ist.“

„Jetzt geht es uns selber nicht viel besser,“ entgegnete der König mit einem Seufzer. „Auch wir betreten seit lange nur die Bretter des Fußbodens und haben hier seit Monaten wie in einem Gefängnisse gelebt.“

„Aber Ew. Majestät,“ fuhr Herr Peter fort „entbehren doch kein Mittel zur Linderung Eurer Leiden. Wenn nun das, was Ew. Majestät Euer Gefängnis zu nennen belieben, vom Meer umflossen wäre und kein Pastor oder Arzt könnte zu Euch kommen, wenn der Sturm die Wellen aufwühlte, so daß Ew. Majestät hilflos und verlassen liegen müßten! Haben Ew. Majestät Barmherzigkeit mit ihm! Laßt ihn los und vergönnt ihm, falls es möglich ist, hierher zu reisen und in den Armen seiner Tochter zu sterben.“

Charlotte Amalie war schon seit mehreren Jahren verheiratet mit Baron Friedrich Krag und wohnte auf Steenballegaard bei Horsens.

Der König blieb einige Augenblicke stumm liegen. Die Erinnerungen aus der Vergangenheit wurden lebendig bei ihm; nach langer Zeit führte er die Sache wieder vor den Richterstuhl seines Gewissens, aber diesmal verlor er sie ganz. Vor seinem geistigen Auge zeigte sich Munkholms Insel, umflossen vom Meer. Er war derselben ja nahe gewesen, und hatte sie mit seinen eigenen Augen gesehen, als er vor dreizehn Jahren, nach dem Tode der Königin Witwe, [illegible] große Reise nach Norwegen unternahm und auch Trondhjem besuchte. Die Nähe des Todes hatte ihn peinlich an die Vergänglichkeit aller Dinge erinnert; sogar gekrönte Häupter mußten ihm zuletzt zur Beute fallen. Da verfiel sein immer Rat wissender Bruder und Tröster, Norwegens Statthalter, auf diese Reise, welche den gesunkenen Lebensmut des Königs auffrischen sollte. Er sorgte dafür, daß die Absicht erreicht wurde und machte die Reise zu einem solchen Triumphzuge, daß der König, betäubt von Weihrauch, sowohl Tod als Vergänglichkeit vergaß.

So sicher fühlte Gyldenlöwe sich, daß er sich auch nicht fürchtete, den König Griffenfelds Gefängnis so nahe zu bringen. Doch hätte diese Kühnheit sich leicht strafen können. Der König ging eines Morgens allein nach der Brücke und schaute hinüber nach Munkholm. Er ging mit dem Gedanken um, in ein Boot zu steigen und sich nach der Festung hinüberrudern zu lassen. Da kam Gyldenlöwe, der

mit Schrecken das Entweichen des Königs entdeckt hatte, nahm ihm beim Arm und führte ihn scherzend mit sich fort.

Damals hatte der König es als eine Erleichterung empfunden, daß er daran gehindert wurde, seinen Vorsatz auszuführen, aber jetzt sah er die Sache in einem andern Lichte. Er schämte sich bei dem Gedanken an seine eigene Schwäche, schämte sich, daß er aus falschem Schamgefühl seinen hochherzigen Entschluß erstickt und nicht gewagt hatte, denselben auszuführen. —

Jetzt sprach er, und Herr Peter hörte aufmerksam zu.

„Es waren seine Feinde, die ihn stürzten!“ rief er heftig aus.

Herr Peter stutzte. In diesen Worten lag eine harte Selbstanklage; sie sprachen das Opfer frei, den ungerecht Angeklagten, den Entehrten, den zum Tode Verurteilten. Herr Peter wagte kein Wort zu entgegnen. Da fuhr der König fort:

„Geht zu dem Geheimrat Harbon und laßt ihn einen Befehl zu Schumachers Loslassung ausfertigen, den wir selber unterschreiben wollen. Er soll Freiheit haben, hierher zu reisen.“

„Gott segne Ew. Majestät für diesen Gnadenakt!“ rief Herr Peter bewegt aus.

Es war zu hoffen, daß Segen darauf lag, wenn er auch spät kam. Dies war dem Könige jetzt wohl ein größerer Trost, als die Erinnerung an alle seine plaisirs.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Griffenfelds letzte Großthat.

Die Freiheitsbotschaft kam über Griffenfeld wie eine Überraschung und verursachte ihm mehr Schreck als Freude. Er ging jetzt in sein vierundsechzigstes Jahr, und seine Gesundheit war gebrochen; er konnte das Leben nicht von neuem beginnen. Er hatte sich in dem Grade an seine Zelle gewöhnt, daß er in Gedanken mit derselben verwachsen war, wie die Schnecke mit ihrem Hause. Hier hatte er gestritten und gelitten viele lange Jahre; hier hatte er gegrübelt und seine Gebete hinaufgesandt zu Gott; hier hatte seine Seele große Siege errungen, hier war sein Herz geläutert worden. Der enge Raum war ihm zuweilen wie ein hoher Saal gewesen, dessen Decke den Himmel berührte.

Er sah auf den alten Stuhl, auf dem er nun achtzehn Jahre gesessen hatte; er betrachtete die Vertiefungen in der Tischplatte, die entstanden waren, wenn er in den vielen langen Stunden mit gestütztem Kopfe saß, während die Bilder der Vergangenheit an seinen Gedanken vorüberzogen; sein Blick fiel auf die Spuren in den Steinfliesen, die seine Tritte hinterlassen hatten, wenn er rastlos auf und nieder wanderte — Merkmale tiefer und trauriger Bedeutung für ihn. Sie zeigten ihm, daß er an der Lebensgrenze angelangt war und keine Kraft mehr hatte, das Kleinod der Freiheit, nach dessen Besitz er seiner Zeit sich so brennend gesehnt, zu ergreifen und zu benutzen.

Doch war die Hoffnung noch für ihn vorhanden, seine Tochter wiederzusehen und in seinem Vaterlande zu sterben, aber der Winter rückte heran, und bei seinem schwachen Zustande war es ihm nicht möglich, vor dem Frühling zu reisen. Er mußte also vorläufig in Trondhjem bleiben. Dort nahm er Wohnung bei der Rektor-Witwe Anna Ramus, Tochter seines früheren Gefängnis-Kommandanten Kyhn, der ihn mit großer Milde behandelt hatte. Anna Ramus' Mann war vor kurzem gestorben; sie hatte noch einen Säugling, nahm ihren Gast aber doch liebevoll auf.

„Vielen Dank, liebe Anna, daß Ihr mich haben wollt,“ sagte er, als er langsam und kümmerlich in ihr Haus eintrat; „ich fürchte aber sehr, daß Ihr nur Beschwerde und Verdruß von mir haben werdet; ich bin jetzt nur wie ein Wrack und zu nichts nütze.“

„Ach, lieber Herr Schumacher, sagt das nicht,“ antwortete Anna, indem sie ihm einen Stuhl reichte. „Eure Gegenwart ist eine Ehre für mein geringes Haus, und eine Herzensfreude wird es mir sein, Euch zu pflegen, wenn Ihr mit dem, was ich Euch bieten kann, fürlieb nehmen wollt. Kann mein lieber Vater herniederschauen, so wird es ihn freuen, Euch unter meinem Dache zu sehen.“

„Nun, nun,“ entgegnete er mit einem Aufflackern seines alten Humors, den nichts ganz zerstören konnte, „ich werde mich nützlich machen; ich kann Euren kleinen Sohn wiegen, wenn Ihr in die Stadt geht.“

„Wie es mich freut, daß Ihr noch scherzen könnt,“ sagte Anna; „jetzt werdet Ihr sicher bald gesund.“

Aber so ermattet war er von der Gemütsbewegung und von der Anstrengung des Umzuges, daß er, auf dem Stuhl sitzend, einschlief.

Da wurde er plötzlich durch einen Lärm geweckt; draußen ertönte es wie Waffengeklirr. Er erhob sich, ging an das Fenster, schaute hinaus und wollte kaum seinen Augen trauen — ein Lieutenant und vier Soldaten standen vor der Hausthür. Gleich darauf trat der Lieutenant ein, ein hoher, breitschulteriger Krieger mit grauem Haar und einer großen, roten Nase. Er grüßte militärisch und sagte mit starker Stimme: „Auf Befehl Seiner Excellenz des Herrn Generallieutenant Wibe trete ich, Lieutenant Bißlerus Uhrbach von dem nordenfjeldschen Regiment, jetzt meine Wache an und bin für Eure Person und für Euer Verbleiben hier an dieser Stätte verantwortlich.“

Griffenfeld hatte sich wieder gesetzt und sah den gewaltigen Krieger mit Verwunderung an. Er glaubte diesen Mann schon früher gesehen zu haben, wußte aber nicht, wann und wo es gewesen war.

„Euer hoher Vorgesetzter,“ sagte er mit seinem eigentümlichen Lächeln, „ist wahrlich sehr diensteifrig. Ich meinte, daß des Königs Begnadigungsbrief mich zu einem freien Manne gemacht habe, sehe aber, daß der Höchstkommandierende dieser Stadt anderer Meinung ist. Ihr glaubt wohl, Herr Lieutenant, daß ich einmal ein gefährlicher Mensch gewesen sein muß!“

Der Lieutenant nickte bedeutungsvoll, um zu erkennen zu geben, daß dies allerdings seine Ansicht sei.

„Aber seht mich an," fuhr der gefährliche Mensch fort; „meine Beine sind dünn wie ein Rohr, mein Leib ist dick, und ich werde von Schmerzen geplagt. Glaubt Ihr, daß ich fortzulaufen vermag?"

„Potzsapperment nein!" antwortete der Lieutenant. „Ein Kind könnte Euch bewachen. Ew. Excellenz haben sich sehr verändert, seit wir uns gesehen."

„Ei," sagte Griffenfeld, „dachte ich es mir doch, daß ich Euch schon früher gesehen hätte; Euer Gesicht war mir sogleich bekannt. Bißlerus, sagtet Ihr, ist Euer Taufname; der Name deutet mehr auf Gelehrsamkeit, als auf Krieg. Ihr seid doch nicht auf der Hochschule gewesen, habt dann aber Minerva verlassen und seid zur Fahne des Mars gelaufen?"

„Nein, Excellenz," lautete die Antwort, „ganz so verhält es sich nicht."

„Nennt mich nicht Excellenz," sagte Griffenfeld, „diese Dekoration hat man mir längst abgepflückt."

„Excellenz will ich Euch nennen," rief der Lieutenant in Ekstase aus, indem er seine behandschuhte Rechte erhob, „trotzdem ich mich dadurch einer Insubordination schuldig mache. Mein Herz freut sich, daß die Erinnerung au mein Konterfei in Ew. Excellenz Gedächtnis aufbewahrt worden ist, denn gewiß habt Ihr mich früher gesehen. Ich stand bis Anno 76 in der königlichen Leibgarde; sehr oft habe ich die Honneurs vor Euch gemacht, zum letzten Mal, traurigen Angedenkens, an jenem bösen Tage, als mein damaliger Chef, General Ahrenstorff, der ein Büttel und ein großer Esel war, Euch im Trabantensaal angriff und Euch fortführte. Ich war einer von denen, die dazu kommandiert waren, Euch zu begleiten, und ich stand an jenem Tage vier Stunden vor der Thür des Conseilsaales."

„Ei, welch merkwürdiges Zusammentreffen," sagte Griffenfeld, bewegt durch die Erinnerung an den Tag seiner Verhaftung, „daß Ihr, der einer meiner ersten Wächter war, auch mein letzter werden sollt!"

„Ei was, Wächter!" rief der Lieutenant, „ich ziehe mich zurück und gebe dem General Bericht von Eurem Zustande. Doch will ich einen Mann hier lassen als Ehrenwache für Ew. Excellenz."

„Danke, mein lieber Lieutenant," sagte Griffenfeld; „merkt aber der General, daß das Eure Meinung ist, so werdet Ihr Undank davon haben."

„Ei," entgegnete der Lieutenant, „ich sage das natürlicherweise nicht zu ihm, aber ich sage es in der Stadt."

Dann wollte er sich entfernen, aber Griffenfeld, den die Gesellschaft des braven Kriegers nach so vielen Jahren der Einsamkeit erheiterte, hielt ihn zurück, indem er fragte:

„Sagt mir doch, wie Ihr zu dem Namen Bißlerus gekommen seid?"

„Das ging so zu," antwortete der Lieutenant. „Mein seliger Vater war Pastor, und so gab der gute Mann Gottes mir den Namen mit der Endung ‚us', als wolle er mich dadurch schon in der Taufe für den Priesterrock weihen; aber daraus wurde nichts."

„Jetzt habt Dank für Eure gute Gesellschaft," sagte Griffenfeld, zog seine Börse und gab ihm einen Thaler. „Ihr seht, daß ich doch noch kein Bettler bin; thut Euch dafür etwas zu gute! Ihr und Euresgleichen," fügte er mit einem Blick auf des Lieutenants rote Nase hinzu, „pflegen keine Verächter des Bacchus zu sein."

„Ich danke Ew. Excellenz," antwortete der Lieutenant, indem er den Thaler einsteckte. „Ich werde auf Eure Gesundheit trinken. Diene nicht dem Bacchus und der Venus, sagte mein Vater zu mir, als ich von Hause fortzog, um mich anwerben zu lassen. Der Alte hatte recht in dem letzten Stücke; Venus ist voller Falschheit, ich habe ihr längst gute Nacht gesagt; aber Bacchus, er ist getreu. Ohne seine Freundschaft würde ich mich längst erhängt haben, so zuwider ist mir das Links und Rechts und der ganze Gamaschendienst." —

Der Lieutenant trank ehrlich und redlich auf Griffenfelds Gesundheit, und es schien zu helfen; eine Zeitlang ging es ihm recht wohl. Die Schildwache wurde entfernt; aber dann und wann sah Lieutenant Bißlerus bei Anna Ramus ein, wie er sagte, um sich von der Anwesenheit des Gefangenen zu überzeugen, in Wirklichkeit aber, um zu plaudern und sich ein Douceur zu holen, das ihm stets gern vergönnt wurde, denn zwischen diesem Diener des Bacchus und seinem Gefangenen bestand ein stärkeres Band, als die Erinnerung an den Tag der Verhaftung. Bißlerus Uhrbach war mit bei Wismar gewesen. In die Erinnerungen an die merkwürdigen Tage der Belagerung konnte Griffenfeld, der damals auf der Höhe des Ruhmes und Glückes gestanden hatte, sich so vertiefen, daß er seine Leiden fast vergaß.

Die Leiden nahmen indessen zu, und bevor der Winter zu Ende war, lag er im Bett. Der tüchtige Chirurg Frauen wurde gerufen und erklärte, daß er am Stein leide, aber dagegen protestierte der Patient mit großer Bestimmtheit. Während seine Augen funkelten wie in der Blüte seiner Jahre, hielt er dem Chirurgen einen Vortrag, in welchem er klar bewies, daß er niemals an dieser Krankheit gelitten habe und auch jetzt nicht daran leide. Er hatte seiner Zeit den Bau und das Innere des menschlichen Körpers gründlich studiert und konnte mit kräftigen Beweisen hervortreten. Der Chirurg erstaunte über die große Gelehrsamkeit seines Patienten auf diesem Gebiete, und es gelang dem Kranken durch seinen Scharfsinn und seine Beredsamkeit, die Steine aus seinem eigenen Kopfe und fast auch aus dem des Chirurgen hinauszudisputieren; aber sie waren doch in seinem Leibe und wurden die Ursache zu seinem Tode.

Eines Sonntags im März des Jahres 1699 waren die Schmerzen sehr heftig. Als er dort so allein in seinen Schmerzen lag, hörte er das Weinen eines Kindes. Es klang so kläglich und nahm so sehr an Stärke zu, daß er zuletzt trotz seiner Pein aufstand, seinen Schlafrock anzog und in das Neben-



zimmer ging. Dort fand er das schreiende Kind in der Wiege und allein. Er setzte sich auf einen Stuhl, fing an zu wiegen und sang dabei, bis das Kind einschlief.

So fand die Mutter ihn zu ihrem Schrecken, als sie endlich kam. Sie hatte ihr Gesangbuch in der Hand, und er konnte daran sehen, daß sie in der Kirche gewesen war.

„Gott möge es mir vergeben,“ rief sie aus, „was habe ich auf mein Gewissen geladen! Ihr seid kalt geworden, lieber Herr Schumacher, und werdet Schaden davon nehmen.“

Ja, das fühlte er. Doch fuhr er nicht im Zorn auf, sondern sagte nur: „Es ist recht von Euch, ins Gotteshaus zu gehen, aber es war gedankenlos, daß Ihr Euer Kind ohne Aufsicht ließet.“

„O, der kleine Unhold,“ sagte Anna weinerlich, „daß er eben jetzt erwachen mußte! Er pflegt sonst stundenlang zu schlafen wie ein Murmeltier.“

„Nun, liebe Anna,“ antwortete Griffenfeld mit einem Lächeln, „ich bekam nun doch einmal Gelegenheit, mich nützlich zu machen, so wie ich es Euch versprach, als ich zu Euch kam. Euer Sohn wollte versuchen, wozu ich noch zu gebrauchen sei; und das muß ich sagen, alle Dinge, die ich in meinen besten Jahren ausrichtete und die man groß nennt, sie wurden mir leicht und waren nur klein gegen dieses.“

Am 11. März vormittags hatte er ausgestritten. Er starb an dem Tage seiner Verhaftung und fast in derselben Stunde, da sein Feind ihn auf Befehl des Königs ergriffen und fortgeführt hatte. Ob wohl die Erinnerung an diese bittere Stunde seine Flucht beschleunigte von einer Erde, die nun so lange ein Jammerthal für ihn gewesen war?

Fünf Monate später wurde König Christian zu seinen Vätern versammelt, beweint und gepriesen als ein Wunder unter den Fürsten. Während zu Ehren des entschlafenen Königs die Trauerglocken durch das Land tönten, wurde die Leiche des besten Freundes, den er gehabt, aber verstoßen hatte, still in der Bär-Kirche beigesetzt. Die Inschrift, die auf seinen Sarg gesetzt ist, „verteidigt seine dunkle Wohnung“ und spricht sein Grab heilig. Sie lautet in ihrer traurigen Einfachheit:

Hier ruhet
vormals König Christians V.
unglücklicher Reichskanzler.

Aber ein Dichter,*) der aus dem Herzen des Volkes sang, schrieb folgendermaßen:

„Manch ein Jahr wird noch vergehn,
Wechseln wird oft Dänemarks Krone,
Bis ein Griffenfeld wird stehn
An der Dänen Königsthrone.
Der König hat einen Säckel mehr,
Griffenfeld bringt keiner her.“

*) St. Blicher.

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Dem Fernen.

Wenn Feinde Dich verfolgen und verklagen,
Das Herz Dir blutet unter tausend Wunden,
Die Neid und Undank tückisch Dir geschlagen —

Wenn Glauben und Vertrauen Dir entschwunden,
Weil alle Freunde Dich zu lassen scheinen,
Wenn Du Dich einsam wähnst in schwersten Stunden —

Du bist es nicht! Mein Geist ist nah dem Deinen
Und schwebt um Dich. Im Wachen und im Traum
Strebt meine Seele Deiner sich zu einen.

Ihr hemmt die Schwinge nicht der fernste Raum,
Nicht braucht sie sich in scheuer Scham verstecken,
Denn niemand sieht sie, Du selbst ahnst sie kaum.

Sie darf die Arme Dir entgegen strecken,
Sich beugen über Dich mit sanftem Kuß,
Die Hand Dir lind auf Deine Wunden decken;

Bis unter ihrem milden Liebderguß
Sich leis und mählich Deine Zweifel mindern,
Bis sich Dein trüber Blick erhellen muß.

Daß so sich müsse all Dein Leiden lindern,
Weil meiner Seele Schwingen Dich umwehten,
Nicht wolle mir den süßen Glauben hindern!

Ich habe ja kein Recht, zu Dir zu treten,
Mit liebevollem Arm Dich zu umfangen,
Ich hab' ja kaum das Recht, für Dich zu beten —

Und dennoch kennt mein Herz nur ein Verlangen:
Wenn Kampf und Qual Dir droht, zu Dir zu eilen,
Mit Dir zu teilen Hoffnung, Weh und Bangen,
In meiner Liebe all Dein Leid zu heilen!

St. E.

Künstliche Hilfen für den Körper.

Von Mathilde Lammers.

Der menschliche Körper ist ohne Frage das größte von allen im Gesichtskreise des Menschen vorhandenen Kunstwerken. Je tiefer die Wissenschaft in die Geheimnisse seines Baues und seiner Funktionen eindringt, desto größere Bewunderung erregt die weise Zweckmäßigkeit seiner Organisation, durch welche er einerseits zum allervielseitigsten Werkzeug gemacht, andererseits zur Anpassung an die verschiedensten Lebensbedingungen befähigt wird. Daß ihm durchschnittlich eine Dauer von siebzig bis achtzig Jahren zugedacht ist, bestätigt die neuzeitliche Statistik in merkwürdiger Übereinstimmung mit dem Worte des alttestamentlichen Psalmsängers. Verläuft das Leben normal, so ist also dann die Lebenskraft verbraucht, und die irdischen Bestandteile des Menschenwesens kehren zu ihrem Ursprung zurück: Staub wird wieder zu Staub.

Diesem auf eine verhältnismäßig lange Dauer berechneten Kunstwerke wohnt aber zugleich auch eine große Ver-

letzlichkeit inne. Kein Glied, kein Organ, kein Teil irgend eines Systems ist so klein und unbedeutend, daß es nicht der Herd einer Krankheit werden könnte, welche nicht bloß den ganzen Körper in Mitleidenschaft ziehen, sondern geradeswegs zum Tode führen kann: „Es ist nicht nötig", sagt Pascal, „daß sich das ganze Weltall bewaffne, um den Menschen zu vernichten. Ein Dunst, ein Wassertropfen genügt, um ihn zu töten." Von dem Augenblick an, wo er den ersten Schrei thut, lauern tausend Gefahren auf ihn, die ihn in seinem körperlichen Bestande schädigen, ja in diesem ersten Lebensanfang so häufig tödlich wirken, daß von sämtlichen Geborenen nur die Hälfte das fünfte Lebensjahr erreicht. (Man muß daher auch diese Quote von der gesamten Sterblichkeitsziffer eines Volkes erst absetzen, wenn die oben erwähnte mittlere Lebensdauer herauskommen soll; anderenfalls bleibt sie auf etwa dreiunddreißig Jahren stehen.) Von der Summe aller Kräfte, welche einem gegebenen menschlichen Organismus eignen, und welche zur Bewältigung der verschiedensten von Gott dem Menschengeschlecht gestellten Aufgaben dienen sollen, muß daher in jedem Leben ein größerer oder kleinerer Teil darauf verwendet werden, nicht bloß den Ersatz verbrauchter Stoffe durch Assimilation zu bewirken, sondern die Schäden auszubessern, welche von außen her dem Körper zugefügt werden. Jede Krankheit verzehrt Lebenskraft und wirkt daher entweder wenn nicht tödlich, doch lebenverkürzend, oder sie verringert auf alle Fälle die Leistungsfähigkeit.

Da nun Krankheit, einerlei welcher Art, immer zugleich Schmerzen, Unbehagen, Unfähigkeit zu wirken und zu genießen, Hemmung der Beweglichkeit, Hilfsbedürftigkeit, Kosten bedeutet, so sollte man denken, mit Vernunft begabte Wesen würden sich vor allen Dingen davor hüten, krank zu werden. Dazu sind wir doch eben mit Vernunft begabt und haben die Erfahrung von hundert Generationen zur Verfügung, um die Lebensbedingungen zu erforschen, in welchen wir gedeihen, und die Schädlichkeiten zu vermeiden, welchen das vernunftlose Tier infolge seines Instinkts aus dem Wege geht. Aber das Begehren und Wollen des Menschen ist ein so ungeheuer mannigfaches und verzweigt sich in vorgeschrittenen Kulturzuständen so unausgesetzt weiter, daß dem einzelnen nur zu häufig darüber die Achtsamkeit auf diejenige Bedingung verloren geht, unter welcher allein das Erreichen seiner irdischen Ziele Wert für ihn haben kann. „Der Kulturmensch," sagt ein bekannter Gesundheitspfleger, „jagt den Mitteln nach, sein Leben zu erhalten, zu verschönern und zu genießen, und büßt darüber das Leben selber ein." Vergebens warnt das englische Sprichwort, welches auf das in Rede stehende so gut wie auf das sittliche und soziale Gebiet anwendbar ist: „Verhütung ist besser als Heilung."

Freilich, wenn einmal, wie im vorvorigen Jahre, eine große Seuche die Schädlichkeit der Lebensbedingungen Tausender bloßlegt, dann studiert alle Welt auf die Mittel, welche ihre Wiederkehr verhindern sollen. Aber erscheint es uns selbstverständlich, daß nach den Erfahrungen des Sommers 1892 die Magistrate volkreicher Städte im Jahre 1893 Flußwasser untersuchen, Flußläufe regulieren, Abfuhrsysteme bessern, schlechte Wohnungen assanieren oder niederreißen lassen, so sollte es für den einzelnen nicht minder selbstverständlich sein, nicht nur in diesem Jahre, sondern jahraus jahrein alle groben Unvorsichtigkeiten zu meiden, welche Verdauungsstörungen veranlassen, Ausschreitungen, die sich in gewöhnlichen Jahren durch Dyssenterie, Ruhr, Cholerine rächen und dadurch doch auch die Lebenskraft beeinträchtigen, indirekt die Lebensdauer kürzen, wenn auch nicht immer in ihrem Gefolge Cholera und schneller Tod heranziehen.

Die gewöhnliche Praxis ist das aber keineswegs. Diese besteht vielmehr darin, daß man teilweise der Arbeit, teilweise dem Genuß, teilweise dem Unverstand zuliebe den Körper allen möglichen Schädlichkeiten preisgiebt und die entstandenen Schäden dann durch künstliche Hilfen auszugleichen sucht.

Von den Opfern an Gesundheit und Leben, welche die Arbeit fordert, soll hier nicht weiter die Rede sein. Arbeit ist der Zweck des irdischen Daseins; ohne sie kann es nicht köstlich sein; ja, sie ist auch eine der wesentlichsten Bedingungen für Gesundheit und langes Leben. Daß trotzdem jede Art menschlicher Arbeit irgend einen Teil des Organismus stärker abnutzt als die übrigen, daß ihr das Heer der sogenannten Berufskrankheiten auf dem Fuße folgt, daß aber auch diese vielfach gemildert oder verhütet werden können, soll hier nur angedeutet werden.

Ganz allgemeine Beachtung verdienen dagegen die zahllosen Schädigungen, welche dem Körper aus Unverstand oder zu Genußzwecken zugefügt werden, und nicht minder die zahllosen, durch Wissenschaft und Industrie täglich vermehrten Mittel, welche den entstandenen Schaden wieder gut machen sollen. Halten wir das bei dieser Betrachtung von vornherein fest, daß der menschliche Körper bis in seine kleinsten Teile hinein, einzig abgesehen von der äußersten Bedeckung, der Oberhaut, ein lebendiger Organismus ist, in welchem jeder Teil mit allen übrigen in Verbindung steht, und daß auf der anderen Seite der Mensch, auch derjenige des neunzehnten Jahrhunderts mit seinem staunenswerten technischen Können und seiner immer wachsenden Herrschaft über die Natur nicht imstande ist, das kleinste Atom von Protoplasma oder belebtem Stoff hervorzubringen. Damit sind die Grundlinien zur Beurteilung aller künstlichen Hilfen gegeben, mit welchen man die Mängel des menschlichen Organismus ersetzen oder verdecken will.

Ein völlig gesunder Körper wäre zugleich immer ein im höchsten Maße leistungsfähiger und schöner. Indem er einzelne Organe oder Glieder einbüßt oder sich in ihrer Benutzung gehemmt findet, wird er zu seinen unzähligen Verrichtungen weniger tauglich und erweckt zugleich, sobald jener Mangel äußerlich zu Tage tritt, die Vorstellung der Unzweckmäßigkeit, welche dieselbe Empfindung erweckt, wie die Wahrnehmung des Häßlichen. In gewissem Sinne fallen ja auch das Häßliche und das Unzweckmäßige zusammen. Alles nun, was wir uns an künstlichen Hilfen für den menschlichen Körper ausgedacht haben, soll ihn entweder leistungsfähiger machen, oder leistungsfähiger und deshalb schöner erscheinen lassen. Erreichen sie diese Zwecke, indem sie den Gesundheitszustand verbessern, so sind sie berechtigt. Sie werden bedenklich, wenn sie die Leistungsfähigkeit auf Kosten der Gesundheit, also immer nur zeitweilig, erhöhen. Sie werden verwerflich, sobald sie ohne Rücksicht auf Gesundheit und Arbeitskraft nur die schöne Erscheinung nachäffen, denn ganz sicher verderben sie dann über kurz oder lang den Körper nach allen drei Richtungen hin gründlich.

Der fehlende Zahn, das lückenhafte Gebiß entstellen nicht nur, sie hindern beim Sprechen und beim Essen. Ihr künstlicher Ersatz ist ebensowohl eine Förderung der Gesundheit wie der Leistungsfähigkeit. Ähnlich verhält es sich

mit künstlichen Gliedmaßen. Der Krüppel mit einem künstlichen Bein oder Arm fällt nicht nur weniger unangenehm auf, er bewegt sich auch freier, weil von Menschen unabhängiger, als der Einbeinige und Einarmige, der mit dem Stumpf auszukommen sucht. Insofern eine Perücke den Kahlkopf sicherer vor der Kälte schützt als das Käppchen, ist sie wohl angebracht; wirkt sie aus individuellen Rücksichten erhitzend, also gesundheitsschädigend, so darf die Vortäuschung eines Scheinbesitzes, mit welcher sie zum ästhetischen Eindruck beiträgt, nicht maßgebend sein. Das Glasauge, ein der Schönheit gezollter Tribut, mag immerhin in der Nähe niemand täuschen; noch weniger erhöht es irgendwie die Sehfähigkeit; aber es entstellt weniger als die um die leere Augenhöhle geschlungene Binde, und zugleich, wenn sehr sorgfältig angepaßt, erhitzt es weniger.

Umgekehrt kann man von dem Heer der Brillen und Kneifer, die namentlich auf deutschen Nasenrücken schweben, nur zugeben, daß sie den ästhetischen Eindruck schädigen. Man wird sie aber vollauf berechtigt finden, wenn und insoweit sie die Leistungsfähigkeit des Auges erhöhen oder es gesund erhalten. Der Kneifer entstellt ohne Frage mehr als die Brille, weil er die Stirnhaut zusammenzieht, auch wegen des abrupten Wechsels von dem Gesicht mit bewaffneten zu dem mit unbewaffneten Augen. Wer ihn seiner Gesundheit und Leistungsfähigkeit zuträglicher findet als die Brille, wird sich mit Recht an den ästhetischen Eindruck nicht kehren. Das Monocle, das „ins Auge jetretene Jlas", wie der Berliner Schusterjunge sagt, schadet den Augen, hilft nicht zum guten Sehen und entstellt obendrein: es gehört lediglich zu den Launen der Göttin Mode und wird von Narren getragen, die ihr huldigen.

Dichtes, volles, glänzendes Haar von gleichmäßiger, kräftiger Farbe, eine weißrosige, glatte, reine Haut, klare, leuchtende Augen, frische, rote Lippen, weiße Hände mit rosigen Nägeln, eine schlanke, geschmeidige, weder hagere noch allzu volle Gestalt: das sind unmißverständliche Zeichen von Gesundheit und Lebenskraft und eben deshalb allgemein geschätzte Attribute der Schönheit. Sie zeigen auf den ersten Blick an, daß der mit ihnen bedachte Körper von der Natur für seine wichtigsten Funktionen gut ausgerüstet ist und in günstigen Bedingungen lebt, das heißt, daß Atmung, Ernährung, Blutbereitung, Stoffwechsel richtig vor sich gehen und der Muskelbestand allen regelmäßigen Anforderungen gewachsen ist. Aber wie oft begegnen wir, namentlich in der Bevölkerung der höher civilisierten Länder, namentlich in den großen Städten, solchen Typen der Gesundheit? Viele Kinder kommen, wenn auch nicht krank, doch schwach und erblich belastet zur Welt. Bei verkehrter Erziehung und Pflege wachsen sie muskelschwach, blutarm, bleichsüchtig auf. Ungezählte Gesundheitssünden machen die Erwachsenen zu nervösen, verdauungsschwachen, lungenkranken, herzleidenden, übermäßig hageren oder hochgradig korpulenten Menschen; davor flüchten jene Attribute der Gesundheit und Schönheit. Das Haar ergraut früh und fällt aus; die Haut wird unrein, kupferig, ungewöhnlich blaß oder hochrot; die Augen verlieren den Glanz. Auch wer nie über den Zusammenhang von Gesundheit und Schönheit nachgedacht hat, bekommt von einer solchen Erscheinung, er sehe sie bei anderen oder im Spiegel, den Eindruck, daß der betreffende Organismus dem Verfall entgegengeht.

Nun möchten alle, die ein so wenig erfreuliches Bild darbieten, ohne Frage recht gern gesund und dadurch wieder schön werden. Wer ein Mittel ausbietet, das von den unliebsamen Folgen einer jahrelangen, vielleicht jahrzehntelangen gesundheitsschädlichen Lebensweise in vier Wochen zu heilen verspricht, der findet Abnehmer, und wäre sein Preis noch so hoch. Aber wirkliche Gesundheit wird nie und nimmer anders erhalten oder wieder erlangt, als um den einzigen Preis einer gesundheitsgemäßen Lebensweise, — und der ist vielen Leuten zu hoch!

Sie suchen also entweder nach Mitteln, um den zerrütteten Körper auf Kosten des Restes von Gesundheit noch leistungsfähig zu machen, oder, besonders wenn sie dem „schönen" Geschlecht angehören, um den Schein der Schönheit auf Kosten des letzten Restes von Schönheit zu erwecken.

Späte Stunden, geräuschvolle, gesellige Vergnügungen, Übermaß im Essen und Trinken, mangelnde körperliche Bewegung, Aufenthalt in geschlossenen Räumen bei künstlicher Beleuchtung, dazu Aufregungen, Sorgen, Ärger, mehr Beziehungen zu Menschen als man bewältigen kann, erzeugen, um nur eins zu nennen, Erschöpfung der Gehirn- und Nervenkraft, und diese erzeugt Schlaflosigkeit. Jetzt schließt sich eine unheilvolle Kette: Ursache und Wirkung steigern sich gegenseitig. Die einzige richtige Hilfe wäre in der Entfernung der Grundursachen, in der Einhaltung einer naturgemäßen Lebensweise zu suchen. Aber oft reicht die Einsicht, oft die sittliche Kraft nicht so weit. Nun bietet eine schwunghafte Industrie ein Heer schlaferzeugender, schmerzstillender Mittel an: „ganz unschädlich, von den besten ärztlichen Autoritäten empfohlen" — ja, häufig könnte man hinzusetzen „von ihnen selbst beständig so lange gebraucht, bis sie in einer Nervenheilanstalt oder noch trauriger enden." Kannst Du trotz sinnverwirrender Müdigkeit nicht schlafen, weil Du allzu oft und lange die Nacht zum Tage gemacht, den Körper über seine gesunde Müdigkeit hinweggetäuscht hast: nimm Sulfonal oder Opium. Es wirkt doch wenigstens anfangs, so lange bis Du Dich daran gewöhnt und Deine Nerven um eine Stufe weiter ruiniert hast. Zeigen Dir heftige Kopfschmerzen, daß das Gehirn völlige Ruhe verlangt, ungestörte Bettruhe mit möglichstem Ausschluß aller Sinneseindrücke: nimm Antipyrin oder Koffëin, und der Anfall ist schnell vorüber. Plagen Dich die Gesichtsnerven, kündigen Dir Muskelschmerzen an, daß die Blutbereitung gestört ist: spritz Dir ein wenig Morphium unter die Haut; anfangs braucht es nur ganz wenig zu sein, nur daß mit jedem neuen Gebrauch das Mittel unentbehrlicher und die Rache der Nerven, denen Du es entziehen möchtest, qualvoller wird.

Genau so geht es in unzähligen Fällen mit den geistigen Getränken. Bei gesunder, naturgemäßer Lebensweise, Aufenthalt in reiner Luft, möglichst viel im Freien, tüchtiger Muskelbewegung, sorgfältiger Hautpflege, genügendem Schlaf zu rechter Zeit wird dann und wann ein Glas Wein oder Bier niemand schaden; sein mäßiger Genuß wird namentlich bei festlichen Gelegenheiten die Freudenstimmung erhöhen. Aber sobald der Alkoholgenuß als notwendig erfunden wird, um die tägliche Arbeitsstimmung künstlich herbeiführen zu helfen, so schädigt er dauernd die Gesundheit zu gunsten der augenblicklichen Leistungsfähigkeit. Er giebt keine Nervenkraft, wie viele fälschlich meinen; er spornt nur auf Kosten der Verdauung, der Herzthätigkeit und des Gehirns die Nerven an, ihren letzten Rest von Kraft herzugeben.

Vernünftige Ernährung, tüchtige, nicht übermäßige Bewegung in freier Luft und Sonnenschein, Wasser oder Milch als Getränk und viel Wasser an die Haut, gesunder Schlaf,



letzlichkeit inne. Kein Glied, kein Organ, kein Teil irgend eines Systems ist so klein und unbedeutend, daß es nicht der Herd einer Krankheit werden könnte, welche nicht bloß den ganzen Körper in Mitleidenschaft ziehen, sondern geradeswegs zum Tode führen kann: „Es ist nicht nötig", sagt Pascal, „daß sich das ganze Weltall bewaffne, um den Menschen zu vernichten. Ein Dunst, ein Wassertropfen genügt, um ihn zu töten." Von dem Augenblick an, wo er den ersten Schrei thut, lauern tausend Gefahren auf ihn, die ihn in seinem körperlichen Bestande schädigen, ja in diesem ersten Lebensanfang so häufig tödlich wirken, daß von sämtlichen Geborenen nur die Hälfte das fünfte Lebensjahr erreicht. (Man muß daher auch diese Quote von der gesamten Sterblichkeitsziffer eines Volkes erst absetzen, wenn die oben erwähnte mittlere Lebensdauer herauskommen soll; anderenfalls bleibt sie auf etwa dreiunddreißig Jahren stehen.) Von der Summe aller Kräfte, welche einem gegebenen menschlichen Organismus eignen, und welche zur Bewältigung der verschiedensten von Gott dem Menschengeschlecht gestellten Aufgaben dienen sollen, muß daher in jedem Leben ein größerer oder kleinerer Teil darauf verwendet werden, nicht bloß den Ersatz verbrauchter Stoffe durch Assimilation zu bewirken, sondern die Schäden auszubessern, welche von außen her dem Körper zugefügt werden. Jede Krankheit verzehrt Lebenskraft und wirkt daher entweder wenn nicht tödlich, doch lebenverkürzend, oder sie verringert auf alle Fälle die Leistungsfähigkeit.

Da nun Krankheit, einerlei welcher Art, immer zugleich Schmerzen, Unbehagen, Unfähigkeit zu wirken und zu genießen, Hemmung der Beweglichkeit, Hilfsbedürftigkeit, Kosten bedeutet, so sollte man denken, mit Vernunft begabte Wesen würden sich vor allen Dingen davor hüten, krank zu werden. Dazu sind wir doch eben mit Vernunft begabt und haben die Erfahrung von hundert Generationen zur Verfügung, um die Lebensbedingungen zu erforschen, in welchen wir gedeihen, und die Schädlichkeiten zu vermeiden, welchen das vernunftlose Tier infolge seines Instinkts aus dem Wege geht. Aber das Begehren und Wollen des Menschen ist ein so ungeheuer mannigfaches und verzweigt sich in vorgeschrittenen Kulturzuständen so unausgesetzt weiter, daß dem einzelnen nur zu häufig darüber die Achtsamkeit auf diejenige Bedingung verloren geht, unter welcher allein das Erreichen seiner irdischen Ziele Wert für ihn haben kann. „Der Kulturmensch," sagt ein bekannter Gesundheitspfleger, „jagt den Mitteln nach, sein Leben zu erhalten, zu verschönern und zu genießen, und büßt darüber das Leben selber ein." Vergebens warnt das englische Sprichwort, welches auf das in Rede stehende so gut wie auf das sittliche und soziale Gebiet anwendbar ist: „Verhütung ist besser als Heilung."

Freilich, wenn einmal, wie im vorvorigen Jahre, eine große Seuche die Schädlichkeit der Lebensbedingungen Tausender bloßlegt, dann studiert alle Welt auf die Mittel, welche ihre Wiederkehr verhindern sollen. Aber erscheint es uns selbstverständlich, daß nach den Erfahrungen des Sommers 1892 die Magistrate volkreicher Städte im Jahre 1893 Flußwasser untersuchen, Flußläufe regulieren, Abfuhrsysteme bessern, schlechte Wohnungen assanieren oder niederreißen lassen, so sollte es für den einzelnen nicht minder selbstverständlich sein, nicht nur in diesem Jahre, sondern jahraus jahrein alle groben Unvorsichtigkeiten zu meiden, welche Verdauungsstörungen veranlassen, Ausschreitungen, die sich in gewöhnlichen Jahren durch Dyssenterie, Ruhr, Cholerine rächen und dadurch doch auch die Lebenskraft beeinträchtigen, indirekt die Lebensdauer kürzen, wenn auch nicht immer in ihrem Gefolge Cholera und schneller Tod heranziehen.

Die gewöhnliche Praxis ist das aber keineswegs. Diese besteht vielmehr darin, daß man teilweise der Arbeit, teilweise dem Genuß, teilweise dem Unverstand zuliebe den Körper allen möglichen Schädlichkeiten preisgiebt und die entstandenen Schäden dann durch künstliche Hilfen auszugleichen sucht.

Von den Opfern an Gesundheit und Leben, welche die Arbeit fordert, soll hier nicht weiter die Rede sein. Arbeit ist der Zweck des irdischen Daseins; ohne sie kann es nicht köstlich sein; ja, sie ist auch eine der wesentlichsten Bedingungen für Gesundheit und langes Leben. Daß trotzdem jede Art menschlicher Arbeit irgend einen Teil des Organismus stärker abnutzt als die übrigen, daß ihr das Heer der sogenannten Berufskrankheiten auf dem Fuße folgt, daß aber auch diese vielfach gemildert oder verhütet werden können, soll hier nur angedeutet werden.

Ganz allgemeine Beachtung verdienen dagegen die zahllosen Schädigungen, welche dem Körper aus Unverstand oder zu Genußzwecken zugefügt werden, und nicht minder die zahllosen, durch Wissenschaft und Industrie täglich vermehrten Mittel, welche den entstandenen Schaden wieder gut machen sollen. Halten wir das bei dieser Betrachtung von vornherein fest, daß der menschliche Körper bis in seine kleinsten Teile hinein, einzig abgesehen von der äußersten Bedeckung, der Oberhaut, ein lebendiger Organismus ist, in welchem jeder Teil mit allen übrigen in Verbindung steht, und daß auf der anderen Seite der Mensch, auch derjenige des neunzehnten Jahrhunderts mit seinem staunenswerten technischen Können und seiner immer wachsenden Herrschaft über die Natur nicht imstande ist, das kleinste Atom von Protoplasma oder belebtem Stoff hervorzubringen. Damit sind die Grundlinien zur Beurteilung aller künstlichen Hilfen gegeben, mit welchen man die Mängel des menschlichen Organismus ersetzen oder verdecken will.

Ein völlig gesunder Körper wäre zugleich immer ein im höchsten Maße leistungsfähiger und schöner. Indem er einzelne Organe oder Glieder einbüßt oder sich in ihrer Benutzung gehemmt findet, wird er zu seinen unzähligen Verrichtungen weniger tauglich und erweckt zugleich, sobald jener Mangel äußerlich zu Tage tritt, die Vorstellung der Unzweckmäßigkeit, welche dieselbe Empfindung erweckt, wie die Wahrnehmung des Häßlichen. In gewissem Sinne fallen ja auch das Häßliche und das Unzweckmäßige zusammen. Alles nun, was wir uns an künstlichen Hilfen für den menschlichen Körper ausgedacht haben, soll ihn entweder leistungsfähiger machen, oder leistungsfähiger und deshalb schöner erscheinen lassen. Erreichen sie diese Zwecke, indem sie den Gesundheitszustand verbessern, so sind sie berechtigt. Sie werden bedenklich, wenn sie die Leistungsfähigkeit auf Kosten der Gesundheit, also immer nur zeitweilig, erhöhen. Sie werden verwerflich, sobald sie ohne Rücksicht auf Gesundheit und Arbeitskraft nur die schöne Erscheinung nachäffen, denn ganz sicher verderben sie dann über kurz oder lang den Körper nach allen drei Richtungen hin gründlich.

Der fehlende Zahn, das lückenhafte Gebiß entstellen nicht nur, sie hindern beim Sprechen und beim Essen. Ihr künstlicher Ersatz ist ebensowohl eine Förderung der Gesundheit wie der Leistungsfähigkeit. Ähnlich verhält es sich



mit künstlichen Gliedmaßen. Der Krüppel mit einem künstlichen Bein oder Arm fällt nicht nur weniger unangenehm auf, er bewegt sich auch freier, weil von Menschen unabhängiger, als der Einbeinige und Einarmige, der mit dem Stumpf auszukommen sucht. Insofern eine Perücke den Kahlkopf sicherer vor der Kälte schützt als das Käppchen, ist sie wohl angebracht; wirkt sie aus individuellen Rücksichten erhitzend, also gesundheitsschädigend, so darf die Vortäuschung eines Scheinbesitzes, mit welcher sie zum ästhetischen Eindruck beiträgt, nicht maßgebend sein. Das Glasauge, ein der Schönheit gezollter Tribut, mag immerhin in der Nähe niemand täuschen; noch weniger erhöht es irgendwie die Sehfähigkeit; aber es entstellt weniger als die um die leere Augenhöhle geschlungene Binde, und zugleich, wenn sehr sorgfältig angepaßt, erhitzt es weniger.

Umgekehrt kann man von dem Heer der Brillen und Kneifer, die namentlich auf deutschen Nasenrücken schweben, nur zugeben, daß sie den ästhetischen Eindruck schädigen. Man wird sie aber vollauf berechtigt finden, wenn und insoweit sie die Leistungsfähigkeit des Auges erhöhen oder es gesund erhalten. Der Kneifer entstellt ohne Frage mehr als die Brille, weil er die Stirnhaut zusammenzieht, auch wegen des abrupten Wechsels von dem Gesicht mit bewaffneten zu dem mit unbewaffneten Augen. Wer ihn seiner Gesundheit und Leistungsfähigkeit zuträglicher findet als die Brille, wird sich mit Recht an den ästhetischen Eindruck nicht kehren. Das Monocle, das „ins Auge jetretene Jlas“, wie der Berliner Schusterjunge sagt, schadet den Augen, hilft nicht zum guten Sehen und entstellt obendrein: es gehört lediglich zu den Launen der Göttin Mode und wird von Narren getragen, die ihr huldigen.

Dichtes, volles, glänzendes Haar von gleichmäßiger, kräftiger Farbe, eine weißrosige, glatte, reine Haut, klare, leuchtende Augen, frische, rote Lippen, weiße Hände mit rosigen Nägeln, eine schlanke, geschmeidige, weder hagere noch allzu volle Gestalt: das sind unmißverständliche Zeichen von Gesundheit und Lebenskraft und eben deshalb allgemein geschätzte Attribute der Schönheit. Sie zeigen auf den ersten Blick an, daß der mit ihnen bedachte Körper von der Natur für seine wichtigsten Funktionen gut ausgerüstet ist und in günstigen Bedingungen lebt, das heißt, daß Atmung, Ernährung, Blutbereitung, Stoffwechsel richtig vor sich gehen und der Muskelbestand allen regelmäßigen Anforderungen gewachsen ist. Aber wie oft begegnen wir, namentlich in der Bevölkerung der höher civilisierten Länder, namentlich in den großen Städten, solchen Typen der Gesundheit? Viele Kinder kommen, wenn auch nicht krank, doch schwach und erblich belastet zur Welt. Bei verkehrter Erziehung und Pflege wachsen sie muskelschwach, blutarm, bleichsüchtig auf. Ungezählte Gesundheitssünden machen die Erwachsenen zu nervösen, verdauungsschwachen, lungenkranken, herzleidenden, übermäßig hageren oder hochgradig korpulenten Menschen; davor flüchten jene Attribute der Gesundheit und Schönheit. Das Haar ergraut früh und fällt aus; die Haut wird unrein, kupferig, ungewöhnlich blaß oder hochrot; die Augen verlieren den Glanz. Auch wer nie über den Zusammenhang von Gesundheit und Schönheit nachgedacht hat, bekommt von einer solchen Erscheinung, er sehe sie bei anderen oder im Spiegel, den Eindruck, daß der betreffende Organismus dem Verfall entgegengeht.

Nun möchten alle, die ein so wenig erfreuliches Bild darbieten, ohne Frage recht gern gesund und dadurch wieder schön werden. Wer ein Mittel ausbietet, das von den unliebsamen Folgen einer jahrelangen, vielleicht jahrzehntelangen gesundheitsschädlichen Lebensweise in vier Wochen zu heilen verspricht, der findet Abnehmer, und wäre sein Preis noch so hoch. Aber wirkliche Gesundheit wird nie und nimmer anders erhalten oder wieder erlangt, als um den einzigen Preis einer gesundheitsgemäßen Lebensweise, — und der ist vielen Leuten zu hoch!

Sie suchen also entweder nach Mitteln, um den zerrütteten Körper auf Kosten des Restes von Gesundheit noch leistungsfähig zu machen, oder, besonders wenn sie dem „schönen“ Geschlecht angehören, um den Schein der Schönheit auf Kosten des letzten Restes von Schönheit zu erwecken.

Späte Stunden, geräuschvolle, gesellige Vergnügungen, Übermaß im Essen und Trinken, mangelnde körperliche Bewegung, Aufenthalt in geschlossenen Räumen bei künstlicher Beleuchtung, dazu Aufregungen, Sorgen, Ärger, mehr Beziehungen zu Menschen als man bewältigen kann, erzeugen, um nur eins zu nennen, Erschöpfung der Gehirn- und Nervenkraft, und diese erzeugt Schlaflosigkeit. Jetzt schließt sich eine unheilvolle Kette: Ursache und Wirkung steigern sich gegenseitig. Die einzige richtige Hilfe wäre in der Entfernung der Grundursachen, in der Einhaltung einer naturgemäßen Lebensweise zu suchen. Aber oft reicht die Einsicht, oft die sittliche Kraft nicht so weit. Nun bietet eine schwunghafte Industrie ein Heer schlaferzeugender, schmerzstillender Mittel an: „ganz unschädlich, von den besten ärztlichen Autoritäten empfohlen“ — ja, häufig könnte man hinzusetzen „von ihnen selbst beständig so lange gebraucht, bis sie in einer Nervenheilanstalt oder noch trauriger enden.“ Kannst Du trotz sinnverwirrender Müdigkeit nicht schlafen, weil Du allzu oft und lange die Nacht zum Tage gemacht, den Körper über seine gesunde Müdigkeit hinweggetäuscht hast: nimm Sulfonal oder Opium. Es wirkt doch wenigstens anfangs, so lange bis Du Dich daran gewöhnt und Deine Nerven um eine Stufe weiter ruiniert hast. Zeigen Dir heftige Kopfschmerzen, daß das Gehirn völlige Ruhe verlangt, ungestörte Bettruhe mit möglichstem Ausschluß aller Sinneseindrücke: nimm Antipyrin oder Koffëin, und der Anfall ist schnell vorüber. Plagen Dich die Gesichtsnerven, kündigen Dir Muskelschmerzen an, daß die Blutbereitung gestört ist: spritz Dir ein wenig Morphium unter die Haut; anfangs braucht es nur ganz wenig zu sein, nur daß mit jedem neuen Gebrauch das Mittel unentbehrlicher und die Rache der Nerven, denen Du es entziehen möchtest, qualvoller wird.

Genau so geht es in unzähligen Fällen mit den geistigen Getränken. Bei gesunder, naturgemäßer Lebensweise, Aufenthalt in reiner Luft, möglichst viel im Freien, tüchtiger Muskelbewegung, sorgfältiger Hautpflege, genügendem Schlaf zu rechter Zeit wird dann und wann ein Glas Wein oder Bier niemand schaden; sein mäßiger Genuß wird namentlich bei festlichen Gelegenheiten die Freudenstimmung erhöhen. Aber sobald der Alkoholgenuß als notwendig erfunden wird, um die tägliche Arbeitsstimmung künstlich herbeiführen zu helfen, so schädigt er dauernd die Gesundheit zu gunsten der augenblicklichen Leistungsfähigkeit. Er giebt keine Nervenkraft, wie viele fälschlich meinen; er spornt nur auf Kosten der Verdauung, der Herzthätigkeit und des Gehirns die Nerven an, ihren letzten Rest von Kraft herzugeben.

Vernünftige Ernährung, tüchtige, nicht übermäßige Bewegung in freier Luft und Sonnenschein, Wasser oder Milch als Getränk und viel Wasser an die H[illegible]t, gesunder Schlaf,



gute, frohe Gedanken, nützliche Arbeit im Dienst anderer: das ist das Rezept für die Schönheits-Attribute, die wir vorhin aufgezählt haben. Es ist billig, aber — unbequem. Lieber steckt sich die Modedame falsches Haar an, erhöht den Glanz der Augen mit Kohle, verschafft sich den Anschein der weißrosigen Haut durch Reispuder, Schminke, Email, wattiert sich die Büste und schnürt sich die Taille, um aus der Ferne für so schön gehalten zu werden, wie die volle Gesundheit sie machen würde. Sie verwendet viel Nachdenken auf diese künstlichen Hilfen, aber leider gar keins auf die Frage: für wen sie schön erscheinen möchte. Für das unbeteiligte Publikum? Soweit es nicht zur „Gesellschaft" gehört, ist es für sie nicht vorhanden. Soweit es dazu gehört, zur männlichen oder zur weiblichen Hälfte, wird es durch ihre Künste nicht getäuscht; dazu sind sie allzu verbreitet und allzu fadenscheinig. Für ihren Mann und ihre Kinder? Es ist Entweihung, das auch nur zu denken. Für sich selbst also wohl: für den Augenblick, wo sie nach vollendeter Arbeit im rosig verhangenen, matt beleuchteten Ankleidezimmer vor den Spiegel tritt und sich sagen kann: So würde ich aussehen, wenn ich jung, gesund, mit meinem Lose zufrieden und froh wäre. — Aber ist dieser Augenblick nicht zu teuer erkauft?

Alle Mittel, mit welchen man sich Arbeitskraft, zufriedene Stimmung, Schönheit verschaffen will mit Umgehung der von der Natur gesetzten Bedingung: Gesundheit, sind nicht bloß sittlich verwerflich. Ihr Gebrauch ist auch unlöslich mit Folgen verknüpft, welche ihren eigentlichen Zweck in sein Gegenteil verkehren. Ein normal alternder Mensch, der sich in einem arbeitsvollen, dem Dienste anderer gewidmeten Leben gesund erhalten hat und auf seine Person die nötige Sorgfalt verwendet, ist eine Ehrfurcht und Zuneigung erweckende Erscheinung. Ein geschminkter Greis mit übermalten Runzeln und falschem oder gefärbtem Haar erscheint lächerlich und verächtlich zugleich: abschreckend würde jeder ihn finden, der ihn seiner Toilette-Apparate entkleidet sehen könnte. Zu den größten körperlichen und geistigen Anstrengungen von irgend welcher Dauer sind immer nur gesunde und mäßig, ohne Reizmittel lebende Menschen fähig. Wenn die Erforschung der Nordpolarländer gelingt, so wird sie den ohne Alkohol reisenden Forschern: Frithjof Nansen und Genossen gelingen. Vielleicht merkt derjenige, der seine Arbeitskraft immer erst mit geistigen Getränken in Gang bringen muß, eine Zeitlang keinen üblen Erfolg; vielleicht gelingt es ihm, sich immer diesseits des Übermaßes zu halten. Aber bei jedem Aufgebot aller seiner Kräfte tritt zu Tage, wieviel er davon in gewöhnlichen Zeiten schon diskontiert hat, so z. B. in ernsten Krankheiten, die der Trinker immer viel schwerer überwindet als der Enthaltsame. Um Schmerzen und Unbehagen aus dem Wege zu gehen, schafft sich der Morphinist mit unablässigem Bemühen einen Vorrat an Unbehagen und Schmerz, den kein Gesunder, Willensstarker ertragen könnte, und endet in Nacht und Qual.

Verhüten ist besser als heilen. Heilen, wo Heilung möglich, ist besser als Betäuben und Verdecken, die den Schaden nur größer machen. Wo Heilung nicht möglich, findet mutiges Ertragen manche Linderung, von der sich die feige Schmerzensscheu nichts träumen läßt.

Verdamme nicht!

Verdamme nicht, — ich muß von hinnen ziehen,
Und denke Du: Es war ein süßer Traum! —
Das Edelweiß kann nicht im Thale blühen,
Ein wildes Roß, es duldet keinen Zaum!

Verdamme nicht, — ich bin nicht wert der Thränen,
Die Du vergießest, schlanke braune Maid;
Wohl galt Dir meiner Seele tiefstes Sehnen,
Wohl schwur ich Dir der Treue heil'gen Eid!

Verdamme nicht, — ich schwur's in Frühlingstagen,
Berauscht von Rosenduft und Sonnenlicht,
Bethört von meines Herzens heißem Schlagen,
Und heut — ist's Nacht um mich; — verdamme nicht!

H. Zehrisch.

Kein nationaler Ausverkauf.

Von **Karl Pröll.**

(Schluß.)

Kein nationaler Ausverkauf deshalb, bei dem nur die wettbewerbenden Völker gewinnen, wir aber den letzten Halt verlieren würden! Keinen Ausverkauf an diejenigen, welchen die Menschheit nichts anderes bedeutet als die Riesenmaschine einer Weltwirtschaft, die sich selbst zerstören muß, wenn die Räder in Unordnung geraten. Keinen Ausverkauf an die ehrlichen, aber blinden Gleichheitsfanatiker, welche sogar das Gefühl nivellieren möchten und die Vaterlandsliebe, den berechtigten Nationalstolz ersticken, weil diese sich über die nackte Magenfrage erheben. Keinen Ausverkauf an die Höflinge des kleinen Ich, welche genau so national sich gebärden, als es im Momente nützlich erscheint für ihr Strebertum, nie jedoch ein Opfer zu bringen gedenken. Diese nationalen Falschmünzer sind verwerflicher, als die Adepten einer neuen Gesellschaftsordnung, in welcher alle ursprünglichen Elemente und Anlagen der Menschen aufgehen sollen. Denn selbst der Zerstörungsglaube kann noch einen idealen Zug gewinnen. Unzertrennbar von einem tief religiösen Empfinden ohne Formenzwang bleibt immerdar der Glaube an die nationale Fortentwicklung. Er war am lebendigsten, als man das Deutschtum in der Wüste predigte, als die Bekenner durch Karlsbader Beschlüsse und Bundestagskommissionen grimmig verfolgt wurden. Er hat endlich staatliche Anerkennung sich sieghaft errungen, darf aber jetzt nicht erstarren und zu einem Lippengebet entarten, von dem das Herz nichts weiß. Nationsgläubig sein, das heißt, dem Gott der Geschichte näher treten, sich von den Penaten der stammesheiligen Kultur behütet wissen. Vieles kann man entbehren lernen; doch auf die Vaterlandssehnsucht verzichten ist Erniedrigung zu einem Tierleben, der Verlust des gegen jedes Schicksal waffnenden Traumes von einem die Einzelexistenz überragenden Jenseits.

Ob es einen „Himmel für Deutsche" giebt?
Befraget die alten Germanen.
Sie haben den Kampf, Todeswunden geliebt,
Ihr Herzschlag war Götter-Erahnen.

Darum ist das Nationalgefühl auch der Jungbronnen, zu dem Kunst und Schrifttum zurückkehren müssen, da sie schon nach kurzer Abwendung von ihm welk zu werden

beginnen. Und diesem Jungbronnen entsteigt auch, was sich als Freiheit in einem Volke zu verkörpern vermag, was als Sittlichkeit in ihm fortwirkt. Es ist eitles Bemühen, Ethik und Politik des nationalen Charakters zu entkleiden; das Angeborene spottet hier der papierenen Dogmen der Buchgelehrten. Und vor allem hat die Volkserziehung aus dem ewig frischen Quell des Nationalgefühls zu schöpfen, wenn sie Menschen ausprägen, nicht nur redende Puppen fabrizieren will. Schließlich rüstet das Nationalgefühl jedes Einzelwollen erst mit der Stärke des Gemeinwillens aus, macht es damit in seinem Kerne unüberwindlich. Das erklärt auch, warum soziale Reformen nur im nationalen Rahmen wirklich gelingen können. Die Verbesserung wirtschaftlicher Zustände, der Ausgleich zwischen den Begünstigten und den Vernachlässigten des Glückes, die Milderung von Abhängigkeitsverhältnissen erfolgt nur unter dem moralischen Zwange, das Eigenvolk vor innerer Zersetzung zu bewahren. Hingegen sind solche Schwächungen der nationalen Kraft noch nie durch andere Völker oder durch bestimmte Klassen dieser Völker aufgehalten, meistens mit Genugthuung angesehen und gefördert worden. Es ist eine der größten Illusionen der Sozialdemokratie, daß der fremdländische den deutschen Arbeiter nicht übervorteilen dürfte, sobald erst der Kapitalist, der Unternehmer ausgemerzt sein würde. Der Verwandschaftsinstinkt der Rasse wird sich auf die Dauer mächtiger erweisen, als die verkündigte Zusammengehörigkeit aller Arbeiter, „die Solidarität des Proletariats," sobald nur die schlimmsten Notstände und empörendsten Mißbräuche durch eine national-soziale Gesetzgebung überwunden sein werden. Das „Volk der Not", das man auf internationaler Basis zu einem unzerbrechlichen Gefüge von ungeheurer Wucht jetzt ineinanderschmiedet, zerschmilzt wieder in seine Bestandteile, sobald die Not vertrieben. Glaubt die Sozialdemokratie dieses edle Ziel erreichen zu können, so wird sie die Logik der Thatsachen dazu zwingen, den anderen Zweck aufzugeben, eine unauflösliche, über die ganze Welt verbreitete Kampfesorganisation zu bleiben. Es giebt Unvereinbarkeiten, über welche auch die politische und soziale Brüderschaft nicht hinwegträgt. Je sozialer unser Nationalgefühl zu wirken sich bemüht, desto mehr wird ein von der historischen Wurzel losgetrennter Sozialutopismus der Lebenssäfte verlustig werden. Die Aufgabe des Nationalpolitikers ist damit vorgezeichnet. Möchte sie von den zur Führung des deutschen Volkes Berufenen in ihrem vollen Umfange erkannt werden!

Die Sozialdemokratie ist in einem Grundirrtum befangen, wenn sie wähnt, der Nationalismus sei nur eine vorübergehende weltgeschichtliche Erscheinung, ein Durchgang zu dem von ihr erträumten Gesellschaftszustand. Würden sie die Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschung ernsthaft berücksichtigen, statt damit ein agitatorisches Spiel sich zu erlauben, so müßte sie bald entdecken, daß gerade das Umgekehrte sich ereignen wird. Die *Sozialdemokratie* ist eine *Episode*, eine notwendig gewordene Episode der heutigen Geschichte, ungefähr wie die Bauernkriege im und vor dem Reformationszeitalter, wenn sich auch, dank unserer gesteigerten Kultur, die Scheidung der berechtigten von den unberechtigten Forderungen und die Erfüllung der ersteren rascher vollzieht. Die Bauern, welche ihren Bedrückern die Fehde erklärten, sind niedergeschlagen worden durch geistliche und weltliche Macht und gelangten erst im vorigen Jahrhundert zu einigermaßen menschenwürdigen Verhältnissen, erst in diesem Jahrhundert zur vollen Gleichberechtigung und wirtschaftlichen Selbständigkeit. Die wirtschaftliche Emanzipation der Arbeiterklassen vollzieht sich im beschleunigten Tempo, schon weil man sie daran selbst teilnehmen läßt, insoweit das Gemeinwohl nicht geschädigt wird. Aber zur Loslösung ihrer Interessen von der Nation werden es die industriellen Arbeiter, die auch nur ein Bruchstück der Macht und Willensenergie des Gesamtvolkes beanspruchen dürfen, ebensowenig bringen wie die Bauern. Der heutige naturwissenschaftliche Standpunkt führt zu dem unwiderleglichen Schlusse, daß die Nationalitäten selbständige, wenn auch nicht unveränderliche Gebilde sind, daß mit ihnen eine natürliche Gliederung der menschlichen Kulturarbeit gegeben ist, welche durch die Beseitigung dieser ursprünglichen Organisation Einbuße erleiden müßte. Der Nationalitätsgedanke erscheint unabhängig von Lehrmeinungen, bildet keineswegs bloß eine Schau-Idee, wie die sozialdemokratischen Zukunftsbilder. Er lebt und wirkt durch eigene Kraft und wird seiner Fülle, seines Entwickelungsreichtums stets mehr bewußt. Er wird, wenn er seine völlige Befriedigung erreicht, den Frieden der Welt sicherer stellen als Umwälzungstheorien, die seiner zu spotten glauben. Freilich kann der Nationalitätsgedanke nicht das Wunder erfüllen, daß alle Menschen eine einzige, hirtenlose Herde werden, welche Luftspiegelung höchstens beschränkte Geister anzulocken vermag. Auch der Sozialismus wird nationalen Boden zu gewinnen versuchen oder im Sturme zerstieben, der über die Wüste braust. Er hat den Anstoß gegeben zur Reform veralteter Zustände und Anschauungen, zur Neuordnung des Volkshaushaltes. Doch mehr zu leisten ist er nimmer im stande. Er wird absterben mit jener mechanischen Geschichtsauffassung, welche allein den wirtschaftlichen Faktoren Einfluß auf die Gestaltung des Völkerlebens einräumt. Wirtschaftliche Fragen haben allezeit mitgewirkt beim Gange der Geschichte, aber nie haben sie ausschließlich die Massengeschicke entschieden. Vernunft und Gemüt sind noch keine abgedankten Souveräne, die sich freiwillig mit dem Exil bescheiden. Der Triumph der Leidenschaften und Begehrlichkeiten ist stets nur ein vorübergehender gewesen. In jedem regt sich eine Inbrunst, ein Heimzug zu etwas Höherem, welche durch die allgemeine Güterteilung nicht befriedigt werden könnten. Und dieser Heimzug gilt schließlich der Seele des eigenen Volkes, dem Lande, zu dem das verirrte oder bedrängte Gefühl aufjubelnd zurückkehrt. Diese Gewißheit verscheucht uns jede Angst, daß die Sozialdemokratie den nationalen Gedanken jemals vernichten könnte. Was an ihr berechtigt erscheint, wird nur diesen Gedanken läutern und vertiefen. Er ist das einzige unzerstörbare Gemeingut und wer ihn verficht, auf den senkt sich auch der schützende und schirmende Gemeingeist hernieder.

Diese Darlegung wird unsern Mahnruf verständlich machen: Kein nationaler Ausverkauf! Ein solcher ist nach dem Gesagten gar nicht möglich, so wenig man sich die Haut vom lebendigen Leibe selbst wegzuziehen vermag. Doch schon der Versuch hierzu bringt Schaden, entblößt empfindliche Nerven, macht krank bis zum innersten Wesen. Der gesunde Nationalismus hat nichts mit Rassenchauvinismus und nichts mit Klassenchauvinismus zu thun, wohl aber ist er auf seine Selbsterhaltung bedacht. Er entbindet damit die Kräfte des einzelnen zum Nutzen der Gesamtnation, er erweckt den Opfermut für das Gemeinwohl. Damit sind auch die Kennzeichen des echten Nationalgeistes gegeben, während der falsche durch Ruhmredigkeit sich seiner Pflichten zu entschlagen sucht. Der echte Nationalgeist greift nicht über die Grenze des durch

Sprache und Art zusammengehörigen, seelisch verbundenen Volkes hinaus; er bleibt jedoch auch nie hinter dieser Grenzlinie zurück als ein gleichgültiger Zuschauer der Vernichtung oder Verkümmerung von Stammesgenossen. Zeigt sich ein solcher Krankheitszustand, so müssen die Einsichtigen und Nationstreuen alles aufbieten, um diesen bald zu überwinden.

Wieder tauchen die lachenden Kinderköpfe in den Fenstern des Hauses auf, durch welches bereits die selbstquälerischen Gedanken des Zahlungsunfähigen und die unklaren Phantasmagorien seiner Elendsgefährtin wandeln. Mich verläßt nicht die Hoffnung, daß diese Kinderköpfe, wenn sie erst begreifen gelernt, um was es sich handelt, ihr Zukunftsgeschick mit mehr Sorgfalt und größerer Willensstärke regieren werden, als es die halb gebrochenen, seelenmüden Alten gethan. Das unbedingte Vertrauen auf das Wachstum des nationalen Geistes hat die kommende Generation zu erfüllen. Wird sie den erfreulichen Beweis erbringen, daß diese gegenwärtige Klage, das bittere Schmählen über das unfertige Nationalbewußtsein der Deutschen überflüssig waren, daß nur die Ungeduld vorgerückter Jahre das langsame Reifen der Frucht nicht erwarten wollte? Gesegnet sei das Geschlecht, das über den Gräbern der heutigen Streiter für deutsches Volksrecht und deutsche Volkspflicht dahinwandelt und mit sonnigem Lächeln den ihm scherzhaft gewordenen Ausruf unnötiger Bangigkeit wiederholt:

Kein nationaler Ausverkauf!

Spätes Glück.

Er legte es all' in ihre Hand;
Sie reichte ihm stumm der Treue Pfand —

Die Woge des Lebens trug sie fort,
Sie zogen von dannen, er hier — sie dort.

Doch wie er gleich strebte, wie er stritt,
Er fühlte es stets, er litt, er litt —

Was immer er wagte, was gewann,
Ihm fehlte die rechte Freude dran.

Und ob sie auch lachte, scherzte, sang,
Es war nicht der alte, volle Klang —

Wo immer sie irrte, fern, wie fern,
Stets fehlte der eine schönste Stern.

So trafen sie sich nach langer Zeit,
Im zuckenden Antlitz das gleiche Leid —

Scheu hob sich ihr Blick; er sah sie an —
Da war es um Beider Leid gethan.

Anna Sinckeldeyn.

Neue Bücher.

Angezeigt von **Eugen Kühnemann.**

Johann von Schwarzenberg. Ein Lebens- und Geschichtsbild aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Von Johann Freiherr von Wagner (Johann Renatus). (Berlin, 1893 Verein der Bücherfreunde.)

Es ist ein Verdienst der Leiter des Vereins, Bücher dieser Art unter ihre Schriften aufzunehmen. Die Absicht ist offenbar die, daß in faßlicher und bequemer Weise die Kenntnis der großen deutschen Geschichtsepochen verbreitet werde. Die fast unübersehbaren Bewegungen des 15. und 16. Jahrhunderts werden hier zu einem großen Teile gespiegelt. Die religiösen Gärungen voran, die verwahrlosten Zustände des Reichs, das höfische Leben, die sozialen Gefahren des Bauernkrieges, das Aufstreben und Blühen in der freien Reichsstadt Nürnberg, das intime Leben der Familien und vieles andere. Alles geschlossen um die Lebensgeschichte eines von Grund aus tüchtigen, wohlwollenden, echt deutschen Mannes. Dieser, Ritter und Kriegsmann, Kanzler und Gesetzgeber, Schriftsteller und Dichter, vor allem aber Familienvater, giebt für die mannigfachen Dinge, die uns berichtet werden, einen guten Mittelpunkt ab.

Der Verfasser erscheint uns am schwächsten in den — möchten wir sagen — rein menschlichen Momenten der Erzählungskunst. Er besitzt nicht die große und überzeugende Kraft, das Innere der Seelen uns zu erschließen. Er vermag nicht in einfachen Zügen, so daß wir es in seiner Tiefe empfinden, das innere Verhältnis der Menschen uns hinzustellen. So lange daher seine Erzählung im wesentlichen Familiengeschichte ist, in der Kindheit und Jugend Schwarzenbergs, hat sie nur geringen Reiz. Es giebt uns nicht viel und stellt sich uns nicht eben neu dar, wenn wir hören, wie gute Eltern an ihrem Kinde hängen, es moralisch fördern, und wie eine tüchtige Natur nach allerhand Jugendtollheiten den Weg der Bravheit findet. Das alles ist ein wenig wie alle Welt und faßt uns nicht mit eigentümlichem Leben an.

Wie nun aber der Erwachsene seinen bedeutenden Teil nimmt an den Geschicken der Zeit, da öffnet sich dem Verfasser ein größeres Feld des Wirkens. Mit vollen Händen teilt er mit aus seinem reichen Material. Er hat sich gründlich hineingearbeitet in die Quellen zur Geschichte jener Zeit. Wer hier ein wenig mit sinnendem Auge liest, wird vieles finden, was ihn verwundert und interessiert. Es ist doch eben eine einzig anziehende, einzig bewegte Zeit, von der er vernimmt.

Das wahre Verdienst des Buchs liegt somit in dem kulturhistorischen Stoff, den es vermittelt. Es giebt uns das Material zu Erkenntnissen und Gedanken über jene Zeit an die Hand.

Das Buch ist seiner Darstellung nach nicht Geschichte, auch nicht Roman. Am richtigsten bezeichnet man es vielleicht, wenn man es eine Chronik nennt. Es sucht gelegentlich auch im Ton, in der Sprechweise den Eindruck einer alten Chronik zu erwecken. Freilich bekennen wir, daß er uns doch gar zu matt erscheint. Man hätte die wenigen altertümelnden Wendungen wohl entbehren können. Auch die moralischen Betrachtungen sind im Chronikstil, etwas Holzschnitt: große derbe Linien wenig verfeinert.

Es ist ohnehin vielleicht nicht jedermanns Sache, sich in dieser Weise die Geschichte vergegenwärtigen zu lassen. Die großen Ereignisse, der mannigfaltige Stoff hie und da ein wenig genrebildlich ausgeführt. Man fragt nach der Seele der Dinge.

Da vermissen wir denn auch hier hin und wieder das große mitfühlende Gemüt, das sich in diesen Beziehungen als echter historischer Sinn bewähren würde. Es genügt, die eine Thatsache anzuführen, daß auch Martin Luthers Auftreten nur wie ein neues interessantes Zeitelement erzählt

wird. Ausdrücklich heißt es, daß Schwarzenberg in all den Lehren nichts Neues erfuhr. Er hatte dasselbe längst vorher gedacht. Als läge es hier an dem Gedanken. Es ist etwas anderes, ob eine Auffassung mir in stiller Stunde als die richtige erscheint, oder ob ein kämpfendes Gewissen nicht eher die Ruhe findet, bis es den erlösenden Gedanken zur heilenden Kraft seines Volkes gemacht. Daß der Sinn für dies eine fehlt, was historische Größe macht, und was das Leben in der Geschichte wirkt, das ist einer der Hauptmängel des Buches. Er bedingt, daß es ein wenig totes Nebeneinander, ein wenig unlebendige Zusammenstellung des Stoffes bleibt.

Man erkennt an diesem Punkt, wie das Gefühl für das Leben in der Geschichte, indem es den eigentlich historischen Sinn entbindet, zugleich die Kraft sein würde, die das Werk ins Bereich der Dichtung erhöbe.

Liebesheiraten. Roman von Rudolf Lindau. (Berlin 1893, Fontane.)

Dieses Buch kann vielleicht für den Typus dessen gelten, was man einen tüchtigen Roman nennt. Man möchte geradezu an ihm die Bestandesteile eines solchen typisch tüchtigen Romanes studieren können.

In der ganzen Fassung verletzt nichts Dilettantisches. Das Buch hat den ruhigen Fluß des erfahrenen Schriftstellers. Etwas plötzlich werden wir in das Problem hineingeführt. Die erste Hälfte bleibt ziemlich kühl, ohne langweilig zu sein. Die zweite Hälfte steigert in geschickter Weise das traurige Los des Helden. Unser Mitgefühl wird mehr und mehr erregt. Nirgends eine Überladung mit Accenten! Eine sparsame Hand giebt die Wirkungen. Eine rührende Episode ist mit sicherem Können eingefügt. Am Schluß löst sich alles in Situationen und Fügungen, deren ergreifender Kraft sich der Leser gewiß kaum entziehen kann.

Die Komposition ergiebt sich aus einem äußerst einfachen Griff. Herr von Nortorf hat seinem Bruder abzuraten von einer Heirat mit einem reichen Mädchen. Und nun fügt es sich so seltsam, daß, während er selbst eine Liebesheirat zu schließen glaubt, diese sich im Verlauf als eine Geldheirat herausstellt — von seiten der Frau nämlich, deren Mutter einzig bedacht ist, ihr bei dieser Gelegenheit bedeutende Vermögensvorteile zu sichern, — er selbst aber am Ende nach der Scheidung von der ersten Frau eine wahre Liebesheirat schließt mit jener, von der er als einer reichen Partie dem Bruder abgeraten.

So ist alles einfach, geschickt, sparsam, man möchte hin und wieder sagen: nüchtern, man darf vielleicht als Haupteindruck sagen: korrekt.

Aber das Korrekte ist seiner Natur nach glatt und ein Ergebnis der Konvention. Muß man die Geschicklichkeit des Verfassers anerkennen, so ist es doch eine Geschicklichkeit, die gleichsam mit den gegebenen Größen der üblichen Romanlitteratur und der Gewohnheit des Publikums rechnet. Denn weit mehr scheint der Verfasser bedacht, dieses zu unterhalten und zu rühren, als ein Menschenschicksal in seiner Tiefe herauszuarbeiten oder auch nur einen Anlauf zu machen zur Lösung des Problems, das in seinem Titel enthalten ist.

Darum dürfte sein Buch einen feineren Leser vielleicht ein wenig stumpf berühren. Die Situationen sind doch wenig vertieft in die Seelen der beteiligten Menschen, die Probleme sind, wenn man es recht betrachtet, nur flach gegriffen. Das Buch fördert uns in unserm eigenen Kampf mit dem Leben nicht. Es ist doch bloß Unterhaltung. Die Stunden, die man in ihm verlebt, sind vielleicht Stunden der Erregung, Stunden des inneren Wachstums sind sie nicht.

Aber wer kann zweifeln, daß gerade in dieser Fassung des Problems das Buch den letzten Zug erhält, der es zu einem erfolgreichen Romane macht. Es mutet dem Leser gar nichts zu, es läßt ihn, wie er ist, und hält ihn nur bei einem geschickten Wandel interessanter Situationen fest.

So ist auch die Sprache nicht — möchten wir sagen — von der tiefen einsamen Erregung des für sich schaffenden Künstlers durchglüht, sondern recht die Sprache der allgemeinen gebildeten Welt, die Sprache des Lebens, wie es ist. Nivellierend — das ist der Gesamteindruck der Arbeitsweise dieser Schriftstellerphantasie. Die Sprache vollendet diesen Eindruck in ihrer kühlen Korrektheit, welche auch in den Gesprächen die Menschen wie Bücher nach den strengsten Regeln des Deutschen reden läßt.

Vermischtes.

Die „Alldeutschen Blätter“ bringen folgenden Mahnruf an deutsche Studierende und deren deutsche Väter:

Ein Semester ist wieder dahingegangen, und für manchen Studierenden ist damit die Frage eines Wechsels der Hochschule gegeben. Mancherlei Gesichtspunkte wirken bei der Beantwortung einer solchen Frage mit; einen dieser Gesichtspunkte, der von so vielen vergessen wird, wollen wir hier herausgreifen: den vaterländischen.

Es ist verhältnismäßig nur wenigen von uns während des größten Teils des Lebens vergönnt, unseren Aufenthaltsort durch vaterländische Erwägungen bestimmen zu lassen. Dem Studierenden jedoch ist vielfach diese Möglichkeit geboten, insbesondere dem Juristen.

Das Reichsgerichtsverfassungsgesetz bestimmt, daß von dem dreijährigen Studium mindestens drei Semester, also nur die Hälfte der Zeit, auf einer reichsdeutschen Universität zu verbringen seien. Bezüglich der anderen drei Semester steht dem studierenden Juristen die Welt offen. Bei den anderen Fakultäten liegen die Verhältnisse nicht so günstig, aber auch hier läßt sich bei gutem Willen öfters das eine oder andere Semester für eine nichtreichsdeutsche Hochschule erübrigen. Dasselbe gilt für die Studierenden technischer Hochschulen.

Viele Studenten wissen im voraus, daß sie das gesetzliche Mindestmaß des Studiums überschreiten werden, sei es, daß es zu kurz bemessen sei, sei es, daß der Betreffende aus Neigung sich länger auf Hochschulen aufhalten will. Es kann also in solchen Fällen nicht darauf ankommen, ob die außerhalb des Reichs verbrachte Studienzeit bei Berechnung der gesetzlichen Mindeststudienzeit in Anrechnung kommt oder nicht.

Darum stelle jeder, wer es irgendwie ermöglichen kann, seine Studienzeit auch in den Dienst seines deutschen Volkes!

Unser deutsch-österreichisches Volk steht in hartem Kampfe um sein Deutschtum. Mehr denn alles würde es in seiner Kampfesfreudigkeit das Bewußtsein stärken, daß das Herz und der Sinn seiner reichsdeutschen Stammesbrüder ganz bei ihm weilt.

Aber man nimmt statt dessen in Deutsch-Österreich wahr, daß weite Kreise des reichsdeutschen Volkes in Gleichgültigkeit verharren oder es über den geringen Jahresbeitrag zum

Schulvereine und anderen vaterländischen Vereinigungen nicht hinausbringen. Viel Schuld an diesen betrüblichen reichsdeutschen Zuständen trägt die große Unkenntnis der österreichischen Verhältnisse. Hier möge gründlich Wandel geschaffen werden, wir wollen im lebensfrischen Streite unserer Brüder nicht fehlen und die vielen Breschen decken helfen, die der Kampf schon geschlagen hat. Sonst möchte eine Zeit kommen, wo wir Reichsdeutsche allein, nachdem uns der Sturm jene Mitstreiter entrissen hat, im Felde stehen müssen.

Darum hinaus, reichsdeutsche akademische Jugend, auf die deutschen Hochschulen Österreichs, stelle Dich in die Reihen Deiner Stammesbrüder und laß das deutsche Herz zum deutschen Herzen sprechen!

Wenn die Erkenntnis der dortigen Verhältnisse geweckt ist, die Erkenntnis, wie alles auf eine Vernichtung des Deutschtums hinausläuft, dann ist der Reichsdeutsche, der sich nicht eins mit dem Ostmärker fühlt, ein totes oder verachtungswertes Glied seines Volkes.

Jedem Geschmacke, nach großstädtischem Leben oder landschaftlicher Schönheit, können die deutschen Hochschulen Österreichs Rechnung tragen. Da ist die alte deutsche Kaiserstadt Wien und das deutsche, nunmehr vertschechte ehrwürdige Prag, Graz in der grünen Steiermark und nicht ferne davon Leoben (Bergakademie), Brünn (technische Hochschule), Mährens Hauptstadt, und Innsbruck in Tirols Alpenwelt. Eine einsame deutsche Wacht in der fernen Bukowina ist Czernowitz. Von Czernowitz lassen sich die Karpathen und unser treues Siebenbürger Sachsenvolk besuchen, denen reichsdeutsche Besuche leider etwas gar Seltenes, aber darum auch um so Freudigeres sind.

Wer den erbittertsten Kampf, den größten Deutschenhaß kennen lernen will, gehe nach Prag. In dieser Stadt, die deutscher Fleiß und deutsche Kunst einst zu dem „goldenen Prag“ gemacht haben, feiert jetzt tschechischer Wahnsinn und Haß seine wildesten Orgien. Es ist gelungen, durch thatkräftige Unterstützung einer k. k. Regierung die im Blute mindestens zur Hälfte deutsche Prager Bevölkerung meist äußerlich zu vertschechen. Aber noch giebt es eine treue deutsche Schar zu Prag, Bürger, Handwerker und Studenten. Die deutsche Universität und die deutsche technische Hochschule, bezw. deren deutschnationale Angehörige bilden den Kernpunkt des Deutschtums in Prag, den Halt, an dem sich der noch treue deutsche Bürgerstand in ernstem und frohem Verkehre aufrichtet.

Eine Ehrenpflicht des gesamten deutschen Volkes ist es, diesen Kernpunkt als solchen zu erhalten, und dies kann nur geschehen, wenn das deutsche Volk seine unentwegt deutsch gesonnenen Söhne nach Prags deutschen Hochschulen sendet. In Prag, der Hauptstadt eines ehemaligen deutschen Reichslandes, darf deutsche Sprache, Sitte und Gesinnung nie ersterben. —

Wenn, deutsche akademische Jugend, Du zu Beginne eines neuen Semesters den Wanderstab ergreifst, laß Deutsch-Österreich nicht beiseite liegen! O. v. P.

Briefkasten.

Nr. 2. X. „Die Laienpredigten“ sind im Verlage von Schall und Grund, Berlin, W. Kurfürstenstraße 128 erschienen. — Frau Baronin v. W. in B. Wenn das junge Fräulein Begabung besitzt, aber noch keinen geregelten Unterricht empfangen hat, so wird sie doch mindestens 2—3 Jahre tüchtig arbeiten müssen. Ich kann Ihnen den Bildnismaler Georg L. Meyn, Berlin, W. Dörnbergstr. 7. auf das beste empfehlen. Er ist durch und durch Künstler und zugleich ein gewissenhafter Lehrer. — Herrn H. L. in A. „Göttliche Führung“ und „Das Heiligste“ sollen kommen. „Lieberbaum“ hat zu viele herkömmliche Wendungen. — Frl. Cl. D. in H. Ich entsinne mich nicht, eine Anfrage von Ihnen erhalten zu haben. — Frl. Mar. Tr. in J. Die Form des Beitrags zur Streitfrage ist leider zu ungelenk. — Aida. Kommt gelegentlich. — Hrn. Reich. M. in Dessau. Sie dürfen wieder einmal Neues senden. Aber nicht zu viel Liebe. Es ist oft nicht mehr auszuhalten, wie das um mich herum seufzt, küßt, weint und schmachtet. — Einsenderin von „Mein Bekenntnis.“ Ich verstehe den Sinn nicht. Das hat doch mit der Streitfrage nichts zu thun. — Frl. v. B. in B. Leider mehr religiös als dichterisch, doch scheint Begabung vorhanden zu sein. Sie dürfen gelegentlich neues senden. — Hrn. E. K. in B. Das meiste kommt. — Frau E. J. in N. (a. Harz). Die letzten Einfälle fallen zu sehr ab. Wahrheiten, die allzugewöhnlich sind, wirken als Gemeinplätze. — Hrn. Alex. B. in N. Angenommen. Besten Gruß. — Hrn. Willy M. in B. Fortschritt bemerkbar in „Freundschaft“, aber Sie bewegen sich noch zu viel in herkömmlichen Stoffen und Wendungen. Erst einleben in sich, dann ausleben aus sich. —

Der Leiter der R.-Ztg. verreist für die Zeit bis Ende September. Er bittet, in diesen Wochen so wenig als möglich zu senden, weil er sich nichts nachschicken läßt und somit eine Entscheidung nicht fällen kann.

Für unsere Sammlung sind eingegangen:

Frau A. J. in G. Mk. 10. — Hrn. N. N. in W. Mk. 3. — Hrn. K. K. in F. Mk. 3,55. — Frl. Emma Böhmer in Verden Mk. 3. — Ohne Namen, Magdeburg Mk. 20. — Nr. 2. X Mk. 10. — Ungenannt, in Marken Mk. 2. — W. Neufeldt in Riesenburg Mk. 3. — L. H. in Berlin Mk. 10. — H. Weran, Hamburg, Mk. 3. — Hrn. Chr. R. in Berlin Mk. 6 und ein Paket Kleider. — W. D. u. K., Breslau, Mk. 5. — M. H., Eisenach, Mk. 30. —

Indem wir hiermit die Sammlung schließen, die Mk. 428 eingetragen hat, sagen wir allen gütigen Gebern und Geberinnen von Herzen Dank. Die Beteiligten haben neuen Mut gewonnen und hoffen wieder. Auch sie schließen sich aus voller Seele unserem Danke an. Auf einige Anfragen erwidern wir, daß selbstverständlich die kinderreichere Familie einen größeren Betrag erhalten hat als die andere, und diese wieder mehr als der Junggeselle.

Leitung u. Verlag der D. R.-Ztg.

Inhalt der No. 48.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin — Druck der Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).



Deutsche Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ ℳ vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 49.

Sommervögel.

Eine launige Sommergeschichte

von

Agnes Harder.

I.

„Sehen Sie, wie die Natur schäkert," sagte der Oberförster; und damit setzte er den Schellenwenzel auf das Trumpf As, mit dem Rittmeister Brüning die grüne Zehn seiner Frau abgefangen hatte. „Immer noch einmal, verehrteste Frau Oberförster. Wenn das Glück die Flosse reicht, muß man sie festhalten."

Und sie hielten sie, bis Frau Brandt nach eifrigem Nachzählen ihre letzten vier Augen in den Stich ihres Aide warf, und ihr Mann sein Spiel verloren gab.

„Auch dieses, sprach Cambyses," stöhnte der Getroffene, seinen Verlust von der stattlichen Zahlenreihe abschreibend, wobei ihm seine Frau scharf auf die Finger sah, während Frau Brüning das Strickzeug, mit dem sie die Pause auszufüllen pflegte, wenn die Reihe des „Sitzens" an sie kam, fortlegte und sich feierlich zurechtrückte.

Dann hörte man wieder eine Zeitlang nichts, als das Fallen der Karten, die gelegentlichen unkommentmäßigen Zwischenrufe der Damen, Ärger und Triumph, bis der Rittmeister mit dem Rufe: „hat ihm!" die letzten Stiche einzog.

„Und ich sage Ihnen, gnädige Frau, wenn Sie Grün angezogen hätten, anstatt Eichel auszuspielen, so hätten wir —"

„Sei still, Alter. Geschehenes ist nicht zu ändern, und dieses Wiederkäuen ist abscheulich."

„Aber wie wollen die Damen denn endlich spielen lernen, wenn nicht an den begangenen Fehlern? Wir spielen nun seit sieben Jahren —"

„Und werden wohl in siebzig noch ebenso spielen. Grand mit vieren, Schneider angesagt," schloß sie rasch, nachdem sie kaum einen Blick in ihre Karten geworfen hatte.

„Warte, bis Du gereizt bist," brummte der Oberförster, der zweite Hand war, und seinem Vordermann mit Seelenruhe ein Tournee bot, ohne Rücksicht auf die pomphafte Ankündigung seiner bessern Hälfte.

Der Spieltisch, um den diese moderne Iliade brauste, stand unter mächtigen Kastanien im Schatten eines alten Hauses, dessen Thür weit geöffnet war. Auf den roten Ziegeln des Hausflurs tanzten die Sonnenstrahlen. Die Küchenthür stand offen, daß man eine robuste Magd mit den Herdringen klirren hörte, während aus den fleißigen Händen einer andern eine geschälte Kartoffel nach der andern leise aufklatschend in den Wassereimer fiel. Von der Vorderseite des Hauses her klang hin und wieder verschlafenes Aufkläffen der Jagdhunde.

Die vier unter den Kastanien freilich waren taub und blind für die Außenwelt. Ein allerliebstes kleines Teufelchen, dessen Verwandtschaft mit dem Dämon „Spiel" so entfernt war, daß man sie gar nicht mehr erkennen konnte, saß auf ihrer Schulter und hielt sie in einer heilsamen, bei ihrer friedlichen Lebensweise unendlich nützlichen Erregung. Zwei immer im Kampfe mit dem dritten, und die Sympathien des vierten hin und her schwankend, wie die Zweige oben im Frühlingswind.

Die alten Kastanien spielten nämlich auch Skat, wenn auch auf ihre Weise. Passe oder Tournee hieß auch da oben die Frage. Sollten sie „passen", das heißt die braunen, dicken Knospen noch einige Tage dicht geschlossen halten, oder sollten sie mutig „tournieren", und den zarten, grünen Blättern gestatten, die klebrige Hülle zu durchbrechen? Er „reizte" sie sehr, der junge Frühlingswind, der so kosend durch ihre Wipfel strich; doch sie kannten den schmeichelnden Gesellen von früher. Wer stand ihnen dafür, daß er in der nächsten Nacht nicht plötzlich „Null" ansagte? Dann saßen sie drin mit ihrem unzeitigen „grünen Solo". Nein, lieber „mauerten" sie noch ein Weilchen und warteten, was ihr Vordermann

that, die dicke Linde, mit der sie im vergangenen Herbst zu gleicher Zeit die Blätter „abgewimmelt“ hatten. Der Mai ist zwar der Wonnemond, wie Dichter und Liebende versichern; aber Ost-Preußen führt seinen eigenen Kalender, auch wenn es dem übrigen Europa einmal scheinbare Zugeständnisse macht und einigen Verwegenen am Ersten des Monates den Aufenthalt im Freien gestattet.

Von Zeit zu Zeit drang aus der Tiefe des Gartens das fröhlich schwirrende Gelächter junger Stimmen. Drei junge Mädchen bückten sich unter den knospenden Büschchen nach den letzten Anemonen und Leberblumen.

„Ich denke, Käthe, Du hilfst Auguste Spargel schälen,“ sagte ein schlankes Mädchen, dessen hübsches Gesichtchen schon tüchtig eingebrannt war. Sie trug auch keinen Schutzhut wie die beiden andern, sondern setzte den kleinen Kopf mit der Fülle brauner, knabenhaft kurz geschnittener Haare ruhig den Strahlen der Frühlingssonne aus.

„Habt Ihr schon wieder Geheimnisse?“

„Gar nicht. Aber Dein Wirtschaftsmonat fängt heute an.“

„Deiner beim Federvieh, Hanna. Warte nur, ich habe es so eingerichtet, daß vier Glucken ihre Küken in den nächsten Tagen ausbringen. Dann hast Du Arbeit.“

Ein frisches, tiefes Lachen war die Antwort. „Nie zu viel, wenn es sich um die lütten Tierchen handelt.“

„Und stell auch einen Teller für Hans hin. Er wollte mit Onkel und Tante nachkommen.“

Jetzt flog Käthchen davon wie ein Reh, daß die blonden Zöpfe nur so wehten.

Die ältere Schwester sah ihr mit Liebe nach. Die runde Hand von Mieze Brüning, die auf ihrem Arme lag, hatte in den letzten Minuten des Zusammenseins immer bedeutungsvollere Zeichen gegeben. Sie wußte, daß es sich wieder um eine geheimnisvolle Mitteilung handelte, und ein Zug stiller Ergebung trat in ihr frisches Gesicht.

Sie bogen in einen Pfad, der gerade in den Wald hineinzuführen schien; denn auf dieser Seite drängten sich die dunklen Tannen bis dicht an das abschließende Gitter. Eine Pforte führte in die grüne Dämmerung. Der Weg längs diesem Gitter, kühl und schattig, jetzt noch ein wenig feucht, endigte in einer moorigen Wiese, einem ausgerobeten Stück, das nichts hergab, als ein wenig saures Gras. Wo die Haselsträucher aufhörten, stand eine kunstlose Bank, und gegenüber lehnte an einem Erdwall eine tüchtig durchschossene Scheibe.

„Du hast schon draußen geschossen, Hanna,“ sagte Mieze Brüning, sich neben sie auf die Bank setzend.

Diese nickte gelassen, während Mieze einige Knöpfe ihres Kleides öffnete und einen umfangreichen Brief herausnahm.

Hanna Brandt seufzte leise.

„Er ist ja diesmal sehr ausführlich gewesen.“

Auch Mieze seufzte.

„Leider nein. Ich habe noch einige alte Briefe mit.“

„Dann lies, bitte, den neuesten.“

„Stern an meinem dunklen Lebenshimmel!

Dein Bild ist da! Dein süßes, erträumtes Angesicht lächelt auf mich herab! Welch namenloses Entzücken — und doch kein reines Entzücken für den zum Schmerz Geborenen, auf dem der Fluch des unerbittlichen Schicksals liegt! Bogumil, fasse Dich! Sei ein Mann und entsage! Diese Blume blüht nicht für Dich. Du darfst sie nie in die Kräuterbüchse Deines Herzens pressen, nie zum Trocknen legen in den Dörrofen Deiner Gefühle, nie mit ihrem Balsam das Gliederreißen Deiner Sehnsucht austreiben! Verzeihe das ausführliche Bild. Aber wie mich Dein süßes Antlitz an die stillenden Kamillen erinnert! Möchte es auch meine schneidenden Schmerzen stillen!

Wie zwei Fragezeichen stehen die Augen in Deinem Gesicht. Wehe Dir, Bogumil, sie müssen Dich umsonst fragen! O der Wonne, zu Dir zu stürzen, und das Geheimnis meines Lebens in Deine weiße Tändelschürze zu weinen! Einmal nur zu Deinen süßen Füßen zu liegen und Deine Hände an mein Vorhembe zu drücken! Nie! O Ewigkeit, Du Donnerwort! Ein furchtbares Geheimnis lastet auf mir. Unverschuldet trage ich seit meinen ersten Windeln daran. Mein Mund muß schweigen, nur mein Herz blutet — verblutet!! — —

Du bist der erste Lichtstrahl in einem Leben, das bisher dunkel war, wie das Innere einer Pillenschachtel. Schauerlich, bodenlos, obgleich es scheinbar Licht wird, wenn der Boden los geht. Verläßt Du mich jetzt, so versinke ich in den Mörser der Verzweiflung. Erhalte ich auf diesen Brief keine Antwort, so schwinde ich aus Deinem Leben wie Kampher. Bist Du aber groß, milde, gütig, göttlich, finde ich den Postlagernden zur gewohnten Zeit unter B. A. — Dann ist Mara der Stern, zu dem ich bete, Mara das Kreuz im Osten, an das ich mich klammere, wie der Hopfen an seine Stange, Mara, süßer Marabu!

Ewig Dein Bogumil.“

Die Vorlesung, die mit stockender Stimme angefangen hatte, wurde im Tone des Triumphes beendet. Die Kleine berauschte sich an den Worten, weil sie ihr galten, und sah jetzt Beifall heischend zu der Freundin auf.

Die sagte nach langer Pause:

„Ich möchte gerne wissen, wie ein Marabu aussieht. Kennst Du ihn, Mieze?“

„Nein. Aber da mich Bogumil so oft mit ihm vergleicht, gewiß sehr hübsch. Übrigens wieder, wie immer, das Geheimnis, das mit ihm geboren ist, der Fluch, der auf ihm lastet. Natürlich ist er der Sohn eines Grafen, vielleicht auch noch höher hinauf, der sich an den polnischen Aufständen beteiligte und hingerichtet ist. Sein Stammschloß ist zu Asche verbrannt, seine Mutter hat ihn sterbend auf die Hostie schwören lassen, ihre Würger ewig zu hassen, und nun ist er durch seine Leidenschaft für mich in den furchtbaren Kampf zwischen Liebe und Pflicht gekommen. Armer Geliebter!“

„Das weißt Du doch aber nicht, Mieze.“

„O laß, ich ahne es. Zudem werde ich es auch bald wissen, denn ich werde, um allen Zweifeln ein Ende zu machen, Bogumil um ein Rendezvous bitten.“

Die Worte klangen sehr gereizt. Doch Hanna Brandt blieb bei ihnen ebenso ruhig, wie bei Lesung des Briefes. Das war offenbar bloßer Schall für sie. Nur eins hatte sie zu erinnern. „Willst Du vorher nicht mit Deinem Vater sprechen?“

„Ich bitte Dich, Hanna! Wo wir im Laufe des Sommers Georg Baumann erwarten, dem ich halb und halb versprochen bin!“

Keine Antwort. Hanna sah einem Paar Grasmücken zu, die in dem Busch vor ihr einen Ast suchten, sicher genug, um ihm ein Familienglück anzuvertrauen. Und als Mieze sich nun in die andern mitgebrachten Briefe vertiefte, stand sie auf und trat an die Gitterthür.

Ein anderer Ausdruck trat in die Züge, als sie die braune Wange auf die schlanke, kräftige Hand stützte und gedankenvoll in den Wald hineinsah. Gedankenvoll, nicht gedankenverloren. Die hellen, scharfen Augen schienen das Weben und Werden der Frühlingskräfte in den Stämmen der Tannen zu erschauen, den Saft unter der Rinde kreisen zu sehen. Da, die hübsche junge Buche war also wirklich eingegangen, die Knospen rührten und regten sich nicht, und der Buntspecht schlug schon mit kräftigem Schnabel einen Span heraus, zum Zeichen seines Herrenrechtes über den Baum. Durch das dürre Herbstlaub bohrten sich die Spitzen der noch fest zusammengerollten Maiglocken, auch das Farnkraut duckte sich noch, schneckenartig gewunden, unter den immergrünen, trotzigen Wachholder. Aber es war doch schon Frühling, Hanna fühlte es an dem würzigen Duft, den die Fichten ausströmten, und da, fern und geheimnisvoll, hörte sie den ersten Kuckucksruf, erst unsicher prüfend, dann immer sicherer, voll neckischen Übermuts, und was die bilderreichen Liebesschwüre des geheimnisvollen Bogumil nicht erreicht hatten, gelang dem Heroldsruf des Frühlings — ein tiefes Leuchten strahlte aus den grauen Augen.

Da erschienen auf dem Fußpfad, der auf die Gitterpforte zuführte, drei Gestalten, und mit einem Ausruf freudiger Überraschung stieß Hanna die Thür auf und ging den Ankommenden entgegen.

„Onkel und Tante Professor! Auf diesem abgelegenen Wege! Guten Tag, Hans, noch immer nicht in Königsberg?“

Während der junge Student in vollem Wichs, mit dem weiß-rot-goldnen Band der Hanseaten etwas von verlängertem Urlaub murmelte, faßte der kleine, schmächtige Herr das junge Mädchen um die Taille und rief lachend:

„Prosit Mai, Waldfräulein! Da hat der Erste des Wonnemonds sogar uns alte Leute hinter dem Ofen hervorgelockt. Nicht, Clara mia?“

„Als ob er sich zu den Alten zählt,“ lachte diese, deren wohl nie schön gewesenes Gesicht heitere Anmut verklärte.

So kamen sie plaudernd zur Pforte zurück, wo ihnen Mieze entgegentrat.

„Nun, Miezekatze, so heiße Backen?“

Mieze errötete schuldbewußt und strich unwillkürlich über die Taille. Sie hatte immer den Gedanken, daß Bogumils schwülstige Ergüsse auch äußerlich gebirgsartig hervortreten müßten.

„Und die andern,“ fragte Hans.

„Wenn Du, wie ich annehme, Kathi unter den andern verstehst, so suche sie in der Küche. Die Eltern und Oberförsters skaten.“

„Zur Abwechslung aber unter den Kastanien.“

Der Professor bückte sich.

„Da ist ja schon Wolfsmilch, Waldfräulein. Besorge mir doch später einige von den Raupen. Einer von meinen Tauschonkeln ist ja ganz wild auf die Schwärmer.“

„Gewiß, Onkelchen. Aber ich denke doch, in diesem Jahr sollte das Sammeln aufhören. Du meintest doch, aus Deinen Faltern fände sich nun niemand mehr aus.“

Der kleine Herr tippte auf die Brusttasche seines Rocks und machte ein geheimnisvolles Gesicht.

„Da ist eine Überraschung drin, Waldfräulein. Die ändert die Sache.“ —

„Und steigst Du zur Alpen schwindelndem Grat,
Dort sitzen drei Männer und spielen Skat!“

„Die Friedensstörer,“ seufzte die Frau Oberförster, die Karten zusammenschiebend und sich in die schwierige Berechnung vertiefend, die sie doch niemand anders überließ, und die auch wirklich erst beendet war, als Kathi zum Essen rief.

„Ja, Minna, wenn Du turniert hättest! Es wäre ein großes Spiel geworden! Der dritte Wenzel lag ja im Skat und —“

„Da sind Maikrebse und die ersten Spargel. Wirst Du nun mit Deinem Nachrichterwesen aufhören?“

„Wo ist denn Ihr Kandidat?“ fragte der Rittmeister, an der langen Tafel heruntersehend.

„Mit der Botanisiertrommel in den Wald gezogen. Für den ist auch eine gefährliche Zeit, wenn die Bäume ausschlagen.“

Da öffnete sich die Thür, und mit einem „guten Abend“, das wie eine Entschuldigung klang, ging der Kandidat auf seinen Platz. Schmal, engbrüstig, vornübergeneigt, unsicher selbst in diesem bekannten Kreise und so bescheiden, daß Frau Brandt ihm auch jetzt eine tüchtige Portion Spargel auf seinen Teller schieben mußte, zeigte schon der erste Blick, daß er eine jener eingehenden Arten sei, die nicht befähigt sind, sich im Daseinskampf zu behaupten. Natürlich hatte er auch einen Namen. War man zufällig anwesend, wenn der Postbote alle Jubeljahr einen Brief an Herrn Urban brachte, so erfuhr man ihn sogar, im übrigen war er, gleich männlichen und weiblichen Leidensgefährten, eine Nummer geworden. Was einst in der großen Welt dahintergestanden hatte, war vergessen.

Höflich lauschte er jetzt auf, als der Rittmeister plötzlich sagte:

„Das erinnert mich an 70!“

Es war das ein Wort, das in diesem Kreise bei jeder Zusammenkunft fiel; denn den Rittmeister

that, die dicke Linde, mit der sie im vergangenen Herbst zu gleicher Zeit die Blätter „abgewimmelt“ hatten. Der Mai ist zwar der Wonnemond, wie Dichter und Liebende versichern; aber Ost-Preußen führt seinen eigenen Kalender, auch wenn es dem übrigen Europa einmal scheinbare Zugeständnisse macht und einigen Verwegenen am Ersten des Monates den Aufenthalt im Freien gestattet.

Von Zeit zu Zeit drang aus der Tiefe des Gartens das fröhlich schwirrende Gelächter junger Stimmen. Drei junge Mädchen bückten sich unter den knospenden Büschen nach den letzten Anemonen und Leberblumen.

„Ich denke, Käthe, Du hilfst Auguste Spargel schälen,“ sagte ein schlankes Mädchen, dessen hübsches Gesichtchen schon tüchtig eingebrannt war. Sie trug auch keinen Schutzhut wie die beiden andern, sondern setzte den kleinen Kopf mit der Fülle brauner, knabenhaft kurz geschnittener Haare ruhig den Strahlen der Frühlingssonne aus.

„Habt Ihr schon wieder Geheimnisse?“

„Gar nicht. Aber Dein Wirtschaftsmonat fängt heute an.“

„Deiner beim Federvieh, Hanna. Warte nur, ich habe es so eingerichtet, daß vier Glucken ihre Küken in den nächsten Tagen ausbringen. Dann hast Du Arbeit.“

Ein frisches, tiefes Lachen war die Antwort. „Nie zu viel, wenn es sich um die lütten Tierchen handelt.“

„Und stell auch einen Teller für Hans hin. Er wollte mit Onkel und Tante nachkommen.“

Jetzt flog Käthchen davon wie ein Reh, daß die blonden Zöpfe nur so wehten.

Die ältere Schwester sah ihr mit Liebe nach. Die runde Hand von Mieze Brüning, die auf ihrem Arme lag, hatte in den letzten Minuten des Zusammenseins immer bedeutungsvollere Zeichen gegeben. Sie wußte, daß es sich wieder um eine geheimnisvolle Mitteilung handelte, und ein Zug stiller Ergebung trat in ihr frisches Gesicht.

Sie bogen in einen Pfad, der gerade in den Wald hineinzuführen schien; denn auf dieser Seite drängten sich die dunklen Tannen bis dicht an das abschließende Gitter. Eine Pforte führte in die grüne Dämmerung. Der Weg längs diesem Gitter, kühl und schattig, jetzt noch ein wenig feucht, endigte in einer moorigen Wiese, einem ausgerobeten Stück, das nichts hergab, als ein wenig saures Gras. Wo die Haselsträucher aufhörten, stand eine kunstlose Bank, und gegenüber lehnte an einem Erdwall eine tüchtig durchschossene Scheibe.

„Du hast schon draußen geschossen, Hanna,“ sagte Mieze Brüning, sich neben sie auf die Bank setzend.

Diese nickte gelassen, während Mieze einige Knöpfe ihres Kleides öffnete und einen umfangreichen Brief herausnahm.

Hanna Brandt seufzte leise.

„Er ist ja diesmal sehr ausführlich gewesen.“

Auch Mieze seufzte.

„Leider nein. Ich habe noch einige alte Briefe mit.“

„Dann lies, bitte, den neuesten.“

„Stern an meinem dunklen Lebenshimmel!

Dein Bild ist da! Dein süßes, erträumtes Angesicht lächelt auf mich herab! Welch namenloses Entzücken — und doch kein reines Entzücken für den zum Schmerz Geborenen, auf dem der Fluch des unerbittlichen Schicksals liegt! Bogumil, fasse Dich! Sei ein Mann und entsage! Diese Blume blüht nicht für Dich. Du darfst sie nie in die Kräuterbüchse Deines Herzens pressen, nie zum Trocknen legen in den Dörrofen Deiner Gefühle, nie mit ihrem Balsam das Gliederreißen Deiner Sehnsucht austreiben! Verzeihe das ausführliche Bild. Aber wie mich Dein süßes Antlitz an die stillenden Kamillen erinnert! Möchte es auch meine schneidenden Schmerzen stillen!

Wie zwei Fragezeichen stehen die Augen in Deinem Gesicht. Wehe Dir, Bogumil, sie müssen Dich umsonst fragen! O der Wonne, zu Dir zu stürzen, und das Geheimnis meines Lebens in Deine weiße Tändelschürze zu weinen! Einmal nur zu Deinen süßen Füßen zu liegen und Deine Hände an mein Vorhembe zu drücken! Nie! O Ewigkeit, Du Donnerwort! Ein furchtbares Geheimnis lastet auf mir. Unverschuldet trage ich seit meinen ersten Windeln daran. Mein Mund muß schweigen, nur mein Herz blutet — verblutet!! — —

Du bist der erste Lichtstrahl in einem Leben, das bisher dunkel war, wie das Innere einer Pillenschachtel. Schauerlich, bodenlos, obgleich es scheinbar Licht wird, wenn der Boden los geht. Verläßt Du mich jetzt, so versinke ich in den Mörser der Verzweiflung. Erhalte ich auf diesen Brief keine Antwort, so schwinde ich aus Deinem Leben wie Kampher. Bist Du aber groß, milde, gütig, göttlich, finde ich den Postlagernden zur gewohnten Zeit unter B. A. — Dann ist Mara der Stern, zu dem ich bete, Mara das Kreuz im Osten, an das ich mich klammere, wie der Hopfen an seine Stange, Mara, süßer Marabu!

Ewig Dein Bogumil.“

Die Vorlesung, die mit stockender Stimme angefangen hatte, wurde im Tone des Triumphes beendet. Die Kleine berauschte sich an den Worten, weil sie ihr galten, und sah jetzt Beifall heischend zu der Freundin auf.

Die sagte nach langer Pause:

„Ich möchte gerne wissen, wie ein Marabu aussieht. Kennst Du ihn, Mieze?“

„Nein. Aber da mich Bogumil so oft mit ihm vergleicht, gewiß sehr hübsch. Übrigens wieder, wie immer, das Geheimnis, das mit ihm geboren ist, der Fluch, der auf ihm lastet. Natürlich ist er der Sohn eines Grafen, vielleicht auch noch höher hinauf, der sich an den polnischen Aufständen beteiligte und hingerichtet ist. Sein Stammschloß ist zu Asche verbrannt, seine Mutter hat ihn sterbend auf die Hostie schwören lassen, ihre Würger ewig zu hassen, und nun ist er durch seine Leidenschaft für mich in den furchtbaren Kampf zwischen Liebe und Pflicht gekommen. Armer Geliebter!“



„Das weißt Du doch aber nicht, Mieze.“

„O laß, ich ahne es. Zudem werde ich es auch bald wissen, denn ich werde, um allen Zweifeln ein Ende zu machen, Bogumil um ein Rendezvous bitten.“

Die Worte klangen sehr gereizt. Doch Hanna Brandt blieb bei ihnen ebenso ruhig, wie bei Lesung des Briefes. Das war offenbar bloßer Schall für sie. Nur eins hatte sie zu erinnern. „Willst Du vorher nicht mit Deinem Vater sprechen?“

„Ich bitte Dich, Hanna! Wo wir im Laufe des Sommers Georg Baumann erwarten, dem ich halb und halb versprochen bin!“

Keine Antwort. Hanna sah einem Paar Grasmücken zu, die in dem Busch vor ihr einen Ast suchten, sicher genug, um ihm ein Familienglück anzuvertrauen. Und als Mieze sich nun in die andern mitgebrachten Briefe vertiefte, stand sie auf und trat an die Gitterthür.

Ein anderer Ausdruck trat in die Züge, als sie die braune Wange auf die schlanke, kräftige Hand stützte und gedankenvoll in den Wald hineinsah. Gedankenvoll, nicht gedankenverloren. Die hellen, scharfen Augen schienen das Weben und Werden der Frühlingskräfte in den Stämmen der Tannen zu erschauen, den Saft unter der Rinde kreisen zu sehen. Da, die hübsche junge Buche war also wirklich eingegangen, die Knospen rührten und regten sich nicht, und der Buntspecht schlug schon mit kräftigem Schnabel einen Span heraus, zum Zeichen seines Herrenrechtes über den Baum. Durch das dürre Herbstlaub bohrten sich die Spitzen der noch fest zusammengerollten Maiglocken, auch das Farnkraut duckte sich noch, schneckenartig gewunden, unter den immergrünen, trotzigen Wachholder. Aber es war doch schon Frühling, Hanna fühlte es an dem würzigen Duft, den die Fichten ausströmten, und da, fern und geheimnisvoll, hörte sie den ersten Kuckucksruf, erst unsicher prüfend, dann immer sicherer, voll neckischen Übermuts, und was die bilderreichen Liebesschwüre des geheimnisvollen Bogumil nicht erreicht hatten, gelang dem Heroldsruf des Frühlings — ein tiefes Leuchten strahlte aus den grauen Augen.

Da erschienen auf dem Fußpfad, der auf die Gitterpforte zuführte, drei Gestalten, und mit einem Ausruf freudiger Überraschung stieß Hanna die Thür auf und ging den Ankommenden entgegen.

„Onkel und Tante Professor! Auf diesem abgelegenen Wege! Guten Tag, Hans, noch immer nicht in Königsberg?“

Während der junge Student in vollem Wichs, mit dem weiß-rot-goldnen Band der Hanseaten etwas von verlängertem Urlaub murmelte, faßte der kleine, schmächtige Herr das junge Mädchen um die Taille und rief lachend:

„Prosit Mai, Waldfräulein! Da hat der Erste des Wonnemonds sogar uns alte Leute hinter dem Ofen hervorgelockt. Nicht, Clara mia?“

„Als ob er sich zu den Alten zählt,“ lachte diese, deren wohl nie schön gewesenes Gesicht heitere Anmut verklärte.

So kamen sie plaudernd zur Pforte zurück, wo ihnen Mieze entgegentrat.

„Nun, Miezekatze, so heiße Backen?“

Mieze errötete schuldbewußt und strich unwillkürlich über die Taille. Sie hatte immer den Gedanken, daß Bogumils schwülstige Ergüsse auch äußerlich gebirgsartig hervortreten müßten.

„Und die andern,“ fragte Hans.

„Wenn Du, wie ich annehme, Kathi unter den andern verstehst, so suche sie in der Küche. Die Eltern und Oberförsters skaten.“

„Zur Abwechslung aber unter den Kastanien.“

Der Professor bückte sich.

„Da ist ja schon Wolfsmilch, Waldfräulein. Besorge mir doch später einige von den Raupen. Einer von meinen Tauschonkeln ist ja ganz wild auf die Schwärmer.“

„Gewiß, Onkelchen. Aber ich denke doch, in diesem Jahr sollte das Sammeln aufhören. Du meintest doch, aus Deinen Faltern fände sich nun niemand mehr aus.“

Der kleine Herr tippte auf die Brusttasche seines Rocks und machte ein geheimnisvolles Gesicht.

„Da ist eine Überraschung drin, Waldfräulein. Die ändert die Sache.“ —

„Und steigst Du zur Alpen schwindelndem Grat,
Dort sitzen drei Männer und spielen Skat!“

„Die Friedensstörer,“ seufzte die Frau Oberförster, die Karten zusammenschiebend und sich in die schwierige Berechnung vertiefend, die sie doch niemand anders überließ, und die auch wirklich erst beendet war, als Kathi zum Essen rief.

„Ja, Minna, wenn Du turniert hättest! Es wäre ein großes Spiel geworden! Der dritte Wenzel lag ja im Skat und —“

„Da sind Maikrebse und die ersten Spargel. Wirst Du nun mit Deinem Nachrichterwesen aufhören?“

„Wo ist denn Ihr Kandidat?“ fragte der Rittmeister, an der langen Tafel heruntersehend.

„Mit der Botanisiertrommel in den Wald gezogen. Für den ist auch eine gefährliche Zeit, wenn die Bäume ausschlagen.“

Da öffnete sich die Thür, und mit einem „guten Abend“, das wie eine Entschuldigung klang, ging der Kandidat auf seinen Platz. Schmal, engbrüstig, vornübergeneigt, unsicher selbst in diesem bekannten Kreise und so bescheiden, daß Frau Brandt ihm auch jetzt eine tüchtige Portion Spargel auf seinen Teller schieben mußte, zeigte schon der erste Blick, daß er eine jener eingehenden Arten sei, die nicht befähigt sind, sich im Daseinskampf zu behaupten. Natürlich hatte er auch einen Namen. War man zufällig anwesend, wenn der Postbote alle Jubeljahr einen Brief an Herrn Urban brachte, so erfuhr man ihn sogar, im übrigen war er, gleich männlichen und weiblichen Leidensgefährten, eine Nummer geworden. Was einst in der großen Welt dahintergestanden hatte, war vergessen.

Höflich lauschte er jetzt auf, als der Rittmeister plötzlich sagte:

„Das erinnert mich an 70!“

Es war das ein Wort, das in diesem Kreise bei jeder Zusammenkunft fiel; denn den Rittmeister

erinnerte alles an 70, und wenn nicht jedes Abenteuer aus sich hervor ein neues gezeugt hätte, so hätte der glorvolle Feldzug von sieben Monaten unmöglich für dreiundzwanzig Friedensjahre ausgereicht.

„Na denn los," meinte sein Bruder Franz, sich behaglich zurücklehnend.

Im allgemeinen waren die Brüder nur nachsichtig gegen ihre verschiedenen Schwächen, wenn sie gerade mit einem ihrer Steckenpferdchen beschäftigt waren. Das Entgegenkommen des Professors hätte den Rittmeister aufmerksam machen können. Aber hingerissen von seinem großen Gegenstande begann er sofort:

„Paris, die eiserne Braut, hatte sich ergeben, der Friede war unterzeichnet, und auch unsere Truppen, die bei Rouen standen, bekamen den Befehl zum Rückmarsch nach Mainz. Da plötzlich heißt es: ‚liegen bleiben!' Wir denken natürlich sofort, der Tanz geht noch einmal los. Was historische Bildung hatte, sagte: ‚Der Löwe ist aus Elba zurückgekehrt.' Nun, der Dritte war kein Löwe, wie der Erste, biß nur zu, wenn er von Frau Eugenie gereizt wurde, wußte wohl auch genau, wo ihn der Stein — pardon, meine Damen, der Schuh wollte ich sagen — drückte, und daß mit großen Herren schlecht Kirschen essen ist, besonders, wenn sie die Halberstädter Kürassieruniform tragen — kurz, Krieg war es nicht mehr, sondern Kommune. Die Bestien zerfleischten sich zur Abwechslung untereinander. Wir Offiziere, die wir in der Nähe von Paris lagen, machten an einem schönen Frühlingsmorgen einen Ritt bis fast vor die Thore. Man konnte es ungehindert wagen. Die gefleckten und die gestreiften Hyänen waren so ineinander verbissen, daß sie nicht einmal Haß für einen Prüssien übrig hatten. In einem prachtvollen Hotel dicht unter den Mauern ließen wir uns ein Dejeuner servieren. Es war gerade die Zeit der ersten Spargel, daumendicke, deliciöse Dinger!"

Er machte eine Pause der Erinnerung. „Während wir nun schmausten gab die grande nation uns, den Eindringlingen, das schmachvolle Schauspiel des blutigen Bürgerkrieges. Durch die große Glasscheibe sahen wir, wie sich zwischen dem Mont Martre und Mont Valérien die Truppen aus Versailles mit den Kommunisten trafen, die aus den Thoren von Paris hervorströmten. Es war dieselbe verzweifelte Tapferkeit, die wir wenige Wochen vorher bewundert hatten — und trotzdem war es der jämmerlichste Anblick, den ich je gehabt habe."

„Aber Dein Spargel schmeckte?"

„Was willst Du? Man darf nicht sentimental sein!" —

„Und nun die Überraschung," sagte Frau Lina Brüning, als man nach Tisch um die erste Maibowle versammelt draußen auf der geschützten Glasveranda saß. „Mein Schwager hat uns ja zum Nachtisch große Dinge versprochen."

„Die ich auch halten will."

Der kleine, bewegliche Professor sah sich im Kreise um, und sagte dann langsam und feierlich: „Ich wette meinen besten Oleanderschwärmer gegen einen Kohlweißling, daß sich im Laufe des Sommers — eine von Euch verloben wird!"

Ein einstimmiger Schrei, halb Entsetzen, halb Entzücken, war die Antwort. Kathi rückte ihren Stuhl sofort von dem des Studenten ab, als sitze die Gefahr dicht neben ihr, und Mieze Brüning legte die Hand auf die verborgenen Briefe. Nur Hanna zeigte die reine, unpersönliche Neugierde ihres Geschlechtes, und der Kandidat, der sich still in einen Winkel drückte — bequem saß er niemals — bemerkte es und seufzte erleichtert auf. Doch niemand achtete auf ihn, und der Abendwind, der säuselnd durch die Kiefernwipfel strich, nahm den Schulmeisterseufzer auf mitleidigen Schwingen mit.

Der Professor aber sah sich umringt, gleichsam eingekeilt, und als er jetzt mit gemachter Ruhe einen Briefumschlag aus der Brusttasche nahm und auf den Tisch legte, da kostete er den größten Triumph des Jahres aus.

„Sein Brief!"

„Er hat also schon geschrieben?"

„Um wen hält er an?"

Und diesmal mischten sich auch ältere Stimmen in den Chor. Schwiegermütterliche Instinkte waren wach geworden.

Hans aber, dessen Stirn sich bei Kathis lebhafter Teilnahme in tiefe Falten gezogen hatte, nahm das corpus delicti auf und las laut und ein wenig verächtlich die Unterschrift: „Doktor Willy Elsner!"

„Ein Doktor," klang es enttäuscht im Kreise. Der Glorienschein des Unbekannten war erloschen!

Was können die jungen Füchse dafür, wenn sie von klein auf lernen, die Menschen zu verachten, weil sie nur zwei Beine haben? Rittmeister Brüning nannte nur den einen Menschen, der auf seinem eigenen Boden Dung fuhr, und für Oberförster Brandt war der grüne Rock das einzige Kleidungsstück, das sich im Laufe der Jahrhunderte aus dem historischen Feigenblatt entwickelt hatte. Und wie die Alten sungen, so zwitscherten die Jungen. Ein Doktor? Dem streckte man doch höchstens die Zunge aus, wenn der Magen einmal gründlich verdorben war!

Der Strom der Zeit mochte draußen in der Welt brausen und toben und in seinem gurgelnden Trichter, der modernen Charybdis, so manch ein Lebensschifflein verschlingen — hierher, in die Platanger Einsamkeit, sandte er nur ein stilles, sanftes Wässerchen, das zwar behaglich plätschern konnte, aber zum Wellenschlagen zu seicht war, und in dessen lauer Flut man gemächlich einherwatete. Denn wie sehr selbst der Professor, der einzige von den dreien, der lange in der großen Welt gelebt hatte und noch immer meinte, auf steiler Klippe über der Brandung zu horsten, wie sehr gerade er auf der Sandbank festsaß, wußte nur seine kluge Frau, die mit feinem Herzenstakt ihre Beobachtungen für sich behielt.

Heute nun hatte eine mutwillige Schicksalslaune einen Kiesel in die stille Flut geworfen, der immer weitere Kreise ziehen sollte, den Brief, der mit der tückischen, gemachten Ruhe des Objektes auf der Tischdecke lag.

„Ja, nur ein Doktor," echote der Professor ärgerlich. „Wißt Ihr, was ein Privatdozent ist, Spezialfach Insekten? Wißt Ihr, was angegriffene Nerven sind, die einen Sommeraufenthalt verlangen?"



Die Mädchen sahen sich an, mit sehr herabgestimmtem Interesse. Der Oberförster aber meinte herablassend:

„Also ein Käfermensch! Na, Professor, der giebt mir vielleicht ein Mittelchen für Jagen fünfundzwanzig bis sechzig. Da habe ich eine ganze Musterkarte von Ungeziefer: Schütte, Gallwespe, Nonne, Engerling —“

Brüning wollte auffahren, doch ein Blick in das Gesicht seiner Frau beruhigte ihn. Kannte er den Bildungsgrad seiner Umgebung noch nicht genug, um den Don Quixoteeifer zu zügeln? So übersah er die Beleidigung, die in dem Verlangen des Oberförsters für die ganze Wissenschaft, deren Vertreter er hier doch war, gelegen hatte, und sagte scheinbar ruhig:

„Um endlich die schon so lange gewünschte Hilfe zum Ordnen meiner Sammlung zu haben, annoncierte ich —“

„In der Kölnischen?“ fragte der Rittmeister.

Die scheinbar harmlose Frage barg einen Stachel. Die politischen Ansichten der Brüder waren geteilt. Der Rittmeister, Kreuzzeitungsmann vom Scheitel bis zur Sohle, sah die national liberalen Gesinnungen seines Bruders durch eine blutrote Brille an und verwechselte ihn öfters mit Bebel.

„Und erhielt folgenden Brief, der mir, dem geübten Graphologen, die nötige Gewähr für den neuen Hausgenossen giebt.“

Einige der Zuhörer räusperten sich verdächtig.

„Besinnt Ihr Euch auf den Förster, den er mir als nüchtern empfahl, und den ich dann stierbetrunken in den Kulturen fand,“ flüsterte der Oberförster.

„Die Handschrift war mir sofort sympathisch. Die schrägliegenden, keulenförmigen Buchstaben sagten mir, daß ich es mit einem temperamentvollen Manne zu thun habe; vielleicht ein wenig hitzig, jugendliches Feuer; aber das liebe ich. Hier diese große, zurückgebogene Schleife“ — alle bogen sich über den Tisch, sogar der Kandidat reckte seinen langen Hals, auf dem der Kopf wie eine Mohnsamenkapsel saß — „bedeutet allerdings einen gewissen Egoismus, doch auch wieder Flottheit, Gewandtheit, Schneid. Die Formen unter der Linie sind merkwürdig ausgeprägt, während man bei einem Gelehrten und geistigen Arbeiter eher das Gegenteil vermuten sollte. Doktor Willy Elsner ist also Sportsmann — Radfahrer oder Jäger.“

„Gott's ein Dunner,“ rief der Oberförster, „und am ersten Juli beginnt die Entenjagd!“

„Wie gesagt, es kann auch das Radfahren sein,“ gab der Professor zu, während seine Frau ihn mit einem: „unfehlbar bist Du ja nicht, Franz!“ geistig am Rockzipfel von abschüssiger Bahn zurückreißen wollte.

„Denke an meinen Diener,“ seufzte Frau Lina, „Du empfahlst ihn mir als einen Catilina an Ehrlichkeit —“

„Cato!“

„Meinetwegen Cato. Jedenfalls war er nach vierzehn Tagen verschwunden, und sechs silberne Löffel mit ihm.“

Doch jetzt mischten sich die jungen Mädchen wieder in die Unterhaltung. Die schneidige Charakteristik hatte das Interesse wieder gehoben.

„Kannst Du nicht auch erkennen, wie er aussieht, Onkel,“ flehte Mieze.

Was erkannte der Professor nicht? Prüfend beugte er sich über den Brief.

„Groß oder klein, Onkelchen?“

„Groß und stämmig.“

„Blond oder braun?“

„Aschblond.“

„Und blauäugig?“

„Nein, graue Augen und Sommersprossen.“

„Pfui.“

„Ja, Kinder, ich muß der Wahrheit die Ehre geben,“ sagte der Professor, den Brief jetzt ganz ruhig in die Tasche steckend und seine übrige Graphologie von der ewigen Sternenschrift ablesend.

„Backenbart, Schnitt Charles Quint, besondere Kennzeichen: lispelt ein wenig.“

Da schickte die mahnende Vorsehung, die nicht will, daß eines ihrer Kinder sich um den Hals redet, einen surrenden Maikäfer, der gerade an die Nase des Professors flog, und gleichzeitig fuhren die Wagen vor.

Während die Damen sich einpackten, hielten die Herren noch schnell ein Fachgespräch über das, nach Meinung der Regierung zu erwartende Flugjahr. Dabei ließ es der Oberförster nicht an einigen giftigen Ausfällen gegen seinen berühmten Fachmann, den Forstrat Feddersen fehlen. Seit dieser den hyppo castanum, Roßkastanienkäfer, und seine fünfjährige Entwicklungszeit vertrat, fehlte den Nächten des Oberförsters, der fest am melolontha vulgaris und den vierjährigen Engerlingen hielt, der Schlaf.

Hans und Käthe standen abseits.

„Übermorgen reise ich,“ sagte der Student kühl. Seit Käthe an der Unterhaltung über den großen Unbekannten teilgenommen, hatte er sie geschnitten. „In den großen Ferien darf ich Dir wohl schon gratulieren?“

„Hans!“

Die gequälte Stimme ließ ihn sich noch einmal umwenden.

„Bist Du morgen am See?“

„Wir haben Wäsche —“

„Dann leb wohl!“

„Ich werde schon — ja, Hans, ich komme!“

Befriedigt schwang sich der Student auf den Bock, Professors fuhren im Einspänner vor, und bald dämpfte der weiche Waldweg, in den sie einbogen, das Geräusch der Räder.

Eine halbe Stunde später wachte in Dorf und Oberförsterei Plantagen niemand, als der Vollmond, der leise und heimlich über die grünen Wipfel heraufgestiegen war. Mit der Indiskretion, die ihm von jeher eigen, sah er in jede Schlafstube hinein, ja, noch tiefer, in jedes Herz. Der Kandidat, der noch wach war und am Fenster seines Stübchens stand, wußte nicht, wie gut der da oben mit seiner heimlichen Liebe und dem heimlichen Entsagen Bescheid wußte, und Mieze Brüning brauchte ihre pol-

nischen Ergüsse vor ihm nicht so ängstlich unter den Daunen ihres Kopfkissens zu verstecken. Das frische Studentenbild in Kathis Backfischherzen, das schien schon vor langer Zeit, wohl noch in Kinderjahren, da hineingeschnitten, es war allmählich mit dem klopfenden Muskel verwachsen, wie der Name mit dem Stamm der Birke verwächst, wenn die Rinde sich dehnt. Der Mond nickte ihm zu, wie einem alten Bekannten. Und dann schickte er einen reinen Strahl hinüber zum Waldfräulein. Es schlief tief und traumlos. Weder Hoffen noch Erinnern zog durch die junge Brust, die sich ruhig hob und senkte.

II.

Man konnte nicht gerade behaupten, daß der Mai den Hoffnungen des Landmannes besonders entgegenkam. „Ist der Mai kühl und naß, füllt er dem Bauern Scheun' und Faß," sagt ein altes Sprichwort. Nun, dieser Mai schien zu solcher nationalökonomischen Beschäftigung wenig Anlage zu haben; Tag für Tag stieg er sonnig und klar über den uralisch-baltischen Höhenzug, oder vielmehr, er sprang hinüber wie ein wilder Junge, mit gleichen Füßen, so daß vom frühen Morgen an Helle, Hitze, Staub und Mücken in der Luft lagen. Die Bäume mit ihrem ersten, spärlichen Grün gaben keinen Schatten, die Wiesen schienen Anpflanzungen von Butterblumen zu sein, was den Dorfkindern, die sich Ordensketten aus den weichen Stengeln machten, lieber war, als der Frau Rittmeister, deren große Frühjahrswäsche abscheuliche Flecken bekommen hatte, und nur der Raps stand in sattem, protzigem Gelb da, der erste vom lieben Herrgott gedeckte Tisch für unzählige Bienenschwärme.

Der Professor war der einzige in Platangen, dem die Witterung behagte. Eines ähnlichen Falterfluges um diese Jahreszeit konnte er sich gar nicht erinnern. Und wie ihm das paßte, jetzt, wo sein Famulus in Sicht war, und es galt, jedes lädierte Exemplar auszumerzen und durch ein tadelloses zu ersetzen! Erhitzt und bestaubt kehrte er auch jetzt von einem seiner unblutigen Feldzüge zurück, ein stolzes Leuchten in dem bartlosen, ausdrucksvollen Gesicht, an dessen vielen Fältchen das ewig wechselnde Mienenspiel mehr schuld hatte, als die Jahre. Den breitrandigen Strohhut trug er weit im Nacken, das Nadelkissen mit den Stecknadeln verschiedener Stärke gleich einem Stückchen Igelhaut um den linken Arm gespannt, das große weiße Netz geschultert, und um Brust und Leib die Unmenge von Behältern und Kästchen, ohne die man ihn im Sommer nie antraf.

So kam er auf den Hof, wo die beiden Jüngsten des Rittmeisters mit der Grausamkeit der ersten Kindheit das junge Geflügel mit Maikäfern fütterten. Frau Lina Brüning hatte die Spätlinge „Wanda" und „Ladislaus" getauft, in einer polenfreundlichen Neigung, die ihre Älteste wahrscheinlich von ihr geerbt hatte. Der Professor verletzte nun das zarte Empfinden seiner Schwägerin beständig, indem er für beide die wenig poetischen Abkürzungen: „Läuschen" und „Wänzchen" erfunden hatte, die ihm das ganze Haus nachsprach. Frau Lina hätte ihm das vielleicht ebenso wenig vergeben, wie ihr Mann die zwar fruchtlosen Versuche, seinen Kindern die „Wut für das Ungeziefer" einzuimpfen, wenn — nun, wenn Onkel Franz eben nicht doch der Erbonkel gewesen wäre, und sein ziemlich großes Vermögen als freilich nicht besonders drückende Hypothek auf all den roten Dächern, die den Hof einschlossen, geruht hätte.

Onkel Franz vertrat die ideale Seite der Landwirtschaft, wie er da jetzt neben dem Rittmeister stand, der in jedem Augenblick imstande war, den so verschiedenen Duft eines Fuders Heu und einer Fuhre Dung in landesübliche Münze umzusetzen. Ihn freute es, zuschauend zu genießen, wie diese gesunde, frische Thätigkeit die Wangen rot und das Herz frei macht, weil sie den Menschen mit unlöslichen Banden an die Natur knüpft und ihr nächster Zweck nicht das trügerische Geld ist, sondern das tägliche Brot, um das wir alle bitten. Und mit besonderer Gönnermiene betrachtete der Professor die Leute, die in geschäftiger Eile, nicht in dem langsam schleifenden „Hofeschritt", mit dem sie sich morgens entfernen, zur Mittagsstunde auf den Hof zurückkehrten. Er kannte sie alle mit Namen und erwiderte ihren Gruß viel höflicher, als sein Bruder, der immer der Herr und Gebieter blieb. Freilich, schließlich trug doch der Rittmeister die Kosten dieses Fraternisierens. Er hatte es zu bezahlen, wenn sein Bruder, wie er sich ausdrückte, vierter Klasse fuhr, das heißt alle möglichen und unmöglichen Interessen seiner Leute bei ihm vertrat; und die waren ja schlau genug, sich mit jeder Forderung hinter den Professor zu stecken, von dem man für Raupen, Puppen und gute Worte jedes Versprechen erhielt. Kein Kind in Platangen, das nicht schon einmal die Probe gemacht hatte.

Jetzt sah er den Ochsen nach, deren stattliche Gespanne in langen Reihen nach dem Kuhstall geführt wurden. Was für Stoiker! Oder welche Philosophie trieben sie, daß sie so gleichmütig die nasse und die trockene Zeit ihres Lebens überstanden? Den behaglichen Winter im Stall, wo sie nichts thaten als Fett ansetzen und zuweilen selbst den Luxus einer reinigenden Bürste genossen, und den heißen Sommer mit den unzähligen Fliegen, wo sie ihr Brot verbienten im Schweiße ihres Angesichtes? Und plötzlich, wie das fröhliche Geräusch um ihn her, das Gurren, Zwitschern und Glucksen ihm bis zum Herzen drang, zog der Professor seinen Strohhut und wollte ihn eben mit einem frischen Juchzer in die Luft werfen — als ihm zum Glück noch seine heutige Beute einfiel, all das niedliche Kleinzeug, Vielauge und Dukatenfalter, Ikarus und Goldvögelchen, die in zierlichem Kranze darauf steckten.

Die mußten rasch in Frau Claras geschickte Hände. Das Aufspannen, das ihm zu langweilig war, überließ er nämlich seiner Frau, und so eilte er nach dem kühlen Flur, um auf der anderen Seite den Garten zu gewinnen, als ihn sein Bruder zurückrief.

„Wann kommt denn Dein Preisochse?"
„Mein —"
„Na, Dein Käfermensch, meine ich."
„Doktor Willy Elsner, Privatdozent aus Berlin, trifft heute oder morgen hier ein."
„Soll ich einen Wagen schicken?"
„Nein, Du weißt ja, er ist Bicyclist."
Der Rittmeister wollte offenbar eine Bemerkung machen, verschluckte sie aber nur und sagte:
„Wenn er Regen mitbringt, soll er mir willkommen sein."
Damit wendete er sich dem Meier und der schwierigen Disponierung zu, wenn jene kleine Wolke am Himmel vielleicht doch noch Regen bringen sollte.
Der Professor durchschritt den Garten, an dessen anderm Ende ein altes, stattliches Gebäude stand, das eine vergangene Zeit das Generalshaus genannt hatte, und das er mit seiner Frau seit zehn Jahren bewohnte. So lange war es nämlich her, daß die beiden Zugvögel Standvögel geworden waren und mit Erfolg versucht hatten, das Organ der Seßhaftigkeit bei sich auszubilden. Die ersten zehn Jahre ihrer Ehe hatten sie mit Wanderzügen durch die weite Welt ausgefüllt, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land in gemächlicher Muße pilgernd, und von allem Schönen und Großen nippend, nach Schmetterlingsart, nicht nach Bienen Weise und Weisheit. Was Frau Clara dabei empfunden hatte, darüber sprach sie sich in ihrem jetzigen Lebenskreise nie aus. Scheinbar genügte ihr das seichte Wasser hier als Lebenselement vollständig, während ihr Mann nie eine Gelegenheit vorbeigehen ließ, ohne den Platangern seine geistige Überlegenheit recht deutlich vor Augen zu halten.
Der Garten, den er jetzt durchschritt, war das eigenste Gebiet seiner Schwägerin, die sich auf ihre genaue Kenntnis ihrer Nutz- und Ziersträucher etwas zu gute that. Er trug seine künstlichen Rabatten und Teppichbeete aber nur vorne, in der Nähe des Gutshauses, nach hinten zu wurde er reiner Nützlichkeitsboden und glich so einer eitlen Frau, die eine seidene Schürze über ein Werkeltagskleid bindet.
In der Nähe des Generalshauses, zwischen den Beeten mit Spinat und Petersilie, traf der Professor seinen Freund Schewel, der das Amt eines Gärtners in Platangen, wo von der Freizügigkeit noch wenig Gebrauch gemacht wurde, von seinem Vater geerbt hatte und schon als Knabe zwischen diesen selben Lavendeleinfassungen mit dem Professor gespielt hatte.
Sofort blieb dieser stehen.
„Wie schaut's, Schewel?"
„Jämmerlich," meinte der, den Schweiß von der Stirn streichend, „nichts wächst, wie das Ungeziefer. Und wie habe ich nicht die Raupennester abgenommen!"
„Zu sehr sogar, Schewel, zu sehr. Wenn ich auch nichts gegen die Baumweißlinge habe, so geht im Übereifer doch manch Ei einer edleren Sorte verloren. Besinnst Du Dich noch auf die Abendpfauenaugenraupe?"
„Je ja, Herr Professor, so sagen Sie. Aber der Herr Rittmeister sagt, für das Wurmzeug bin ich verantwortlich, und die gnädige Frau kriegt ja wohl Zufälle, wenn sie so eine Raupe sieht."
„Und was werdet Ihr erreichen? Unsere gesegnete Gegend wird falterarm werden, das ist das Ende."
„Sie spießen ihnen ja doch man, Herr Professor. Und ich werde sehen, was sich thun läßt, wenn Sie ein gutes Wort einlegen möchten, daß ich die neuen Ferkel in den Schuppen am Generalshaus stecken kann? Auf dem Hof sterben sie all rein dahin, und ich denke, wenn es am Generalshaus auch ein wenig nach Schweinen riecht, es —"
„Leidet nur meine Nase, willst Du sagen, nicht? Ich werde einmal hinhören. Doch Gunst für Gunst. Gegen den Fremden, den ich zum Besuch erwarte, bist Du besonders höflich und machst nicht gleich ein Geschrei, wenn wir im Eifer der Jagd ein paar Phloxbeete einstampfen, verstanden?"
Also stahl Absalon das Herz der Männer Israels, um dann mit der harmlosen Miene eines Kindes in das Fremdenzimmer hinaufzusteigen, wo seine Frau eben blütenweiße Vorhänge ansteckte.
Sie sah sich zufrieden in dem wohnlichen Raum um. Eigentlich freute sie sich auf den jungen Gast, obgleich sie den Schilderungen ihres Mannes wenig Zutrauen schenkte. Da sich Doktor Elsner unterwegs noch einige Zeit aufgehalten hatte, so hatte er seine Wirtin in einem höflichen Brief gebeten, seine Sachen auszupacken, wenn sie inzwischen ankommen sollten, und die feine, gutgehaltene Wäsche, die Bilder eines alten Paares, wahrscheinlich seiner Eltern, hatten ihm in Frau Claras Frauenherzen eine günstigere Meinung erwirkt, als alle Schnörkel und Haken seiner Handschrift.
„Wo soll denn das Zweirad stehen, Clara?"
„Aber lieber Franz!"
„Bitte, spiele nicht auch die Ungläubige. Komm lieber mit, und sieh mit mir zusammen noch einmal die Sammlung durch. Die Ungeduld verzehrt mich fast."
Dennoch mußte sich das große Kind noch gedulden. Denn auch dieser Tag verging, ohne den Erwarteten zu bringen; auch die kleine, graue Wolke, auf die der Rittmeister so viel Hoffnung gesetzt hatte, löste sich gegen Abend in dem allgemeinen Stahlblau des Himmels auf, und am nächsten Morgen schien die Sonne wieder so harmlos, als gäbe es auch für sie im Mai nichts Wichtigeres zu thun, als das Wachstum einiger Sommervögel zu begünstigen.
Aber dann, um Mittag, rauschte es plötzlich auf. Die große Silberpappel zeigte die graue Unterseite ihrer Blätter, und der Kies der Gartenwege flog knisternd an die Scheiben. Langsam und schwer, wie Thränen aus einem harten Herzen, lösten sich die ersten Regentropfen, doch dann fielen sie immer schneller, immer dichter, bis das segensreiche Naß in Strömen herniederfiel und nur vor Schreck einmal einen Augenblick anhielt, wenn ein besonders heller Blitz die Luft zerriß, und der Donner nachrollte und knatterte, daß die alten Mauern erbebten.
„Ein Prachtwetter," sagte der Oberförster, als

er die Seinen am Nachmittag aus der Kalesche packte, deren archenmäßiges Aussehen eben auch nur eine solche Sintflut entschuldigte. „Haben heute sogar den Kandidaten mitgebracht. Pflanzen sammeln kann er ja doch nicht, und Grillen fangen soll er nicht immer, sagt meine Frau."

„Ja, und ein besseres Skatwetter ist doch undenkbar," sagte diese, „Mann, und heute rette ich auch meine Ehre und lasse den dritten Jungen nicht im Skat liegen."

„Ist mir lieber, meine Kulturen werden gerettet, als Deine Ehre," brummte dieser unwürdige Gatte einer modernen Lukretia.

„Und mein Weizen, und mein Klee," stimmte der Rittmeister lustig ein.

Der Professor lief erregt von einem zum anderen. Ihm paßte der Regen gar nicht. Jeden Augenblick konnte sein Famulus eintreffen, und was für ein Weg für ein Zweirad! Schließlich fiel er in seiner Unruhe auf den Kandibaten. Er hielt ihm einen Vortrag über die Strichlinie der Gattung gastropacha, und während er auseinandersetzte, daß das Eichblatt bis Schweden, die Dorneule bis Lappland geht, drehte er dem Geduldigen schon den zweiten Knopf von seinem guten schwarzen Rock.

Die drei jungen Mädchen saßen in der Nähe der offenen Thür, die aus dem Gartensaal auf die Veranda führte. Käthe und Mieze erklärten eben, daß es jetzt, um vier Uhr, für ihre feine Häkelei fast zu dunkel sei. Hanna hielt die Hände im Schoß und sah in den Garten hinaus, wo Baum und Strauch sich zu strecken und zu dehnen schienen. Das Waldfräulein konnte keine Handarbeit, außer Stricken, und an dem eifrigen Gespräch über den Erwarteten hatte sie sich auch mit keinem Wort beteiligt. Was ging er sie an, ehe sie wußte, ob er eine Erle von einer Ulme unterscheiden konnte?

Da kam der Diener und meldete, daß ein fremder Herr den Herrn Professor zu sprechen wünsche.

Auch der zweite Knopf trennte sich mit so gewaltsamem Ruck von dem Rocke des Kandibaten, daß dieser einige Schritt zurücktaumelte. Der Professor aber stürzte hinaus.

„Ich habe Null ouvert," sagte der Oberförster, die eben frisch erhaltenen Karten zusammenschiebend und vor sich hinlegend, „aber ich schlage vor, wir gehen erst hinaus und sehen uns das Wundertier an. Sonst schleppt ihn der Professor hinein, und die ganze Partie geht flöten."

Er stand auf, die andern folgten, auch die Mädchen drängten nach, und so eilte alles in den großen Flur.

Da war es fast ganz dunkel. Man sah nur eine ein wenig gebückte, sehr schmächtige Gestalt, von der kleine Wasserbäche herniederrieselten. Ein heller Staubmantel, der aussah wie die zerrissenen Flügel eines verregneten Kohlweißlings, aufgekrämpelte Beinkleider und niedrige, schmutzige Halbschuhe vollendeten das traurige Bild.

Der Professor stellte vor, recht kleinlaut, wie es schien.

„Karl, Du mußt gleich anspannen lassen. Der Wagen hat am Vorwerk ein Rad verloren, und der Herr Doktor hat das letzte Stück zu Fuß gemacht."

„Und das Zweirad," fragte der boshafte Oberförster.

„Zweirad?" Der Fremde sprach zum ersten Mal, recht heiser und verschnupft, und nun nieste er kräftig.

„Ich meinte nur," der Professor rieb sich verlegen die Hände, „Sie sind doch Jäger, nicht?"

Doktor Willy Elsner bezog in diesem Augenblick die Frage nur auf sein Normalhemd.

„Jawohl. Hoffe es wird nichts auf sich haben."

„Durchaus nicht, durchaus nicht," eiferte sein Wirt strahlend. „Und nun kommen Sie rasch hinüber. In einer Viertelstunde sind Ihre Sachen da, Clara kocht Ihnen indessen einen steifen Grog, und zum Abendessen sind wir wieder hier."

Elsner nieste nur — von alters her ein Zeichen der Bejahung. —

Es blieb auch an jenem denkwürdigen Abende seine hauptsächliche Beteiligung an dem Gespräch. Da er nicht Karten spielte, so versuchte man ihm zuliebe eine allgemeine Unterhaltung. Allgemeine Unterhaltung in Platangen, das mehr Sonderinteressen hatte, als Deutschland im Mittelalter Staaten! Natürlich konnte es nicht ausbleiben, daß nicht etwa ein Engel, nein, ganze himmlische Heerscharen durch den Gartensaal zogen, und der Ruf zum Essen eine Erlösung war.

Und doch that Elsner sein möglichstes, um sich seinen neuen Hausgenossen angenehm zu machen. Er trank allen Grog, den ihm die Frau Rittmeister eingoß, wie er vor einer Stunde getreulich den zu sich genommen, den Frau Clara gebraut hatte. Das starke, ungewohnte Getränk zusammen mit dem ausbrechenden Schnupfen ließ es in seinen Ohren sausen und brausen, durch das beschlagene Glas erkannte er seine Umgebung nur undeutlich, die Stimme versagte fast, und immer tiefer wurde die Stille, die seinen gelegentlichen Äußerungen folgte.

Freilich, als man von Tisch aufstand, da hatte er, ein armer, blinder Höder, der nicht wußte, wie weit der harmlose Mispelzweig trug, mehr wie eine Achillesferse in Platangen gestreift. Er war von der Echternachschen Springprozession, von der niemand hier eine Ahnung hatte, auf den Aberglauben im allgemeinen gekommen, und Frau Lina Brüning hatte Nervenzufälle bekommen, als in ihrer Gegenwart von Tod und Sterben gesprochen wurde. Er hatte die kleinen Helden von Anno 70 mitgenommen, die in ihrer eigenen Erinnerung von Statisten zu Hauptakteurs geworden sind, und der Rittmeister hatte sich verächtlich abgewendet. Vielleicht daß, wenn dieser abscheuliche Schnupfen nicht gewesen wäre, und Kopf und Brillenglas klar wie sonst, Frau Claras kluge Augen ihn vor manchem Mißgriff bewahrt hätten. So hatte er das unangenehme Gefühl, in einem fremden Kreise stückweise den Boden unter den Füßen schwinden zu fühlen

Der Professor überließ ihn seinem Schicksale. Warum erlaubte er sich, so wenig seiner Personalbeschreibung zu gleichen? Freilich, in dem guten An-

zug, mit der tadellosen Wäsche sah er nicht mehr tauchermäßig aus. Aber dennoch! Warum war er nicht aschblond, sondern braun, trug einen Schnurrbart, hatte keine Spur von Sommersprossen und war schmächtig, wenn er, Franz Brüning, das Signalement „stämmig“ ausgegeben hatte! Da sahen ihn nun drei Paar Mädchenaugen vorwurfsvoll an. Und wie würden die andern erst gelegentlich über ihn herfallen! Selbst seine Clara. Er hörte schon, wie sie mit ihrer weichen Stimme ihm den Spruch des weisen Bias wiederholte: Maß zu halten ist gut, Franz!

Nein, es war nicht zu ertragen! Und so griff er nach dem letzten Strohhalm in dem Schiffbruch seiner graphologischen Hoffnungen und warf so verloren hin:

„Am ersten Juli beginnt ja wohl die Entenjagd?“

Der Oberförster fing den Ball auf.

„Kommen Sie mit, Herr Doktor?“

Der sah ihn erstaunt an.

„Kann man sich da nicht leicht nasse Füße holen?“

Eisiges Schweigen.

„Beim heiligen Hubertus,“ murmelte der Oberförster in seinen Vollbart, „die reine Schlafmütze, Endymion, oder wie der Kerl sonst hieß!“ Und er zerrte so ärgerlich an der Uhrkette, daß ein auserlesener Hirschhaken, der an ihr hing, nachgab und vor Elsners Füße rollte. Dienstfertig bückte sich dieser.

„Komischer Zahn.“

„Schneidezahn von meiner Urgroßmutter. Familienreliquie.“

Willy Elsner, der zum ersten Mal in Ostpreußen war und den dortigen Maitrank und seine Wirkungen noch nicht kannte, verlor den moralischen Halt und sagte, um die fatale Pause auszufüllen:

„Die Dame muß recht alt gewesen sein.“

Nun hielt sich niemand mehr. Eine Lachsalve brach los, in die, o Wunder, selbst der Kandidat einstimmte. Kathi verließ das Zimmer, aus Furcht, hinter ihrem Taschentuche zu ersticken.

„Sind Sie — sind Sie denn nicht Jäger?“

„Ich? Aber Herr Professor —“

„Sie sagten aber doch vorhin —“

„Ich glaubte, Sie meinten mein Normalhemd, und bei meiner Erkältung —“

Ein lautes Niesen unterbrach seine Erklärung. Da stand Frau Clara auf.

„Gehen wir hinüber, Franz. Ich glaube, unser Gast hat mehr Verlangen nach Ruhe, als nach unserer Gesellschaft.“

Niemand hinderte sie. Auf der Schwelle stand Hanna Brandt. Sie erwiderte seinen höflichen Gruß kurz und herb.

Und dieses kühle, fast trotzige Neigen, als ob der Wind eine schlanke Tanne zwänge, sich ein wenig zu bücken, war die letzte klare Erinnerung, die der gequälte Reisende mitnahm in Frau Claras behagliches Fremdenstübchen.

III.

Am nächsten Tage lag Elsner an einem tüchtigen Schnupfenfieber zu Bett, und Frau Clara konnte Samariterdienste thun. Im Grunde ist das ja keiner echten Frauennatur unlieb, und der junge Gelehrte fühlte bald, daß es eine weiche, geschickte Hand war, die ihm da die Kissen zurechtrückte.

„Ich bin ein schlimmer Gast, gnädige Frau. Vielleicht halten Sie mich auch für ein verweichlichtes Muttersöhnchen, eine Annahme, die allerdings jeder Berechtigung entbehrt, denn ich habe meine Mutter sehr früh verloren, und das Leben ist uns ja mehr oder minder immer Stiefmutter.“

Frau Clara war bald gewonnen, holte sich eine Handarbeit und richtete sich im Krankenzimmer häuslich ein.

„Sie neigen zu Erkältungen?“

„Früher gar nicht; aber vorigen Sommer holte ich mir in der Schweiz, wo ich Studien halber einige Monate verbrachte, einen bösen Gelenkrheumatismus. Und seitdem muß ich sehr vorsichtig sein.“

Er erzählte, wie er bei einer Gletscherpartie in einen Eisspalt gerutscht sei, und eine halbe Stunde darin habe zubringen müssen, ehe Hilfe kam.

„Gerechte Strafe für so einen hühnerblinden Bücherwurm, einmal auf eigene Faust und ohne lästigen Menschenanhang ein Stückchen schöne Gotteswelt bewundern zu wollen, nicht?“

Nach einer Stunde fand Frau Clara nichts natürlicher, als daß sie hier am Bette eines eigentlich doch wildfremden Menschen saß und so herzlich mit ihm plauderte, als kenne sie ihn seit Jahren. Er hatte ihr gleich gestern gefallen, und sie hatte sich nicht gewundert, daß er keine Lust gezeigt hatte, die verschiedenen Narrenkappen auf seinem Haupte zu vereinigen. Wie er da in den blütenweißen Fremdenbetten vor ihr lag, fand sie ihn ordentlich hübsch, und als das Gespräch ergab, daß er ihren Vater, einen ganz bedeutenden Fachgelehrten, nicht nur dem Namen nach, sondern aus seinen Werken sogar recht gründlich kannte, da ging Frau Clara das Herz vollends auf. Endlich einmal wieder ein Mensch, mit dem sie von vergangener Zeit sprechen konnte!

Dann kam man aber allmählich auf die Gegenwart zurück, und nun ergriff Elsner die günstige Gelegenheit, sich ein wenig zu informieren.

„Ich habe gestern abend das unangenehme Gefühl gehabt, mit jedem meiner Worte anzustoßen. Ob es die Schnupfengeister waren —“

Sie unterbrach ihn lachend.

„Ja, Sie wollten allgemeine Unterhaltung führen und wußten nicht, daß wir in unserer Weltfremde alle ein wenig den Raupen gleichen, die nur eine Futterpflanze haben und lieber sterben, ehe sie von einer andern äßen.“

„Dann habe ich wohl in einige dieser Privatschonungen recht unsanft hineingetreten?“

„Freilich, Sie haben es arg getrieben.“

Und nun deckte sie ihm einige seiner Hauptsünden auf, und beide lachten recht von Herzen.

„Und was sollte die wunderbare Frage nach dem Zweirad?“

„Das — das —“

Frau Clara wurde verlegen. Doch dann wußte sie dem Geschicke dank, das ihr den neuen Hausgenossen da so gewissermaßen an Händen und Füßen gebunden übergab, und mutig und klug sagte sie ihm, was er wissen mußte.

Es war dem Professorenkind seiner Zeit nicht leicht gewesen, einen Mann zu nehmen, der nichts war, sondern nur etwas hatte. Doch die sonnige Fröhlichkeit des jungen Studenten hatte den Sieg davongetragen. Es wurde der gereiften Frau auch jetzt noch schwer, einem Fremden Einblick zu gewähren in die Pseudostudierstube, in der sich der Professor so glücklich fühlte. Aber was sollte sie thun, als Elsner in verzeihlichem Eifer nach der Universität fragte, auf der ihr Mann promoviert hatte, nach dem Lehrstuhl, den er eingenommen?

Und da kam es denn heraus, heiter und doch wehmütig, eingehüllt in den Liebesschatz einer großen Frauenseele, daß der Professor eigentlich gar kein Professor war, ja nicht einmal Doktor, daß er es aber lange, lange vergessen habe und gleich ganz Platangen auf seine Zugehörigkeit zum Lehrkörper geschworen hätte.

„Denn als im vergangenen Jahr die Professoren in Königsberg Seiner Majestät das große Diner gaben, da war ich schließlich die einzige hier, die sich nicht wunderte, daß man Franz bei den Einladungen übergangen hatte. — Lächerlich, nicht wahr? Aber Sie schonen mir die kleine Schwäche, mein junger Freund?“

Er fand es garnicht lächerlich, wie er in das bewegte Antlitz der edlen Frau sah, und leise zog er ihre Hände an seine Lippen.

„Nur wird mein Aufenthalt hier dann ganz vorübergehender Natur sein; denn nach dem Gesagten nehme ich an, daß auch die Sammlungen wenig wissenschaftlich sein werden.“

„Ich fürchte es auch, obgleich ich in den letzten drei Jahren doch eine Menge von Faltern eingespannt habe.“

„In den letzten drei Jahren?“

„Ja, denn vorher sammelte mein Mann alles mögliche andere, Münzen, Handschriften, Muscheln, Waffen —“

„Und?“

„Und nun scheint er bei dem leichten Volk der bunten Sommervögel Beständigkeit gelernt zu haben.“

„Er schrieb von einer Arbeit, die drei Monate in Anspruch nehmen würde —“

„Und Sie haben nach dem gestrigen verregneten Anfang nicht wenig Lust, die Sache in acht Tagen abzumachen. Aber Geduld, mein Freund. Und wenn es selbst nicht für die schönen Augen der Wissenschaft sein sollte, der Sommer hier im seichten Wasser, fern vom Geräusch der Welt, ist etwas unsagbar Liebliches, wohl wert, einmal in Muße genossen zu werden. Habe ich zudem nicht ganze Stöße beschriebenes und unbeschriebenes Papier auf Ihrem Schreibtisch geordnet? Auch zum Arbeiten finden Sie nirgends so herrliche Muße wie in Platangen. Nach drei Tagen schlagen Sie ein, wenn ich Ihnen die Hand zum Sommerbunde biete. Und nun nehmen Sie noch ein Krankensüppchen, damit Sie morgen die große Musterung beginnen können.“—

Am nächsten Morgen beim Frühstück konnte der Professor seine Ungeduld kaum noch bemeistern. Fast hätte es Elsner von neuem mit ihm verdorben, als er mit der Eßlust eines jungen Mannes, der einen Tag zu Wassersuppen verurteilt war, sein zweites Ei aufschlug.

„Franz,“ sagte seine Frau lächelnd, die Hand auf seinen Arm legend, „sie können Dir ja nicht mehr fortfliegen. Habe ich sie nicht alle gespießt und zehn bis zwanzig Tage auf dem Spannbrett gehabt?“

„Aber die Zeit fliegt, Clara, die kostbare Zeit,“ meinte dieser Erzverschwender der flüchtigen Erdenstunden.

Da schob Elsner seinen Teller bedauernd zurück und stand auf. Frau Clara warf ihm noch einen bittenden Blick zu, dann ging sie an ihren Nähtisch.

Wenn die Leinwand heute in ihren Händen nur nicht so merkwürdig gezittert hätte! Immer sah sie ihren Mann vor sich, dieses große Kind, dem sie nun schon seit dreißig Jahren jeden Stein aus dem Wege räumte, und plötzlich warf sie das Nähzeug in den Korb und ging entschlossen hinüber auf das Schlachtfeld.

Daß Professor Franz Brüning dort keinen Sieg erfochten habe, sah sie nun freilich auf den ersten Blick. Die beiden Köpfe, der graue und der braune, die sich so tief auf die armen getrockneten Sommervögel beugten, hoben sich bei ihrem Eintritt; seltsam unsicher sah der Gelehrte von Platangen seine Frau an.

„Nun, Franz?“

„Vorschriftsmäßige Schränke, Clara, wie ich immer behauptete, in jedem zwanzig Schubladen, in zwei Reihen geordnet, mit Agavenholz ausgelegt, kurz, tadellos.“

„Und?“

„Und vorzüglich eingespannt, gnädige Frau. Ich mache Ihren geduldigen Fingern mein Kompliment.“

„Ja aber, ich denke —“

„Der Inhalt, nicht wahr, Clara mia? Nun, der Herr Doktor vermißt einiges. Was unsere heutige Jugend pedantisch ist! Unbedeutendes Zeug, Schaben, Zünsler und anderes graues Zwergenvolk, das den Heldentod nicht einmal verdient.“

Die beiden Verschworenen sahen sich an.

„Haben Sie schon die Raupen gesehen?“

Sie führte die Herren in das Nebenzimmer und nahm von einem der Kasten den Gazedeckel ab. Beide Herren beugten sich voll Eifers über die Eschenzweige, auf denen einige graue, weiß marmorierte Raupen saßen.

„Fraxini, blaues Ordensband,“ flüsterte der Professor fast ehrfürchtig. „Das Waldfräulein brachte sie mir. Sie ist ja fast den ganzen Tag draußen und hat fabelhaftes Glück.“

„Das Waldfräulein?“

„Ja, Hanna Brandt, Oberförsters Älteste."

Dem Doktor kam eine Erinnerung. Ein knabenhaft kurz geschnittener Mädchenkopf, der sich fast gegen seinen Willen ein wenig neigte.

Also das war der bisherige Famulus seines Gastfreundes! Nun, in so guter Gesellschaft konnte er es vielleicht eine Weile aushalten; und als der Professor jetzt ziemlich kleinlaut fragte: „Also wissenschaftlicher, meinen Sie, müßte die Sache betrieben werden," da nickte er lächelnd und antwortete: „Jawohl, Herr Professor. Geben wir uns für diesen Sommer die Losung: Schaben und Zünsler! Sie werden sehen, gerade das Kleine ist oft der Keim der größten Offenbarungen."

IV.

Sonntag auf dem Lande! Ganz feierlich kommt er über die Berge und mit leisen Füßen wandelt er durch Wald und Feld. Da liegt alles so sonnig und still, kein Pflug geht, keine Sense zischt. Die Blumen tragen die hellen Freudenthränen im Kelch, die Hasen sitzen mit kecker Sicherheit im Kohl, und die Rehe wagen sich ein Stück weiter vor auf die Lichtung. Sonntagsjäger fürchten die klugen Tiere nicht; und welcher echte Weidmann legte seinen Lauf an vor der Kirche?

Und der Sonntag geht weiter, die Dorfstraße entlang, wo die Kinder ihm zunicken mit Gesichtern, so blank gescheuert, wie die Fensterscheiben, während die Männer über dem Staketenzaun des kleinen Gärtchens lehnen, die Pfeife im Munde und in leuchtend weißen Hemdsärmeln. In der Schmiede liegt der Hammer ganz bequem auf dem Ambos. Sie haben ihre uralte Fehde einmal für wenige Stunden eingestellt, und der Blasebalg schürt die Glut nicht.

Der Sonntag kommt ans Schulhaus. Kein Laut tönt aus dem großen Raume. Auf der schwarzen Tafel steht noch die Deklination des Wortes „Mann" mit abgeteilten Flexionsendungen. Die große Rechenmaschine zeigt säuberlich getrennte rote und weiße Kugeln. Eine dünne Staubschicht liegt auf den Bänken, und auf dem Rohrstocke in der Ecke sitzt ein Trauermantel, der durch das offene Fenster hereinkam. Der Genius dieses Stabes! Der alte Lehrer steht in der Baumschule vor seinen Bienenstöcken, zieht Vergleiche zwischen dem Fleiß seiner geflügelten und ungeflügelten Schar und findet, daß es unter beiden unverhältnismäßig viel Drohnen giebt. Der junge Hilfslehrer spielt auf einem dünnen Klavier einen Choral und geht dann schwärmerisch in das Gebet der Jungfrau über.

Lächelnd schreitet der festliche Gast auf den Gutshof. In langer Phalanx stehen die Ackerwagen da, einer neben dem andern. Aus den offenen Stallthüren tönt das zufriedene Brüllen der Ochsen. „Da sollst Du kein Werk thun, noch Dein Ochse, noch Dein Esel." Die Schwalben freilich schießen wie blauschillernde Pfeile durch die Luft. Sie kennen keine Ruhe. Aber Werke der Not und der Liebe sind ja gestattet, und fünf immer offene Schnäbel füllen ist wahrlich eine „liebe" Not!

Nun betritt der Sonntag den Gottesacker. Er grüßt die stillen Hügel, die liebe Hände gestern geschmückt haben mit Grün und Blumen. Dann verschwindet er in der weit offenen Kirchthür, an deren Schwelle die Sonnenstrahlen ehrfurchtsvoll Halt machen und nur mildes Dämmerlicht hineinlassen, und nun —

Die Glocken läuten! Eine Botschaft des Friedens, eine Einladung Gottes!

Hier und da öffnet sich eine Hausthür. Mann und Frau treten heraus, im besten Staat; er trotz der Hitze mit weißwollenen Handschuhen, den Anforderungen der Sitte entsprechend, sie auf dem Gesangbuche das weiße Taschentuch, den größten Luxusgegenstand des Landbewohners. Nicht neben-, sondern hintereinander schreiten sie der Kirche zu, fast jedes Haus giebt neue Glieder zu der Kette. Drinnen teilen sich Männlein und Weiblein, während die Konfirmanden auf langen Bänken zu Seiten des Altars sitzen.

Noch sind die beiden Logen leer, da fährt ein Wagen vor. Oberförsters kommen, keine zu häufigen Gäste, denn seine Kirche ist der Wald, und eigentlich haben ihn nicht seine Braunen hergezogen, sondern Frau Minna. Auf die zweite Bank drückt sich der Kandidat, nimmt den denkbar kleinsten Raum ein und behält den Hut in der Hand. Der Forstsekretär neben ihm fühlt sich im Schmuck des grünen Kragens und schielt verstohlen auf die Dorfschönen.

Dann füllt die Familie des Gutsherrn die andere Loge. Ein stummes, kaum merkliches Grüßen mit dem Gegenüber, auch mit dem alten, ehrwürdigen Pastor, wie er zum Altare schreitet, und die Orgel beginnt ein einfaches Präludium.

Doktor Elsner sitzt auf der zweiten Bank neben Professors, aber bequem, wie es sein Menschenrecht verlangt. Wie die zitternde Stimme des Redners durch den Raum geht, kommen ihm wunderbare Gedanken. Sein Blick schweift über die Gesichter der Bauern. Überall Andacht, nirgends Verständnis. Die Kühle, der einförmige Tonfall hat bei einzelnen einschläfernd gewirkt. Mit geschlossenen Augen sitzen sie da, nur erschrocken zusammenfahrend, wenn der Pastor, streng nach der Disposition, eine Pause macht und das Taschentuch gebraucht.

Und doch, führt sie alle auch die Gewohnheit her, Elsner fühlt plötzlich den Segen, der in ihr liegt. Er ahnt nun, was es heißt, auf einem Platze sitzen, den schon der Großvater sonntäglich einnahm, nach einer Kanzel zu schauen, von der man den Tod der Eltern, das Aufgebot seiner Hochzeit, den Dank für die Geburt seiner Kinder verkünden hörte. Friede spricht aus dem Rauschen der Totenkränze, aus der einfachen Predigt und den Zügen der Geistigarmen, die ihr lauschen.

Ja, die Zusammengehörigkeit, das ist es! Die einfachen, schlichten Verhältnisse umher, die doch reinigend und gesundend wirken, wie kräftiger Erdgeruch. Der junge Gelehrte ist ein einsamer Mann; aber alle Instinkte deutschen Familiensinnes ruhen in seiner Seele.

Und da, in dem kleinen Gotteshaus zu Platangen, neben dem Professor, der unruhig hin und her rückt,

denn der Trauermantel aus dem Schulhause hat seinen Weg auch in die Kirche gefunden und sich als ernster Falter, nachdem er die papierne Nichtigkeit der Altarblumen erkannt hat, auf das Lesepult gesetzt, seine Sammetflügel neidlos auf gleichem Grund ausbreitend, ein unschätzbares Objekt für des Professors „spießende" Blicke — da kommt Willy Elsner eine plötzliche Offenbarung.

Wie, wenn er sich hier in Platangen verliebte? Einmal muß man es ja thun, natürlich. Und alt genug ist er reichlich. Er hat sich so lange mit den Insekten abgegeben, hat er nicht von ihnen gelernt, daß es eigentlich nur einen Lebenszweck giebt? Und er hat Zeit, zum ersten Mal in seinem Leben, drei lange, lachende Sommermonate liegen vor ihm! Wieviel weniger braucht nicht ein Falter zu allergründlichster Erledigung!

Prüfend streift er die jungen Gesichter. Die Wahl ist nicht leicht. Mieze zeigt ihm ihr Profil; es ist ein wenig kurz geraten und mit seinem Stumpfnäschen nicht gerade ihre vorteilhafteste Seite. Bei den beiden hübschen Schwestern aber kann er Vollgesichtsstudien machen, und er thut es auch. Hanna bemüht sich offenbar, Blick und Gedanken ganz bei der Sache zu haben, nicht ganz leicht für ein Waldfräulein, und etwas Gezwungenes liegt auch auf dem braunen Gesichtchen. Elsner schaut lange prüfend hinein, bis sich ein ungewohntes Flimmern vor seine Augen legt. In ihm verschiebt sich das Bild, er sieht ein anderes, vom Tage vorher. Durch den Wald zur Gitterpforte der Oberförsterei schreitend, jagte plötzlich ein Reh in hastigen Sprüngen an ihm vorbei, daß der weiße Spiegel durch die Büsche leuchtete, und gleichzeitig hörte er in regelmäßigen Zwischenräumen Schüsse fallen. Dort, unter den Haselnußsträuchern stand Hanna, schlank aufgerichtet, die Pistole in der Hand, und die Holzscheibe zeigte nach jedem Schuß durch das platte Aufschlagen die Treffsicherheit ihrer Kugel. Elsner war stehen geblieben und hatte ihr zugesehen, mißbilligend, natürlich. Er fand ihre Beschäftigung sehr unweiblich und überzeugte sich gleich recht gründlich von dem Unpassenden ihres Thuns, indem er mindestens zehn Minuten brauchte, um sich das Bild als abschreckendes Beispiel fest in die Seele zu graben. Nein, eine Frau, die ins Schwarze schoß, konnte er nicht brauchen. Ein deutscher Mann hat immer einmal faustische Regungen, wenn es sich um sein weibliches Leitbild handelt.

Und saß da nicht Gretchen vor ihm in all seiner ahnungsvollen Lieblichkeit? Wie der Sonnenstrahl auf dem blonden Zopfe zittert, der über die Schulter fällt, wie sie mit dem frommen Ernst der Konfirmandin vom vergangenen Jahr auf ihr Gesangbuch sieht — gefunden! Willy Elsner hat sich für Oberförsters Käthchen entschieden!

Er rückt nun seinerseits hin und her, was der Professor natürlich auch auf den Trauermantel bezieht, der sich, ein Sinnbild der Unsterblichkeit, auf das Altarkreuz gesetzt hat. Was für aufregende Gedanken! Und hier in der Kirche! Zur Abkühlung liest er die Gedenktafel derer, die den Tod für König und Vaterland starben. Es hilft nichts. Endlich sagt der Pastor: „Amen." Ein leises Zurechtrücken geht durch die Kirche. Auch er atmet erleichtert auf. Aber wie der Geistliche vor dem Altar die Hände segnend erhebt, sieht er sich in dieser Kirche vor diesem Altar und den segnend erhobenen Händen und neben sich — welche? Kathi, seine Kathi, seit fünf Minuten seine innerlich verlobte Braut? Wieder das abscheuliche Flimmern! Er kann die Züge unter dem Schleier nicht deutlich erkennen, ein tiefes Stöhnen entringt sich seiner Brust. Frau Clara sieht ihn besorgt von der Seite an, während ihr Mann denkt, der gequälte Seufzer gälte dem Trauermantel, der eben durch das zerbrochene Kirchenfenster glücklich das Freie gewinnt. Nun ist man auf dem Kirchplatze, und Elsner streicht den Schweiß von der Stirn.

„War Ihnen nicht gut?" fragte seine Wirtin.

„O doch. Und ich habe mich nun auch entschlossen, gnädige Frau, ich bleibe."

Sie blickt fast dankbar zu ihm auf; aber seine Augen sind mit dem Wagen des Oberförsters beschäftigt. Er will von Kathi Abschied nehmen, an die er mit Fausts Frage ihres Fuhrwerks und der behaglichen Braunen wegen nicht herantreten kann. Doch zufällig sieht er, wie Hanna sich auf den Bock schwingt und die Zügel ergreift, und vor Mißbilligung über diese zweite Sünde des Waldfräuleins vergißt er, auf das letzte Nicken des blonden Köpfchens zu antworten. —

So war er denn entschieden, und da er sich von nun an als ein Glied der Platangen-Gemeinde fühlte und in Gedanken den Schwimmanzug angelegt hatte, der für das seichte Wasser Vorschrift war, ein luftiges Sommergewand aus fadenscheinigen Gedanken und eine mächtige Schwimmblase Selbstzufriedenheit, fühlte er sich in dem lustigen, thätigen Kreise und in Frau Claras sanfter Hausfrauensorge, aus der im Laufe der Wochen echte Muttersorge wurde, unbeschreiblich wohl. Sein Hiersein hatte einen Zweck erhalten, wenn er auch mehr mit dem eigenen Selbst als mit den getrockneten Sommervögeln des Professors in den vor Staub geschützten Schubfächern zusammenhing. Und er hatte guten Grund zu seiner glücklichen Zufriedenheit. Ist nicht unser Dasein ein Falterflug durch einen kurzen Sommertag, und bleibt von uns mehr als an irgend einem trockenen Ast ein Nest mit der Nachkommenschaft, dem handgreiflichen Beweise unserer Unsterblichkeit, das so gut oder schlecht gegen Wetter und Frost verwahrt ist, als es der Instinkt der Selbsterhaltung uns nur lehrte?

Die übrigen nahmen ihn als den guten Hausgenossen, der er sein wollte. Mieze freilich war durch ihre romantische Neigung gehindert, ihm gerecht zu werden, der Professor aber hatte seine Enttäuschung längst vergessen und kam sich in dem neuen Stadium der Forschung, dem bisher verachteten Studium der winzigsten Wickler und Motten mit Genugthuung wie ein Märtyrer der Wissenschaft vor. Die Frau Rittmeister kümmerte sich im Sommer selten um etwas anderes als ihre Gemüsepflanzungen und den Ansatz ihrer Obstbäume, ihr Mann aber hatte die erste Kränkung der kleinen-großen Helden von siebzig

lange vergessen und zog gemütlich eine Kriegsgeschichte nach der anderen an den Haaren herbei.

Wie er zu der letzten gekommen war, hätte wohl niemand von seinen Zuhörern sagen können, die behaglich mit ihm zusammen in der Fliederlaube saßen, sich die blauen, schweren Dolden kühlend auf die heißen Gesichter hängen ließen und die ersten Walderdbeeren auf ihr würziges Aroma prüften. Genug, plötzlich war er mitten drin.

„So wurde also Alarm geblasen, noch am frühen Morgen, mit Sonnenaufgang. Die Franzosen sollten uns auf den Hacken sein, mit großer Übermacht, wie es hieß, und es galt, den Ort zu räumen. Nun, aus dem Bett in die Uniform, auf den Gaul, das war das Werk von vielleicht fünf Minuten. Ich sprengte schon an der Spitze meiner Leute eine gute Stunde dahin, als mir auf einmal einfiel — Donnerwetter, welch ein unbehagliches Gefühl — meine Geldtasche sei nicht da. Nicht die lumpigen paar Goldstücke mitsamt der Börse, nein, die feste Ledertasche, die an einem Riemen auf der bloßen Brust hing und gegen dreitausend Francs enthielt. Ich legte sie zur Nacht immer auf den Stuhl neben mich, und nun, in der Hitze des Aufbruchs — flöten, wie ich dachte. Dreitausend Francs sind aber doch immerhin einen Ritt von einer Stunde wert. Also zum Rittmeister gesprengt, Meldung erstattet, und dann plain chasse zurück. Hatte mir Leute angeboten, als Deckung. War aber mein eigenes Geld, mußte also auch meine eigene Haut zu Markte tragen, um so mehr, als der Ort vielleicht schon besetzt war. Na, die Angst war umsonst gewesen, das merkte ich schon von weitem. Kein Käppi zu sehen. Mein Wirt kam ganz freudig herbeigelaufen, als er nur die Hufe klappern hörte. ‚Votre argent?‘ fragte er eifrig. Er hatte es sofort nach der Mairie gebracht und trabte nun neben mir her, bei der Auslieferung mein Zeuge zu sein — und richtig, da, neben dem würdigen Maire, der gerade beim Frühstück saß, lag meine Geldtasche. Ich mußte sofort den Inhalt prüfen. Kein Schein weniger. Nach Austausch der größten Höflichkeiten entfernte ich mich. Draußen wollte ich dem ehrlichen Finder ein Hundertfrancsbillet in die Hand drücken. ‚O non, monsieur, non,‘ sagte er zurücktretend und den Kopf in den Nacken werfend. War ein armer Blusenmann und nach dem, was ich im Hause gesehen hatte, bezweifle ich sehr, daß er jeden Sonntag das berühmte Huhn im Topfe hatte; aber bezahlen ließ er sich seine Ehrlichkeit nicht.“

Und mit plötzlichem Ausfall gegen seinen Bruder:

„Dir wird unser Volk ein wenig teurer, nicht, Franz?“

Der Angeredete ging nicht mit gewohnter Kampfesfreude auf das gezeigte rote Tuch los. Er hatte am Morgen eine traurige Erfahrung gemacht, denn der Böttcher, für dessen kranke Kuh er seinem Bruder ein Fläschchen Philosophenöl abgebettelt hatte, hatte ihm die Flüssigkeit zurückgebracht, weil der Geruch „ihn angriffe“. Empört über das zarte Riechorgan des derben Mannes hatte Onkel Franz es an die eigene Nase gehalten, vor Schreck die Flasche fallen lassen, und nun seine Wohnung so „durchseucht“, wie der Rittmeister sagte, daß alle Bewohner des Generalshauses unter die blühenden Fliederbüsche ausgewandert waren.

Die schmächtige Erscheinung des Kandidaten überhob ihn einer Antwort. Man begrüßte ihn mit unverhohlener Bewunderung. Er wagte sich so selten allein in das Gutshaus!

Freilich hatte dasselbe jetzt eine Anziehungskraft für ihn, stark genug, um sogar seine Schüchternheit zu überwinden. Seit Jahren innerer Vereinsamung sprach ein Mensch wieder zu ihm wie zu seinesgleichen! Er war für Elsner nicht der Kandidat, sondern Urban, nicht eine geduldete, sondern fast eine gesuchte Persönlichkeit, und unwillkürlich wendete sich sein Herz ihm zu, wie sich die Blume nach der Sonne wendet.

Auch jetzt, nachdem er seine Bestellung ziemlich stockend vorgebracht hatte — der Oberförster wollte in einer der nächsten Nächte fischen lassen und fragte an, ob jemand Lust hätte, sich zu beteiligen — wollte er sich eilig zurückziehen, als Elsner ihn bat, ihm auf sein Zimmer zu folgen.

„Es riecht zwar schauderhaft hier im Hause, assa fötida ist Patschuli gegen dieses Philosophenöl, aber unten bei den anderen hätten Sie mir ja nicht zehn Minuten ausgehalten, und bei einer guten Cigarre läßt es sich ertragen.“

Er bot dem Kandidaten von seinem Vorrat an, doch der lehnte dankend ab.

„Nichtraucher? Weiß der Himmel, Urban, Sie sind unheimlich bedürfnislos!“

„Notwehr gegen die angeborene Lebenslust,“ meinte der, trübe lächelnd.

„Aber was thun? Trocken kann man doch bei dieser Hitze nicht sitzen! Halt, ich hab's! Frau Clara legt mir da immer einige Flaschen Rüdesheimer in den Ofen, meinen hiesigen Privatkeller. Wir wollen einer den Hals brechen.“

Nach einigen Minuten standen zwei Römer vor ihnen, und Elsner sog prüfend den Duft der Blume ein.

„Es ist mir furchtbar peinlich, daß Sie meinetwegen so viel Umstände machen,“ sagte sein Gegenüber, das natürlich auf dem einzigen lehnenlosen Stuhle saß.

„Denke nicht an Umstände. Bin ein ausgesprochener Freund der Gemütlichkeit, obgleich ich sie mir ja immer selbst mühsam und umständlich herstellen muß.“

„Sie sollten heiraten.“

Der Kandidat sagte es unsicher, die Hände, die so weit aus den Ärmeln des Rockes heraussahen, ungeschickt gegeneinanderreibend. In einem Winkel dieses harmlosen Herzens saß seit der graphologischen Offenbarung des Professors die Eifersucht. Seine Liebesblume gehörte zur Klasse der Verborgenblühenden, aber er kannte ihren Standort so gut!

„Habe auch schon daran gedacht. Wird sich wohl nächstens machen,“ sagte Elsner, gelassen die Asche von seiner Cigarre streifend.

Aber dann fiel ihm der Zweck ein, den er mit seiner Einladung verfolgt hatte, und er trank Urban herzlich zu.

„Möchten Sie mir nicht ein wenig aus Ihrem Leben erzählen? Es ist Teilnahme, die mich treibt, nicht Neugierde. Der Oberförster, den ich neulich fragte, wußte so gut wie nichts von Ihnen."

(Fortsetzung folgt.)

Zigeuner der Großstadt.

Roman

von

U. von Eck.

(Fortsetzung.)

Währenddessen schritt der Gegenstand dieses Gesprächs durch den stiebenden Schnee eilig der Nettelbeckstraße zu, klopfte, an seinem Ziele angelangt, den gefrorenen Schnee von sich ab und sprang die Treppen des eleganten Hauses empor, bis er im vierten Stock vor einer Thür Halt machte, die die Visitenkarte „Arthur Linsky" trug. Die nordwärtse Lage dieser Straßenseite hatte den Besitzer des Hauses bestimmt, die vierte Etage ausschließlich als Ateliers zu verwerten, und unter den fünf größeren und kleineren Räumen dieser Art, die die breite Front aufwies, hatte Linsky den mittelsten und größten inne; hier wohnte, malte und schlief er.

Jetzt stand er vor einem kleinen Tisch und rührte in einer dampfenden Terrine, während auf einem Klavier, das seitwärts von dem großen Fenster stand, bunte Phantasien gespielt wurden. Eben sprang der Spieler auf; es war Raimund Erb.

„Was war das, Erb?" fragte sein Wirt.

„Noch nichts, wie Dein musikalisches Ohr Dich belehrt haben wird, m'ami."

„Was will es also werden – es klang wie ein Capriccio —"

„Was es werden will? Ein Weib — ich weiß bloß noch nicht welches, ich habe sie noch nicht gefunden — ein Capriccio, Du hast recht . . . aber wie! Wie bringe ich es zusammen! Dies sind lauter abgerissene Einfälle, und auch das launenhafteste Weib hat — ja, wie soll ich sagen — hat gewissermaßen einen kontrapunktistischen Gesichtspunkt, einen Brennpunkt, wo sich alles sammelt, unter dem sie wie ein Ganzes erscheint . . . ich suche sie!"

„Hahaha, Ihr Musikanten seid doch ein kurioses Völkchen, nervös und anspruchsvoll — 's giebt doch wahrhaftig Weiber genug."

„Malerweiber!"

„Das sind die wahren. Das Weib soll uns die Schönheit und die Freude verdolmetschen, was darüber ist, das ist vom Übel. Wenn ich ein ‚Weib' darstellen will, dann nehme ich ein schönes Stück nacktes Fleisch, 'ne warme Farbenscala, 'ne verführerische Stellung und — voilà; mach's ebenso!"

„Ich danke ergebenst! Das, was Du da beschreibst, ist ein Modell, kein Weib — übrigens machst Du Dich schlechter als Du bist, der Idealist wird bei Dir doch hoffentlich auch noch in einer Ecke stecken. Du glaubst bloß, daß er Deiner Athletenfigur und Deinem Ruf als Schwerenöter nicht ansteht. Da das Bild auf der Staffelei zum Beispiel — und dann die Skizze, die Du da vorhin in den Schrank bugsiertest, als ich kam — ich sah bloß noch so was von Putten und wehenden Gewändern . . ."

Der junge Maler wandte seine Aufmerksamkeit intensiver der Bowle zu.

„Allerdings, eine Skizze, Du kennst ja meine Abneigung, unfertige Sachen zu zeigen . . . aber da kommt Bolinder, herein, immer herein, edler Musensohn — Ihr könnt hier gleich mit suchen helfen, Bolinder!"

„Hu — ist das ein Wetter! Suchen helfen? was denn? habt Ihr Euren Humor verloren?"

„Ha, welch schnöder Verdacht! Nein — wir suchen etwas, das wir nicht verloren!" deklamierte Linsky.

„Wie soll ich das verstehen, Ihr edlen Freunde?" fiel Gunnar in den gleichen Ton.

„Wir suchen —"

„Nun?"

„Ein Weib für Raimund."

„Pah!"

„Oho, mein Freund, nicht leichtfertig! So eine zum andichten, ankomponieren, an- — nein, anmalen geht doch nicht gut; da sieht man gleich den Unterschied zwischen redender und bildender Kunst, was habt Ihr's doch gut! Aber im Ernst — hörst Du, da deutet er sie Dir an . . ."

Aber Raimund sprang schon wieder auf.

„Das ist es nicht, alles nichts, immer nicht das Rechte — ich muß sie erst sehen, empfinden, von ihr gequält werden —"

„Asta Engelbrecht —" warf Gunnar hin, während er eine Cigarette in Brand setzte.

„Ah bah," machte der junge Künstler; „wundervolle Stimme, pompöse Figur, kann hinreißend aussehen, aber es ist nicht das, es ist nicht das! Asta ist im Grunde philiströs, hätte einen reichen Kaufmann heiraten sollen, sie ist manchmal unzufrieden, aber das macht's doch nicht aus! Sie ist keine Künstlernatur im echten, jauchzenden, quälerischen, nervösen, superioren Sinne. Sie ist ein schönes, etwas sentimentales Andante — aber immerfort Andante, das hole der Henker! Was ich brauche, was ich brauche —" die weißen Finger fuhren nervös durch das weiche, lockige Haar . . ."

„Ist zunächst ein volles Glas und eine Cigarette," fiel der Maler ein und drückte ihn in einen Sessel — „da hast Du beides, und nun prost — sie lebe, die schöne Unbekannte!"

„Schön — ich brauche keine Schönheit. Wechsel brauche ich, belebenden Wechsel! Bald heiß, bald kalt, bald jauchzend, bald todtraurig, heute schön, morgen häßlich, jetzt philosophisch, und im selben Atem thöricht, nun lachend, dann trotzig — und das alles aus der einen Tonart: —"

„‚Ich liebe Dich'!" vollendete Linsky, austrinkend.

„Richtig! Und ich finde sie, und ich schaff's!" rief der junge Musiker laut — „Ihr werdet sehen —"

„Bravo, Raimund, das ist Künstlerblut — so wird's! Aber was ist denn mit Dir los, Bolinder, was schneidest Du für ein Gesicht? Entweder Du bist verliebt, oder Du hast Zahnweh, sonst schaut man anders drein unter so guten Freunden — prost, ausgetrunken!"

Gunnar raffte sich empor.

„Thoma, das ist ganz Thoma . . .!" war es in ihm aufgezuckt, als Raimund sprach, und mit unbehaglichen Gefühlen hatte er den jungen schönen eifrigen Künstler betrachtet; aber — „Gottlob, er kennt sie nicht," war sein zweiter, egoistischer Gedanke gewesen, der ihn jetzt auch wieder vergnügt sein Glas fassen ließ.

„Prost, Leute — keins von beiden!" beantwortete er lachend Linskys Frage. „Übrigens, kommt noch jemand heut abend?"

„Ich hatte Lambert gebeten, doch hatte er Ausflüchte, ich trau ihm' nicht, er lehnte schon Weihnachten bei Scholtens ab — da fragt man sich doch unwillkürlich: ‚où est la femme?'"

„I bewahre," sagte Gunnar — „Arbeitsphilister!"

„Na, die Philisterei möcht' ich schon haben," erwiderte der Maler — „Donnerwetter, der Kerl schafft was; war neulich da, — die eine Allegorie, ‚Der Sieg', war eben fertig geworden: großartig, sage ich Euch, kraftvoll und edel durch und durch, und so gar nicht akademisch angekränkelt, Leben vom Kopf bis zur Zehe!"

„Das ist dann allerdings verdächtig," sagte Gunnar und that einen großen Schluck — die anderen lachten.

„Na, das nächste Mal fühlen wir ihm auf den Zahn, aber wenn — dann um so mehr alle Achtung! So ein Weiberkram läßt einen gewöhnlich nichts Ordentliches thun; Lambert hat aber was geschafft in dem Jahr, brillante Figuren, diese allegorischen, Ihr solltet sie Euch ansehen, ehe sie fortgehen, und dann die Gruppe damals auf der Akademischen — Donnerwetter ja, famos! der kann heut abend wahrhaftig auf seinen Lorbeeren ruhen, soll mich gar nicht wundern, wenn er in die Nationalgalerie einschlüpft!"

„Der Glückliche!" seufzte Raimund Erb.

„So ehrgeizig, Raimund?" lachte Linsky, „ja, siehst Du, darin seid Ihr Musikanten nun im Nachteil gegen uns: in die Ruhmeshalle könnt Ihr nicht 'nein . . ."

„Ehrgeizig," sagte der junge Musiker sinnend — „nein, das war es nicht — aber es ist so herrlich, etwas gethan zu haben, sich sagen zu können: das und das habe ich in dem vergangenen Jahr geleistet."

Gunnar schwieg und hüllte sich ganz in die blauweißen Wolken seiner Cigarette; Linsky aber rief fröhlich:

„Ja, Raimund, Du hast recht: das sind die ersten, die das können! Aber wir, wir nehmen uns was vor für das kommende Jahr, das ist auch noch was wert. Schenkt ein, Kinder: ein Glas der gethanen Arbeit und dann — dann noch eins dem frischen, frohen Wollen! Wer noch etwas Bestimmtes wollen kann, zählt auch noch mit — es lebe die Zukunft!"

„Sie lebe!" kam der Musiker nach.

„Laß sehen, ob er eine hat!" rief Gunnar, dem dies Gespräch unbehaglich wurde, sprang auf und trat vor eine Staffelei, auf der eine ziemlich umfangreiche Skizze stand. „Abschied von der Jugend" war unten in einer Ecke zu lesen.

„Willst Du noch was daran thun?" fragte Gunnar.

„Ich möchte wohl, doch weiß ich nicht recht, wie es angreifen."

„Die Figur der entschwebenden Jugend ist reizend," meinte Erb.

„Hm," nickte Gunnar, „sie hat in ihrer zarten Blondheit sogar etwas Ähnlichkeit mit —"

„Thu mir den Gefallen und fische nicht nach Ähnlichkeiten! Obendrein bei einer Skizze! Man giebt ja immer hie und da eine Erinnerung hinein. Sage mir lieber, ob sie gegen die zweite Figur nicht zu sehr im Vorteil ist; das darf nicht sein, man verliert aber zuletzt den Blick für dergleichen, wenn man so 'n Ding immer vor sich sieht. Die Allegorie für das ‚Mannesalter' muß sogar so gehalten sein, daß ihr Nahen als ein Vorzug erscheint; ich fürchte, das ist nicht genügend ausgeprägt, ich weiß aber nicht, wie ich's ändern soll."

„So wie es da ist, kannst Du's auch nicht ändern," sagte Gunnar eifrig; er war nun ganz in seinem Element, und gerade Bilder, die nicht ausschließlich auf Technik hinausliefen, waren seinem Dichternaturell sehr sympathisch . . . „vielleicht wäre es besser gewesen, wenn Du den Jüngling nicht so ausschließlich und gewissermaßen pathetisch der entfliehenden ‚Jugend' zugekehrt hättest, so daß ihm das nahende ‚Mannesalter' bloß die Hand auf die Schulter legen kann —"

„Sondern —?"

„Etwa so, daß er im Gegenteil gerade der ernsteren Gestalt zugewendet stände und ihr mit entschlossener Gebärde die Hand böte, während er der ‚Jugend' nur dankbar und freudig nachblickt —"

„In der Idee sehr richtig, aber dies ‚dankbar' und ‚freudig' so zu malen, daß es niemand falsch interpretiert, etwa als sei man froh, daß sie geht . . ."

„Ja, und das gerade dürfte bei Leibe nicht geschehen!" rief Raimund Erb — „im Gegenteil, wenn man es noch irgendwo anbringen könnte, daß sie

ihr bestes Ingredienz — die Begeisterung zurückläßt, so schiene mir das ein Vorteil!"

„Raimund muß sich immer ganz durchgrübeln durch 'ne Sache," sagte Gunnar halb lachend.

„Und mich werdet Ihr noch verrückt machen mit Euren Wenns und Abers," rief der Maler, warf die Hände in die Taschen und machte ein paar hastige Schritte. „Rechnet doch mit den beschränkten Mitteln der bildnerischen Darstellung, Ihr Leute von der schreitenden Kunst! Eine zurückgelassene Begeisterung! die kann man wohl dichten, man kann sie wahrscheinlich sehr schön spielen — aber wie soll ich die malen, wenn ich fragen darf!"

Die beiden anderen lachten, dann fragte Gunnar, um abzulenken:

„Wie kamst Du auf die Idee zu dem Bilde?"

„Wie ich dazu kam? Nun, auf dem natürlichsten Wege von der Welt. Es war durchaus keine plötzliche Inspiration, es ist das, was ich jetzt sehr oft und viel bedenke: daß es nämlich Zeit sei für unseren Jahrgang, solide zu werden, die Bummeljahre hinter sich zu werfen und aus dem buntfrohen Lande der bohémiens hinüberzusteuern in die artige seßhafte Bürgerlichkeit — man könnte sonst den Anschluß versäumen."

„Nun, und was wäre da weiter?" sagte Gunnar nachlässig, warf sich der Länge nach auf den Diwan und blies den Rauch in die Luft.

„Was da wäre — alles! das Zigeunertum mag eine unschädliche, für viele sogar notwendige Vorstufe zur Künstlerschaft sein — ihr Inbegriff ist sie nie, und wer darin stecken bleibt, der mag vielleicht hie und da einen genialen Wurf in seiner Kunst thun, aber ein tiefer, wahrer Künstler wird er nicht werden. Die äußere Unruhe, das gewissermaßen Provisorische seiner Existenz wird er auch in seine Werke hineintragen, ganz unwillkürlich — wenn er nicht überhaupt zum Handwerker wird."

„Er will heiraten!" warf Gunnar trocken ein.

„Vielleicht auch das," lachte Linsky ein wenig verlegen und trank hastig sein Glas aus — „ich glaube nicht, daß das Glück eines Heims dem Künstler schadet —"

„Im Gegenteil," rief der Musiker — „wenn es echt ist, wird es heben und fördern. Das Künstlertum liegt doch nicht ausschließlich in den Bildern oder Liedern oder Gedichten, die einer macht, oft liegt seine Künstlerschaft sogar weit mehr in seiner ganzen Persönlichkeit. Und diese Persönlichkeit kann sich nur herausbilden, in ihren feinen und edlen Zügen herausbilden, wenn ihn der rohe Kleinkram und die gefährliche Nonchalance des Zigeunertums nicht mehr täglich aus dem Geleise pufft —"

„So ist's recht — bettet ihn nur recht warm und weich, dann schläft er ein," sagte Gunnar ein wenig gereizt; ihm war dies Gespräch unbehaglich, wie schon manches am heutigen Abend, und er begann sich jetzt positiv zu ärgern. Die anderen beiden bemerkten es in ihrem Eifer nicht.

„O nein," rief Linsky lebhaft — „verheiratet sein und in Ruhe kommen, heißt doch nicht unter allen Umständen so viel als Philister werden! Die Erfahrung lehrt sogar häufig das Gegenteil: unsere namhaftesten Künstler aller Gebiete waren glückliche Familienväter."

„Ebenso viele aber auch flotte Junggesellen, und von den anderen weißt Du nicht, was sie in der alten Freiheit geworden wären."

„Du ja auch nicht, und Du müßtest's doch wissen, um mit Erfolg streiten zu können — für mich ist das nicht nötig, genug, daß ich sie auch so nicht erreiche. Aber ich meinte ja auch gar nicht, daß unbedingt geheiratet werden müsse, ich wollte nur sagen, man müsse nachgerade geordneter werden im Denken und Leben, fleißiger, zielbewußter und vor allem — die Kunst mehr auf den Höhen suchen ..."

„Aha, guckt da endlich der Idealist heraus!" rief der Musiker lachend und hob sein Glas — „und wer wollte sich denn vorhin so platt-realistisch gebärden — schäme Dich, Geselle, und ein Glas dem hohen Fluge . . ."

„Nur keine Ikarus-Anwandlungen," scherzte Gunnar, „der Kern wird auch hier wie überall in der Mitte liegen; ich las einmal ein französisches Wort über die Kunst, es schien mir das Rechte zu treffen: être réaliste tout en dépassant les limites du monde actuel semble le but suprême de l'art."

„Sehr gut, wenn auch sehr schwer — streben wir also nach diesem Ziel!"

„Und das sei unser Gruß an das neue Jahr!"

* * *

Auch in der kleinen Gartenwohnung in der Neuenburgerstraße feierte man heut Sylvester. An dem runden Sofatisch in dem behaglichen Wohnzimmer saß Max Lambert. Er hatte es durchgesetzt, daß der alte Geiger ihn eingeladen, und Constanze hatte diesmal nicht widerstrebt; erwartete man doch auch Onkel Willibald mit seinem jungen weiblichen Kollegen, Doktor Clara, — da war er ein Gast unter dreien, während allein mit ihm und dem blinden Vater es Constanzen gewesen wäre, als müsse es ihr das Herz abdrücken vor Weh und Glück, vor Trauer und Seligkeit.

Vergebens, daß sie sich wehrte gegen dieses mächtige Gefühl, das in ihr aufgestanden und gewachsen war, seitdem sie Max Lambert zum ersten Mal gesehen, vergebens, daß sie sich schalt wegen ihrer Schwäche, die sie nicht zu überwinden vermochte, daß sie sich verspottete wegen dieser „Thorheit", die über das siebenundzwanzigjährige Mädchen gekommen war mit der ganzen Glut der achtzehn Jahre — vergebens aller Kampf und alle Qual: Constanze fühlte es nur zu deutlich, sie liebte diesen schönen ernsten Künstler mit bisher ungekannter Glut und Innigkeit. Und auch er — die Tochter des Geigers konnte sich darüber keinem Zweifel hingeben — er sah in ihr mehr als eine Nachbarin, die der Zufall ihm in den Weg geführt, sie fühlte mit selig-angstvollem Beben, daß dies männlich-ernste, ehrerbietige Werben seines ganzen Wesens ihr gegenüber mehr war als der Respekt des

Mannes vor dem Weibe im allgemeinen, es war die heilige Ehrfurcht des edlen Mannes vor dem geliebten Weibe! O, wie zog es dann so jubelnd durch ihre Brust, wenn sie seine ernsten Augen so klar und doch so bittend auf sich gerichtet sah, wenn sie die männlich-kraftvollen Züge sich lösen sah in Weichheit, wenn er zu ihr sprach!

Aber wenn sie dann wieder einsam war, dann kam das Weh und trieb den Jubel aus und setzte sich fest als trüber Gast in ihrer Brust. Es konnte ja nicht sein; nie konnte sich ihr Leben vereinen zu einem freudigen, harmonischen Accord! Er war nicht älter als sie, ein Jahr jünger sogar — würde er sie immer so lieben wie jetzt in der ersten poetischen Zeit, und wo sie ihm fern schien — so flüsterte das Mißtrauen. Und dann — nie, niemals konnte sie daran denken, ihren alten Vater zu verlassen um eines Gatten willen, nie auch nur den blinden Greis eine zweite Stelle in ihrer Fürsorge einnehmen lassen — so sprach die Pflicht. Und dann das Leben, es forderte so viel, und die Tochter Farels hatte es so bitterernst kennen gelernt, sie war ja arm, ganz arm, und konnte, durfte sie den Geliebten veranlassen, die Sorge für sie und ihren alten Vater mit auf seine Schultern zu nehmen? Würde es nicht den freien Flug seines Genius hemmen, arbeiten zu müssen, wo er jetzt schaffte in freier Wahl und nach innerstem Trieb? Es ging so oft ein sehnsüchtiger Zug durch seine Worte nach häuslichem Glück und einer Seele um zu teilen, einem Wesen, dem er seinen jungen Künstlerruhm zu Füßen legen könnte und sprechen: „Da — für Dich!“ ... Aber Constanze hatte zu viel gelitten im Leben und durch das Leben: sie erschauerte bis auf den Grund ihrer Seele bei dem Gedanken, daß da, wo der geliebte Mann jubelnd seine Lorbeerkränze hätte niederlegen wollen, dann bereits brütend die Sorge säße, die alles welken macht, was ihre grauen Gewänder berühren.

Es durfte nicht sein, um seinetwillen mehr als um ihretwillen, und gerade heute abend, wo das alte Jahr zu Grabe ging, da wollte sie still und tapfer die jungen, zartgrünen Keime des Hoffens mit einsargen, die es auf ihren Lebenspfad hatte fallen und daselbst sprossen lassen. Constanze nahm sich fest vor, sich ängstlich und ohne Unterlaß zu hüten, daß kein unbewachter Blick, kein herzlicheres Wort ihm verrate, was in ihr vorging; kühl und höflich wie einem Fremden mußte sie ihm begegnen, um so kühler, je mehr sie ihn liebte!

Da saß er nun an ihrem Tisch und unterhielt ihren alten Vater so liebenswürdig, so heiter, so geduldig, als wäre es das eigene Blut, während Constanze ab und zu ging, um das einfache Mahl zu richten. Dies Hin und Her beruhigte sie und nahm ihr die Beklommenheit, die sie mit aller Mühe nicht abstreifen konnte, und sie zögerte ihre hausfrauliche Thätigkeit hinaus, so viel es anging, um nicht dort still und unthätig ihm gegenübersitzen zu müssen; er und sie, die beiden einzigen, die mit den Augen anwesend sein würden. Wo sie nur blieben, die beiden anderen Gäste!

„Nein, nein, Fräulein Farel, die Stühle wenigstens darf ich hinsetzen, wenn Sie auch sonst meine Hilfe verschmähen. Ihr Herr Vater bleibt wohl dort auf dem Sofa sitzen, nicht wahr? Dann hier — dort — so . . . hier ist aber noch ein fünftes Couvert?“

Sein Ton klang enttäuscht, Constanze hörte es und senkte den Kopf.

„Onkel Willibald bringt Fräulein Cavalcanti mit, von der wir Ihnen, glaube ich, schon sprachen.“

„O, der weibliche Doktor — wie schrecklich!“

Constanze und Herr Farel lachten.

„Das ist mehr ehrlich als liebenswürdig,“ sagte erstere scherzend.

Der Bildhauer lachte nun auch.

„Das Umgekehrte wäre mir ein schlimmerer Vorwurf, Fräulein Farel, aber dennoch — ich bitte um Verzeihung für die Unfreundlichkeit gegen Ihren Gast; im übrigen —“

„Bleibt's bei dem ‚schrecklich,‘“ sagte der alte Herr amüsiert.

„Nun ja, diese Mannweiber, allerdings, ich mag sie nicht, obgleich ich nicht imstande wäre, die Abneigung gewissermaßen ‚wissenschaftlich‘ zu begründen, denn ich habe mich nie viel mit ihnen befaßt; ich glaube, es ist mehr ein ästhetischer Instinkt bei mir —“

„Fräulein Cavalcanti ist jung und hübsch!“ warf Constanze ein.

„So? Nun, das wäre im allgemeinen eine Ausnahme; aber das meinte ich auch nicht. Die Schönheit liegt ja nicht in diesem oder jenem Zuge, dieser oder jener bestimmten Äußerlichkeit; sie muß, wenn sie dauernd wirken soll, vor allem Harmonie sein. Ich glaube, jeder gebildete Geschmack verlangt mehr ein harmonisches Ganze, als einzelne Schönheiten, und das ist's auch, was mein ästhetisches Gefühl beim Weibe sucht.“

Seine Stimme war weicher geworden bei den letzten Worten, und sein Blick umfaßte mit keuscher Bewunderung die ganze Gestalt Constanzens, deren kraftvolles Ebenmaß durch ihre weichen, weiblichen Bewegungen zu so wundersamer Harmonie verschmolzen wurde. Constanze sah es, und heiß flutete ihr das Blut in die Wangen — o, wie schwer war es doch, zu halten, was sie noch eben so tapfer beschlossen!

Aber schon sprach Lambert von neuem.

„Ein Mannweib aber ist in jedem Falle etwas Unharmonisches, Widerspruchsvolles und darum Unschönes und auch — Unglückliches; ich bemitleide solche Frauen, aber ich liebe sie nicht.“

„Oho, lieber junger Freund,“ sagte der alte Geiger, „ich fürchte, diesmal werden Sie Ihr Mitleid nicht an den Mann oder an die Frau — na, 's paßt eigentlich beides nicht — bringen können. Passen Sie mal auf, die ist tapfer und vorläufig noch ganz fidel mit ihrem jungen Doktorhut; sie macht nicht den Eindruck, als ob sie sich sehr bemitleidenswert vorkäme ... Und ein Mannweib — hm, sie ist eigentlich mehr ein Bub' —“

„Da sind sie!“ rief Constanze und eilte auf das bekannte energische Klingeln Onkel Willibalds an die Thür; im nächsten Augenblick erschienen die beiden neuen Gäste in dem Zimmer.

Max Lambert hatte sich den weiblichen Doktor doch etwas anders vorgestellt; er hatte geglaubt, die innere Geschmacklosigkeit eines emancipierten Weibes müsse sich auch in ihrem Äußeren ausprägen, eine Annahme, die er auch schon öfters bestätigt gefunden hatte, und er war nun erstaunt, sich in dieser Beziehung teilweise in einem Irrtum zu sehen. Die tadellosen Formen des jungen Mädchens, die bis zu den großen schönen Händen überall Jugend und Kraft atmeten, überraschten das Auge des Bildhauers auf das angenehmste, und das kecke, frische Gesicht mit den hellen Augen und dem dichten, kurzen, leichtgewellten Haar mußten jeden ästhetischen Anspruch befriedigen.

Aber diese Bewegungen und pseudo-männlichen Allüren zu den schönen weiblichen Formen, diese künstlich vergröberte Stimme aus den frischen Kinderlippen, diese teils radikalen, teils unklaren Ansichten zu dem zarten Teint und den hellen lachenden Augen — wie war es nur möglich! Max Lambert hatte das junge Mädchen aufmerksam betrachtet, und das Resultat seiner Beobachtung war: „Wie schade! Was für ein prächtiges Weib wäre das, wenn sie eben ein Weib wäre — aber o, du edelste Frau, du göttliche Harmonie — du wandtest dein Antlitz, und das Ende ist — ein Zerrbild! Ich hatte recht vorhin . . .“ und seine Augen wanderten wieder zu Constanze.

Die junge Wirtin bemerkte es nicht; sie hatte nur gesehen, wie die Blicke des Bildhauers frappiert an der kraftvollen Jugendfrische des fremden Mädchens gehangen hatten, und wie ein Stich war's ihr durch das Herz gegangen. Mit tödlichem Schreck sah sie in diesem Augenblick, wie wenig ihr Kämpfen genützt, wie tief schon diese Liebe sich in ihre Seele genistet, und unwillkürlich sprang das Gefühl der Abneigung, das sie von vornherein gegen Doktor Clara empfunden, wieder heftiger und jetzt geradezu bitter in ihr auf. Clara Cavalcanti war jünger als sie, ihr lichtbraunes Haar ließ sie noch mehr so erscheinen, und Constanze wußte, daß sie ein hübsches Vermögen besaß . . .

Und dann schalt sie sich wieder: Constanze, Constanze, was nützen Entschlüsse, wenn sie beim ersten Anschein, als könne man beim Wort genommen werden, schon wanken? Ein klägliches Gefühl, gemischt aus Bitterkeit und Selbstvorwürfen, trotziger Auflehnung und maßlosem Weh überkam die Tochter des Musikers, und nur mühsam kam sie ihren Pflichten als Wirtin nach.

„Mit welchen unsterblichen Werken werden Sie denn die Mit- und Nachwelt im kommenden Jahr beschenken, Fräulein Doktor?“ wandte sich jetzt der Bildhauer scherzend an Doktor Clara. Er behandelte sie mit einer Art humoristischer Aufmerksamkeit, die man ebenso gut für Interesse wie für Ironie halten konnte.

„Unsterbliche Werke, ja, Verehrtester, das ist nicht so einfach in meinem Fach. Ein Künstler hat's besser, die Wissenschaft aber ist spröder.“

„So? Hm! Nun, selbst wenn ich dies zugeben würde — wo wollen Sie denn hinaus? Ihr ganzes Studium muß doch einen Zweck gehabt haben?“

„Zunächst sehe ich nicht ein, warum es einen weiteren Zweck gehabt haben soll, als sich selbst?“

„O, alles unfruchtbare Wissen ist tot; ich glaube doch, daß es auch hier heißt: ‚An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen.‘“

„Das bestreite ich. Viele Künstler oder Schriftsteller sind viel bedeutender als ihre Werke.“

„Gewiß. Andere sind unbedeutender. In beiden Fällen müssen aber doch überhaupt ‚Werke‘ da sein. Wenn die studierten Frauen nichts leisten, wird man sich schwer von ihrer Berechtigung zum Studium überzeugen, wenigstens insofern die abstrakten Wissenschaften in Betracht kommen, denn von der Medizin und dem höheren Lehrfach sehe ich hierbei natürlich ab.“

„Tausende von Männern der abstrakten Wissenschaften leisten auch nichts.“

„Darauf kommt es hier nicht an; sie haben nun einmal das Recht auf alle Berufszweige, und was ich habe, brauche ich nicht zu beweisen; die Frauen aber greifen nach etwas, was man ihnen streitig macht, und da dürfen sie den Beweis der — inneren oder äußeren — Notwendigkeit nicht scheuen.“

„Die Notwendigkeit — mein Gott, sie liegt zunächst auf praktischem Gebiet! Warum soll eine Frau sich nicht ihr Brot verdienen dürfen auf einem Felde —“

„Wie verdient man sich sein Brot,“ lächelte Lambert, „wenn man nichts leistet? Davon war die Rede!“

„Dieser Grund des ‚Broterwerbs‘ für das Frauenstudium ist mir auch immer als ein sehr wenig stichhaltiger erschienen,“ sagte jetzt Constanze. „Das wissenschaftliche Studium erfordert so große Mittel wie kein anderer Beruf, und man kann sich daher nur schwer vorstellen, wie gerade diejenigen Frauen ihn erwählen sollten, denen es eben an Mitteln fehlt. Bisher waren es auch überwiegend wohlhabende Mädchen, die studierten.“

Hiergegen gerade konnte Doktor Clara nicht viel sagen, so griff sie denn zu neuen Waffen.

„Aber die eigene innere Befriedigung! Das Streben nach Erkenntnis! schätzen Sie diese, die ideale Seite, denn für nichts ein?“

„Nicht sehr hoch wenigstens,“ lächelte Constanze, die sich mittlerweile gesammelt hatte und dem Gespräch Interesse abgewann. „Sie werden mich vielleicht dafür tief verachten, aber ich muß gestehen, daß ich nicht glaube, dieser abstrakte Drang nach Erkenntnis, dieses Anstreben eigener, innerer Befriedigung durch das Studium sei bei sehr vielen Frauen vorhanden.“

„Die Frauen werden ihnen wenig verbunden sein für Ihre schmeichelhafte Meinung, Fräulein Farel,“ rief Doktor Clara etwas gereizt aus, „desto mehr allerdings —“ und hierbei flog ein Blitz ihrer hellen Augen zu dem jungen Bildhauer hinüber — „die Männer!“

„Wozu sie freilich wenig Grund haben würden,“ sagte Constanze, mit ruhigem, sogar etwas schalkhaftem Lächeln aufblickend, „denn ich hege die gleiche Meinung von den Männern!“

„Oho,“ fuhr der Professor auf, „nun geht's über uns her; näher erklären, Mädel!“

„Da ist nicht viel zu erklären, Onkel Willibald; ich glaube eben nur, daß auch die wenigsten Männer aus Erkenntnisdrang oder zu ihrer eigenen Befriedigung studieren."

„Sondern?"

„Die meisten wohl zum Broterwerb, viele aus Eitelkeit, Ehrgeiz, Ruhmsucht; zwischen diesen Dingen ist die Grenze schwer zu ziehen."

„Sieh mal an, das hört sich wirklich hübsch an! Du glaubst also —"

„Daß wenn die Erwerbsfrage außer Betracht bliebe, und von diesem Standpunkt gingen wir ja zuletzt mit Bezug auf die Frauen aus — daß dann auch die Anzahl der studierenden Männer nicht wachsen, sondern ganz erheblich abnehmen würde — ja, das glaube ich. Zu purer innerer Befriedigung arbeitet im Studentenalter wohl nur sehr selten ein Mann, und auch später —"

„Nun?"

„Nun ja, wenn wir den Begriff der ‚eigenen inneren Befriedigung' wirklich rigorös fassen, also so, daß nie ein anderer etwas erführe von dem, was sie innerlich erworben, dann, glaube ich, würde auch die Zahl der älteren Gelehrten auf ein Minimum zusammenschmelzen."

„Hm — hm," machte der alte Professor und sah langsam nickend zu Constanze hinüber — „ich glaube wahrhaftig, das Mädel könnte recht haben. Pure, ‚innere Befriedigung' — hm, ist eigentlich so 'ne harmlose Phrase, aber s'ist wahr: wenn man sie bei Lichte besieht, hat sie ein infames Jesuitengesicht ... wie viel Eitelkeit und Ehrgeiz wohl unter dieser Flagge segelt ... Hm, hm, hm — Fräulein Kollega, ich glaube, da müssen wir kapitulieren."

Aber Doktor Clara kam nicht in Verlegenheit; sie ärgerte sich zwar, daß der alte Professor, vor dem sie doch unwillkürlich mehr Respekt hatte, als sie sich eingestehen wollte, sich auf Constanzens Seite schlug, allein wenn sie eine Position aufgab, sprang sie kühn in eine andere ein.

„Ohne allzu großes Bedauern, Herr Professor," erwiderte sie daher prompt, ihre eigene Phrase mit Seelengröße im Stiche lassend, „schließlich ist ja auch dieses einseitige Streben nach eigener Befriedigung nichts als ein versteckter, dem Betreffenden selbst oft unbewußter Egoismus und daher ein wenig lobenswertes Agens; nun darf ich aber dann doch wenigstens offen und ehrlich für den Ehrgeiz plaidieren, Fräulein Farel," sie lächelte und verbeugte sich, „auch für uns Frauen ..."

„Wenn er sich an edle Ziele wendet, gewiß!" sagte Constanze ebenso.

„Aha, da haben wir wieder die Ziele!" rief der junge Bildhauer jetzt, „sehen Sie, Fräulein Doktor. da sind wir auf weiten Umwegen doch wieder bei A angekommen, die Ziele bleiben Ihnen nun einmal nicht erspart! Also heraus damit, welches sind diejenigen Ihres Ehrgeizes?"

„Wenn ich Ihnen nun sagte, daß ich keinen solchen besitze?"

„So würden wir es nach Ihrem soeben vorausgegangenen Plaidoyer nicht zu glauben verpflichtet sein," rief der junge Bildhauer ein wenig spöttisch.

Jetzt sprach der alte Geiger drein. „Ich für mein Teil würde es Ihrer Jugend nicht glauben, mein verehrtes Fräulein — so viel Frische muß ehrgeizig sein!"

Doktor Clara lachte besänftigt.

„Schönen Dank! Aber ich habe ja noch Zeit."

„Woher wissen Sie das?" warf Constanze ein.

Fräulein Doktor stutzte. „Ach so," machte sie dann. „Sie meinen, ich könne bald sterben, nun, dann wäre es nicht meine Schuld, wenn ich keine wissenschaftlichen Thaten hinterlasse, aber ... sehe ich nach Sterben aus?" und damit sprang sie auf, reckte den schönen Körper empor und dehnte in burschikoser Weise die kräftigen Arme. Es war ein Charme darin, trotz der Unweiblichkeit; die Jugendfrische siegte vorläufig noch über jene. Constanzens Blick streifte errötend Lamberts Gesicht, ihr war ein solches Gebahren unbegreiflich, aber sie wollte doch sehen, was für einen Eindruck es auf den jungen Bildhauer machte.

Der blickte mit ruhigem Lächeln zu dem hübschen Mädchen hinüber und sah sie sich an, aber von Erregung war nichts in seinen Zügen zu entdecken.

„Sterben — nun, das gerade nicht," sagte er, „aber das Wort: ‚ich habe noch Zeit', ist doch ein böser Einwurf, immer! Gewöhnen Sie sich nicht an diese Phrase, sie schläfert die Thatkraft allmählich völlig ein, und man bringt's nie zu was. Wissen Sie nicht, daß viele Berliner nie im Museum gewesen sind, weil sie ja immer noch hingehen können? Ich kenne bisher nur eine Spezialkollegin von Ihnen, eine Frau Dr. phil., aber die geht an dem Satz geradezu geistig zu Grunde. Als neulich einmal bei Bekannten ihr Name fiel, sagte einer unserer namhaftesten Schriftsteller, der anwesend war: ‚Ach, das ist die, die seit ihrer Geburt an einer Biographie von Frau von Staël schreibt!'"

Doktor Clara lachte.

„Lachen Sie nicht, Kollega, so etwas ist traurig," nahm Doktor Willibald jetzt das Wort auf. „Ihr studierten Weiber nehmt vorläufig — und hoffentlich immer — eine Ausnahmestellung ein, Ihr beansprucht eine besondere Wertschätzung. Daraus folgt zweierlei. Aus der Ausnahmestellung, daß Ihr leicht gesehen werdet, aus den besonderen Ansprüchen, die Ihr macht, aber, daß man auch solche an Euch stellt. Werden diese nun nicht erfüllt, dann wird die Ausnahmestellung Euch selbst zuletzt zum Midasgeschenk: die Leute zucken die Achseln, und das abstrakte Fräulein oder Frau Doktor merkt allmählich selbst, daß es für die ausgegebenen Scheine keine Deckung mehr hat, der Gelehrtenmantel flattert dann nur noch wie ein Komödiantenfetzen um sie herum, und der anspruchsvolle ‚Doktor', der aber seinerseits keine Ansprüche erfüllt, wird zum belächelten Hanswurst; es heißt da auch, wie überall: do ut des."

„Aber das ist doch nicht bei allen so!" rief Doktor Clara empört.

„Wir sprechen auch nur von denen, wo es so ist," sagte Doktor Brenz ernst, „und zu diesen zu gehören, davor möchten wir Sie bewahren. Wenn's denn durchaus studiert sein muß, dann mögen die Frauen Medizin studieren oder höheres Lehrfach,

kurz Dinge, die sich praktisch bethätigen lassen, bei den abstrakten Wissenschaften, die schon manchem Manne zur Klippe werden, liegt die Gefahr zu nahe, daß sie sehr bald ihren Doktortitel wie einen bloßen Aufputz mit sich herumschleppen, mit dem man schließlich höchstens noch Schuster und Schneider blendet, dem ihr Wissen und Können aber schon lange nicht mehr ebenbürtig ist — wenn es das je war!“

Doktor Clara fühlte sich unbehaglich und wünschte ein Ende zu machen. „Na,“ rief sie mit komischem Seufzen, „da werde ich mich also wohl oder übel zu einem unsterblichen Werk entschließen müssen! Aber heute abend haben wir nun genug von den meinigen geredet, nun“ — sie sprang lebhaft von ihrem Stuhle empor — „nun lassen Sie uns — die Ihrigen betrachten, Herr Lambert! Ich habe bei Scholtens so viel von Ihren vier allegorischen Figuren gehört, ich muß sie sehen!“

„Jetzt, so spät?“

„Lassen Sie es nicht noch später werden, ich habe mein Herz darauf gesetzt, diese Figuren zu sehen, ich bestehe darauf!“

Max Lambert und Constanze blickten, jetzt, da Doktor Clara die Sache ernst zu meinen schien, beide zugleich zu dem alten Geiger hinüber, auf den dies energische Verlangen gerade keine besondere Rücksicht nahm. Aber die liebenswürdige Natur des alten Herrn glättete schon, ehe sie etwas sagen konnten; mit dem Instinkt der echten Güte fühlte er, daß, wenn man gehen wolle, er der erste sein müsse, dafür zu plaidieren, und so war er dieser erste.

„Nun,“ sagte er freundlich, indem er sich erhob, „wenn Fräulein Cavalcanti ihr Herz darauf gesetzt hat, Herr Lambert, so wird uns wohl nichts übrig bleiben, als zu gehen — etwas anderes wäre es schon mit dem Kopf . . . da ließe sich eher widerstehen. Gieb mir meinen Pelz und meine Geige, mein Kind, und dann komm, dann wollen wir uns ansehen, was unser junger Freund in dem Jahr geschafft hat.“

Constanze rührte ihres Vaters Liebenswürdigkeit aufs tiefste — das lauterste Gold! Und sie hatte daran denken können, ihn je zu verlassen! Sie legte ihm den Pelz um, und dabei küßte sie ihn leise auf beide armen Augen, und die ihrigen füllten sich mit Thränen, während sie flüsterte: „Mein geliebter Vater!“

Und dann standen sie drunten im Schnee vor der Thür des Ateliers, Doktor Clara voll wortreicher Neugier, Constanze innerlich erzitternd, wie vor dem Eintritt in ein Heiligtum. Noch nie hatte ihr Fuß diesen Raum betreten, ob Lambert sie auch schon wiederholt geladen, und mit hochklopfendem Herzen trat sie nun ein in die Stätte des Schaffens des geliebten Mannes.

Eine winzige Lampe hing an der Thür.

„Ich bitte einen Augenblick stehen zu bleiben,“ sagte der Bildhauer, „ich werde gleich für Beleuchtung sorgen.“ Dann, als er eine große Lampe angezündet, die auf dem Fußboden stand, führte er erst den alten Geiger an ein kleines Sofa: „Bitte, Herr Farel, nehmen Sie diesen Platz, und nun noch ein wenig Geduld, bis das blaue Licht von oben wirkt, so — jetzt . . .“

Ein halblauter Ausruf der Bewunderung entrang sich den Lippen seiner Gäste; da standen sie, weit über lebensgroß, die vier herrlichen weißen Marmorgestalten, und schienen auf die Beschauer zuzuschreiten; in den wechselnden Lichteffekten, die sie von oben bläulich, von unten gelblich umzuckten, war es, als wenn sie Leben gewännen und, gewaltig an Leibern, hinausschreiten wollten in die stille, große Winternacht. Schweigend standen die vier Menschen da, tief ergriffen von der Wucht des Eindrucks. Der Künstler durfte zufrieden sein mit diesem stummen Lob, aber er blickte nur nach einer jetzt, als sei sie allein vorhanden und Richterin über sein Werk: nach Constanze. Sie stand da, leuchtenden Antlitzes, die Augen voll Thränen, die Lippen halb geöffnet, eine Hand auf die Brust gepreßt; mit der andern hatte sie ihres Vaters Rechte ergriffen und hielt sie zitternd fest.

„Es ist schön, ja, mein Kind?“ fragte der Greis leise.

Sie nickte, dann, sich erinnernd, sprach sie mit zitternder Stimme: „Ja, herrlich, mein Vater!“

„Was ist es?“ fragte er wieder und tastete nach seiner Geige.

„Vier Gestalten: Der Kampf, die Niederlage, der Sieg und der Friede,“ flüsterte sie. Und wieder tiefe, andächtige Stille.

Da tönte plötzlich leiser, klarer Geigenton durch den Raum, schwoll zu kräftigerem Strich empor und ging dann über in ein Tonbild, das aus Eigenem und Fremdem eine ergreifende Illustration zu dem Geschauten bildete.

Nach einer flotten, marschähnlichen Introduktion versetzten schnelle, immer wieder hoch ansetzende Tonleitern die Hörer mitten in den Kampf selbst hinein. Gebrochene Oktaven im kräftigsten Forte schienen hochschwellende Momente des Ringens anzudeuten, Fanfaren und Signale tönten dazwischen. Allmählich wurde das Spiel matter und leiser, nur ab und an war es, als ringe sich zwischenein ein Verzweiflungsschrei aus den Saiten der arbeitenden Geige, gleichsam angstvoll mehrten sich die Signaltöne, abgebrochene Läufe, stoßartige Arpeggien stellten die drohende Niederlage des einen Teiles dar, die sich plötzlich schreiend mit einer verzweifelten Dissonanz bestätigte.

Es war, als wenn der blinde Künstler fühlte, was die andern sahen: Die mächtig schreitende Gestalt des „Sieges“ mit den kühnen Zügen und dem erhobenen Schwert in der nervigen Faust, und daneben die zweite Figur, „die Niederlage“ darstellend, die zusammengesunkene Gestalt gegen einen Baumstamm gelehnt, das Schwert gesenkt und zerbrochen, das Gesicht entstellt von Verzweiflung . . .

Jetzt setzte der alte Geiger von neuem im Marschtempo ein; immer lebendiger wuchs die Melodie empor; in heller Durtonart fortschreitend, schwoll sie stets schneller und kräftiger an, um endlich jubelnd den Sieg zu verkünden. Dann mit allmählichem Übergang zu ruhigerer Weise nahm endlich die Geige ein getragenes

Andante auf: — „Dies ist der Tag des Herrn", sang das Instrument langsam, andächtig, in gehaltenen Doppelgriffen in den stillen Raum hinein. Es war ein unvergleichlicher Eindruck, dieses gottbegnadete Spiel des blinden Greises, der sich erhoben hatte und, gegen einen weißen Marmorblock gelehnt, durch seine Kunst redete wie ein Sehender, die Stille der Nacht rings um dies eingehegte Fleckchen der Großstadt, und hier drinnen die stillen Menschen vor den gewaltigen Schöpfungen und unter dem genialen Einfluß zweier geweihter Künstler!

„Dies ist der Tag des Herrn", so umklang es feierlich die Gestalt des Friedensengels, der den Ölzweig in der Hand trägt, und Locken um das milde Antlitz, einen reizvollen Gegensatz bildet zu der besonders lebhaft empfundenen Gestalt des „Sieges", die das lorbeerumwundene Schwert gerade in die Höhe reckt, während der andere Arm Kränze gesammelt hat.

Mit leisem Accord verklang das Spiel; einen Augenblick herrschte lautlose Stille . . . da, ehe noch eine menschliche Stimme gesprochen, begann plötzlich eine andere zu reden: einzeln ansetzend, dann lebhafter anschwellend, fiel Glockengeläut in die andächtige Stille —

„Das Neue Jahr!"

Der alte Professor sprach es, und stumm reichten sich die Anwesenden untereinander die Hände. Als der junge Künstler Constanzens Hand bebend in der seinigen fühlte, drückte er die schlanken Finger unwillkürlich wärmer, und sein Auge suchte heiß und flehend das ihre; aber die Tochter des Geigers senkte den Blick, und ihr Antlitz schien in diesem Augenblick so weiß und unbewegt, als sei es auch aus Marmor gehauen. Der junge Künstler seufzte, dann sah er ein anderes, leidenschaftlich bewegtes, glühendes Mädchenantlitz vor sich und fühlte eine zitternde, eiskalte Hand die seinige pressen. Und dann waren sie draußen, und Lambert blieb allein.

Ein Schatten war auf seine Seele gefallen, als er das geliebte Mädchen so kalt und still hatte gehen sehen, ohne einen Blick der Anerkennung, ohne ein Wort des Verständnisses, ohne ein Zeichen der Freude, aber dann sah er sie wieder vor sich wie sie dagestanden, die Augen voll Thränen, das schöne Antlitz strahlend und die Hand auf die Brust gedrückt, als wolle sie den Jubel zurückdrängen, der dort emporschlug. Und da wurde es wieder still und froh in ihm, und er trat vor die Gestalt des „Sieges", der er zuerst unwillkürlich und dann mit bewußter Freude Constanzens Züge verliehen, sah lange an ihr empor und rief dann laut und zuversichtlich aus: „Ich siege!"

Constanze führte ihren blinden Vater hinüber in die eigene traute Wohnung, dann als sich die Thür hinter ihnen geschlossen hatte, da hielt sie's nicht länger — die wechselnden Gefühle dieses Abends, die zitternde Erregung der letzten Stunde, die Entdeckung, die auch sie gemacht, daß die Züge des „Sieges" den ihrigen glichen, und dazwischen immer wieder das Weh der Entsagung, das lauernd vor ihrer Herzensthür stand und jede Freude niederschlug, die da einziehen wollte, dies alles übermannte das sonst so tapfere Mädchen völlig. Aufschluchzend warf sie sich an die Brust ihres greisen Vaters und weinte heftig. Der blinde Geiger legte seine Hand auf ihr Haupt. „Mein Kind, mein liebes, armes Kind," sagte er leise. Ahnte er, was in ihr vorging? Aber schon raffte Constanze sich empor.

„Ich bin ein Schwächling!" schalt sie sich und trocknete ihre Thränen, „und Du, mein Vater, mein einzig geliebter Vater, was bist Du für ein großer Künstler, und was bist Du für ein großer, großer Mensch!"

Währenddessen schritten Doktor Brenz und seine junge Kollegin ihrem gemeinsamen Ziele zu; nicht ein Wort wurde zwischen ihnen gewechselt, ihre Schritte beschleunigten sich unwillkürlich, und nur ab und zu warf der alte Professor einen Seitenblick auf seine junge Gefährtin und knurrte ein unverständliches „Hm — hm" in seinen Bart. Jetzt waren sie am Ziele angelangt, noch immer wortlos erstiegen sie die Treppen. Oben standen sie still.

„Gute Nacht," sagte Doktor Clara kurz und wollte sich rasch abwenden. Aber der alte Professor hielt ihre Hand fest und zwang sie so, ihn anzusehen. Ihr Gesicht schien verändert, eine Falte saß zwischen den Brauen.

„Gute Nacht, mein Kind," sagte der alte Herr mit einer Weichheit, mit der er sonst nie zu der kleinen, kecken Kollegin zu sprechen pflegte. Er legte die andere Hand noch auf ihre Rechte, die er in der seinen hielt

„Gute Nacht, mein Kind," wiederholte er nochmals und ging dann sinnend in sein Zimmer.

Es war ihm jetzt nicht in den Sinn gekommen, sie „Fräulein Kollega" zu nennen, sie hatte eben so gar nicht ausgesehen wie ein selbstbewußter Dr. phil., sie war ihm vielmehr plötzlich erschienen wie ein hilflos irrendes Kind, das man stützen mußte . . .

„Hm — hm," machte der alte Professor noch einmal.

Fünftes Kapitel.

Der Januar setzte mit grimmiger Kälte ein; der liegende Schnee gefror, und an den Scheiben saßen die Eisblumen.

„Ha, das ist mein Wetter!" rief Thoma, „das erinnert an den Norden — und solche Kälte hat was Positives, Herausforderndes, zumal wenn die Sonne so hell darauf scheint, wie eben jetzt, sieh, Asta, ich glaube nicht, daß sich bei dem Wetter einer das Leben nimmt — aber Frühjahr und Herbst . . ."

Thoma warf die Schlittschuhe, die sie in der Hand hielt, in eine Ecke und begann dann Hut und Mantel abzulegen; sie sah frisch und glücklich aus, in ihrer ganzen Erscheinung prickelte Leben.

Auf der Schwelle ihres Zimmers stand Asta.

„Wo warst Du?" fragte sie, die Freundin groß ansehend.

„Ich? auf dem Eise! Es war herrlich, spiegelglatt die Bahn und noch wenig belebt; Gunnar war da, wir liefen zusammen wie in früheren Zeiten —" Thomas Gesicht strahlte auf.

„Ja, mein Gott — warst — warst Du denn nicht in der Schule?“ fragte Asta.

„Nein, und beabsichtige auch nicht, wieder hinzugehen.“

Damit warf sich Thoma in eine Sofaecke und betrachtete ihre Fußspitzen.

„Nicht — nicht wieder hinzugehen?! Thoma, aber was willst Du denn machen?“ rief Asta entsetzt und trat rasch in das Zimmer vor.

Thoma runzelte die Stirn und warf mit dem Kopf. „Ich bitte Dich, quäle mich damit nicht, ich weiß es noch nicht, vorläufig weiß ich nur ganz genau, daß ich in diese entsetzliche Schule nicht mehr gehen kann! Vielleicht werde ich Privatstunden geben, vielleicht auch nicht ... jedenfalls dann nicht, wenn ich keine finde —“ fügte sie übermütig hinzu.

„Aber Thoma, Thoma, wenn Du nun wirklich keine findest, dann bleibt Dir doch nichts übrig, als peccavi zu sagen und —“

„O nein,“ unterbrach sie Thoma, und ihre Stimme klang trotzig, „ich kann auch verhungern, wenn ich will; es kommt schließlich auf eins heraus, ob Hunger oder Ekel!“

„Weiß es Gun — Herr Bolinder schon?“

„Noch nicht — wozu auch!“

Thomas Stirn hatte sich verdüstert bei der letzten Frage ihrer Freundin, und ihr Gesicht verfinsterte sich noch mehr, als Asta jetzt schweigend in ihr Zimmer ging und die Thür hinter sich schloß. Diese ewigen Fragen — wie sie sie peinigten!

„Weiß es Gunnar schon?“ Ja, was ging denn das Gunnar an, was sie that!

Thoma sprang auf. Was ging es ihn an! Ha, daß ihr diese Frage überhaupt kommen konnte! Thoma knirschte mit den Zähnen .. oh .. sie der Mann und er das Weib — und man sollte nicht fragen, was es sie anginge! War er nicht ihr Vetter, der einzige nahe Verwandte, den sie hatte, mit dem sie als Kind gespielt, und den das heranwachsende Mädchen seither geliebt hatte ohne Wanken! War er nicht der Mann, den sie heute noch liebte mit der ganzen Leidenschaft ihrer nervösen Künstlernatur, der ganzen Qual ihrer überreizten Frauenseele! War er nicht ein Mann überhaupt, der Mann, der schaffen und versorgen soll, und sie das Weib, das man stützen und schützen sollte!

Ah — sie der Mann und er das Weib, und es sollte anders stehen zwischen ihnen!

Die aufquellende Bitterkeit saß Thoma in der Brust, im Halse, in den heißen Schläfen, es war ihr, als müsse sie daran ersticken, sie riß das Fenster auf. Sie grollte mit Asta, daß sie ihr immer wieder vor Augen führte, was sie doch am liebsten nicht sehen wollte, sie grollte mit sich selbst, daß sie es sah, sie grollte mit der Welt, daß sie so war wie sie eben war, und doch — wenn sie ehrlich war, dann war es anders, dann grollte sie nur einem! Und sie war immer ehrlich, wenn sie allein war. Wie hatte sie diesen schönen, begabten, liebenswürdigen Menschen geliebt, wie liebte sie ihn noch, heißer, nervöser, gewissermaßen eigensinniger als früher — und doch, welch' eine Summe von tiefer Bitterkeit hatte sich in ihr aufgesammelt gegen ihn! Wie ein Strom schwoll diese Bitterkeit manchmal über sie hin, ein Strom, den sie nicht dämmen konnte, der alles überflutete, was an Gefühlen sonst in ihr war, und der in ihr ein qualvolles, leidenschaftliches Wogen erzeugte, das sie quälte und erschreckte ... Liebe oder Haß?!

Wenn er sie liebte, wie er sagte — warum that er nichts, um sie sich zu eigen zu machen! Dort jenes Schubfach barg eine Menge von Briefen, Zetteln und Blättchen, die es alle wiederholten, manche in Prosa, die meisten in Versen, daß sie seine Muse sei, sein Glück, sein Stern ... warum, warum raffte er sich denn nicht männlich empor, sie zu gewinnen! Tante Dagmar — o ja, sie hatte wohl recht gehabt: er hatte zu viele Talente, zu viele, nicht für das Leben, aber ... für seine Kraft! Thoma errötete tief und heiß, errötete für den Geliebten. Aufgeregt durchmaß sie das Zimmer. Das war das schlimmste, dies Erröten — und sie mußte es so oft ertragen, daß es kam, bei ihren Verwandten, zwischen Freunden, man wußte ja dort um ihre Liebe, man betrachtete sie als zusammengehörig, aber nie fragte man: was weiter? O, diese Rücksicht, wie sie das feinfühlige Mädchen peinigte, und wie sich ihr stolzes Herz wand, wenn von Erfolgen anderer die Rede war und man dann von dem Geliebten nichts zu berichten wußte, nichts wenigstens, was sie sich nicht geschämt hätte, erwähnt zu hören neben anderem. Welch eine gewaltige Leistung diese Arbeiten des jungen Lambert, von denen alle Welt sprach, und die ihm einen dauernden Ruf sicherten in den besten Künstlerkreisen, ja selbst der leichtsinnige Linsky hatte doch ein Bild auf der letzten Ausstellung gehabt ... und Gunnar?! Hier eine causerie in einer Tageszeitung, dort ein paar hübsche Verszeilen in einem illustrierten Blatt, jetzt einige fein empfundene, nachlässig ausgeführte Bleistiftskizzen, dann eine große Leinwand mit einer angedeuteten Riesenaufgabe, die in einigen Wochen verstaubt und vergessen im Winkel lehnte, — nie etwas Ganzes, nie etwas Fertiges, kein Durchgreifen, keine Ausdauer, kein energisches Arbeiten.

„Genie ist Fleiß“, das Schillersche Wort verließ Thoma nicht mehr, seitdem sie es einmal gehört, und es wurde zu einer Geißel für sie, die unbarmherzig auf ihre Liebe schlug. Seit einem Jahr war er nun hier in der deutschen Hauptstadt, er wollte Redakteur werden an einer Zeitung oder Korrespondent für auswärtige Blätter, Kunstrecensent für Theater und Musik — kurz irgend etwas, das sie beide ernährt hätte ... bisher hatte er nichts gefunden.

Ob er sich wohl redlich bemüht?

Thoma hätte viel darum gegeben, wenn sie sich diese Frage hätte bejahen können, aber sie konnte es nicht. O, wie sie gerade dies erbitterte und aufreizte gegen ihn, wie es sie kränkte und demütigte in ihrer Liebe, in ihrem Frauenstolz! Mißlang ihm sein Schaffen, nun wohl, so konnte es Mangel an Talent sein, und sie konnte es betrauern, mit ihm leiden, doch ihm nichts vorwerfen — aber dies, dies war Brotarbeit, Sache des Fleißes und des Wollens:

etwas, meinte sie, hätte sich finden müssen, wenn er sich mit aller Kraft darum bemüht! Daß er diese Kraft nicht besaß, das war's, was das Mädchen nicht verwinden konnte, und daß er diese Liebe nicht besaß, das, das war die grenzenlose Bitternis ihres Lebens!

O, wenn er sie nur geliebt hätte, wie sie ihn, geliebt, so wie sie die Liebe meinte, dann wäre es ihm schon geglückt! Sie wollte ja so gern und so heiß an ihrem Teil streben, daß das Glück unter ihrem Dache wohne und weile, aber schaffen, schaffen konnte sie es nicht! Das war des Mannes Sache — was konnte sie thun als Weib! Schaffte sie doch kaum ihr eigen Leben mit der mühseligen Arbeit, die sie bisher gethan!

O, wenn er sie nur liebte, wie sie es verstand! Dann würde er auch den geträumten Künstlerruhm im Stich lassen, der ja doch stets schemenhaft vor ihm floh, und nach dem er ja auch nie ernstlich gerungen, und würde den Willen seines Onkels thun, und in das blühende Geschäft des kinderlosen Witwers eintreten, das dieser so gern dem eigenen Blut hinterlassen hätte. Was hinderte ihn, auch dann noch, und mit mehr Mitteln als bisher, seinen Liebhabereien nachzugehen . . . ja, ja, ja — Thoma sprach sich das Wort noch einmal schonungslos vor: Liebhabereien waren es, keine Kunstleistungen, es war Dilettantismus, keine flammende Begeisterung, was in Gunnar lebte; sein Teil waren allerlei hübsche Begabungen, aber kein großes, kräftiges Talent, geschweige denn der mächtige Hauch des Genies . . .

O, Thoma war sich klar über ihn wie über sich selbst, und darum war sie so elend. Hätte sie wie ein simples schwärmerisches Bürgermädchen den Geliebten für ein großes, unverstandenes Talent, für ein verkanntes Genie halten können, sie wäre glücklicher gewesen; im Leiden, zumal im Mitleiden dieser Art liegt eine Art von Genuß — aber selbst dies Trauergewand des Glückes war ihr versagt: sie empfand klar und daher mit maßloser Bitterkeit. Und dieses schemenhafte Bild, dem er nachjagte, nein, nicht einmal nachjagte — nachträumte bloß, das konnte er nicht bannen aus Liebe zu ihr, über dies Gespenst, das ein nichts war, konnte sie nicht triumphieren?!

Laut aufstöhnend warf sich Thoma auf das Sofa und vergrub das Gesicht in die Hände; heiße, bittere Thränen sickerten hindurch.

* * *

Der Januar neigte sich seinem Ende zu; Tauwetter hatte den Frost abgelöst, und überall herrschte der Schmutz. Die Schneehaufen, die man an den Seiten der Dämme getürmt, und die man noch nicht überall hatte wegschaffen können, sahen jetzt schwarz und unerträglich aus und vermehrten das Widerwärtige des ganzen Eindrucks; die Menschen rutschten aus auf dem Schmutz des glatten Trottoirs und suchten die kleinen Pflastersteine rechts und links.

Aus einem eleganten Hause der Potsdamerstraße trat Thoma. Ihr Gesicht war noch bleicher als gewöhnlich, die Lippen fest zusammengepreßt. Sie trug das vornehme schwarze Sammetkostüm, das sie den ganzen Winter getragen, und das ihr so gut stand, aber als sie jetzt die Hände aus dem Muff zog, konnte man sehen, daß ihre Handschuhe schlecht waren. Sie sah es auch, blickte darauf nieder und lächelte hohnvoll, dann sah sie auf den Schmutz der Straße und dann auf den Sammet ihres Kleides, und wieder wollte das grausame Lächeln in ihr Gesicht treten. In diesem Augenblick fuhr eine Droschke erster Klasse heran; ein Herr entstieg ihr, zahlte und eilte ins Haus; die Droschke wollte umwenden. „Halt!“ rief Thoma, zog ihre Börse, nannte dem Kutscher ihre Adresse in der Wilhelmstraße, reichte ihm eine Mark hinauf und stieg vorsichtig in den Wagen. Dieser fuhr schnell mit ihr davon. Sie hatte die Börse in der Hand behalten, jetzt lehnte sie sich zurück und blickte hinein; ein Dreimarkstück war ihr einziger Inhalt. Thoma nahm es heraus und ließ es wieder hineinfallen, dann steckte sie das Portemonnaie in die Tasche.

Oben kam ihr Asta schon entgegen.

„Nun, hast Du es bekommen?“

Thoma lachte ingrimmig auf. „Hahaha, daß Du immer noch fragst! Ich wußte ganz genau, als ich hinging, daß ich es nicht bekommen würde!“

Asta seufzte.

„Ja, das ist eben das Schlimme, daß Du schon immer mit diesem Gedanken fortgehst!“

„Das Schlimme! Meine Liebe, das ist das einzig Gute bei der Sache, denn sonst würde ich ja täglich mehrere große Enttäuschungen zu verwinden haben, und ich versichere Dich, dieser Arbeit wäre meine Seele nicht gewachsen. So ist's denn doch bloß der Ekel!“

Sie sprach mit höhnischer Bitterkeit und schleuderte die Handschuhe, die sie getragen, zu Boden.

„O, und Du hast keinen Begriff, wie groß dieser Ekel ist! Könntest Du's nur ein einziges Mal mit durchmachen, nur einen Vormittag wie heute, mit meiner Seele, mit meinem ganzen Ich — ha — Du würdest mich besser verstehen! Schon wenn ich mich anziehe und fortgehe mit der Rolle da“ — sie schleuderte einige Papiere mit Heftigkeit auf den Tisch, daß sie hinunter auf den Teppich rollten — „um mich auszuhökern auf dem Arbeitsmarkt, dann lehnt sich schon alles in mir auf! Und nun kommst Du hin — von allen Seiten laufen sie da herbei, saßen mit Dir in der Pferdebahn, drängen Dich von der Klingel, hasten an Dir vorbei auf den Treppen, und alle mit diesen widerwärtigen Rollen in der Hand, die mich in ihren abgegriffenen Zeitungshüllen schon nervös machen, wenn ich sie nur sehe!“

„Waren dort auch viele Bewerberinnen heute?“

„Viele? Haha, haha! Ein einziges Kind täglich einige Stunden des Vormittags zu unterrichten — ein solcher Leckerbissen — und Du fragst noch! ‚Fünfundzwanzig‘ zählte der Diener mit unverschämtem Grinsen, als ich eintrat, und dann warteten wir wohl etwa zwanzig im Vorzimmer!“

„Und Du mußtest nun warten, bis alle diese zwanzig —“

„O nein, es waren ja schon fünfundzwanzig vor uns dagewesen, und die Mutter des einzigen

Kindes hatte nun wohl nachgerade genug davon — ‚die gnädige Frau läßt danken, und sie hätte bereits eine Wahl getroffen,‘ meldete plötzlich der Diener, und so zogen wir denn alle zwanzig wieder ab wie die begossenen Pudel, und ich hörte nur noch, wie die gnädige Frau dem Diener befahl — den Vorsaal zu lüften . . . hahaha! sie hatte recht!“

Asta Engelbrecht seufzte wieder, dann schwiegen beide eine Zeitlang. Endlich sprach Asta wieder.

„Gestern fiel mir ein, Thoma: thätest Du nicht vielleicht besser, Dich beim Stellensuchen etwas einfacher zu kleiden?“

Thoma fuhr auf.

„Thäte ich nicht vielleicht besser, nicht nur andere Kleider, sondern auch eine andere Haut überzustreifen! Siehst Du, das ist es eben, was mir diesen Stand so verhaßt macht: er ist auf eine Schablone zugeschnitten, bis auf den Rock und Hut, den Du trägst! Eine Künstlerin, eine Schriftstellerin, auch jede andere Dame mag anziehen, was sie will, sich haben, wie sie will — eine Lehrerin muß eine ganz bestimmte Beschaffenheit haben, innen und außen, sonst ist sie nicht zu brauchen. Immer ruhig, immer besonnen, immer abwägend, am liebsten ein wenig pedantisch, bei allem Ernst stets heiter (dies ist die Lieblingsphrase!), völlig selbstlos, dienstfertig, demütig, dabei aber immer gerecht und gelegentlich streng, alles Geniale verabscheuend, der Zerstreuung abhold, und vor allem — die Liebe nicht als Grundlage einer christlichen Ehe betrachtend, sondern als Teufelswerk fliehend oder vom Kothurn der ledernen Pedanterie herab belächelnd, in jedem Falle aber sie verunglimpfend —“

„Thoma!“ bat die Freundin.

„O, das ist noch nicht alles, nun kommt noch das Äußere hinzu: glatte Scheitel, kalte Augen, ein strenger Zug um den Mund, dazu ein schwarzes Kaschmirkleid nach der vorletzten Mode, eine geschmacklose Brosche, eine richtiggehende Uhr und ein Pincenez; vor allem aber — der Regenmantel, der cache misère! Ohne ihn bist Du überhaupt keine Lehrerin — höchstens, daß Du ihn an ganz heißen Tagen mit einer schlecht sitzenden Jacke vertauschen darfst. Wenn Du dazu nun noch im Sommer Zwirnhandschuhe, im Winter gestrickte Wollungeheuer rechnest von der Größe mäßiger Kinderstrümpfe . . .“

Asta stand vor ihrer Freundin still. „Thoma — ist das Hochmut?“

„Hochmut?! ich weiß es nicht, aber ich glaube es nicht: ich sehe ja nicht auf die herab, die das können und denen das gefällt — nur ich kann's nicht. Es macht mich positiv elend, in geschmacklosen Sachen einherzugehen, ein schwarzes Kaschmirkleid ist mir eine geradezu unerträgliche Bekleidung und Zwirnhandschuhe bringen meine Nerven zum Rasen . . . es ist nicht Hochmut, es ist nicht Eitelkeit — es ist mein ästhetisches Bedürfnis, das sich dagegen wehrt, ich bin nun einmal nicht dafür gemacht und passe in die Anforderungen dieses Standes nicht hinein. Du könntest ebenso gut einen Pastor plötzlich zum Seeoffizier, einen Lieutenant zum Dozenten der Philosophie machen — da handelt sich's auch nicht um Hochmut oder Demut — es paßt eben nicht, und so passe ich nicht zur Lehrerin!“

„In welchem Stande würdest Du Dich denn glücklicher fühlen, Herz?“ fragte Asta liebevoll — „man könnte doch vielleicht —“

„In welchem Stande — welchem Stande! Ja, warum muß es denn eben ein besonderer ‚Stand‘ sein — das ist ja gerade mein Unglück! Weib — nichts weiter als Weib will ich sein meinen Instinkten gemäß, dazu ward ich geboren, ein Weib mit all seinen Schwächen vielleicht, aber — das fühle ich — auch mit vielen seiner Vorzüge. Und jetzt, jetzt bin ich eine Karrikatur! Der Ehestand — das ist der ‚Stand‘ der Frauen, aber das ist ja das Verzerrte an unserer Zeit und unseren Verhältnissen, daß so viele von uns jetzt etwas ‚sein‘ müssen, was zu unserer Natur nicht paßt, bloß weil wir arm sind! Hier — hier —“ Thoma drückte beide geballte Hände vor die Brust — „die Widersprüche, die sind's, die alles auffressen: Freudigkeit, Mitgefühl, Grazie — jedes Talent sogar — Du kannst Dir das gar nicht so vorstellen, Asta, Du, die Du Deinen schönen Beruf liebst — aber täglicher Kampf zwischen Arbeit und Neigung, unaufhörliche Widersprüche zwischen innerem und äußerem Leben, immer zu leben unter der Anforderung, sein eigenstes Wesen zu verleugnen und ein anderes, fremdes, schablonenhaftes — lügenhaftes anzunehmen . . . das ist das Furchtbare, das zehrt am innersten Lebensmark!“

Asta eilte auf die nervös umhergehende Freundin zu und schloß sie in ihre Arme.

„Thoma, liebe, liebe Thoma — was sollen wir nur thun! Hättest Du wenigstens das Zimmer hier nicht gekündigt!“

„Sollte ich vielleicht Fräulein Ostermann um die Miete betrügen?“

„Ja aber — irgendwo mußt Du ja doch bleiben -- Deine Verwandten . . .“

„Asta, Du weißt, was Du mir versprochen hast!“

„Ja, ja, Thoma, — aber was soll denn nur werden!“

Das Ertönen der Klingel unterbrach sie. Asta ging, um zu öffnen.

„Ein Fräulein Willms, Thoma, eine Lehrerin, sie möchte Dich sprechen.“

„Willms? kenne ich nicht.“

„Vielleicht ist es etwas wegen einer Stelle —?“ sprach Asta einen plötzlichen Gedanken aus.

Thoma zuckte die Achseln. „Wir können ja sehen.“

Eine lange, magere Dame betrat das Zimmer; sie mochte die Vierzig überschritten, vielleicht aber auch die Dreißig noch nicht einmal erreicht haben: ihr ängstliches und vergrämtes Gesicht ließ keinen sicheren Schluß auf ihr Alter zu. Ein altmodischer Regenmantel, unter dem ein schwarzer Kleidersaum hervorsah, hüllte sie ganz ein; sie trug einen kleinen runden, schwarzen Hut mit einem defekten Schleier.

Thoma nötigte sie zum Sitzen.

„Kann ich Ihnen mit etwas dienen?“ fragte sie, noch halb zerstreut.

„Ach, verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, wenn

ich Sie belästige, aber — ich bin nämlich Lehrerin, und — und man hat mir Ihre Adresse in der W.schen Schule gegeben . . ."

„Ja so," machte Thoma, da die Fremde schwieg und auf ihre Hände blickte, die sie im Schoße aufeinander rieb. Jetzt begann sie wieder:

„Ich bin nämlich die Tochter eines Pfarrers aus Ostpreußen, meine Eltern starben aber früh, und ich wurde bei Verwandten erzogen; mit meinem achtzehnten Jahre machte ich mein Lehrerinnenexamen in Droyßig . . ."

Jetzt wußte Thoma genug; sie kannte die Fortsetzung solcher Anfänge, die so verlegen und doch so glatt wie oft Hergesagtes herauskamen, bereits genugsam von männlichen und weiblichen Lippen — heute hätte sie aber diese Fortsetzung nicht zu ertragen vermocht — nervös sprang sie auf.

„Gewiß, gewiß, mein liebes Fräulein, ich kann mir denken, Sie wünschen eine Stelle, aber ich bin leider absolut nicht in der Lage, Ihnen behilflich zu sein, ich habe selbst kürzlich meinen Posten an der W.schen Schule aufgegeben und bin auf der Suche nach etwas Neuem. Aber vielleicht gestatten Sie einer Kollegin, Ihnen einen kleinen Beitrag zu Porto und Pferdebahntouren vorzustrecken — Sie geben mir's gelegentlich zurück . . ." und eilig streckte sie der Fremden den Thaler entgegen, den sie ihrem Portemonnaie entnahm.

Die fremde Lehrerin nahm das Geldstück hastig an sich, murmelte einen Dank und war verschwunden.

Thoma saß mit finsterem Gesicht auf dem Sofa, Asta stand auf der Schwelle und sah sie starr an.

„Thoma!" sagte sie — „wie konntest Du, Du hast doch selbst so wenig —"

Statt aller Antwort warf ihr jene das offene, gänzlich leere Portemonnaie hin. Asta schrie auf.

„Das Letzte!! Thoma, mein Gott — warum thatest Du das!"

Thoma lachte bitter auf.

„Ha, was ist denn da weiter — es ist doch ganz gleich, ob einen Tag früher oder später — mir konnte der Thaler nicht viel helfen, bei ihr kommt eins zum andern, sie kann ganz gut leben, wenn sie nur ein paarmal jeden Tag mit dem gleichen Erfolg — bettelt!"

„Pfui, Thoma, schäme Dich!" rief Asta empört, „warum thatest Du ihr wohl, wenn Du sie hinterher verhöhnst!"

Thoma nahm die Härte in ganz unvermuteter Weise auf. Sie saß einen Augenblick still da, den Kopf auf die Hand, den Ellenbogen auf den Tisch gestützt, dann sagte sie leiser als bisher, und ihre Stimme klang schmerzlich:

„Asta, wir kennen uns so gut — und doch so schlecht, wenigstens Du mich, vielleicht liegt's daran, daß ich mich so verändert habe seither, Du meintest das ja selber — Asta, Du verstehst mich oft so falsch! Ach, und ich glaube auch, es ist schwer, mich recht zu verstehen, aber sieh, ich war eben weniger gut, als Du meintest, denn ich dachte gar nicht daran, ihr wohlzuthun, und ich war weniger schlecht, als Du meintest, denn ich dachte ebenso wenig daran, sie zu verhöhnen. Ich gab ihr das Geld, weil ich sie nicht mehr ertragen konnte, und — bei dem bitteren letzten Wort — da sah ich sie nicht oder überhaupt irgend eine Person — da sah ich nur die Misère, die ganze grenzenlose Misère! Sie war ja nur ihre Trägerin, eine ihrer Trägerinnen — dahinter steckt das, was auf uns alle lauert . . ."

„Thoma, wollen wir versuchen, Dir eine Stelle im Auslande zu verschaffen, als Erzieherin bist Du doch besser geborgen —"

„Fürchte nicht, mich jemals so zu sehen! Nicht daß ich zu stolz wäre oder zu thatkräftig oder irgend etwas dergleichen, aber es würde mein ästhetisches Empfinden zu sehr beleidigen: ich könnte es nicht . . . . ich würde mich deshalb auch nie erhängen oder ertränken oder vergiften — gieb acht, ich sterbe auf eine ganz geschmackvolle Manier . . ."

„Thoma, thu' mir die Liebe und zieh meinen Vorschlag in Erwägung."

„Nein."

„Aber warum nicht?"

„Weil ich gerade das zigeunerhafte Umherziehen hasse. Heute hier, morgen da, jetzt in dieser Umgebung, morgen in jener; es liegt eine tragikomische Ironie darin, daß dieser pedantische Stand der Erzieherinnen gerade so oft ein Dasein führt wie eine richtige Zigeunerbande — heute dies Zelt überm Kopfe, morgen ein anderes, und nie die Möglichkeit, auch nur dem Wohnraum, der uns täglich und stündlich umgiebt, den Stempel unserer Persönlichkeit aufzudrücken, in ihm ein Eigenes, Individuelles zu schaffen, das sich uns anschmiegt und unsere Persönlichkeit trägt und ergänzt. Und doch ist das geradezu ein Bedürfnis des Weibes, es gehört zu seinen ureigensten Instinkten, dieses Heimischmachen, dies Umwandeln einer Wohnung in ein Heim, es ist einer ihrer Vorzüge als Weib! Aber unsere Zeit gestattet das alles nicht mehr, unsere Zeit verlangt vom Weibe sozusagen in allem das Gegenteil von dem, wozu seine Instinkte es treiben . . . hahaha, ich komme mir wirklich manchmal vor wie die Verkörperung eines Restes jenes alten guten Begriffes der Weiblichkeit, der, getreten, geknechtet, vergewaltigt und entstellt gegen eine brutale Zeitströmung ankämpft. Ich unterliege, aber — solche Opfer düngen den Boden — Du wirst sehen: schließlich siegt doch das, was in mir kämpft!"

Asta sah, daß hier im Augenblick nichts zu machen war, sie bereitete daher ohne ein weiteres Wort den Thee und trug ihn in Thomas Zimmer, dann holte sie Gebäck aus ihrem Schrank, und dann genossen sie beides, schweigend, sinnend, hin und wieder ein Wort wechselnd.

Da klopfte es plötzlich an die Thür.

„Herein" rief Thoma, und „Gunnar!" folgte es mit freudigem Schreck von ihren Lippen.

„Er selbst — darf er eintreten?"

„Willkommen zu einer Tasse Thee, Herr Bolinder," rief Asta, die sein Erscheinen wie eine Erlösung begrüßte — „aber wie kamen Sie herein, Sie haben nicht geklingelt?"

„Fräulein Ostermann ging gerade fort und ließ mich ein — sind die Damen heut abend frei?"

Kindes hatte nun wohl nachgerade genug davon — ‚die gnädige Frau läßt danken, und sie hätte bereits eine Wahl getroffen,‘ meldete plötzlich der Diener, und so zogen wir denn alle zwanzig wieder ab wie die begossenen Pudel, und ich hörte nur noch, wie die gnädige Frau dem Diener befahl — den Vorsaal zu lüften . . . hahaha! sie hatte recht!“

Asta Engelbrecht seufzte wieder, dann schwiegen beide eine Zeitlang. Endlich sprach Asta wieder.

„Gestern fiel mir ein, Thoma: thätest Du nicht vielleicht besser, Dich beim Stellensuchen etwas einfacher zu kleiden?“

Thoma fuhr auf.

„Thäte ich nicht vielleicht besser, nicht nur andere Kleider, sondern auch eine andere Haut überzustreifen! Siehst Du, das ist es eben, was mir diesen Stand so verhaßt macht: er ist auf eine Schablone zugeschnitten, bis auf den Rock und Hut, den Du trägst! Eine Künstlerin, eine Schriftstellerin, auch jede andere Dame mag anziehen, was sie will, sich haben, wie sie will — eine Lehrerin muß eine ganz bestimmte Beschaffenheit haben, innen und außen, sonst ist sie nicht zu brauchen. Immer ruhig, immer besonnen, immer abwägend, am liebsten ein wenig pedantisch, bei allem Ernst stets heiter (dies ist die Lieblingsphrase!), völlig selbstlos, dienstfertig, demütig, dabei aber immer gerecht und gelegentlich streng, alles Geniale verabscheuend, der Zerstreuung abhold, und vor allem — die Liebe nicht als Grundlage einer christlichen Ehe betrachtend, sondern als Teufelswerk fliehend oder vom Kothurn der ledernen Pedanterie herab belächelnd, in jedem Falle aber sie verunglimpfend —“

„Thoma!“ bat die Freundin.

„O, das ist noch nicht alles, nun kommt noch das Äußere hinzu: glatte Scheitel, kalte Augen, ein strenger Zug um den Mund, dazu ein schwarzes Kaschmirkleid nach der vorletzten Mode, eine geschmacklose Brosche, eine richtiggehende Uhr und ein Pincenez; vor allem aber — der Regenmantel, der cache misère! Ohne ihn bist Du überhaupt keine Lehrerin — höchstens, daß Du ihn an ganz heißen Tagen mit einer schlecht sitzenden Jacke vertauschen darfst. Wenn Du dazu nun noch im Sommer Zwirnhandschuhe, im Winter gestrickte Wollungeheuer rechnest von der Größe mäßiger Kinderstrümpfe . . .“

Asta stand vor ihrer Freundin still. „Thoma — ist das Hochmut?“

„Hochmut?! ich weiß es nicht, aber ich glaube es nicht: ich sehe ja nicht auf die herab, die das können und denen das gefällt — nur ich kann's nicht. Es macht mich positiv elend, in geschmacklosen Sachen einherzugehen, ein schwarzes Kaschmirkleid ist mir eine geradezu unerträgliche Bekleidung und Zwirnhandschuhe bringen meine Nerven zum Rasen . . . es ist nicht Hochmut, es ist nicht Eitelkeit — es ist mein ästhetisches Bedürfnis, das sich dagegen wehrt, ich bin nun einmal nicht dafür gemacht und passe in die Anforderungen dieses Standes nicht hinein. Du könntest ebenso gut einen Pastor plötzlich zum Seeoffizier, einen Lieutenant zum Dozenten der Philosophie machen — da handelt sich's auch nicht um Hochmut oder Demut — es paßt eben nicht, und so passe ich nicht zur Lehrerin!“

„In welchem Stande würdest Du Dich denn glücklicher fühlen, Herz?“ fragte Asta liebevoll — „man könnte doch vielleicht —“

„In welchem Stande — welchem Stande! Ja, warum muß es denn eben ein besonderer ‚Stand‘ sein — das ist ja gerade mein Unglück! Weib — nichts weiter als Weib will ich sein meinen Instinkten gemäß, dazu ward ich geboren, ein Weib mit all seinen Schwächen vielleicht, aber — das fühle ich — auch mit vielen seiner Vorzüge. Und jetzt, jetzt bin ich eine Karrikatur! Der Ehestand — das ist der ‚Stand‘ der Frauen, aber das ist ja das Verzerrte an unserer Zeit und unseren Verhältnissen, daß so viele von uns jetzt etwas ‚sein‘ müssen, was zu unserer Natur nicht paßt, bloß weil wir arm sind! Hier — hier —“ Thoma drückte beide geballte Hände vor die Brust — „die Widersprüche, die sind's, die alles auffressen: Freudigkeit, Mitgefühl, Grazie — jedes Talent sogar — Du kannst Dir das gar nicht so vorstellen, Asta, Du, die Du Deinen schönen Beruf liebst — aber täglicher Kampf zwischen Arbeit und Neigung, unaufhörliche Widersprüche zwischen innerem und äußerem Leben, immer zu leben unter der Anforderung, sein eigenstes Wesen zu verleugnen und ein anderes, fremdes, schablonenhaftes — lügenhaftes anzunehmen . . . das ist das Furchtbare, das zehrt am innersten Lebensmark!“

Asta eilte auf die nervös umhergehende Freundin zu und schloß sie in ihre Arme.

„Thoma, liebe, liebe Thoma — was sollen wir nur thun! Hättest Du wenigstens das Zimmer hier nicht gekündigt!“

„Sollte ich vielleicht Fräulein Ostermann um die Miete betrügen?“

„Ja aber — irgendwo mußt Du ja doch bleiben — Deine Verwandten . . .“

„Asta, Du weißt, was Du mir versprochen hast!“

„Ja, ja, Thoma, — aber was soll denn nur werden!“

Das Ertönen der Klingel unterbrach sie. Asta ging, um zu öffnen.

„Ein Fräulein Willms, Thoma, eine Lehrerin, sie möchte Dich sprechen.“

„Willms? kenne ich nicht.“

„Vielleicht ist es etwas wegen einer Stelle —?“ sprach Asta einen plötzlichen Gedanken aus.

Thoma zuckte die Achseln. „Wir können ja sehen.“

Eine lange, magere Dame betrat das Zimmer; sie mochte die Vierzig überschritten, vielleicht aber auch die Dreißig noch nicht einmal erreicht haben: ihr ängstliches und vergrämtes Gesicht ließ keinen sicheren Schluß auf ihr Alter zu. Ein altmodischer Regenmantel, unter dem ein schwarzer Kleidersaum hervorsah, hüllte sie ganz ein; sie trug einen kleinen runden, schwarzen Hut mit einem defekten Schleier.

Thoma nötigte sie zum Sitzen.

„Kann ich Ihnen mit etwas dienen?“ fragte sie, noch halb zerstreut.

„Ach, verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, wenn

ich Sie belästige, aber — ich bin nämlich Lehrerin, und — und man hat mir Ihre Adresse in der W.schen Schule gegeben . . ."

„Ja so," machte Thoma, da die Fremde schwieg und auf ihre Hände blickte, die sie im Schoße aufeinander rieb. Jetzt begann sie wieder:

„Ich bin nämlich die Tochter eines Pfarrers aus Ostpreußen, meine Eltern starben aber früh, und ich wurde bei Verwandten erzogen; mit meinem achtzehnten Jahre machte ich mein Lehrerinnenexamen in Droyßig . . ."

Jetzt wußte Thoma genug; sie kannte die Fortsetzung solcher Anfänge, die so verlegen und doch so glatt wie oft Hergesagtes herauskamen, bereits genugsam von männlichen und weiblichen Lippen — heute hätte sie aber diese Fortsetzung nicht zu ertragen vermocht — nervös sprang sie auf.

„Gewiß, gewiß, mein liebes Fräulein, ich kann mir denken, Sie wünschen eine Stelle, aber ich bin leider absolut nicht in der Lage, Ihnen behilflich zu sein, ich habe selbst kürzlich meinen Posten an der W.schen Schule aufgegeben und bin auf der Suche nach etwas Neuem. Aber vielleicht gestatten Sie einer Kollegin, Ihnen einen kleinen Beitrag zu Porto und Pferdebahntouren vorzustrecken — Sie geben mir's gelegentlich zurück . . ." und eilig streckte sie der Fremden den Thaler entgegen, den sie ihrem Portemonnaie entnahm.

Die fremde Lehrerin nahm das Geldstück hastig an sich, murmelte einen Dank und war verschwunden.

Thoma saß mit finsterem Gesicht auf dem Sofa, Asta stand auf der Schwelle und sah sie starr an.

„Thoma!" sagte sie — „wie konntest Du, Du hast doch selbst so wenig —"

Statt aller Antwort warf ihr jene das offene, gänzlich leere Portemonnaie hin. Asta schrie auf.

„Das Letzte!! Thoma, mein Gott — warum thatest Du das!"

Thoma lachte bitter auf.

„Ha, was ist denn da weiter — es ist doch ganz gleich, ob einen Tag früher oder später — mir konnte der Thaler nicht viel helfen, bei ihr kommt eins zum andern, sie kann ganz gut leben, wenn sie nur ein paarmal jeden Tag mit dem gleichen Erfolg — bettelt!"

„Pfui, Thoma, schäme Dich!" rief Asta empört, „warum thatest Du ihr wohl, wenn Du sie hinterher verhöhnst!"

Thoma nahm die Härte in ganz unvermuteter Weise auf. Sie saß einen Augenblick still da, den Kopf auf die Hand, den Ellenbogen auf den Tisch gestützt, dann sagte sie leiser als bisher, und ihre Stimme klang schmerzlich:

„Asta, wir kennen uns so gut — und doch so schlecht, wenigstens Du mich, vielleicht liegt's daran, daß ich mich so verändert habe seither, Du meintest das ja selber — Asta, Du verstehst mich oft so falsch! Ach, und ich glaube auch, es ist schwer, mich recht zu verstehen, aber sieh, ich war eben weniger gut, als Du meintest, denn ich dachte gar nicht daran, ihr wohlzuthun, und ich war weniger schlecht, als Du meintest, denn ich dachte ebenso wenig daran, sie zu verhöhnen. Ich gab ihr das Geld, weil ich sie nicht mehr ertragen konnte, und — bei dem bitteren letzten Wort — da sah ich sie nicht oder überhaupt irgend eine Person — da sah ich nur die Misère, die ganze grenzenlose Misère! Sie war ja nur ihre Trägerin, eine ihrer Trägerinnen — dahinter steckt das, was auf uns alle lauert . . ."

„Thoma, wollen wir versuchen, Dir eine Stelle im Auslande zu verschaffen, als Erzieherin bist Du doch besser geborgen —"

„Fürchte nicht, mich jemals so zu sehen! Nicht daß ich zu stolz wäre oder zu thatkräftig oder irgend etwas dergleichen, aber es würde mein ästhetisches Empfinden zu sehr beleidigen: ich könnte es nicht . . . . ich würde mich deshalb auch nie erhängen oder ertränken oder vergiften — gieb acht, ich sterbe auf eine ganz geschmackvolle Manier . . ."

„Thoma, thu' mir die Liebe und zieh meinen Vorschlag in Erwägung."

„Nein."

„Aber warum nicht?"

„Weil ich gerade das zigeunerhafte Umherziehen hasse. Heute hier, morgen da, jetzt in dieser Umgebung, morgen in jener; es liegt eine tragikomische Ironie darin, daß dieser pedantische Stand der Erzieherinnen gerade so oft ein Dasein führt wie eine richtige Zigeunerbande — heute dies Zelt überm Kopfe, morgen ein anderes, und nie die Möglichkeit, auch nur dem Wohnraum, der uns täglich und stündlich umgiebt, den Stempel unserer Persönlichkeit aufzudrücken, in ihm ein Eigenes, Individuelles zu schaffen, das sich uns anschmiegt und unsere Persönlichkeit trägt und ergänzt. Und doch ist das geradezu ein Bedürfnis des Weibes, es gehört zu seinen ureigensten Instinkten, dieses Heimischmachen, dies Umwandeln einer Wohnung in ein Heim, es ist einer ihrer Vorzüge als Weib! Aber unsere Zeit gestattet das alles nicht mehr, unsere Zeit verlangt vom Weibe sozusagen in allem das Gegenteil von dem, wozu seine Instinkte es treiben . . . hahaha, ich komme mir wirklich manchmal vor wie die Verkörperung eines Restes jenes alten guten Begriffes der Weiblichkeit, der, getreten, geknechtet, vergewaltigt und entstellt gegen eine brutale Zeitströmung ankämpft. Ich unterliege, aber — solche Opfer düngen den Boden — Du wirst sehen: schließlich siegt doch das, was in mir kämpft!"

Asta sah, daß hier im Augenblick nichts zu machen war, sie bereitete daher ohne ein weiteres Wort den Thee und trug ihn in Thomas Zimmer, dann holte sie Gebäck aus ihrem Schrank, und dann genossen sie beides, schweigend, sinnend, hin und wieder ein Wort wechselnd.

Da klopfte es plötzlich an die Thür.

„Herein" rief Thoma, und „Gunnar!" folgte es mit freudigem Schreck von ihren Lippen.

„Er selbst — darf er eintreten?"

„Willkommen zu einer Tasse Thee, Herr Bolinder," rief Asta, die sein Erscheinen wie eine Erlösung begrüßte — „aber wie kamen Sie herein, Sie haben nicht geklingelt?"

„Fräulein Ostermann ging gerade fort und ließ mich ein — sind die Damen heut abend frei?"

„Warum?“ fragte Thoma.

„O, ich dachte, wir könnten zusammen in die Philharmonie gehen, es ist ein schönes Programm —“

„Ich kann nicht,“ sagte Asta, „Herr Junker und Herr Erb kommen her zur Probe für unser zweites Konzert in der Singakademie.“

„Heute?“ rief Thoma interessiert. „O, dann bleibe ich auch hier, da kann ich doch endlich mal Deinen Wald . . . Herrn Junker in der Nähe sehen.“ Sie lachte, als Asta errötete und sie vorwurfsvoll ansah.

„Raimund Erb kommt auch?“ fragte Gunnar unbehaglich.

„Ja, kennen Sie ihn?“

„Ich habe ihn öfter bei Linsky gesehen — aber Thoma, da könnten wir beide doch gehen!“

„Nein, nein,“ rief Thoma lebhaft, „nun bleibe ich hier, auf Herrn Junker bin ich schon lange neugierig, und Du bleibst auch, nicht wahr, Gunnar, das wird furchtbar nett werden. Um wieviel Uhr kommen die Herren, Asta?“

„Um sechs — mein Gott, es ist schon halb, schnell, fort mit dem Theegeschirr und dann die Stimme probiert!“

„Und ich muß mich noch umziehen — wir machen eine richtige Fête daraus!“ Beide Damen sprangen auf und ergriffen die Theesachen.

„Aber Du bist doch wahrhaftig elegant genug für die Herren,“ sagte Gunnar ärgerlich.

„Elegant genug ja, aber ein Straßenkostüm paßt nicht für eine ‚musikalische Soiree‘,“ scherzte Thoma, „Du wirst Dich schon entschließen müssen, drüben in Fräulein Ostermanns Atelier ein wenig zu warten, Gunnar“ — und damit schob sie ihn mit neckischer Grazie zur Thür hinaus; alles Vorhergegangene erschien wie weggeweht.

Gunnar ging und wartete in dem dunkelnden Raum, hier und da einen zerstreuten Blick werfend auf den nackten Arm eines Heiligen oder eine Blumenstudie an den Wänden. Da Thoma nun doch einmal darauf bestand, hierzubleiben, so war es ihm schließlich lieber, auch dabei zu sein, und so blieb er.

Die beiden Damen hatten in aller Eile ihren beiden Zimmern und sich selbst ein festliches Ansehen gegeben. Zwei Lampen und die Klavierlichter brannten, der glühende Cylinder einer kleinen Räucherlampe strahlte erfrischenden Waldduft aus, auf der weißen Serviette eines Nebentisches stand Obst und Kuchen, und Thoma rückte mit nie fehlendem Geschmack hier einen Sessel, dort ein Tischchen zurecht oder ordnete an einer Dekoration.

Sie sah eigenartig reizvoll aus in ihrem weichen, dunkelroten Wollkleide mit der losen Bluse und den großen modernen Puffärmeln, die die weißen Unterarme frei ließen; das satte Rot hob die Blässe ihres Gesichts zu schöner Wirkung, und der feine Kopf trug äußerst graziös den schnell geordneten Knoten der braunen welligen Haare, die ein goldener Pfeil auf dem Hinterkopf festhielt. Mit leichter Mühe hatte sie auch Asta vermocht, sich festlich zu schmücken, und wie das lebhafte Rot Thomas nervöse Natur reizvoll illustrierte, so paßte das matte lila Schleppkleid, das Asta angelegt, sich prächtig ihren zarten Farben und dem rotblonden Haar an. Sie plauderten froh und neckisch miteinander; was Thomas Künstlernatur als solche leicht über Bord warf, das vergaß Asta in dem Eifer ihres Vorhabens, und strahlende Gesichter grüßten die drei Herren, als die Künstler eintrafen.

Asta sang; zuerst eine Arie aus einem Oratorium, zu der Waldemar Junkers Geige das begleitende Orchester andeutete; dann folgten Lieder, die Raimund auf dem Klavier accompagnierte. Wie Metall klang der reine schöne Mezzosopran der Sängerin durch die Räume, und ihr sonst leicht etwas kühler Vortrag vertiefte und erwärmte sich in Junkers Gegenwart. Sie liebte den genialen, hochbegabten Künstler, seitdem sie ihn vor zwei Jahren auf einer Tournee kennen gelernt, die Raimund, den sie vom Konservatorium her kannte, arrangiert; ihre etwas schwerfällige Natur hob und begeisterte sich an seiner Jugendfrische und seinem genialen Optimismus, und so hing ihre Seele an ihm als an dem, was in ihrem Leben noch jung, frisch und spannkräftig war. Sie wußte es, daß dies Gefühl einseitig war, daß diese Liebe ewig unerwidert bleiben würde, und sie hing ihr dennoch nach. Sie war sich dessen ganz genau bewußt: so wie Waldemar zu ihr sprach, so spricht die Liebe nicht, so lacht sie nicht, so drückt sie nicht die Hand; sie zeigt nicht so offen ihr Interesse, sie vernachlässigt nicht so harmlos . . . nein, nein, so sieht die Liebe nicht aus. Und dennoch — Asta konnte ihrem Herzen nicht gebieten, das doch immer wieder schmerzlich, zögernd, mit ungewolltem und fast unbewußtem Hoffen dem jungen liebenswürdigen Künstler entgegenschlug. Was sie weiter dachte, wie es enden solle — sie wußte es nicht, sie grübelte auch nicht, und wenn die Vernunft kam und sprechen wollte, dann wies sie sie ab oder lullte sich seelisch in Schlummer, daß sie sie nicht hörte. Sie liebte ihn, und sie war glücklich, wenn sie ihn sah — das war alles, was sie wissen mochte.

„O versenk', o versenk' Dein Leid, mein Kind,
In die See, in die tiefe See —“

sang ihre melancholische Stimme mit rührendem Ausdruck das schöne Lied von Lassen, und

„O Mutter, und bräche der Fels gleich im Wind,
Meine Liebe — sie hält ihn aus —“

schloß sie jubelnd und kräftig mit unmittelbarstem innigen Gefühl.

Thoma hörte ihr begeistert zu, noch nie hatte sie die Freundin so herrlich singen hören, und als sie geendet, da sprang sie mit Thränen in den großen Augen empor, umarmte sie und flüsterte: „Schön! Asta, wunderschön!“

Sie bemerkte es nicht, wie der junge Klavierspieler sich umgewandt hatte und sie mit den Augen umschlang, sie sah auch nicht, wie Gunnar ärgerlich dorthin sah und nervös an seinem Bart zupfte, aber sie hörte, wie Waldemar Junker in die Hände schlug und lebhaft rief: „Bravo, bravissimo, Asta, wenn Sie's so bringen am Montag, dann tragen Sie den Löwenanteil davon!“

Thoma empfand Wort und Beifall bitterweh

in Astas Seele: so lobt man nicht, wenn man liebt, wenn man auch nur fühlt, daß man selbst es ist, dem all die Innigkeit galt, die hier herausgeklungen, da sprach einzig der Künstler . . . .

„Nicht wahr, Raimund, was sagst Du — fein gesungen, was?"

Raimunds Augen glänzten lächelnd auf. „Sieh nur Fräulein von Liengaard an, und Du hast die Wirkung — mehr kann Asta nicht verlangen," sagte er und sprang auf. — „Wissen Sie übrigens, gnädiges Fräulein, daß ich Sie schon einmal gesehen habe —"

„Wirklich, wo denn?" lächelte Thoma.

„Sie kamen ins Künstlerzimmer bei unserm ersten Konzert — aber damals sahen Sie eigentlich ein bißchen finster aus — heut strahlen Sie!"

„Und das nächste Mal werden Sie mich vielleicht wieder finster finden —"

„Ich halte mich an das Heute — und heut müssen Sie etwas ganz besonders Schönes erlebt haben, daß Sie so glücklich sind?"

Thoma lachte etwas übermütig ihr musikalisches Lachen, und auch Asta stimmte ein wenig drein, wenn es auch halb im Seufzen erstarb.

„Nun wer weiß! Vielleicht erzähle ich es Ihnen später einmal — jetzt, meine Herrschaften, hier" — sie näherte sich dem Tisch mit Erfrischungen — „jetzt komme ich als einziges unkünstlerisches Wesen. . . ."

„Sie unkünstlerisch! Sie sind die Inkarnation des künstlerischen Nervs!" rief Raimund Erb. „Man sieht Ihnen das an, auch wenn Sie nie irgend etwas spielen, dichten oder malen solltten! "

„Immer sachte, Erb," rief Gunnar dazwischen. „Meine Cousine Thoma ist viel zu geschmackvoll, um so grobe Schmeicheleien zu goutieren."

In dem Gesicht des jungen Musikers stieg ein ärgerliches Rot auf, doch zwang er sich zum Scherz.

„Sapristi, gleich drei Ohrfeigen in einem Satz — ‚geschmacklos' — ein ‚Schmeichler' — und ein ‚grober' dazu, und doch hatte ich Ihnen im Grunde gar keine Schmeichelei sagen wollen, Fräulein von Liengaard."

Man lachte.

„Lieber Raimund," sagte Junker, „reite Dich nicht immer tiefer rein, sonst verdirbst Du's der Reihe nach mit uns allen."

„Ja, und dann kriegen Sie weder eine Apfelsine noch ein Stück Kuchen," fügte Thoma ebenso hinzu, ergriff die Fruchtschale und trat damit zu den Freunden, die sich mittlerweile in ihrem Zimmer an dem großen altmodischen Sofatisch niedergelassen hatten.

„Das ist ja famos!" rief Junker aus. „So etwas liebe ich: Früchte, Kuchen, wenn ich's auch nicht esse — es sieht doch so nett aus, es giebt ein ästhetisches Behagen — aber nun, Kinder — Wein! Ohne Wein geht es absolut nicht; komm, Raimund, wir gehen schnell hin und holen unsern Beitrag zu diesem Tischlein deck dich . . ." und ehe die Damen remonstrieren konnten, waren die beiden Musiker schon draußen.

„Reizend, es wird himmlisch!" rief Thoma mit lachenden Augen.

„Schnell die Gläser unterdessen," sorgte Asta, und plaudernd und trällernd setzten die beiden Mädchen die Gläser zurecht und richteten den Tisch her.

Gunnar stand am Fenster und starrte mürrisch hinaus; er war geärgert und verstimmt, Raimunds offenbares Interesse an Thomas Eigenart reizte ihn, und nur, daß sie es nicht zu bemerken oder doch nicht hoch anzuschlagen schien, ließ ihn einigermaßen in Stimmung bleiben. Thomas Seele gehörte ihm, und er konnte es nicht ertragen, wenn ein anderer danach griff; und er wollte sie festhalten, sie sich wahren, auch heut abend — o, es war ja so leicht für ihn . . . noch war es leicht.

Und Thoma machte es ihm noch leichter.

„Was ist Dir, Gunnar? Fehlt Dir etwas?" damit trat sie an ihn heran und legte die Hand auf seinen Arm.

Er wandte sich rasch zu ihr und ergriff diese Hand, „Jetzt nichts mehr!" beantwortete er ihre letzte Frage, lächelte sein liebenswürdiges weiches Lächeln, das ihn so hübsch machte, und küßte ihre Hand. Thoma errötete vor Freude.

„Thoma," sagte er leise und wollte sie an sich ziehen — da trat eben Asta wieder in das Zimmer, und man hörte die beiden Herren auf dem Korridor. Thoma aber war beseligt, und Gunnar nahm sich vor, der Fröhlichste unter den Fröhlichen zu sein.

„Wer rät, was wir hier gebracht haben?"

„Na, viel übern Alpenwein habt Ihr Euch wohl nicht aufgeschwungen," sagte Gunnar.

„Alpenwein?"

„O 'ne praktische Sorte: man kann damit in den tiefsten Spalt fallen — der zieht 'n zusammen!"

„Au, au!"

„Pfui, Gunnar — ich wette, 's ist Sekt!"

„Richtig, gnädiges Fräulein," sagte Herr Junker, „sehen Sie, das flüsterte Ihnen das Künstlerblut — doch nur heimische Marke: ‚Kaisersekt' — vor den kostbaren Schaumperlen der Champagne macht der Säckel des Künstlers traurig Halt —"

„Traurig — nein!" rief Raimund aus; „in der Beschränkung liegt der Genuß: es muß immer noch ein unerreichtes Darüber geben; es giebt sicher Leute, die nicht arm genug sind, um von Herzen vergnügt sein zu können."

„Nun, dann steht unserm Frohsinn nicht allzu viel im Wege," meinte Asta mit einem Seufzen, das man äußerst drollig fand; es war eine ganz neue Seite an Asta, witzig sein zu können.

„Sein Sie nicht geschmacklos, Erb — wer läßt denn noch Champagnerpfropfen knallen," und Gunnar entkorkte vorsichtig und geschickt die zweite Flasche — „ha, prächtig, 's ist doch ein zu famoser Anblick, wenn das so überschäumt im Glase — nur schade, daß es so kurz dauert."

„Das eben stört mich daran," sagte Thoma, „es erinnert an einen Menschen, der einen gewaltigen Anlauf nimmt und dann gleich wieder abflaut, ohne etwas geschafft zu haben . . ."

„Schaumwein!" rief der junge Geiger, goß sein

„Warum?“ fragte Thoma.

„O, ich dachte, wir könnten zusammen in die Philharmonie gehen, es ist ein schönes Programm —“

„Ich kann nicht,“ sagte Asta, „Herr Junker und Herr Erb kommen her zur Probe für unser zweites Konzert in der Singakademie.“

„Heute?“ rief Thoma interessiert. „O, dann bleibe ich auch hier, da kann ich doch endlich mal Deinen Wald . . . Herrn Junker in der Nähe sehen.“ Sie lachte, als Asta errötete und sie vorwurfsvoll ansah.

„Raimund Erb kommt auch?“ fragte Gunnar unbehaglich.

„Ja, kennen Sie ihn?“

„Ich habe ihn öfter bei Linsky gesehen — aber Thoma, da könnten wir beide doch gehen!“

„Nein, nein,“ rief Thoma lebhaft, „nun bleibe ich hier, auf Herrn Junker bin ich schon lange neugierig, und Du bleibst auch, nicht wahr, Gunnar, das wird furchtbar nett werden. Um wieviel Uhr kommen die Herren, Asta?“

„Um sechs — mein Gott, es ist schon halb, schnell, fort mit dem Theegeschirr und dann die Stimme probiert!“

„Und ich muß mich noch umziehen — wir machen eine richtige Fête daraus!“ Beide Damen sprangen auf und ergriffen die Theesachen.

„Aber Du bist doch wahrhaftig elegant genug für die Herren,“ sagte Gunnar ärgerlich.

„Elegant genug ja, aber ein Straßenkostüm paßt nicht für eine ‚musikalische Soiree‘,“ scherzte Thoma, „Du wirst Dich schon entschließen müssen, drüben in Fräulein Ostermanns Atelier ein wenig zu warten, Gunnar“ — und damit schob sie ihn mit neckischer Grazie zur Thür hinaus; alles Vorhergegangene erschien wie weggeweht.

Gunnar ging und wartete in dem dunkelnden Raum, hier und da einen zerstreuten Blick werfend auf den nackten Arm eines Heiligen oder eine Blumenstudie an den Wänden. Da Thoma nun doch einmal darauf bestand, hierzubleiben, so war es ihm schließlich lieber, auch dabei zu sein, und so blieb er.

Die beiden Damen hatten in aller Eile ihren beiden Zimmern und sich selbst ein festliches Ansehen gegeben. Zwei Lampen und die Klavierlichter brannten, der glühende Cylinder einer kleinen Räucherlampe strahlte erfrischenden Waldduft aus, auf der weißen Serviette eines Nebentisches stand Obst und Kuchen, und Thoma rückte mit nie fehlendem Geschmack hier einen Sessel, dort ein Tischchen zurecht oder ordnete an einer Dekoration.

Sie sah eigenartig reizvoll aus in ihrem weichen, dunkelroten Wollkleide mit der losen Bluse und den großen modernen Puffärmeln, die die weißen Unterarme frei ließen; das satte Rot hob die Blässe ihres Gesichts zu schöner Wirkung, und der feine Kopf trug äußerst graziös den schnell geordneten Knoten der braunen welligen Haare, die ein goldener Pfeil auf dem Hinterkopf festhielt. Mit leichter Mühe hatte sie auch Asta vermocht, sich festlich zu schmücken, und wie das lebhafte Rot Thomas nervöse Natur reizvoll illustrierte, so paßte das matte lila Schleppkleid, das Asta angelegt, sich prächtig ihren zarten Farben und dem rotblonden Haar an. Sie plauderten froh und neckisch miteinander; was Thomas Künstlernatur als solche leicht über Bord warf, das vergaß Asta in dem Eifer ihres Vorhabens, und strahlende Gesichter grüßten die drei Herren, als die Künstler eintrafen.

Asta sang; zuerst eine Arie aus einem Oratorium, zu der Waldemar Junkers Geige das begleitende Orchester andeutete; dann folgten Lieder, die Raimund auf dem Klavier accompagnierte. Wie Metall klang der reine schöne Mezzosopran der Sängerin durch die Räume, und ihr sonst leicht etwas kühler Vortrag vertiefte und erwärmte sich in Junkers Gegenwart. Sie liebte den genialen, hochbegabten Künstler, seitdem sie ihn vor zwei Jahren auf einer Tournee kennen gelernt, die Raimund, den sie vom Konservatorium her kannte, arrangiert; ihre etwas schwerfällige Natur hob und begeisterte sich an seiner Jugendfrische und seinem genialen Optimismus, und so hing ihre Seele an ihm als an dem, was in ihrem Leben noch jung, frisch und spannkräftig war. Sie wußte es, daß dies Gefühl einseitig war, daß diese Liebe ewig unerwidert bleiben würde, und sie hing ihr dennoch nach. Sie war sich dessen ganz genau bewußt: so wie Waldemar zu ihr sprach, so spricht die Liebe nicht, so lacht sie nicht, so drückt sie nicht die Hand; sie zeigt nicht so offen ihr Interesse, sie vernachlässigt nicht so harmlos . . . nein, nein, so sieht die Liebe nicht aus. Und dennoch — Asta konnte ihrem Herzen nicht gebieten, das doch immer wieder schmerzlich, zögernd, mit ungewolltem und fast unbewußtem Hoffen dem jungen liebenswürdigen Künstler entgegenschlug. Was sie weiter dachte, wie es enden solle — sie wußte es nicht, sie grübelte auch nicht, und wenn die Vernunft kam und sprechen wollte, dann wies sie sie ab oder lullte sich seelisch in Schlummer, daß sie sie nicht hörte. Sie liebte ihn, und sie war glücklich, wenn sie ihn sah — das war alles, was sie wissen mochte.

„O versenk', o versenk' Dein Leid, mein Kind,
In die See, in die tiefe See —“

sang ihre melancholische Stimme mit rührendem Ausdruck das schöne Lied von Lassen, und

„O Mutter, und bräche der Fels gleich im Wind,
Meine Liebe — sie hält ihn aus —“

schloß sie jubelnd und kräftig mit unmittelbarstem innigen Gefühl.

Thoma hörte ihr begeistert zu, noch nie hatte sie die Freundin so herrlich singen hören, und als sie geendet, da sprang sie mit Thränen in den großen Augen empor, umarmte sie und flüsterte: „Schön! Asta, wunderschön!“

Sie bemerkte es nicht, wie der junge Klavierspieler sich umgewandt hatte und sie mit den Augen umschlang, sie sah auch nicht, wie Gunnar ärgerlich dorthin sah und nervös an seinem Bart zupfte, aber sie hörte, wie Waldemar Junker in die Hände schlug und lebhaft rief: „Bravo, bravissimo, Asta, wenn Sie's so bringen am Montag, dann tragen Sie den Löwenanteil davon!“

Thoma empfand Wort und Beifall bitterweh

in Astas Seele: so lobt man nicht, wenn man liebt, wenn man auch nur fühlt, daß man selbst es ist, dem all die Innigkeit galt, die hier herausgeklungen, da sprach einzig der Künstler . . . .

„Nicht wahr, Raimund, was sagst Du — fein gesungen, was?"

Raimunds Augen glänzten lächelnd auf. „Sieh nur Fräulein von Liengaard an, und Du hast die Wirkung — mehr kann Asta nicht verlangen," sagte er und sprang auf. — „Wissen Sie übrigens, gnädiges Fräulein, daß ich Sie schon einmal gesehen habe —"

„Wirklich, wo denn?" lächelte Thoma.

„Sie kamen ins Künstlerzimmer bei unserm ersten Konzert — aber damals sahen Sie eigentlich ein bißchen finster aus — heut strahlen Sie!"

„Und das nächste Mal werden Sie mich vielleicht wieder finster finden —"

„Ich halte mich an das Heute — und heut müssen Sie etwas ganz besonders Schönes erlebt haben, daß Sie so glücklich sind?"

Thoma lachte etwas übermütig ihr musikalisches Lachen, und auch Asta stimmte ein wenig drein, wenn es auch halb im Seufzen erstarb.

„Nun wer weiß! Vielleicht erzähle ich es Ihnen später einmal — jetzt, meine Herrschaften, hier" — sie näherte sich dem Tisch mit Erfrischungen — „jetzt komme ich als einziges unkünstlerisches Wesen. . . ."

„Sie unkünstlerisch! Sie sind die Inkarnation des künstlerischen Nervs!" rief Raimund Erb. „Man sieht Ihnen das an, auch wenn Sie nie irgend etwas spielen, dichten oder malen solltent!"

„Immer sachte, Erb," rief Gunnar dazwischen. „Meine Cousine Thoma ist viel zu geschmackvoll, um so grobe Schmeicheleien zu goutieren."

In dem Gesicht des jungen Musikers stieg ein ärgerliches Rot auf, doch zwang er sich zum Scherz.

„Sapristi, gleich drei Ohrfeigen in einem Satz — ‚geschmacklos' — ein ‚Schmeichler' — und ein ‚grober' dazu, und doch hatte ich Ihnen im Grunde gar keine Schmeichelei sagen wollen, Fräulein von Liengaard."

Man lachte.

„Lieber Raimund," sagte Junker, „reite Dich nicht immer tiefer rein, sonst verdirbst Du's der Reihe nach mit uns allen."

„Ja, und dann kriegen Sie weder eine Apfelsine noch ein Stück Kuchen," fügte Thoma ebenso hinzu, ergriff die Fruchtschale und trat damit zu den Freunden, die sich mittlerweile in ihrem Zimmer an dem großen altmodischen Sofatisch niedergelassen hatten.

„Das ist ja famos!" rief Junker aus. „So etwas liebe ich: Früchte, Kuchen, wenn ich's auch nicht esse — es sieht doch so nett aus, es giebt ein ästhetisches Behagen — aber nun, Kinder — Wein! Ohne Wein geht es absolut nicht; komm, Raimund, wir gehen schnell hin und holen unsern Beitrag zu diesem Tischlein deck dich . . ." und ehe die Damen remonstrieren konnten, waren die beiden Musiker schon draußen.

„Reizend, es wird himmlisch!" rief Thoma mit lachenden Augen.

„Schnell die Gläser unterdessen," sorgte Asta, und plaudernd und trällernd setzten die beiden Mädchen die Gläser zurecht und richteten den Tisch her.

Gunnar stand am Fenster und starrte mürrisch hinaus; er war geärgert und verstimmt, Raimunds offenbares Interesse an Thomas Eigenart reizte ihn, und nur, daß sie es nicht zu bemerken oder doch nicht hoch anzuschlagen schien, ließ ihn einigermaßen in Stimmung bleiben. Thomas Seele gehörte ihm, und er konnte es nicht ertragen, wenn ein anderer danach griff; und er wollte sie festhalten, sie sich wahren, auch heut abend — o, es war ja so leicht für ihn . . . noch war es leicht.

Und Thoma machte es ihm noch leichter.

„Was ist Dir, Gunnar? Fehlt Dir etwas?" damit trat sie an ihn heran und legte die Hand auf seinen Arm.

Er wandte sich rasch zu ihr und ergriff diese Hand, „Jetzt nichts mehr!" beantwortete er ihre letzte Frage, lächelte sein liebenswürdiges weiches Lächeln, das ihn so hübsch machte, und küßte ihre Hand. Thoma errötete vor Freude.

„Thoma," sagte er leise und wollte sie an sich ziehen — da trat eben Asta wieder in das Zimmer, und man hörte die beiden Herren auf dem Korridor. Thoma aber war beseligt, und Gunnar nahm sich vor, der Fröhlichste unter den Fröhlichen zu sein.

„Wer rät, was wir hier gebracht haben?"

„Na, viel übern Alpenwein habt Ihr Euch wohl nicht aufgeschwungen," sagte Gunnar.

„Alpenwein?"

„O 'ne praktische Sorte: man kann damit in den tiefsten Spalt fallen — der zieht 'n zusammen!"

„Au, au!"

„Pfui, Gunnar — ich wette, 's ist Sekt!"

„Richtig, gnädiges Fräulein," sagte Herr Junker, „sehen Sie, das flüsterte Ihnen das Künstlerblut — doch nur heimische Marke: ‚Kaisersekt' — vor den kostbaren Schaumperlen der Champagne macht der Säckel des Künstlers traurig Halt —"

„Traurig — nein!" rief Raimund aus; „in der Beschränkung liegt der Genuß: es muß immer noch ein unerreichtes Darüber geben; es giebt sicher Leute, die nicht arm genug sind, um von Herzen vergnügt sein zu können."

„Nun, dann steht unserm Frohsinn nicht allzu viel im Wege," meinte Asta mit einem Seufzen, das man äußerst drollig fand; es war eine ganz neue Seite an Asta, witzig sein zu können.

„Sein Sie nicht geschmacklos, Erb — wer läßt denn noch Champagnerpfropfen knallen," und Gunnar entkorkte vorsichtig und geschickt die zweite Flasche — „ha, prächtig, 's ist doch ein zu famoser Anblick, wenn das so überschäumt im Glase — nur schade, daß es so kurz dauert."

„Das eben stört mich daran," sagte Thoma, „es erinnert an einen Menschen, der einen gewaltigen Anlauf nimmt und dann gleich wieder abflaut, ohne etwas geschafft zu haben . . ."

„Schaumwein!" rief der junge Geiger, goß sein

„Warum?“ fragte Thoma.

„O, ich dachte, wir könnten zusammen in die Philharmonie gehen, es ist ein schönes Programm —“

„Ich kann nicht,“ sagte Asta, „Herr Junker und Herr Erb kommen her zur Probe für unser zweites Konzert in der Singakademie.“

„Heute?“ rief Thoma interessiert. „O, dann bleibe ich auch hier, da kann ich doch endlich mal Deinen Wald . . . Herrn Junker in der Nähe sehen.“ Sie lachte, als Asta errötete und sie vorwurfsvoll ansah.

„Raimund Erb kommt auch?“ fragte Gunnar unbehaglich.

„Ja, kennen Sie ihn?“

„Ich habe ihn öfter bei Linsky gesehen — aber Thoma, da könnten wir beide doch gehen!“

„Nein, nein,“ rief Thoma lebhaft, „nun bleibe ich hier, auf Herrn Junker bin ich schon lange neugierig, und Du bleibst auch, nicht wahr, Gunnar, das wird furchtbar nett werden. Um wieviel Uhr kommen die Herren, Asta?“

„Um sechs — mein Gott, es ist schon halb, schnell, fort mit dem Theegeschirr und dann die Stimme probiert!“

„Und ich muß mich noch umziehen — wir machen eine richtige Fête daraus!“ Beide Damen sprangen auf und ergriffen die Theesachen.

„Aber Du bist doch wahrhaftig elegant genug für die Herren,“ sagte Gunnar ärgerlich.

„Elegant genug ja, aber ein Straßenkostüm paßt nicht für eine ‚musikalische Soiree‘,“ scherzte Thoma, „Du wirst Dich schon entschließen müssen, drüben in Fräulein Ostermanns Atelier ein wenig zu warten, Gunnar“ — und damit schob sie ihn mit neckischer Grazie zur Thür hinaus; alles Vorhergegangene erschien wie weggeweht.

Gunnar ging und wartete in dem dunkelnden Raum, hier und da einen zerstreuten Blick werfend auf den nackten Arm eines Heiligen oder eine Blumenstudie an den Wänden. Da Thoma nun doch einmal darauf bestand, hierzubleiben, so war es ihm schließlich lieber, auch dabei zu sein, und so blieb er.

Die beiden Damen hatten in aller Eile ihren beiden Zimmern und sich selbst ein festliches Ansehen gegeben. Zwei Lampen und die Klavierlichter brannten, der glühende Cylinder einer kleinen Räucherlampe strahlte erfrischenden Waldduft aus, auf der weißen Serviette eines Nebentisches stand Obst und Kuchen, und Thoma rückte mit nie fehlendem Geschmack hier einen Sessel, dort ein Tischchen zurecht oder ordnete an einer Dekoration.

Sie sah eigenartig reizvoll aus in ihrem weichen, dunkelroten Wollkleide mit der losen Bluse und den großen modernen Puffärmeln, die die weißen Unterarme frei ließen; das satte Rot hob die Blässe ihres Gesichts zu schöner Wirkung, und der feine Kopf trug äußerst graziös den schnell geordneten Knoten der braunen welligen Haare, die ein goldener Pfeil auf dem Hinterkopf festhielt. Mit leichter Mühe hatte sie auch Asta vermocht, sich festlich zu schmücken, und wie das lebhafte Rot Thomas nervöse Natur reizvoll illustrierte, so paßte das matte lila Schleppkleid, das Asta angelegt, sich prächtig ihren zarten Farben und dem rotblonden Haar an. Sie plauderten froh und neckisch miteinander; was Thomas Künstlernatur als solche leicht über Bord warf, das vergaß Asta in dem Eifer ihres Vorhabens, und strahlende Gesichter grüßten die drei Herren, als die Künstler eintrafen.

Asta sang; zuerst eine Arie aus einem Oratorium, zu der Waldemar Junkers Geige das begleitende Orchester andeutete; dann folgten Lieder, die Raimund auf dem Klavier accompagnierte. Wie Metall klang der reine schöne Mezzosopran der Sängerin durch die Räume, und ihr sonst leicht etwas kühler Vortrag vertiefte und erwärmte sich in Junkers Gegenwart. Sie liebte den genialen, hochbegabten Künstler, seitdem sie ihn vor zwei Jahren auf einer Tournee kennen gelernt, die Raimund, den sie vom Konservatorium her kannte, arrangiert; ihre etwas schwerfällige Natur hob und begeisterte sich an seiner Jugendfrische und seinem genialen Optimismus, und so hing ihre Seele an ihm als an dem, was in ihrem Leben noch jung, frisch und spannkräftig war. Sie wußte es, daß dies Gefühl einseitig war, daß diese Liebe ewig unerwidert bleiben würde, und sie hing ihr dennoch nach. Sie war sich dessen ganz genau bewußt: so wie Waldemar zu ihr sprach, so spricht die Liebe nicht, so lacht sie nicht, so drückt sie nicht die Hand; sie zeigt nicht so offen ihr Interesse, sie vernachlässigt nicht so harmlos . . . nein, nein, so sieht die Liebe nicht aus. Und dennoch — Asta konnte ihrem Herzen nicht gebieten, das doch immer wieder schmerzlich, zögernd, mit ungewolltem und fast unbewußtem Hoffen dem jungen liebenswürdigen Künstler entgegenschlug. Was sie weiter dachte, wie es enden solle — sie wußte es nicht, sie grübelte auch nicht, und wenn die Vernunft kam und sprechen wollte, dann wies sie sie ab oder lullte sich seelisch in Schlummer, daß sie sie nicht hörte. Sie liebte ihn, und sie war glücklich, wenn sie ihn sah — das war alles, was sie wissen mochte.

„O versenk', o versenk' Dein Leid, mein Kind,
In die See, in die tiefe See —“

sang ihre melancholische Stimme mit rührendem Ausdruck das schöne Lied von Lassen, und

„O Mutter, und bräche der Fels gleich im Wind,
Meine Liebe — sie hält ihn aus —“

schloß sie jubelnd und kräftig mit unmittelbarstem innigen Gefühl.

Thoma hörte ihr begeistert zu, noch nie hatte sie die Freundin so herrlich singen hören, und als sie geendet, da sprang sie mit Thränen in den großen Augen empor, umarmte sie und flüsterte: „Schön! Asta, wunderschön!“

Sie bemerkte es nicht, wie der junge Klavierspieler sich umgewandt hatte und sie mit den Augen umschlang, sie sah auch nicht, wie Gunnar ärgerlich dorthin sah und nervös an seinem Bart zupfte, aber sie hörte, wie Waldemar Junker in die Hände schlug und lebhaft rief: „Bravo, bravissimo, Asta, wenn Sie's so bringen am Montag, dann tragen Sie den Löwenanteil davon!“

Thoma empfand Wort und Beifall bitterweh

in Astas Seele: so lobt man nicht, wenn man liebt, wenn man auch nur fühlt, daß man selbst es ist, dem all die Innigkeit galt, die hier herausgeklungen, da sprach einzig der Künstler . . . .

„Nicht wahr, Raimund, was sagst Du — fein gesungen, was?"

Raimunds Augen glänzten lächelnd auf. „Sieh nur Fräulein von Liengaard an, und Du hast die Wirkung — mehr kann Asta nicht verlangen," sagte er und sprang auf. — „Wissen Sie übrigens, gnädiges Fräulein, daß ich Sie schon einmal gesehen habe —"

„Wirklich, wo denn?" lächelte Thoma.

„Sie kamen ins Künstlerzimmer bei unserm ersten Konzert — aber damals sahen Sie eigentlich ein bißchen finster aus — heut strahlen Sie!"

„Und das nächste Mal werden Sie mich vielleicht wieder finster finden —"

„Ich halte mich an das Heute — und heut müssen Sie etwas ganz besonders Schönes erlebt haben, daß Sie so glücklich sind?"

Thoma lachte etwas übermütig ihr musikalisches Lachen, und auch Asta stimmte ein wenig drein, wenn es auch halb im Seufzen erstarb.

„Nun wer weiß! Vielleicht erzähle ich es Ihnen später einmal — jetzt, meine Herrschaften, hier" — sie näherte sich dem Tisch mit Erfrischungen — „jetzt komme ich als einziges unkünstlerisches Wesen. . . ."

„Sie unkünstlerisch! Sie sind die Inkarnation des künstlerischen Nervs!" rief Raimund Erb. „Man sieht Ihnen das an, auch wenn Sie nie irgend etwas spielen, dichten oder malen sollten!"

„Immer sachte, Erb," rief Gunnar dazwischen. „Meine Cousine Thoma ist viel zu geschmackvoll, um so grobe Schmeicheleien zu goutieren."

In dem Gesicht des jungen Musikers stieg ein ärgerliches Rot auf, doch zwang er sich zum Scherz.

„Sapristi, gleich drei Ohrfeigen in einem Satz — ‚geschmacklos' — ein ‚Schmeichler' — und ein ‚grober' dazu, und doch hatte ich Ihnen im Grunde gar keine Schmeichelei sagen wollen, Fräulein von Liengaard."

Man lachte.

„Lieber Raimund," sagte Junker, „reite Dich nicht immer tiefer rein, sonst verdirbst Du's der Reihe nach mit uns allen."

„Ja, und dann kriegen Sie weder eine Apfelsine noch ein Stück Kuchen," fügte Thoma ebenso hinzu, ergriff die Fruchtschale und trat damit zu den Freunden, die sich mittlerweile in ihrem Zimmer an dem großen altmodischen Sofatisch niedergelassen hatten.

„Das ist ja famos!" rief Junker aus. „So etwas liebe ich: Früchte, Kuchen, wenn ich's auch nicht esse — es sieht doch so nett aus, es giebt ein ästhetisches Behagen — aber nun, Kinder — Wein! Ohne Wein geht es absolut nicht; komm, Raimund, wir gehen schnell hin und holen unsern Beitrag zu diesem Tischlein deck dich . . ." und ehe die Damen remonstrieren konnten, waren die beiden Musiker schon draußen.

„Reizend, es wird himmlisch!" rief Thoma mit lachenden Augen.

„Schnell die Gläser unterdessen," sorgte Asta, und plaudernd und trällernd setzten die beiden Mädchen die Gläser zurecht und richteten den Tisch her.

Gunnar stand am Fenster und starrte mürrisch hinaus; er war geärgert und verstimmt, Raimunds offenbares Interesse an Thomas Eigenart reizte ihn, und nur, daß sie es nicht zu bemerken oder doch nicht hoch anzuschlagen schien, ließ ihn einigermaßen in Stimmung bleiben. Thomas Seele gehörte ihm, und er konnte es nicht ertragen, wenn ein anderer danach griff; und er wollte sie festhalten, sie sich wahren, auch heut abend — o, es war ja so leicht für ihn . . . noch war es leicht.

Und Thoma machte es ihm noch leichter.

„Was ist Dir, Gunnar? Fehlt Dir etwas?" damit trat sie an ihn heran und legte die Hand auf seinen Arm.

Er wandte sich rasch zu ihr und ergriff diese Hand, „Jetzt nichts mehr!" beantwortete er ihre letzte Frage, lächelte sein liebenswürdiges weiches Lächeln, das ihn so hübsch machte, und küßte ihre Hand. Thoma errötete vor Freude.

„Thoma," sagte er leise und wollte sie an sich ziehen — da trat eben Asta wieder in das Zimmer, und man hörte die beiden Herren auf dem Korridor. Thoma aber war beseligt, und Gunnar nahm sich vor, der Fröhlichste unter den Fröhlichen zu sein.

„Wer rät, was wir hier gebracht haben!"

„Na, viel übern Alpenwein habt Ihr Euch wohl nicht aufgeschwungen," sagte Gunnar.

„Alpenwein?"

„O 'ne praktische Sache: [illegible] den tiefsten Spalt fallen — [illegible]"

„Au, au!"

„Pfui, Gunnar — [illegible]"

„Richtig, gnädiges Fräulein," [illegible] „sehen Sie, das [illegible] doch nur heimische Marke [illegible] kostbaren Schaumweine [illegible] Säckel des Künstlers [illegible] —"

„Traurig — [illegible] der Beschränkung [illegible]

[illegible]

Glas voll und führte dann gleich das schäumende Naß zum Munde. „Darum muß man's trinken, ehe es verschäumt, im Zugreifen liegt's! Wie singt Schiller — ‚und der mächtigste von allen Herrschern ist der Augenblick!‘ und ‚lerne nur das Glück ergreifen, denn das Glück ist immer da!‘“

„Trinken wir also auf das Glück!“ rief Thoma mit blitzenden Augen, „es ist die rechte Göttin für uns alle, die wir dahin abenteuern neben den langweiligen Bürgersteigen der ‚Gesellschaft‘. Wir brauchen sie, und — sie braucht uns, denn was soll sie bei denen, die sich andere Götzen machen! Ich will auf Dich hoffen, Fortuna, Göttin des Glücks, und wenn Du mir morgen Deine Hand aus den Wolken reichst, ich fasse sie!“ Lachend stieß sie ihr Glas an Astas, unter Hochrufen erklangen auch die übrigen Gläser.

Man hätte Thoma jetzt geradezu schön finden können in dem sprühenden Leben, das ihr um Augen und Lippen zuckte, und das doch immer gehalten und gemildert ward durch ein nie fehlendes ästhetisches Empfinden — aber wer sie so sah, der dachte nicht darüber nach, ob sie schön sei: sie bezauberte, und das war genug, und Astas positive Schönheit verschwand sogar dagegen. Stolz und entzückt, angeregt in jedem Nerv, sog Gunnar ihr Wesen ein, er zitterte, als jetzt ihr weißer Arm das Glas bei ihm vorbeiführte und er den feinen Duft ihrer Haut atmete, er liebte sie in diesen Augenblicken mit allen seelischen und allen sinnlichen Pulsen. Seine Augen hingen an ihren bewegten Zügen und ließen sie nicht los, während von der anderen Seite die heißen, dunkeln Augen des geistvollen Musikers um ihre Blicke warben.

„Ja, das Glück und seine Kinder,“ rief Gunnar, „und wir seine Lieblingskinder, die Zigeuner, die wenig fürchten, nicht allzuviel hoffen, sich aber über nichts wundern — grad' die rechten Leut' für das Glück und für die Dichter — wie sagt Hauff, als er die Burschenjahre preist: ‚Wie soll ich Dich genug preisen, Du rohes, liebliches, unharmonisches, gesangvolles, zurückstoßendes und doch so mild erquickendes Zigeunerleben!‘ Kommen Sie, Erb, lassen Sie's uns feiern in Wort und Lied, spielen Sie mal so was Zigeunerhaftes von Brahms oder Dvorak,“ und dann stand Gunnar neben dem Klavier, das feine Gesicht leicht gerötet, das Glas in der Hand, und, seine schöne, weiche Stimme mit bewundernswertem Geschick dem Spiel anpassend, deklamierte er:

„Drei Zigeuner fand ich einmal —“

Wie er das Bild trefflich charakterisierte, die wenig dramatischen Verse belebte, und wie entzückend leichtsinnig und skeptisch, weltfroh und weltverachtend er die Schlußzeilen herausbrachte:

„Wie man's verraucht, verschläft, vergeigt —
Und es dreimal verachtet!“

„Bravo, Bolinder, bravissimo, das war brillant, in den Ton fall' ich ein,“ und Waldemar Junker ergriff seine Geige und „Ungarische Tänze von Brahms“ spielte er, es war, als ob selbst der Bogen hüpfte vor Lust, und dann spielte Raimund seine Tarantella, und dann lachten sie, und Gunnar deklamierte ein Liebeslied, und dann wurde Raimund melancholisch und träumte zu Thoma hinüber und stammelte Hafisische Verse — und eine Poesie hing in der Luft, die nicht Ton noch Worte vertrug, und dazwischen zog ein Duft von Wein und Orangen und Cigaretten umher in den bescheidenen Zimmern im vierten Stock. Und draußen lag die große, reiche Welt, und jedem von ihnen gehörte sie ganz!

Und dann waren die Flaschen leer, und die Herren nahmen Geige und Noten, und die Thür fiel hinter ihnen zu. Aber dann klingelte es noch einmal, und als Thoma rasch wieder öffnete, da war es Gunnar.

„Hast Du noch etwas vergessen, Gunnar?“

„Ja!“ Und er preßte sie heftig an sich und küßte sie heiß und zitternd auf den Mund; dann rannte er den andern nach, die Treppen hinunter.

Thoma drückte beide Hände auf die Brust, ihr Herz klopfte und zuckte vor Seligkeit; ihre geöffneten Lippen zitterten im Lächeln. Mechanisch ordnete sie ihr Lager, löste sie ihr Haar, entkleidete sie sich. Asta ging ab und zu und ordnete, Thoma sah es nicht. Sie sank in die Kissen und träumte noch — und träumte schon . . .

Als dann Fräulein Ostermann nach Hause kam, bat Asta sie um etwas Brot und Fleisch und trat damit an Thomas Lager.

„Thoma, Du hast heute noch fast gar nichts gegessen —“

Thoma antwortete nicht; regelmäßig atmend wie ein Kind lag sie da, über ihren Augen lagen feucht und lachensmatt die schweren Lider, aber auf den rosigen Wangen, da saß noch das Lächeln — ein sorgloses, seliges Lächeln . . . Asta löschte das Licht und schlich zurück in ihr Zimmer.

Sechstes Kapitel.

Der nächste Morgen brachte den letzten Tag des Januar herauf. Asta Engelbrecht hatte schlecht geschlafen in der Nacht. Was würde nun am folgenden Tage geschehen, wohin würde Thoma gehen, was anfangen? Asta wußte, daß sie ganz unberechenbar war, und daß sie ebenso gut etwas Vernünftiges wie etwas Verzweifeltes zu Wege bringen könne.

Als es Tag war, öffnete sie vorsichtig die Thür und lugte hinein; im gleichen Augenblick ertönte draußen schrill die Glocke und schreckte die Schläferin empor. Die Freundinnen tauschten nur eben ein „Guten Morgen,“ als es auch schon an Thomas Thür klopfte und das milde Gesicht Fräulein Ostermanns in das Zimmer hineinsah.

„Hier ist ein großer, eingeschriebener Brief aus Ihrer Heimat, Fräulein Thoma, Sie möchten unterschreiben —“

„Ein Einschreibebrief aus Flensburg!“

Thoma richtete sich lebhaft empor, und Asta reichte ihr schnell Tinte und Feder.

„Vom Gericht?!“ Mit fliegenden Fingern unterschrieb Thoma und griff dann nach ihrem Portemonnaie, „ach so, ja,“ sagte sie und ein beinahe schalkhaftes Lächeln glitt über ihr Gesicht, „gieb doch dem Manne ein Trinkgeld, Asta, und nun —“

Ihre zitternden Hände rissen das Schreiben auf, im Nu überflog es ihr Blick.

„Asta! Asta!"

Jauchzend, fast unartikuliert in seinem Jubel gellte es durchs Zimmer, heraus aus dem Bette war Thoma, flog in ihrem langen Nachtgewande auf die Freundin zu und umarmte sie unter abgerissenen Entzückenslauten, das Blatt in der Hand festkrampfend.

„Thoma, so sprich doch!"

„Ich kann noch nicht — da, da, lies!" und das Schreiben der Freundin zuwerfend, fiel sie vor Freude in die Kniee, warf die Hände empor, lachte und weinte in einem Atem und gebärdete sich wie eine Verzückte:

„Es ist die Freiheit, Asta, begreifst Du, was das heißt?! Die Freiheit, das Licht, das Leben! Es ist Luft und Sonne und Glück —" sie sprang empor, „ach, Asta, es ist auch das Glück!"

„Thoma, liebe Thoma, mein Gott, wie ich mich freue! Wirklich, da steht es: Herr Jasmussen plötzlich gestorben — an einem Herzschlag gestorben, und das ganze, große Vermögen jetzt Dein! Ach, das ist zu herrlich, Thoma, ja, es ist die Erlösung, mein armes Herz, und es ist — hoffentlich auch das Glück!"

Mit Thränen in den Augen umarmte sie die Freundin, die das bedeutungsvolle Blatt wieder ergriffen hatte und starr darauf niederblickte, als könne sie es noch gar nicht fassen.

„Aber nun kleide Dich an, und wir wollen es Fräulein Ostermann mitteilen und ihr sagen, daß Du bleibst!"

Die liebenswürdige, alte Malerin freute sich in rührender Weise mit an dem Glück ihrer jungen Hausgenossin, die sie nun schon zwei Jahre lang bei sich beherbergte, und die sie so lieb hatte wie ein Kind, trotz der Härten und Schroffen in Thomas Charakter. Sie hatte auch das Zimmer nicht anderweitig vermietet, ja, es nicht einmal angezeigt: sie hatte immer gehofft und gewollt, daß Thoma bleiben solle.

„Fortunas Hand, Asta!" rief Thoma und strählte ihr knisterndes Haar zurück, „man könnte abergläubisch werden, es war wie Hellseherei. Gestern noch pennyless bis zum Bettel — heut eine reiche Erbin . . . es ist schwer zu fassen! Ich glaube, es wird mir erst nach und nach zum Bewußtsein kommen — heute empfinde ich nur im großen, daß es Freiheit ist, Freiheit und — Glück!"

Sie nahm Gunnars Bild, das auf dem Schreibtisch stand, und blickte es liebevoll eine Zeitlang an, dann vollendete sie rasch ihren Anzug.

„Ich werde natürlich Onkel Scholten bitten, alles für mich zu ordnen," hub sie wieder an, als die Freundinnen beim Frühstück saßen, „ich gehe gleich hin — was die nur sagen werden!"

Wieder klingelte es draußen und klopfte an Thomas Thür; sie warf einen entsetzten Blick auf die Unordnung des Zimmers.

„Herein, sofern man weiblich ist!" rief sie lachend.

Die Thür wurde halb geöffnet, und Doktor Clara steckte ihr Gesicht herein; lautes Gelächter begrüßte sie, der Zufall war zu drollig gewesen.

Die Besucherin sah erstaunt von einer zur anderen:

„Seid Ihr toll!" sagte sie dann achselzuckend, „und jetzt erst zu frühstücken, da werdet Ihr heute nicht viel schaffen — dazu muß man früher aufstehen!"

Wieder lachten die Freundinnen hell auf.

„Falsch, falsch!"

„Hier giebt's der liebe Gott im Schlaf!"

„Hurra!"

„Nee, hört mal, Kinder, ich glaube wirklich —"

„Da, da, lies," lachte Thoma, die den bedeutungsvollen Brief wieder aus dem Schrank genommen hatte, „na, was sagst Du nun? Sind wir noch toll, oder, wenn wir's sind — haben wir wenigstens Ursach', es zu sein?!"

„Donnerwetter, das ist ja famos!" rief Doktor Clara erfreut aus, warf das Blatt auf den Tisch und umarmte Thoma, indem sie sie burschikos auf den Rücken klopfte, „ja, da konntet Ihr wohl lachen I, das freut mich aber wirklich ganz kolossal!" Ihr hübsches, frisches Gesicht sah sehr anziehend aus in ihrer ehrlichen, herzlichen Mitfreude und die weiche Güte, die trotz ihrer kecken Art in ihrer Natur steckte, strahlte aus den hellen, lachenden Augen.

„Na," sagte sie dann, „da wirst Du wohl keinen Sinn haben für eine knifflige Frage, in der ich eigentlich Deinen Rat einholen kam?"

„Wer weiß — ich fühle heute morgen die Fähigkeit in mir, sämtliche knifflige Fragen der Welt und noch einige andere zu lösen! Heraus damit — was ist's?"

„Ich will eine größere wissenschaftliche Arbeit machen."

„Ah! Darauf war ich allerdings nicht vorbereitet; darin kann gerade ich Dir doch wohl am wenigsten —"

„Im Gegenteil, gerade darin kannst Du mir am ehesten raten. In Fragen des Lebens, persönlichen Entschlüssen und dergleichen frage ich nie um Rat, das ist Unsinn, da kann niemand urteilen als man selbst; wer da fragt, der weiß gewöhnlich recht gut, was er zu thun hat, möchte aber das Gegenteil thun und hofft, daß ihm der andere das raten wird — nein, nein, wenn ich einmal über mein Leben bestimmen will, werde ich niemand fragen, da kannst Du sicher sein, aber dies — das ist eine andere Sache: Du sollst gewissermaßen Publikum sein."

„Halt!" rief Thoma halb scherzend aus, „da bist Du nach meinem Empfinden schon auf dem Holzwege — ich würde bei einer ernsten Arbeit nie vom Publikum ausgehen, sondern von mir selbst; das Auge, das nach den Leuten schielt, sieht schon nicht mehr klar!"

(Fortsetzung folgt.)



Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Die Nachtigal als Salomon.

Amsel sprach: „Seht ihr die Liese,
Wie sie gestern auf der Wiese
Von dem Hans sich küssen ließ?
Zwanzig nahm er sich, ihr Brüder,
Und sie gab ihm alle wieder
Ganz genau, ich zählte dies!"
„Dreißig waren's, sprach der Finke,
Der behende kleine flinke,
Ich saß auf dem Apfelbaum,
Sah, so wahr wie ich hier stehe,
Dreißig, und die reichten kaum."
„Zwanzig waren's, Du Verräter,
„Dreißig, Wahrheitsattentäter
Du mit frechem Angesicht."
Nachtigal spricht: „Ruhig, Kinder,
Ihr seid alle gleiche Sünder,
Wisset, Küsse zählt man nicht!"

Eine Vorlesung in der Hölle.

Episode aus Xanthippens Leben nach dem Tode.

Von **Marie Schwarz.**

Es war einmal — das heißt, sie lebt heutigen Tages noch da und dort — eine böse Frau mit dem lieblichen Namen Xanthippe, die den ganzen Tag im Haus herumkeifte. Sie hatte einen sehr sanften, guten Mann, aber seine Güte und Langmut half ihm gar nichts dem bösen Zankteufel gegenüber. Wie er's auch machen mochte, gekeift wurde doch. Blieb er abends bei ihr zu Haus, so schalt sie, daß er ein Stubenhocker und Topfgucker sei, der ihr beständig an der Tasche sitze; und ging er aus und kam ein Viertel nach zehn Uhr heim, so zankte sie, er sei ein liederlicher Nachtschwärmer und sie das beklagenswerteste Weib. Es war zum Davonlaufen, wenn man zur Erleichterung nicht lieber Radschlagen vorzog. Der Mann lief denn auch oft genug davon, ins Wirtshaus natürlich, in das es ihn sonst nicht allzu sehr gezogen hätte, wäre seine Häuslichkeit eine anmutendere gewesen, und machte sich drei Kreuze ob der bösen Sieben. Ja, was bleibt solchem armen Teufel von hereingefallenem Ehemann denn übrig; wenn ihn daheim ein böser Hausteufel forttreibt, da muß er ja dem Spiel- oder Trinkteufel geradeswegs in die Arme laufen. Oder gar dem allerschlimmsten, der ihm zuraunt: „Greif zur Pistole" oder „sieh, das Wasser ist gar nicht weit — und dann hast Du Ruh, köstliche, langentbehrte Ruh für ewig!" — Eines Tages mußte Frau Xanthippe sich hinlegen. Sie krankte an dem eigenen Gift, das sie allzu reichlich verspritzt. Am Zanksuchtsbacillus litt sie. Ein Kommabacillus ist der nun jedenfalls nicht, denn er weiß nichts von Interpunktion, weder von Komma, noch irgend einem anderen Ruhepunkt. Anhalten und Stimme sinken lassen, das giebt's bei dem nicht. „Schwatzen und Schwatzen ohne End, ja dazu — treibt er die Leute ohne Rast und Ruh!" Eher kann ich ihn mir als spiralförmiges Tierlein denken, denn der damit Behaftete verrät eine krankhafte Neigung alles hübsch in die Runde herumzureden; man denkt einmal, na, nun ist er fertig, o nein! Immer rundum, rundum treibt das Zünglein! Dies und das Reden ohne Punkt und Komma sind so die vornehmsten Merkmale des netten Geschöpfleins. Ihr Frauen allzusammen, hoch und gering, könntet hier gleich einmal überlegen, ob diese Symptome sich etwa auch bei Euch zeigen! —

Und es dauerte gar nicht lange, da war Frau Xanthippe an ihrem Lieblingsbacillus hin. Da betrübte sie es nun recht, zu sehen, daß ihr Mann mit ganz heiterem Gesicht herumging, als wollte er damit andeuten: „Bin froh, daß ich sie los bin!" —

Sie konnte nämlich, obgleich sie tot war und starr und steif dalag, alles sehen und hören, was um sie vorging. Das machte, sie war als Seele an der irdischen Stätte ihrer langjährigen, virtuosen Keifthätigkeit noch vorhanden. Gleich nach ihrem Abscheiden hatte sie sich freilich, Verlangen tragend nach einem Zustande höherer Vollkommenheit, — aber nicht im Keifen, behüte, diesmal war es ihr Ernst mit der Vervollkommnung — nach dem Himmel gewendet. Petrus aber, der Alte, hatte sie vom Himmelthor fortgewiesen.

„Da hinein ist, solange ich hier Pförtner bin, noch nie eine Zänkerin gekommen," versicherte er ihr kurz.

So war sie wieder zur Erde hinabgeschwebt und irrte ratlos um ihre tote, seelenlose Hülle herum. Im ersten Zorn über die schnöde Abweisung da oben — Du lieber Himmel, Zanken war doch gerade noch keine von den sieben Todsünden! — nahm sie sich vor, dem Petrus eine gehörige Predigt zu halten, wenigstens so'n kleines Pröbchen davon in ihrer beliebten Art, von jener scharfen Sorte, bei der ihr Mann gleich immer die Bettdecke über beide Ohren gezogen hatte.

Jetzt, da sie mit Bitten oben nicht durchgedrungen, wollte sie einmal sehen, ob sie sich in der ihr geläufigeren Weise Eingang verschaffen würde. Und um das zu probieren, befand sie sich nun zum zweiten Mal unterwegs nach dem Himmel.

Aber Petrus sollte nie erfahren, was ihm gedroht. Als sie den Kreuzweg erreichte, wo der eine lichte, ansteigende Pfad zum Himmel aufwärts führt, der andere schauerlich, eng und dunkel, tief und tiefer zur Hölle hinab, verlegten ihr vier schwarze, gehörnte und geschwänzte Gesellen mit freundlichem Grinsen den Weg. Sie hatten dort auf die Zänkerin, schien's, mit einer schwarzen, mit grünen Zweiglein festlich wie ein Kremser geschmückten Tragbahre gewartet und luden sie mit ehrerbietigen Verneigungen ein, darauf Platz zu nehmen. Sie wollte erst nicht recht, aber man fragte sie nicht lange, sondern stuckte sie mit Gewalt darauf nieder; und fort ging's dann im Trabe zur Hölle hinab. Sie wollte schreien, dagegen protestieren, konnte aber kein Wort hervorbringen. — Als die vier schwarzen Sänftenträger mit ihrer federleichten Last in dem weiten Höllensaal anlangten — Xanthippe war vom vielen Keifen spindelbürr geworden, und ihre Seele darüber erst recht vermickert — und dort ihren Obermeister, den großen Teufel, auf seinem Thron, einer alten Geldkiste

sitzen sahen, heulten sie laut vor Freude und riefen: „Euer höllische Majestät, wir haben sie, da ist sie, die vorzügliche Seele!“

Frau Xanthippe befürchtete schon zähneklappernd, sie solle ins Fegefeuer kommen, aber ganz im Gegenteil schien man ihr die größten Ehren erweisen zu wollen

Der Höllenfürst stand auf, etwas, das er nur bei Anlangen sehr wichtiger Seelen thut, kam mit unmerklichem Hinken auf Frau Xantippe zu und machte ihr eine hofmännische Verbeugung. Merkt wohl, in der Hölle hält man auf gefällige Weltform. Man hat Ursache dazu, denn mit solchen Formen hat der Teufel schon manch armem Weltkind die Augen verblendet!“

„Bin enchantiert, Sie hier zu begrüßen!“ lispelte er, seinen Finger küßend. „Habe schon gehört, daß Sie auf Erden die redegewandteste, zungenfertigste Frau der Welt waren. Ich ernenne Sie, in dankbarer Anerkennung Ihrer Verdienste zur Ehrenbürgerin in der Hölle und werde Ihnen sogleich den Ehrenplatz, an meiner höchsteigenen, rechten Seite anweisen.“ — Damit bot er der noch immer Sprachlosen galant den Arm und geleitete sie auf besagten Stuhl, einen verhältnismäßig recht angenehm kühlen Platz.

Dann wandte er sich an all die Teufel groß und klein und sprach: „Ich habe die Ehre, Euch, meine Lieben, hier Frau Xanthippe Sanftleben vorzustellen, Zankteufelin erster Ordnung, nach Falb — nein, nach mir selber. Für ihr gutes, braves Verhalten auf Erden, darob bei uns so oft große Freude war, soll sie nun aber auch gebührend belohnt werden. Sie mag uns die langen Höllenabende, die namentlich im Winter so langweilig sind, auf angenehmste Weise verkürzen, indem sie uns ihre schönen, so charaktervollen Gardinenpredigten vorliest.“

Frau Xanthippe, die bisher noch nicht zu Wort gekommen war, ein wunderbarer, höchst beängstigender Zustand bei ihr, machte eine gewaltsame Anstrengung zu reden und wollte, da sie ihre Zunge danach etwas leichter werden fühlte, schon einwenden, daß sie das alles ja gar nicht auswendig wisse.

Doch der Teufel, der zu wissen schien, was sie hatte sagen wollen, winkte mit triumphierender Miene zwei Teufelchen. Da brachten sie keuchend zwei dicke, große Bücher angeschleppt und legten sie vor Xanthippe nieder. „Alles stenographiert!“ lächelte der Meister stolz. „Aber bitte, nun fangen Sie an! Wir brennen hier alle vor Begierde, von Ihrem oratorischen Talent zu profitieren!“

Xanthippe mußte wohl oder übel mit Lesen anfangen. Ein falscher, schielender Blick aus der Höllenmajestät Augen sagte ihr, daß es nicht ratsam sei, sich länger zu zieren. Sie las und las stundenlang, und zwar mit vor Unwillen sich immer höher rötenden Wangen.

Guter Gott! Das war ja ein ihr ganz fremdes und zwar sehr boshaftes Geschöpf, was sie da aus diesen Blättern anstarrte! — — Ei, solch ein abscheulicher Nickel! — — Daß Dich! Wie sie ihrem guten, viel zu geduldigen Manne das Leben um gar nichts sauer machte, ihn mit widerwärtigem Geträsch und Gekeife förmlich malträtierte! Empörend! — — Ach so! Das sollte sie ja wohl selbst . . . Aber nein, nein! Das war unmöglich! Das konnte nicht sein! Sie konnte das selbst nicht alles gesagt haben — unglaublich! . . .

Sie klappte den Band mit einem energischen Rucke zu und den Teufel streng ansehend, sagte sie: „Das könnte ja kein Pferd aushalten! So etwas zu lesen ist schon gräßlich, aber es mitanhören sollen, geht über Menschenvermögen! Wer hat das stenographiert?!“ — — Sie rief es zornig.

„Ich war selbst so frei,“ entgegnete der Teufel. „Aber bitte, fahren Sie doch fort. Es war zu interessant, zu sehen, wie sie ihn peu à peu immer mehr unterbutterten! Ganz reizend! Da kann ich ja sogar noch von Ihnen lernen!“

„Nein!“ rief Xantippe heftig und in bittere Thränen ausbrechend, „es ist gar nicht reizend! Und ich will auch nicht fortfahren! Dies Buch ist ja wie ein Spiegel, der mir aber nur ein verzerrtes Antlitz zeigt! Aber das alles sind nur Lügen, müssen es sein! Das kann ich ja gar nicht gesagt haben, denn das — das — so etwas sagt eine gute Frau überhaupt nicht!“

„Sie waren aber keine gute, Verehrteste,“ versetzte der Teufel seelenruhig, duckte sich aber schnell.

Da hatte er auch schon Madame X.' gesammelte und wahrheitsgetreue stenographierte Gardinenpredigten an den Kopf bekommen! Das heißt „hätte“, wenn er nicht jene löbliche Vorsicht gegenüber dem Funkeln ihrer Augen gebraucht hätte.

Sie wollte in ihrem Zorn den zweiten Band ihrer Memoiren ergreifen und nach ihm feuern. Da erwachte sie plötzlich, denn eine ihr wohlbekannte Stimme — wie die eines Engels kam sie ihr vor! — sagte: „Aber Frau, was soll denn das bedeuten, daß Du gar mit Pantoffeln wirfst? Ei, Du mußt bös geträumt haben!“

Als Frau Xanthippe merkte, daß sie wirklich nur geträumt hatte, nicht in der Hölle war, sondern — Gott Lob und Dank! — noch bei ihrem lieben, guten Mann, da lachte sie erst hysterisch auf und dann lachte und weinte sie durcheinander wie ein Apriltag und schluchzte endlich: „Männchen, liebes, bestes Männchen, es bedeutet, daß ich der Pantoffelwirtschaft entsage und Dir hinfort das Regiment im Hause übergebe!“

„Nanu! Herrjemine!“ wunderte sich der Mann über das ihm seltsam fremde „Märchen“ — fand sich aber bald mit Geschick in seine so schön veränderte Lage.

Sie ward in der That eine friedfertige Frau. Das Lesen ihrer Memoiren in der Hölle hatte sie gebessert. Und denkt sie heute daran, bekommt sie noch eine Gänsehaut.

Jetzt, wenn „Männchen“, dem sie selbst sorglich den Hausschlüssel allabendlich in den Rock steckt, einmal spät, es kann sogar auch mal gegen morgen früh sein, nach Hause kommt, schilt sie nicht, sondern lächelt ihn freundlich an und sagt:

„Nun, Männchen, hoffentlich hast Du Dich auch schön amüsiert.“

Ihr Frauen, hoch und gering, merkt's Euch!

Mein Gretelein.

Liesel hat blondes Haar,
Augen blau, sternenklar,
Hüpft wie ein Reh geschwind.
Lacht wie ein fröhlich' Kind,
Geistreich und wirtschaftlich,
Kurz —: minniglich!

Hedwig mit rundem Arm,
Küßt, daß das Herz wird warm,
's Haar ist braun, Füßchen klein,

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Die Nachtigal als Salomon.

Amsel sprach: „Seht ihr die Liese,
Wie sie gestern auf der Wiese
Von dem Hans sich küssen ließ?
Zwanzig nahm er sich, ihr Brüder,
Und sie gab ihm alle wieder
Ganz genau, ich zählte dies!“
„Dreißig waren's, sprach der Finke,
Der behende kleine flinke,
Ich saß auf dem Apfelbaum,
Sah, so wahr wie ich hier stehe,
Dreißig, und die reichten kaum.“
„Zwanzig waren's, Du Verräter,
„Dreißig, Wahrheitsattentäter
Du mit frechem Angesicht.“
Nachtigal spricht: „Ruhig, Kinder,
Ihr seid alle gleiche Sünder,
Wisset, Küsse zählt man nicht!“

Eine Vorlesung in der Hölle.

Episode aus Xanthippens Leben nach dem Tode.

Von **Marie Schwarz.**

Es war einmal — das heißt, sie lebt heutigen Tages noch da und dort — eine böse Frau mit dem lieblichen Namen Xanthippe, die den ganzen Tag im Haus herumkeifte. Sie hatte einen sehr sanften, guten Mann, aber seine Güte und Langmut half ihm gar nichts dem bösen Zankteufel gegenüber. Wie er's auch machen mochte, gekeift wurde doch. Blieb er abends bei ihr zu Haus, so schalt sie, daß er ein Stubenhocker und Topfgucker sei, der ihr beständig an der Tasche sitze; und ging er aus und kam ein Viertel nach zehn Uhr heim, so zankte sie, er sei ein liederlicher Nachtschwärmer und sie das beklagenswerteste Weib. Es war zum Davonlaufen, wenn man zur Erleichterung nicht lieber Radschlagen vorzog. Der Mann lief denn auch oft genug davon, ins Wirtshaus natürlich, in das es ihn sonst nicht allzu sehr gezogen hätte, wäre seine Häuslichkeit eine anmutendere gewesen, und machte sich drei Kreuze ob der bösen Sieben. Ja, was bleibt solchem armen Teufel von hereingefallenem Ehemann denn übrig; wenn ihn daheim ein böser Hausteufel forttreibt, da muß er ja dem Spiel- oder Trinkteufel geradeswegs in die Arme laufen. Oder gar dem allerschlimmsten, der ihm zuraunt: „Greif zur Pistole“ oder „sieh, das Wasser ist gar nicht weit — und dann hast Du Ruh, köstliche, langentbehrte Ruh für ewig!“ — Eines Tages mußte Frau Xanthippe sich hinlegen. Sie krankte an dem eigenen Gift, das sie allzu reichlich verspritzt. Am Zanksuchtsbacillus litt sie. Ein Kommabacillus ist der nun jedenfalls nicht, denn er weiß nichts von Interpunktion, weder von Komma, noch irgend einem anderen Ruhepunkt. Anhalten und Stimme sinken lassen, das giebt's bei dem nicht. „Schwatzen und Schwatzen ohne End, ja dazu — treibt er die Leute ohne Rast und Ruh!“ Eher kann ich ihn mir als spiralförmiges Tierlein denken, denn der damit Behaftete verrät eine krankhafte Neigung alles hübsch in die Runde herumzureden; man denkt einmal, na, nun ist er fertig, o nein! Immer rundum, rundum treibt das Zünglein! Dies und das Reden ohne Punkt und Komma sind so die vornehmsten Merkmale des netten Geschöpfleins. Ihr Frauen allzusammen, hoch und gering, könntet hier gleich einmal überlegen, ob diese Symptome sich etwa auch bei Euch zeigen! —

Und es dauerte gar nicht lange, da war Frau Xanthippe an ihrem Lieblingsbacillus hin. Da betrübte sie es nun recht, zu sehen, daß ihr Mann mit ganz heiterem Gesicht herumging, als wollte er damit andeuten: „Bin froh, daß ich sie los bin!“ —

Sie konnte nämlich, obgleich sie tot war und starr und steif dalag, alles sehen und hören, was um sie vorging. Das machte, sie war als Seele an der irdischen Stätte ihrer langjährigen, virtuosen Keifthätigkeit noch vorhanden. Gleich nach ihrem Abscheiden hatte sie sich freilich, Verlangen tragend nach einem Zustande höherer Vollkommenheit, — aber nicht im Keifen, behüte, diesmal war es ihr Ernst mit der Vervollkommnung — nach dem Himmel gewendet. Petrus aber, der Alte, hatte sie vom Himmelthor fortgewiesen.

„Da hinein ist, solange ich hier Pförtner bin, noch nie eine Zänkerin gekommen,“ versicherte er ihr kurz.

So war sie wieder zur Erde hinabgeschwebt und irrte ratlos um ihre tote, seelenlose Hülle herum. Im ersten Zorn über die schnöde Abweisung da oben — Du lieber Himmel, Zanken war doch gerade noch keine von den sieben Todsünden! — nahm sie sich vor, dem Petrus eine gehörige Predigt zu halten, wenigstens so'n kleines Pröbchen davon in ihrer beliebten Art, von jener scharfen Sorte, bei der ihr Mann gleich immer die Bettdecke über beide Ohren gezogen hatte.

Jetzt, da sie mit Bitten oben nicht durchgedrungen, wollte sie einmal sehen, ob sie sich in der ihr geläufigeren Weise Eingang verschaffen würde. Und um das zu probieren, befand sie sich nun zum zweiten Mal unterwegs nach dem Himmel.

Aber Petrus sollte nie erfahren, was ihm gedroht. Als sie den Kreuzweg erreichte, wo der eine lichte, ansteigende Pfad zum Himmel aufwärts führt, der andere schauerlich, eng und dunkel, tief und tiefer zur Hölle hinab, verlegten ihr vier schwarze, gehörnte und geschwänzte Gesellen mit freundlichem Grinsen den Weg. Sie hatten dort auf die Zänkerin, schien's, mit einer schwarzen, mit grünen Zweiglein festlich wie ein Kremser geschmückten Tragbahre gewartet und luden sie mit ehrerbietigen Verneigungen ein, darauf Platz zu nehmen. Sie wollte erst nicht recht, aber man fragte sie nicht lange, sondern stuckte sie mit Gewalt darauf nieder; und fort ging's dann im Trabe zur Hölle hinab. Sie wollte schreien, dagegen protestieren, konnte aber kein Wort hervorbringen. — Als die vier schwarzen Sänftenträger mit ihrer federleichten Last in dem weiten Höllensaal anlangten — Xanthippe war vom vielen Keifen spindeldürr geworden, und ihre Seele darüber erst recht vermickert — und dort ihren Obermeister, den großen Teufel, auf seinem Thron, einer alten Geldkiste

sitzen sahen, heulten sie laut vor Freude und riefen: „Euer höllische Majestät, wir haben sie, da ist sie, die vorzügliche Seele!“

Frau Xanthippe befürchtete schon zähneklappernd, sie solle ins Fegefeuer kommen, aber ganz im Gegenteil schien man ihr die größten Ehren erweisen zu wollen

Der Höllenfürst stand auf, etwas, das er nur bei Anlangen sehr wichtiger Seelen thut, kam mit unmerklichem Hinken auf Frau Xantippe zu und machte ihr eine hofmännische Verbeugung. Merkt wohl, in der Hölle hält man auf gefällige Weltform. Man hat Ursache dazu, denn mit solchen Formen hat der Teufel schon manch armem Weltkind die Augen verblendet!“

„Bin enchantiert, Sie hier zu begrüßen!“ lispelte er, seinen Finger küßend. „Habe schon gehört, daß Sie auf Erden die redegewandteste, zungenfertigste Frau der Welt waren. Ich ernenne Sie, in dankbarer Anerkennung Ihrer Verdienste zur Ehrenbürgerin in der Hölle und werde Ihnen sogleich den Ehrenplatz, an meiner höchsteigenen, rechten Seite anweisen.“ — Damit bot er der noch immer Sprachlosen galant den Arm und geleitete sie auf besagten Stuhl, einen verhältnismäßig recht angenehm kühlen Platz.

Dann wandte er sich an all die Teufel groß und klein und sprach: „Ich habe die Ehre, Euch, meine Lieben, hier Frau Xanthippe Sanftleben vorzustellen, Zankteufelin erster Ordnung, nach Falb — nein, nach mir selber. Für ihr gutes, braves Verhalten auf Erden, darob bei uns so oft große Freude war, soll sie nun aber auch gebührend belohnt werden. Sie mag uns die langen Höllenabende, die namentlich im Winter so langweilig sind, auf angenehmste Weise verkürzen, indem sie uns ihre schönen, so charaktervollen Gardinenpredigten vorliest.“

Frau Xanthippe, die bisher noch nicht zu Wort gekommen war, ein wunderbarer, höchst beängstigender Zustand bei ihr, machte eine gewaltsame Anstrengung zu reden und wollte, da sie ihre Zunge danach etwas leichter werden fühlte, schon einwenden, daß sie das alles ja gar nicht auswendig wisse.

Doch der Teufel, der zu wissen schien, was sie hatte sagen wollen, winkte mit triumphierender Miene zwei Teufelchen. Da brachten sie keuchend zwei dicke, große Bücher angeschleppt und legten sie vor Xanthippe nieder. „Alles stenographiert!“ lächelte der Meister stolz. „Aber bitte, nun fangen Sie an! Wir brennen hier alle vor Begierde, von Ihrem oratorischen Talent zu profitieren!“

Xanthippe mußte wohl oder übel mit Lesen anfangen. Ein falscher, schielender Blick aus der Höllenmajestät Augen sagte ihr, daß es nicht ratsam sei, sich länger zu zieren. Sie las und las stundenlang, und zwar mit vor Unwillen sich immer höher rötenden Wangen.

Guter Gott! Das war ja ein ihr ganz fremdes und zwar sehr boshaftes Geschöpf, was sie da aus diesen Blättern anstarrte! — — Ei, solch ein abscheulicher Nickel! — — Daß Dich! Wie sie ihrem guten, viel zu geduldigen Manne das Leben um gar nichts sauer machte, ihn mit widerwärtigem Geträsch und Gekeife förmlich malträtierte! Empörend! — — Ach so! Das sollte sie ja wohl selbst . . . Aber nein, nein! Das war unmöglich! Das konnte nicht sein! Sie konnte das selbst nicht alles gesagt haben — unglaublich! . . .

Sie klappte den Band mit einem energischen Rucke zu und den Teufel streng ansehend, sagte sie: „Das könnte ja kein Pferd aushalten! So etwas zu lesen ist schon gräßlich, aber es mitanhören sollen, geht über Menschenvermögen! Wer hat das stenographiert?!“ — — Sie rief es zornig.

„Ich war selbst so frei,“ entgegnete der Teufel. „Aber bitte, fahren Sie doch fort. Es war zu interessant, zu sehen, wie sie ihn peu à peu immer mehr unterbutterten! Ganz reizend! Da kann ich ja sogar noch von Ihnen lernen!“

„Nein!“ rief Xantippe heftig und in bittere Thränen ausbrechend, „es ist gar nicht reizend! Und ich will auch nicht fortfahren! Dies Buch ist ja wie ein Spiegel, der mir aber nur ein verzerrtes Antlitz zeigt! Aber das alles sind nur Lügen, müssen es sein! Das kann ich ja gar nicht gesagt haben, denn das — das — so etwas sagt eine gute Frau überhaupt nicht!“

„Sie waren aber keine gute, Verehrteste,“ versetzte der Teufel seelenruhig, duckte sich aber schnell.

Da hatte er auch schon Madame X.' gesammelte und wahrheitsgetreue stenographierte Gardinenpredigten an den Kopf bekommen! Das heißt „hätte“, wenn er nicht jene löbliche Vorsicht gegenüber dem Funkeln ihrer Augen gebraucht hätte.

Sie wollte in ihrem Zorn den zweiten Band ihrer Memoiren ergreifen und nach ihm feuern. Da erwachte sie plötzlich, denn eine ihr wohlbekannte Stimme — wie die eines Engels kam sie ihr vor! — sagte: „Aber Frau, was soll denn das bedeuten, daß Du gar mit Pantoffeln wirfst? Ei, Du mußt bös geträumt haben!“

Als Frau Xanthippe merkte, daß sie wirklich nur geträumt hatte, nicht in der Hölle war, sondern — Gott Lob und Dank! — noch bei ihrem lieben, guten Mann, da lachte sie erst hysterisch auf und dann lachte und weinte sie durcheinander wie ein Apriltag und schluchzte endlich: „Männchen, liebes, bestes Männchen, es bedeutet, daß ich der Pantoffelwirtschaft entsage und Dir hinfort das Regiment im Hause übergebe!“

„Nanu! Herrjemine!“ wunderte sich der Mann über das ihm seltsam fremde „Märchen“ — fand sich aber bald mit Geschick in seine so schön veränderte Lage.

Sie ward in der That eine friedfertige Frau. Das Lesen ihrer Memoiren in der Hölle hatte sie gebessert. Und denkt sie heute daran, bekommt sie noch eine Gänsehaut.

Jetzt, wenn „Männchen“, dem sie selbst sorglich den Hausschlüssel allabendlich in den Rock steckt, einmal spät, es kann sogar auch mal gegen morgen früh sein, nach Hause kommt, schilt sie nicht, sondern lächelt ihn freundlich an und sagt:

„Nun, Männchen, hoffentlich hast Du Dich auch schön amüsiert.“

Ihr Frauen, hoch und gering, merkt's Euch!

Mein Gretelein.

Liesel hat blondes Haar,
Augen blau, sternenklar,
Hüpft wie ein Reh geschwind.
Lacht wie ein fröhlich' Kind,
Geistreich und wirtschaftlich,
Kurz —: minniglich!

Hedwig mit rundem Arm,
Küßt, daß das Herz wird warm,
's Haar ist braun, Füßchen klein,

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Die Nachtigal als Salomon.

Amsel sprach: „Seht ihr die Liese,
Wie sie gestern auf der Wiese
Von dem Hans sich küssen ließ?
Zwanzig nahm er sich, ihr Brüder,
Und sie gab ihm alle wieder
Ganz genau, ich zählte dies!“
„Dreißig waren's, sprach der Finke,
Der behende kleine flinke,
Ich saß auf dem Apfelbaum,
Sah, so wahr wie ich hier stehe,
Dreißig, und die reichten kaum.“
„Zwanzig waren's, Du Verräter,
„Dreißig, Wahrheitsattentäter
Du mit frechem Angesicht.“
Nachtigal spricht: „Ruhig, Kinder,
Ihr seid alle gleiche Sünder,
Wisset, Küsse zählt man nicht!“

Eine Vorlesung in der Hölle.

Episode aus Xanthippens Leben nach dem Tode.

Von **Marie Schwarz.**

Es war einmal — das heißt, sie lebt heutigen Tages noch da und dort — eine böse Frau mit dem lieblichen Namen Xanthippe, die den ganzen Tag im Haus herumkeifte. Sie hatte einen sehr sanften, guten Mann, aber seine Güte und Langmut half ihm gar nichts dem bösen Zankteufel gegenüber. Wie er's auch machen mochte, gekeift wurde doch. Blieb er abends bei ihr zu Haus, so schalt sie, daß er ein Stubenhocker und Topfgucker sei, der ihr beständig an der Tasche sitze; und ging er aus und kam ein Viertel nach zehn Uhr heim, so zankte sie, er sei ein liederlicher Nachtschwärmer und sie das beklagenswerteste Weib. Es war zum Davonlaufen, wenn man zur Erleichterung nicht lieber Radschlagen vorzog. Der Mann lief denn auch oft genug davon, ins Wirtshaus natürlich, in das es ihn sonst nicht allzu sehr gezogen hätte, wäre seine Häuslichkeit eine anmutendere gewesen, und machte sich drei Kreuze ob der bösen Sieben. Ja, was bleibt solchem armen Teufel von hereingefallenem Ehemann denn übrig; wenn ihn daheim ein böser Hausteufel forttreibt, da muß er ja dem Spiel- oder Trinkteufel geradeswegs in die Arme laufen. Oder gar dem allerschlimmsten, der ihm zuraunt: „Greif zur Pistole“ oder „sieh, das Wasser ist gar nicht weit — und dann hast Du Ruh, köstliche, langentbehrte Ruh für ewig!“ — Eines Tages mußte Frau Xanthippe sich hinlegen. Sie krankte an dem eigenen Gift, das sie allzu reichlich verspritzt. Am Zanksuchtsbacillus litt sie. Ein Kommabacillus ist der nun jedenfalls nicht, denn er weiß nichts von Interpunktion, weder von Komma, noch irgend einem anderen Ruhepunkt. Anhalten und Stimme sinken lassen, das giebt's bei dem nicht. „Schwatzen und Schwatzen ohne End, ja dazu — treibt er die Leute ohne Rast und Ruh!“ Eher kann ich ihn mir als spiralförmiges Tierlein denken, denn der damit Behaftete verrät eine krankhafte Neigung alles hübsch in die Runde herumzureden; man denkt einmal, na, nun ist er fertig, o nein! Immer rundum, rundum treibt das Zünglein! Dies und das Reden ohne Punkt und Komma sind so die vornehmsten Merkmale des netten Geschöpfleins. Ihr Frauen allzusammen, hoch und gering, könntet hier gleich einmal überlegen, ob diese Symptome sich etwa auch bei Euch zeigen! —

Und es dauerte gar nicht lange, da war Frau Xanthippe an ihrem Lieblingsbacillus hin. Da betrübte sie es nun recht, zu sehen, daß ihr Mann mit ganz heiterem Gesicht herumging, als wollte er damit andeuten: „Bin froh, daß ich sie los bin!“ —

Sie konnte nämlich, obgleich sie tot war und starr und steif dalag, alles sehen und hören, was um sie vorging. Das machte, sie war als Seele an der irdischen Stätte ihrer langjährigen, virtuosen Keifthätigkeit noch vorhanden. Gleich nach ihrem Abscheiden hatte sie sich freilich, Verlangen tragend nach einem Zustande höherer Vollkommenheit, — aber nicht im Keifen, behüte, diesmal war es ihr Ernst mit der Vervollkommnung — nach dem Himmel gewendet. Petrus aber, der Alte, hatte sie vom Himmelthor fortgewiesen.

„Da hinein ist, solange ich hier Pförtner bin, noch nie eine Zänkerin gekommen,“ versicherte er ihr kurz.

So war sie wieder zur Erde hinabgeschwebt und irrte ratlos um ihre tote, seelenlose Hülle herum. Im ersten Zorn über die schnöde Abweisung da oben — Du lieber Himmel, Zanken war doch gerade noch keine von den sieben Todsünden! — nahm sie sich vor, dem Petrus eine gehörige Predigt zu halten, wenigstens so'n kleines Pröbchen davon in ihrer beliebten Art, von jener scharfen Sorte, bei der ihr Mann gleich immer die Bettdecke über beide Ohren gezogen hatte.

Jetzt, da sie mit Bitten oben nicht durchgedrungen, wollte sie einmal sehen, ob sie sich in der ihr geläufigeren Weise Eingang verschaffen würde. Und um das zu probieren, befand sie sich nun zum zweiten Mal unterwegs nach dem Himmel.

Aber Petrus sollte nie erfahren, was ihm gedroht. Als sie den Kreuzweg erreichte, wo der eine lichte, ansteigende Pfad zum Himmel aufwärts führt, der andere schauerlich, eng und dunkel, tief und tiefer zur Hölle hinab, verlegten ihr vier schwarze, gehörnte und geschwänzte Gesellen mit freundlichem Grinsen den Weg. Sie hatten dort auf die Zänkerin, schien's, mit einer schwarzen, mit grünen Zweiglein festlich wie ein Kremser geschmückten Tragbahre gewartet und luden sie mit ehrerbietigen Verneigungen ein, darauf Platz zu nehmen. Sie wollte erst nicht recht, aber man fragte sie nicht lange, sondern stukte sie mit Gewalt darauf nieder; und fort ging's dann im Trabe zur Hölle hinab. Sie wollte schreien, dagegen protestieren, konnte aber kein Wort hervorbringen. — Als die vier schwarzen Sänftenträger mit ihrer federleichten Last in dem weiten Höllensaal anlangten — Xanthippe war vom vielen Keifen spindeldürr geworden, und ihre Seele darüber erst recht vermickert — und dort ihren Obermeister, den großen Teufel, auf seinem Thron, einer alten Geldkiste

sitzen sahen, heulten sie laut vor Freude und riefen: „Euer höllische Majestät, wir haben sie, da ist sie, die vorzügliche Seele!“

Frau Xanthippe befürchtete schon zähneklappernd, sie solle ins Fegefeuer kommen, aber ganz im Gegenteil schien man ihr die größten Ehren erweisen zu wollen

Der Höllenfürst stand auf, etwas, das er nur bei Anlangen sehr wichtiger Seelen thut, kam mit unmerklichem Hinken auf Frau Xantippe zu und machte ihr eine hofmännische Verbeugung. Merkt wohl, in der Hölle hält man auf gefällige Weltform. Man hat Ursache dazu, denn mit solchen Formen hat der Teufel schon manch armem Weltkind die Augen verblendet!“

„Bin enchantiert, Sie hier zu begrüßen!“ lispelte er, seinen Finger küßend. „Habe schon gehört, daß Sie auf Erden die redegewandteste, zungenfertigste Frau der Welt waren. Ich ernenne Sie, in dankbarer Anerkennung Ihrer Verdienste zur Ehrenbürgerin in der Hölle und werde Ihnen sogleich den Ehrenplatz, an meiner höchsteigenen, rechten Seite anweisen.“ — Damit bot er der noch immer Sprachlosen galant den Arm und geleitete sie auf besagten Stuhl, einen verhältnismäßig recht angenehm kühlen Platz.

Dann wandte er sich an all die Teufel groß und klein und sprach: „Ich habe die Ehre, Euch, meine Lieben, hier Frau Xanthippe Sanftleben vorzustellen, Zankteufelin erster Ordnung, nach Falb — nein, nach mir selber. Für ihr gutes, braves Verhalten auf Erden, darob bei uns so oft große Freude war, soll sie nun aber auch gebührend belohnt werden. Sie mag uns die langen Höllenabende, die namentlich im Winter so langweilig sind, auf angenehmste Weise verkürzen, indem sie uns ihre schönen, so charaktervollen Gardinenpredigten vorliest.“

Frau Xanthippe, die bisher noch nicht zu Wort gekommen war, ein wunderbarer, höchst beängstigender Zustand bei ihr, machte eine gewaltsame Anstrengung zu reden und wollte, da sie ihre Zunge danach etwas leichter werden fühlte, schon einwenden, daß sie das alles ja gar nicht auswendig wisse.

Doch der Teufel, der zu wissen schien, was sie hatte sagen wollen, winkte mit triumphierender Miene zwei Teufelchen. Da brachten sie keuchend zwei dicke, große Bücher angeschleppt und legten sie vor Xanthippe nieder. „Alles stenographiert!“ lächelte der Meister stolz. „Aber bitte, nun fangen Sie an! Wir brennen hier alle vor Begierde, von Ihrem oratorischen Talent zu profitieren!“

Xanthippe mußte wohl oder übel mit Lesen anfangen. Ein falscher, schielender Blick aus der Höllenmajestät Augen sagte ihr, daß es nicht ratsam sei, sich länger zu zieren. Sie las und las stundenlang, und zwar mit vor Unwillen sich immer höher rötenden Wangen.

Guter Gott! Das war ja ein ihr ganz fremdes und zwar sehr boshaftes Geschöpf, was sie da aus diesen Blättern anstarrte! — — Ei, solch ein abscheulicher Nickel! — — Daß Dich! Wie sie ihrem guten, viel zu geduldigen Manne das Leben um gar nichts sauer machte, ihn mit widerwärtigem Geträsch und Gekeife förmlich malträtierte! Empörend! — — Ach so! Das sollte sie ja wohl selbst . . . Aber nein, nein! Das war unmöglich! Das konnte nicht sein! Sie konnte das selbst nicht alles gesagt haben — unglaublich! . . .

Sie klappte den Band mit einem energischen Rucke zu und den Teufel streng ansehend, sagte sie: „Das könnte ja kein Pferd aushalten! So etwas zu lesen ist schon gräßlich, aber es mitanhören sollen, geht über Menschenvermögen! Wer hat das stenographiert?!“ — — Sie rief es zornig.

„Ich war selbst so frei,“ entgegnete der Teufel. „Aber bitte, fahren Sie doch fort. Es war zu interessant, zu sehen, wie sie ihn peu à peu immer mehr unterbutterten! Ganz reizend! Da kann ich ja sogar noch von Ihnen lernen!“

„Nein!“ rief Xantippe heftig und in bittere Thränen ausbrechend, „es ist gar nicht reizend! Und ich will auch nicht fortfahren! Dies Buch ist ja wie ein Spiegel, der mir aber nur ein verzerrtes Antlitz zeigt! Aber das alles sind nur Lügen, müssen es sein! Das kann ich ja gar nicht gesagt haben, denn das — das — so etwas sagt eine gute Frau überhaupt nicht!“

„Sie waren aber keine gute, Verehrteste,“ versetzte der Teufel seelenruhig, duckte sich aber schnell.

Da hatte er auch schon Madame X.' gesammelte und wahrheitsgetreue stenographierte Gardinenpredigten an den Kopf bekommen! Das heißt „hätte“, wenn er nicht jene löbliche Vorsicht gegenüber dem Funkeln ihrer Augen gebraucht hätte.

Sie wollte in ihrem Zorn den zweiten Band ihrer Memoiren ergreifen und nach ihm feuern. Da erwachte sie plötzlich, denn eine ihr wohlbekannte Stimme — wie die eines Engels kam sie ihr vor! — sagte: „Aber Frau, was soll denn das bedeuten, daß Du gar mit Pantoffeln wirfst? Ei, Du mußt bös geträumt haben!“

Als Frau Xanthippe merkte, daß sie wirklich nur geträumt hatte, nicht in der Hölle war, sondern — Gott Lob und Dank! — noch bei ihrem lieben, guten Mann, da lachte sie erst hysterisch auf und dann lachte und weinte sie durcheinander wie ein Apriltag und schluchzte endlich: „Männchen, liebes, bestes Männchen, es bedeutet, daß ich der Pantoffelwirtschaft entsage und Dir hinfort das Regiment im Hause übergebe!“

„Nanu! Herrjemine!“ wunderte sich der Mann über das ihm seltsam fremde „Märchen“ — fand sich aber bald mit Geschick in seine so schön veränderte Lage.

Sie ward in der That eine friedfertige Frau. Das Lesen ihrer Memoiren in der Hölle hatte sie gebessert. Und denkt sie heute daran, bekommt sie noch eine Gänsehaut.

Jetzt, wenn „Männchen“, dem sie selbst sorglich den Hausschlüssel allabendlich in den Rock steckt, einmal spät, es kann sogar auch mal gegen morgen früh sein, nach Hause kommt, schilt sie nicht, sondern lächelt ihn freundlich an und sagt:

„Nun, Männchen, hoffentlich hast Du Dich auch schön amüsiert.“

Ihr Frauen, hoch und gering, merkt's Euch!

Mein Gretelein.

Liesel hat blondes Haar,
Augen blau, sternenklar,
Hüpft wie ein Reh geschwind.
Lacht wie ein fröhlich' Kind,
Geistreich und wirtschaftlich,
Kurz —: minniglich!

Hedwig mit rundem Arm,
Küßt, daß das Herz wird warm,
's Haar ist braun, Füßchen klein,

Stimme so glockenrein,
Träumerisch, sanft und weich:
Dem Veilchen gleich!

Ella, kokett und flink,
Allzeit ein schelmisch' Ding,
Augen so schwarz wie die Nacht,
Schwarz auch der Locken Pracht,
Musiziert, malt und singt,
Daß es weit klingt!

Was an diesen Mägdelein
Mir gefällt, nenn' ich mein:
Denn es findet alles sich,
Verbunden meisterlich,
Im treuen Liebchen mein,
Im Gretelein!

W. E. Voigt.

Das blaue Meer.

Geschrieben in den Hundstagen.

Von **W. Mader.**

Es giebt nur ein blaues Meer, das mittelländische Meer. Ich habe zwar noch kein anderes Meer gesehen, aber ich glaube das bestimmt. Ich dürfte mich ja auf die Äußerungen weitgereister Geographen berufen, ich habe aber solche über diesen Punkt noch nicht gelesen oder kann mich doch nicht bestimmt erinnern, daß sie meine Behauptung bestätigen; aber das thut meiner persönlichen Überzeugung keinen Eintrag; ja selbst wenn alle andern behaupteten es gebe viel bläuere Meere als das Mittelmeer, so könnte mich das von meiner Überzeugung nicht abbringen, denn es fehlt mir die eigene Anschauung darüber, ob sie recht haben und die eigene Anschauung ist doch schließlich ausschlaggebend. Deshalb sage ich: im Grunde ist nur das Mittelmeer blau. Wenn ich sage „im Grunde" so möchte ein pedantischer Kritiker erwidern, darüber seien die Taucher zu befragen; aber ich meine das nicht so wörtlich, lokal, sondern vielmehr — ich weiß nicht recht wie man sich ausdrückt — in Wirklichkeit, positiv blau. „Positiv" ist doch ein wissenschaftlicher Ausdruck? Es freut mich wirklich, daß ich darauf gekommen bin.

Das Mittelmeer sieht also positiv blau aus, als ob es mit Waschbläue gefärbt wäre, deshalb wird auch so viel darin gewaschen; wenigstens wird an seinen Ufern auf den heißen Steinen viel Wäsche getrocknet. Denn ob im Meerwasser selber viel gewaschen wird, kann ich nicht so bestimmt sagen, ich erinnere mich nicht genau, es jemals gesehen zu haben, wohl aber in den Flußmündungen, wo sie sich eben in dieses blaue Meer ergießen. Die Flüsse haben aber meist kein Wasser oder wenigstens bedeutend weniger Wasser als das Meer selbst, was für meine erste Annahme spricht. Es kommt ja übrigens gar nicht darauf an, ob im Mittelmeer viel gewaschen wird oder wenig oder gar nicht: ich wollte ja nur sagen, daß es blau sei, relativ blau, ja relativ, relativ! Das heißt verhältnismäßig oder auch ganz unverhältnismäßig blau.

So viel ich weiß, ist erwiesen, daß das Mittelmeer einen ganz besonders großen Salzgehalt hat; vielleicht kommt daher seine große Bläue. Ich weiß zwar nicht, ob das Salz ursprünglich blau ist, wenn es trocken ist, sieht es mehr weiß oder grau aus, aber die übereinstimmenden Thatsachen der großen Bläue und des großen Salzgehaltes lassen doch darauf schließen, ich glaube mit Bestimmtheit darauf schließen, daß das Salz die blaue Farbe des Mittelmeers bedingt.

Dafür spricht noch der Umstand, daß das schwarze Meer und das tote Meer, die noch viel salzhaltiger sind, so blau sind, daß sie fast schwarz aussehen. Im toten Meer ist zwar, wie ich vermute, noch eine andere Masse daran schuld, doch salzig scheint sie auch zu sein.

Das Mittelmeer sieht allerdings auch öfters weiß, grau, grün und violett aus, manchmal auch rosig und da wo sich große Flüsse darein ergießen, braun, das heißt wenn die Flüsse Wasser haben, denn dort haben oft auch große Flüsse kein Wasser.

Wenn ich braun sage, so ist das selbstverständlich nur gemeint, wenn die betreffenden Flüsse trübes, braunes Wasser haben; ist es hell, so erscheint das Meer von ihrem Ausfluß mehr grau.

Diese verschiedenen Färbungen des Mittelmeers beweisen aber nur um so sicherer seine große Bläue, weil ja Ausnahmen die Regel bestätigen und es sind das Ausnahmen; oder wenn die andern genannten Färbungen die Regel wären, so wäre die blaue Farbe die Ausnahme, und das ist es ja gerade was ich behaupte: das Mittelmeer ist ganz ausnahmsweise blau. Übrigens ist an den verschiedenen andern Farben jedenfalls vielfach der Himmel schuld, je nachdem er dunkel oder hell ist, oder vom Morgenrot oder Abendrot überglänzt; denn der Himmel spiegelt sich im Meer, und dafür kann man doch das Meer unmöglich verantwortlich machen, außer wenn man seine Eigenschaft den Himmel widerzuspiegeln ihm gewissermaßen als selbstverschuldetes Unrecht zur Last legen wollte und das kann man doch wohl nicht, wenigstens meiner Ansicht nach, und meine Ansicht ist für mich maßgebend.

Es mögen nun andere Gelehrte — ich bin kein Gelehrter, wenigstens kein Fachgelehrter — andere Ansichten haben und sie vielleicht äußern, um mich zu widerlegen. Das ist mir vollständig einerlei, ich werde ihre Ausführungen wahrscheinlich gar nicht lesen — jedenfalls werden sie mich nie überzeugen, denn, wie gesagt, ich habe kein anderes Meer gesehen, als das Mittelmeer und ich gebe nichts auf fremde Ansichten. Ich bleibe also dabei, das Mittelmeer ist blau und zwar ganz besonders blau.

Der Dümmste!

In einem rheinischen Städtchen,
Da haben zur gleichen Zeit,
Um dasselbe hübsche Mädchen
Drei junge Leute gefreit. —

Und da ja doch die Menschen
Sind von verschiedener Art,
So hat sich auch die Liebe,
Verschieden offenbart!

Abends, wenn andre gähnen
Und sagen: „Gute Nacht,"
Da hat der eine sein Sehnen
In lyrische Verse gebracht.

Er sang vom Liebeskummer
Nannt' „Rose“ sie und „Stern“ —
Es blieb der süße Schlummer,
Gar oft dem Ärmsten fern.

Und wenn am Himmel weilte
Golden — der alte Mond —
Der andre Freie eilte
Hin, wo die Traute wohnt.

Dort stand er, und am Fenster
Sein Auge schmachtend hing —
Zur Stunde der Gespenster
Er erst nach Hause ging.

Der dritte, Namens Meier,
Opferte keine Nacht —
Er hat die andern Freier
Ganz einfach ausgelacht! —

„Dumm ist's, zu singen Lieder
Von Rose und von Stern,
Und dumm, zu machen wieder
Den Toggenburg modern —

Ich habe ohne Bangen,
Ihr tief ins Aug' geschaut —
Da röteten sich ihre Wangen,
Sie wurde meine Braut!!!“

— — — — — — — — —

Die seligen Stunden verhallen;
Heut ist es längst ihm klar,
Daß er von jenen allen,
Der dümmste Freier war. —

Ernst Kayser.

Eine Hundstags-Phantasie.

Von O. v. L.

Auftretende Personen.

Er. Ein Schriftsteller.
Das Bildnis seiner Frau.
Eine Goethebüste.
Ein Thermometer.

Ort der Handlung: ein Arbeitszimmer; Bücher, wohin man blickt. Fenster dicht verhängt, so daß man eben zur Not lesen kann. In der Mitte ein Schreibtisch; auf der gegenüberstehenden Wand ein Frauenbildnis; in der Ecke eine Goethebüste.

Er (trocknet das Gesicht). Das ist doch wieder zu toll. Nicht mehr zum Aushalten! Wie viel Grad es wohl sein mögen?

Thermometer. 19° R. Ich steige aber schon. Nur Geduld.

Er (wühlt unter einem Haufen von Schriftstücken). Donnerwetter, alles zu groß für das nächste Heft der Roman-Zeitung! Da werde ich selber etwas schreiben müssen (will verzweifelt in die Haare fahren, bemerkt, daß er keine habe und unterläßt es). Aber was? Mir fällt buchstäblich nichts ein — gar nichts!

Thermometer. Hihi!“

Bild der Frau. Hahaha!

Goethebüste.

Wenn Ihr Poeten seid
So kommandiert die Poesie.

Er. Können Sie mir nicht helfen, lieber, guter, braver Herr Geheimer Rat von Goethe?

Goethebüste (orakelnd).

Die Leute glauben, wenn sie Worte hören,
So müsse sich dabei auch etwas denken lassen.

Er. Sie haben recht, Excellenz! Aber was? (versucht ein nachdenkliches Gesicht zu machen, das aber nach einigen Sekunden in ein albernes übergeht; die Augen starren ausdruckslos vor sich hin, dann fallen sie zu und der Kopf sinkt mit jähem Ruck auf die Brust. Er fährt auf). Ah so! Mhm! Ich will lieber aufstehen; im Stehen denkt man leichter (steht auf, streckt sich, legt Kragen und Halstuch ab). Wozu man das Zeug bei der Hitze umbehält! Einfach dumm. Soll ich etwas über Litteratur schreiben? Etwas recht Donnerndes?

Goethebüste.

Ei Possen, das ist nur zum Lachen,
Sei nur nicht ein so strenger Mann.

Er. Zum Beispiel über Hermann Bahr?

Goethebüste.

Er reitet auf einem Mutterschwein.

Er. Oder vielleicht darüber, daß Georg Conrad in München manchmal furchtbar grob ist?

Goethebüste. Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist.

Er. Oder — hm — oder (trocknet sich wieder die Stirne und zieht dann den Rock aus). Wozu man das Zeug trägt! Ganz überflüssig!

Das Bild der Frau. Ich finde, Du benimmst Dich sehr ungezwungen. In Gegenwart einer Dame zeigt man sich nicht in Hemdärmeln.

Thermometer. Hops — 20° R. Hihi — ich steige noch höher. Nur Geduld.

Er. Könnte ich aber nicht vielleicht über die trübseligen Dramen von Holz und Schlaf etwas schreiben?

Goethebüste.

Mordgeschrei und Sterbeklagen!
Ängstlich Flügelflatterschlagen!
Welch ein Ächzen, welch Gestöhn
Dringt herauf zu unsern Höhn!

Er. Excellenz, Sie sind aber mit nichts zufrieden. Was denken Sie über — über — puh! — na, zum Beispiel über den „Verlag der Phantasten“?

Goethebüste.

So etwas freut mich alten Fabler;
Je wunderlicher, desto respektabler.

Er. Na, endlich! (Setzt sich, taucht die Feder ein.) Also schreiben wir den Titel: Die Phantastik in der neuesten deutschen Dichtung! — Puh! Ah! Ich muß etwas rasten (legt die Weste ab).

Bild der Frau. Fidonc!

Thermometer. Hops! 20½° R. Aber nur Geduld, ich steige noch höher! Hihi!

Er (blickt blöde vor sich; pustet zuweilen, greift endlich nach der Feder und kaut am Stil). Wenn mir nur das Geringste einfiele! Ah — ja — so geht's. Ich schreibe also: „Es ist unbestreitbar, daß heute in der Dichtung die Phantastik sich bemerkbar macht. Lang war sie nirgends zu erblicken. Jetzt ist sie wieder da. Früher konnte man sie nicht finden.

In den letzten Jahren brach sie plötzlich wie ein Fieber aus. (Wie ein Fieber — das ist sehr gut!) Ganz im Gegensatz zu der vorhergehenden Zeit. (Liest das Geschriebene laut vor.) Mir scheint, als wiederholte ich mich. (Liest es noch einmal.) Na, es geht ja. (Liest es zum dritten Mal.)

Bild der Frau (lacht höhnisch).

Thermometer. Hihi!

Goethebüste: Ich salutiere dem gelehrten Herrn.

Er. Nein, mir scheint's nun doch, als wiederholte ich mich. Bah, man kann ja auch über etwas anderes schreiben. (Zerreist den Anfang und taucht die Feder wieder ein.)

Er. Herr von Goethe! Wie wär's, wenn ich die Leser über meine eigene Bedeutung gründlich aufklärte?

Goethebüste (spöttisch).

Was willst Du, armer Teufel, geben?

Er. Na, das ist doch zu grob! Du citierst doch auch nur Deinen „Faust", lieber Goethe.

Goethebüste. Erstens: citiere Er mal etwas aus seinem Faust, wenn er einen hat. Zweitens: bin ich nicht sein „lieber Goethe". Merk' Er sich das. (Dreht sich mit einem Ruck auf dem Sockel um, so daß sein Gesicht in die dunkle Ecke gerichtet ist.)

Bild der Frau. Geschieht Dir recht!

Thermometer. Hihi! Hops. 21° R. Aber Geduld, ich komme schon noch höher.

Er. (Die Verblödung prägt sich immer klarer auf dem Gesicht aus; große Schweißtropfen rieseln von der Stirn auf das Papier. Er murmelt nur mehr, halb im Schlaf, legt aber wieder ein Kleidungsstück ab.) Gewiß — man — kann noch — viel, sehr viel schreiben. Es giebt — so viel — interessanten — Stoff. Zum Beispiel — so viel Stoff. — Ja — zum Beispiel „Bleibtreu bei Wagram" — ja — oder „Tovote in den höheren — Mädchenschulen". — Er wird im Geheimen doch gelesen — da könnte man den Nachschlag, nein Vorschlag heißt's, machen, daß er — als Klassiker — gelesen wird. Die Kl—klassiker werden aber — so la—langweilig behandelt, daß sie den Mädchen — la—langweilig werden. Dann wird auch der Heinz ihnen — la—langweilig werden — und damit ist er unschädlich — gemacht.

Thermometer (müde). Hooops. 22° R. Ich kann kaum mehr steigen.

Er (legt noch etwas ab).

Bild der Frau. Unverschämt. Du benimmst Dich wie — mir fehlen die Worte! Pfui! (Das Bild schwingt sich auf und dreht sich gegen die Wand, so daß nun die unbemalte Seite sichtbar wird.)

Tiefe Stille. Man hört nur zuweilen Schweißtropfen fallen. Die Hitze mehrt sich; die Möbel krachen; Er stiert vor sich hin.

Thermometer (ganz erschöpft). Hooo—ps. 23° R. Ich kann nicht mehr — steigen (beginnt zu schwitzen).

Er (legt noch etwas ab, stürzt dann aus dem Zimmer. Nun hört man eine Brause fließen: Pschschsch). — — —

Ah — aah — Schschsch — famos! — Aah — so — Ich — pha! — ich — schreibe — ah, thut das gut (schüttelt sich vor Wohlbehagen)! ich schreibe — gar nichts. — Ah, aah — famos! (Die Brause zischt und sprudelt weiter.)

Zwei Scherzgedichte.

Von **Helene Bernard.**

Die Milchstraße.

Nicht nur die vernünftgen Menschen,
Selbst die dummen, kleinen Sterne
Sahen ein den großen Nutzen
Eines breiten Mittelweges;
Bauten deshalb eine Straße,
Die den Himmel ganz durchquerte.
Darauf wandeln alle Sterne,
Die gewohnt sind, sich zu freuen
Über festgetret'ne Wege.
Ein'ge schlafen ein. Sie fallen
Rücklings in die schwarze Tiefe,
Die man auch das große Nichts nennt.
— Doch die Sterne, die uns leuchten,
Wandeln ewig, hell und strahlend
Einsam ihre Himmelsbahnen,
Und wir schau'n sie an mit Sehnsucht.

Übermut thut selten gut.

Ich wagte es, einstmals zu nahen
Dem Reich der Titanen im Traum,
— Da faßte mich plötzlicher Schwindel
Im unabsehbaren Raum.

Und Stimmen hörte ich grollen,
— Sie klangen mir donnergleich:
„Erbärmlicher Menschenbacillus,
Was willst Du in unserem Reich?"

Vor Schrecken fiel ich zur Erde
Und wußte nicht, wie mir geschehn!
— 's ist besser wohl, auch in den Träumen
Auf ebener Erde zu gehn!

Neue Bücher.

Die baltischen Lande in Liedern ihrer Dichter. Eine Anthologie mit biographischen und bibliographischen Notizen, herausgegeben von Heinrich Johansen. (Verlag von „Sterns litterarischem Bulletin der Schweiz". 1894.)

Dieses hübsche und erquickende Buch regt in einem Deutschen besondere Empfindungen an. Natürlich sind unter den zahlreichen Verfassern, die zu uns reden, nur wenige Dichter. Die Dichter wieder sind verschieden. Aber nicht der wenigen wegen, sondern überhaupt bestand ein entschiedenes Recht, dieses Buch zusammenzustellen. Ein gemeinschaftlicher Geist herrscht in seinen Teilen. Es lohnte, dem Lande so zum Bewußtsein zu bringen, wie es in den Liedern seiner Dichter lebt. Es lohnte, uns Deutschen dies Bewußtsein des Landes von sich selbst nahe zu bringen. Der bibliographische Anhang belehrt über die große Ausdehnung des litterarischen Schaffens in jenen Landen. Zu einigen Gedichten bieten sich sehr hübsche Genrebilder aus dem Leben des dortigen Bauern dar. Doch zeigen nur wenige die Gabe, eine Örtlichkeit, ein Stück Leben der baltischen Lande in spezifischer Eigenart vor uns hinzustellen. In vielen ist ein wohlthuend männlicher und ritterlicher Zug, der Stolz auf die heimische Universität und ihre geistigen Thaten, das Lob-

und die Ehrfurcht der Frauen und Mädchen des Landes. Aber am stärksten und häufigsten findet man die Sehnsucht des Balten, der in der Fremde seiner Heimat gedenkt. Man sieht sie in germanischer Wanderlust verbreitet durch alle Welt. Da findet sich nun die rührend hingestammelte Strophe des Wanderers, der nur zur Feder greift, weil die Sehnsucht ihm keine Ruhe läßt. Daneben dann auch die breit und voll erweckten Bilder des still für sich Sinnenden. Er sieht die Matten und Fluren, das einsame Herrenschloß, fühlt die behagliche Wärme, labt sich an dem Ernst und der Rechtlichkeit des Herrn und träumt vor allem von der Lieblichkeit der jungen Tochter, die für das Leben ihn gefangen nahm. Eine große herrliche Empfindung überwiegt in diesen Liedern und hält sie zusammen: die Liebe der Heimat.

Die kleine Odyssee. Eine Seegeschichte von Heinrich Kruse. (Leipzig 1892, Verlag von Salomon Hirzel.)

Dem Unermüdlichen hat sich hier eine entzückende Idee geboten. Denn man denke sich, welch ein Stück Leben voll unerschöpflicher dichterischer Reize! Der junge Mensch, den die Liebe des Meeres von der Schulbank des Gymnasiums fortgerufen und zum Schiffsjungen gemacht. Er soll erzählen. Des Tages Arbeit ist gethan. Das deutsche Segelschiff fährt vor dem Winde dahin. Die starken Gestalten hocken zusammen in gemütlicher Ecke, jeder ein anderes Stück deutscher Kraft, vom Wetter und Schicksal gehärtet. Nun erzählt er ihnen die Odyssee. Die uralten ewigen Geschichten gehen diesen einfachen starken Seelen auf. Des berühmtesten Meerfahrers Schicksale spiegeln sich wieder in der Phantasie der jüngsten Kämpfer mit Wetter und See. Und das Meer, das in den längst verschwundenen Söhnen Griechenlands einst diese Sagen hervorrief und in dem wunderbaren Wohllaut der alten Dichtung gleichsam sein Ich fand, es ist dasselbe Meer, das nun diese vergänglichen Atome der Menschheit hebt und trägt. In der That ein dichterisches Farbenspiel, das reizen sollte. Wie er gezwungen ist, ihnen die Geschichten zurechtzulegen, wie die prächtigen Männer sie auffassen und ergriffen werden, als seine Verwandten, von den wunderbaren Schicksalen des Odysseus. Und das Meer müßte darüber brausen und wehen mit seiner ewigen Melodie, und die griechische Schönheit müßte verklärend leuchten über die nordische Kraft, und es müßte sein, als ob der Ocean selbst sie umschlinge und ihnen in die Ohren riefe: „Aber erkennt Ihr's denn nicht? Das bin ja ich, was Ihr da hört, und Ihr seid in meiner Macht, wie jener war." Ob Heinrich Kruse die Geschichte so gefaßt? Ob, wie er sie gefaßt, er ihren ganzen Reiz herausgebracht? Die Gestalten der Männer treten wenig hervor. Die Scherze sind gar zu wenig witzig und oft zu breit. Die Erzählung der Odyssee ist eine einfache Wiedergabe. Der Hexameter scheint uns gar zu wenig die Form für die Situation, wie sie hier gegeben ist. Das Ganze hat etwas den Charakter einer litterarischen Übung erhalten, nicht den einer inneren Behandlung dieses Stückchen Lebens, wie es mit den Worten gegeben ist: ein Schiffsjunge erzählt auf dem Meere deutschen Seemännern die Odyssee.

Pudler und Pulver. Studien über die Anmaßungen der Tonkunst. Von einem alten Musikfreund. (Leipzig 1893, Verlag von Carl Reißner.)

Eine ganz angenehm zu lesende kleine Broschüre, die, ohne wesentlich Neues zu bringen, mit einer kräftigen Polemik gegen den erschrecklichen Musikdilettantismus der Gegenwart allgemeine ästhetische Betrachtungen verbindet.

Der Regenbogen. Sieben Dichtungen von Theo Heermann. Verlag von Oscar Damm. (Dresden N. 1893, Moskau.)

Das Büchlein heißt „Der Regenbogen" sehr sinnig, weil es sieben Dichtungen enthält. Leuten, die sehr viel Zeit haben, sei empfohlen, in jeder Dichtung eine der sieben Regenbogenfarben aufzuspüren.

Die Dichtungen sind ungleich. Epigonenhaft, doch nicht ohne einen Hauch von Eigenart. Der Cyklus „Die Heidezigeuner" ist innerhalb der Begabung des Verfassers sogar ganz vortrefflich.

Was man sich in Venedig erzählt. Nach italienischen Quellen von Robert Hamerling. (Hamburg 1894, Verlagsanstalt und Druckerei-A.-G. [vormals J. F. Richter] Kgl. Hofbuchhandlung.)

Man fühlt wahrhaftig das Bedürfnis, auszurufen: „Hut ab! es kommt ein Meister!" Wenn man endlich einmal einem Großen begegnet in diesen Spalten, in denen man mit so vielem kleinen Volke wandeln muß. Daß wir nur sogleich ihn recht empfangen und seinem Werke gegenübertreten, wie es den Werken der Meister gebührt.

Dies kleine Büchlein ist wohl ein nachgelassenes Werk des Dichters. Hervorgegangen aus seiner Liebe zum Süden trägt es durchaus noch die Spuren des Hamerlingschen Talents.

„Was man sich in Venedig erzählt." Es handelt sich zumeist um Volksgeschichten, in denen die Benennung einzelner Brücken und Straßen oder auch die Einrichtung venezianischer Festtage aus vergangenen Ereignissen erklärt wird. In den besten scheint's, als ob alte, düstere, enge Straßen Stimme bekämen. Etwas von steinerner Größe, etwas von längst vergangener stärkerer Zeit, in der noch in gewaltsamen Thaten das Leben der Menschen verfloß, ja etwas von grausiger Unempfindlichkeit und Starrheit klingt auf vielen Seiten an.

Hamerlings Eigenart begegnete recht Überlieferungen, wie er sie hier bearbeitet hat. Er ist wenig angelegt für die psychologischen Finessen. Er hat in geringem Grade in sich die Liebe für das Kleine. Grübler von Geburt so sehr, daß es seine dichterische Darstellungskraft gefährdet und an ihr reibt, ist er als Dichter am meisten in seinem Element, wo es große herbe Züge kräftig hinzusetzen gilt. Das Grelle liebt er. Er hat es nötig, um in der Anschauung zu bleiben. Nicht selten gleitet sein Talent in das Grausame und Schauerliche hinüber. Das Gewaltige wäre seine Sehnsucht. Genug, wenn er das Starke, Kräftige erreicht.

Und so erzählt er in einer nach Rhythmik und Satzbau prächtigen Dichterprosa, die das Beiwort markig verdient, diese meist düsteren, oft stolzen, selten lieblichen Geschichten. Wir müssen bekennen, daß ihr eigentlicher Reiz in der starken Kunst der Erzählung besteht. Wir dürfen auch nicht verhehlen, daß sie nicht sehr in die Tiefe gehen, — was auch durchaus nicht ihre Aufgabe ist — und daß sie schon ein wenig ermüden und unbefriedigt lassen, wo sie länger werden. Dann unterscheiden sie sich — grobkörnig wie sie sind — nur durch den Dichterzug der Erzählung von einer schauerlichen Ritter-, Räuber- und Pfaffengeschichte. Aber noch einmal wiederholen müssen wir's, welch eigentümlichen Reiz sie haben, und daß ein Zug stärkerer Vergangenheit, ein Hauch Altitalien und Altvenedig in ihnen lebt.

Vermischtes.

Wir erhalten folgende Zuschrift: **An die Freunde des armen Afrika!** Den Freunden des armen Afrika, welche im vorigen Jahre uns so bereitwillig die Lose für die Krankenpflege daselbst abgenommen, oder bei Bekannten und Freunden die Liebesarbeit der Unterbringung von Losen übernommen haben, danken wir nochmals aufs herzlichste. Daß die Gewinne befriedigt haben und uns die Dankbarkeit darüber in Hunderten von Briefen ausgesprochen wurde, war uns eine Freude und ermutigt, das Begonnene auch in diesem Jahre weiter fortzusetzen.

Not und Liebe drängen dazu! Im vorigen Jahre haben wir für die Krankenpflege in unseren 5 afrikanischen Stationen einschließlich der hinausgesendeten Arzneimittel und der Reisekosten für die erkrankten und ermüdeten Brüder und Schwestern einen Zuschuß von 24 000 Mark gebraucht. Einer unserer Brüder ist im Dienst der Liebe in Afrika heimgegangen, jetzt sind wiederum 3 in der Gluthitze ihrer Arbeit am Ermatten uud müssen in die Heimat zurückkehren.

So wagen wir es denn zur Aufbringung der bedeutenden Mittel, die zur Fortführung dieses Liebeswerkes in Afrika erforderlich sind, auch in diesem Jahre wieder eine Verlosung zu veranstalten. Es sind für diesen Zweck noch eine sehr große Anzahl zum Teil von hohen und lieben Händen gefertigte und gesammelte Sprüche, Bilder ꝛc. übrig, die zum Hausschmuck dienen und namentlich auch zu Geschenken für Krankenhäuser und andere Liebesanstalten sich besonders eignen. Wir wären dankbar, wenn unsere alten Freunde uns mit der alten Liebe unterstützen wollten.

Der Herr Minister hat die Genehmigung erteilt, 30 000 Lose zu je 50 Pfennige auszugeben. Die Ziehung findet am 15. November d. J. in Bethel statt. Der Verlosungsplan mit 3770 Gewinnen steht auf der Rückseite der Lose. Da in diesem Jahre 10 000 Lose mehr unterzubringen sind, so sind auch neue Freunde Afrikas herzlich gebeten, diesem Liebeswerke beizutreten. Die Zahl der gewünschten Lose bitten wir unter der Adresse: „Anstalt Bethel bei Bielefeld, mit dem Zusatze: (Krankenpflege in Deutsch-Ostafrika") einzusenden. An diese Adresse bitten wir auch alle Briefe mit Geldsendungen richten zu wollen, weil sie dann durch unsere Anstaltspost leicht ausgesondert und in die richtigen Hände besorgt werden können.

Wer uns aber nicht gern Loie abnehmen mag, unserer Liebesarbeit im heißen Afrika doch auch gern einen Dienst erweisen möchte, ist herzlich gebeten, dem Unterzeichneten unter der obigen Adresse sein Scherflein zukommen zu lassen; die geringste Gabe wird dankbar angenommen.

Bielefeld, im August 1894. Fr. Bodelschwing.
Pastor.

Genügsam. Ludwig XI. von Frankreich hatte in der Religion ganz eigene Grundsätze. Als sein Kaplan ihm einst ein Gebet um Gesundheit des Leibes und der Seele vorlas, unterbrach er ihn mit den Worten: „Man muß nicht zu viel auf einmal verlangen! Bittet nur vorerst um die Gesundheit des Leibes, das übrige wird sich von selbst geben." — Hierzu wollen wir bemerken, daß Ludwig XI. der erste allerchristlichste König in Frankreich war.

Eine gute Hinterlassenschaft. Einer der berühmtesten Heilkünstler, die wohl jemals gelebt haben, war der holländische Arzt Hermann Boerhave (1668—1738). Als er auf dem Sterbebette lag, umstanden seine Kollegen, Schüler und früheren Patienten dasselbe, weinten und beklagten das Hinscheiden dieses geschickten Arztes. „Tröstet Euch doch, meine Freunde," sagte der Sterbende, „ich hinterlasse Euch ja drei Ärzte, die viel mehr können als ich: Wasser, Diät und Bewegung."

Eine Anregung für das Haus. Ein in vielen Fällen nicht hinreichend beachteter Übelstand in Familien ist das Fehlen der Eltern beim Morgenkaffee der schulpflichtigen Kinder. Von den Eltern nehmen diese bei liebevoller Behandlung früh einen den Tag über wirksam bleibenden Talisman freundlicher Gemütsstimmung und pflichtmäßiger Folgsamkeit mit in die Schule; von den Dienstboten dagegen bei gewöhnlich mehr oder weniger ärgerlichen Wortwechseln während der Kaffeezeit einen Dämon mürrischer Denkweise und häufig verweigerten Gehorsams. Der Einfluß eines der beiden Wesen erstreckt sich dann von der Schule in seinen Folgen rückwirkend auf das ganze Haus und oft genug auch auf das ganze Leben der Familie. N. N.

Stachelreime.

Von **Johannes Franz**.

Überlegung.

Hast Du auch jedes herrlich überleget,
Dich auf die tausend Fäll' gerüstet all':
O glaube mir, es trifft dann ein ganz sicher
Der nicht bedachte tausenderste Fall.

Die Rache.

Geschmiedet hat mit scharfem Doppelschliff
Die Wut der Rache Schwert und fein gewetzt.
Allein, daß es den Rächer auch verletzt,
Vergaß sie dran den Griff.

Moderne Großmut.

Es ist ein Zeichen, wie so hart die Menschen,
Wie selten wahrer Edelsinn ihr Gast,
Daß sie fast alle dann nur Großmut zeigen,
Wenn Kleinmut sie erfaßt.

Unmögliches.

Verzweifle nicht sogleich in feigem Schmerz,
Will etwas Dir nicht schnell genug gelingen!
Man kann auf Erden schließlich alles zwingen,
Nur nicht — zur Liebe eines Menschen Herz.

Inhalt der No. 49.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Deutsche

Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 50.

Sommervögel.

Eine launige Sommergeschichte

von

Agnes Harder.

(Fortsetzung.)

Elsner hatte in den letzten Tagen gefühlt, daß die Statistenrolle des Kandidaten in Platangen, die ihn am Anfang so empört hatte, auch ihm anfing, selbstverständlicher zu werden. Freiwilliges Zurücktreten wird im Handumdrehen zum Vergessenwerden. Aber er wollte Urban nicht vergessen. Er hatte ihn einmal im Walde getroffen, über eine kleine Pflanze gebückt, die er mit den Wurzeln aus der Erde zog, vorsichtig und liebevoll, mit einem innigen Leuchten in dem guten, häßlichen Gesicht. Da war er auf ihn aufmerksam geworden.

„Sie sind Philolog?“

Er fragte ausdrücklich. In Platangen, wo ein bemooster Student die Pythia der Umgegend wurde, war alles möglich.

„Jawohl. Das heißt ich ergriff die Philologie, wie der Ertrinkende den Strohhalm, nachdem ich zwei Jahre Botanik studiert hatte, und mir die Mittel ausgingen.“

Er rutschte auf seinem Schemel hin und her, trank einen ganz kleinen Schluck und fuhr fort:

„Es ist eine dürftige Geschichte. Meine Eltern hinterließen mir ein kleines Kapital, mit dem ich meinen Lebenswunsch zu verwirklichen hoffte. Kühn genug, denn das Geld hätte kaum für ein Brotstudium gereicht, und Botanik, wenn man sie nicht praktisch an einer Schule verwerten will — nun, Sie wissen ja, was das heißt. Es wäre aber doch gegangen, denn ich kann mich einschränken. Ich war auch damals, mit zwanzig Jahren, noch ein anderer,“ schaltete er ein, „heute friere ich bei dem Gedanken, ein Katheder zu besteigen. Da verlor ich auch das wenige. Mein Vormund machte betrügerischen Bankerott, und ich hatte eines schönen Morgens nichts mehr.“

Er schluckte ein paarmal, trank ein wenig und sprach dann mit seltsam harter Stimme weiter:

„An mein Studium war nun nicht mehr zu denken. Ich hielt mich noch zwei Jahre an der Universität mit Privatstunden und — und — Abschreiben. Ein Stipendium bekam ich nicht. Ich hatte keine Verbindungen, und wenn ich mich zu einem Besuch entschloß, zog man mir einen anderen vor. Das war natürlich. Gewandtheit besaß ich nie, weil ich nicht in Kreise kam, in denen man sie erwerben konnte, und ein geliehener Frack und niedergetretene Schuhe erhöhen nicht das Selbstbewußtsein. Als ich für das Examen Geld brauchte — borgen that man mir natürlich nicht, denn daß ich nie eine reiche Frau heimführen würde, sahen mir die Wucherer an der Nase an — nahm ich eine Hauslehrerstelle an, um mir die unerschwingliche Summe zusammenzusparen, und Hauslehrer bin ich denn auch geblieben.“

Zuletzt hatte eine tiefe Bitterkeit aus seinen Worten gesprochen. Er hatte wohl selbst kaum gewußt, wie sie sich tropfenweise in seinem Herzen angesammelt hatte.

Der andere schwieg eine Weile. Mit einem Gefühl der Beschämung suchte er nach der eigenen Berechtigung zu einem so glatten, sorgenlosen Lebenslauf.

„Sie haben später nie den Versuch gemacht, Ihr Examen abzulegen?“

„Mir fehlte dann der Mut. Als Kandidat hatte ich doch wenigstens ein Dach über dem Kopfe, Essen, ein warmes Zimmer. So viel, um mich in der Probelehrerzeit über Wasser zu halten, hätte ich ja von den paar Groschen Gehalt doch nicht abknappen können. Du lieber Gott, man vergißt später ganz, was hätte sein können, wenn man nicht daran erinnert wird!“

Er sprang auf und ging an das Fenster.

„Wissen Sie, was es heißt, Hauslehrer sein? Zwanzig Jahre unnütze Buben dressieren und dafür halb aus Gnade seine Beine unter einen fremden Tisch stecken? Den dritten Mann zum Skat ab-

geben — wohlverstanden, wenn einer fehlt — und sonst Abend für Abend in seinem einsamen Zimmer sitzen und das fröhliche Lachen der anderen durch die Decke dringen zu hören. Der Kandidat, und Sehnsucht nach einem eigenen, noch so bescheidenen Herd? Wie man lachen würde! Es ist ja nur der Kandidat!"

Elsner war zu ihm getreten und ergriff seine Hände.

„Hören Sie auf, ich bitte Sie," sagte er tiefbewegt. „Ich hätte nie daran rühren sollen!"

Urban atmete tief auf.

„Ich habe einmal eine Novelle von Willbrandt gelesen — den Titel weiß ich nicht mehr. Der Held ist auch ein armer Schulmeister, an dem die Torte immer vorübergeht. Das Gleichnis gefiel mir. Ich habe auch zugesehen, wie andere schmausen — und mir den Hungerriemen um ein paar Löcher fester gezogen."

„Aber Freund, haben Sie nie Ihre botanischen Kenntnisse verwertet? Ich fand neulich bei Ihnen einen Aufsatz über die Koniferen, den jedes wissenschaftliche Blatt dankbar annehmen würde —"

„Meinen Sie? Eine Zeitlang, als die Lebenskraft sich wieder regte — später sage ich Ihnen vielleicht einmal, warum — hoffte ich das auch. An wieviel Zeitschriften schrieb ich nicht! Alle hatten den Stoff eben behandelt, oder bedauerten sehr, oder schickten die Arbeit zurück, unfrankiert mitunter. Da gab ich es auf — was ich jetzt schreibe, ist mein. Mag es nach meinem Tode ins Feuer wandern, zusammen mit meinen Herbarien!"

„Nein," sagte Elsner entschlossen, „nein, das soll es und wird es nicht. Morgen komme ich, Ihre Arbeiten durchzusehen. Viel verstehe ich davon nicht. Aber ich kenne Fachleute auf dem Gebiet, und nicht wahr, wenn sich Ihnen eine Freundeshand bietet, dann schlagen Sie ein?"

Er streckte ihm die seine hin. Urban wendete sich ab, als wolle er sie nicht sehen; aber wie magnetisch angezogen kehrten seine Blicke zu dieser festen, energischen Hand zurück. Lange sah er dem jungen Gelehrten in die Augen. War es möglich, daß die Teilnahme, die tiefe Bewegung, die er in ihnen las, ihm gehörte, seinem armseligen Geschick, möglich, daß jemand ihn liebte, aus dem Drange eines reichen Herzens heraus? Ein tiefer Seufzer hob seine Brust.

„Da!"

Wie ein Schraubstock umklammerten seine Finger die Hand Elsners.

Sie fühlten nicht das Bedürfnis, sich Du zu nennen, den neuen Bund irgendwie äußerlich zu bethätigen. Im Gegenteil, als wären der Gefühlserörterungen schon übergenug gewesen, lenkte sich das Gespräch unmittelbar auf Nebensächliches zurück, ja, sie tranken sogar noch eine zweite Flasche.

Aber der Rüdesheimer war wohl doch kaum ein ausreichender Grund dafür, daß der Kandidat auf dem Heimwege die Welt so verändert fand. Nicht, daß er auf die Vermittelung Elsners hoffte! Doch auf ein verstaubtes, vertrocknetes Herz war der Frühlingsregen warmer Teilnahme gefallen, und siehe, es fing wieder an zu grünen!

V.

Hanna Brandt und Mieze Brüning saßen am Rande des Waldes, da wo die mächtige Kiefernschonung zu einem dieser lieblichen Waldseen abfiel, die uns grüßen in der grünen Wildnis wie ein Paar stille Freundesaugen im Treiben der Welt. Es war einer der Lieblingsplätze des Waldfräuleins, die in jedem Revier ihre eigene Residenz hatte, und sie saß jetzt auch mit der ruhigen Sicherheit der geborenen Herrscherin auf dem Moosthron, vor den sich Mieze gelagert hatte, das runde Kinn auf die Hand stützend und einen Brief auf dem frischgrünen Blaubeerkraut liegend, über den einige neugierige Ameisen liefen.

Hinter dem klaren Spiegel, der zu dem Baldachin von jungem Buchenunterholz hinübergrüßte, fingen dann gleich die rötlichen, geraden Fichtenstämme wieder an, stolz darauf, daß ihr hohes Bild so weit von dem gefälligen Krystall zurückgeworfen wurde, weit hinaus über die zitternden Birken und schwarzen Erlen, die sich doch auch schon erhaben genug dünkten dem schlanken, schmiegsamen Rohr gegenüber. Und auch dieses sah noch hinab auf die kleinen Vergißmeinnicht, die mutig die grünen Füßchen in das kalte Wasser setzten und mit den blauen Augen fast die Wellen küßten. Dort am See lag auch eine der Sommerresidenzen von Waldfräuleins Gnaden. Ein Birkenstamm hatte sich eigens über das Wasser gebogen, um ihr zu gestatten, auf seinem weißen Atlaskissen Platz zu nehmen — ein hartes Kissen zwar, aber auf Thronen soll man öfters recht unbequem sitzen. Von dort aus hatte sie die ganze praktische Poesie feuchter Fischnetze, gebrochener Reusen und zappelnder Krebse unter sich, und nichts entging ihrem scharfen Auge, während die Füße dicht über dem glänzenden Spiegel schaukelten, um die Wette mit den blauen Wasserjungfern.

Der bequemen Mieze zuliebe hatte sie heute den bemoosten Grenzhügel am Waldesrand vorgezogen, und da saß sie nun und sah in die Schonung. Man hatte bei der Anlage derselben hin und wieder alte Kiefern stehen lassen. Die reckten nun ihre blaugrünen Kronen in die Breite, und gegen den klaren Horizont sah man deutlich jeden Ast dieser nordischen Pinien. Denn auch die geschmähte Kiefer wird schön, wenn man ihr Gelegenheit giebt, sich auszubreiten, ihren Charakter zu entfalten. Wo sie einzeln steht mit ihrem mächtig schirmenden Dach, ihren weitausholenden Zweigen, die spät erst aus dem festen Stamme vorspringen, Kinder eines reifen Alters, dem graugrünen Nadelkleid, in dem der Wind so eigen summt, da kann sie ein nachdenkliches Auge wohl fesseln und halten.

Und die Augen des Waldfräuleins hingen mit inniger Liebe an den Weihnachtskerzen, die sich die jungen Triebe aufgesteckt hatten.

„Hörst Du auch," fragte Mieze, vorwurfsvoll den blonden Kopf emporhebend.

Mieze hatte in den letzten Tagen schwere Sorgen gehabt. Ihr Bogumil hatte, trotz dringender Beschwörungen, ihr noch immer nicht mitgeteilt, wes

Namen und Art er sei, und seine mystischen Ausflüchte hatten die Gefühlsspannkraft der kleinen Schwärmerin bis zum Reißen gestrafft. Sie stieg in ihren Vermutungen immer höher, und die geheimnisvolle Mutter wurde abwechselnd Geliebte oder Mörderin eines Königs.

„Ja," antwortete Hanna, schmeichelnd über den Thymian streichelnd, der seine rötlichen Polster behaglich ausgebreitet hatte.

„Ich besinne mich wirklich nicht, daß mir neulich in der Kreisstadt irgend eine auffallende Erscheinung begegnet ist."

„Aber er schreibt doch —"

„Freilich" — sie benutzte den günstigen Augenblick, fegte die Ameisen von dem weißen Blatt und las noch einmal:

„Ja, Engel, ich habe Dich gesehen! Der süße Pfefferminzhauch Deines Mundes streifte mich, Deine Finger berührten fast die meinen. Du sprachst! Ein paar Silben nur, alltäglich, prosaisch! Aber mir klangen sie lieblich wie die Posaune des jüngsten Gerichtes. Als Du entschwebt warst, leichtbeschwingt, wie eine spanische Fliege, die sich auf die blühenden Syringen hebt, mußte ich mit beiden Fäusten auf mein hüpfendes Herz schlagen, daß wie toll in mir hin und her pendelte. Mara, Mara, was machst Du aus Deinem unseligen Bogumil!

Und ich kann Deinen Wunsch nicht erfüllen. Mich Dir offenbaren, wäre süß wie Gerstenzucker, doch die Gegenwart ist bitter wie Chinin. Nicht ich, Du würdest leiden. Prüfe Dich selbst noch vier Wochen. Gieße auf das Gold Deiner Liebe das Scheidewasser ätzenden Verstandes. Beharrst Du dann noch auf Deinem Willen, so rufe, mein Marabu, rufe, und mit tödlicher Sicherheit erscheint Dein Bogumil."

„Wo warst Du denn noch nach der Stunde?" Hanna hatte sich redlich Mühe gegeben, der Freundin zuzuhören. Aber sie konnte doch nicht verhindern, daß ihr die gelben Spitzen an den jungen Kiefern mehr Sorge machten, als die Liebesschmerzen des geheimnisvollen Herrn Bogumil. Sie berechnete im stillen, wie lange es noch dauern würde, bis der geschäftige Engerling die Lebenskraft zerstört haben würde, gleich einem Arzte, der angesichts einer schleichenden Krankheit auch nichts weiß, als den Zeitpunkt des Endes.

„Nur in der Apotheke. Mama brauchte Zipfersamen für Läuschen, und ich holte für zehn Pfennige."

„War niemand sonst im Laden?"

„Niemand. Nur der junge Lehrling mit dem geleckten Scheitel, der nach allen seinen Wurmpulvern riecht und immer so süß ‚gnädiges Fräulein' lispelt."

Aber plötzlich fiel ihr etwas ein. Sie erhob sich und sah die Freundin entsetzt an.

„Hanna! Was fällt mir ein! Ein Bettler sprach mich an, ein hohlwangiger Mensch mit tiefliegenden Augen. Ich gab ihm zwei Pfennige. Wenn Bogumil —"

„Ein Bettler?"

„Natürlich verkleidet, um sich mir nähern zu können. O, Du kennst die Liebe nicht!" Sie griff verzweifelt in den Thymian. „Aber es muß ein Ende nehmen! Noch vier Wochen, dann — dann rufe ich ihn!"

Hanna schwieg. Wenn Mieze von ihrer Liebe sprach, verstummte das Waldfräulein meistens. Die Kleine nahm das auch nicht übel. Nur wenn die grauen Augen gar zu zerstreut blickten, wurde sie ungnädig.

„Du weißt, daß Georg Baumann kommt?"

„Im Herbst?"

„Nein, schon in den nächsten Tagen. So muß sich ja bald alles entscheiden. Hanna, denkst Du es Dir nicht himmlisch, Braut sein?"

Sie dachte eine Weile nach.

„Ich weiß nicht," sagte sie dann ruhig. „Bei dem allen kann ich mir gar nichts vorstellen."

Mieze seufzte. Ein mitfühlendes Herz war Hanna wahrlich nicht. Dann griff sie nach ihrem Hute.

„Bleibst Du noch hier?"

„Gewiß. Ich habe heute ja noch gar nichts vom Walde gehabt."

Sorgfältig verwahrte die Kleine den Brief, nickte der Freundin zu, und ging neben einem alten Mütterchen aus dem Dorf, die eine Hucke Holz auf dem Rücken und einen Topf Erdbeeren in der Hand trug, der Oberförsterei zu.

Das Waldfräulein seufzte erleichtert auf und lehnte den braunen Kopf an den Stamm der Fichte. Die Vormittagssonne hatte ihn erwärmt, und süßer Harzduft entströmte ihm. War das ein Leben und Weben in den Gräsern und Halmen! Die gehörten bedingungslos dem kleinen Volk, dem vierten Stand. Was um die Blumen schwirrte, war schon eine vornehmere Sorte, das Bürgervolk der Bienen und die leichtlebigen Junker, die Falter, Onkel Franz' Lieblinge. Hanna lächelte. Ob es nicht tausendmal schöner war, sie in ihrer sonnigen Freiheit zu bewundern? Wie oft saß sie mit horchenden Sinnen eine Viertelstunde lang unbeweglich, um einen Hasen nicht zu vertreiben, der in ihrer Nähe Männchen machte, ein Eichhörnchen nicht zu stören in seinem lustigen Aufundab.

Sie dachte an Mieze Brüning und ihre Liebe. Da sich ihre Lektüre auf Brehms Tierleben beschränkte, so nahm sie die Sache ebenso ernst wie Mieze selbst; aber fremder hätte ihr das Mittagsgespenst nicht sein können, wenn es jetzt über die sonnige Halde einhergewandelt gekommen wäre, als es diese erste Berührung mit jenen Empfindungen war, aus denen sich das Herzensleben des Weibes herauswächst. Nicht einmal Neugier regte sich in ihr.

Sie hatte diesen Herrn Bogumil und seine Mutter schon wieder vergessen, wie sie nun dem Waldkonzert lauschte. Kannte sie doch jeden der kleinen Sänger! Dort, die Drossel hätte ganz gut Anspruch auf ein Solo gehabt, wenn nicht im Walde jeder singen dürfte, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Sie freute sich über das matte Echo eines fernen Kuckucksrufes und nickte befriedigt mit dem Kopfe, als ganz in ihrer Nähe ein Buchfink sein flötendes: Bräutigam! ertönen ließ. Das hatte er gut gemacht! Nicht jeder hatte einen so reinen Schlag. Und dazu das schnelle,

geben — wohlverstanden, wenn einer fehlt — und sonst Abend für Abend in seinem einsamen Zimmer sitzen und das fröhliche Lachen der anderen durch die Decke dringen zu hören. Der Kandidat, und Sehnsucht nach einem eigenen, noch so bescheidenen Herd? Wie man lachen würde! Es ist ja nur der Kandidat!"

Elsner war zu ihm getreten und ergriff seine Hände.

„Hören Sie auf, ich bitte Sie," sagte er tiefbewegt. „Ich hätte nie daran rühren sollen!"

Urban atmete tief auf.

„Ich habe einmal eine Novelle von Willbrandt gelesen — den Titel weiß ich nicht mehr. Der Held ist auch ein armer Schulmeister, an dem die Torte immer vorübergeht. Das Gleichnis gefiel mir. Ich habe auch zugesehen, wie andere schmausen — und mir den Hungerriemen um ein paar Löcher fester gezogen."

„Aber Freund, haben Sie nie Ihre botanischen Kenntnisse verwertet? Ich fand neulich bei Ihnen einen Aufsatz über die Koniferen, den jedes wissenschaftliche Blatt dankbar annehmen würde —"

„Meinen Sie? Eine Zeitlang, als die Lebenskraft sich wieder regte — später sage ich Ihnen vielleicht einmal, warum — hoffte ich das auch. An wieviel Zeitschriften schrieb ich nicht! Alle hatten den Stoff eben behandelt, oder bedauerten sehr, oder schickten die Arbeit zurück, unfrankiert mitunter. Da gab ich es auf — was ich jetzt schreibe, ist mein. Mag es nach meinem Tode ins Feuer wandern, zusammen mit meinen Herbarien!"

„Nein," sagte Elsner entschlossen, „nein, das soll es und wird es nicht. Morgen komme ich, Ihre Arbeiten durchzusehen. Viel verstehe ich davon nicht. Aber ich kenne Fachleute auf dem Gebiet, und nicht wahr, wenn sich Ihnen eine Freundeshand bietet, dann schlagen Sie ein?"

Er streckte ihm die seine hin. Urban wendete sich ab, als wolle er sie nicht sehen; aber wie magnetisch angezogen kehrten seine Blicke zu dieser festen, energischen Hand zurück. Lange sah er dem jungen Gelehrten in die Augen. War es möglich, daß die Teilnahme, die tiefe Bewegung, die er in ihnen las, ihm gehörte, seinem armseligen Geschick, möglich, daß jemand ihn liebte, aus dem Drange eines reichen Herzens heraus? Ein tiefer Seufzer hob seine Brust.

„Da!"

Wie ein Schraubstock umklammerten seine Finger die Hand Elsners.

Sie fühlten nicht das Bedürfnis, sich Du zu nennen, den neuen Bund irgendwie äußerlich zu bethätigen. Im Gegenteil, als wären der Gefühlserörterungen schon übergenug gewesen, lenkte sich das Gespräch unmittelbar auf Nebensächliches zurück, ja, sie tranken sogar noch eine zweite Flasche.

Aber der Rüdesheimer war wohl doch kaum ein ausreichender Grund dafür, daß der Kandidat auf dem Heimwege die Welt so verändert fand. Nicht, daß er auf die Vermittelung Elsners hoffte! Doch auf ein verstaubtes, vertrocknetes Herz war der Frühlingsregen warmer Teilnahme gefallen, und siehe, es fing wieder an zu grünen!

V.

Hanna Brandt und Mieze Brüning saßen am Rande des Waldes, da wo die mächtige Kiefernschonung zu einem dieser lieblichen Waldseen abfiel, die uns grüßen in der grünen Wildnis wie ein Paar stille Freundesaugen im Treiben der Welt. Es war einer der Lieblingsplätze des Waldfräuleins, die in jedem Revier ihre eigene Residenz hatte, und sie saß jetzt auch mit der ruhigen Sicherheit der geborenen Herrscherin auf dem Moosthron, vor den sich Mieze gelagert hatte, das runde Kinn auf die Hand stützend und einen Brief auf dem frischgrünen Blaubeerkraut liegend, über den einige neugierige Ameisen liefen.

Hinter dem klaren Spiegel, der zu dem Baldachin von jungem Buchenunterholz hinübergrüßte, fingen dann gleich die rötlichen, geraden Fichtenstämme wieder an, stolz darauf, daß ihr hohes Bild so weit von dem gefälligen Krystall zurückgeworfen wurde, weit hinaus über die zitternden Birken und schwarzen Erlen, die sich doch auch schon erhaben genug dünkten dem schlanken, schmiegsamen Rohr gegenüber. Und auch dieses sah noch hinab auf die kleinen Vergißmeinnicht, die mutig die grünen Füßchen in das kalte Wasser setzten und mit den blauen Augen fast die Wellen küßten. Dort am See lag auch eine der Sommerresidenzen von Waldfräuleins Gnaden. Ein Birkenstamm hatte sich eigens über das Wasser gebogen, um ihr zu gestatten, auf seinem weißen Atlaskissen Platz zu nehmen — ein hartes Kissen zwar, aber auf Thronen soll man öfters recht unbequem sitzen. Von dort aus hatte sie die ganze praktische Poesie feuchter Fischnetze, gebrochener Reusen und zappelnder Krebse unter sich, und nichts entging ihrem scharfen Auge, während die Füße dicht über dem glänzenden Spiegel schaukelten, um die Wette mit den blauen Wasserjungfern.

Der bequemen Mieze zuliebe hatte sie heute den bemoosten Grenzhügel am Waldesrand vorgezogen, und da saß sie nun und sah in die Schonung. Man hatte bei der Anlage derselben hin und wieder alte Kiefern stehen lassen. Die reckten nun ihre blaugrünen Kronen in die Breite, und gegen den klaren Horizont sah man deutlich jeden Ast dieser nordischen Pinien. Denn auch die geschmähte Kiefer wird schön, wenn man ihr Gelegenheit giebt, sich auszubreiten, ihren Charakter zu entfalten. Wo sie einzeln steht mit ihrem mächtig schirmenden Dach, ihren weitausholenden Zweigen, die spät erst aus dem festen Stamme vorspringen, Kinder eines reifen Alters, dem graugrünen Nadelkleid, in dem der Wind so eigen summt, da kann sie ein nachdenkliches Auge wohl fesseln und halten.

Und die Augen des Waldfräuleins hingen mit inniger Liebe an den Weihnachtskerzen, die sich die jungen Triebe aufgesteckt hatten.

„Hörst Du auch," fragte Mieze, vorwurfsvoll den blonden Kopf emporhebend.

Mieze hatte in den letzten Tagen schwere Sorgen gehabt. Ihr Bogumil hatte, trotz dringender Beschwörungen, ihr noch immer nicht mitgeteilt, wes

Namen und Art er sei, und seine mystischen Ausflüchte hatten die Gefühlsspannkraft der kleinen Schwärmerin bis zum Reißen gestrafft. Sie stieg in ihren Vermutungen immer höher, und die geheimnisvolle Mutter wurde abwechselnd Geliebte oder Mörderin eines Königs.

„Ja,“ antwortete Hanna, schmeichelnd über den Thymian streichelnd, der seine rötlichen Polster behaglich ausgebreitet hatte.

„Ich besinne mich wirklich nicht, daß mir neulich in der Kreisstadt irgend eine auffallende Erscheinung begegnet ist.“

„Aber er schreibt doch —“

„Freilich“ — sie benutzte den günstigen Augenblick, fegte die Ameisen von dem weißen Blatt und las noch einmal:

„Ja, Engel, ich habe Dich gesehen! Der süße Pfefferminzhauch Deines Mundes streifte mich, Deine Finger berührten fast die meinen. Du sprachst! Ein paar Silben nur, alltäglich, prosaisch! Aber mir klangen sie lieblich wie die Posaune des jüngsten Gerichtes. Als Du entschwebt warst, leichtbeschwingt, wie eine spanische Fliege, die sich auf die blühenden Syringen hebt, mußte ich mit beiden Fäusten auf mein hüpfendes Herz schlagen, daß wie toll in mir hin und her pendelte. Mara, Mara, was machst Du aus Deinem unseligen Bogumil!

Und ich kann Deinen Wunsch nicht erfüllen. Mich Dir offenbaren, wäre süß wie Gerstenzucker, doch die Gegenwart ist bitter wie Chinin. Nicht ich, Du würdest leiden. Prüfe Dich selbst noch vier Wochen. Gieße auf das Gold Deiner Liebe das Scheidewasser ätzenden Verstandes. Beharrst Du dann noch auf Deinem Willen, so rufe, mein Marabu, rufe, und mit tödlicher Sicherheit erscheint Dein Bogumil.“

„Wo warst Du denn noch nach der Stunde?“ Hanna hatte sich redlich Mühe gegeben, der Freundin zuzuhören. Aber sie konnte doch nicht verhindern, daß ihr die gelben Spitzen an den jungen Kiefern mehr Sorge machten, als die Liebesschmerzen des geheimnisvollen Herrn Bogumil. Sie berechnete im stillen, wie lange es noch dauern würde, bis der geschäftige Engerling die Lebenskraft zerstört haben würde, gleich einem Arzte, der angesichts einer schleichenden Krankheit auch nichts weiß, als den Zeitpunkt des Endes.

„Nur in der Apotheke. Mama brauchte Zipfersamen für Läuschen, und ich holte für zehn Pfennige.“

„War niemand sonst im Laden?“

„Niemand. Nur der junge Lehrling mit dem geleckten Scheitel, der nach allen seinen Wurmpulvern riecht und immer so süß ‚gnädiges Fräulein‘ lispelt.“

Aber plötzlich fiel ihr etwas ein. Sie erhob sich und sah die Freundin entsetzt an.

„Hanna! Was fällt mir ein! Ein Bettler sprach mich an, ein hohlwangiger Mensch mit tiefliegenden Augen. Ich gab ihm zwei Pfennige. Wenn Bogumil —“

„Ein Bettler?“

„Natürlich verkleidet, um sich mir nähern zu können. O, Du kennst die Liebe nicht!“ Sie griff verzweifelt in den Thymian. „Aber es muß ein Ende nehmen! Noch vier Wochen, dann — dann rufe ich ihn!“

Hanna schwieg. Wenn Mieze von ihrer Liebe sprach, verstummte das Waldfräulein meistens. Die Kleine nahm das auch nicht übel. Nur wenn die grauen Augen gar zu zerstreut blickten, wurde sie ungnädig.

„Du weißt, daß Georg Baumann kommt?“

„Im Herbst?“

„Nein, schon in den nächsten Tagen. So muß sich ja bald alles entscheiden. Hanna, denkst Du es Dir nicht himmlisch, Braut sein?“

Sie dachte eine Weile nach.

„Ich weiß nicht,“ sagte sie dann ruhig. „Bei dem allen kann ich mir gar nichts vorstellen.“

Mieze seufzte. Ein mitfühlendes Herz war Hanna wahrlich nicht. Dann griff sie nach ihrem Hute.

„Bleibst Du noch hier?“

„Gewiß. Ich habe heute ja noch gar nichts vom Walde gehabt.“

Sorgfältig verwahrte die Kleine den Brief, nickte der Freundin zu, und ging neben einem alten Mütterchen aus dem Dorf, die eine Hucke Holz auf dem Rücken und einen Topf Erdbeeren in der Hand trug, der Oberförsterei zu.

Das Waldfräulein seufzte erleichtert auf und lehnte den braunen Kopf an den Stamm der Fichte. Die Vormittagssonne hatte ihn erwärmt, und süßer Harzduft entströmte ihm. War das ein Leben und Weben in den Gräsern und Halmen! Die gehörten bedingungslos dem kleinen Volk, dem vierten Stand. Was um die Blumen schwirrte, war schon eine vornehmere Sorte, das Bürgervolk der Bienen und die leichtlebigen Junker, die Falter, Onkel Franz' Lieblinge. Hanna lächelte. Ob es nicht tausendmal schöner war, sie in ihrer sonnigen Freiheit zu bewundern? Wie oft saß sie mit horchenden Sinnen eine Viertelstunde lang unbeweglich, um einen Hasen nicht zu vertreiben, der in ihrer Nähe Männchen machte, ein Eichhörnchen nicht zu stören in seinem lustigen Aufunbab.

Sie dachte an Mieze Brüning und ihre Liebe. Da sich ihre Lektüre auf Brehms Tierleben beschränkte, so nahm sie die Sache ebenso ernst wie Mieze selbst; aber fremder hätte ihr das Mittagsgespenst nicht sein können, wenn es jetzt über die sonnige Halde einhergewandelt gekommen wäre, als es diese erste Berührung mit jenen Empfindungen war, aus denen sich das Herzensleben des Weibes herauswächst. Nicht einmal Neugier regte sich in ihr.

Sie hatte diesen Herrn Bogumil und seine Mutter schon wieder vergessen, wie sie nun dem Waldkonzert lauschte. Kannte sie doch jeden der kleinen Sänger! Dort, die Drossel hätte ganz gut Anspruch auf ein Solo gehabt, wenn nicht im Walde jeder singen dürfte, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Sie freute sich über das matte Echo eines fernen Kuckucksrufes und nickte befriedigt mit dem Kopfe, als ganz in ihrer Nähe ein Buchfink sein flötendes: Bräutigam! ertönen ließ. Das hatte er gut gemacht! Nicht jeder hatte einen so reinen Schlag. Und dazu das schnelle,

rollende Picken des Buntspechtes, der auf einer Kiefer ihr so nahe saß, daß sie deutlich sehen konnte, wie sich der Kopf mit der roten Sammetmütze heftig auf und ab bewegte. Ein Trotzkopf, der durch jede Wand mußte! Und die Natur begünstigte das noch und gab ihm seinem Eisenschnabel. Da flog er fort, nicht gerade schön, hastig und ruckweise, jetzt die Flügel fest an den Leib drückend, jetzt sich im Bogen fortschnellend. Sie hob den Kopf, um ihm nachzusehen. Hoch in der Luft kreiste ruhig und getragen ein Weih.

Da krachten neben ihr die Büsche. Sie sah sich um. Rotwild hatte hier keinen Wechsel. Ein nasser Käscher kam aus dem Laub der jungen Buche hervor. Und nun lächelte sie.

Nur der Schmetterlingsjäger!

Es war wirklich Doktor Elsner. Als er Hanna sah, grüßte er erfreut, legte seinen Hut vorsichtig neben sich — auch er hatte immer eine ganze Garnitur Sommervögel darauf — packte ab und streckte sich neben sie in das Moos.

Auch sein Verhältnis zu Oberförsters hatte sich lange ausgeglichen. Herr Brandt freilich machte ihn noch manchmal zum Ziele seiner Spottpfeile und sprach von ihm in einem Tone mitleidiger Herablassung, wie von einem armen Schwachsinnigen, den man im Grunde bedauert; aber hin- und wieder schickte Elsner eines der Geschosse zurück, so sehr er im ganzen auch die Eigenheiten der Platanger schonte.

Hanna war darin ein wenig von ihrem Vater beeinflußt. Sie konnte natürlich keinen Mann für voll ansehen, der nicht imstande war, ein Gewehr abzudrücken. Aber sonst mochte sie diesen jungen Doktor, den sie auf ihren Wanderungen zuweilen traf, fast ebenso gern, wie Onkel Franz.

„Heute haben Sie ja noch ein Dutzend mehr Büchschen und Kästchen!" Sie sah mit leisem Spott an ihm herunter. „Himmel, Sie triefen ja! Bedenken Sie doch die nassen Füße!"

„Was schadet das denn," fragte er verwundert.

„Sie sagten doch am ersten Abende Ihres Hierseins, Sie fürchteten, auf Entenjagd."

„Ja, auf Entenjagd! Wegen so eines Vogels, den ich für ein paar Mark in jeder Geflügelhandlung kaufen kann, werde ich doch nicht knietief ins Wasser gehen! Aber im Dienste der Wissenschaft!" Er hielt ihr ein kleines Einmachglas hin. „Da die Quecksilberpunkte sind Wasserspinnen, argyroneta aquatica. Da habe ich sogar ihr Nest erwischt, dort, das wallnußgroße Ding. Das ist schon nasse Füße wert."

„Aber Sie sind wie aus dem Wasser gezogen!"

„Schadet nichts. Bitte, setzen Sie sich über meinen unteren Menschen hinweg.

Übrigens, was Sie da von dem ersten Abend sagten, Sie wissen ja, daß ich da krank war."

„Schnupfenfieber. Morgen haben Sie es wieder, wenn Sie nicht gleich nach Hause gehen."

Er legte nur seine langen, nassen Beine aus dem Waldesschatten in die warme Sonne.

„Schnupfenfieber? Einfach delirium tremens!"

Diesmal fuhr Hanna doch zusammen. Er sah es hinter seinen funkelnden Brillengläsern und hatte seinen Spaß daran.

„Oder meinen Sie, so ein nüchterner Berliner kann ungestraft einen Oxhoft Grog vertragen?"

Sie sah mitleidig auf das schwachbegabte Menschenkind herab, das lang und dünn wie eine Spannerraupe zu ihren Füßen lag.

„Da draußen lernt man das auch nicht."

„Wo draußen?"

„Nun, im Reich."

Er erhob sich auf die Ellbogen und sah sie wieder mit geheimer Belustigung an.

„Sie sind wohl noch nie draußen gewesen?"

Energisches Kopfschütteln.

„Sie sind hier erzogen?"

„Ja, vom Kandidaten. Vater mag keine Gouvernanten leiden."

„Und Sie wollen auch nie fort?"

Sie sah mit sonnigem Lachen in die Lichtung.

„Nie."

„Aber wenn — wenn Sie nun heiraten?"

Die Frage war ihm unpassend vorgekommen; aber schließlich, es war doch immerhin seine Schwägerin. Doch Hanna errötete nicht einmal.

„Dann heirate ich Papas Nachfolger."

Jetzt fuhr er auf.

„Wer ist das?"

Sie sah ihn verständnislos an.

„Ja, wie soll ich das wissen? Papa sagt immer, natürlich muß ich einen Oberförster heiraten."

Elsner hatte sich schon wieder beruhigt. Es ging ihn ja eigentlich nichts an.

Sie gingen jetzt zusammen nach der Oberförsterei, wo Elsner noch die Raupen der Wolfsmilchschwärmer mitnehmen sollte.

„Halt," machte Elsner plötzlich; auf einen der Fichtenstämme zuschreitend. „Da haben wir einen Fichtenspinner."

„Sie sehen doch gut," sagte Hanna anerkennend.

„Mit dem Glas, natürlich. Sehen Sie, wie das wieder das Gesetz der Anpassung bestätigt, die bräunlich grauen Oberflügel heben sich kaum von dem Stamme ab."

Er merkte, daß ihr die Sache fremd war und sprach im Weitergehen von den immer aufs neue überraschenden Entdeckungen des Forschers in Bezug auf Form, Farbe und Organe der Tiere. Sie ging lebhaft darauf ein, und meinte lachend:

„Ist das auch Anpassung, daß ich am liebsten solch ein graugrünes Kleid trage, damit die Rehe nicht zu früh davonlaufen, wenn ich mich nähere?"

Er bemerkte, daß sie seinen Ausdruck sich sofort angeeignet hatte und machte Urban Vorwürfe über ihre vernachlässigte Erziehung. Gut, daß seine Kathi noch so jung war. Da konnte er den Lehrmeister machen.

Während Hanna die Raupen holte, wartete er im Wohnzimmer. Er hatte sich in einen alten Lederstuhl gesetzt und sah umher mit den prüfenden Augen des künftigen Schwiegersohnes. Wie behaglich! Das niedrige Zimmer mit den dicken Mauern, in denen die Fenster tiefe Nischen bildeten, war an den Wänden bedeckt mit Hirschgeweihen, Rehkronen und ausgestopften Schußseltenheiten. Der Flickkorb der

Hausfrau stand auf einem Fenstertritt. Alles atmete Ruhe und Frieden.

Ja, die Häuslichkeit! In ihr lag das große Glücksgeheimnis des Lebens!

Da vernahm er einen leisen, melancholischen Ton; fast klagend klang es aus der Tiefe heraus. Er bückte sich zu der Dachsschwarte, auf der seine Füße standen. Zu sehen war nichts.

Eben kam Hanna mit der großen Pappschachtel, in die sorgfältig Luftlöcher gebohrt waren.

„Da. Eigentlich trenne ich mich ungern von ihnen. Sie sehen so hübsch aus mit den gelben und roten Flecken auf dem schwarzen Grunde. Es sind fünf. Mehr fand ich nicht. Und hier ist ein Strauß Wolfsmilch für morgen. Weiter muß Onkel Franz selber sorgen."

Sie band den Karton an einen von Elsners Rockknöpfen.

„Die Wissenschaft dankt Ihnen."

„Und ich danke für die Wissenschaft. Ich thue es Onkel zum Gefallen, und weil die Tiere so lieb sind."

Schon gaben sie sich abschiednehmend die Hände, als sich der klagende Laut wieder hören ließ.

„Was ist das nur?"

„Unser guter Hausgeist. Eine Kröte, die in dem alten Fundament wohnt. Sie glauben garnicht, wie ihre unsichtbare Gegenwart uns Gewohnheit geworden ist. Gerade hier im Wohnzimmer, wo wir uns alle zur Dämmerzeit zu versammeln pflegen, hören wir so gern ihre liebe Stimme zwischen reden."

„Es ist vielleicht eine Kröte aus dem Märchen, mit dem Krönlein und den wunderbar tiefen Augen?"

„Schöne Augen haben alle Kröten. Ganz stiefmütterlich ist die Natur gegen keines ihrer Kinder."

„Nun, ich hoffe jedenfalls, sie ist ein guter Geist," sagte er, noch einmal warm die kleine, braune Hand drückend.

Dann ging er über den Hof und verschwand im Schatten der Bäume.

Und den Gruß an seine Käthe hatte er richtig wieder vergessen!

VI.

Eines schönen Tages fuhr der hübsche Jagdwagen des Ritimeisters zur Bahnstation, und als er zurückkehrte, sprang ein flotter, junger Mann heraus, küßte Frau Lina die Hand, machte ein derbes shake hands mit Mieze, kurz, benahm sich ganz so, als ob er in Platangen zu Hause sei, und mit einigem Recht, denn der neue Ankömmling war niemand anders, als Georg Baumann, der Neffe des Rittmeisters und sein zukünftiger Schwiegersohn.

Er hatte die Zeit des „Hofhundes" schon überwunden, sein Jahr abgedient, Königsberger Kürassier, wie er gelegentlich betonte, verschiedene landwirtschaftliche Schulen besucht, und schließlich einige Zeit auf Reisen zugebracht, um auch einmal etwas anderes zu sehen, als die heimischen Düngerhaufen, wie er sagte, als man sich zum Frühstück niedersetzte.

„Ja die Welt," meinte der Professor zustimmend, „sie allein ist es, die uns bildet. Wer an der Scholle kleben bleibt, wird blind wie ein Maulwurf, und Maulwurfsarbeit allein bringt er zu stande."

„Danke schön," brummte der Rittmeister.

„Er ist nämlich Gegner der Freizügigkeit."

„Weil noch nie etwas dabei herausgekommen ist. Bleibe im Lande und nähre Dich redlich!"

Damit griff er nach der Schüssel mit dem Rostbeaf und ließ den Worten die That folgen.

„Nun, Onkel, in England habe ich doch manches gelernt, was auch dem deutschen Landwirt zu statten kommt."

„Ja, daß der englische Weizen nicht mehr als zehn Grad Blachfrost verträgt, sich daher für unser Klima nicht eignet."

„Aber doch von zwei Centnern Aussaat, fünfundfünfzig Centner Ernte giebt."

Der Professor sagte es triumphierend. Es lag ihm zuweilen daran, seiner Umgebung zu beweisen, daß er natürlich auch ein ausgezeichneter Landwirt sein könne, wenn er wolle.

„Wirklich, Onkel Karl?"

„Ja, aber wieviel Phosphorsäure und Thomasschlacke mich der Versuch gekostet hat, verschweigt Franz natürlich."

Mieze sah zuweilen über ihren Teller hinweg scheu zu dem Vetter hin. Da saß er, schneidig, wie sie zugeben mußte, mit dem kecken Bärtchen in dem braunen Gesicht, von dem sich die weiße Stirne so blendend abhob. Und mit einem angenehmen Gruseln dachte sie daran, daß er eigentlich den Dolch schon unsichtbar im Herzen trage, wenn er auch die Todespein erst an jenem Tage fühlen würde, wo sie mit ihrem Bogumil vor ihn hintreten würde.

Daß Baumann den schwarzen Verrat nicht im mindesten ahnte, ging übrigens aus der heiter neckischen Art hervor, in der er mit seinem Bäschen sprach. Jetzt fragte er sie nach Oberförsters. Elsner horchte auf.

„Und das Waldfräulein ist noch immer Waldfräulein?"

„Mehr denn je. Denn da Kathi nun dem Kandidaten entwachsen ist, nimmt sie ihr die innere Wirtschaft fast ganz ab."

„Hanna ist eigentlich Forstassessor."

„Dann bekommt sie im Laufe des Sommers einen Gehülfen," sagte Baumann. „Ich sprach in Königsberg bei einem Liebesmahl einen jungen Forstmann, der behauptete, schon zum Juli nach Platangen zu kommen. Den Namen habe ich vergessen, es war schon gegen den Schluß hin."

„Das hat uns der Oberförster verschwiegen."

„Er hätte mir doch seinen Brief geben können, damit ich Euch ein wenig vorbereitete," sagte der Professor harmlos. Seine letzte Niederlage war lange vergessen. Alles räusperte sich; aber er fuhr ungestört fort: „Du bist nach den Häkchen in Deinem letzten Schreiben auch nicht solider geworden, mein Sohn."

„Im Gegenteil, Onkelchen," lachte Baumann.

„Und Du bist noch immer Demokrat?"

„Abonniert nächstens auf den Vorwärts," erklärte der Rittmeister.

Frau Clara trat dazwischen.

rollende Picken des Buntspechtes, der auf einer Kiefer ihr so nahe saß, daß sie deutlich sehen konnte, wie sich der Kopf mit der roten Sammetmütze heftig auf und ab bewegte. Ein Trotzkopf, der durch jede Wand mußte! Und die Natur begünstigte das noch und gab ihm seinem Eisenschnabel. Da flog er fort, nicht gerade schön, hastig und ruckweise, jetzt die Flügel fest an den Leib drückend, jetzt sich im Bogen fortschnellend. Sie hob den Kopf, um ihm nachzusehen. Hoch in der Luft kreiste ruhig und getragen ein Weih.

Da krachten neben ihr die Büsche. Sie sah sich um. Rotwild hatte hier keinen Wechsel. Ein nasser Käscher kam aus dem Laub der jungen Buche hervor. Und nun lächelte sie.

Nur der Schmetterlingsjäger!

Es war wirklich Doktor Elsner. Als er Hanna sah, grüßte er erfreut, legte seinen Hut vorsichtig neben sich — auch er hatte immer eine ganze Garnitur Sommervögel darauf — packte ab und streckte sich neben sie in das Moos.

Auch sein Verhältnis zu Oberförsters hatte sich lange ausgeglichen. Herr Brandt freilich machte ihn noch manchmal zum Ziele seiner Spottpfeile und sprach von ihm in einem Tone mitleidiger Herablassung, wie von einem armen Schwachsinnigen, den man im Grunde bedauert; aber hin- und wieder schickte Elsner eines der Geschosse zurück, so sehr er im ganzen auch die Eigenheiten der Platanger schonte.

Hanna war darin ein wenig von ihrem Vater beeinflußt. Sie konnte natürlich keinen Mann für voll ansehen, der nicht imstande war, ein Gewehr abzudrücken. Aber sonst mochte sie diesen jungen Doktor, den sie auf ihren Wanderungen zuweilen traf, fast ebenso gern, wie Onkel Franz.

„Heute haben Sie ja noch ein Dutzend mehr Büchschen und Kästchen!“ Sie sah mit leisem Spott an ihm herunter. „Himmel, Sie triefen ja! Bedenken Sie doch die nassen Füße!“

„Was schadet das denn,“ fragte er verwundert.

„Sie sagten doch am ersten Abende Ihres Hierseins, Sie fürchteten, auf Entenjagd.“

„Ja, auf Entenjagd! Wegen so eines Vogels, den ich für ein paar Mark in jeder Geflügelhandlung kaufen kann, werde ich doch nicht knietief ins Wasser gehen! Aber im Dienste der Wissenschaft!“ Er hielt ihr ein kleines Einmachglas hin. „Da die Quecksilberpunkte sind Wasserspinnen, argyroneta aquatica. Da habe ich sogar ihr Nest erwischt, dort, das wallnußgroße Ding. Das ist schon nasse Füße wert.“

„Aber Sie sind wie aus dem Wasser gezogen!“

„Schadet nichts. Bitte, setzen Sie sich über meinen unteren Menschen hinweg.

Übrigens, was Sie da von dem ersten Abend sagten, Sie wissen ja, daß ich da krank war.“

„Schnupfenfieber. Morgen haben Sie es wieder, wenn Sie nicht gleich nach Hause gehen.“

Er legte nur seine langen, nassen Beine aus dem Waldesschatten in die warme Sonne.

„Schnupfenfieber? Einfach delirium tremens!“

Diesmal fuhr Hanna doch zusammen. Er sah es hinter seinen funkelnden Brillengläsern und hatte seinen Spaß daran.

„Oder meinen Sie, so ein nüchterner Berliner kann ungestraft einen Oxhoft Grog vertragen?“

Sie sah mitleidig auf das schwachbegabte Menschenkind herab, das lang und dünn wie eine Spannerraupe zu ihren Füßen lag.

„Da draußen lernt man das auch nicht.“

„Wo draußen?“

„Nun, im Reich.“

Er erhob sich auf die Ellbogen und sah sie wieder mit geheimer Belustigung an.

„Sie sind wohl noch nie draußen gewesen?“

Energisches Kopfschütteln.

„Sie sind hier erzogen?“

„Ja, vom Kandidaten. Vater mag keine Gouvernanten leiden.“

„Und Sie wollen auch nie fort?“

Sie sah mit sonnigem Lachen in die Lichtung.

„Nie.“

„Aber wenn — wenn Sie nun heiraten?“

Die Frage war ihm unpassend vorgekommen; aber schließlich, es war doch immerhin seine Schwägerin. Doch Hanna errötete nicht einmal.

„Dann heirate ich Papas Nachfolger.“

Jetzt fuhr er auf.

„Wer ist das?“

Sie sah ihn verständnislos an.

„Ja, wie soll ich das wissen? Papa sagt immer, natürlich muß ich einen Oberförster heiraten.“

Elsner hatte sich schon wieder beruhigt. Es ging ihn ja eigentlich nichts an.

Sie gingen jetzt zusammen nach der Oberförsterei, wo Elsner noch die Raupen der Wolfsmilchschwärmer mitnehmen sollte.

„Halt,“ machte Elsner plötzlich; auf einen der Fichtenstämme zuschreitend. „Da haben wir einen Fichtenspinner.“

„Sie sehen doch gut,“ sagte Hanna anerkennend.

„Mit dem Glas, natürlich. Sehen Sie, wie das wieder das Gesetz der Anpassung bestätigt, die bräunlich grauen Oberflügel heben sich kaum von dem Stamme ab.“

Er merkte, daß ihr die Sache fremd war und sprach im Weitergehen von den immer aufs neue überraschenden Entdeckungen des Forschers in Bezug auf Form, Farbe und Organe der Tiere. Sie ging lebhaft darauf ein, und meinte lachend:

„Ist das auch Anpassung, daß ich am liebsten solch ein graugrünes Kleid trage, damit die Rehe nicht zu früh davonlaufen, wenn ich mich nähere?“

Er bemerkte, daß sie seinen Ausdruck sich sofort angeeignet hatte und machte Urban Vorwürfe über ihre vernachlässigte Erziehung. Gut, daß seine Kathi noch so jung war. Da konnte er den Lehrmeister machen.

Während Hanna die Raupen holte, wartete er im Wohnzimmer. Er hatte sich in einen alten Lederstuhl gesetzt und sah umher mit den prüfenden Augen des künftigen Schwiegersohnes. Wie behaglich! Das niedrige Zimmer mit den dicken Mauern, in denen die Fenster tiefe Nischen bildeten, war an den Wänden bedeckt mit Hirschgeweihen, Rehkronen und ausgestopften Schußseltenheiten. Der Flickkorb der

Hausfrau stand auf einem Fenstertritt. Alles atmete Ruhe und Frieden.

Ja, die Häuslichkeit! In ihr lag das große Glücksgeheimnis des Lebens!

Da vernahm er einen leisen, melancholischen Ton; fast klagend klang es aus der Tiefe heraus. Er bückte sich zu der Dachsschwarte, auf der seine Füße standen. Zu sehen war nichts.

Eben kam Hanna mit der großen Pappschachtel, in die sorgfältig Luftlöcher gebohrt waren.

„Da. Eigentlich trenne ich mich ungern von ihnen. Sie sehen so hübsch aus mit den gelben und roten Flecken auf dem schwarzen Grunde. Es sind fünf. Mehr fand ich nicht. Und hier ist ein Strauß Wolfsmilch für morgen. Weiter muß Onkel Franz selber sorgen."

Sie band den Karton an einen von Elsners Rockknöpfen.

„Die Wissenschaft dankt Ihnen."

„Und ich danke für die Wissenschaft. Ich thue es Onkel zum Gefallen, und weil die Tiere so lieb sind."

Schon gaben sie sich abschiednehmend die Hände, als sich der klagende Laut wieder hören ließ.

„Was ist das nur?"

„Unser guter Hausgeist. Eine Kröte, die in dem alten Fundament wohnt. Sie glauben garnicht, wie ihre unsichtbare Gegenwart uns Gewohnheit geworden ist. Gerade hier im Wohnzimmer, wo wir uns alle zur Dämmerzeit zu versammeln pflegen, hören wir so gern ihre liebe Stimme zwischen reden."

„Es ist vielleicht eine Kröte aus dem Märchen, mit dem Krönlein und den wunderbar tiefen Augen?"

„Schöne Augen haben alle Kröten. Ganz stiefmütterlich ist die Natur gegen keines ihrer Kinder."

„Nun, ich hoffe jedenfalls, sie ist ein guter Geist," sagte er, noch einmal warm die kleine, braune Hand drückend.

Dann ging er über den Hof und verschwand im Schatten der Bäume.

Und den Gruß an seine Käthe hatte er richtig wieder vergessen!

VI.

Eines schönen Tages fuhr der hübsche Jagdwagen des Ritimeisters zur Bahnstation, und als er zurückkehrte, sprang ein flotter, junger Mann heraus, küßte Frau Lina die Hand, machte ein derbes shake hands mit Mieze, kurz, benahm sich ganz so, als ob er in Platangen zu Hause sei, und mit einigem Recht, denn der neue Ankömmling war niemand anders, als Georg Baumann, der Neffe des Rittmeisters und sein zukünftiger Schwiegersohn.

Er hatte die Zeit des „Hofhundes" schon überwunden, sein Jahr abgedient, Königsberger Kürassier, wie er gelegentlich betonte, verschiedene landwirtschaftliche Schulen besucht, und schließlich einige Zeit auf Reisen zugebracht, um auch einmal etwas anderes zu sehen, als die heimischen Düngerhaufen, wie er sagte, als man sich zum Frühstück niedersetzte.

„Ja die Welt," meinte der Professor zustimmend, „sie allein ist es, die uns bildet. Wer an der Scholle kleben bleibt, wird blind wie ein Maulwurf, und Maulwurfsarbeit allein bringt er zu stande."

„Danke schön," brummte der Rittmeister.

„Er ist nämlich Gegner der Freizügigkeit."

„Weil noch nie etwas dabei herausgekommen ist. Bleibe im Lande und nähre Dich redlich!"

Damit griff er nach der Schüssel mit dem Rostbeaf und ließ den Worten die That folgen.

„Nun, Onkel, in England habe ich doch manches gelernt, was auch dem deutschen Landwirt zu statten kommt."

„Ja, daß der englische Weizen nicht mehr als zehn Grad Blachfrost verträgt, sich daher für unser Klima nicht eignet."

„Aber doch von zwei Centnern Aussaat, fünfundfünfzig Centner Ernte giebt."

Der Professor sagte es triumphierend. Es lag ihm zuweilen daran, seiner Umgebung zu beweisen, daß er natürlich auch ein ausgezeichneter Landwirt sein könne, wenn er wolle.

„Wirklich, Onkel Karl?"

„Ja, aber wieviel Phosphorsäure und Thomasschlacke mich der Versuch gekostet hat, verschweigt Franz natürlich."

Mieze sah zuweilen über ihren Teller hinweg scheu zu dem Vetter hin. Da saß er, schneidig, wie sie zugeben mußte, mit dem kecken Bärtchen in dem braunen Gesicht, von dem sich die weiße Stirne so blendend abhob. Und mit einem angenehmen Gruseln dachte sie daran, daß er eigentlich den Dolch schon unsichtbar im Herzen trage, wenn er auch die Todespein erst an jenem Tage fühlen würde, wo sie mit ihrem Bogumil vor ihn hintreten würde.

Daß Baumann den schwarzen Verrat nicht im mindesten ahnte, ging übrigens aus der heiter neckischen Art hervor, in der er mit seinem Bäschen sprach. Jetzt fragte er sie nach Oberförsters. Elsner horchte auf.

„Und das Waldfräulein ist noch immer Waldfräulein?"

„Mehr denn je. Denn da Kathi nun dem Kandidaten entwachsen ist, nimmt sie ihr die innere Wirtschaft fast ganz ab."

„Hanna ist eigentlich Forstassessor."

„Dann bekommt sie im Laufe des Sommers einen Gehülfen," sagte Baumann. „Ich sprach in Königsberg bei einem Liebesmahl einen jungen Forstmann, der behauptete, schon zum Juli nach Platangen zu kommen. Den Namen habe ich vergessen, es war schon gegen den Schluß hin."

„Das hat uns der Oberförster verschwiegen."

„Er hätte mir doch seinen Brief geben können, damit ich Euch ein wenig vorbereitete," sagte der Professor harmlos. Seine letzte Niederlage war lange vergessen. Alles räusperte sich; aber er fuhr ungestört fort: „Du bist nach den Häkchen in Deinem letzten Schreiben auch nicht solider geworden, mein Sohn."

„Im Gegenteil, Onkelchen," lachte Baumann.

„Und Du bist noch immer Demokrat?"

„Abonniert nächstens auf den Vorwärts," erklärte der Rittmeister.

Frau Clara trat dazwischen.

„Die beiden jüngsten Brandts findest Du auch unverändert, Georg. Ein wenig größer und ein wenig wilder.“

Und noch immer in der Zucht dieses tollen Heiligen, des Kandidaten?“

„Der übrigens trotz seiner grenzenlosen Bescheidenheit ein recht bedeutender Mensch ist,“ mischte sich Elsner in die Unterhaltung. Alles legte die Messer hin und sah den Doktor an.

„Der Kandidat bedeutend?“

Schallendes Gelächter.

„Wilder konnten die beiden Jungen bei Brandts eigentlich nicht mehr werden,“ meinte Georg, der sich zuerst gefaßt hatte.

Diese beiden Jungen, Paul und Fritz Brandt, waren eigentlich zwei Mädchen, Paula und Frieda. Der Oberförster hatte es seiner Zeit fast für Eigensinn gehalten, daß ihm Frau Minna nur Mädchen schenken wollte. Ganz getröstet hatte er sich auch noch nicht, und durch die veränderten Rufnamen, auch Hanna hieß für ihn nur Hans, durch kurzgeschnittene Haare, gelang es ihm zuweilen fast, sich über das Geschlecht seiner Kinder hinwegzutäuschen. Nur Käthchen, die überhaupt aus der Art geschlagen war, wie er behauptete, hatte auf Wunsch der Mutter ihre langen, blonden Zöpfe behalten. Die andern wurden auch wie Knaben erzogen. Unter dem Weihnachtsbaum lagen von jeher soviel Trommeln und Flinten, daß ein halbes Dutzend Buben damit hätten versorgt werden können, die Schießstunden gab er Hanna selbst, wie denn seine Älteste von jeher sein ganzer Stolz gewesen war und ihm nie eine Enttäuschung bereitet hatte, die erste ihres Geschlechtes ausgenommen.

Natürlich würden seine Mädchen heiraten, sobald als möglich. Er wollte doch noch zusehen, wie sein Enkel den ersten Hirsch schoß! Hanna konnte wirklich ruhig darüber sprechen, daß sie einmal Papas Nachfolger zum Manne erhalten würde, bei dem Oberförster stand das lange fest.

„Du kannst Brandts noch heute begrüßen, Georg. Sie haben vorhin sagen lassen, daß heute Nacht das angekündigte Fischstechen vor sich gehen soll. Willst Du es mitmachen?“

„Danke für solch ein anstrengendes Vergnügen nach einer durchreisten Nacht. Ich werde morgen hingehen.“

„Ich fühle in der Zeit der Heuernte meine Knochen auch ohnedem,“ sagte der Rittmeister.

„Ich gehe hin.“

Elsner sprach sehr energisch. Der Ankömmling, von dessen näheren Beziehungen zu Mieze er nichts wußte, hatte etwas wie Argwohn in seiner Seele aufsteigen lassen. Nachdenklich ging er nach Tisch neben Tante Clara durch den duftenden Jasmingang dem Generalshause zu.

„Wollen Sie noch ein wenig zu mir eintreten, lieber Elsner? Ich möchte Sie in einer wichtigen Angelegenheit um Rat bitten,“ fragte sie ihn im Flur.

Er folgte ihr in ihr hübsches Wohnzimmer. „Das klingt ja ganz feierlich.“

„Ich fürchte nämlich, ich habe eine große Dummheit begangen.“

„Begegnet den besten Menschen,“ tröstete er.

Auf dem Tische stand ein Kistchen, von dem die Wachstuchhülle abgetrennt war. Der geöffnete Deckel zeigte, in Seegras gepackt, kleine, verklebte Kartons.

Elsner warf nur einen Blick darauf, dann trat er mit dem lebhaften Ausruf: „Schmetterlinge!“ näher.

Frau Clara streckte abwehrend die Hand aus. „Erst hören Sie. Der Geburtstag meines Mannes ist nächstens —“

„Der Herr Professor hat schon öfters davon gesprochen.“

„Ja, Franz ist darin wie ein großes Kind, und wie ein solches will er auch immer seine vollwichtige Überraschung haben. Da kam nun neulich in seiner Abwesenheit ein Katalog einer Firma, die mit ausländischen Faltern handelt —“

Elsner drehte den Deckel um, las den Namen und verzog das Gesicht.

„Nicht zuverlässig?“

„Bauernfänger.“

Frau Clara seufzte.

„Mir fielen die leeren Schränke ein, ich verschrieb einige der größten Exemplare —“

„Aber warum in aller Welt kamen Sie nicht zu mir?“

„Weil die Dinger sehr teuer sind, und ich fürchtete, Sie würden es für Verschwendung erklären. Von Ihrem Standpunkt aus ist ja seine Passion nur Spielerei. Er hat doch aber einmal sein Herz daran gehängt, und ich — ich —“

Er bog sich nieder und küßte ihre Hand. „Sie überlegten nicht, sondern verschrieben. Und nun?“

„Nun konnte ich die Neugierde nicht besiegen und packte aus. Nachher muß alles wieder sorgfältig geschlossen werden, denn gerade die Verpackung erhöht ja die Spannung. Aber der Schmetterling, den ich herausnahm, kommt mir so sonderbar vor.“

Sie reichte ihm einen prächtigen Falter, wohl handlang in der Spannung, dessen schwerer Leib durch eine Baumwollenlage geschützt war.

Er betrachtete den grünschillernden, mit hochroten Flecken und breiten, sammetartigen Binden gezierten Falter aufmerksam.

„Priamus, Königssegler,“ flüsterte er fast ehrfurchtsvoll. „Aber wenn der echt ist — Einen Augenblick, gnädige Frau.“

Damit war er hinaus.

Seufzend trug Frau Clara Kistchen und Wachstuch in ihr Zimmer und tilgte die Spuren auf Tisch und Fußboden.

Da kehrte Elsner zurück. Ein Blick in sein Gesicht, und sie sagte ergeben: „Gefälscht!“

„Und zwar gründlich, wenn auch so geschickt, daß ich Ihren Scharfblick wieder einmal bewundere. Der Kopf und ein paar Beine einfach angeklebt, in den Flügeln deutliche Zeichen eingeriebener Farben, und am Innenrand des Unterflügels ein Stück eingesetzt. Darauf können Sie ruhig klagen.“

Sie fuhr entsetzt auf. „Ich denke nicht daran. Ich wollte Sie nur fragen, ob Sie glauben, daß Franz den Betrug merken wird.“

Ein verlegenes Schweigen.

„Der Herr Professor wird in der Freude seines Sammlerherzens sicher nicht untersuchen, höchstens mit den Abbildungen vergleichen. Und wenn es dann so ziemlich stimmt —"

In Frau Claras erloschenen Augen erwachte wieder fröhliches, schalkhaftes Leben.

„So werden Sie schweigen, nicht wahr, mein Freund? Der Wissenschaft wollte ich mit meinem Kaufe ja nicht dienen, nur meinem Manne."

Er sah halb gerührt, halb belustigt auf sie nieder und sagte ergeben: „Mein Doktorhut beginnt hier in Platangen manchmal doch bedenklich zu wackeln."

Sie lachte übermütig, ganz das Weib an sich, das wieder einmal den Sieg davongetragen hat.

„Lassen Sie ihn wackeln. Im seichten Wasser sind so schwerfällige Kopfbedeckungen überhaupt nicht Brauch. Und nun schlafen Sie noch ein Stündchen. Ein nächtlicher Fischzug ist anstrengend."

Willy Elsner schlief aber nicht, sondern setzte sich an seinen Schreibtisch. Zärtlich strich er mit der Hand über die dichtbeschriebenen Blätter seiner großen Arbeit. Er fühlte jetzt oft das Bedürfnis, etwas doppelt Gutes zu leisten, um das Gelehrtengewissen zu beruhigen. Und so sagte er auch jetzt beschwichtigend zu seinem Werke, das da so stattlich zugenommen vor ihm lag:

„Euch wenigstens kommt das seichte Wasser zu gute, einheimische Insekten!"

Etwa um elf Uhr machten sich Doktor Elsner und sein Gastfreund auf den Weg zur Oberförsterei. Es war Neumond und nicht einmal sternklar, dunkle Wolkenfetzen hingen über dem Walde, und die Luft war schwül und feucht, wie in den Tropen. Der Professor hatte es sich nicht nehmen lassen, als Lockschild für etwaige Schwärmer eine Laterne anzuzünden und tänzelte jetzt in beständiger Aufregung seinem Freunde voraus. Elsner hatte ihn nicht überreden können, sein Netz zu Hause zu lassen. Eher hätte er eine Schildwache ohne Gewehr auf Posten schicken können. Natürlich hatte er das „Nachtnetz" aus schwarzer Gaze genommen, das nun gleich einem Raben über seinem Haupte flatterte.

Die Oberförsterei lag still in der Stille der Nacht. Einige Hunde schlugen an, als sie den Hof betraten. Elsner fühlte mit Befriedigung das Poetische solcher Situation, wenn man, wie er, heftig verliebt ist. Trotzdem war er nicht besonders enttäuscht, als mit dem Vater flink und lebhaft wie ein Baummarder mit klaren, grauen Augen nur Hanna erschien.

„Und Ihr Fräulein Schwester?"

„Kathi?" Sie lachte herzlich. „Die ist ein echtes, kleines Murmeltier, unser Familiensiebenschläfer, und steht nicht auf, um einige Karauschen zu stechen."

Richtig, fischen war eigentlich auch unweiblich. Da war es besser, seine Kathi schlief den gesunden Schlaf der Jugend. Er schloß sich seiner Schwägerin an, als noch jemand hinter ihnen dreinpolterte. Der Kandidat, der, mit einem Tuch für Hanna über dem Arm, sich den Nachtwandlern anschloß.

Als man die Oberförsterei hinter sich hatte, legte sich das Schweigen der Nacht fast erdrückend auf die Gemüter. Die mitgenommenen Laternen zeigten ein Stück der rötlichen Kiefernstämme, die dem Wege zunächst standen, schon das zweite Glied kaum aus dem Halbschatten hervorhebend. In der Luft zitterten winzige Lichter. Es war die Zeit der Johanniswürmchen, und durch das Moos zerstreut glühten die stillen, häuslichen Flammen der ungeflügelten Weibchen, die es der Anziehung ihrer bescheidenen, blaugrünen Leuchtkraft überlassen müssen, ob sie stark genug sei, eins der glänzenden, freifliegenden Männchen an sich zu fesseln. Jetzt huschte lautlos ein Fuchs oder Marder über den Weg, oder der weiche, lautlose Flügelschlag der Eule strich dicht über die Köpfe der Wandernden. Die Luft war voll Harzduft, der zuweilen von einem stärkeren Arom übertäubt wurde. Hanna hob das Köpfchen, witterte und sagte, sie rieche Nachtschatten.

„Die reine Hundenase," meinte ihr Vater stolz. „Nichts besonderes bei einem Waldfräulein."

Der Professor war ärgerlich, er hatte eben umsonst mit dem Netz nach einem unbekannten Schwarmgeistchen geschlagen.

Elsner, dem sein Glas in der Dunkelheit nichts half, stolperte mehrere Male. Hanna sagte, er solle sie unterfassen, sie kenne hier jede Baumwurzel.

Wie sicher es sich ging, während seine Hand auf ihrem Arme lag! Elsner fühlte wieder einmal die Stimme des Blutes. War sie doch Kathis Schwester! Und eine angenehme Wärme stieg ihm zum Herzen auf.

„Schulz," schrie der Oberförster seinen Waldwärter an, der mit zwei Arbeitern voranging und die nötigen Geräte trug, „glaube wahrhaftig, der Kerl schleppt seinen Schießprügel mit."

„Zu Befehl, ja, Herr Oberförster. Von wegen die verdammten Krebsdiebe."

„Daß Du keine Dummheiten machst, Mensch!"

„J wo werd ich denn, Herr Oberförster."

„Er hat nämlich den Waffengebrauch erst eben bekommen," flüsterte Hanna Elsner zu, „für einen Waldwärter eine große Auszeichnung, nun glaube ich aber, schläft er auch mit der Flinte."

Man ging jetzt über die Schonung abwärts dem See zu, von dem bei der Dunkelheit noch nichts zu sehen war, dessen frischeren Atem man aber fühlte. Als man am Ufer angelangt war, wo Schulz am Tage schon den Kahn in Bereitschaft gelegt hatte, rief Hanna plötzlich halt.

„Siehst Du dort die zwei Lichter, Vater? Da wird gekrebst."

Sie war so erregt, daß sie am liebsten auf den Ort zugelaufen wäre.

„Das wäre, Schulze. Rasch die Sachen hingelegt und den Dieben nach. Wenn sie unsere Lichter sehen, werden sie sich wohl aus dem Staube machen. Ich stehe am Kreuzweg und passe auf, ob ich einen erwischen kann."

„Schießen, Herr Oberförster," fragte Schulze, zitternd vor Freude.

„Bist nicht gescheit. Die Flinte bleibt hier. Und nun schnell."

„Die beiden jüngsten Brandts findest Du auch unverändert, Georg. Ein wenig größer und ein wenig wilder.“

Und noch immer in der Zucht dieses tollen Heiligen, des Kandidaten?“

„Der übrigens trotz seiner grenzenlosen Bescheidenheit ein recht bedeutender Mensch ist,“ mischte sich Elsner in die Unterhaltung. Alles legte die Messer hin und sah den Doktor an.

„Der Kandidat bedeutend?“

Schallendes Gelächter.

„Wilder konnten die beiden Jungen bei Brandts eigentlich nicht mehr werden,“ meinte Georg, der sich zuerst gefaßt hatte.

Diese beiden Jungen, Paul und Fritz Brandt, waren eigentlich zwei Mädchen, Paula und Frieda. Der Oberförster hatte es seiner Zeit fast für Eigensinn gehalten, daß ihm Frau Minna nur Mädchen schenken wollte. Ganz getröstet hatte er sich auch noch nicht, und durch die veränderten Rufnamen, auch Hanna hieß für ihn nur Hans, durch kurzgeschnittene Haare, gelang es ihm zuweilen fast, sich über das Geschlecht seiner Kinder hinwegzutäuschen. Nur Käthchen, die überhaupt aus der Art geschlagen war, wie er behauptete, hatte auf Wunsch der Mutter ihre langen, blonden Zöpfe behalten. Die andern wurden auch wie Knaben erzogen. Unter dem Weihnachtsbaum lagen von jeher soviel Trommeln und Flinten, daß ein halbes Dutzend Buben damit hätten versorgt werden können, die Schießstunden gab er Hanna selbst, wie denn seine Älteste von jeher sein ganzer Stolz gewesen war und ihm nie eine Enttäuschung bereitet hatte, die erste ihres Geschlechtes ausgenommen.

Natürlich würden seine Mädchen heiraten, sobald als möglich. Er wollte doch noch zusehen, wie sein Enkel den ersten Hirsch schoß! Hanna konnte wirklich ruhig darüber sprechen, daß sie einmal Papas Nachfolger zum Manne erhalten würde, bei dem Oberförster stand das lange fest.

„Du kannst Brandts noch heute begrüßen, Georg. Sie haben vorhin sagen lassen, daß heute Nacht das angekündigte Fischstechen vor sich gehen soll. Willst Du es mitmachen?“

„Danke für solch ein anstrengendes Vergnügen nach einer durchreisten Nacht. Ich werde morgen hingehen.“

„Ich fühle in der Zeit der Heuernte meine Knochen auch ohnedem,“ sagte der Rittmeister.

„Ich gehe hin.“

Elsner sprach sehr energisch. Der Ankömmling, von dessen näheren Beziehungen zu Mieze er nichts wußte, hatte etwas wie Argwohn in seiner Seele aufsteigen lassen. Nachdenklich ging er nach Tisch neben Tante Clara durch den duftenden Jasmingang dem Generalshause zu.

„Wollen Sie noch ein wenig zu mir eintreten, lieber Elsner? Ich möchte Sie in einer wichtigen Angelegenheit um Rat bitten,“ fragte sie ihn im Flur.

Er folgte ihr in ihr hübsches Wohnzimmer. „Das klingt ja ganz feierlich.“

„Ich fürchte nämlich, ich habe eine große Dummheit begangen.“

„Begegnet den besten Menschen,“ tröstete er.

Auf dem Tische stand ein Kistchen, von dem die Wachstuchhülle abgetrennt war. Der geöffnete Deckel zeigte, in Seegras gepackt, kleine, verklebte Kartons.

Elsner warf nur einen Blick darauf, dann trat er mit dem lebhaften Ausruf: „Schmetterlinge!“ näher.

Frau Clara streckte abwehrend die Hand aus. „Erst hören Sie. Der Geburtstag meines Mannes ist nächstens —“

„Der Herr Professor hat schon öfters davon gesprochen.“

„Ja, Franz ist darin wie ein großes Kind, und wie ein solches will er auch immer seine vollwichtige Überraschung haben. Da kam nun neulich in seiner Abwesenheit ein Katalog einer Firma, die mit ausländischen Faltern handelt —“

Elsner drehte den Deckel um, las den Namen und verzog das Gesicht.

„Nicht zuverlässig?“

„Bauernfänger.“

Frau Clara seufzte.

„Mir fielen die leeren Schränke ein, ich verschrieb einige der größten Exemplare —“

„Aber warum in aller Welt kamen Sie nicht zu mir?“

„Weil die Dinger sehr teuer sind, und ich fürchtete, Sie würden es für Verschwendung erklären. Von Ihrem Standpunkt aus ist ja seine Passion nur Spielerei. Er hat doch aber einmal sein Herz daran gehängt, und ich — ich —“

Er bog sich nieder und küßte ihre Hand. „Sie überlegten nicht, sondern verschrieben. Und nun?“

„Nun konnte ich die Neugierde nicht besiegen und packte aus. Nachher muß alles wieder sorgfältig geschlossen werden, denn gerade die Verpackung erhöht ja die Spannung. Aber der Schmetterling, den ich herausnahm, kommt mir so sonderbar vor.“

Sie reichte ihm einen prächtigen Falter, wohl handlang in der Spannung, dessen schwerer Leib durch eine Baumwollenlage geschützt war.

Er betrachtete den grünschillernden, mit hochroten Flecken und breiten, sammetartigen Binden gezierten Falter aufmerksam.

„Priamus, Königssegler,“ flüsterte er fast ehrfurchtsvoll. „Aber wenn der echt ist — Einen Augenblick, gnädige Frau.“

Damit war er hinaus.

Seufzend trug Frau Clara Kistchen und Wachstuch in ihr Zimmer und tilgte die Spuren auf Tisch und Fußboden.

Da kehrte Elsner zurück. Ein Blick in sein Gesicht, und sie sagte ergeben: „Gefälscht!“

„Und zwar gründlich, wenn auch so geschickt, daß ich Ihren Scharfblick wieder einmal bewundere. Der Kopf und ein paar Beine einfach angeklebt, in den Flügeln deutliche Zeichen eingeriebener Farben, und am Innenrand des Unterflügels ein Stück eingesetzt. Darauf können Sie ruhig klagen.“

Sie fuhr entsetzt auf. „Ich denke nicht daran. Ich wollte Sie nur fragen, ob Sie glauben, daß Franz den Betrug merken wird.“

Ein verlegenes Schweigen.

„Der Herr Professor wird in der Freude seines Sammlerherzens sicher nicht untersuchen, höchstens mit den Abbildungen vergleichen. Und wenn es dann so ziemlich stimmt —“

In Frau Claras erloschenen Augen erwachte wieder fröhliches, schalkhaftes Leben.

„So werden Sie schweigen, nicht wahr, mein Freund? Der Wissenschaft wollte ich mit meinem Kaufe ja nicht dienen, nur meinem Manne.“

Er sah halb gerührt, halb belustigt auf sie nieder und sagte ergeben: „Mein Doktorhut beginnt hier in Platangen manchmal doch bedenklich zu wackeln.“

Sie lachte übermütig, ganz das Weib an sich, das wieder einmal den Sieg davongetragen hat.

„Lassen Sie ihn wackeln. Im seichten Wasser sind so schwerfällige Kopfbedeckungen überhaupt nicht Brauch. Und nun schlafen Sie noch ein Stündchen. Ein nächtlicher Fischzug ist anstrengend.“

Willy Elsner schlief aber nicht, sondern setzte sich an seinen Schreibtisch. Zärtlich strich er mit der Hand über die dichtbeschriebenen Blätter seiner großen Arbeit. Er fühlte jetzt oft das Bedürfnis, etwas doppelt Gutes zu leisten, um das Gelehrtengewissen zu beruhigen. Und so sagte er auch jetzt beschwichtigend zu seinem Werke, das da so stattlich zugenommen vor ihm lag:

„Euch wenigstens kommt das seichte Wasser zu gute, einheimische Insekten!“

Etwa um elf Uhr machten sich Doktor Elsner und sein Gastfreund auf den Weg zur Oberförsterei. Es war Neumond und nicht einmal sternklar, dunkle Wolkenfetzen hingen über dem Walde, und die Luft war schwül und feucht, wie in den Tropen. Der Professor hatte es sich nicht nehmen lassen, als Lockschild für etwaige Schwärmer eine Laterne anzuzünden und tänzelte jetzt in beständiger Aufregung seinem Freunde voraus. Elsner hatte ihn nicht überreden können, sein Netz zu Hause zu lassen. Eher hätte er eine Schildwache ohne Gewehr auf Posten schicken können. Natürlich hatte er das „Nachtnetz“ aus schwarzer Gaze genommen, das nun gleich einem Raben über seinem Haupte flatterte.

Die Oberförsterei lag still in der Stille der Nacht. Einige Hunde schlugen an, als sie den Hof betraten. Elsner fühlte mit Befriedigung das Poetische solcher Situation, wenn man, wie er, heftig verliebt ist. Trotzdem war er nicht besonders enttäuscht, als mit dem Vater flink und lebhaft wie ein Baummarder mit klaren, grauen Augen nur Hanna erschien.

„Und Ihr Fräulein Schwester?“

„Kathi?“ Sie lachte herzlich. „Die ist ein echtes, kleines Murmeltier, unser Familiensiebenschläfer, und steht nicht auf, um einige Karauschen zu stechen.“

Richtig, fischen war eigentlich auch unweiblich. Da war es besser, seine Kathi schlief den gesunden Schlaf der Jugend. Er schloß sich seiner Schwägerin an, als noch jemand hinter ihnen dreinpolterte. Der Kandidat, der, mit einem Tuch für Hanna über dem Arm, sich den Nachtwandlern anschloß.

Als man die Oberförsterei hinter sich hatte, legte sich das Schweigen der Nacht fast erdrückend auf die Gemüter. Die mitgenommenen Laternen zeigten ein Stück der rötlichen Kiefernstämme, die dem Wege zunächst standen, schon das zweite Glied kaum aus dem Halbschatten hervorhebend. In der Luft zitterten winzige Lichter. Es war die Zeit der Johanniswürmchen, und durch das Moos zerstreut glühten die stillen, häuslichen Flammen der ungeflügelten Weibchen, die es der Anziehung ihrer bescheidenen, blaugrünen Leuchtkraft überlassen müssen, ob sie stark genug sei, eins der glänzenden, freifliegenden Männchen an sich zu fesseln. Jetzt huschte lautlos ein Fuchs oder Marder über den Weg, oder der weiche, lautlose Flügelschlag der Eule strich dicht über die Köpfe der Wandernden. Die Luft war voll Harzduft, der zuweilen von einem stärkeren Arom übertäubt wurde. Hanna hob das Köpfchen, witterte und sagte, sie rieche Nachtschatten.

„Die reine Hundenase,“ meinte ihr Vater stolz. „Nichts besonderes bei einem Waldfräulein.“

Der Professor war ärgerlich, er hatte eben umsonst mit dem Netz nach einem unbekannten Schwarmgeistchen geschlagen.

Elsner, dem sein Glas in der Dunkelheit nichts half, stolperte mehrere Male. Hanna sagte, er solle sie unterfassen, sie kenne hier jede Baumwurzel.

Wie sicher es sich ging, während seine Hand auf ihrem Arme lag! Elsner fühlte wieder einmal die Stimme des Blutes. War sie doch Kathis Schwester! Und eine angenehme Wärme stieg ihm zum Herzen auf.

„Schulz,“ schrie der Oberförster seinen Waldwärter an, der mit zwei Arbeitern voranging und die nötigen Geräte trug, „glaube wahrhaftig, der Kerl schleppt seinen Schießprügel mit.“

„Zu Befehl, ja, Herr Oberförster. Von wegen die verdammten Krebsdiebe.“

„Daß Du keine Dummheiten machst, Mensch!“

„I wo werd ich denn, Herr Oberförster.“

„Er hat nämlich den Waffengebrauch erst eben bekommen,“ flüsterte Hanna Elsner zu, „für einen Waldwärter eine große Auszeichnung, nun glaube ich aber, schläft er auch mit der Flinte.“

Man ging jetzt über die Schonung abwärts dem See zu, von dem bei der Dunkelheit noch nichts zu sehen war, dessen frischeren Atem man aber fühlte. Als man am Ufer angelangt war, wo Schulz am Tage schon den Kahn in Bereitschaft gelegt hatte, rief Hanna plötzlich halt.

„Siehst Du dort die zwei Lichter, Vater? Da wird gekrebst.“

Sie war so erregt, daß sie am liebsten auf den Ort zugelaufen wäre.

„Das wäre, Schulze. Rasch die Sachen hingelegt und den Dieben nach. Wenn sie unsere Lichter sehen, werden sie sich wohl aus dem Staube machen. Ich stehe am Kreuzweg und passe auf, ob ich einen erwischen kann.“

„Schießen, Herr Oberförster,“ fragte Schulze, zitternd vor Freude.

„Bist nicht gescheit. Die Flinte bleibt hier. Und nun schnell.“

„Die beiden jüngsten Brandts findest Du auch unverändert, Georg. Ein wenig größer und ein wenig wilder.“

Und noch immer in der Zucht dieses tollen Heiligen, des Kandidaten?“

„Der übrigens trotz seiner grenzenlosen Bescheidenheit ein recht bedeutender Mensch ist,“ mischte sich Elsner in die Unterhaltung. Alles legte die Messer hin und sah den Doktor an.

„Der Kandidat bedeutend?“

Schallendes Gelächter.

„Wilder konnten die beiden Jungen bei Brandts eigentlich nicht mehr werden,“ meinte Georg, der sich zuerst gefaßt hatte.

Diese beiden Jungen, Paul und Fritz Brandt, waren eigentlich zwei Mädchen, Paula und Frieda. Der Oberförster hatte es seiner Zeit fast für Eigensinn gehalten, daß ihm Frau Minna nur Mädchen schenken wollte. Ganz getröstet hatte er sich auch noch nicht, und durch die veränderten Rufnamen, auch Hanna hieß für ihn nur Hans, durch kurzgeschnittene Haare, gelang es ihm zuweilen fast, sich über das Geschlecht seiner Kinder hinwegzutäuschen. Nur Käthchen, die überhaupt aus der Art geschlagen war, wie er behauptete, hatte auf Wunsch der Mutter ihre langen, blonden Zöpfe behalten. Die andern wurden auch wie Knaben erzogen. Unter dem Weihnachtsbaum lagen von jeher soviel Trommeln und Flinten, daß ein halbes Dutzend Buben damit hätten versorgt werden können, die Schießstunden gab er Hanna selbst, wie denn seine Älteste von jeher sein ganzer Stolz gewesen war und ihm nie eine Enttäuschung bereitet hatte, die erste ihres Geschlechtes ausgenommen.

Natürlich würden seine Mädchen heiraten, sobald als möglich. Er wollte doch noch zusehen, wie sein Enkel den ersten Hirsch schoß! Hanna konnte wirklich ruhig darüber sprechen, daß sie einmal Papas Nachfolger zum Manne erhalten würde, bei dem Oberförster stand das lange fest.

„Du kannst Brandts noch heute begrüßen, Georg. Sie haben vorhin sagen lassen, daß heute Nacht das angekündigte Fischstechen vor sich gehen soll. Willst Du es mitmachen?“

„Danke für solch ein anstrengendes Vergnügen nach einer durchreisten Nacht. Ich werde morgen hingehen.“

„Ich fühle in der Zeit der Heuernte meine Knochen auch ohnedem,“ sagte der Rittmeister.

„Ich gehe hin.“

Elsner sprach sehr energisch. Der Ankömmling, von dessen näheren Beziehungen zu Mieze er nichts wußte, hatte etwas wie Argwohn in seiner Seele aufsteigen lassen. Nachdenklich ging er nach Tisch neben Tante Clara durch den duftenden Jasmingang dem Generalshause zu.

„Wollen Sie noch ein wenig zu mir eintreten, lieber Elsner? Ich möchte Sie in einer wichtigen Angelegenheit um Rat bitten,“ fragte sie ihn im Flur.

Er folgte ihr in ihr hübsches Wohnzimmer. „Das klingt ja ganz feierlich.“

„Ich fürchte nämlich, ich habe eine große Dummheit begangen.“

„Begegnet den besten Menschen,“ tröstete er.

Auf dem Tische stand ein Kistchen, von dem die Wachstuchhülle abgetrennt war. Der geöffnete Deckel zeigte, in Seegras gepackt, kleine, verklebte Kartons.

Elsner warf nur einen Blick darauf, dann trat er mit dem lebhaften Ausruf: „Schmetterlinge!“ näher.

Frau Clara streckte abwehrend die Hand aus. „Erst hören Sie. Der Geburtstag meines Mannes ist nächstens —“

„Der Herr Professor hat schon öfters davon gesprochen.“

„Ja, Franz ist darin wie ein großes Kind, und wie ein solches will er auch immer seine vollwichtige Überraschung haben. Da kam nun neulich in seiner Abwesenheit ein Katalog einer Firma, die mit ausländischen Faltern handelt —“

Elsner drehte den Deckel um, las den Namen und verzog das Gesicht.

„Nicht zuverlässig?“

„Bauernfänger.“

Frau Clara seufzte.

„Mir fielen die leeren Schränke ein, ich verschrieb einige der größten Exemplare —“

„Aber warum in aller Welt kamen Sie nicht zu mir?“

„Weil die Dinger sehr teuer sind, und ich fürchtete, Sie würden es für Verschwendung erklären. Von Ihrem Standpunkt aus ist ja seine Passion nur Spielerei. Er hat doch aber einmal sein Herz daran gehängt, und ich — ich —“

Er bog sich nieder und küßte ihre Hand. „Sie überlegten nicht, sondern verschrieben. Und nun?“

„Nun konnte ich die Neugierde nicht besiegen und packte aus. Nachher muß alles wieder sorgfältig geschlossen werden, denn gerade die Verpackung erhöht ja die Spannung. Aber der Schmetterling, den ich herausnahm, kommt mir so sonderbar vor.“

Sie reichte ihm einen prächtigen Falter, wohl handlang in der Spannung, dessen schwerer Leib durch eine Baumwollenlage geschützt war.

Er betrachtete den grünschillernden, mit hochroten Flecken und breiten, sammetartigen Binden gezierten Falter aufmerksam.

„Priamus, Königssegler,“ flüsterte er fast ehrfurchtsvoll. „Aber wenn der echt ist — Einen Augenblick, gnädige Frau.“

Damit war er hinaus.

Seufzend trug Frau Clara Kistchen und Wachstuch in ihr Zimmer und tilgte die Spuren auf Tisch und Fußboden.

Da kehrte Elsner zurück. Ein Blick in sein Gesicht, und sie sagte ergeben: „Gefälscht!“

„Und zwar gründlich, wenn auch so geschickt, daß ich Ihren Scharfblick wieder einmal bewundere. Der Kopf und ein paar Beine einfach angeklebt, in den Flügeln deutliche Zeichen eingeriebener Farben, und am Innenrand des Unterflügels ein Stück eingesetzt. Darauf können Sie ruhig klagen.“

Sie fuhr entsetzt auf. „Ich denke nicht daran. Ich wollte Sie nur fragen, ob Sie glauben, daß Franz den Betrug merken wird.“

Ein verlegenes Schweigen.

„Der Herr Professor wird in der Freude seines Sammlerherzens sicher nicht untersuchen, höchstens mit den Abbildungen vergleichen. Und wenn es dann so ziemlich stimmt —"

In Frau Claras erloschenen Augen erwachte wieder fröhliches, schalkhaftes Leben.

„So werden Sie schweigen, nicht wahr, mein Freund? Der Wissenschaft wollte ich mit meinem Kaufe ja nicht dienen, nur meinem Manne."

Er sah halb gerührt, halb belustigt auf sie nieder und sagte ergeben: „Mein Doktorhut beginnt hier in Platangen manchmal doch bedenklich zu wackeln."

Sie lachte übermütig, ganz das Weib an sich, das wieder einmal den Sieg davongetragen hat.

„Lassen Sie ihn wackeln. Im seichten Wasser sind so schwerfällige Kopfbedeckungen überhaupt nicht Brauch. Und nun schlafen Sie noch ein Stündchen. Ein nächtlicher Fischzug ist anstrengend."

Willy Elsner schlief aber nicht, sondern setzte sich an seinen Schreibtisch. Zärtlich strich er mit der Hand über die dichtbeschriebenen Blätter seiner großen Arbeit. Er fühlte jetzt oft das Bedürfnis, etwas doppelt Gutes zu leisten, um das Gelehrtengewissen zu beruhigen. Und so sagte er auch jetzt beschwichtigend zu seinem Werke, das da so stattlich zugenommen vor ihm lag:

„Euch wenigstens kommt das seichte Wasser zu gute, einheimische Insekten!"

Etwa um elf Uhr machten sich Doktor Elsner und sein Gastfreund auf den Weg zur Oberförsterei. Es war Neumond und nicht einmal sternklar, dunkle Wolkenfetzen hingen über dem Walde, und die Luft war schwül und feucht, wie in den Tropen. Der Professor hatte es sich nicht nehmen lassen, als Lockschild für etwaige Schwärmer eine Laterne anzuzünden und tänzelte jetzt in beständiger Aufregung seinem Freunde voraus. Elsner hatte ihn nicht überreden können, sein Netz zu Hause zu lassen. Eher hätte er eine Schildwache ohne Gewehr auf Posten schicken können. Natürlich hatte er das „Nachtnetz" aus schwarzer Gaze genommen, das nun gleich einem Raben über seinem Haupte flatterte.

Die Oberförsterei lag still in der Stille der Nacht. Einige Hunde schlugen an, als sie den Hof betraten. Elsner fühlte mit Befriedigung das Poetische solcher Situation, wenn man, wie er, heftig verliebt ist. Trotzdem war er nicht besonders enttäuscht, als mit dem Vater flink und lebhaft wie ein Baummarder mit klaren, grauen Augen nur Hanna erschien.

„Und Ihr Fräulein Schwester?"

„Kathi?" Sie lachte herzlich. „Die ist ein echtes, kleines Murmeltier, unser Familiensiebenschläfer, und steht nicht auf, um einige Karauschen zu stechen."

Richtig, fischen war eigentlich auch unweiblich. Da war es besser, seine Kathi schlief den gesunden Schlaf der Jugend. Er schloß sich seiner Schwägerin an, als noch jemand hinter ihnen dreinpolterte. Der Kandidat, der, mit einem Tuch für Hanna über dem Arm, sich den Nachtwandlern anschloß.

Als man die Oberförsterei hinter sich hatte, legte sich das Schweigen der Nacht fast erdrückend auf die Gemüter. Die mitgenommenen Laternen zeigten ein Stück der rötlichen Kiefernstämme, die dem Wege zunächst standen, schon das zweite Glied kaum aus dem Halbschatten hervorhebend. In der Luft zitterten winzige Lichter. Es war die Zeit der Johanniswürmchen, und durch das Moos zerstreut glühten die stillen, häuslichen Flammen der ungeflügelten Weibchen, die es der Anziehung ihrer bescheidenen, blaugrünen Leuchtkraft überlassen müssen, ob sie stark genug sei, eins der glänzenden, freifliegenden Männchen an sich zu fesseln. Jetzt huschte lautlos ein Fuchs oder Marder über den Weg, oder der weiche, lautlose Flügelschlag der Eule strich dicht über die Köpfe der Wandernden. Die Luft war voll Harzduft, der zuweilen von einem stärkeren Arom übertäubt wurde. Hanna hob das Köpfchen, witterte und sagte, sie rieche Nachtschatten.

„Die reine Hundenase," meinte ihr Vater stolz. „Nichts besonderes bei einem Waldfräulein."

Der Professor war ärgerlich, er hatte eben umsonst mit dem Netz nach einem unbekannten Schwarmgeistchen geschlagen.

Elsner, dem sein Glas in der Dunkelheit nichts half, stolperte mehrere Male. Hanna sagte, er solle sie unterfassen, sie kenne hier jede Baumwurzel.

Wie sicher es sich ging, während seine Hand auf ihrem Arme lag! Elsner fühlte wieder einmal die Stimme des Blutes. War sie doch Kathis Schwester! Und eine angenehme Wärme stieg ihm zum Herzen auf.

„Schulz," schrie der Oberförster seinen Waldwärter an, der mit zwei Arbeitern voranging und die nötigen Geräte trug, „glaube wahrhaftig, der Kerl schleppt seinen Schießprügel mit."

„Zu Befehl, ja, Herr Oberförster. Von wegen die verdammten Krebsdiebe."

„Daß Du keine Dummheiten machst, Mensch!"

„I wo werd ich denn, Herr Oberförster."

„Er hat nämlich den Waffengebrauch erst eben bekommen," flüsterte Hanna Elsner zu, „für einen Waldwärter eine große Auszeichnung, nun glaube ich aber, schläft er auch mit der Flinte."

Man ging jetzt über die Schonung abwärts dem See zu, von dem bei der Dunkelheit noch nichts zu sehen war, dessen frischeren Atem man aber fühlte. Als man am Ufer angelangt war, wo Schulz am Tage schon den Kahn in Bereitschaft gelegt hatte, rief Hanna plötzlich halt.

„Siehst Du dort die zwei Lichter, Vater? Da wird gekrebst."

Sie war so erregt, daß sie am liebsten auf den Ort zugelaufen wäre.

„Das wäre, Schulze. Rasch die Sachen hingelegt und den Dieben nach. Wenn sie unsere Lichter sehen, werden sie sich wohl aus dem Staube machen. Ich stehe am Kreuzweg und passe auf, ob ich einen erwischen kann."

„Schießen, Herr Oberförster," fragte Schulze, zitternd vor Freude.

„Bist nicht gescheit. Die Flinte bleibt hier. Und nun schnell."



Schulze war schon voraus; aber flink wie ein Wiesel stürzte sich Hanna ihm nach, noch ehe die Büsche hinter seinem Rücken zusammenschlagen konnten.

Die beiden Freunde wollten jetzt dem Oberförster folgen. Der aber bedeutete dem Kandidaten mit einem Blick auf den Knecht bei den Sachen zu bleiben und ging dann mit Elsner auf seinen Posten, da, wo sich die Straße vom Dorf her mit dem Wege nach dem See kreuzte.

„Könnte sonst noch Zeichen geben. Traue keinem, stecken alle unter einer Decke.“

„Ängstigen Sie sich nicht, daß Fräulein Hanna mitgegangen ist?“

„Gar nicht. Die hat helle Lichter, und zudem ließe sich der Schulze für sie in Stücke schneiden. Sie hat ihm eigentlich den Waffengebrauch besorgt. Hat neulich den Forstmeister so lange gebeten, bis er ja und Amen sagte.“

Eine Weile standen sie lauschend.

„Da kommen Schritte,“ bemerkte der hellhörige Waidmann.

Elsner atmete auf. Er hätte seine Schwägerin doch bei Nacht und Nebel nicht so allein lassen sollen. Jetzt schimmerte Licht durch die Büsche, und wenige Augenblicke später stand Schulze vor seinem Herrn, einen Mann am Ärmel haltend, der seinem schlauen Bauerngesicht den Ausbruch der Dummdreistigkeit zu geben suchte. Hanna mit der Laterne folgte.

„Da bringe ich ihn gebracht, Herr Oberförster. Und einen Korb voll Krebse, so groß wie Engerlinge. Nach meiner Hinsicht wollte er eben an die Reusen. Die Hosen hat er sich von wegen das gnädige Fräulein gleich runterkrempeln müssen.“

„Und es ist der Hinze, Vater, der immer in den Kulturen arbeitet, und dessen kranker Frau wir Suppe bringen.“

„Zum See mit ihm,“ donnerte der Oberförster.

Elsner erschrak. Sollte er hier einem Akt eigenmächtiger Lynchjustiz beiwohnen? Aber das Gesicht des Mannes, in dem jetzt ein verstohlenes Grinsen auftauchte, beruhigte ihn.

Am Bot angekommen, ließ Schulze seinen Mann los, und dieser schickte sich nun an, mit einer Ruhe, die auf Übung deutete, seinen Fang den dunklen Fluten zurückzugeben.

„Und solche Krabben! Ihr kennt wohl keine Schongesetze, Mensch!“

„Halten zu Gnaden, Herr Oberförster unten liegen die Großen.“

„Ist er doch schon bei den Reusen gewesen,“ schrie Schulz, wie Hinze den letzten Riesen aus der Tiefe des Korbes holte und mit einem höhnischen Blick auf den Waldwärter mit weitem Schwunge in den See warf. Dann drückte er sich mit einem höflichen: gute Nacht! seitwärts in die Büsche.

„Wird er gar nicht bestraft, und warum behalten Sie die guten Krebse nicht?“

„Bestraft wird er im Falle der Wiederholung schon, doch dazu brauche ich ihn nicht hier festzuhalten. Den Fang aber lasse ich immer absichtlich ins Wasser werfen. Die Kerle sollen sehen, wie wenig mir daran liegt.“

„Na,“ brummte Schulze, der indessen in das Bot gestiegen war, „der letzte das war einer von die Sorte, wo mir die Frau Oberförster einen echten Kräuterbitter giebt, wenn ich ihr ein Schock bringe.“

„Und wo ist die zweite Laterne, Herr Kandidat?“

„Der Herr Professor nahm sie uns, gleich nachdem die Herren fort waren.“

„Ah so, gewiß fahndet er auf den andern.“

„Hat ihm schon,“ rief Onkel Franz, in den kleinen Lichtkreis tretend.

„Wo, wo?“

„Hier. Das schönste Exemplar eines roten Ordensbandes, das ich kenne. Flog nur so gegen die Laterne. Und da meinte Elsner, ich solle mein Netz zu Hause lassen!“ — Der Oberförster seufzte. Der Professor sprang als letzter in den Kahn, und man stieß ab.

„Vorschriftsmäßiges Wetter,“ sagte der Oberförster befriedigt.

„Warum fangen wir nicht sofort an,“ fragte Elsner, als Schulze und ein Knecht den Kahn nach der Mitte des Sees lenkten.

Unwillkürlich sprachen alle leise, wie bezwungen von der tiefen, großartigen Stille umher, die nur der taktgemäße Schlag der Ruder unterbrach.

„Haben Sie jemals Fische gestochen?“

„Nein, nie.“

„Hans, dann erkläre das dem Herrn Doktor einmal.“

„Weil hier Moorboden ist, wir die Fische also nicht sehen könnten, während die gegenüberliegende Bucht hellen Sandgrund hat, den wir mit unsern Kienfackeln erleuchten werden.“

„Und wir brauchen eine dunkle Nacht, damit Kahn und Menschen keinen Schatten werfen, der die Fischlein in der Flut rechtzeitig warnt.“

„Richtig,“ sagte der Oberförster ganz erstaunt über Elsners Begriffsvermögen.

Jetzt schlug der Kahn am jenseitigen Ufer auf. Undeutlich, wie weiße Nixenarme sah man die phosphorescierenden Zweige der Hängebirken.

„Die Kienfackeln,“ befahl der Oberförster.

Der Knecht füllte die Fackeln — eigentlich an Stangen befestigte Körbe aus starkem Eisenblech — mit Kienholz und entzündete sie. Schulze reichte dem Oberförster und dem Professor die Speere, lange Stöcke, an denen halbmondförmige, scharfgezähnte Harpunen befestigt waren. Dann ruderte man langsam in dem flachen Wasser dahin.

Urban saß träumerisch da, auf die roten Lichter herniederschauend, die das Kienfeuer über die schwarze Flut streute. Über den hellen Grund des Sandbodens sah man deutlich die Schatten der erschreckten Fische hin und her huschen. Breite, rundliche Karauschen, fette Schleie, und dazwischen blitzschnell den schlanken Hecht oder die Serpentine des Aales. Die beiden Herren brannten vor Jagdeifer. Es war ein Sport, den auch Brüning früher leidenschaftlich geübt hatte, um so eifriger vielleicht, weil er verboten war. Immer wieder fuhren die Speere zischend in das Wasser, manchen silberschuppigen Seebewohner dem heimatlichen Element entreißend. Auch Hanna

hatte eine etwas leichtere Waffe ergriffen. Geschickt schleuderte sie sie dahin, wo ihr das unsichere Fackellicht eben einen langen, dunklen Schatten verraten hatte, und mit unterdrücktem Jubelruf warf sie einen stattlichen Hecht auf den Boden des Botes.

Der Eifer war ansteckend. Auch Elsner griff zum Speer, mußte aber nach einigen vergeblichen Würfen einsehen, daß die sichere Hand allein nicht genüge, sondern Übung nötig sei. So setzte er sich neben den stillen Kandidaten und freute sich an dem seltsam fremdartigen Bilde, der Gewandtheit der Gestalten, denen die rötliche Beleuchtung und der scheinbar kriegerische Waffengebrauch etwas Mytisches, Riesenhaftes gab. Wie er zu Hanna hinsah, deren schlanker Körper sich bei jedem Speerwurf weit über den Rand des Botes beugte, fiel ihm die Brunhild der Edda ein. Und er dachte an die liebliche Gestalt des Dornröschens, zu der sich das Flammenbild im Laufe der Jahrhunderte abgeschwächt hat, und an sein Dornröschen, das unter dem Dache der Oberförsterei so friedlich seinem erlösenden Kusse entgegenschlummerte.

„Ich denke wir hören auf.“

„Haben auch kein Kienholz mehr,“ berichtete Schulze.

„Und zudem sind die Johannisnächte kurz wie ein Schmetterlingsleben. In einer halben Stunde haben wir Morgenbämmerung.“

„Ich bin es auch zufrieden,“ meinte Hanna, die Schweißtropfen von dem glühenden Gesichtchen wischend.

Urban streckte seinen Arm vor und legte ein Tuch auf Hannas Schoß. Sie dankte gleichgültig für seine Sorge und ließ sich von Onkel Franz einwickeln.

Am andern Ufer trennte sich der Oberförster von ihnen, um noch einmal die Grenzen der Bauernjagd abzugehen und seinen schlimmsten Feinden auf die Finger zu sehen.

Die Glühwürmchen hatten ihre Lichter lange ausgelöscht. Graue, kalte Dämmerung vertrieb die träumerische Dunkelheit, und die Nadeln der Fichten klirrten metallisch im Morgenwind. Die nächtlichen Schwärmer fröstelte, als sie durch die ernüchterte Natur nach Hause gingen.

Aber der Zauber kam wieder, als Elsner daheim noch eine kurze Ruhe suchte. Hatte die Sommernacht es ihm angethan? —

VII.

Heiße Erntetage waren über die Erde dahin gezogen. Aus den grünwogenden Feldern waren gelbe geworden, und die Ähren neigten ihr Haupt im echten Gefühl ihres Wertes tief und demütig der Sense entgegen. Der Rittmeister, der rasch zugriff und ein Mann der That war, hatte den goldenen Segen der Roggenkörner zum Teil schon umgesetzt in landläufige Münze.

Hans war mit den beiden jüngeren Brüdern Fritz und Paul, die noch auf dem Gymnasium in Königsberg waren, für die großen Studentenferien nach Hause gekommen. Aber wenn die Brüder in Ermangelung besserer Beute wenigstens auf die Kaninchenjagd gingen, so zog es ihn besonders in den grünen Wald.

Auch heute kam er vom See her, wie er zufällig auf Elsner stieß. Er machte ein ganz verdutztes Gesicht, wie er ihn zu sehen bekam und erkundigte sich dann eifrig, ob er etwa vor ihm schon Bekannte getroffen habe. Diese Frage kam Elsner in der grünen Kiefernwildnis recht überflüssig vor, Hans schien ihm überhaupt dermaßen befangen, daß er ihn schließlich geradeaus fragte, ob ihm etwas fehle, und er ihm irgendwie dienen könne.

„Eine Bitte habe ich allerdings an Sie,“ sagte der Student eifrig. „Ich möchte meinem Onkel zu seinem Geburstage eine Überraschung bereiten und da —“

„Et tu Brute? Schmetterlinge?“

„Bewahre, nein. Sehen Sie, ich weiß von früher, daß Onkel Franz sich gerne als Mittelpunkt einer festlichen Versammlung fühlt. Nun dächte ich, wir arrangierten ihm zu Ehren eine Landpartie.“

„Eine Landpartie?“

„Zu der wir natürlich Oberförsters auffordern, und mit der Onkel am Morgen des großen Tages überrascht wird.“

Also Oberförsters sollten mitkommen!

„Ich bin dabei, sehr gerne sogar! Übrigens muß eine Landpartie doch hier eine Kleinigkeit sein. Der erste Teil ist gegeben, den zweiten — wenn ich das Wort als Scherzrebus auffasse — bilden wir, und das Ganze —“

„Ist deshalb doch noch nie zu Stande gekommen,“ lachte Hans. „Ja, wenn wir in der Stadt wohnten, Fuhrwerk mieten mußten und zwei Stunden auf staubiger Chaussee zu fahren hätten, dann ließe sich das ganz bequem alle Sonntage einfädeln. Aber auf dem Lande! Mein Vater erklärt jeden für verrückt, der draußen Natur genießen will, und meine Mutter begreift nicht, wie es einem anständigen Menschen Vergnügen machen kann, seine belegte Butterstulle, auf Moos gelagert ‚wie ein Türke‘ zu essen. Brandts denken ebenso.“

„Sie machen mir eigentlich keinen Mut zu meiner Mission.“

„Wollen Sie sie nicht gleich beginnen? Dort sehe ich das Waldfräulein und Onkel Franz. Wenn Sie Hanna auf Ihrer Seite haben, dann ist das Spiel gewonnen. Seiner Ältesten schlägt der Oberförster keinen Wunsch ab.“

Sie standen an der Gitterpforte. Hans hatte sie schon geöffnet und Elsner hineingeschoben. Dann ging er weiter. Wenn sein Feuereifer nur auf verwandtschaftlicher Liebe beruhte, dann konnte Onkel Franz wirklich geschmeichelt sein!

Der stand mit dem Waldfräulein in Anschauen versunken vor einem Birkenstamme am Rande der bruchigen Wiese.

Am Morgen war er mit einer Obertasse voll einer starkduftenden Flüssigkeit in den Platanger Garten getreten.

„Je, was machen Sie denn da, Herr Professor,“ hatte plötzlich Schewels Stimme hinter ihm gefragt. Er war zusammengefahren wie ein Kind, das beim Naschen ertappt wird.

„Ich — ich streiche nur die Bäume etwas ein, Schewel.“

Der Gärtner war näher gekommen.

„So eine Art Raupenleim, was? Da wird sich die Frau Rittmeisterin aber sehr freuen.“

„Nicht ganz. Nicht für Raupen, sondern für Falter.

„Lockspeise?“

„Jawohl, lieber Schewel. Ein ganz neues Rezept, Honig, Bier und Rum. Betäubt die Falter vollständig.“

„Und die Bäume?“

„Denen schadet es natürlich nicht das mindeste.“

„Ja, aber dies ist man der Reineclaudebaum, der Augapfel von die Frau Rittmeisterin. Sie kommt jeden Tag sehen, ob die Dinger all weich sind, und wenn sie die Schmierage findet —“

„Du wirst mir doch nicht die ganze Freude verderben, Schewel?“

Der Cerberus des Gartens hatte die kurze Pfeife von einem Mundwinkel in den andern geschoben.

„Meinswegen können die Leimruten gemacht werden.“

Aber wie der Professor mit dem geleerten Tassenkopf seelenvergnügt ins Haus zurückgehen wollte, hatte sein Jugendfreund so verloren bemerkt:

„Da ist das Stück Rasen, hinten am Nußgang. Wenn Sie ein gutes Wort beim gnädigen Herrn einlegen wollten, daß ich es zu Kartoffelland bekäme —“ Und als er das lange Gesicht des Volksfreundes bemerkte, hatte er selbstlos hinzugefügt:

„Es ist nur, weil der Herr Professor ja so große Freude an die Raupen von dem Totenkopf haben. Da dachte ich nun, wenn ich mehr Kartoffelland baue —“

Das war die letzte Erfahrung des Volksvertreters zu Platangen gewesen. Aber sein allzeit siegender Optimismus hatte die Wolken von seiner Stirn vertrieben, und wie er Hanna später um einige Stauden Wolfsmilch gebeten hatte, da dachte er nur noch an seinen reichen Fang, von dem er ihr mit Begeisterung erzählte. Das Waldfräulein hatte gelächelt und ihn still vor die Hängebirke an der Wiese geführt. Aus der weißen Rinde war eine Fülle des süßen, klebrigen Saftes gequollen und in der Form schwerer Tropfen am Stamme niedergeglitten, während sie sich an der eigentlichen Ausbruchstelle zu einem kleinen Teich staute.

„Das ist meine Lockspeise, Onkel Franz. Schau, wie sie dem Faltervolk mundet.“

Das sah man. Die Birkenwirtin mußte ausgezeichnete Geschäfte machen, ihr Frühschoppen war glänzend besucht. Alles, was irgend zum guten Ton gehörte, hatte sich hier versammelt. Was für eine Menge von Renommierfüchsen allein! Und dann alle höheren Chargen bis zum Admiral herauf.

Der Professor zitterte vor Freude und winkte Elsner heftig näher. „Sehen Sie nur, lieber Freund, wie sichtbarlich die Konkneipanten sich berauschen! Zuerst die Gier, und dann der Kater.“ Er wies auf einen Fuchs, der eben taumelnd von dem Birkenstamm auf das Gras fiel. „Schade, daß wir unsern Studenten nicht hier haben. Es hilft dem Menschen manchmal, wenn man ihm sein Zerrbild im Tierreich zeigt.“

„Siehe Meyerheim,“ lächelte Elsner.

Hannas Gesicht zeigte, wie immer bei solchen Gelegenheiten, ihre gänzliche Unkenntnis des Namens. Nur fragte sie jetzt manchmal: „Wer ist Meyerheim?“

„Einer der berühmtesten Tiermaler der Gegenwart.“

„Hirsch?“

„Ist mir im Augenblick nicht erinnerlich. Sie sollten aber einmal seine entzückenden Wandbilder in der Nationalgallerie sehen. Das wäre etwas für Ihre Tierliebe.“

Sie schwieg und schaute nachdenklich in das bunte Gewimmel der Falter. Zuweilen zerriß jetzt vor ihrem geistigen Auge der dichte Nebel, der ihr die Fernsicht verdeckte. Aber noch wehrte sie sich gegen das Fremde, und trotzig warf sie die braunen Haare aus der Stirn. „Nur das Leben ist schön.“

„Sag, Hanna, kommen in Deinen Birkenkrug auch Nachtschmetterlinge?“

„Freilich, aber hier darfst Du nicht Deine Laterne anhängen und mir meine Wirtschaft in Verruf bringen. Ihr Gelehrten müßt immer gleich zerstören.“ Damit ging sie ihrem Vater entgegen, der Onkel Franz eine Bestellung an den Rittmeister übermittelte und so Elsner Zeit gab, seine Mission bei Hanna auszurichten.

„Übrigens, zu Ihrem Geburtstag habe ich diesmal auch eine Überraschung für Sie,“ sagte der Oberförster, „und ich gebe Ihnen die Versicherung, daß sie anders ausfallen wird, als die mit Ihren Käfermenschen!“

Am Nachmittage kam Mieze herübergelaufen. Sie setzte sich mit Hanna auf den Fenstertritt und zog einen Brief aus der Taille. „In vergangener Woche war nämlich meine Probezeit um. Ich schrieb ihm sofort, daß ich mich entschlossen hätte, ihn zu sehen und zu sprechen, um mein Schicksal dann vertrauensvoll in seine Hände zu legen.“

Leise warnend erhob die kleine Kröte ihre Stimme. Es klang wie im Märchen. „Thu's nicht! Thu's nicht.“ Aber Mieze hörte nicht auf den unterirdischen Ruf.

„Heute kam die Antwort!“

„Er willigt ein?“

„Höre!“

„Geliebte Mara, Du Veilchenwurzel meiner Gedanken, Äther meiner Gefühle!

Welch qualvoller Monat des Zweifels! Gleich Schröpfköpfen grausam und blutdürstig, sog die Ungewißheit an meiner Seele. Nichts mundete mir mehr, und ich mußte magenstärkende Tropfen nehmen, um mir die Notdurft dieses Lebens mühsam einzutrichtern. Leicht wie Bimstein wurde Dein Bogumil in diesen Wochen, mein süßer Marabu!

Und sieh, aus der dunklen Nacht der Ungewißheit stieg der Vollmond Deiner Leidenschaft! Die Liebe siegt, die Erde hat mich wieder! Du bleibst mir treu! Du willst mich sehen, mich, Deinen unglücklichen, wenn auch nicht unwürdigen Bogumil! Sehen und hören. Denn nun muß alles klar werden zwischen uns. Wenn ich mein

unseliges Geheimnis zu Deinen Füßen ausgeweint habe, wirst Du Dein würziges Blumenantlitz zu mir herunterneigen und — mich küssen?

Welch erhabener Gedanke! Ein Kuß von Dir! Was ist ein Kuß? Hast Du je darüber nachgedacht? Ist es Sphärenmusik, Nachtigallengesang, Rosenduft? Werden wir nach diesem himmlischen Augenblick noch dieselben sein, oder werden wir, aller irdischen Schwere entkleidet, auffahren in den siebenten Himmel? Kannst Du mir darauf antworten?

Mutter, Mutter, Dein Fluch ist gesühnt, Dein Bogumil kann noch glücklich werden!

Bestimme Ort und Stunde. Es fügt sich allem, teurer Marabu, Dein Sklave."

Sie seufzte tief auf.

„Es ist gut," sagte Hanna ernst, „daß nun die Heimlichkeiten ein Ende haben."

„Ja, und doch thut es mir fast leid um sie. Doch nun beginnt ja für mich die Mission des Weibes. Und wenn er mir das Furchtbarste enthüllt, ich werde es mit ihm tragen! In dem Roman, den ich eben beendigte, ist der Held ein Falschmünzer; aber sie bleibt ihm dennoch treu. Willst Du ihn lesen?"

„Thu's nicht! Thu's nicht," warnte die kleine Kröte. Und das Waldfräulein verstand sie und schüttelte den Kopf. „Wo werdet Ihr Euch treffen?"

„Ich war noch im Zweifel, als Doktor Elsner heute nach Tisch mit dem Vorschlage einer Landpartie nach dem Hammer kam. Das ist ein Fingerzeig des Schicksals! Ich schreibe noch heute an Bogumil!"

„Dein Vetter Baumann weiß nichts?"

Mieze errötete. „Keine Silbe. Er ist ein guter Mensch, und es wird mir sehr schwer, ihm den Todesstoß zu versetzen. Doch die wahre Liebe über alles!" Die schwülen Sommertage hatten den Unsinn in dem blonden Köpfchen voll ausgereift. Auch hier war es Zeit für die scharfe Sichel, damit nicht giftiger Meltau die Frucht verdürbe!

Gegen Abend erlebte der Professor an dem Reineclaudebaum noch eine Enttäuschung. An seiner Lockspeise saßen nur Bienen und Wespen.

„Ja ja, Herr Professor, Schmetterlinge sind nicht auf den Leim gegangen, ich hab es ja gleich gesagt. Aber der Schulmeister wird ja wohl rein den Verstand verlieren, daß die Hälfte von seinem Bienenvolk hier anklebt; und was die Frau Rittmeisterin ist, die hat eine Bremse in die Hand gestochen. Es war ein großes Geschrei; und weil der gnädige Herr gerade vorbeiging, sagte er, morgen dürfe von der Schmierage nichts mehr zu sehen sein. Und ich denke, das Kartoffelland habe ich nun verdient, fuchswild ist er gewesen."

Kleinlaut wandte sich der Getäuschte ab. Schewel aber paffte unter Lavendel und Stangenbohnen gemütsruhig seine Abendpfeife. Sein Schmerzensgeld war ihm sicher!

VIII.

Wenn Frau Clara, die ihren Mann so gut kannte, wie — nun, wie nur eine Frau nach jahrelanger Ehe ihren Mann kennen kann — gesagt hatte, er freue sich „kindisch" auf seinen Geburtstag, so hatte sie das Richtige getroffen. Man mußte ihn nur sehen, wie er seine Kiste auspackte, wie seine Hände zitterten, als er das Wachstuch auftrennte, wie dann beim Anblick des Stempels der von Elsner so angezweifelten Firma ein feierliches Strahlen in seinem Gesichte aufging, das stärker und stärker wurde, wie eine Hülle nach der andern fiel, bis er zuletzt mit zitternder Stimme, da er das erste der geheimnisvollen Kästchen geöffnet hatte, ein leises, andachtsvolles, dann ein triumphierendes: Priamus! ausstieß, und zwei große Thränen über die feinen Fältchen seines Antlitzes rollten, auf das Tuch des guten Rockes, den er, samt der weißen Krawatte und hellen Weste schon am frühen Morgen sich selbst zu Ehren angelegt hatte! Und da sollte Elsner mit seiner Gelehrtenweisheit dazwischen kommen und diese Seligkeit stören? Das wär ja ebenso grausam gewesen, als hätte er einen Falter den Staub von den Flügeln wischen und dafür trockne Farben einreiben wollen! Und wie nun ein farbenstrahlender Riesenvogel nach dem andern aus den Pappschachteln geschält wurde, und die Christbaumfreude bei dem Professor immer wuchs, da wurde es dem Doktor gar nicht schwer, sein wissenschaftliches Gewissen zu narkotisieren und sich über die Gesellschaft von „Theaterkönigen", wie er die exotischen Fremden nannte, hinwegzusetzen. Er brauchte nur in Frau Claras gerührtes Gesicht zu sehen. Glück und Liebe waren hier unzweifelhaft echt. Wo war der Schade, wenn die Schmetterlinge allein geschminkt waren?

Die Mittagstafel — man ging täglich durch den Garten vom Generalshause nach dem Gutshofe — prangte in festlichem Blumenschmuck. Ein Gang war eingeschoben, und Läuschen und Wänzchen hatten dem lieben Onkel die üblichen Verschen hergesagt. Die Stimmung war sehr heiter, denn Franz Brüning konnte bestrickend liebenswürdig sein, wenn er wollte, und als Mittelpunkt eines ihn feiernden Kreises wollte er immer. Der Rittmeister und er waren heute die reinen Inseparables, und das Für und Wider der Handelsverträge, Kanzler- und Preßfehde waren beigelegt. Nur eins fiel dem Professor auf, die kaum zu bändigende Aufregung bei der Jugend. So tief war die Erregung über sein Wiegenfest doch noch nie gegangen!

Da erhob der Rittmeister sein Glas. „Mancher wird noch auf seine alten Tage verrückt" — das Geburtstagskind sah ob dieser vielversprechenden Einleitung erstaunt auf — „sei ruhig, Franz, diesmal meine ich nicht Dich, sondern mich selber. Ich will Dir im Namen der Übrigen als Überraschung mitteilen, daß heute nachmittags drei Uhr Dir zu Ehren eine Landpartie nach dem Kupferhammer gemacht wird, die erste und letzte in meinem Leben. Oberförsters sind auch dabei!"

In demselben Augenblick, noch in den lauten Jubel der Kinder, tönte Räderrollen und Brandts erschienen vollzählig, die beiden jüngsten Mädchen, Paul und Fritz eingeschlossen, nach denen ihr sanftes Kindermädchen von Kandidaten sich durch die Thür drückte.

„Ich — ich streiche nur die Bäume etwas ein, Schewel."

Der Gärtner war näher gekommen.

„So eine Art Raupenleim, was? Da wird sich die Frau Rittmeisterin aber sehr freuen."

„Nicht ganz. Nicht für Raupen, sondern für Falter.

„Lockspeise?"

„Jawohl, lieber Schewel. Ein ganz neues Rezept, Honig, Bier und Rum. Betäubt die Falter vollständig."

„Und die Bäume?"

„Denen schadet es natürlich nicht das mindeste."

„Ja, aber dies ist man der Reineclaudebaum, der Augapfel von die Frau Rittmeisterin. Sie kommt jeden Tag sehen, ob die Dinger all weich sind, und wenn sie die Schmierage findet —"

„Du wirst mir doch nicht die ganze Freude verderben, Schewel?"

Der Cerberus des Gartens hatte die kurze Pfeife von einem Mundwinkel in den andern geschoben.

„Meinswegen können die Leimruten gemacht werden."

Aber wie der Professor mit dem geleerten Tassenkopf seelenvergnügt ins Haus zurückgehen wollte, hatte sein Jugendfreund so verloren bemerkt:

„Da ist das Stück Rasen, hinten am Nußgang. Wenn Sie ein gutes Wort beim gnädigen Herrn einlegen wollten, daß ich es zu Kartoffelland bekäme —" Und als er das lange Gesicht des Volksfreundes bemerkte, hatte er selbstlos hinzugefügt:

„Es ist nur, weil der Herr Professor ja so große Freude an die Raupen von dem Totenkopf haben. Da dachte ich nun, wenn ich mehr Kartoffelland baue —"

Das war die letzte Erfahrung des Volksvertreters zu Platangen gewesen. Aber sein allzeit siegender Optimismus hatte die Wolken von seiner Stirn vertrieben, und wie er Hanna später um einige Stauden Wolfsmilch gebeten hatte, da dachte er nur noch an seinen reichen Fang, von dem er ihr mit Begeisterung erzählte. Das Waldfräulein hatte gelächelt und ihn still vor die Hängebirke an der Wiese geführt. Aus der weißen Rinde war eine Fülle des süßen, klebrigen Saftes gequollen und in der Form schwerer Tropfen am Stamme niedergeglitten, während sie sich an der eigentlichen Ausbruchstelle zu einem kleinen Teich staute.

„Das ist meine Lockspeise, Onkel Franz. Schau, wie sie dem Faltervolk mundet."

Das sah man. Die Birkenwirtin mußte ausgezeichnete Geschäfte machen, ihr Frühschoppen war glänzend besucht. Alles, was irgend zum guten Ton gehörte, hatte sich hier versammelt. Was für eine Menge von Renommierfüchsen allein! Und dann alle höheren Chargen bis zum Admiral herauf.

Der Professor zitterte vor Freude und winkte Elsner heftig näher. „Sehen Sie nur, lieber Freund, wie sichtbarlich die Konkneipanten sich berauschen! Zuerst die Gier, und dann der Kater." Er wies auf einen Fuchs, der eben taumelnd von dem Birkenstamm auf das Gras fiel. „Schade, daß wir unsern Studenten nicht hier haben. Es hilft dem Menschen manchmal, wenn man ihm sein Zerrbild im Tierreich zeigt."

„Siehe Meyerheim," lächelte Elsner.

Hannas Gesicht zeigte, wie immer bei solchen Gelegenheiten, ihre gänzliche Unkenntnis des Namens. Nur fragte sie jetzt manchmal: „Wer ist Meyerheim?"

„Einer der berühmtesten Tiermaler der Gegenwart."

„Hirsch?"

„Ist mir im Augenblick nicht erinnerlich. Sie sollten aber einmal seine entzückenden Wandbilder in der Nationalgallerie sehen. Das wäre etwas für Ihre Tierliebe."

Sie schwieg und schaute nachdenklich in das bunte Gewimmel der Falter. Zuweilen zerriß jetzt vor ihrem geistigen Auge der dichte Nebel, der ihr die Fernsicht verdeckte. Aber noch wehrte sie sich gegen das Fremde, und trotzig warf sie die braunen Haare aus der Stirn. „Nur das Leben ist schön."

„Sag, Hanna, kommen in Deinen Birkenkrug auch Nachtschmetterlinge?"

„Freilich, aber hier darfst Du nicht Deine Laterne anhängen und mir meine Wirtschaft in Verruf bringen. Ihr Gelehrten müßt immer gleich zerstören." Damit ging sie ihrem Vater entgegen, der Onkel Franz eine Bestellung an den Rittmeister übermittelte und so Elsner Zeit gab, seine Mission bei Hanna auszurichten.

„Übrigens, zu Ihrem Geburtstag habe ich diesmal auch eine Überraschung für Sie," sagte der Oberförster, „und ich gebe Ihnen die Versicherung, daß sie anders ausfallen wird, als die mit Ihren Käfermenschen!"

Am Nachmittage kam Mieze herübergelaufen. Sie setzte sich mit Hanna auf den Fenstertritt und zog einen Brief aus der Taille. „In vergangener Woche war nämlich meine Probezeit um. Ich schrieb ihm sofort, daß ich mich entschlossen hätte, ihn zu sehen und zu sprechen, um mein Schicksal dann vertrauensvoll in seine Hände zu legen."

Leise warnend erhob die kleine Kröte ihre Stimme. Es klang wie im Märchen. „Thu's nicht! Thu's nicht." Aber Mieze hörte nicht auf den unterirdischen Ruf.

„Heute kam die Antwort!"

„Er willigt ein?"

„Höre!"

„Geliebte Mara, Du Veilchenwurzel meiner Gedanken, Äther meiner Gefühle!

Welch qualvoller Monat des Zweifels! Gleich Schröpfköpfen grausam und blutdürstig, sog die Ungewißheit an meiner Seele. Nichts mundete mir mehr, und ich mußte magenstärkende Tropfen nehmen, um mir die Notdurft dieses Lebens mühsam einzutrichtern. Leicht wie Bimstein wurde Dein Bogumil in diesen Wochen, mein süßer Marabu!

Und sieh, aus der dunklen Nacht der Ungewißheit stieg der Vollmond Deiner Leidenschaft! Die Liebe siegt, die Erde hat mich wieder! Du bleibst mir treu! Du willst mich sehen, mich, Deinen unglücklichen, wenn auch nicht unwürdigen Bogumil! Sehen und hören. Denn nun muß alles klar werden zwischen uns. Wenn ich mein

unseliges Geheimnis zu Deinen Füßen ausgeweint habe, wirst Du Dein würziges Blumenantlitz zu mir herunterneigen und — mich küssen?

Welch erhabener Gedanke! Ein Kuß von Dir! Was ist ein Kuß? Hast Du je darüber nachgedacht? Ist es Sphärenmusik, Nachtigallengesang, Rosenduft? Werden wir nach diesem himmlischen Augenblick noch dieselben sein, oder werden wir, aller irdischen Schwere entkleidet, auffahren in den siebenten Himmel? Kannst Du mir darauf antworten?

Mutter, Mutter, Dein Fluch ist gesühnt, Dein Bogumil kann noch glücklich werden!

Bestimme Ort und Stunde. Es fügt sich allem, teurer Marabu, Dein Sklave."

Sie seufzte tief auf.

„Es ist gut," sagte Hanna ernst, „daß nun die Heimlichkeiten ein Ende haben."

„Ja, und doch thut es mir fast leid um sie. Doch nun beginnt ja für mich die Mission des Weibes. Und wenn er mir das Furchtbarste enthüllt, ich werde es mit ihm tragen! In dem Roman, den ich eben beendigte, ist der Held ein Falschmünzer; aber sie bleibt ihm dennoch treu. Willst Du ihn lesen?"

„Thu's nicht! Thu's nicht," warnte die kleine Kröte. Und das Waldfräulein verstand sie und schüttelte den Kopf. „Wo werdet Ihr Euch treffen?"

„Ich war noch im Zweifel, als Doktor Elsner heute nach Tisch mit dem Vorschlage einer Landpartie nach dem Hammer kam. Das ist ein Fingerzeig des Schicksals! Ich schreibe noch heute an Bogumil!"

„Dein Vetter Baumann weiß nichts?"

Mieze errötete. „Keine Silbe. Er ist ein guter Mensch, und es wird mir sehr schwer, ihm den Todesstoß zu versetzen. Doch die wahre Liebe über alles!" Die schwülen Sommertage hatten den Unsinn in dem blonden Köpfchen voll ausgereift. Auch hier war es Zeit für die scharfe Sichel, damit nicht giftiger Meltau die Frucht verdürbe!

Gegen Abend erlebte der Professor an dem Reineclaudebaum noch eine Enttäuschung. An seiner Lockspeise saßen nur Bienen und Wespen.

„Ja ja, Herr Professor, Schmetterlinge sind nicht auf den Leim gegangen, ich hab es ja gleich gesagt. Aber der Schulmeister wird ja wohl rein den Verstand verlieren, daß die Hälfte von seinem Bienenvolk hier anklebt; und was die Frau Rittmeisterin ist, die hat eine Bremse in die Hand gestochen. Es war ein großes Geschrei; und weil der gnädige Herr gerade vorbeiging, sagte er, morgen dürfe von der Schmierage nichts mehr zu sehen sein. Und ich denke, das Kartoffelland habe ich nun verdient, fuchswild ist er gewesen."

Kleinlaut wandte sich der Getäuschte ab. Schewel aber paffte unter Lavendel und Stangenbohnen gemütsruhig seine Abendpfeife. Sein Schmerzensgeld war ihm sicher!

VIII.

Wenn Frau Clara, die ihren Mann so gut kannte, wie — nun, wie nur eine Frau nach jahrelanger Ehe ihren Mann kennen kann — gesagt hatte, er freue sich „kindisch" auf seinen Geburtstag, so hatte sie das Richtige getroffen. Man mußte ihn nur sehen, wie er seine Kiste auspackte, wie seine Hände zitterten, als er das Wachstuch auftrennte, wie dann beim Anblick des Stempels der von Elsner so angezweifelten Firma ein feierliches Strahlen in seinem Gesichte aufging, das stärker und stärker wurde, wie eine Hülle nach der andern fiel, bis er zuletzt mit zitternder Stimme, da er das erste der geheimnisvollen Kästchen geöffnet hatte, ein leises, andachtsvolles, dann ein triumphierendes: Priamus! ausstieß, und zwei große Thränen über die feinen Fältchen seines Antlitzes rollten, auf das Tuch des guten Rockes, den er, samt der weißen Krawatte und hellen Weste schon am frühen Morgen sich selbst zu Ehren angelegt hatte! Und da sollte Elsner mit seiner Gelehrtenweisheit dazwischen kommen und diese Seligkeit stören? Das wär ja ebenso grausam gewesen, als hätte er einen Falter den Staub von den Flügeln wischen und dafür trockne Farben einreiben wollen! Und wie nun ein farbenstrahlender Riesenvogel nach dem andern aus den Pappschachteln geschält wurde, und die Christbaumfreude bei dem Professor immer wuchs, da wurde es dem Doktor gar nicht schwer, sein wissenschaftliches Gewissen zu narkotisieren und sich über die Gesellschaft von „Theaterkönigen", wie er die exotischen Fremden nannte, hinwegzusetzen. Er brauchte nur in Frau Claras gerührtes Gesicht zu sehen. Glück und Liebe waren hier unzweifelhaft echt. Wo war der Schade, wenn die Schmetterlinge allein geschminkt waren?

Die Mittagstafel — man ging täglich durch den Garten vom Generalshause nach dem Gutshofe — prangte in festlichem Blumenschmuck. Ein Gang war eingeschoben, und Läuschen und Wänzchen hatten dem lieben Onkel die üblichen Verschen hergesagt. Die Stimmung war sehr heiter, denn Franz Brüning konnte bestrickend liebenswürdig sein, wenn er wollte, und als Mittelpunkt eines ihn feiernden Kreises wollte er immer. Der Rittmeister und er waren heute die reinen Inseparables, und das Für und Wider der Handelsverträge, Kanzler- und Preßfehde waren beigelegt. Nur eins fiel dem Professor auf, die kaum zu bändigende Aufregung bei der Jugend. So tief war die Erregung über sein Wiegenfest doch noch nie gegangen!

Da erhob der Rittmeister sein Glas. „Mancher wird noch auf seine alten Tage verrückt" — das Geburtstagskind sah ob dieser vielversprechenden Einleitung erstaunt auf — „sei ruhig, Franz, diesmal meine ich nicht Dich, sondern mich selber. Ich will Dir im Namen der Übrigen als Überraschung mitteilen, daß heute nachmittags drei Uhr Dir zu Ehren eine Landpartie nach dem Kupferhammer gemacht wird, die erste und letzte in meinem Leben. Oberförsters sind auch dabei!"

In demselben Augenblick, noch in den lauten Jubel der Kinder, tönte Räderrollen und Brandts erschienen vollzählig, die beiden jüngsten Mädchen, Paul und Fritz eingeschlossen, nach denen ihr sanftes Kindermädchen von Kandibaten sich durch die Thür drückte.

„Ich — ich streiche nur die Bäume etwas ein, Schewel.“

Der Gärtner war näher gekommen.

„So eine Art Raupenleim, was? Da wird sich die Frau Rittmeisterin aber sehr freuen.“

„Nicht ganz. Nicht für Raupen, sondern für Falter.

„Lockspeise?“

„Jawohl, lieber Schewel. Ein ganz neues Rezept, Honig, Bier und Rum. Betäubt die Falter vollständig.“

„Und die Bäume?“

„Denen schadet es natürlich nicht das mindeste.“

„Ja, aber dies ist man der Reineclaudebaum, der Augapfel von die Frau Rittmeisterin. Sie kommt jeden Tag sehen, ob die Dinger all weich sind, und wenn sie die Schmierage findet —“

„Du wirst mir doch nicht die ganze Freude verderben, Schewel?“

Der Cerberus des Gartens hatte die kurze Pfeife von einem Mundwinkel in den andern geschoben.

„Meinswegen können die Leimruten gemacht werden.“

Aber wie der Professor mit dem geleerten Tassenkopf seelenvergnügt ins Haus zurückgehen wollte, hatte sein Jugendfreund so verloren bemerkt:

„Da ist das Stück Rasen, hinten am Nußgang. Wenn Sie ein gutes Wort beim gnädigen Herrn einlegen wollten, daß ich es zu Kartoffelland bekäme —“ Und als er das lange Gesicht des Volksfreundes bemerkte, hatte er selbstlos hinzugefügt:

„Es ist nur, weil der Herr Professor ja so große Freude an die Raupen von dem Totenkopf haben. Da dachte ich nun, wenn ich mehr Kartoffelland baue —“

Das war die letzte Erfahrung des Volksvertreters zu Platangen gewesen. Aber sein allzeit siegender Optimismus hatte die Wolken von seiner Stirn vertrieben, und wie er Hanna später um einige Stauden Wolfsmilch gebeten hatte, da dachte er nur noch an seinen reichen Fang, von dem er ihr mit Begeisterung erzählte. Das Waldfräulein hatte gelächelt und ihn still vor die Hängebirke an der Wiese geführt. Aus der weißen Rinde war eine Fülle des süßen, klebrigen Saftes gequollen und in der Form schwerer Tropfen am Stamme niedergeglitten, während sie sich an der eigentlichen Ausbruchstelle zu einem kleinen Teich staute.

„Das ist meine Lockspeise, Onkel Franz. Schau, wie sie dem Faltervolk mundet.“

Das sah man. Die Birkenwirtin mußte ausgezeichnete Geschäfte machen, ihr Frühschoppen war glänzend besucht. Alles, was irgend zum guten Ton gehörte, hatte sich hier versammelt. Was für eine Menge von Renommierfüchsen allein! Und dann alle höheren Chargen bis zum Admiral herauf.

Der Professor zitterte vor Freude und winkte Elsner heftig näher. „Sehen Sie nur, lieber Freund, wie sichtbarlich die Konkneipanten sich berauschen! Zuerst die Gier, und dann der Kater.“ Er wies auf einen Fuchs, der eben taumelnd von dem Birkenstamm auf das Gras fiel. „Schade, daß wir unsern Studenten nicht hier haben. Es hilft dem Menschen manchmal, wenn man ihm sein Zerrbild im Tierreich zeigt.“

„Siehe Meyerheim,“ lächelte Elsner.

Hannas Gesicht zeigte, wie immer bei solchen Gelegenheiten, ihre gänzliche Unkenntnis des Namens. Nur fragte sie jetzt manchmal: „Wer ist Meyerheim?“

„Einer der berühmtesten Tiermaler der Gegenwart.“

„Hirsch?“

„Ist mir im Augenblick nicht erinnerlich. Sie sollten aber einmal seine entzückenden Wandbilder in der Nationalgallerie sehen. Das wäre etwas für Ihre Tierliebe.“

Sie schwieg und schaute nachdenklich in das bunte Gewimmel der Falter. Zuweilen zerriß jetzt vor ihrem geistigen Auge der dichte Nebel, der ihr die Fernsicht verdeckte. Aber noch wehrte sie sich gegen das Fremde, und trotzig warf sie die braunen Haare aus der Stirn. „Nur das Leben ist schön.“

„Sag, Hanna, kommen in Deinen Birkenkrug auch Nachtschmetterlinge?“

„Freilich, aber hier darfst Du nicht Deine Laterne anhängen und mir meine Wirtschaft in Verruf bringen. Ihr Gelehrten müßt immer gleich zerstören.“ Damit ging sie ihrem Vater entgegen, der Onkel Franz eine Bestellung an den Rittmeister übermittelte und so Elsner Zeit gab, seine Mission bei Hanna auszurichten.

„Übrigens, zu Ihrem Geburtstag habe ich diesmal auch eine Überraschung für Sie,“ sagte der Oberförster, „und ich gebe Ihnen die Versicherung, daß sie anders ausfallen wird, als die mit Ihren Käfermenschen!“

Am Nachmittage kam Mieze herübergelaufen. Sie setzte sich mit Hanna auf den Fenstertritt und zog einen Brief aus der Taille. „In vergangener Woche war nämlich meine Probezeit um. Ich schrieb ihm sofort, daß ich mich entschlossen hätte, ihn zu sehen und zu sprechen, um mein Schicksal dann vertrauensvoll in seine Hände zu legen.“

Leise warnend erhob die kleine Kröte ihre Stimme. Es klang wie im Märchen. „Thu's nicht! Thu's nicht.“ Aber Mieze hörte nicht auf den unterirdischen Ruf.

„Heute kam die Antwort!“

„Er willigt ein?“

„Höre!“

„Geliebte Mara, Du Veilchenwurzel meiner Gedanken, Äther meiner Gefühle!

Welch qualvoller Monat des Zweifels! Gleich Schröpfköpfen grausam und blutdürstig, sog die Ungewißheit an meiner Seele. Nichts mundete mir mehr, und ich mußte magenstärkende Tropfen nehmen, um mir die Notdurft dieses Lebens mühsam einzutrichtern. Leicht wie Bimstein wurde Dein Bogumil in diesen Wochen, mein süßer Marabu!

Und sieh, aus der dunklen Nacht der Ungewißheit stieg der Vollmond Deiner Leidenschaft! Die Liebe siegt, die Erde hat mich wieder! Du bleibst mir treu! Du willst mich sehen, mich, Deinen unglücklichen, wenn auch nicht unwürdigen Bogumil! Sehen und hören. Denn nun muß alles klar werden zwischen uns. Wenn ich mein

unseliges Geheimnis zu Deinen Füßen ausgeweint habe, wirst Du Dein würziges Blumenantlitz zu mir herunterneigen und — mich küssen?

Welch erhabener Gedanke! Ein Kuß von Dir! Was ist ein Kuß? Hast Du je darüber nachgedacht? Ist es Sphärenmusik, Nachtigallengesang, Rosenduft? Werden wir nach diesem himmlischen Augenblick noch dieselben sein, oder werden wir, aller irdischen Schwere entkleidet, auffahren in den siebenten Himmel? Kannst Du mir darauf antworten?

Mutter, Mutter, Dein Fluch ist gesühnt, Dein Bogumil kann noch glücklich werden!

Bestimme Ort und Stunde. Es fügt sich allem, teurer Marabu, Dein Sklave."

Sie seufzte tief auf.

„Es ist gut," sagte Hanna ernst, „daß nun die Heimlichkeiten ein Ende haben."

„Ja, und doch thut es mir fast leid um sie. Doch nun beginnt ja für mich die Mission des Weibes. Und wenn er mir das Furchtbarste enthüllt, ich werde es mit ihm tragen! In dem Roman, den ich eben beendigte, ist der Held ein Falschmünzer; aber sie bleibt ihm dennoch treu. Willst Du ihn lesen?"

„Thu's nicht! Thu's nicht," warnte die kleine Kröte. Und das Waldfräulein verstand sie und schüttelte den Kopf. „Wo werdet Ihr Euch treffen?"

„Ich war noch im Zweifel, als Doktor Elsner heute nach Tisch mit dem Vorschlage einer Landpartie nach dem Hammer kam. Das ist ein Fingerzeig des Schicksals! Ich schreibe noch heute an Bogumil!"

„Dein Vetter Baumann weiß nichts?"

Mieze errötete. „Keine Silbe. Er ist ein guter Mensch, und es wird mir sehr schwer, ihm den Todesstoß zu versetzen. Doch die wahre Liebe über alles!" Die schwülen Sommertage hatten den Unsinn in dem blonden Köpfchen voll ausgereift. Auch hier war es Zeit für die scharfe Sichel, damit nicht giftiger Meltau die Frucht verdürbe!

Gegen Abend erlebte der Professor an dem Reineclaudebaum noch eine Enttäuschung. An seiner Lockspeise saßen nur Bienen und Wespen.

„Ja ja, Herr Professor, Schmetterlinge sind nicht auf den Leim gegangen, ich hab es ja gleich gesagt. Aber der Schulmeister wird ja wohl rein den Verstand verlieren, daß die Hälfte von seinem Bienenvolk hier anklebt; und was die Frau Rittmeisterin ist, die hat eine Bremse in die Hand gestochen. Es war ein großes Geschrei; und weil der gnädige Herr gerade vorbeiging, sagte er, morgen dürfe von der Schmierage nichts mehr zu sehen sein. Und ich denke, das Kartoffelland habe ich nun verdient, fuchswild ist er gewesen."

Kleinlaut wandte sich der Getäuschte ab. Schemel aber paffte unter Lavendel und Stangenbohnen gemütsruhig seine Abendpfeife. Sein Schmerzensgeld war ihm sicher!

VIII.

Wenn Frau Clara, die ihren Mann so gut kannte, wie — nun, wie nur eine Frau nach jahrelanger Ehe ihren Mann kennen kann — gesagt hatte, er freue sich „kindisch" auf seinen Geburtstag, so hatte sie das Richtige getroffen. Man mußte ihn nur sehen, wie er seine Kiste auspackte, wie seine Hände zitterten, als er das Wachstuch auftrennte, wie dann beim Anblick des Stempels der von Elsner so angezweifelten Firma ein feierliches Strahlen in seinem Gesichte aufging, das stärker und stärker wurde, wie eine Hülle nach der andern fiel, bis er zuletzt mit zitternder Stimme, da er das erste der geheimnisvollen Kästchen geöffnet hatte, ein leises, andachtsvolles, dann ein triumphierendes: Priamus! ausstieß, und zwei große Thränen über die feinen Fältchen seines Antlitzes rollten, auf das Tuch des guten Rockes, den er, samt der weißen Krawatte und hellen Weste schon am frühen Morgen sich selbst zu Ehren angelegt hatte! Und da sollte Elsner mit seiner Gelehrtenweisheit dazwischen kommen und diese Seligkeit stören? Das wär ja ebenso grausam gewesen, als hätte er einen Falter den Staub von den Flügeln wischen und dafür trockne Farben einreiben wollen! Und wie nun ein farbenstrahlender Riesenvogel nach dem andern aus den Pappschachteln geschält wurde, und die Christbaumfreude bei dem Professor immer wuchs, da wurde es dem Doktor gar nicht schwer, sein wissenschaftliches Gewissen zu narkotisieren und sich über die Gesellschaft von „Theaterkönigen", wie er die exotischen Fremden nannte, hinwegzusetzen. Er brauchte nur in Frau Claras gerührtes Gesicht zu sehen. Glück und Liebe waren hier unzweifelhaft echt. Wo war der Schade, wenn die Schmetterlinge allein geschminkt waren?

Die Mittagstafel — man ging täglich durch den Garten vom Generalshause nach dem Gutshofe — prangte in festlichem Blumenschmuck. Ein Gang war eingeschoben, und Läuschen und Wänzchen hatten dem lieben Onkel die üblichen Verschen hergesagt. Die Stimmung war sehr heiter, denn Franz Brüning konnte bestrickend liebenswürdig sein, wenn er wollte, und als Mittelpunkt eines ihn feiernden Kreises wollte er immer. Der Rittmeister und er waren heute die reinen Inseparables, und das Für und Wider der Handelsverträge, Kanzler- und Preßfehde waren beigelegt. Nur eins fiel dem Professor auf, die kaum zu bändigende Aufregung bei der Jugend. So tief war die Erregung über sein Wiegenfest doch noch nie gegangen!

Da erhob der Rittmeister sein Glas. „Mancher wird noch auf seine alten Tage verrückt" — das Geburtstagskind sah ob dieser vielversprechenden Einleitung erstaunt auf — „sei ruhig, Franz, diesmal meine ich nicht Dich, sondern mich selber. Ich will Dir im Namen der Übrigen als Überraschung mitteilen, daß heute nachmittags drei Uhr Dir zu Ehren eine Landpartie nach dem Kupferhammer gemacht wird, die erste und letzte in meinem Leben. Oberförsters sind auch dabei!"

In demselben Augenblick, noch in den lauten Jubel der Kinder, tönte Räderrollen und Brandts erschienen vollzählig, die beiden jüngsten Mädchen, Paul und Fritz eingeschlossen, nach denen ihr sanftes Kindermädchen von Kandidaten sich durch die Thür drückte.

„Ich — ich streiche nur die Bäume etwas ein, Schewel.“

Der Gärtner war näher gekommen.

„So eine Art Raupenleim, was? Da wird sich die Frau Rittmeisterin aber sehr freuen.“

„Nicht ganz. Nicht für Raupen, sondern für Falter.

„Lockspeise?“

„Jawohl, lieber Schewel. Ein ganz neues Rezept, Honig, Bier und Rum. Betäubt die Falter vollständig.“

„Und die Bäume?“

„Denen schadet es natürlich nicht das mindeste.“

„Ja, aber dies ist man der Reineclaudebaum, der Augapfel von die Frau Rittmeisterin. Sie kommt jeden Tag sehen, ob die Dinger all weich sind, und wenn sie die Schmierage findet —“

„Du wirst mir doch nicht die ganze Freude verderben, Schewel?“

Der Cerberus des Gartens hatte die kurze Pfeife von einem Mundwinkel in den andern geschoben.

„Meinswegen können die Leimruten gemacht werden.“

Aber wie der Professor mit dem geleerten Tassenkopf seelenvergnügt ins Haus zurückgehen wollte, hatte sein Jugendfreund so verloren bemerkt:

„Da ist das Stück Rasen, hinten am Nußgang. Wenn Sie ein gutes Wort beim gnädigen Herrn einlegen wollten, daß ich es zu Kartoffelland bekäme —“ Und als er das lange Gesicht des Volksfreundes bemerkte, hatte er selbstlos hinzugefügt:

„Es ist nur, weil der Herr Professor ja so große Freude an die Raupen von dem Totenkopf haben. Da dachte ich nun, wenn ich mehr Kartoffelland baue —“

Das war die letzte Erfahrung des Volksvertreters zu Platangen gewesen. Aber sein allzeit siegender Optimismus hatte die Wolken von seiner Stirn vertrieben, und wie er Hanna später um einige Stauden Wolfsmilch gebeten hatte, da dachte er nur noch an seinen reichen Fang, von dem er ihr mit Begeisterung erzählte. Das Waldfräulein hatte gelächelt und ihn still vor die Hängebirke an der Wiese geführt. Aus der weißen Rinde war eine Fülle des süßen, klebrigen Saftes gequollen und in der Form schwerer Tropfen am Stamme niedergeglitten, während sie sich an der eigentlichen Ausbruchstelle zu einem kleinen Teich staute.

„Das ist meine Lockspeise, Onkel Franz. Schau, wie sie dem Faltervolk mundet.“

Das sah man. Die Birkenwirtin mußte ausgezeichnete Geschäfte machen, ihr Frühschoppen war glänzend besucht. Alles, was irgend zum guten Ton gehörte, hatte sich hier versammelt. Was für eine Menge von Renommierfüchsen allein! Und dann alle höheren Chargen bis zum Admiral herauf.

Der Professor zitterte vor Freude und winkte Elsner heftig näher. „Sehen Sie nur, lieber Freund, wie sichtbarlich die Konkneipanten sich berauschen! Zuerst die Gier, und dann der Kater.“ Er wies auf einen Fuchs, der eben taumelnd von dem Birkenstamm auf das Gras fiel. „Schade, daß wir unsern Studenten nicht hier haben. Es hilft dem Menschen manchmal, wenn man ihm sein Zerrbild im Tierreich zeigt.“

„Siehe Meyerheim,“ lächelte Elsner.

Hannas Gesicht zeigte, wie immer bei solchen Gelegenheiten, ihre gänzliche Unkenntnis des Namens. Nur fragte sie jetzt manchmal: „Wer ist Meyerheim?“

„Einer der berühmtesten Tiermaler der Gegenwart.“

„Hirsch?“

„Ist mir im Augenblick nicht erinnerlich. Sie sollten aber einmal seine entzückenden Wandbilder in der Nationalgallerie sehen. Das wäre etwas für Ihre Tierliebe.“

Sie schwieg und schaute nachdenklich in das bunte Gewimmel der Falter. Zuweilen zerriß jetzt vor ihrem geistigen Auge der dichte Nebel, der ihr die Fernsicht verdeckte. Aber noch wehrte sie sich gegen das Fremde, und trotzig warf sie die braunen Haare aus der Stirn. „Nur das Leben ist schön.“

„Sag, Hanna, kommen in Deinen Birkenkrug auch Nachtschmetterlinge?“

„Freilich, aber hier darfst Du nicht Deine Laterne anhängen und mir meine Wirtschaft in Verruf bringen. Ihr Gelehrten müßt immer gleich zerstören.“ Damit ging sie ihrem Vater entgegen, der Onkel Franz eine Bestellung an den Rittmeister übermittelte und so Elsner Zeit gab, seine Mission bei Hanna auszurichten.

„Übrigens, zu Ihrem Geburtstag habe ich diesmal auch eine Überraschung für Sie,“ sagte der Oberförster, „und ich gebe Ihnen die Versicherung, daß sie anders ausfallen wird, als die mit Ihren Käfermenschen!“

Am Nachmittage kam Mieze herübergelaufen. Sie setzte sich mit Hanna auf den Fenstertritt und zog einen Brief aus der Taille. „In vergangener Woche war nämlich meine Probezeit um. Ich schrieb ihm sofort, daß ich mich entschlossen hätte, ihn zu sehen und zu sprechen, um mein Schicksal dann vertrauensvoll in seine Hände zu legen.“

Leise warnend erhob die kleine Kröte ihre Stimme. Es klang wie im Märchen. „Thu's nicht! Thu's nicht.“ Aber Mieze hörte nicht auf den unterirdischen Ruf.

„Heute kam die Antwort!“

„Er willigt ein?“

„Höre!“

„Geliebte Mara, Du Veilchenwurzel meiner Gedanken, Äther meiner Gefühle!

Welch qualvoller Monat des Zweifels! Gleich Schröpfköpfen grausam und blutdürstig, sog die Ungewißheit an meiner Seele. Nichts mundete mir mehr, und ich mußte magenstärkende Tropfen nehmen, um mir die Notdurft dieses Lebens mühsam einzutrichtern. Leicht wie Bimstein wurde Dein Bogumil in diesen Wochen, mein süßer Marabu!

Und sieh, aus der dunklen Nacht der Ungewißheit stieg der Vollmond Deiner Leidenschaft! Die Liebe siegt, die Erde hat mich wieder! Du bleibst mir treu! Du willst mich sehen, mich, Deinen unglücklichen, wenn auch nicht unwürdigen Bogumil! Sehen und hören. Denn nun muß alles klar werden zwischen uns. Wenn ich mein

unseliges Geheimnis zu Deinen Füßen ausgeweint habe, wirst Du Dein würziges Blumenantlitz zu mir herunterneigen und — mich küssen?

Welch erhabener Gedanke! Ein Kuß von Dir! Was ist ein Kuß? Hast Du je darüber nachgedacht? Ist es Sphärenmusik, Nachtigallengesang, Rosenduft? Werden wir nach diesem himmlischen Augenblick noch dieselben sein, oder werden wir, aller irdischen Schwere entkleidet, auffahren in den siebenten Himmel? Kannst Du mir darauf antworten?

Mutter, Mutter, Dein Fluch ist gesühnt, Dein Bogumil kann noch glücklich werden!

Bestimme Ort und Stunde. Es fügt sich allem, teurer Marabu, Dein Sklave."

Sie seufzte tief auf.

„Es ist gut," sagte Hanna ernst, „daß nun die Heimlichkeiten ein Ende haben."

„Ja, und doch thut es mir fast leid um sie. Doch nun beginnt ja für mich die Mission des Weibes. Und wenn er mir das Furchtbarste enthüllt, ich werde es mit ihm tragen! In dem Roman, den ich eben beendigte, ist der Held ein Falschmünzer; aber sie bleibt ihm dennoch treu. Willst Du ihn lesen?"

„Thu's nicht! Thu's nicht," warnte die kleine Kröte. Und das Waldfräulein verstand sie und schüttelte den Kopf. „Wo werdet Ihr Euch treffen?"

„Ich war noch im Zweifel, als Doktor Elsner heute nach Tisch mit dem Vorschlage einer Landpartie nach dem Hammer kam. Das ist ein Fingerzeig des Schicksals! Ich schreibe noch heute an Bogumil!"

„Dein Vetter Baumann weiß nichts?"

Mieze errötete. „Keine Silbe. Er ist ein guter Mensch, und es wird mir sehr schwer, ihm den Todesstoß zu versetzen. Doch die wahre Liebe über alles!" Die schwülen Sommertage hatten den Unsinn in dem blonden Köpfchen voll ausgereift. Auch hier war es Zeit für die scharfe Sichel, damit nicht giftiger Meltau die Frucht verdürbe!

Gegen Abend erlebte der Professor an dem Reineclaudebaum noch eine Enttäuschung. An seiner Lockspeise saßen nur Bienen und Wespen.

„Ja ja, Herr Professor, Schmetterlinge sind nicht auf den Leim gegangen, ich hab es ja gleich gesagt. Aber der Schulmeister wird ja wohl rein den Verstand verlieren, daß die Hälfte von seinem Bienenvolk hier anklebt; und was die Frau Rittmeisterin ist, die hat eine Bremse in die Hand gestochen. Es war ein großes Geschrei; und weil der gnädige Herr gerade vorbeiging, sagte er, morgen dürfe von der Schmierage nichts mehr zu sehen sein. Und ich denke, das Kartoffelland habe ich nun verdient, fuchswild ist er gewesen."

Kleinlaut wandte sich der Getäuschte ab. Schewel aber paffte unter Lavendel und Stangenbohnen gemütsruhig seine Abendpfeife. Sein Schmerzensgeld war ihm sicher!

VIII.

Wenn Frau Clara, die ihren Mann so gut kannte, wie — nun, wie nur eine Frau nach jahrelanger Ehe ihren Mann kennen kann — gesagt hatte, er freue sich „kindisch" auf seinen Geburtstag, so hatte sie das Richtige getroffen. Man mußte ihn nur sehen, wie er seine Kiste auspackte, wie seine Hände zitterten, als er das Wachstuch auftrennte, wie dann beim Anblick des Stempels der von Elsner so angezweifelten Firma ein feierliches Strahlen in seinem Gesichte aufging, das stärker und stärker wurde, wie eine Hülle nach der andern fiel, bis er zuletzt mit zitternder Stimme, da er das erste der geheimnisvollen Kästchen geöffnet hatte, ein leises, andachtsvolles, dann ein triumphierendes: Priamus! ausstieß, und zwei große Thränen über die feinen Fältchen seines Antlitzes rollten, auf das Tuch des guten Rockes, den er, samt der weißen Krawatte und hellen Weste schon am frühen Morgen sich selbst zu Ehren angelegt hatte! Und da sollte Elsner mit seiner Gelehrtenweisheit dazwischen kommen und diese Seligkeit stören? Das wär ja ebenso grausam gewesen, als hätte er einen Falter den Staub von den Flügeln wischen und dafür trockne Farben einreiben wollen! Und wie nun ein farbenstrahlender Riesenvogel nach dem andern aus den Pappschachteln geschält wurde, und die Christbaumfreude bei dem Professor immer wuchs, da wurde es dem Doktor gar nicht schwer, sein wissenschaftliches Gewissen zu narkotisieren und sich über die Gesellschaft von „Theaterkönigen", wie er die exotischen Fremden nannte, hinwegzusetzen. Er brauchte nur in Frau Claras gerührtes Gesicht zu sehen. Glück und Liebe waren hier unzweifelhaft echt. Wo war der Schade, wenn die Schmetterlinge allein geschminkt waren?

Die Mittagstafel — man ging täglich durch den Garten vom Generalshause nach dem Gutshofe — prangte in festlichem Blumenschmuck. Ein Gang war eingeschoben, und Läuschen und Wänzchen hatten dem lieben Onkel die üblichen Verschen hergesagt. Die Stimmung war sehr heiter, denn Franz Brüning konnte bestrickend liebenswürdig sein, wenn er wollte, und als Mittelpunkt eines ihn feiernden Kreises wollte er immer. Der Rittmeister und er waren heute die reinen Inseparables, und das Für und Wider der Handelsverträge, Kanzler- und Preßfehde waren beigelegt. Nur eins fiel dem Professor auf, die kaum zu bändigende Aufregung bei der Jugend. So tief war die Erregung über sein Wiegenfest doch noch nie gegangen!

Da erhob der Rittmeister sein Glas. „Mancher wird noch auf seine alten Tage verrückt" — das Geburtstagskind sah ob dieser vielversprechenden Einleitung erstaunt auf — „sei ruhig, Franz, diesmal meine ich nicht Dich, sondern mich selber. Ich will Dir im Namen der Übrigen als Überraschung mitteilen, daß heute nachmittags drei Uhr Dir zu Ehren eine Landpartie nach dem Kupferhammer gemacht wird, die erste und letzte in meinem Leben. Oberförsters sind auch dabei!"

In demselben Augenblick, noch in den lauten Jubel der Kinder, tönte Räderrollen und Brandts erschienen vollzählig, die beiden jüngsten Mädchen, Paul und Fritz eingeschlossen, nach denen ihr sanftes Kindermädchen von Kandidaten sich durch die Thür drückte.



„Ich — ich streiche nur die Bäume etwas ein, Schewel."

Der Gärtner war näher gekommen.

„So eine Art Raupenleim, was? Da wird sich die Frau Rittmeisterin aber sehr freuen."

„Nicht ganz. Nicht für Raupen, sondern für Falter.

„Lockspeise?"

„Jawohl, lieber Schewel. Ein ganz neues Rezept, Honig, Bier und Rum. Betäubt die Falter vollständig."

„Und die Bäume?"

„Denen schadet es natürlich nicht das mindeste."

„Ja, aber dies ist man der Reineclaudebaum, der Augapfel von die Frau Rittmeisterin. Sie kommt jeden Tag sehen, ob die Dinger all weich sind, und wenn sie die Schmierage findet —"

„Du wirst mir doch nicht die ganze Freude verderben, Schewel?"

Der Cerberus des Gartens hatte die kurze Pfeife von einem Mundwinkel in den andern geschoben.

„Meinswegen können die Leimruten gemacht werden."

Aber wie der Professor mit dem geleerten Tassenkopf seelenvergnügt ins Haus zurückgehen wollte, hatte sein Jugendfreund so verloren bemerkt:

„Da ist das Stück Rasen, hinten am Nußgang. Wenn Sie ein gutes Wort beim gnädigen Herrn einlegen wollten, daß ich es zu Kartoffelland bekäme —" Und als er das lange Gesicht des Volksfreundes bemerkte, hatte er selbstlos hinzugefügt:

„Es ist nur, weil der Herr Professor ja so große Freude an die Raupen von dem Totenkopf haben. Da dachte ich nun, wenn ich mehr Kartoffelland baue —"

Das war die letzte Erfahrung des Volksvertreters zu Platangen gewesen. Aber sein allzeit siegender Optimismus hatte die Wolken von seiner Stirn vertrieben, und wie er Hanna später um einige Stauden Wolfsmilch gebeten hatte, da dachte er nur noch an seinen reichen Fang, von dem er ihr mit Begeisterung erzählte. Das Waldfräulein hatte gelächelt und ihn still vor die Hängebirke an der Wiese geführt. Aus der weißen Rinde war eine Fülle des süßen, klebrigen Saftes gequollen und in der Form schwerer Tropfen am Stamme niedergeglitten, während sie sich an der eigentlichen Ausbruchstelle zu einem kleinen Teich staute.

„Das ist meine Lockspeise, Onkel Franz. Schau, wie sie dem Faltervolk mundet."

Das sah man. Die Birkenwirtin mußte ausgezeichnete Geschäfte machen, ihr Frühschoppen war glänzend besucht. Alles, was irgend zum guten Ton gehörte, hatte sich hier versammelt. Was für eine Menge von Renommierfüchsen allein! Und dann alle höheren Chargen bis zum Admiral herauf.

Der Professor zitterte vor Freude und winkte Elsner heftig näher. „Sehen Sie nur, lieber Freund, wie sichtbarlich die Konkneipanten sich berauschen! Zuerst die Gier, und dann der Kater." Er wies auf einen Fuchs, der eben taumelnd von dem Birkenstamm auf das Gras fiel. „Schade, daß wir unsern Studenten nicht hier haben. Es hilft dem Menschen manchmal, wenn man ihm sein Zerrbild im Tierreich zeigt."

„Siehe Meyerheim," lächelte Elsner.

Hannas Gesicht zeigte, wie immer bei solchen Gelegenheiten, ihre gänzliche Unkenntnis des Namens. Nur fragte sie jetzt manchmal: „Wer ist Meyerheim?"

„Einer der berühmtesten Tiermaler der Gegenwart."

„Hirsch?"

„Ist mir im Augenblick nicht erinnerlich. Sie sollten aber einmal seine entzückenden Wandbilder in der Nationalgallerie sehen. Das wäre etwas für Ihre Tierliebe."

Sie schwieg und schaute nachdenklich in das bunte Gewimmel der Falter. Zuweilen zerriß jetzt vor ihrem geistigen Auge der dichte Nebel, der ihr die Fernsicht verdeckte. Aber noch wehrte sie sich gegen das Fremde, und trotzig warf sie die braunen Haare aus der Stirn. „Nur das Leben ist schön."

„Sag, Hanna, kommen in Deinen Birkenkrug auch Nachtschmetterlinge?"

„Freilich, aber hier darfst Du nicht Deine Laterne anhängen und mir meine Wirtschaft in Verruf bringen. Ihr Gelehrten müßt immer gleich zerstören." Damit ging sie ihrem Vater entgegen, der Onkel Franz eine Bestellung an den Rittmeister übermittelte und so Elsner Zeit gab, seine Mission bei Hanna auszurichten.

„Übrigens, zu Ihrem Geburtstag habe ich diesmal auch eine Überraschung für Sie," sagte der Oberförster, „und ich gebe Ihnen die Versicherung, daß sie anders ausfallen wird, als die mit Ihren Käfermenschen!"

Am Nachmittage kam Mieze herübergelaufen. Sie setzte sich mit Hanna auf den Fenstertritt und zog einen Brief aus der Taille. „In vergangener Woche war nämlich meine Probezeit um. Ich schrieb ihm sofort, daß ich mich entschlossen hätte, ihn zu sehen und zu sprechen, um mein Schicksal dann vertrauensvoll in seine Hände zu legen."

Leise warnend erhob die kleine Kröte ihre Stimme. Es klang wie im Märchen. „Thu's nicht! Thu's nicht." Aber Mieze hörte nicht auf den unterirdischen Ruf.

„Heute kam die Antwort!"

„Er willigt ein?"

„Höre!"

„Geliebte Mara, Du Veilchenwurzel meiner Gedanken, Äther meiner Gefühle!

Welch qualvoller Monat des Zweifels! Gleich Schröpfköpfen grausam und blutdürstig, sog die Ungewißheit an meiner Seele. Nichts mundete mir mehr, und ich mußte magenstärkende Tropfen nehmen, um mir die Notdurft dieses Lebens mühsam einzutrichtern. Leicht wie Bimstein wurde Dein Bogumil in diesen Wochen, mein süßer Marabu!

Und sieh, aus der dunklen Nacht der Ungewißheit stieg der Vollmond Deiner Leidenschaft! Die Liebe siegt, die Erde hat mich wieder! Du bleibst mir treu! Du willst mich sehen, mich, Deinen unglücklichen, wenn auch nicht unwürdigen Bogumil! Sehen und hören. Denn nun muß alles klar werden zwischen uns. Wenn ich mein

unseliges Geheimnis zu Deinen Füßen ausgeweint habe, wirst Du Dein würziges Blumenantlitz zu mir herunterneigen und — mich küssen?

Welch erhabener Gedanke! Ein Kuß von Dir! Was ist ein Kuß? Hast Du je darüber nachgedacht? Ist es Sphärenmusik, Nachtigallengesang, Rosenduft? Werden wir nach diesem himmlischen Augenblick noch dieselben sein, oder werden wir, aller irdischen Schwere entkleidet, auffahren in den siebenten Himmel? Kannst Du mir darauf antworten?

Mutter, Mutter, Dein Fluch ist gesühnt, Dein Bogumil kann noch glücklich werden!

Bestimme Ort und Stunde. Es fügt sich allem, teurer Marabu, Dein Sklave."

Sie seufzte tief auf.

„Es ist gut," sagte Hanna ernst, „daß nun die Heimlichkeiten ein Ende haben."

„Ja, und doch thut es mir fast leid um sie. Doch nun beginnt ja für mich die Mission des Weibes. Und wenn er mir das Furchtbarste enthüllt, ich werde es mit ihm tragen! In dem Roman, den ich eben beendigte, ist der Held ein Falschmünzer; aber sie bleibt ihm dennoch treu. Willst Du ihn lesen?"

„Thu's nicht! Thu's nicht," warnte die kleine Kröte. Und das Waldfräulein verstand sie und schüttelte den Kopf. „Wo werdet Ihr Euch treffen?"

„Ich war noch im Zweifel, als Doktor Elsner heute nach Tisch mit dem Vorschlage einer Landpartie nach dem Hammer kam. Das ist ein Fingerzeig des Schicksals! Ich schreibe noch heute an Bogumil!"

„Dein Vetter Baumann weiß nichts?"

Mieze errötete. „Keine Silbe. Er ist ein guter Mensch, und es wird mir sehr schwer, ihm den Todesstoß zu versetzen. Doch die wahre Liebe über alles!" Die schwülen Sommertage hatten den Unsinn in dem blonden Köpfchen voll ausgereift. Auch hier war es Zeit für die scharfe Sichel, damit nicht giftiger Meltau die Frucht verdürbe!

Gegen Abend erlebte der Professor an dem Reineclaubebaum noch eine Enttäuschung. An seiner Lockspeise saßen nur Bienen und Wespen.

„Ja ja, Herr Professor, Schmetterlinge sind nicht auf den Leim gegangen, ich hab es ja gleich gesagt. Aber der Schulmeister wird ja wohl rein den Verstand verlieren, daß die Hälfte von seinem Bienenvolk hier anklebt; und was die Frau Rittmeisterin ist, die hat eine Bremse in die Hand gestochen. Es war ein großes Geschrei; und weil der gnädige Herr gerade vorbeiging, sagte er, morgen dürfe von der Schmierage nichts mehr zu sehen sein. Und ich denke, das Kartoffelland habe ich nun verdient, fuchswild ist er gewesen."

Kleinlaut wandte sich der Getäuschte ab. Schewel aber paffte unter Lavendel und Stangenbohnen gemütsruhig seine Abendpfeife. Sein Schmerzensgeld war ihm sicher!

VIII.

Wenn Frau Clara, die ihren Mann so gut kannte, wie — nun, wie nur eine Frau nach jahrelanger Ehe ihren Mann kennen kann — gesagt hatte, er freue sich „kindisch" auf seinen Geburtstag, so hatte sie das Richtige getroffen. Man mußte ihn nur sehen, wie er seine Kiste auspackte, wie seine Hände zitterten, als er das Wachstuch auftrennte, wie dann beim Anblick des Stempels der von Elsner so angezweifelten Firma ein feierliches Strahlen in seinem Gesichte aufging, das stärker und stärker wurde, wie eine Hülle nach der andern fiel, bis er zuletzt mit zitternder Stimme, da er das erste der geheimnisvollen Kästchen geöffnet hatte, ein leises, andachtsvolles, dann ein triumphierendes: Priamus! ausstieß, und zwei große Thränen über die feinen Fältchen seines Antlitzes rollten, auf das Tuch des guten Rockes, den er, samt der weißen Krawatte und hellen Weste schon am frühen Morgen sich selbst zu Ehren angelegt hatte! Und da sollte Elsner mit seiner Gelehrtenweisheit dazwischen kommen und diese Seligkeit stören? Das wär ja ebenso grausam gewesen, als hätte er einen Falter den Staub von den Flügeln wischen und dafür trockne Farben einreiben wollen! Und wie nun ein farbenstrahlender Riesenvogel nach dem andern aus den Pappschachteln geschält wurde, und die Christbaumfreude bei dem Professor immer wuchs, da wurde es dem Doktor gar nicht schwer, sein wissenschaftliches Gewissen zu narkotisieren und sich über die Gesellschaft von „Theaterkönigen", wie er die exotischen Fremden nannte, hinwegzusetzen. Er brauchte nur in Frau Claras gerührtes Gesicht zu sehen. Glück und Liebe waren hier unzweifelhaft echt. Wo war der Schade, wenn die Schmetterlinge allein geschminkt waren?

Die Mittagstafel — man ging täglich durch den Garten vom Generalshause nach dem Gutshofe — prangte in festlichem Blumenschmuck. Ein Gang war eingeschoben, und Läuschen und Wänzchen hatten dem lieben Onkel die üblichen Verschen hergesagt. Die Stimmung war sehr heiter, denn Franz Brüning konnte bestrickend liebenswürdig sein, wenn er wollte, und als Mittelpunkt eines ihn feiernden Kreises wollte er immer. Der Rittmeister und er waren heute die reinen Inseparables, und das Für und Wider der Handelsverträge, Kanzler- und Preßfehde waren beigelegt. Nur eins fiel dem Professor auf, die kaum zu bändigende Aufregung bei der Jugend. So tief war die Erregung über sein Wiegenfest doch noch nie gegangen!

Da erhob der Rittmeister sein Glas. „Mancher wird noch auf seine alten Tage verrückt" — das Geburtstagskind sah ob dieser vielversprechenden Einleitung erstaunt auf — „sei ruhig, Franz, diesmal meine ich nicht Dich, sondern mich selber. Ich will Dir im Namen der Übrigen als Überraschung mitteilen, daß heute nachmittags drei Uhr Dir zu Ehren eine Landpartie nach dem Kupferhammer gemacht wird, die erste und letzte in meinem Leben. Oberförsters sind auch dabei!"

In demselben Augenblick, noch in den lauten Jubel der Kinder, tönte Räderrollen und Brandts erschienen vollzählig, die beiden jüngsten Mädchen, Paul und Fritz eingeschlossen, nach denen ihr sanftes Kindermädchen von Kandibaten sich durch die Thür drückte.

„Ich — ich streiche nur die Bäume etwas ein, Schewel."

Der Gärtner war näher gekommen.

„So eine Art Raupenleim, was? Da wird sich die Frau Rittmeisterin aber sehr freuen."

„Nicht ganz. Nicht für Raupen, sondern für Falter.

„Lockspeise?"

„Jawohl, lieber Schewel. Ein ganz neues Rezept, Honig, Bier und Rum. Betäubt die Falter vollständig."

„Und die Bäume?"

„Denen schadet es natürlich nicht das mindeste."

„Ja, aber dies ist man der Reineclaudebaum, der Augapfel von die Frau Rittmeisterin. Sie kommt jeden Tag sehen, ob die Dinger all weich sind, und wenn sie die Schmierage findet —"

„Du wirst mir doch nicht die ganze Freude verderben, Schewel?"

Der Cerberus des Gartens hatte die kurze Pfeife von einem Mundwinkel in den andern geschoben.

„Meinswegen können die Leimruten gemacht werden."

Aber wie der Professor mit dem geleerten Tassenkopf seelenvergnügt ins Haus zurückgehen wollte, hatte sein Jugendfreund so verloren bemerkt:

„Da ist das Stück Rasen, hinten am Nußgang. Wenn Sie ein gutes Wort beim gnädigen Herrn einlegen wollten, daß ich es zu Kartoffelland bekäme —" Und als er das lange Gesicht des Volksfreundes bemerkte, hatte er selbstlos hinzugefügt:

„Es ist nur, weil der Herr Professor ja so große Freude an die Raupen von dem Totenkopf haben. Da dachte ich nun, wenn ich mehr Kartoffelland baue —"

Das war die letzte Erfahrung des Volksvertreters zu Platangen gewesen. Aber sein allzeit siegender Optimismus hatte die Wolken von seiner Stirn vertrieben, und wie er Hanna später um einige Stauden Wolfsmilch gebeten hatte, da dachte er nur noch an seinen reichen Fang, von dem er ihr mit Begeisterung erzählte. Das Waldfräulein hatte gelächelt und ihn still vor die Hängebirke an der Wiese geführt. Aus der weißen Rinde war eine Fülle des süßen, klebrigen Saftes gequollen und in der Form schwerer Tropfen am Stamme niedergeglitten, während sie sich an der eigentlichen Ausbruchstelle zu einem kleinen Teich staute.

„Das ist meine Lockspeise, Onkel Franz. Schau, wie sie dem Faltervolk mundet."

Das sah man. Die Birkenwirtin mußte ausgezeichnete Geschäfte machen, ihr Frühschoppen war glänzend besucht. Alles, was irgend zum guten Ton gehörte, hatte sich hier versammelt. Was für eine Menge von Renommierfüchsen allein! Und dann alle höheren Chargen bis zum Admiral herauf.

Der Professor zitterte vor Freude und winkte Elsner heftig näher. „Sehen Sie nur, lieber Freund, wie sichtbarlich die Konkneipanten sich berauschen! Zuerst die Gier, und dann der Kater." Er wies auf einen Fuchs, der eben taumelnd von dem Birkenstamm auf das Gras fiel. „Schade, daß wir unsern Studenten nicht hier haben. Es hilft dem Menschen manchmal, wenn man ihm sein Zerrbild im Tierreich zeigt."

„Siehe Meyerheim," lächelte Elsner.

Hannas Gesicht zeigte, wie immer bei solchen Gelegenheiten, ihre gänzliche Unkenntnis des Namens. Nur fragte sie jetzt manchmal: „Wer ist Meyerheim?"

„Einer der berühmtesten Tiermaler der Gegenwart."

„Hirsch?"

„Ist mir im Augenblick nicht erinnerlich. Sie sollten aber einmal seine entzückenden Wandbilder in der Nationalgallerie sehen. Das wäre etwas für Ihre Tierliebe."

Sie schwieg und schaute nachdenklich in das bunte Gewimmel der Falter. Zuweilen zerriß jetzt vor ihrem geistigen Auge der dichte Nebel, der ihr die Fernsicht verdeckte. Aber noch wehrte sie sich gegen das Fremde, und trotzig warf sie die braunen Haare aus der Stirn. „Nur das Leben ist schön."

„Sag, Hanna, kommen in Deinen Birkenkrug auch Nachtschmetterlinge?"

„Freilich, aber hier darfst Du nicht Deine Laterne anhängen und mir meine Wirtschaft in Verruf bringen. Ihr Gelehrten müßt immer gleich zerstören." Damit ging sie ihrem Vater entgegen, der Onkel Franz eine Bestellung an den Rittmeister übermittelte und so Elsner Zeit gab, seine Mission bei Hanna auszurichten.

„Übrigens, zu Ihrem Geburtstag habe ich diesmal auch eine Überraschung für Sie," sagte der Oberförster, „und ich gebe Ihnen die Versicherung, daß sie anders ausfallen wird, als die mit Ihren Käfermenschen!"

Am Nachmittage kam Mieze herübergelaufen. Sie setzte sich mit Hanna auf den Fenstertritt und zog einen Brief aus der Taille. „In vergangener Woche war nämlich meine Probezeit um. Ich schrieb ihm sofort, daß ich mich entschlossen hätte, ihn zu sehen und zu sprechen, um mein Schicksal dann vertrauensvoll in seine Hände zu legen."

Leise warnend erhob die kleine Kröte ihre Stimme. Es klang wie im Märchen. „Thu's nicht! Thu's nicht." Aber Mieze hörte nicht auf den unterirdischen Ruf.

„Heute kam die Antwort!"

„Er willigt ein?"

„Höre!"

„Geliebte Mara, Du Veilchenwurzel meiner Gedanken, Äther meiner Gefühle!

Welch qualvoller Monat des Zweifels! Gleich Schröpfköpfen grausam und blutdürstig, sog die Ungewißheit an meiner Seele. Nichts mundete mir mehr, und ich mußte magenstärkende Tropfen nehmen, um mir die Notdurft dieses Lebens mühsam einzutrichtern. Leicht wie Bimstein wurde Dein Bogumil in diesen Wochen, mein süßer Marabu!

Und sieh, aus der dunklen Nacht der Ungewißheit stieg der Vollmond Deiner Leidenschaft! Die Liebe siegt, die Erde hat mich wieder! Du bleibst mir treu! Du willst mich sehen, mich, Deinen unglücklichen, wenn auch nicht unwürdigen Bogumil! Sehen und hören. Denn nun muß alles klar werden zwischen uns. Wenn ich mein

unseliges Geheimnis zu Deinen Füßen ausgeweint habe, wirst Du Dein würziges Blumenantlitz zu mir herunterneigen und — mich küssen?

Welch erhabener Gedanke! Ein Kuß von Dir! Was ist ein Kuß? Hast Du je darüber nachgedacht? Ist es Sphärenmusik, Nachtigallengesang, Rosenduft? Werden wir nach diesem himmlischen Augenblick noch dieselben sein, oder werden wir, aller irdischen Schwere entkleidet, auffahren in den siebenten Himmel? Kannst Du mir darauf antworten?

Mutter, Mutter, Dein Fluch ist gesühnt, Dein Bogumil kann noch glücklich werden!

Bestimme Ort und Stunde. Es fügt sich allem, teurer Marabu, Dein Sklave."

Sie seufzte tief auf.

„Es ist gut," sagte Hanna ernst, „daß nun die Heimlichkeiten ein Ende haben."

„Ja, und doch thut es mir fast leid um sie. Doch nun beginnt ja für mich die Mission des Weibes. Und wenn er mir das Furchtbarste enthüllt, ich werde es mit ihm tragen! In dem Roman, den ich eben beendigte, ist der Held ein Falschmünzer; aber sie bleibt ihm dennoch treu. Willst Du ihn lesen?"

„Thu's nicht! Thu's nicht," warnte die kleine Kröte. Und das Waldfräulein verstand sie und schüttelte den Kopf. „Wo werdet Ihr Euch treffen?"

„Ich war noch im Zweifel, als Doktor Elsner heute nach Tisch mit dem Vorschlage einer Landpartie nach dem Hammer kam. Das ist ein Fingerzeig des Schicksals! Ich schreibe noch heute an Bogumil!"

„Dein Vetter Baumann weiß nichts?"

Mieze errötete. „Keine Silbe. Er ist ein guter Mensch, und es wird mir sehr schwer, ihm den Todesstoß zu versetzen. Doch die wahre Liebe über alles!" Die schwülen Sommertage hatten den Unsinn in dem blonden Köpfchen voll ausgereift. Auch hier war es Zeit für die scharfe Sichel, damit nicht giftiger Meltau die Frucht verdürbe!

Gegen Abend erlebte der Professor an dem Reineclaudebaum noch eine Enttäuschung. An seiner Lockspeise saßen nur Bienen und Wespen.

„Ja ja, Herr Professor, Schmetterlinge sind nicht auf den Leim gegangen, ich hab es ja gleich gesagt. Aber der Schulmeister wird ja wohl rein den Verstand verlieren, daß die Hälfte von seinem Bienenvolk hier anklebt; und was die Frau Rittmeisterin ist, die hat eine Bremse in die Hand gestochen. Es war ein großes Geschrei; und weil der gnädige Herr gerade vorbeiging, sagte er, morgen dürfe von der Schmierage nichts mehr zu sehen sein. Und ich denke, das Kartoffelland habe ich nun verdient, fuchswild ist er gewesen."

Kleinlaut wandte sich der Getäuschte ab. Schewel aber paffte unter Lavendel und Stangenbohnen gemütsruhig seine Abendpfeife. Sein Schmerzensgeld war ihm sicher!

VIII.

Wenn Frau Clara, die ihren Mann so gut kannte, wie — nun, wie nur eine Frau nach jahrelanger Ehe ihren Mann kennen kann — gesagt hatte, er freue sich „kindisch" auf seinen Geburtstag, so hatte sie das Richtige getroffen. Man mußte ihn nur sehen, wie er seine Kiste auspackte, wie seine Hände zitterten, als er das Wachstuch auftrennte, wie dann beim Anblick des Stempels der von Elsner so angezweifelten Firma ein feierliches Strahlen in seinem Gesichte aufging, das stärker und stärker wurde, wie eine Hülle nach der andern fiel, bis er zuletzt mit zitternder Stimme, da er das erste der geheimnisvollen Kästchen geöffnet hatte, ein leises, andachtsvolles, dann ein triumphierendes: Priamus! ausstieß, und zwei große Thränen über die feinen Fältchen seines Antlitzes rollten, auf das Tuch des guten Rockes, den er, samt der weißen Krawatte und hellen Weste schon am frühen Morgen sich selbst zu Ehren angelegt hatte! Und da sollte Elsner mit seiner Gelehrtenweisheit dazwischen kommen und diese Seligkeit stören? Das wär ja ebenso grausam gewesen, als hätte er einen Falter den Staub von den Flügeln wischen und dafür trockne Farben einreiben wollen! Und wie nun ein farbenstrahlender Riesenvogel nach dem andern aus den Pappschachteln geschält wurde, und die Christbaumfreude bei dem Professor immer wuchs, da wurde es dem Doktor gar nicht schwer, sein wissenschaftliches Gewissen zu narkotisieren und sich über die Gesellschaft von „Theaterkönigen", wie er die exotischen Fremden nannte, hinwegzusetzen. Er brauchte nur in Frau Claras gerührtes Gesicht zu sehen. Glück und Liebe waren hier unzweifelhaft echt. Wo war der Schade, wenn die Schmetterlinge allein geschminkt waren?

Die Mittagstafel — man ging täglich durch den Garten vom Generalshause nach dem Gutshofe — prangte in festlichem Blumenschmuck. Ein Gang war eingeschoben, und Läuschen und Wänzchen hatten dem lieben Onkel die üblichen Verschen hergesagt. Die Stimmung war sehr heiter, denn Franz Brüning konnte bestrickend liebenswürdig sein, wenn er wollte, und als Mittelpunkt eines ihn feiernden Kreises wollte er immer. Der Rittmeister und er waren heute die reinen Inseparables, und das Für und Wider der Handelsverträge, Kanzler- und Preßfehde waren beigelegt. Nur eins fiel dem Professor auf, die kaum zu bändigende Aufregung bei der Jugend. So tief war die Erregung über sein Wiegenfest doch noch nie gegangen!

Da erhob der Rittmeister sein Glas. „Mancher wird noch auf seine alten Tage verrückt" — das Geburtstagskind sah ob dieser vielversprechenden Einleitung erstaunt auf — „sei ruhig, Franz, diesmal meine ich nicht Dich, sondern mich selber. Ich will Dir im Namen der Übrigen als Überraschung mitteilen, daß heute nachmittags drei Uhr Dir zu Ehren eine Landpartie nach dem Kupferhammer gemacht wird, die erste und letzte in meinem Leben. Oberförsters sind auch dabei!"

In demselben Augenblick, noch in den lauten Jubel der Kinder, tönte Räderrollen und Brandts erschienen vollzählig, die beiden jüngsten Mädchen, Paul und Fritz eingeschlossen, nach denen ihr sanftes Kindermädchen von Kandidaten sich durch die Thür drückte.

„Ich — ich streiche nur die Bäume etwas ein, Schewel.“

Der Gärtner war näher gekommen.

„So eine Art Raupenleim, was? Da wird sich die Frau Rittmeisterin aber sehr freuen.“

„Nicht ganz. Nicht für Raupen, sondern für Falter.

„Lockspeise?“

„Jawohl, lieber Schewel. Ein ganz neues Rezept, Honig, Bier und Rum. Betäubt die Falter vollständig.“

„Und die Bäume?“

„Denen schadet es natürlich nicht das mindeste.“

„Ja, aber dies ist man der Reineclaudebaum, der Augapfel von die Frau Rittmeisterin. Sie kommt jeden Tag sehen, ob die Dinger all weich sind, und wenn sie die Schmierage findet —“

„Du wirst mir doch nicht die ganze Freude verderben, Schewel?“

Der Cerberus des Gartens hatte die kurze Pfeife von einem Mundwinkel in den andern geschoben.

„Meinswegen können die Leimruten gemacht werden.“

Aber wie der Professor mit dem geleerten Tassenkopf seelenvergnügt ins Haus zurückgehen wollte, hatte sein Jugendfreund so verloren bemerkt:

„Da ist das Stück Rasen, hinten am Nußgang. Wenn Sie ein gutes Wort beim gnädigen Herrn einlegen wollten, daß ich es zu Kartoffelland bekäme —“ Und als er das lange Gesicht des Volksfreundes bemerkte, hatte er selbstlos hinzugefügt:

„Es ist nur, weil der Herr Professor ja so große Freude an die Raupen von dem Totenkopf haben. Da dachte ich nun, wenn ich mehr Kartoffelland baue —“

Das war die letzte Erfahrung des Volksvertreters zu Platangen gewesen. Aber sein allzeit siegender Optimismus hatte die Wolken von seiner Stirn vertrieben, und wie er Hanna später um einige Stauden Wolfsmilch gebeten hatte, da dachte er nur noch an seinen reichen Fang, von dem er ihr mit Begeisterung erzählte. Das Waldfräulein hatte gelächelt und ihn still vor die Hängebirke an der Wiese geführt. Aus der weißen Rinde war eine Fülle des süßen, klebrigen Saftes gequollen und in der Form schwerer Tropfen am Stamme niedergeglitten, während sie sich an der eigentlichen Ausbruchstelle zu einem kleinen Teich staute.

„Das ist meine Lockspeise, Onkel Franz. Schau, wie sie dem Faltervolk mundet.“

Das sah man. Die Birkenwirtin mußte ausgezeichnete Geschäfte machen, ihr Frühschoppen war glänzend besucht. Alles, was irgend zum guten Ton gehörte, hatte sich hier versammelt. Was für eine Menge von Renommierfüchsen allein! Und dann alle höheren Chargen bis zum Admiral herauf.

Der Professor zitterte vor Freude und winkte Elsner heftig näher. „Sehen Sie nur, lieber Freund, wie sichtbarlich die Konkneipanten sich berauschen! Zuerst die Gier, und dann der Kater.“ Er wies auf einen Fuchs, der eben taumelnd von dem Birkenstamm auf das Gras fiel. „Schade, daß wir unsern Studenten nicht hier haben. Es hilft dem Menschen manchmal, wenn man ihm sein Zerrbild im Tierreich zeigt.“

„Siehe Meyerheim,“ lächelte Elsner.

Hannas Gesicht zeigte, wie immer bei solchen Gelegenheiten, ihre gänzliche Unkenntnis des Namens. Nur fragte sie jetzt manchmal: „Wer ist Meyerheim?“

„Einer der berühmtesten Tiermaler der Gegenwart.“

„Hirsch?“

„Ist mir im Augenblick nicht erinnerlich. Sie sollten aber einmal seine entzückenden Wandbilder in der Nationalgallerie sehen. Das wäre etwas für Ihre Tierliebe.“

Sie schwieg und schaute nachdenklich in das bunte Gewimmel der Falter. Zuweilen zerriß jetzt vor ihrem geistigen Auge der dichte Nebel, der ihr die Fernsicht verdeckte. Aber noch wehrte sie sich gegen das Fremde, und trotzig warf sie die braunen Haare aus der Stirn. „Nur das Leben ist schön.“

„Sag, Hanna, kommen in Deinen Birkenkrug auch Nachtschmetterlinge?“

„Freilich, aber hier darfst Du nicht Deine Laterne anhängen und mir meine Wirtschaft in Verruf bringen. Ihr Gelehrten müßt immer gleich zerstören.“ Damit ging sie ihrem Vater entgegen, der Onkel Franz eine Bestellung an den Rittmeister übermittelte und so Elsner Zeit gab, seine Mission bei Hanna auszurichten.

„Übrigens, zu Ihrem Geburtstag habe ich diesmal auch eine Überraschung für Sie,“ sagte der Oberförster, „und ich gebe Ihnen die Versicherung, daß sie anders ausfallen wird, als die mit Ihren Käfermenschen!“

Am Nachmittage kam Mieze herübergelaufen. Sie setzte sich mit Hanna auf den Fenstertritt und zog einen Brief aus der Taille. „In vergangener Woche war nämlich meine Probezeit um. Ich schrieb ihm sofort, daß ich mich entschlossen hätte, ihn zu sehen und zu sprechen, um mein Schicksal dann vertrauensvoll in seine Hände zu legen.“

Leise warnend erhob die kleine Kröte ihre Stimme. Es klang wie im Märchen. „Thu's nicht! Thu's nicht.“ Aber Mieze hörte nicht auf den unterirdischen Ruf.

„Heute kam die Antwort!“

„Er willigt ein?“

„Höre!“

„Geliebte Mara, Du Veilchenwurzel meiner Gedanken, Äther meiner Gefühle!

Welch qualvoller Monat des Zweifels! Gleich Schröpfköpfen grausam und blutdürstig, sog die Ungewißheit an meiner Seele. Nichts mundete mir mehr, und ich mußte magenstärkende Tropfen nehmen, um mir die Notdurft dieses Lebens mühsam einzutrichtern. Leicht wie Bimstein wurde Dein Bogumil in diesen Wochen, mein süßer Marabu!

Und sieh, aus der dunklen Nacht der Ungewißheit stieg der Vollmond Deiner Leidenschaft! Die Liebe siegt, die Erde hat mich wieder! Du bleibst mir treu! Du willst mich sehen, mich, Deinen unglücklichen, wenn auch nicht unwürdigen Bogumil! Sehen und hören. Denn nun muß alles klar werden zwischen uns. Wenn ich mein

unseliges Geheimnis zu Deinen Füßen ausgeweint habe, wirst Du Dein würziges Blumenantlitz zu mir herunterneigen und — mich küssen?

Welch erhabener Gedanke! Ein Kuß von Dir! Was ist ein Kuß? Hast Du je darüber nachgedacht? Ist es Sphärenmusik, Nachtigallengesang, Rosenduft? Werden wir nach diesem himmlischen Augenblick noch dieselben sein, oder werden wir, aller irdischen Schwere entkleidet, auffahren in den siebenten Himmel? Kannst Du mir darauf antworten?

Mutter, Mutter, Dein Fluch ist gesühnt, Dein Bogumil kann noch glücklich werden!

Bestimme Ort und Stunde. Es fügt sich allem, teurer Marabu, Dein Sklave."

Sie seufzte tief auf.

„Es ist gut," sagte Hanna ernst, „daß nun die Heimlichkeiten ein Ende haben."

„Ja, und doch thut es mir fast leid um sie. Doch nun beginnt ja für mich die Mission des Weibes. Und wenn er mir das Furchtbarste enthüllt, ich werde es mit ihm tragen! In dem Roman, den ich eben beendigte, ist der Held ein Falschmünzer; aber sie bleibt ihm dennoch treu. Willst Du ihn lesen?"

„Thu's nicht! Thu's nicht," warnte die kleine Kröte. Und das Waldfräulein verstand sie und schüttelte den Kopf. „Wo werdet Ihr Euch treffen?"

„Ich war noch im Zweifel, als Doktor Elsner heute nach Tisch mit dem Vorschlage einer Landpartie nach dem Hammer kam. Das ist ein Fingerzeig des Schicksals! Ich schreibe noch heute an Bogumil!"

„Dein Vetter Baumann weiß nichts?"

Mieze errötete. „Keine Silbe. Er ist ein guter Mensch, und es wird mir sehr schwer, ihm den Todesstoß zu versetzen. Doch die wahre Liebe über alles!" Die schwülen Sommertage hatten den Unsinn in dem blonden Köpfchen voll ausgereift. Auch hier war es Zeit für die scharfe Sichel, damit nicht giftiger Meltau die Frucht verdürbe!

Gegen Abend erlebte der Professor an dem Reineclaudebaum noch eine Enttäuschung. An seiner Lockspeise saßen nur Bienen und Wespen.

„Ja ja, Herr Professor, Schmetterlinge sind nicht auf den Leim gegangen, ich hab es ja gleich gesagt. Aber der Schulmeister wird ja wohl rein den Verstand verlieren, daß die Hälfte von seinem Bienenvolk hier anklebt; und was die Frau Rittmeisterin ist, die hat eine Bremse in die Hand gestochen. Es war ein großes Geschrei; und weil der gnädige Herr gerade vorbeiging, sagte er, morgen dürfe von der Schmierage nichts mehr zu sehen sein. Und ich denke, das Kartoffelland habe ich nun verdient, fuchswild ist er gewesen."

Kleinlaut wandte sich der Getäuschte ab. Schewel aber paffte unter Lavendel und Stangenbohnen gemütsruhig seine Abendpfeife. Sein Schmerzensgeld war ihm sicher!

VIII.

Wenn Frau Clara, die ihren Mann so gut kannte, wie — nun, wie nur eine Frau nach jahrelanger Ehe ihren Mann kennen kann — gesagt hatte, er freue sich „kindisch" auf seinen Geburtstag, so hatte sie das Richtige getroffen. Man mußte ihn nur sehen, wie er seine Kiste auspackte, wie seine Hände zitterten, als er das Wachstuch auftrennte, wie dann beim Anblick des Stempels der von Elsner so angezweifelten Firma ein feierliches Strahlen in seinem Gesichte aufging, das stärker und stärker wurde, wie eine Hülle nach der andern fiel, bis er zuletzt mit zitternder Stimme, da er das erste der geheimnisvollen Kästchen geöffnet hatte, ein leises, andachtsvolles, dann ein triumphierendes: Priamus! ausstieß, und zwei große Thränen über die feinen Fältchen seines Antlitzes rollten, auf das Tuch des guten Rockes, den er, samt der weißen Krawatte und hellen Weste schon am frühen Morgen sich selbst zu Ehren angelegt hatte! Und da sollte Elsner mit seiner Gelehrtenweisheit dazwischen kommen und diese Seligkeit stören? Das wär ja ebenso grausam gewesen, als hätte er einen Falter den Staub von den Flügeln wischen und dafür trockne Farben einreiben wollen! Und wie nun ein farbenstrahlender Riesenvogel nach dem andern aus den Pappschachteln geschält wurde, und die Christbaumfreude bei dem Professor immer wuchs, da wurde es dem Doktor gar nicht schwer, sein wissenschaftliches Gewissen zu narkotisieren und sich über die Gesellschaft von „Theaterkönigen", wie er die exotischen Fremden nannte, hinwegzusetzen. Er brauchte nur in Frau Claras gerührtes Gesicht zu sehen. Glück und Liebe waren hier unzweifelhaft echt. Wo war der Schade, wenn die Schmetterlinge allein geschminkt waren?

Die Mittagstafel — man ging täglich durch den Garten vom Generalshause nach dem Gutshofe — prangte in festlichem Blumenschmuck. Ein Gang war eingeschoben, und Läuschen und Wänzchen hatten dem lieben Onkel die üblichen Verschen hergesagt. Die Stimmung war sehr heiter, denn Franz Brüning konnte bestrickend liebenswürdig sein, wenn er wollte, und als Mittelpunkt eines ihn feiernden Kreises wollte er immer. Der Rittmeister und er waren heute die reinen Inseparables, und das Für und Wider der Handelsverträge, Kanzler- und Preßfehde waren beigelegt. Nur eins fiel dem Professor auf, die kaum zu bändigende Aufregung bei der Jugend. So tief war die Erregung über sein Wiegenfest doch noch nie gegangen!

Da erhob der Rittmeister sein Glas. „Mancher wird noch auf seine alten Tage verrückt" — das Geburtstagskind sah ob dieser vielversprechenden Einleitung erstaunt auf — „sei ruhig, Franz, diesmal meine ich nicht Dich, sondern mich selber. Ich will Dir im Namen der Übrigen als Überraschung mitteilen, daß heute nachmittags drei Uhr Dir zu Ehren eine Landpartie nach dem Kupferhammer gemacht wird, die erste und letzte in meinem Leben. Oberförsters sind auch dabei!"

In demselben Augenblick, noch in den lauten Jubel der Kinder, tönte Räderrollen und Brandts erschienen vollzählig, die beiden jüngsten Mädchen, Paul und Fritz eingeschlossen, nach denen ihr sanftes Kindermädchen von Kandidaten sich durch die Thür drückte.

„Ich — ich streiche nur die Bäume etwas ein, Schewel."

Der Gärtner war näher gekommen.

„So eine Art Raupenleim, was? Da wird sich die Frau Rittmeisterin aber sehr freuen."

„Nicht ganz. Nicht für Raupen, sondern für Falter.

„Lockspeise?"

„Jawohl, lieber Schewel. Ein ganz neues Rezept, Honig, Bier und Rum. Betäubt die Falter vollständig."

„Und die Bäume?"

„Denen schadet es natürlich nicht das mindeste."

„Ja, aber dies ist man der Reineclaudebaum, der Augapfel von die Frau Rittmeisterin. Sie kommt jeden Tag sehen, ob die Dinger all weich sind, und wenn sie die Schmierage findet —"

„Du wirst mir doch nicht die ganze Freude verderben, Schewel?"

Der Cerberus des Gartens hatte die kurze Pfeife von einem Mundwinkel in den andern geschoben.

„Meinswegen können die Leimruten gemacht werden."

Aber wie der Professor mit dem geleerten Tassenkopf seelenvergnügt ins Haus zurückgehen wollte, hatte sein Jugendfreund so verloren bemerkt:

„Da ist das Stück Rasen, hinten am Nußgang. Wenn Sie ein gutes Wort beim gnädigen Herrn einlegen wollten, daß ich es zu Kartoffelland bekäme —" Und als er das lange Gesicht des Volksfreundes bemerkte, hatte er selbstlos hinzugefügt:

„Es ist nur, weil der Herr Professor ja so große Freude an die Raupen von dem Totenkopf haben. Da dachte ich nun, wenn ich mehr Kartoffelland baue —"

Das war die letzte Erfahrung des Volksvertreters zu Platangen gewesen. Aber sein allzeit siegender Optimismus hatte die Wolken von seiner Stirn vertrieben, und wie er Hanna später um einige Stauden Wolfsmilch gebeten hatte, da dachte er nur noch an seinen reichen Fang, von dem er ihr mit Begeisterung erzählte. Das Waldfräulein hatte gelächelt und ihn still vor die Hängebirke an der Wiese geführt. Aus der weißen Rinde war eine Fülle des süßen, klebrigen Saftes gequollen und in der Form schwerer Tropfen am Stamme niedergeglitten, während sie sich an der eigentlichen Ausbruchstelle zu einem kleinen Teich staute.

„Das ist meine Lockspeise, Onkel Franz. Schau, wie sie dem Faltervolk mundet."

Das sah man. Die Birkenwirtin mußte ausgezeichnete Geschäfte machen, ihr Frühschoppen war glänzend besucht. Alles, was irgend zum guten Ton gehörte, hatte sich hier versammelt. Was für eine Menge von Renommierfüchsen allein! Und dann alle höheren Chargen bis zum Admiral herauf.

Der Professor zitterte vor Freude und winkte Elsner heftig näher. „Sehen Sie nur, lieber Freund, wie sichtbarlich die Konkneipanten sich berauschen! Zuerst die Gier, und dann der Kater." Er wies auf einen Fuchs, der eben taumelnd von dem Birkenstamm auf das Gras fiel. „Schade, daß wir unsern Studenten nicht hier haben. Es hilft dem Menschen manchmal, wenn man ihm sein Zerrbild im Tierreich zeigt."

„Siehe Meyerheim," lächelte Elsner.

Hannas Gesicht zeigte, wie immer bei solchen Gelegenheiten, ihre gänzliche Unkenntnis des Namens. Nur fragte sie jetzt manchmal: „Wer ist Meyerheim?"

„Einer der berühmtesten Tiermaler der Gegenwart."

„Hirsch?"

„Ist mir im Augenblick nicht erinnerlich. Sie sollten aber einmal seine entzückenden Wandbilder in der Nationalgallerie sehen. Das wäre etwas für Ihre Tierliebe."

Sie schwieg und schaute nachdenklich in das bunte Gewimmel der Falter. Zuweilen zerriß jetzt vor ihrem geistigen Auge der dichte Nebel, der ihr die Fernsicht verdeckte. Aber noch wehrte sie sich gegen das Fremde, und trotzig warf sie die braunen Haare aus der Stirn. „Nur das Leben ist schön."

„Sag, Hanna, kommen in Deinen Birkenkrug auch Nachtschmetterlinge?"

„Freilich, aber hier darfst Du nicht Deine Laterne anhängen und mir meine Wirtschaft in Verruf bringen. Ihr Gelehrten müßt immer gleich zerstören." Damit ging sie ihrem Vater entgegen, der Onkel Franz eine Bestellung an den Rittmeister übermittelte und so Elsner Zeit gab, seine Mission bei Hanna auszurichten.

„Übrigens, zu Ihrem Geburtstag habe ich diesmal auch eine Überraschung für Sie," sagte der Oberförster, „und ich gebe Ihnen die Versicherung, daß sie anders ausfallen wird, als die mit Ihren Käfermenschen!"

Am Nachmittage kam Mieze herübergelaufen. Sie setzte sich mit Hanna auf den Fenstertritt und zog einen Brief aus der Taille. „In vergangener Woche war nämlich meine Probezeit um. Ich schrieb ihm sofort, daß ich mich entschlossen hätte, ihn zu sehen und zu sprechen, um mein Schicksal dann vertrauensvoll in seine Hände zu legen."

Leise warnend erhob die kleine Kröte ihre Stimme. Es klang wie im Märchen. „Thu's nicht! Thu's nicht." Aber Mieze hörte nicht auf den unterirdischen Ruf.

„Heute kam die Antwort!"

„Er willigt ein?"

„Höre!"

„Geliebte Mara, Du Veilchenwurzel meiner Gedanken, Äther meiner Gefühle!

Welch qualvoller Monat des Zweifels! Gleich Schröpfköpfen grausam und blutdürstig, sog die Ungewißheit an meiner Seele. Nichts mundete mir mehr, und ich mußte magenstärkende Tropfen nehmen, um mir die Notdurft dieses Lebens mühsam einzutrichtern. Leicht wie Bimstein wurde Dein Bogumil in diesen Wochen, mein süßer Marabu!

Und sieh, aus der dunklen Nacht der Ungewißheit stieg der Vollmond Deiner Leidenschaft! Die Liebe siegt, die Erde hat mich wieder! Du bleibst mir treu! Du willst mich sehen, mich, Deinen unglücklichen, wenn auch nicht unwürdigen Bogumil! Sehen und hören. Denn nun muß alles klar werden zwischen uns. Wenn ich mein

unseliges Geheimnis zu Deinen Füßen ausgeweint habe, wirst Du Dein würziges Blumenantlitz zu mir herunterneigen und — mich küssen?

Welch erhabener Gedanke! Ein Kuß von Dir! Was ist ein Kuß? Hast Du je darüber nachgedacht? Ist es Sphärenmusik, Nachtigallengesang, Rosenduft? Werden wir nach diesem himmlischen Augenblick noch dieselben sein, oder werden wir, aller irdischen Schwere entkleidet, auffahren in den siebenten Himmel? Kannst Du mir darauf antworten?

Mutter, Mutter, Dein Fluch ist gesühnt, Dein Bogumil kann noch glücklich werden!

Bestimme Ort und Stunde. Es fügt sich allem, teurer Marabu, Dein Sklave."

Sie seufzte tief auf.

„Es ist gut," sagte Hanna ernst, „daß nun die Heimlichkeiten ein Ende haben."

„Ja, und doch thut es mir fast leid um sie. Doch nun beginnt ja für mich die Mission des Weibes. Und wenn er mir das Furchtbarste enthüllt, ich werde es mit ihm tragen! In dem Roman, den ich eben beendigte, ist der Held ein Falschmünzer; aber sie bleibt ihm dennoch treu. Willst Du ihn lesen?"

„Thu's nicht! Thu's nicht," warnte die kleine Kröte. Und das Waldfräulein verstand sie und schüttelte den Kopf. „Wo werdet Ihr Euch treffen?"

„Ich war noch im Zweifel, als Doktor Elsner heute nach Tisch mit dem Vorschlage einer Landpartie nach dem Hammer kam. Das ist ein Fingerzeig des Schicksals! Ich schreibe noch heute an Bogumil!"

„Dein Vetter Baumann weiß nichts?"

Mieze errötete. „Keine Silbe. Er ist ein guter Mensch, und es wird mir sehr schwer, ihm den Todesstoß zu versetzen. Doch die wahre Liebe über alles!" Die schwülen Sommertage hatten den Unsinn in dem blonden Köpfchen voll ausgereift. Auch hier war es Zeit für die scharfe Sichel, damit nicht giftiger Meltau die Frucht verdürbe!

Gegen Abend erlebte der Professor an dem Reineclaudebaum noch eine Enttäuschung. An seiner Lockspeise saßen nur Bienen und Wespen.

„Ja ja, Herr Professor, Schmetterlinge sind nicht auf den Leim gegangen, ich hab es ja gleich gesagt. Aber der Schulmeister wird ja wohl rein den Verstand verlieren, daß die Hälfte von seinem Bienenvolk hier anklebt; und was die Frau Rittmeisterin ist, die hat eine Bremse in die Hand gestochen. Es war ein großes Geschrei; und weil der gnädige Herr gerade vorbeiging, sagte er, morgen dürfe von der Schmierage nichts mehr zu sehen sein. Und ich denke, das Kartoffelland habe ich nun verdient, fuchswild ist er gewesen."

Kleinlaut wandte sich der Getäuschte ab. Schewel aber paffte unter Lavendel und Stangenbohnen gemütsruhig seine Abendpfeife. Sein Schmerzensgeld war ihm sicher!

VIII.

Wenn Frau Clara, die ihren Mann so gut kannte, wie — nun, wie nur eine Frau nach jahrelanger Ehe ihren Mann kennen kann — gesagt hatte, er freue sich „kindisch" auf seinen Geburtstag, so hatte sie das Richtige getroffen. Man mußte ihn nur sehen, wie er seine Kiste auspackte, wie seine Hände zitterten, als er das Wachstuch auftrennte, wie dann beim Anblick des Stempels der von Elsner so angezweifelten Firma ein feierliches Strahlen in seinem Gesichte aufging, das stärker und stärker wurde, wie eine Hülle nach der andern fiel, bis er zuletzt mit zitternder Stimme, da er das erste der geheimnisvollen Kästchen geöffnet hatte, ein leises, andachtsvolles, dann ein triumphierendes: Priamus! ausstieß, und zwei große Thränen über die feinen Fältchen seines Antlitzes rollten, auf das Tuch des guten Rockes, den er, samt der weißen Krawatte und hellen Weste schon am frühen Morgen sich selbst zu Ehren angelegt hatte! Und da sollte Elsner mit seiner Gelehrtenweisheit dazwischen kommen und diese Seligkeit stören? Das wär ja ebenso grausam gewesen, als hätte er einen Falter den Staub von den Flügeln wischen und dafür trockne Farben einreiben wollen! Und wie nun ein farbenstrahlender Riesenvogel nach dem andern aus den Pappschachteln geschält wurde, und die Christbaumfreude bei dem Professor immer wuchs, da wurde es dem Doktor gar nicht schwer, sein wissenschaftliches Gewissen zu narkotisieren und sich über die Gesellschaft von „Theaterkönigen", wie er die exotischen Fremden nannte, hinwegzusetzen. Er brauchte nur in Frau Claras gerührtes Gesicht zu sehen. Glück und Liebe waren hier unzweifelhaft echt. Wo war der Schade, wenn die Schmetterlinge allein geschminkt waren?

Die Mittagstafel — man ging täglich durch den Garten vom Generalshause nach dem Gutshofe — prangte in festlichem Blumenschmuck. Ein Gang war eingeschoben, und Läuschen und Wänzchen hatten dem lieben Onkel die üblichen Verschen hergesagt. Die Stimmung war sehr heiter, denn Franz Brüning konnte bestrickend liebenswürdig sein, wenn er wollte, und als Mittelpunkt eines ihn feiernden Kreises wollte er immer. Der Rittmeister und er waren heute die reinen Inseparables, und das Für und Wider der Handelsverträge, Kanzler- und Preßfehde waren beigelegt. Nur eins fiel dem Professor auf, die kaum zu bändigende Aufregung bei der Jugend. So tief war die Erregung über sein Wiegenfest doch noch nie gegangen!

Da erhob der Rittmeister sein Glas. „Mancher wird noch auf seine alten Tage verrückt" — das Geburtstagskind sah ob dieser vielversprechenden Einleitung erstaunt auf — „sei ruhig, Franz, diesmal meine ich nicht Dich, sondern mich selber. Ich will Dir im Namen der Übrigen als Überraschung mitteilen, daß heute nachmittags drei Uhr Dir zu Ehren eine Landpartie nach dem Kupferhammer gemacht wird, die erste und letzte in meinem Leben. Oberförsters sind auch dabei!"

In demselben Augenblick, noch in den lauten Jubel der Kinder, tönte Räderrollen und Brandts erschienen vollzählig, die beiden jüngsten Mädchen, Paul und Fritz eingeschlossen, nach denen ihr sanftes Kindermädchen von Kandidaten sich durch die Thür drückte.

„Ich — ich streiche nur die Bäume etwas ein, Schewel."

Der Gärtner war näher gekommen.

„So eine Art Raupenleim, was? Da wird sich die Frau Rittmeisterin aber sehr freuen."

„Nicht ganz. Nicht für Raupen, sondern für Falter.

„Lockspeise?"

„Jawohl, lieber Schewel. Ein ganz neues Rezept, Honig, Bier und Rum. Betäubt die Falter vollständig."

„Und die Bäume?"

„Denen schadet es natürlich nicht das mindeste."

„Ja, aber dies ist man der Reineclaudebaum, der Augapfel von die Frau Rittmeisterin. Sie kommt jeden Tag sehen, ob die Dinger all weich sind, und wenn sie die Schmierage findet —"

„Du wirst mir doch nicht die ganze Freude verderben, Schewel?"

Der Cerberus des Gartens hatte die kurze Pfeife von einem Mundwinkel in den andern geschoben.

„Meinswegen können die Leimruten gemacht werden."

Aber wie der Professor mit dem geleerten Tassenkopf seelenvergnügt ins Haus zurückgehen wollte, hatte sein Jugendfreund so verloren bemerkt:

„Da ist das Stück Rasen, hinten am Nußgang. Wenn Sie ein gutes Wort beim gnädigen Herrn einlegen wollten, daß ich es zu Kartoffelland bekäme —" Und als er das lange Gesicht des Volksfreundes bemerkte, hatte er selbstlos hinzugefügt:

„Es ist nur, weil der Herr Professor ja so große Freude an die Raupen von dem Totenkopf haben. Da dachte ich nun, wenn ich mehr Kartoffelland baue —"

Das war die letzte Erfahrung des Volksvertreters zu Platangen gewesen. Aber sein allzeit siegender Optimismus hatte die Wolken von seiner Stirn vertrieben, und wie er Hanna später um einige Stauden Wolfsmilch gebeten hatte, da dachte er nur noch an seinen reichen Fang, von dem er ihr mit Begeisterung erzählte. Das Waldfräulein hatte gelächelt und ihn still vor die Hängebirke an der Wiese geführt. Aus der weißen Rinde war eine Fülle des süßen, klebrigen Saftes gequollen und in der Form schwerer Tropfen am Stamme niedergeglitten, während sie sich an der eigentlichen Ausbruchstelle zu einem kleinen Teich staute.

„Das ist meine Lockspeise, Onkel Franz. Schau, wie sie dem Faltervolk mundet."

Das sah man. Die Birkenwirtin mußte ausgezeichnete Geschäfte machen, ihr Frühschoppen war glänzend besucht. Alles, was irgend zum guten Ton gehörte, hatte sich hier versammelt. Was für eine Menge von Renommierfüchsen allein! Und dann alle höheren Chargen bis zum Admiral herauf.

Der Professor zitterte vor Freude und winkte Elsner heftig näher. „Sehen Sie nur, lieber Freund, wie sichtbarlich die Konkneipanten sich berauschen! Zuerst die Gier, und dann der Kater." Er wies auf einen Fuchs, der eben taumelnd von dem Birkenstamm auf das Gras fiel. „Schade, daß wir unsern Studenten nicht hier haben. Es hilft dem Menschen manchmal, wenn man ihm sein Zerrbild im Tierreich zeigt."

„Siehe Meyerheim," lächelte Elsner.

Hannas Gesicht zeigte, wie immer bei solchen Gelegenheiten, ihre gänzliche Unkenntnis des Namens. Nur fragte sie jetzt manchmal: „Wer ist Meyerheim?"

„Einer der berühmtesten Tiermaler der Gegenwart."

„Hirsch?"

„Ist mir im Augenblick nicht erinnerlich. Sie sollten aber einmal seine entzückenden Wandbilder in der Nationalgallerie sehen. Das wäre etwas für Ihre Tierliebe."

Sie schwieg und schaute nachdenklich in das bunte Gewimmel der Falter. Zuweilen zerriß jetzt vor ihrem geistigen Auge der dichte Nebel, der ihr die Fernsicht verdeckte. Aber noch wehrte sie sich gegen das Fremde, und trotzig warf sie die braunen Haare aus der Stirn. „Nur das Leben ist schön."

„Sag, Hanna, kommen in Deinen Birkenkrug auch Nachtschmetterlinge?"

„Freilich, aber hier darfst Du nicht Deine Laterne anhängen und mir meine Wirtschaft in Verruf bringen. Ihr Gelehrten müßt immer gleich zerstören." Damit ging sie ihrem Vater entgegen, der Onkel Franz eine Bestellung an den Rittmeister übermittelte und so Elsner Zeit gab, seine Mission bei Hanna auszurichten.

„Übrigens, zu Ihrem Geburtstag habe ich diesmal auch eine Überraschung für Sie," sagte der Oberförster, „und ich gebe Ihnen die Versicherung, daß sie anders ausfallen wird, als die mit Ihren Käfermenschen!"

Am Nachmittage kam Mieze herübergelaufen. Sie setzte sich mit Hanna auf den Fenstertritt und zog einen Brief aus der Taille. „In vergangener Woche war nämlich meine Probezeit um. Ich schrieb ihm sofort, daß ich mich entschlossen hätte, ihn zu sehen und zu sprechen, um mein Schicksal dann vertrauensvoll in seine Hände zu legen."

Leise warnend erhob die kleine Kröte ihre Stimme. Es klang wie im Märchen. „Thu's nicht! Thu's nicht." Aber Mieze hörte nicht auf den unterirdischen Ruf.

„Heute kam die Antwort!"

„Er willigt ein?"

„Höre!"

„Geliebte Mara, Du Veilchenwurzel meiner Gedanken, Äther meiner Gefühle!

Welch qualvoller Monat des Zweifels! Gleich Schröpfköpfen grausam und blutdürstig, sog die Ungewißheit an meiner Seele. Nichts mundete mir mehr, und ich mußte magenstärkende Tropfen nehmen, um mir die Notdurft dieses Lebens mühsam einzutrichtern. Leicht wie Bimstein wurde Dein Bogumil in diesen Wochen, mein süßer Marabu!

Und sieh, aus der dunklen Nacht der Ungewißheit stieg der Vollmond Deiner Leidenschaft! Die Liebe siegt, die Erde hat mich wieder! Du bleibst mir treu! Du willst mich sehen, mich, Deinen unglücklichen, wenn auch nicht unwürdigen Bogumil! Sehen und hören. Denn nun muß alles klar werden zwischen uns. Wenn ich mein

unseliges Geheimnis zu Deinen Füßen ausgeweint habe, wirst Du Dein würziges Blumenantlitz zu mir herunterneigen und — mich küssen?

Welch erhabener Gedanke! Ein Kuß von Dir! Was ist ein Kuß? Hast Du je darüber nachgedacht? Ist es Sphärenmusik, Nachtigallengesang, Rosenduft? Werden wir nach diesem himmlischen Augenblick noch dieselben sein, oder werden wir, aller irdischen Schwere entkleidet, auffahren in den siebenten Himmel? Kannst Du mir darauf antworten?

Mutter, Mutter, Dein Fluch ist gesühnt, Dein Bogumil kann noch glücklich werden!

Bestimme Ort und Stunde. Es fügt sich allem, teurer Marabu, Dein Sklave."

Sie seufzte tief auf.

„Es ist gut," sagte Hanna ernst, „daß nun die Heimlichkeiten ein Ende haben."

„Ja, und doch thut es mir fast leid um sie. Doch nun beginnt ja für mich die Mission des Weibes. Und wenn er mir das Furchtbarste enthüllt, ich werde es mit ihm tragen! In dem Roman, den ich eben beendigte, ist der Held ein Falschmünzer; aber sie bleibt ihm dennoch treu. Willst Du ihn lesen?"

„Thu's nicht! Thu's nicht," warnte die kleine Kröte. Und das Waldfräulein verstand sie und schüttelte den Kopf. „Wo werdet Ihr Euch treffen?"

„Ich war noch im Zweifel, als Doktor Elsner heute nach Tisch mit dem Vorschlage einer Landpartie nach dem Hammer kam. Das ist ein Fingerzeig des Schicksals! Ich schreibe noch heute an Bogumil!"

„Dein Vetter Baumann weiß nichts?"

Mieze errötete. „Keine Silbe. Er ist ein guter Mensch, und es wird mir sehr schwer, ihm den Todesstoß zu versetzen. Doch die wahre Liebe über alles!" Die schwülen Sommertage hatten den Unsinn in dem blonden Köpfchen voll ausgereift. Auch hier war es Zeit für die scharfe Sichel, damit nicht giftiger Meltau die Frucht verdürbe!

Gegen Abend erlebte der Professor an dem Reineclaudebaum noch eine Enttäuschung. An seiner Lockspeise saßen nur Bienen und Wespen.

„Ja ja, Herr Professor, Schmetterlinge sind nicht auf den Leim gegangen, ich hab es ja gleich gesagt. Aber der Schulmeister wird ja wohl rein den Verstand verlieren, daß die Hälfte von seinem Bienenvolk hier anklebt; und was die Frau Rittmeisterin ist, die hat eine Bremse in die Hand gestochen. Es war ein großes Geschrei; und weil der gnädige Herr gerade vorbeiging, sagte er, morgen dürfe von der Schmierage nichts mehr zu sehen sein. Und ich denke, das Kartoffelland habe ich nun verdient, fuchswild ist er gewesen."

Kleinlaut wandte sich der Getäuschte ab. Schewel aber paffte unter Lavendel und Stangenbohnen gemütsruhig seine Abendpfeife. Sein Schmerzensgeld war ihm sicher!

VIII.

Wenn Frau Clara, die ihren Mann so gut kannte, wie — nun, wie nur eine Frau nach jahrelanger Ehe ihren Mann kennen kann — gesagt hatte, er freue sich „kindisch" auf seinen Geburtstag, so hatte sie das Richtige getroffen. Man mußte ihn nur sehen, wie er seine Kiste auspackte, wie seine Hände zitterten, als er das Wachstuch auftrennte, wie dann beim Anblick des Stempels der von Elsner so angezweifelten Firma ein feierliches Strahlen in seinem Gesichte aufging, das stärker und stärker wurde, wie eine Hülle nach der andern fiel, bis er zuletzt mit zitternder Stimme, da er das erste der geheimnisvollen Kästchen geöffnet hatte, ein leises, andachtsvolles, dann ein triumphierendes: Priamus! ausstieß, und zwei große Thränen über die feinen Fältchen seines Antlitzes rollten, auf das Tuch des guten Rockes, den er, samt der weißen Krawatte und hellen Weste schon am frühen Morgen sich selbst zu Ehren angelegt hatte! Und da sollte Elsner mit seiner Gelehrtenweisheit dazwischen kommen und diese Seligkeit stören? Das wär ja ebenso grausam gewesen, als hätte er einen Falter den Staub von den Flügeln wischen und dafür trockne Farben einreiben wollen! Und wie nun ein farbenstrahlender Riesenvogel nach dem andern aus den Pappschachteln geschält wurde, und die Christbaumfreude bei dem Professor immer wuchs, da wurde es dem Doktor gar nicht schwer, sein wissenschaftliches Gewissen zu narkotisieren und sich über die Gesellschaft von „Theaterkönigen", wie er die exotischen Fremden nannte, hinwegzusetzen. Er brauchte nur in Frau Claras gerührtes Gesicht zu sehen. Glück und Liebe waren hier unzweifelhaft echt. Wo war der Schade, wenn die Schmetterlinge allein geschminkt waren?

Die Mittagstafel — man ging täglich durch den Garten vom Generalshause nach dem Gutshofe — prangte in festlichem Blumenschmuck. Ein Gang war eingeschoben, und Läuschen und Wänzchen hatten dem lieben Onkel die üblichen Verschen hergesagt. Die Stimmung war sehr heiter, denn Franz Brüning konnte bestrickend liebenswürdig sein, wenn er wollte, und als Mittelpunkt eines ihn feiernden Kreises wollte er immer. Der Rittmeister und er waren heute die reinen Inseparables, und das Für und Wider der Handelsverträge, Kanzler- und Preßfehde waren beigelegt. Nur eins fiel dem Professor auf, die kaum zu bändigende Aufregung bei der Jugend. So tief war die Erregung über sein Wiegenfest doch noch nie gegangen!

Da erhob der Rittmeister sein Glas. „Mancher wird noch auf seine alten Tage verrückt" — das Geburtstagskind sah ob dieser vielversprechenden Einleitung erstaunt auf — „sei ruhig, Franz, diesmal meine ich nicht Dich, sondern mich selber. Ich will Dir im Namen der Übrigen als Überraschung mitteilen, daß heute nachmittags drei Uhr Dir zu Ehren eine Landpartie nach dem Kupferhammer gemacht wird, die erste und letzte in meinem Leben. Oberförsters sind auch dabei!"

In demselben Augenblick, noch in den lauten Jubel der Kinder, tönte Räderrollen und Brandts erschienen vollzählig, die beiden jüngsten Mädchen, Paul und Fritz eingeschlossen, nach denen ihr sanftes Kindermädchen von Kandidaten sich durch die Thür drückte.

„Ich — ich streiche nur die Bäume etwas ein, Schewel."

Der Gärtner war näher gekommen.

„So eine Art Raupenleim, was? Da wird sich die Frau Rittmeisterin aber sehr freuen."

„Nicht ganz. Nicht für Raupen, sondern für Falter.

„Lockspeise?"

„Jawohl, lieber Schewel. Ein ganz neues Rezept, Honig, Bier und Rum. Betäubt die Falter vollständig."

„Und die Bäume?"

„Denen schadet es natürlich nicht das mindeste."

„Ja, aber dies ist man der Reineclaudebaum, der Augapfel von die Frau Rittmeisterin. Sie kommt jeden Tag sehen, ob die Dinger all weich sind, und wenn sie die Schmierage findet —"

„Du wirst mir doch nicht die ganze Freude verderben, Schewel?"

Der Cerberus des Gartens hatte die kurze Pfeife von einem Mundwinkel in den andern geschoben.

„Meinswegen können die Leimruten gemacht werden."

Aber wie der Professor mit dem geleerten Tassenkopf seelenvergnügt ins Haus zurückgehen wollte, hatte sein Jugendfreund so verloren bemerkt:

„Da ist das Stück Rasen, hinten am Nußgang. Wenn Sie ein gutes Wort beim gnädigen Herrn einlegen wollten, daß ich es zu Kartoffelland bekäme —" Und als er das lange Gesicht des Volksfreundes bemerkte, hatte er selbstlos hinzugefügt:

„Es ist nur, weil der Herr Professor ja so große Freude an die Raupen von dem Totenkopf haben. Da dachte ich nun, wenn ich mehr Kartoffelland baue —"

Das war die letzte Erfahrung des Volksvertreters zu Platangen gewesen. Aber sein allzeit siegender Optimismus hatte die Wolken von seiner Stirn vertrieben, und wie er Hanna später um einige Stauden Wolfsmilch gebeten hatte, da dachte er nur noch an seinen reichen Fang, von dem er ihr mit Begeisterung erzählte. Das Waldfräulein hatte gelächelt und ihn still vor die Hängebirke an der Wiese geführt. Aus der weißen Rinde war eine Fülle des süßen, klebrigen Saftes gequollen und in der Form schwerer Tropfen am Stamme niedergeglitten, während sie sich an der eigentlichen Ausbruchstelle zu einem kleinen Teich staute.

„Das ist meine Lockspeise, Onkel Franz. Schau, wie sie dem Faltervolk mundet."

Das sah man. Die Birkenwirtin mußte ausgezeichnete Geschäfte machen, ihr Frühschoppen war glänzend besucht. Alles, was irgend zum guten Ton gehörte, hatte sich hier versammelt. Was für eine Menge von Renommierfüchsen allein! Und dann alle höheren Chargen bis zum Admiral herauf.

Der Professor zitterte vor Freude und winkte Elsner heftig näher. „Sehen Sie nur, lieber Freund, wie sichtbarlich die Konkneipanten sich berauschen! Zuerst die Gier, und dann der Kater." Er wies auf einen Fuchs, der eben taumelnd von dem Birkenstamm auf das Gras fiel. „Schade, daß wir unsern Studenten nicht hier haben. Es hilft dem Menschen manchmal, wenn man ihm sein Zerrbild im Tierreich zeigt."

„Siehe Meyerheim," lächelte Elsner.

Hannas Gesicht zeigte, wie immer bei solchen Gelegenheiten, ihre gänzliche Unkenntnis des Namens. Nur fragte sie jetzt manchmal: „Wer ist Meyerheim?"

„Einer der berühmtesten Tiermaler der Gegenwart."

„Hirsch?"

„Ist mir im Augenblick nicht erinnerlich. Sie sollten aber einmal seine entzückenden Wandbilder in der Nationalgallerie sehen. Das wäre etwas für Ihre Tierliebe."

Sie schwieg und schaute nachdenklich in das bunte Gewimmel der Falter. Zuweilen zerriß jetzt vor ihrem geistigen Auge der dichte Nebel, der ihr die Fernsicht verdeckte. Aber noch wehrte sie sich gegen das Fremde, und trotzig warf sie die braunen Haare aus der Stirn. „Nur das Leben ist schön."

„Sag, Hanna, kommen in Deinen Birkenkrug auch Nachtschmetterlinge?"

„Freilich, aber hier darfst Du nicht Deine Laterne anhängen und mir meine Wirtschaft in Verruf bringen. Ihr Gelehrten müßt immer gleich zerstören." Damit ging sie ihrem Vater entgegen, der Onkel Franz eine Bestellung an den Rittmeister übermittelte und so Elsner Zeit gab, seine Mission bei Hanna auszurichten.

„Übrigens, zu Ihrem Geburtstag habe ich diesmal auch eine Überraschung für Sie," sagte der Oberförster, „und ich gebe Ihnen die Versicherung, daß sie anders ausfallen wird, als die mit Ihren Käfermenschen!"

Am Nachmittage kam Mieze herübergelaufen. Sie setzte sich mit Hanna auf den Fenstertritt und zog einen Brief aus der Taille. „In vergangener Woche war nämlich meine Probezeit um. Ich schrieb ihm sofort, daß ich mich entschlossen hätte, ihn zu sehen und zu sprechen, um mein Schicksal dann vertrauensvoll in seine Hände zu legen."

Leise warnend erhob die kleine Kröte ihre Stimme. Es klang wie im Märchen. „Thu's nicht! Thu's nicht." Aber Mieze hörte nicht auf den unterirdischen Ruf.

„Heute kam die Antwort!"

„Er willigt ein?"

„Höre!"

„Geliebte Mara, Du Veilchenwurzel meiner Gedanken, Äther meiner Gefühle!

Welch qualvoller Monat des Zweifels! Gleich Schröpfköpfen grausam und blutdürstig, sog die Ungewißheit an meiner Seele. Nichts mundete mir mehr, und ich mußte magenstärkende Tropfen nehmen, um mir die Notdurft dieses Lebens mühsam einzutrichtern. Leicht wie Bimstein wurde Dein Bogumil in diesen Wochen, mein süßer Marabu!

Und sieh, aus der dunklen Nacht der Ungewißheit stieg der Vollmond Deiner Leidenschaft! Die Liebe siegt, die Erde hat mich wieder! Du bleibst mir treu! Du willst mich sehen, mich, Deinen unglücklichen, wenn auch nicht unwürdigen Bogumil! Sehen und hören. Denn nun muß alles klar werden zwischen uns. Wenn ich mein

unseliges Geheimnis zu Deinen Füßen ausgeweint habe, wirst Du Dein würziges Blumenantlitz zu mir herunterneigen und — mich küssen?

Welch erhabener Gedanke! Ein Kuß von Dir! Was ist ein Kuß? Hast Du je darüber nachgedacht? Ist es Sphärenmusik, Nachtigallengesang, Rosenduft? Werden wir nach diesem himmlischen Augenblick noch dieselben sein, oder werden wir, aller irdischen Schwere entkleidet, auffahren in den siebenten Himmel? Kannst Du mir darauf antworten?

Mutter, Mutter, Dein Fluch ist gesühnt, Dein Bogumil kann noch glücklich werden!

Bestimme Ort und Stunde. Es fügt sich allem, teurer Marabu, Dein Sklave."

Sie seufzte tief auf.

„Es ist gut," sagte Hanna ernst, „daß nun die Heimlichkeiten ein Ende haben."

„Ja, und doch thut es mir fast leid um sie. Doch nun beginnt ja für mich die Mission des Weibes. Und wenn er mir das Furchtbarste enthüllt, ich werde es mit ihm tragen! In dem Roman, den ich eben beendigte, ist der Held ein Falschmünzer; aber sie bleibt ihm dennoch treu. Willst Du ihn lesen?"

„Thu's nicht! Thu's nicht," warnte die kleine Kröte. Und das Waldfräulein verstand sie und schüttelte den Kopf. „Wo werdet Ihr Euch treffen?"

„Ich war noch im Zweifel, als Doktor Elsner heute nach Tisch mit dem Vorschlage einer Landpartie nach dem Hammer kam. Das ist ein Fingerzeig des Schicksals! Ich schreibe noch heute an Bogumil!"

„Dein Vetter Baumann weiß nichts?"

Mieze errötete. „Keine Silbe. Er ist ein guter Mensch, und es wird mir sehr schwer, ihm den Todesstoß zu versetzen. Doch die wahre Liebe über alles!" Die schwülen Sommertage hatten den Unsinn in dem blonden Köpfchen voll ausgereift. Auch hier war es Zeit für die scharfe Sichel, damit nicht giftiger Meltau die Frucht verdürbe!

Gegen Abend erlebte der Professor an dem Reineclaudebaum noch eine Enttäuschung. An seiner Lockspeise saßen nur Bienen und Wespen.

„Ja ja, Herr Professor, Schmetterlinge sind nicht auf den Leim gegangen, ich hab es ja gleich gesagt. Aber der Schulmeister wird ja wohl rein den Verstand verlieren, daß die Hälfte von seinem Bienenvolk hier anklebt; und was die Frau Rittmeisterin ist, die hat eine Bremse in die Hand gestochen. Es war ein großes Geschrei; und weil der gnädige Herr gerade vorbeiging, sagte er, morgen dürfe von der Schmierage nichts mehr zu sehen sein. Und ich denke, das Kartoffelland habe ich nun verdient, fuchswild ist er gewesen."

Kleinlaut wandte sich der Getäuschte ab. Schewel aber paffte unter Lavendel und Stangenbohnen gemütsruhig seine Abendpfeife. Sein Schmerzensgeld war ihm sicher!

VIII.

Wenn Frau Clara, die ihren Mann so gut kannte, wie — nun, wie nur eine Frau nach jahrelanger Ehe ihren Mann kennen kann — gesagt hatte, er freue sich „kindisch" auf seinen Geburtstag, so hatte sie das Richtige getroffen. Man mußte ihn nur sehen, wie er seine Kiste auspackte, wie seine Hände zitterten, als er das Wachstuch auftrennte, wie dann beim Anblick des Stempels der von Elsner so angezweifelten Firma ein feierliches Strahlen in seinem Gesichte aufging, das stärker und stärker wurde, wie eine Hülle nach der andern fiel, bis er zuletzt mit zitternder Stimme, da er das erste der geheimnisvollen Kästchen geöffnet hatte, ein leises, andachtsvolles, dann ein triumphierendes: Priamus! ausstieß, und zwei große Thränen über die feinen Fältchen seines Antlitzes rollten, auf das Tuch des guten Rockes, den er, samt der weißen Krawatte und hellen Weste schon am frühen Morgen sich selbst zu Ehren angelegt hatte! Und da sollte Elsner mit seiner Gelehrtenweisheit dazwischen kommen und diese Seligkeit stören? Das wär ja ebenso grausam gewesen, als hätte er einen Falter den Staub von den Flügeln wischen und dafür trockne Farben einreiben wollen! Und wie nun ein farbenstrahlender Riesenvogel nach dem andern aus den Pappschachteln geschält wurde, und die Christbaumfreude bei dem Professor immer wuchs, da wurde es dem Doktor gar nicht schwer, sein wissenschaftliches Gewissen zu narkotisieren und sich über die Gesellschaft von „Theaterkönigen", wie er die exotischen Fremden nannte, hinwegzusetzen. Er brauchte nur in Frau Claras gerührtes Gesicht zu sehen. Glück und Liebe waren hier unzweifelhaft echt. Wo war der Schade, wenn die Schmetterlinge allein geschminkt waren?

Die Mittagstafel — man ging täglich durch den Garten vom Generalshause nach dem Gutshofe — prangte in festlichem Blumenschmuck. Ein Gang war eingeschoben, und Läuschen und Wänzchen hatten dem lieben Onkel die üblichen Verschen hergesagt. Die Stimmung war sehr heiter, denn Franz Brüning konnte bestrickend liebenswürdig sein, wenn er wollte, und als Mittelpunkt eines ihn feiernden Kreises wollte er immer. Der Rittmeister und er waren heute die reinen Inseparables, und das Für und Wider der Handelsverträge, Kanzler- und Preßfehde waren beigelegt. Nur eins fiel dem Professor auf, die kaum zu bändigende Aufregung bei der Jugend. So tief war die Erregung über sein Wiegenfest doch noch nie gegangen!

Da erhob der Rittmeister sein Glas. „Mancher wird noch auf seine alten Tage verrückt" — das Geburtstagskind sah ob dieser vielversprechenden Einleitung erstaunt auf — „sei ruhig, Franz, diesmal meine ich nicht Dich, sondern mich selber. Ich will Dir im Namen der Übrigen als Überraschung mitteilen, daß heute nachmittags drei Uhr Dir zu Ehren eine Landpartie nach dem Kupferhammer gemacht wird, die erste und letzte in meinem Leben. Oberförsters sind auch dabei!"

In demselben Augenblick, noch in den lauten Jubel der Kinder, tönte Räderrollen und Brandts erschienen vollzählig, die beiden jüngsten Mädchen, Paul und Fritz eingeschlossen, nach denen ihr sanftes Kindermädchen von Kandidaten sich durch die Thür drückte.

„Ich — ich streiche nur die Bäume etwas ein, Schewel."

Der Gärtner war näher gekommen.

„So eine Art Raupenleim, was? Da wird sich die Frau Rittmeisterin aber sehr freuen."

„Nicht ganz. Nicht für Raupen, sondern für Falter.

„Lockspeise?"

„Jawohl, lieber Schewel. Ein ganz neues Rezept, Honig, Bier und Rum. Betäubt die Falter vollständig."

„Und die Bäume?"

„Denen schadet es natürlich nicht das mindeste."

„Ja, aber dies ist man der Reineclaudebaum, der Augapfel von die Frau Rittmeisterin. Sie kommt jeden Tag sehen, ob die Dinger all weich sind, und wenn sie die Schmierage findet —"

„Du wirst mir doch nicht die ganze Freude verderben, Schewel?"

Der Cerberus des Gartens hatte die kurze Pfeife von einem Mundwinkel in den andern geschoben.

„Meinswegen können die Leimruten gemacht werden."

Aber wie der Professor mit dem geleerten Tassenkopf seelenvergnügt ins Haus zurückgehen wollte, hatte sein Jugendfreund so verloren bemerkt:

„Da ist das Stück Rasen, hinten am Nußgang. Wenn Sie ein gutes Wort beim gnädigen Herrn einlegen wollten, daß ich es zu Kartoffelland bekäme —" Und als er das lange Gesicht des Volksfreundes bemerkte, hatte er selbstlos hinzugefügt:

„Es ist nur, weil der Herr Professor ja so große Freude an die Raupen von dem Totenkopf haben. Da dachte ich nun, wenn ich mehr Kartoffelland baue —"

Das war die letzte Erfahrung des Volksvertreters zu Platangen gewesen. Aber sein allzeit siegender Optimismus hatte die Wolken von seiner Stirn vertrieben, und wie er Hanna später um einige Stauden Wolfsmilch gebeten hatte, da dachte er nur noch an seinen reichen Fang, von dem er ihr mit Begeisterung erzählte. Das Waldfräulein hatte gelächelt und ihn still vor die Hängebirke an der Wiese geführt. Aus der weißen Rinde war eine Fülle des süßen, klebrigen Saftes gequollen und in der Form schwerer Tropfen am Stamme niedergeglitten, während sie sich an der eigentlichen Ausbruchstelle zu einem kleinen Teich staute.

„Das ist meine Lockspeise, Onkel Franz. Schau, wie sie dem Faltervolk mundet."

Das sah man. Die Birkenwirtin mußte ausgezeichnete Geschäfte machen, ihr Frühschoppen war glänzend besucht. Alles, was irgend zum guten Ton gehörte, hatte sich hier versammelt. Was für eine Menge von Renommierfüchsen allein! Und dann alle höheren Chargen bis zum Admiral herauf.

Der Professor zitterte vor Freude und winkte Elsner heftig näher. „Sehen Sie nur, lieber Freund, wie sichtbarlich die Konkneipanten sich berauschen! Zuerst die Gier, und dann der Kater." Er wies auf einen Fuchs, der eben taumelnd von dem Birkenstamm auf das Gras fiel. „Schade, daß wir unsern Studenten nicht hier haben. Es hilft dem Menschen manchmal, wenn man ihm sein Zerrbild im Tierreich zeigt."

„Siehe Meyerheim," lächelte Elsner.

Hannas Gesicht zeigte, wie immer bei solchen Gelegenheiten, ihre gänzliche Unkenntnis des Namens. Nur fragte sie jetzt manchmal: „Wer ist Meyerheim?"

„Einer der berühmtesten Tiermaler der Gegenwart."

„Hirsch?"

„Ist mir im Augenblick nicht erinnerlich. Sie sollten aber einmal seine entzückenden Wandbilder in der Nationalgallerie sehen. Das wäre etwas für Ihre Tierliebe."

Sie schwieg und schaute nachdenklich in das bunte Gewimmel der Falter. Zuweilen zerriß jetzt vor ihrem geistigen Auge der dichte Nebel, der ihr die Fernsicht verdeckte. Aber noch wehrte sie sich gegen das Fremde, und trotzig warf sie die braunen Haare aus der Stirn. „Nur das Leben ist schön."

„Sag, Hanna, kommen in Deinen Birkenkrug auch Nachtschmetterlinge?"

„Freilich, aber hier darfst Du nicht Deine Laterne anhängen und mir meine Wirtschaft in Verruf bringen. Ihr Gelehrten müßt immer gleich zerstören." Damit ging sie ihrem Vater entgegen, der Onkel Franz eine Bestellung an den Rittmeister übermittelte und so Elsner Zeit gab, seine Mission bei Hanna auszurichten.

„Übrigens, zu Ihrem Geburtstag habe ich diesmal auch eine Überraschung für Sie," sagte der Oberförster, „und ich gebe Ihnen die Versicherung, daß sie anders ausfallen wird, als die mit Ihren Käfermenschen!"

Am Nachmittage kam Mieze herübergelaufen. Sie setzte sich mit Hanna auf den Fenstertritt und zog einen Brief aus der Taille. „In vergangener Woche war nämlich meine Probezeit um. Ich schrieb ihm sofort, daß ich mich entschlossen hätte, ihn zu sehen und zu sprechen, um mein Schicksal dann vertrauensvoll in seine Hände zu legen."

Leise warnend erhob die kleine Kröte ihre Stimme. Es klang wie im Märchen. „Thu's nicht! Thu's nicht." Aber Mieze hörte nicht auf den unterirdischen Ruf.

„Heute kam die Antwort!"

„Er willigt ein?"

„Höre!"

„Geliebte Mara, Du Veilchenwurzel meiner Gedanken, Äther meiner Gefühle!

Welch qualvoller Monat des Zweifels! Gleich Schröpfköpfen grausam und blutdürstig, sog die Ungewißheit an meiner Seele. Nichts mundete mir mehr, und ich mußte magenstärkende Tropfen nehmen, um mir die Notdurft dieses Lebens mühsam einzutrichtern. Leicht wie Bimstein wurde Dein Bogumil in diesen Wochen, mein süßer Marabu!

Und sieh, aus der dunklen Nacht der Ungewißheit stieg der Vollmond Deiner Leidenschaft! Die Liebe siegt, die Erde hat mich wieder! Du bleibst mir treu! Du willst mich sehen, mich, Deinen unglücklichen, wenn auch nicht unwürdigen Bogumil! Sehen und hören. Denn nun muß alles klar werden zwischen uns. Wenn ich mein

unseliges Geheimnis zu Deinen Füßen ausgeweint habe, wirst Du Dein würziges Blumenantlitz zu mir herunterneigen und — mich küssen?

Welch erhabener Gedanke! Ein Kuß von Dir! Was ist ein Kuß? Hast Du je darüber nachgedacht? Ist es Sphärenmusik, Nachtigallengesang, Rosenduft? Werden wir nach diesem himmlischen Augenblick noch dieselben sein, oder werden wir, aller irdischen Schwere entkleidet, auffahren in den siebenten Himmel? Kannst Du mir darauf antworten?

Mutter, Mutter, Dein Fluch ist gesühnt, Dein Bogumil kann noch glücklich werden!

Bestimme Ort und Stunde. Es fügt sich allem, teurer Marabu, Dein Sklave."

Sie seufzte tief auf.

„Es ist gut," sagte Hanna ernst, „daß nun die Heimlichkeiten ein Ende haben."

„Ja, und doch thut es mir fast leid um sie. Doch nun beginnt ja für mich die Mission des Weibes. Und wenn er mir das Furchtbarste enthüllt, ich werde es mit ihm tragen! In dem Roman, den ich eben beendigte, ist der Held ein Falschmünzer; aber sie bleibt ihm dennoch treu. Willst Du ihn lesen?"

„Thu's nicht! Thu's nicht," warnte die kleine Kröte. Und das Waldfräulein verstand sie und schüttelte den Kopf. „Wo werdet Ihr Euch treffen?"

„Ich war noch im Zweifel, als Doktor Elsner heute nach Tisch mit dem Vorschlage einer Landpartie nach dem Hammer kam. Das ist ein Fingerzeig des Schicksals! Ich schreibe noch heute an Bogumil!"

„Dein Vetter Baumann weiß nichts?"

Mieze errötete. „Keine Silbe. Er ist ein guter Mensch, und es wird mir sehr schwer, ihm den Todesstoß zu versetzen. Doch die wahre Liebe über alles!" Die schwülen Sommertage hatten den Unsinn in dem blonden Köpfchen voll ausgereift. Auch hier war es Zeit für die scharfe Sichel, damit nicht giftiger Meltau die Frucht verbürbe!

Gegen Abend erlebte der Professor an dem Reineclaudebaum noch eine Enttäuschung. An seiner Lockspeise saßen nur Bienen und Wespen.

„Ja ja, Herr Professor, Schmetterlinge sind nicht auf den Leim gegangen, ich hab es ja gleich gesagt. Aber der Schulmeister wird ja wohl rein den Verstand verlieren, daß die Hälfte von seinem Bienenvolk hier anklebt; und was die Frau Rittmeisterin ist, die hat eine Bremse in die Hand gestochen. Es war ein großes Geschrei; und weil der gnädige Herr gerade vorbeiging, sagte er, morgen dürfe von der Schmierage nichts mehr zu sehen sein. Und ich denke, das Kartoffelland habe ich nun verdient, fuchswild ist er gewesen."

Kleinlaut wandte sich der Getäuschte ab. Schewel aber paffte unter Lavendel und Stangenbohnen gemütsruhig seine Abendpfeife. Sein Schmerzensgeld war ihm sicher!

VIII.

Wenn Frau Clara, die ihren Mann so gut kannte, wie — nun, wie nur eine Frau nach jahrelanger Ehe ihren Mann kennen kann — gesagt hatte, er freue sich „kindisch" auf seinen Geburtstag, so hatte sie das Richtige getroffen. Man mußte ihn nur sehen, wie er seine Kiste auspackte, wie seine Hände zitterten, als er das Wachstuch auftrennte, wie dann beim Anblick des Stempels der von Elsner so angezweifelten Firma ein feierliches Strahlen in seinem Gesichte aufging, das stärker und stärker wurde, wie eine Hülle nach der andern fiel, bis er zuletzt mit zitternder Stimme, da er das erste der geheimnisvollen Kästchen geöffnet hatte, ein leises, andachtsvolles, dann ein triumphierendes: Priamus! ausstieß, und zwei große Thränen über die feinen Fältchen seines Antlitzes rollten, auf das Tuch des guten Rockes, den er, samt der weißen Krawatte und hellen Weste schon am frühen Morgen sich selbst zu Ehren angelegt hatte! Und da sollte Elsner mit seiner Gelehrtenweisheit dazwischen kommen und diese Seligkeit stören? Das wär ja ebenso grausam gewesen, als hätte er einen Falter den Staub von den Flügeln wischen und dafür trockne Farben einreiben wollen! Und wie nun ein farbenstrahlender Riesenvogel nach dem andern aus den Pappschachteln geschält wurde, und die Christbaumfreude bei dem Professor immer wuchs, da wurde es dem Doktor gar nicht schwer, sein wissenschaftliches Gewissen zu narkotisieren und sich über die Gesellschaft von „Theaterkönigen", wie er die exotischen Fremden nannte, hinwegzusetzen. Er brauchte nur in Frau Claras gerührtes Gesicht zu sehen. Glück und Liebe waren hier unzweifelhaft echt. Wo war der Schade, wenn die Schmetterlinge allein geschminkt waren?

Die Mittagstafel — man ging täglich durch den Garten vom Generalshause nach dem Gutshofe — prangte in festlichem Blumenschmuck. Ein Gang war eingeschoben, und Läuschen und Wänzchen hatten dem lieben Onkel die üblichen Verschen hergesagt. Die Stimmung war sehr heiter, denn Franz Brüning konnte bestrickend liebenswürdig sein, wenn er wollte, und als Mittelpunkt eines ihn feiernden Kreises wollte er immer. Der Rittmeister und er waren heute die reinen Inseparables, und das Für und Wider der Handelsverträge, Kanzler- und Preßfehde waren beigelegt. Nur eins fiel dem Professor auf, die kaum zu bändigende Aufregung bei der Jugend. So tief war die Erregung über sein Wiegenfest doch noch nie gegangen!

Da erhob der Rittmeister sein Glas. „Mancher wird noch auf seine alten Tage verrückt" — das Geburtstagskind sah ob dieser vielversprechenden Einleitung erstaunt auf — „sei ruhig, Franz, diesmal meine ich nicht Dich, sondern mich selber. Ich will Dir im Namen der Übrigen als Überraschung mitteilen, daß heute nachmittags drei Uhr Dir zu Ehren eine Landpartie nach dem Kupferhammer gemacht wird, die erste und letzte in meinem Leben. Oberförsters sind auch dabei!"

In demselben Augenblick, noch in den lauten Jubel der Kinder, tönte Räderrollen und Brandts erschienen vollzählig, die beiden jüngsten Mädchen, Paul und Fritz eingeschlossen, nach denen ihr sanftes Kindermädchen von Kandidaten sich durch die Thür drückte.

„Ich — ich streiche nur die Bäume etwas ein, Schewel.“

Der Gärtner war näher gekommen.

„So eine Art Raupenleim, was? Da wird sich die Frau Rittmeisterin aber sehr freuen.“

„Nicht ganz. Nicht für Raupen, sondern für Falter.

„Lockspeise?“

„Jawohl, lieber Schewel. Ein ganz neues Rezept, Honig, Bier und Rum. Betäubt die Falter vollständig.“

„Und die Bäume?“

„Denen schadet es natürlich nicht das mindeste.“

„Ja, aber dies ist man der Reineclaudebaum, der Augapfel von die Frau Rittmeisterin. Sie kommt jeden Tag sehen, ob die Dinger all weich sind, und wenn sie die Schmierage findet —“

„Du wirst mir doch nicht die ganze Freude verderben, Schewel?“

Der Cerberus des Gartens hatte die kurze Pfeife von einem Mundwinkel in den andern geschoben.

„Meinswegen können die Leimruten gemacht werden.“

Aber wie der Professor mit dem geleerten Tassenkopf seelenvergnügt ins Haus zurückgehen wollte, hatte sein Jugendfreund so verloren bemerkt:

„Da ist das Stück Rasen, hinten am Nußgang. Wenn Sie ein gutes Wort beim gnädigen Herrn einlegen wollten, daß ich es zu Kartoffelland bekäme —“ Und als er das lange Gesicht des Volksfreundes bemerkte, hatte er selbstlos hinzugefügt:

„Es ist nur, weil der Herr Professor ja so große Freude an die Raupen von dem Totenkopf haben. Da dachte ich nun, wenn ich mehr Kartoffelland baue —“

Das war die letzte Erfahrung des Volksvertreters zu Platangen gewesen. Aber sein allzeit siegender Optimismus hatte die Wolken von seiner Stirn vertrieben, und wie er Hanna später um einige Stauden Wolfsmilch gebeten hatte, da dachte er nur noch an seinen reichen Fang, von dem er ihr mit Begeisterung erzählte. Das Waldfräulein hatte gelächelt und ihn still vor die Hängebirke an der Wiese geführt. Aus der weißen Rinde war eine Fülle des süßen, klebrigen Saftes gequollen und in der Form schwerer Tropfen am Stamme niedergeglitten, während sie sich an der eigentlichen Ausbruchstelle zu einem kleinen Teich staute.

„Das ist meine Lockspeise, Onkel Franz. Schau, wie sie dem Faltervolk mundet.“

Das sah man. Die Birkenwirtin mußte ausgezeichnete Geschäfte machen, ihr Frühschoppen war glänzend besucht. Alles, was irgend zum guten Ton gehörte, hatte sich hier versammelt. Was für eine Menge von Renommierfüchsen allein! Und dann alle höheren Chargen bis zum Admiral herauf.

Der Professor zitterte vor Freude und winkte Elsner heftig näher. „Sehen Sie nur, lieber Freund, wie sichtbarlich die Konkneipanten sich berauschen! Zuerst die Gier, und dann der Kater.“ Er wies auf einen Fuchs, der eben taumelnd von dem Birkenstamm auf das Gras fiel. „Schade, daß wir unsern Studenten nicht hier haben. Es hilft dem Menschen manchmal, wenn man ihm sein Zerrbild im Tierreich zeigt.“

„Siehe Meyerheim,“ lächelte Elsner.

Hannas Gesicht zeigte, wie immer bei solchen Gelegenheiten, ihre gänzliche Unkenntnis des Namens. Nur fragte sie jetzt manchmal: „Wer ist Meyerheim?“

„Einer der berühmtesten Tiermaler der Gegenwart.“

„Hirsch?“

„Ist mir im Augenblick nicht erinnerlich. Sie sollten aber einmal seine entzückenden Wandbilder in der Nationalgallerie sehen. Das wäre etwas für Ihre Tierliebe.“

Sie schwieg und schaute nachdenklich in das bunte Gewimmel der Falter. Zuweilen zerriß jetzt vor ihrem geistigen Auge der dichte Nebel, der ihr die Fernsicht verdeckte. Aber noch wehrte sie sich gegen das Fremde, und trotzig warf sie die braunen Haare aus der Stirn. „Nur das Leben ist schön.“

„Sag, Hanna, kommen in Deinen Birkenkrug auch Nachtschmetterlinge?“

„Freilich, aber hier darfst Du nicht Deine Laterne anhängen und mir meine Wirtschaft in Verruf bringen. Ihr Gelehrten müßt immer gleich zerstören.“ Damit ging sie ihrem Vater entgegen, der Onkel Franz eine Bestellung an den Rittmeister übermittelte und so Elsner Zeit gab, seine Mission bei Hanna auszurichten.

„Übrigens, zu Ihrem Geburtstag habe ich diesmal auch eine Überraschung für Sie,“ sagte der Oberförster, „und ich gebe Ihnen die Versicherung, daß sie anders ausfallen wird, als die mit Ihren Käfermenschen!“

Am Nachmittage kam Mieze herübergelaufen. Sie setzte sich mit Hanna auf den Fenstertritt und zog einen Brief aus der Taille. „In vergangener Woche war nämlich meine Probezeit um. Ich schrieb ihm sofort, daß ich mich entschlossen hätte, ihn zu sehen und zu sprechen, um mein Schicksal dann vertrauensvoll in seine Hände zu legen.“

Leise warnend erhob die kleine Kröte ihre Stimme. Es klang wie im Märchen. „Thu's nicht! Thu's nicht.“ Aber Mieze hörte nicht auf den unterirdischen Ruf.

„Heute kam die Antwort!“

„Er willigt ein?“

„Höre!“

„Geliebte Mara, Du Veilchenwurzel meiner Gedanken, Äther meiner Gefühle!

Welch qualvoller Monat des Zweifels! Gleich Schröpfköpfen grausam und blutdürstig, sog die Ungewißheit an meiner Seele. Nichts mundete mir mehr, und ich mußte magenstärkende Tropfen nehmen, um mir die Notdurft dieses Lebens mühsam einzutrichtern. Leicht wie Bimstein wurde Dein Bogumil in diesen Wochen, mein süßer Marabu!

Und sieh, aus der dunklen Nacht der Ungewißheit stieg der Vollmond Deiner Leidenschaft! Die Liebe siegt, die Erde hat mich wieder! Du bleibst mir treu! Du willst mich sehen, mich, Deinen unglücklichen, wenn auch nicht unwürdigen Bogumil! Sehen und hören. Denn nun muß alles klar werden zwischen uns. Wenn ich mein

unseliges Geheimnis zu Deinen Füßen ausgeweint habe, wirst Du Dein würziges Blumenantlitz zu mir herunterneigen und — mich küssen?

Welch erhabener Gedanke! Ein Kuß von Dir! Was ist ein Kuß? Hast Du je darüber nachgedacht? Ist es Sphärenmusik, Nachtigallengesang, Rosenduft? Werden wir nach diesem himmlischen Augenblick noch dieselben sein, oder werden wir, aller irdischen Schwere entkleidet, auffahren in den siebenten Himmel? Kannst Du mir darauf antworten?

Mutter, Mutter, Dein Fluch ist gesühnt, Dein Bogumil kann noch glücklich werden!

Bestimme Ort und Stunde. Es fügt sich allem, teurer Marabu, Dein Sklave."

Sie seufzte tief auf.

„Es ist gut," sagte Hanna ernst, „daß nun die Heimlichkeiten ein Ende haben."

„Ja, und doch thut es mir fast leid um sie. Doch nun beginnt ja für mich die Mission des Weibes. Und wenn er mir das Furchtbarste enthüllt, ich werde es mit ihm tragen! In dem Roman, den ich eben beendigte, ist der Held ein Falschmünzer; aber sie bleibt ihm dennoch treu. Willst Du ihn lesen?"

„Thu's nicht! Thu's nicht," warnte die kleine Kröte. Und das Waldfräulein verstand sie und schüttelte den Kopf. „Wo werdet Ihr Euch treffen?"

„Ich war noch im Zweifel, als Doktor Elsner heute nach Tisch mit dem Vorschlage einer Landpartie nach dem Hammer kam. Das ist ein Fingerzeig des Schicksals! Ich schreibe noch heute an Bogumil!"

„Dein Vetter Baumann weiß nichts?"

Mieze errötete. „Keine Silbe. Er ist ein guter Mensch, und es wird mir sehr schwer, ihm den Todesstoß zu versetzen. Doch die wahre Liebe über alles!" Die schwülen Sommertage hatten den Unsinn in dem blonden Köpfchen voll ausgereift. Auch hier war es Zeit für die scharfe Sichel, damit nicht giftiger Meltau die Frucht verdürbe!

Gegen Abend erlebte der Professor an dem Reineclaudebaum noch eine Enttäuschung. An seiner Lockspeise saßen nur Bienen und Wespen.

„Ja ja, Herr Professor, Schmetterlinge sind nicht auf den Leim gegangen, ich hab es ja gleich gesagt. Aber der Schulmeister wird ja wohl rein den Verstand verlieren, daß die Hälfte von seinem Bienenvolk hier anklebt; und was die Frau Rittmeisterin ist, die hat eine Bremse in die Hand gestochen. Es war ein großes Geschrei; und weil der gnädige Herr gerade vorbeiging, sagte er, morgen dürfe von der Schmierage nichts mehr zu sehen sein. Und ich denke, das Kartoffelland habe ich nun verdient, fuchswild ist er gewesen."

Kleinlaut wandte sich der Getäuschte ab. Schewel aber paffte unter Lavendel und Stangenbohnen gemütsruhig seine Abendpfeife. Sein Schmerzensgeld war ihm sicher!

VIII.

Wenn Frau Clara, die ihren Mann so gut kannte, wie — nun, wie nur eine Frau nach jahrelanger Ehe ihren Mann kennen kann — gesagt hatte, er freue sich „kindisch" auf seinen Geburtstag, so hatte sie das Richtige getroffen. Man mußte ihn nur sehen, wie er seine Kiste auspackte, wie seine Hände zitterten, als er das Wachstuch auftrennte, wie dann beim Anblick des Stempels der von Elsner so angezweifelten Firma ein feierliches Strahlen in seinem Gesichte aufging, das stärker und stärker wurde, wie eine Hülle nach der andern fiel, bis er zuletzt mit zitternder Stimme, da er das erste der geheimnisvollen Kästchen geöffnet hatte, ein leises, andachtsvolles, dann ein triumphierendes: Priamus! ausstieß, und zwei große Thränen über die feinen Fältchen seines Antlitzes rollten, auf das Tuch des guten Rockes, den er, samt der weißen Krawatte und hellen Weste schon am frühen Morgen sich selbst zu Ehren angelegt hatte! Und da sollte Elsner mit seiner Gelehrtenweisheit dazwischen kommen und diese Seligkeit stören? Das wär ja ebenso grausam gewesen, als hätte er einen Falter den Staub von den Flügeln wischen und dafür trockne Farben einreiben wollen! Und wie nun ein farbenstrahlender Riesenvogel nach dem andern aus den Pappschachteln geschält wurde, und die Christbaumfreude bei dem Professor immer wuchs, da wurde es dem Doktor gar nicht schwer, sein wissenschaftliches Gewissen zu narkotisieren und sich über die Gesellschaft von „Theaterkönigen", wie er die exotischen Fremden nannte, hinwegzusetzen. Er brauchte nur in Frau Claras gerührtes Gesicht zu sehen. Glück und Liebe waren hier unzweifelhaft echt. Wo war der Schade, wenn die Schmetterlinge allein geschminkt waren?

Die Mittagstafel — man ging täglich durch den Garten vom Generalshause nach dem Gutshofe — prangte in festlichem Blumenschmuck. Ein Gang war eingeschoben, und Läuschen und Wänzchen hatten dem lieben Onkel die üblichen Verschen hergesagt. Die Stimmung war sehr heiter, denn Franz Brüning konnte bestrickend liebenswürdig sein, wenn er wollte, und als Mittelpunkt eines ihn feiernden Kreises wollte er immer. Der Rittmeister und er waren heute die reinen Inseparables, und das Für und Wider der Handelsverträge, Kanzler- und Preßfehde waren beigelegt. Nur eins fiel dem Professor auf, die kaum zu bändigende Aufregung bei der Jugend. So tief war die Erregung über sein Wiegenfest doch noch nie gegangen!

Da erhob der Rittmeister sein Glas. „Mancher wird noch auf seine alten Tage verrückt" — das Geburtstagskind sah ob dieser vielversprechenden Einleitung erstaunt auf — „sei ruhig, Franz, diesmal meine ich nicht Dich, sondern mich selber. Ich will Dir im Namen der Übrigen als Überraschung mitteilen, daß heute nachmittags drei Uhr Dir zu Ehren eine Landpartie nach dem Kupferhammer gemacht wird, die erste und letzte in meinem Leben. Oberförsters sind auch dabei!"

In demselben Augenblick, noch in den lauten Jubel der Kinder, tönte Räderrollen und Brandts erschienen vollzählig, die beiden jüngsten Mädchen, Paul und Fritz eingeschlossen, nach denen ihr sanftes Kindermädchen von Kandidaten sich durch die Thür drückte.

Der Oberförster aber führte eine große, elegante Gestalt in der grünen Uniform an der Hand und sagte mit einem Blick stolzen Triumphes: „Herr Forstassessor Horst Hitzig, meine Herrschaften!“

Elsner war der einzige, der den vernichtenden Blick nicht verstand, mit dem der Oberförster ihn streifte, der nicht fühlte, daß Brandt und der Professor die Buben austauschten, und daß der Oberförster, für den er der Schellenjunge war und blieb, ihm jetzt den mit dem grünen Wenzel Trumpf ausspielte.

Aber unbehaglich wurde ihm beim Anblick des gewandten Herrchens, der sich, da man gerade mit dem Nachtisch begann, zu den jungen Mädchen auf die Veranda setzte, und über das Eis hinüber seine feurigen Blicke so gleichmäßig verteilte. Er wußte selbst nicht, warum eigentlich, doch er nahm sich vor, heute doppelt acht auf seine Käthe zu geben.

Während Frau Minna Brandt Frau Lina Brüning begleitete, um noch einmal die Vorräte zu prüfen — denn beide Damen machten so, als hätten sie für den Heißhunger eines Heeres zu sorgen, das aus Rußland zurückkehrte — sollten sich die Mädchen und Kinder bereit machen. Läuschen und Wänzchen befanden sich in einem wahren Fieber der Erwartung. Den ganzen Sommer über, wenn sie im Lustgarten in ihren Sandhaufen buddelten, sahen sie die Kremser mit den rot- und weißgestreiften Leinwanddächern an sich vorbeifahren. Das waren diese geheimnisvollen, städtischen Landpartien, von deren eigentlichem Wesen sie keine Ahnung hatten, und auf die sie oft, wenn sie früh zu Bett geschickt wurden, noch hinter den Gardinen ihres Schlafzimmers lauerten, bis die großen, wunderbaren Wagen zurückkehrten, mit bunten Lampions behängt. Dann erklangen wohl sehnsuchtbange, todestraurige Lieder aus denselben, so daß die Kleinen erschreckt in die Betten krochen und sich hinter den bewährtesten Sorgenbrecher, die Federdecke, steckten. Etwas ganz „Grugeliges“ mußte es doch um diese Landpartien sein, die so fröhlich anfingen, und so traurig endeten. Und nun sollten sie selbst dabei sein! Voll feierlicher Erwartung ließen sie sich in die reine Wäsche hüllen, die ihre Mutter für die Gelegenheit nötig fand.

Endlich war man bereit und versammelte sich im Hausflur.

„Mieze,“ rief die Frau Rittmeister beim Anblick ihrer Ältesten, „bist Du eigentlich nicht recht gescheit? Das neue, weiße Spitzenkleid, wenn wir hinter die Büsche fahren?“

Mieze wurde glühend rot und große Thränen traten in die Augen.

„Laß sie, Lina,“ sagte der Professor begütigend, „das neue Kleid hat sie gewiß meinetwegen an. Und wir fahren ja zu den Nixen!“

Man machte einen neuen Einteilungsplan. Die erwachsene Jugend sollte zusammenfahren, während die Kinder dem Kandidaten anvertraut wurden. Aber noch immer langten die Wagen nicht, zwei blieben übrig.

„Weißt Du, Papa,“ sagte Hans, „ich werde den Einspänner nehmen und mit einer der Damen nachkommen.“

„Mieze darf nicht, das Spitzenkleid vertrau ich Dir nicht an.“

„Willst Du, Käthe?“

Sie warf einen schüchtern bittenden Blick zu ihrer Mutter und nickte dann ein glückliches: „ja!“

Elsner atmete auf. Hans war nicht gefährlich, und so wurde für ihn der Platz neben Hanna frei. Da konnte er den neuen Grünrock im Auge behalten.

Man wartete noch auf den Einspänner, als Frau Clara sagte: „Was riecht hier nur so strenge? Mich dünkt es sind Orangen, mir ein unerträgliches Parfüm.“

Mieze zog sich ängstlich zurück; aber es half ihr nichts. Die eigene Mutter entdeckte den Strauß bräutlicher Blüten an ihrer Brust.

„Ja, Mädchen, was fällt Dir denn ein? Wie kommst Du überhaupt zu den Blumen? Ich gab Schewel noch ausdrücklich Befehl, sie zu schonen.“

Arme Mieze! Jetzt litt sie für ihn! Ihre Mutter würde früh genug erfahren, warum sie sich heute wie eine Braut gekleidet habe!

Zum Glück für sie konnte man endlich einsteigen.

Es war ein stattlicher Zug, der dem Walde zurollte. Voran die Alten, dann die Jungen, die Jüngsten mit dem Kandidaten, der Einspänner, und schließlich der Milchwagen mit dem Proviant.

„Man kommt sich vor wie eine Auswandererfamilie,“ seufzte Frau Lina, während sich in Professors das Vagabundenblut regte und in heiteren Bemerkungen Luft machte.

Der Rittmeister saß ganz still und sah ernsthaft rechts und links auf die Felder. Hier trieben schon Schafe über die Stoppeln, denen der Schäfer bedächtig voranging, den blauen Strickstrumpf in den Händen. Dort wurde Gerste geschnitten, zwischen den Stoppeln hoffte er noch auf eine Serabellaernte. Und da der Weizen! Schließlich hatte sich der achtzöllig gedrillte doch besser entwickelt, als der elfeinhalbzöllige! Nun kamen Lupinen. Ihre satte, gelbe Kraft sollte im Herbst untergepflügt werden, als Dung für junge Roggensaat. Doch da waren die ersten blaugrünen Kiefern. Behaglich lehnte er sich zurück und beteiligte sich an der Unterhaltung der übrigen. Zwischen seinen Feldern war ihm kein Wort zu entreißen; lag die Grenze aber einmal hinter ihm, dann kam hinter dem Großgundbesitzer auch der Mensch zum Vorschein.

Der Kupferhammer, das Ziel des Ausflugs, war ein Stückchen halbvergessener Waldespoesie. Das heißt, die Kultur hatte es vergessen; die benachbarten Städter erinnerten sich seiner wohl und nahmen ihm an Sonn- und Festtagen mit ihren Stullenpapieren und ihrer lauten Lustigkeit gern die Weihe. Aber die Stille einer Sommernacht gab sie dem friedlichen Thale von neuem, und unter den mitleidigen Tautropfen richteten sich die niedergetretenen Grashalme immer wieder empor. In der Woche kam selten jemand heraus. Da klang aus dem Hammer das geschäftige Pochen fleißiger Arbeiter, und der Bach sprang so munter über die Speichen des großen Rades, als sei es eine Spielerei für ihn, das ungefüge Ding zu drehen. Er wurde erst still, wenn er sich in den kleinen Weiher ergoß, der ein wenig unterhalb des Hammers lag. Hier wiegte der flinke Geselle behutsam große, runde Mummelblätter und

verträumte Seerosenknospen, daß die Bachstelzen, die ihn doch schon länger kannten, ganz irre an dem Wilden wurden und verwundert mit dem Schwänzchen wippten.

Lange hielten sie sich freilich nicht bei ihm auf. Niemand hatte jetzt Zeit übrig. Die Blumen mußten duften, die Früchte reifen, die Bäume Schatten geben. Es waren die heißen Werktage der Schöpfung, die dem langen Wintersabat vorangingen.

Da kam die Wagenkarawane auf dem moosbewachsenen Waldweg daher. Oben, an dem stattlichen Krug, wo minder anspruchsvolle Gäste Halt zu machen pflegten, war man stolz vorbeigefahren. Ein einsamer Gast hatte in der Bohnenlaube des kleinen Gärtchens vor einem abgestandenen Glase mit Bier gesessen, derselbe Lehrling aus der Apotheke, der Miezens Spottlust schon so oft gereizt hatte, Apfelbaum hieß der Jüngling.

Mieze wandte den Kopf hin und her, wie ein Wendehals.

„Ich dachte, er würde hier sein,“ flüsterte sie Hanna zu. „Um fünf Uhr wollen wir uns am Hollunderbusch hinter dem Hammer treffen. Aber ich sehe nur den Pillendreher.“

Die Pferde wurden der Obhut der Kutscher übergeben, während man sich ein möglichst hübsches und bequemes Plätzchen wählte. Die Jugend sollte unter Onkel Franz Leitung den Kaffee bereiten.

„Wie Du glühst, Kathi,“ sagte er zu der Kleinen.

„Es war so schrecklich heiß, Onkelchen, aber doch so wunderschön,“ war die strahlende Antwort.

Der Einspänner schien auf der schwarzen Linie des Äquators einhergerollt zu sein. Elsner bemerkte es und nahm sich vor, Hans künftig die Ritterdienste bei seiner Zukünftigen abzunehmen.

Doch vorläufig nahm die wichtige Arbeit des Feueranzündens die jungen Gemüter in Anspruch. Die Jungen des Oberförsters und Rittmeisters hatten zusammen einen ganzen Haufen Reisig herbeigeschleppt, der junge Forstassessor bemühte sich eben vergebens, dem grünen Reisig und den nassen Kienäpfeln einen Funken zu entlocken. Jetzt stand er entmutigt auf, Hanna und Elsner den Platz räumend. Herr Horst Hitzig hielt etwas auf sein Äußeres, und aufgeblasene Backen konnten ihn unmöglich verschönern. Dem Doktor und dem Waldfräulein waren solche Nebendinge natürlich höchst gleichgültig. Wie zwei Posaunenengel an einem geschnitzten Altar bliesen sie darauf los, und siehe — eine helle Flamme schlug zwischen ihnen empor! Der Kandidat aber, der ihr gefährliches Spiel von weitem beobachtet hatte, kam eilig an und stellte den gefüllten Kessel auf den Dreifuß.

„Potztausend,“ machte das Geburtstagskind, wie es sich der Landungsbucht näherte, „potztausend!“

Da, unter den kühlen, rauschenden Buchen, auf dem schwellenden Grase, neben der plaudernden Welle und dem nickenden Schilf, lagen Brüning und Brandt auf dem Rücken, den Mund halb offen, und schliefen den Schlaf der Gerechten. Ihre Frauen aber saßen auf einem Wagenkissen nebeneinander, besprachen die beste Art Aprikosen einzumachen und merkten es gar nicht, daß sie dem Weiher und dem lieblichen Landschaftsbilde den Rücken kehrten.

„Und das nennt Ihr Natur genießen?“

Ein lautes Gähnen. „Sollen wir uns etwa benehmen wie die verrückten Städter, die: es lächelt der See! flöten, wenn sie eine Pfütze sehen?“

„Und was gehen mich diese Bäume an? Hier ist nicht mein Revier!“

Onkel Franz wandte sich ab. An seinem Geburtstage ärgerte er sich grundsätzlich nicht. „Wo ist meine Frau?“

„In den Wald gegangen, dem Hammer zu.“

Schweigend ging Brüning längs des Ufers dahin, nachdenklich auf die anmutigen Tänze der Wasserjungfern schauend, die sich stahlblau über den Binsen wiegten. „Keinen Sinn für Natur,“ murmelte er betrübt. „Nicht einmal können sie ihre Seele rein baden von dem Schmutze des Gemeinen.“

Am Hammer saß Frau Clara. Dort stand eine einfache Holzbank unter einem Hollunderbusch am Wasser, eine von diesen Bänken, wie sie Liebende an Sommerabenden aufzusuchen pflegen. Das große Rad drehte sich langsam herum, die hellen Tropfen fielen von seinen Speichen, und das regelmäßige Aufschlagen des Hammers klang aus der Werkstatt. Da hatte sie gesessen und an das große Rad der Zeit gedacht. Auch von seinen Speichen waren rastlos die Tropfen heruntergerieselt, Tage, Monate und Jahre; und ob das Rad die Massen des Wassers hoch emporhob, daß sie sich in den Streifen leuchtenden Sonnengoldes tauchen durften, das oben darüberhinzitterte, sie mußten doch hinab zur dunkelgrünen Tiefe. Scheinbar frei tanzten sie dort einen kurzen Augenblick in den fremden Elementen von Luft und Licht, bis sie die eigene Schwere hinabzog zum Sammelbecken des Weihers.

Reiches Leben, das seinen Höhepunkt überschritten hat, träumt nicht mehr von der Zukunft. Aber es schaut gerne hinein in den Spiegel der Vergangenheit, über den traumhaft schnell die Bilder dessen gleiten, was einst war.

„Nun Clara, und Du hast nicht lernen wollen, wie man Aprikosen am billigsten einmacht?“

Sie sah ihn an und verstand seine Bitterkeit sofort.

„Laß sie doch, Franz.“ Er setzte sich neben sie und ergriff ihre Hand. „Das sind nun die Menschen, mit denen wir unser Leben beschließen wollen!“

„Sind sie nicht gut und tüchtig?“

„Du siehst immer das beste in den Dingen, Clara.“

„Hast Du Grund darüber zu klagen?“

Fast wurde er verlegen. Er kam sich so gerne vollkommen vor, der gute Franz, und sein Gewissen war doch zu ehrlich, um ihm nicht hin und wieder die Löcher in seinem Mantel zu zeigen. Und weil er ihr nicht Recht und nicht Unrecht geben wollte, nahm er sie in die Arme und küßte sie herzhaft ab.

Sie entwand sich ihm, errötend wie ein junges Mädchen und doch mit einem Leuchten des Glückes, und dann wanderten sie zufrieden der Kaffeestelle zu.

Da war die Stimmung indessen ganz gemütlich geworden. Zwei und zwei hatten zusammen eine Tasse, und je vier einen Theelöffel. Für einen Fremden fand sich Herr Hitzig, das Kuckucksei, das

Der Oberförster aber führte eine große, elegante Gestalt in der grünen Uniform an der Hand und sagte mit einem Blick stolzen Triumphes: „Herr Forstassessor Horst Hitzig, meine Herrschaften!“

Elsner war der einzige, der den vernichtenden Blick nicht verstand, mit dem der Oberförster ihn streifte, der nicht fühlte, daß Brandt und der Professor die Buben austauschten, und daß der Oberförster, für den er der Schellenjunge war und blieb, ihm jetzt den mit dem grünen Wenzel Trumpf ausspielte.

Aber unbehaglich wurde ihm beim Anblick des gewandten Herrchens, der sich, da man gerade mit dem Nachtisch begann, zu den jungen Mädchen auf die Veranda setzte, und über das Eis hinüber seine feurigen Blicke so gleichmäßig verteilte. Er wußte selbst nicht, warum eigentlich, doch er nahm sich vor, heute doppelt acht auf seine Käthe zu geben.

Während Frau Minna Brandt Frau Lina Brüning begleitete, um noch einmal die Vorräte zu prüfen — denn beide Damen machten so, als hätten sie für den Heißhunger eines Heeres zu sorgen, das aus Rußland zurückkehrte — sollten sich die Mädchen und Kinder bereit machen. Läuschen und Wänzchen befanden sich in einem wahren Fieber der Erwartung. Den ganzen Sommer über, wenn sie im Lustgarten in ihren Sandhaufen buddelten, sahen sie die Kremser mit den rot- und weißgestreiften Leinwanddächern an sich vorbeifahren. Das waren diese geheimnisvollen, städtischen Landpartien, von deren eigentlichem Wesen sie keine Ahnung hatten, und auf die sie oft, wenn sie früh zu Bett geschickt wurden, noch hinter den Gardinen ihres Schlafzimmers lauerten, bis die großen, wunderbaren Wagen zurückkehrten, mit bunten Lampions behängt. Dann erklangen wohl sehnsuchtbange, todestraurige Lieder aus denselben, so daß die Kleinen erschreckt in die Betten krochen und sich hinter den bewährtesten Sorgenbrecher, die Federdecke, steckten. Etwas ganz „Grugeliges“ mußte es doch um diese Landpartien sein, die so fröhlich anfingen, und so traurig endeten. Und nun sollten sie selbst dabei sein! Voll feierlicher Erwartung ließen sie sich in die reine Wäsche hüllen, die ihre Mutter für die Gelegenheit nötig fand.

Endlich war man bereit und versammelte sich im Hausflur.

„Mieze,“ rief die Frau Rittmeister beim Anblick ihrer Ältesten, „bist Du eigentlich nicht recht gescheit? Das neue, weiße Spitzenkleid, wenn wir hinter die Büsche fahren?“

Mieze wurde glühend rot und große Thränen traten in die Augen.

„Laß sie, Lina,“ sagte der Professor begütigend, „das neue Kleid hat sie gewiß meinetwegen an. Und wir fahren ja zu den Nixen!“

Man machte einen neuen Einteilungsplan. Die erwachsene Jugend sollte zusammenfahren, während die Kinder dem Kandidaten anvertraut wurden. Aber noch immer langten die Wagen nicht, zwei blieben übrig.

„Weißt Du, Papa,“ sagte Hans, „ich werde den Einspänner nehmen und mit einer der Damen nachkommen.“

„Mieze darf nicht, das Spitzenkleid vertrau ich Dir nicht an.“

„Willst Du, Käthe?“

Sie warf einen schüchtern bittenden Blick zu ihrer Mutter und nickte dann ein glückliches: „ja!“

Elsner atmete auf. Hans war nicht gefährlich, und so wurde für ihn der Platz neben Hanna frei. Da konnte er den neuen Grünrock im Auge behalten.

Man wartete noch auf den Einspänner, als Frau Clara sagte: „Was riecht hier nur so strenge? Mich dünkt es sind Orangen, mir ein unerträgliches Parfüm.“

Mieze zog sich ängstlich zurück; aber es half ihr nichts. Die eigene Mutter entdeckte den Strauß bräutlicher Blüten an ihrer Brust.

„Ja, Mädchen, was fällt Dir denn ein? Wie kommst Du überhaupt zu den Blumen? Ich gab Schewel noch ausdrücklich Befehl, sie zu schonen.“

Arme Mieze! Jetzt litt sie für ihn! Ihre Mutter würde früh genug erfahren, warum sie sich heute wie eine Braut gekleidet habe!

Zum Glück für sie konnte man endlich einsteigen.

Es war ein stattlicher Zug, der dem Walde zurollte. Voran die Alten, dann die Jungen, die Jüngsten mit dem Kandidaten, der Einspänner, und schließlich der Milchwagen mit dem Proviant.

„Man kommt sich vor wie eine Auswandererfamilie,“ seufzte Frau Lina, während sich in Professors das Vagabundenblut regte und in heiteren Bemerkungen Luft machte.

Der Rittmeister saß ganz still und sah ernsthaft rechts und links auf die Felder. Hier trieben schon Schafe über die Stoppeln, denen der Schäfer bedächtig voranging, den blauen Strickstrumpf in den Händen. Dort wurde Gerste geschnitten, zwischen den Stoppeln hoffte er noch auf eine Serabellaernte. Und da der Weizen! Schließlich hatte sich der achtzöllig gedrillte doch besser entwickelt, als der elfeinhalbzöllige! Nun kamen Lupinen. Ihre satte, gelbe Kraft sollte im Herbst untergepflügt werden, als Dung für junge Roggensaat. Doch da waren die ersten blaugrünen Kiefern. Behaglich lehnte er sich zurück und beteiligte sich an der Unterhaltung der übrigen. Zwischen seinen Feldern war ihm kein Wort zu entreißen; lag die Grenze aber einmal hinter ihm, dann kam hinter dem Großgundbesitzer auch der Mensch zum Vorschein.

Der Kupferhammer, das Ziel des Ausflugs, war ein Stückchen halbvergessener Waldespoesie. Das heißt, die Kultur hatte es vergessen; die benachbarten Städter erinnerten sich seiner wohl und nahmen ihm an Sonn- und Festtagen mit ihren Stullenpapieren und ihrer lauten Lustigkeit gern die Weihe. Aber die Stille einer Sommernacht gab sie dem friedlichen Thale von neuem, und unter den mitleidigen Tautropfen richteten sich die niedergetretenen Grashalme immer wieder empor. In der Woche kam selten jemand heraus. Da klang aus dem Hammer das geschäftige Pochen fleißiger Arbeiter, und der Bach sprang so munter über die Speichen des großen Rades, als sei es eine Spielerei für ihn, das ungefüge Ding zu drehen. Er wurde erst still, wenn er sich in den kleinen Weiher ergoß, der ein wenig unterhalb des Hammers lag. Hier wiegte der flinke Geselle behutsam große, runde Mummelblätter und

verträumte Seerosenknospen, daß die Bachstelzen, die ihn doch schon länger kannten, ganz irre an dem Wilden wurden und verwundert mit dem Schwänzchen wippten.

Lange hielten sie sich freilich nicht bei ihm auf. Niemand hatte jetzt Zeit übrig. Die Blumen mußten duften, die Früchte reifen, die Bäume Schatten geben. Es waren die heißen Werktage der Schöpfung, die dem langen Wintersabat vorangingen.

Da kam die Wagenkarawane auf dem moosbewachsenen Waldweg daher. Oben, an dem stattlichen Krug, wo minder anspruchsvolle Gäste Halt zu machen pflegten, war man stolz vorbeigefahren. Ein einsamer Gast hatte in der Bohnenlaube des kleinen Gärtchens vor einem abgestandenen Glase mit Bier gesessen, derselbe Lehrling aus der Apotheke, der Miezens Spottlust schon so oft gereizt hatte, Apfelbaum hieß der Jüngling.

Mieze wandte den Kopf hin und her, wie ein Wendehals.

„Ich dachte, er würde hier sein," flüsterte sie Hanna zu. „Um fünf Uhr wollen wir uns am Hollunderbusch hinter dem Hammer treffen. Aber ich sehe nur den Pillendreher."

Die Pferde wurden der Obhut der Kutscher übergeben, während man sich ein möglichst hübsches und bequemes Plätzchen wählte. Die Jugend sollte unter Onkel Franz Leitung den Kaffee bereiten.

„Wie Du glühst, Kathi," sagte er zu der Kleinen.

„Es war so schrecklich heiß, Onkelchen, aber doch so wunderschön," war die strahlende Antwort.

Der Einspänner schien auf der schwarzen Linie des Äquators einhergerollt zu sein. Elsner bemerkte es und nahm sich vor, Hans künftig die Ritterdienste bei seiner Zukünftigen abzunehmen.

Doch vorläufig nahm die wichtige Arbeit des Feueranzündens die jungen Gemüter in Anspruch. Die Jungen des Oberförsters und Rittmeisters hatten zusammen einen ganzen Haufen Reisig herbeigeschleppt, der junge Forstassessor bemühte sich eben vergebens, dem grünen Reisig und den nassen Kienäpfeln einen Funken zu entlocken. Jetzt stand er entmutigt auf, Hanna und Elsner den Platz räumend. Herr Horst Hitzig hielt etwas auf sein Äußeres, und aufgeblasene Backen konnten ihn unmöglich verschönern. Dem Doktor und dem Waldfräulein waren solche Nebendinge natürlich höchst gleichgültig. Wie zwei Posaunenengel an einem geschnitzten Altar bliesen sie darauf los, und siehe — eine helle Flamme schlug zwischen ihnen empor! Der Kandidat aber, der ihr gefährliches Spiel von weitem beobachtet hatte, kam eilig an und stellte den gefüllten Kessel auf den Dreifuß.

„Potztausend," machte das Geburtstagskind, wie es sich der Landungsbucht näherte, „potztausend!"

Da, unter den kühlen, rauschenden Buchen, auf dem schwellenden Grase, neben der plaudernden Welle und dem nickenden Schilf, lagen Brüning und Brandt auf dem Rücken, den Mund halb offen, und schliefen den Schlaf der Gerechten. Ihre Frauen aber saßen auf einem Wagenkissen nebeneinander, besprachen die beste Art Aprikosen einzumachen und merkten es gar nicht, daß sie dem Weiher und dem lieblichen Landschaftsbilde den Rücken kehrten.

„Und das nennt Ihr Natur genießen?"

Ein lautes Gähnen. „Sollen wir uns etwa benehmen wie die verrückten Städter, die: es lächelt der See! flöten, wenn sie eine Pfütze sehen?"

„Und was gehen mich diese Bäume an? Hier ist nicht mein Revier!"

Onkel Franz wandte sich ab. An seinem Geburtstage ärgerte er sich grundsätzlich nicht. „Wo ist meine Frau?"

„In den Wald gegangen, dem Hammer zu."

Schweigend ging Brüning längs des Ufers dahin, nachdenklich auf die anmutigen Tänze der Wasserjungfern schauend, die sich stahlblau über den Binsen wiegten. „Keinen Sinn für Natur," murmelte er betrübt. „Nicht einmal können sie ihre Seele rein baden von dem Schmutze des Gemeinen."

Am Hammer saß Frau Clara. Dort stand eine einfache Holzbank unter einem Hollunderbusch am Wasser, eine von diesen Bänken, wie sie Liebende an Sommerabenden aufzusuchen pflegen. Das große Rad drehte sich langsam herum, die hellen Tropfen fielen von seinen Speichen, und das regelmäßige Aufschlagen des Hammers klang aus der Werkstatt. Da hatte sie gesessen und an das große Rad der Zeit gedacht. Auch von seinen Speichen waren rastlos die Tropfen heruntergerieselt, Tage, Monate und Jahre; und ob das Rad die Massen des Wassers hoch emporhob, daß sie sich in den Streifen leuchtenden Sonnengoldes tauchen durften, das oben darüberhinzitterte, sie mußten doch hinab zur dunkelgrünen Tiefe. Scheinbar frei tanzten sie dort einen kurzen Augenblick in den fremden Elementen von Luft und Licht, bis sie die eigene Schwere hinabzog zum Sammelbecken des Weihers.

Reiches Leben, das seinen Höhepunkt überschritten hat, träumt nicht mehr von der Zukunft. Aber es schaut gerne hinein in den Spiegel der Vergangenheit, über den traumhaft schnell die Bilder dessen gleiten, was einst war.

„Nun Clara, und Du hast nicht lernen wollen, wie man Aprikosen am billigsten einmacht?"

Sie sah ihn an und verstand seine Bitterkeit sofort.

„Laß sie doch, Franz." Er setzte sich neben sie und ergriff ihre Hand. „Das sind nun die Menschen, mit denen wir unser Leben beschließen wollen!"

„Sind sie nicht gut und tüchtig?"

„Du siehst immer das beste in den Dingen, Clara."

„Hast Du Grund darüber zu klagen?"

Fast wurde er verlegen. Er kam sich so gerne vollkommen vor, der gute Franz, und sein Gewissen war doch zu ehrlich, um ihm nicht hin und wieder die Löcher in seinem Mantel zu zeigen. Und weil er ihr nicht Recht und nicht Unrecht geben wollte, nahm er sie in die Arme und küßte sie herzhaft ab.

Sie entwand sich ihm, errötend wie ein junges Mädchen und doch mit einem Leuchten des Glückes, und dann wanderten sie zufrieden der Kaffeestelle zu.

Da war die Stimmung indessen ganz gemütlich geworden. Zwei und zwei hatten zusammen eine Tasse, und je vier einen Theelöffel. Für einen Fremden fand sich Herr Hitzig, das Kuckucksei, das

Der Oberförster aber führte eine große, elegante Gestalt in der grünen Uniform an der Hand und sagte mit einem Blick stolzen Triumphes: „Herr Forstassessor Horst Hitzig, meine Herrschaften!“

Elsner war der einzige, der den vernichtenden Blick nicht verstand, mit dem der Oberförster ihn streifte, der nicht fühlte, daß Brandt und der Professor die Buben austauschten, und daß der Oberförster, für den er der Schellenjunge war und blieb, ihm jetzt den mit dem grünen Wenzel Trumpf ausspielte.

Aber unbehaglich wurde ihm beim Anblick des gewandten Herrchens, der sich, da man gerade mit dem Nachtisch begann, zu den jungen Mädchen auf die Veranda setzte, und über das Eis hinüber seine feurigen Blicke so gleichmäßig verteilte. Er wußte selbst nicht, warum eigentlich, doch er nahm sich vor, heute doppelt acht auf seine Käthe zu geben.

Während Frau Minna Brandt Frau Lina Brüning begleitete, um noch einmal die Vorräte zu prüfen — denn beide Damen machten so, als hätten sie für den Heißhunger eines Heeres zu sorgen, das aus Rußland zurückkehrte — sollten sich die Mädchen und Kinder bereit machen. Läuschen und Wänzchen befanden sich in einem wahren Fieber der Erwartung. Den ganzen Sommer über, wenn sie im Lustgarten in ihren Sandhaufen buddelten, sahen sie die Kremser mit den rot- und weißgestreiften Leinwanddächern an sich vorbeifahren. Das waren diese geheimnisvollen, städtischen Landpartien, von deren eigentlichem Wesen sie keine Ahnung hatten, und auf die sie oft, wenn sie früh zu Bett geschickt wurden, noch hinter den Gardinen ihres Schlafzimmers lauerten, bis die großen, wunderbaren Wagen zurückkehrten, mit bunten Lampions behängt. Dann erklangen wohl sehnsuchtbange, todestraurige Lieder aus denselben, so daß die Kleinen erschreckt in die Betten krochen und sich hinter den bewährtesten Sorgenbrecher, die Federdecke, steckten. Etwas ganz „Grugeliges“ mußte es doch um diese Landpartien sein, die so fröhlich anfingen, und so traurig endeten. Und nun sollten sie selbst dabei sein! Voll feierlicher Erwartung ließen sie sich in die reine Wäsche hüllen, die ihre Mutter für die Gelegenheit nötig fand.

Endlich war man bereit und versammelte sich im Hausflur.

„Mieze,“ rief die Frau Rittmeister beim Anblick ihrer Ältesten, „bist Du eigentlich nicht recht gescheit? Das neue, weiße Spitzenkleid, wenn wir hinter die Büsche fahren?“

Mieze wurde glühend rot und große Thränen traten in die Augen.

„Laß sie, Lina,“ sagte der Professor begütigend, „das neue Kleid hat sie gewiß meinetwegen an. Und wir fahren ja zu den Nixen!“

Man machte einen neuen Einteilungsplan. Die erwachsene Jugend sollte zusammenfahren, während die Kinder dem Kandidaten anvertraut wurden. Aber noch immer langten die Wagen nicht, zwei blieben übrig.

„Weißt Du, Papa,“ sagte Hans, „ich werde den Einspänner nehmen und mit einer der Damen nachkommen.“

„Mieze darf nicht, das Spitzenkleid vertrau ich Dir nicht an.“

„Willst Du, Käthe?“

Sie warf einen schüchtern bittenden Blick zu ihrer Mutter und nickte dann ein glückliches: „ja!“

Elsner atmete auf. Hans war nicht gefährlich, und so wurde für ihn der Platz neben Hanna frei. Da konnte er den neuen Grünrock im Auge behalten.

Man wartete noch auf den Einspänner, als Frau Clara sagte: „Was riecht hier nur so strenge? Mich dünkt es sind Orangen, mir ein unerträgliches Parfüm.“

Mieze zog sich ängstlich zurück; aber es half ihr nichts. Die eigene Mutter entdeckte den Strauß bräutlicher Blüten an ihrer Brust.

„Ja, Mädchen, was fällt Dir denn ein? Wie kommst Du überhaupt zu den Blumen? Ich gab Schewel noch ausdrücklich Befehl, sie zu schonen.“

Arme Mieze! Jetzt litt sie für ihn! Ihre Mutter würde früh genug erfahren, warum sie sich heute wie eine Braut gekleidet habe!

Zum Glück für sie konnte man endlich einsteigen. Es war ein stattlicher Zug, der dem Walde zurollte. Voran die Alten, dann die Jungen, die Jüngsten mit dem Kandidaten, der Einspänner, und schließlich der Milchwagen mit dem Proviant.

„Man kommt sich vor wie eine Auswandererfamilie,“ seufzte Frau Lina, während sich in Professors das Vagabundenblut regte und in heiteren Bemerkungen Luft machte.

Der Rittmeister saß ganz still und sah ernsthaft rechts und links auf die Felder. Hier trieben schon Schafe über die Stoppeln, denen der Schäfer bedächtig voranging, den blauen Strickstrumpf in den Händen. Dort wurde Gerste geschnitten, zwischen den Stoppeln hoffte er noch auf eine Serabellaernte. Und da der Weizen! Schließlich hatte sich der achtzöllig gedrillte doch besser entwickelt, als der elfeinhalbzöllige! Nun kamen Lupinen. Ihre satte, gelbe Kraft sollte im Herbst untergepflügt werden, als Dung für junge Roggensaat. Doch da waren die ersten blaugrünen Kiefern. Behaglich lehnte er sich zurück und beteiligte sich an der Unterhaltung der übrigen. Zwischen seinen Feldern war ihm kein Wort zu entreißen; lag die Grenze aber einmal hinter ihm, dann kam hinter dem Großgundbesitzer auch der Mensch zum Vorschein.

Der Kupferhammer, das Ziel des Ausflugs, war ein Stückchen halbvergessener Waldespoesie. Das heißt, die Kultur hatte es vergessen; die benachbarten Städter erinnerten sich seiner wohl und nahmen ihm an Sonn- und Festtagen mit ihren Stullenpapieren und ihrer lauten Lustigkeit gern die Weihe. Aber die Stille einer Sommernacht gab sie dem friedlichen Thale von neuem, und unter den mitleidigen Tautropfen richteten sich die niedergetretenen Grashalme immer wieder empor. In der Woche kam selten jemand heraus. Da klang aus dem Hammer das geschäftige Pochen fleißiger Arbeiter, und der Bach sprang so munter über die Speichen des großen Rades, als sei es eine Spielerei für ihn, das ungefüge Ding zu drehen. Er wurde erst still, wenn er sich in den kleinen Weiher ergoß, der ein wenig unterhalb des Hammers lag. Hier wiegte der flinke Geselle behutsam große, runde Mummelblätter und

verträumte Seerosenknospen, daß die Bachstelzen, die ihn doch schon länger kannten, ganz irre an dem Wilden wurden und verwundert mit dem Schwänzchen wippten.

Lange hielten sie sich freilich nicht bei ihm auf. Niemand hatte jetzt Zeit übrig. Die Blumen mußten duften, die Früchte reifen, die Bäume Schatten geben. Es waren die heißen Werktage der Schöpfung, die dem langen Wintersabat vorangingen.

Da kam die Wagenkarawane auf dem moosbewachsenen Waldweg daher. Oben, an dem stattlichen Krug, wo minder anspruchsvolle Gäste Halt zu machen pflegten, war man stolz vorbeigefahren. Ein einsamer Gast hatte in der Bohnenlaube des kleinen Gärtchens vor einem abgestandenen Glase mit Bier gesessen, derselbe Lehrling aus der Apotheke, der Miezens Spottlust schon so oft gereizt hatte, Apfelbaum hieß der Jüngling.

Mieze wandte den Kopf hin und her, wie ein Wendehals.

„Ich dachte, er würde hier sein,“ flüsterte sie Hanna zu. „Um fünf Uhr wollen wir uns am Hollunderbusch hinter dem Hammer treffen. Aber ich sehe nur den Pillendreher.“

Die Pferde wurden der Obhut der Kutscher übergeben, während man sich ein möglichst hübsches und bequemes Plätzchen wählte. Die Jugend sollte unter Onkel Franz Leitung den Kaffee bereiten.

„Wie Du glühst, Kathi,“ sagte er zu der Kleinen.

„Es war so schrecklich heiß, Onkelchen, aber doch so wunderschön,“ war die strahlende Antwort.

Der Einspänner schien auf der schwarzen Linie des Äquators einhergerollt zu sein. Elsner bemerkte es und nahm sich vor, Hans künftig die Ritterdienste bei seiner Zukünftigen abzunehmen.

Doch vorläufig nahm die wichtige Arbeit des Feueranzündens die jungen Gemüter in Anspruch. Die Jungen des Oberförsters und Rittmeisters hatten zusammen einen ganzen Haufen Reisig herbeigeschleppt, der junge Forstassessor bemühte sich eben vergebens, dem grünen Reisig und den nassen Kienäpfeln einen Funken zu entlocken. Jetzt stand er entmutigt auf, Hanna und Elsner den Platz räumend. Herr Horst Hitzig hielt etwas auf sein Äußeres, und aufgeblasene Backen konnten ihn unmöglich verschönern. Dem Doktor und dem Waldfräulein waren solche Nebendinge natürlich höchst gleichgültig. Wie zwei Posaunenengel an einem geschnitzten Altar bliesen sie darauf los, und siehe — eine helle Flamme schlug zwischen ihnen empor! Der Kandidat aber, der ihr gefährliches Spiel von weitem beobachtet hatte, kam eilig an und stellte den gefüllten Kessel auf den Dreifuß.

„Potztausend,“ machte das Geburtstagskind, wie es sich der Landungsbucht näherte, „potztausend!“

Da, unter den kühlen, rauschenden Buchen, auf dem schwellenden Grase, neben der plaudernden Welle und dem nickenden Schilf, lagen Brüning und Brandt auf dem Rücken, den Mund halb offen, und schliefen den Schlaf der Gerechten. Ihre Frauen aber saßen auf einem Wagenkissen nebeneinander, besprachen die beste Art Aprikosen einzumachen und merkten es gar nicht, daß sie dem Weiher und dem lieblichen Landschaftsbilde den Rücken kehrten.

„Und das nennt Ihr Natur genießen?“

Ein lautes Gähnen. „Sollen wir uns etwa benehmen wie die verrückten Städter, die: es lächelt der See! flöten, wenn sie eine Pfütze sehen?“

„Und was gehen mich diese Bäume an? Hier ist nicht mein Revier!“

Onkel Franz wandte sich ab. An seinem Geburtstage ärgerte er sich grundsätzlich nicht. „Wo ist meine Frau?“

„In den Wald gegangen, dem Hammer zu.“

Schweigend ging Brüning längs des Ufers dahin, nachdenklich auf die anmutigen Tänze der Wasserjungfern schauend, die sich stahlblau über den Binsen wiegten. „Keinen Sinn für Natur,“ murmelte er betrübt. „Nicht einmal können sie ihre Seele rein baden von dem Schmutze des Gemeinen.“

Am Hammer saß Frau Clara. Dort stand eine einfache Holzbank unter einem Hollunderbusch am Wasser, eine von diesen Bänken, wie sie Liebende an Sommerabenden aufzusuchen pflegen. Das große Rad drehte sich langsam herum, die hellen Tropfen fielen von seinen Speichen, und das regelmäßige Aufschlagen des Hammers klang aus der Werkstatt. Da hatte sie gesessen und an das große Rad der Zeit gedacht. Auch von seinen Speichen waren rastlos die Tropfen heruntergerieselt, Tage, Monate und Jahre; und ob das Rad die Massen des Wassers hoch emporhob, daß sie sich in den Streifen leuchtenden Sonnengoldes tauchen durften, das oben darüberhinzitterte, sie mußten doch hinab zur dunkelgrünen Tiefe. Scheinbar frei tanzten sie dort einen kurzen Augenblick in den fremden Elementen von Luft und Licht, bis sie die eigene Schwere hinabzog zum Sammelbecken des Weihers.

Reiches Leben, das seinen Höhepunkt überschritten hat, träumt nicht mehr von der Zukunft. Aber es schaut gerne hinein in den Spiegel der Vergangenheit, über den traumhaft schnell die Bilder dessen gleiten, was einst war.

„Nun Clara, und Du hast nicht lernen wollen, wie man Aprikosen am billigsten einmacht?“

Sie sah ihn an und verstand seine Bitterkeit sofort.

„Laß sie doch, Franz.“ Er setzte sich neben sie und ergriff ihre Hand. „Das sind nun die Menschen, mit denen wir unser Leben beschließen wollen!“

„Sind sie nicht gut und tüchtig?“

„Du siehst immer das beste in den Dingen, Clara.“

„Hast Du Grund darüber zu klagen?“

Fast wurde er verlegen. Er kam sich so gerne vollkommen vor, der gute Franz, und sein Gewissen war doch zu ehrlich, um ihm nicht hin und wieder die Löcher in seinem Mantel zu zeigen. Und weil er ihr nicht Recht und nicht Unrecht geben wollte, nahm er sie in die Arme und küßte sie herzhaft ab.

Sie entwand sich ihm, errötend wie ein junges Mädchen und doch mit einem Leuchten des Glückes, und dann wanderten sie zufrieden der Kaffeestelle zu.

Da war die Stimmung indessen ganz gemütlich geworden. Zwei und zwei hatten zusammen eine Tasse, und je vier einen Theelöffel. Für einen Fremden fand sich Herr Hitzig, das Kuckucksei, das

der Oberförster in das Grasmückennest am seichten Wasser gelegt hatte, unter dem Kleeblatt von frischen Mädchen wirklich recht schnell zurecht, und die Gerechtigkeit, mit der er feurige Blicke und galante Worte verteilte, war musterhaft.

„Das erinnert mich lebhaft an die Art, wie wir uns siebzig verproviantieren mußten," sagte der Rittmeister eben.

„Ich denke, damals lebte man nicht schlecht."

„Schlecht? Dem Teufel auch! Wenn man seine Haut täglich zu Markte tragen muß, dann will man sie wenigstens gut einreiben. Wir Dragoner hatten besonders Glück. Da stand bei der Eskadron ein Kerl, der war in seinem Vorleben Koch bei Hufter gewesen. Na, als wir das erst ergründet hatten, mußte er uns manchmal intime Déjeuners bereiten, zu denen sich der Oberst zu Gast zu laden pflegte. In Straßburg hieß das Losungswort natürlich: Gänseleberpastete! und als wir uns im Weitermarschieren nach den kleinen grauen Terrienen zurücksehnten, meinte der Bursche, wenn wir nur ein Schwein fänden, dann sollte die Pastete schon gut sein, auch ohne ma mère l'oie. Wir lagen im département du Doubs, nicht weit von Dôle; es war mitten im Winter, und weit und breit kein Borstenvieh mehr im Stall. Da meldet eines Tages ein Lieutenant nach einem weiteren Ritt, in der Gegend von Chévigné seien Schweine gesehen. Und das nach ein paar recht mageren Wochen. Ein Gefreiter uud zwei Mann wurden sofort für die Morgendämmerung des nächsten Tages nach Chévigné kommandiert. Eine Quasi-Patrouille von sechzig Mann sollte folgen. Ohne Schweine keine Rückkehr. Bei Nacht und Nebel zogen sie aus. Der Gefreite, ein junger Born aus Wiese, eines reichen Besitzers Sohn, hat mir später den Monolog zum Besten gegeben, den er bei der Gelegenheit gehalten hat. War so etwas Biblisches: Wieviel Tagelöhner hat mein Vater, die Brot die Fülle haben, und so weiter. War wirklich so eine Art Todesritt, den der Junge machen sollte, und der Gedanke mag ihm ja nahe gelegen haben, daß sein Alter ihn gerne mit einer Heerde fetter Säue losgekauft hätte. Chévigné kommt denn näher und näher, und aus dem Trab wird wohl Schritt geworden sein — da sieht Fritz Born rote Hosen. Halt! schreit er seinen Tapfern zu, als sich auch schon aus der Gruppe vor ihm eine Gestalt löst, die eifrig die weiße Fahne schwenkt. Nun wirft sich unser Gefreiter in die Brust und reitet dem Feind entgegen. L'armistice, nous avons l'armistice! schreit der. Und so war es. Der Waffenstillstand, den uns Fritz Born mitteilte, der plein chasse zurückkam und die Neuigkeit in unser Fenster brüllte, hat mich um das Rezept einer echten Straßburger gebracht, die aus Schweinefett gemacht wird."

Der Rittmeister hatte ein dankbares Publikum gehabt, als er aber geendet, war auch die Geduld erschöpft, zugleich mit dem Kaffee und dem Napfkuchen. Und da Frau Lina erklärte, daß die orientalische Stellung auf die Dauer unerträglich sei, trotz ihrer odaliskenhaften Fülle, entschloß man sich zu einem weiten Spaziergang, der allen Ausflüglern freie Hand lassen sollte, um sie nur zur bestimmten Stunde wieder am Sammelplatz zu vereinigen. Dann würde auch Baumann da sein, der nachreiten wollte, da sein Onkel ihm noch eine wichtige Mission an der Grenze aufgetragen hatte.

„Hurrah," schrieen die Jungen, ihre Mützen hoch in die Luft werfend.

„Fritz und Paul," rief der Oberförster. Die beiden Brünings kamen herangesetzt. Er sah sie ganz verblüfft an. „Euch meine ich nicht," brummte er unter dem Gelächter der übrigen, „meinen Fritz und Paul will ich haben. Schauderhafte Verwechslung, wenn die Jungen einmal zusammen sind."

Frau Minna musterte indes entsetzt die weißen Kleider ihrer Jüngsten, die schon Erinnerungen an Bach, Wald, und Rasen trugen. Ihr Gatte aber sagte befriedigt: „Thut was Ihr wollt. Wenn Ihr heile Knochen zum Sammelplatz bringt, bin ich zufrieden."

Wie die wilde Jagd raste die Jugend davon, Läuschen und Wänzchen mit sich ziehend, denen noch ein klagendes: Stanislaus, Wanda! aus Muttermunde nachtönte.

Die übrigen traten ihre Waldpromenade an, nachdem die Herren mit Umsicht und Sachkenntnis Fäßchen und Rheinweinflaschen den kühlenden Fluten anvertraut hatten.

IX.

So ging man auf dem weichen Waldboden dahin. Mieze, die ihr Spitzenkleid zu schonen hatte, folgte mit Hanna ein wenig langsamer. Ihr rundes Gesicht war rot vor Erregung und kindischer Erwartung. Auch das Waldfräulein hatte augenscheinlich ein wenig von seiner gewöhnlichen dryadischheiteren Ruhe eingebüßt.

„Hier denke ich, kann ich mich abzweigen. Leb wohl, Hanna. Wenn Du mich wiedersiehst, bin ich selige Braut."

Sie drückte krampfhaft die Hand der Freundin und verschwand hinter einem Haselbusch. Hanna ging ein wenig rascher zu, um die andern einzuholen. Die drei jungen Herren machten den Beschluß. Der Kandidat ging, wie immer, nach vorn gebeugt, die Augen am Boden haftend, auch Elsner hielt sich nicht tadellos, da er gewohnt war, die Augen überall zu haben, jetzt einen Käfer im Moose, jetzt ein tanzendes Insekt über seinem Haupte zu beobachten. Nur der junge Forstmann schritt geradeaus, wie in Reih und Glied, als wölbe sich sein prächtiger Brustkasten den Orden der Zukunft entgegen, die herrlichen Kronen der Buchen, das schmiegsame Farrenkraut, die ganze keusche Poesie des Laubwaldes mit derselben Verachtung strafend, wie sein Vorgesetzter, der die Bäume ja auch nur auf ihren Nutzwert ansah.

Und das Waldfräulein, das sich eben nach einigen bleichsüchtigen, langstieligen Campanulas gebückt hatte, wollte eben diesem aufrechten Gesellen von der grünen Farbe den Preis zuerkennen über seine links und rechts abfallenden Gefährten — als sie, den Spuren der Voranschreitenden folgend, in

dem Abdruck der schmalen, spitzzulaufenden Sohle eine achtlos zertretene Waldschnecke fand. Sie war mit dem kurzsichtigen Doktor oft genug im Walde zusammengetroffen, um zu wissen, wie sorgsam er sogar den Trichter eines jeden Ameisenbären schonte, und die schleimige zerknirschte Masse auf dem feuchten Fußpfad war Schuld an der stolzen Haltung des Köpfchens, mit der sie Herrn Hitzig antwortete, als er sie gleich darauf in das Gespräch zog.

Aber wo war Kathi? Hatte Elsner seine Erwählte vergessen? Das arme Kind hatte sich so auf diese Landpartie gefreut, und nun ließ er sie allein.

Auf seine Frage teilte ihm der Kandibat mit, daß Kathi mit Hans rechts in den Wald gegangen seien.

„Dann entschuldigen Sie mich wohl," sagte Elsner zerstreut, sich gleichfalls rechts in das Unterholz schlagend. —

Urban blieb an Hannas Seite und genoß das wehmütige Glück, von der Angebeteten seines Herzens vollständig übersehen zu werden. Viel Mitgefühl für Menschen hatte das Waldkind nicht.

Elsner bog indessen die Haselruten auseinander und suchte „seine Käthe." Er verließ sich dabei außer dem Instinkt der Leidenschaft auf ihr weißes Kleid und seine rote Mütze. Aber Vorwürfe machte er sich doch. Wenn ihn seine Braut nun mit einem Schmollmündchen empfangen würde, wäre sie nicht ganz in ihrem Recht? Entschlossen griff er nach einem jungen Ast und rettete sich eine kleine Anhöhe hinauf, denn er war bei seiner Kurzsichtigkeit in Moorboden geraten.

Mit einem Aufstöhnen der Erleichterung langte er oben an. Da — durfte er seinen Augen trauen, oder zauberte ihm sein verhextes Glas Vexierbilder vor? Er nahm die Brille ab, rieb sie am Rockärmel und setzte sie dann wieder auf. Nein, es blieb immer dasselbe. Dort, zehn Schritt vor ihm, saßen Hans und Käthe, seine Käthe, eng aneinandergeschmiegt auf einem umgestürzten Buchenstamm und — küßten sich! Kein Zweifel mehr! Selbst die Waldtauben, die so eifrig gurrten, mußten von ihrer hohen Wohnung diesen Verrat eines leichtsinnigen Weibes belauschen!

Jetzt schien wenigstens der weibliche Teile genug zu haben, denn mit einem bittenden; „laß, Hans!" entwand sich Kathi seinem Arm und stand auf. Wie sie über die zerzausten Blondzöpfe streichen wollte, ließ sie die Arme plötzlich schlaff herniedersinken und sah entgeistert zu Elsner hinüber.

„Donnerwetter!" Nun sprang Hans auch auf, während der Doktor einige Schritte näher trat.

„Was für ein Glück, daß nur Sie es sind, Elsner." Nur ich? Gerade genügend, dachte der.

„Sie werden uns nicht verraten, und vor Ihnen hat meine Käthe auch am wenigsten Scheu."

„Seine Käthe!" Wie gut Elsner die Worte kannte, die der kecke Student da so selbstverständlich aussprach!

„Wir haben uns heute verlobt." Das sagte sie, scheu und zagend, die Blicke am Boden. „Heute auf der Fahrt, und die Eltern sollen es nicht wissen. Nicht daß sie über die Thatsache selbst sehr erstaunt sein würden —" er sah mit glücklichem Siegesbewußtsein auf seine kleine Braut — „denn unsere Liebe ist mit uns groß geworden; aber es war meines Vaters ausdrücklicher Wunsch, daß ich nicht spräche, vor beendigten Studien."

„Und Mama sagte, ehe ich nicht siebzehn sei, wäre — gar — kein — Gedanke — daran." Und wie sie ihre frömmsten Bittaugen machte, die kleine, herzlose Kokette, da reichte ihr Elsner beide Hände und gelobte ewiges Schweigen. Es wurde ihm nicht einmal sehr schwer. Nur als sie nun die andern einholten und er Hanna sah, da zuckte es heiß durch sein Herz. Sie wurde also nicht seine Schwägerin! Das schmerzte.

Eine Weile später fand sich der Kandibat zu ihm.

„Haben Sie schon Nachricht, lieber Urban, daß Ihre von mir eingesendeten Arbeiten von der Pflanzenzeitung mit Dank angenommen sind?"

„Ja, ich erhielt heute eine Anfrage, ob ich mich zu bestimmten monatlichen Beiträgen verpflichten wolle, und ein Honorarangebot, daß meine kühnsten Erwartungen übertroffen haben würde — hätte ich überhaupt Erwartungen gehegt."

„Das war der erste Schritt, Urban. Lassen Sie sich von Herzen dazu Glück wünschen. Bald finden Sie in Fachkreisen die verdiente Würdigung und —"

Abweisend erhob der stille Mann die Hand.

„Es ist schon übergenug, Elsner. Glauben Sie mir, daß ich es Ihrer Freundschaft danke, ist das Schönste dabei."

„Unsinn, Freund. Der Appetit kommt mit dem Essen und einmal —"

„Steuere ich noch auf den Professor los, meinen Sie."

„Wenn auch das nicht, so sind Sie doch jedenfalls bald der Notwendigkeit überhoben, ungezogene Gören zu drillen." Elsner sah die „originellen Geschöpfchen," wie er Kathis Schwestern bisher genannt, plötzlich mit anderen Augen an. „In unsern großen Laboratorien giebt es genug zu thun. Es müßte doch wie mit einem Wunder zugehen, wenn ein Mann mit Ihren Kenntnissen sich dort nicht reichlich sein Brot verdiente."

In Urbans Augen war ein stilles Leuchten des Glücks getreten. „Arbeiten nach freier Wahl, im Dienste der Wissenschaft —"

„Aha, da ist schon der Hunger!"

„Wenn das Glück vor zehn Jahren gekommen wäre —"

„So hätten Sie heute wahrscheinlich ein langes Schreiben an irgend eine „Sie" losgelassen."

„Wenn Sie jemals in der Liebe eine Enttäuschung erlebt hätten —"

Elsner seufzte tief auf.

„Wer nennt sich Mann und darf sagen, daß das Weib ihn nie betrogen?"

„Die Geschichte mit der Torte, wissen Sie?"

„Die andere essen, während wir selbst zusehen? O ja, ich weiß!"

„Sie passierte mir auf meiner ersten Stelle, wo „sie" Erzieherin war. Natürlich nahm sie einen andern. Ich besah mich an dem Tage lange im Spiegel und verzichtete für immer."

der Oberförster in das Grasmückennest am seichten Wasser gelegt hatte, unter dem Kleeblatt von frischen Mädchen wirklich recht schnell zurecht, und die Gerechtigkeit, mit der er feurige Blicke und galante Worte verteilte, war musterhaft.

„Das erinnert mich lebhaft an die Art, wie wir uns siebzig verproviantieren mußten," sagte der Rittmeister eben.

„Ich denke, damals lebte man nicht schlecht."

„Schlecht? Dem Teufel auch! Wenn man seine Haut täglich zu Markte tragen muß, dann will man sie wenigstens gut einreiben. Wir Dragoner hatten besonders Glück. Da stand bei der Eskadron ein Kerl, der war in seinem Vorleben Koch bei Huster gewesen. Na, als wir das erst ergründet hatten, mußte er uns manchmal intime Déjeuners bereiten, zu denen sich der Oberst zu Gast zu laden pflegte. In Straßburg hieß das Losungswort natürlich: Gänseleberpastete! und als wir uns im Weitermarschieren nach den kleinen grauen Terrienen zurücksehnten, meinte der Bursche, wenn wir nur ein Schwein fänden, dann sollte die Pastete schon gut sein, auch ohne ma mère l'oie. Wir lagen im département du Doubs, nicht weit von Dôle; es war mitten im Winter, und weit und breit kein Borstenvieh mehr im Stall. Da meldet eines Tages ein Lieutenant nach einem weiteren Ritt, in der Gegend von Chévigné seien Schweine gesehen. Und das nach ein paar recht mageren Wochen. Ein Gefreiter uud zwei Mann wurden sofort für die Morgendämmerung des nächsten Tages nach Chévigné kommandiert. Eine Quasi-Patrouille von sechzig Mann sollte folgen. Ohne Schweine keine Rückkehr. Bei Nacht und Nebel zogen sie aus. Der Gefreite, ein junger Born aus Wiese, eines reichen Besitzers Sohn, hat mir später den Monolog zum Besten gegeben, den er bei der Gelegenheit gehalten hat. War so etwas Biblisches: Wieviel Tagelöhner hat mein Vater, die Brot die Fülle haben, und so weiter. War wirklich so eine Art Todesritt, den der Junge machen sollte, und der Gedanke mag ihm ja nahe gelegen haben, daß sein Alter ihn gerne mit einer Heerde fetter Säue losgekauft hätte. Chévigné kommt denn näher und näher, und aus dem Trab wird wohl Schritt geworden sein — da sieht Fritz Born rote Hosen. Halt! schreit er seinen Tapfern zu, als sich auch schon aus der Gruppe vor ihm eine Gestalt löst, die eifrig die weiße Fahne schwenkt. Nun wirft sich unser Gefreiter in die Brust und reitet dem Feind entgegen. L'armistice, nous avons l'armistice! schreit der. Und so war es. Der Waffenstillstand, den uns Fritz Born mitteilte, der plein chasse zurückkam und die Neuigkeit in unser Fenster brüllte, hat mich um das Rezept einer echten Straßburger gebracht, die aus Schweinefett gemacht wird."

Der Rittmeister hatte ein dankbares Publikum gehabt, als er aber geendet, war auch die Geduld erschöpft, zugleich mit dem Kaffee und dem Napfkuchen. Und da Frau Lina erklärte, daß die orientalische Stellung auf die Dauer unerträglich sei, trotz ihrer odaliskenhaften Fülle, entschloß man sich zu einem weiten Spaziergang, der allen Ausflüglern freie Hand lassen sollte, um sie nur zur bestimmten Stunde wieder am Sammelplatz zu vereinigen. Dann würde auch Baumann da sein, der nachreiten wollte, da sein Onkel ihm noch eine wichtige Mission an der Grenze aufgetragen hatte.

„Hurrah," schrieen die Jungen, ihre Mützen hoch in die Luft werfend.

„Fritz und Paul," rief der Oberförster. Die beiden Brünings kamen herangesetzt. Er sah sie ganz verblüfft an. „Euch meine ich nicht," brummte er unter dem Gelächter der übrigen, „meinen Fritz und Paul will ich haben. Schauderhafte Verwechslung, wenn die Jungen einmal zusammen sind."

Frau Minna musterte indes entsetzt die weißen Kleider ihrer Jüngsten, die schon Erinnerungen an Bach, Wald, und Rasen trugen. Ihr Gatte aber sagte befriedigt: „Thut was Ihr wollt. Wenn Ihr heile Knochen zum Sammelplatz bringt, bin ich zufrieden."

Wie die wilde Jagd raste die Jugend davon, Läuschen und Wänzchen mit sich ziehend, denen noch ein klagendes: Stanislaus, Wanda! aus Muttermunde nachtönte.

Die übrigen traten ihre Waldpromenade an, nachdem die Herren mit Umsicht und Sachkenntnis Fäßchen und Rheinweinflaschen den kühlenden Fluten anvertraut hatten.

IX.

So ging man auf dem weichen Waldboden dahin. Mieze, die ihr Spitzenkleid zu schonen hatte, folgte mit Hanna ein wenig langsamer. Ihr rundes Gesicht war rot vor Erregung und kindischer Erwartung. Auch das Waldfräulein hatte augenscheinlich ein wenig von seiner gewöhnlichen dryadischheiteren Ruhe eingebüßt.

„Hier denke ich, kann ich mich abzweigen. Leb wohl, Hanna. Wenn Du mich wiedersiehst, bin ich selige Braut."

Sie drückte krampfhaft die Hand der Freundin und verschwand hinter einem Haselbusch. Hanna ging ein wenig rascher zu, um die andern einzuholen. Die drei jungen Herren machten den Beschluß. Der Kandidat ging, wie immer, nach vorn gebeugt, die Augen am Boden haftend, auch Elsner hielt sich nicht tadellos, da er gewohnt war, die Augen überall zu haben, jetzt einen Käfer im Moose, jetzt ein tanzendes Insekt über seinem Haupte zu beobachten. Nur der junge Forstmann schritt geradeaus, wie in Reih und Glied, als wölbe sich sein prächtiger Brustkasten den Orden der Zukunft entgegen, die herrlichen Kronen der Buchen, das schmiegsame Farrenkraut, die ganze keusche Poesie des Laubwaldes mit derselben Verachtung strafend, wie sein Vorgesetzter, der die Bäume ja auch nur auf ihren Nutzwert ansah.

Und das Waldfräulein, das sich eben nach einigen bleichsüchtigen, langstieligen Campanulas gebückt hatte, wollte eben diesem aufrechten Gesellen von der grünen Farbe den Preis zuerkennen über seine links und rechts abfallenden Gefährten — als sie, den Spuren der Voranschreitenden folgend, in

dem Abdruck der schmalen, spitzzulaufenden Sohle eine achtlos zertretene Waldschnecke fand. Sie war mit dem kurzsichtigen Doktor oft genug im Walde zusammengetroffen, um zu wissen, wie sorgsam er sogar den Trichter eines jeden Ameisenbären schonte, und die schleimige zerknirschte Masse auf dem feuchten Fußpfad war Schuld an der stolzen Haltung des Köpfchens, mit der sie Herrn Hitzig antwortete, als er sie gleich darauf in das Gespräch zog.

Aber wo war Kathi? Hatte Elsner seine Erwählte vergessen? Das arme Kind hatte sich so auf diese Landpartie gefreut, und nun ließ er sie allein.

Auf seine Frage teilte ihm der Kandidat mit, daß Kathi mit Hans rechts in den Wald gegangen seien.

„Dann entschuldigen Sie mich wohl," sagte Elsner zerstreut, sich gleichfalls rechts in das Unterholz schlagend. —

Urban blieb an Hannas Seite und genoß das wehmütige Glück, von der Angebeteten seines Herzens vollständig übersehen zu werden. Viel Mitgefühl für Menschen hatte das Waldkind nicht.

Elsner bog indessen die Haselruten auseinander und suchte „seine Käthe." Er verließ sich dabei außer dem Instinkt der Leidenschaft auf ihr weißes Kleid und seine rote Mütze. Aber Vorwürfe machte er sich doch. Wenn ihn seine Braut nun mit einem Schmollmündchen empfangen würde, wäre sie nicht ganz in ihrem Recht? Entschlossen griff er nach einem jungen Ast und rettete sich eine kleine Anhöhe hinauf, denn er war bei seiner Kurzsichtigkeit in Moorboden geraten.

Mit einem Aufstöhnen der Erleichterung langte er oben an. Da — durfte er seinen Augen trauen, oder zauberte ihm sein verhextes Glas Vexierbilder vor? Er nahm die Brille ab, rieb sie am Rockärmel und setzte sie dann wieder auf. Nein, es blieb immer dasselbe. Dort, zehn Schritt vor ihm, saßen Hans und Käthe, seine Käthe, eng aneinandergeschmiegt auf einem umgestürzten Buchenstamm und — küßten sich! Kein Zweifel mehr! Selbst die Waldtauben, die so eifrig gurrten, mußten von ihrer hohen Wohnung diesen Verrat eines leichtsinnigen Weibes belauschen!

Jetzt schien wenigstens der weibliche Teile genug zu haben, denn mit einem bittenden; „laß, Hans!" entwand sich Kathi seinem Arm und stand auf. Wie sie über die zerzausten Blondzöpfe streichen wollte, ließ sie die Arme plötzlich schlaff herniedersinken und sah entgeistert zu Elsner hinüber.

„Donnerwetter!" Nun sprang Hans auch auf, während der Doktor einige Schritte näher trat.

„Was für ein Glück, daß nur Sie es sind, Elsner." Nur ich? Gerade genügend, dachte der.

„Sie werden uns nicht verraten, und vor Ihnen hat meine Käthe auch am wenigsten Scheu."

„Seine Käthe!" Wie gut Elsner die Worte kannte, die der kecke Student da so selbstverständlich aussprach!

„Wir haben uns heute verlobt." Das sagte sie, scheu und zagend, die Blicke am Boden. „Heute auf der Fahrt, und die Eltern sollen es nicht wissen. Nicht daß sie über die Thatsache selbst sehr erstaunt sein würden —" er sah mit glücklichem Siegesbewußtsein auf seine kleine Braut — „denn unsere Liebe ist mit uns groß geworden; aber es war meines Vaters ausdrücklicher Wunsch, daß ich nicht spräche, vor beendigten Studien."

„Und Mama sagte, ehe ich nicht siebzehn sei, wäre — gar — kein — Gedanke — daran." Und wie sie ihre frömmsten Bittaugen machte, die kleine, herzlose Kokette, da reichte ihr Elsner beide Hände und gelobte ewiges Schweigen. Es wurde ihm nicht einmal sehr schwer. Nur als sie nun die andern einholten und er Hanna sah, da zuckte es heiß durch sein Herz. Sie wurde also nicht seine Schwägerin! Das schmerzte.

Eine Weile später fand sich der Kandidat zu ihm.

„Haben Sie schon Nachricht, lieber Urban, daß Ihre von mir eingesendeten Arbeiten von der Pflanzenzeitung mit Dank angenommen sind?"

„Ja, ich erhielt heute eine Anfrage, ob ich mich zu bestimmten monatlichen Beiträgen verpflichten wolle, und ein Honorarangebot, daß meine kühnsten Erwartungen übertroffen haben würde — hätte ich überhaupt Erwartungen gehegt."

„Das war der erste Schritt, Urban. Lassen Sie sich von Herzen dazu Glück wünschen. Bald finden Sie in Fachkreisen die verdiente Würdigung und —"

Abweisend erhob der stille Mann die Hand.

„Es ist schon übergenug, Elsner. Glauben Sie mir, daß ich es Ihrer Freundschaft danke, ist das Schönste dabei."

„Unsinn, Freund. Der Appetit kommt mit dem Essen und einmal —"

„Steuere ich noch auf den Professor los, meinen Sie."

„Wenn auch das nicht, so sind Sie doch jedenfalls bald der Notwendigkeit überhoben, ungezogene Gören zu drillen." Elsner sah die „originellen Geschöpfchen," wie er Kathis Schwestern bisher genannt, plötzlich mit anderen Augen an. „In unsern großen Laboratorien giebt es genug zu thun. Es müßte doch wie mit einem Wunder zugehen, wenn ein Mann mit Ihren Kenntnissen sich dort nicht reichlich sein Brot verdiente."

In Urbans Augen war ein stilles Leuchten des Glücks getreten. „Arbeiten nach freier Wahl, im Dienste der Wissenschaft —"

„Aha, da ist schon der Hunger!"

„Wenn das Glück vor zehn Jahren gekommen wäre —"

„So hätten Sie heute wahrscheinlich ein langes Schreiben an irgend eine „Sie" losgelassen."

„Wenn Sie jemals in der Liebe eine Enttäuschung erlebt hätten —"

Elsner seufzte tief auf.

„Wer nennt sich Mann und darf sagen, daß das Weib ihn nie betrogen?"

„Die Geschichte mit der Torte, wissen Sie?"

„Die andere essen, während wir selbst zusehen? O ja, ich weiß!"

„Sie passierte mir auf meiner ersten Stelle, wo „sie" Erzieherin war. Natürlich nahm sie einen andern. Ich besah mich an dem Tage lange im Spiegel und verzichtete für immer."

der Oberförster in das Grasmückennest am seichten Wasser gelegt hatte, unter dem Kleeblatt von frischen Mädchen wirklich recht schnell zurecht, und die Gerechtigkeit, mit der er feurige Blicke und galante Worte verteilte, war musterhaft.

„Das erinnert mich lebhaft an die Art, wie wir uns siebzig verproviantieren mußten," sagte der Rittmeister eben.

„Ich denke, damals lebte man nicht schlecht."

„Schlecht? Dem Teufel auch! Wenn man seine Haut täglich zu Markte tragen muß, dann will man sie wenigstens gut einreiben. Wir Dragoner hatten besonders Glück. Da stand bei der Eskadron ein Kerl, der war in seinem Vorleben Koch bei Huster gewesen. Na, als wir das erst ergründet hatten, mußte er uns manchmal intime Déjeuners bereiten, zu denen sich der Oberst zu Gast zu laden pflegte. In Straßburg hieß das Losungswort natürlich: Gänseleberpastete! und als wir uns im Weitermarschieren nach den kleinen grauen Terrienen zurücksehnten, meinte der Bursche, wenn wir nur ein Schwein fänden, dann sollte die Pastete schon gut sein, auch ohne ma mère l'oie. Wir lagen im département du Doubs, nicht weit von Dôle; es war mitten im Winter, und weit und breit kein Borstenvieh mehr im Stall. Da meldet eines Tages ein Lieutenant nach einem weiteren Ritt, in der Gegend von Chévigné seien Schweine gesehen. Und das nach ein paar recht mageren Wochen. Ein Gefreiter uud zwei Mann wurden sofort für die Morgenbämmerung des nächsten Tages nach Chévigné kommandiert. Eine Quasi-Patrouille von sechzig Mann sollte folgen. Ohne Schweine keine Rückkehr. Bei Nacht und Nebel zogen sie aus. Der Gefreite, ein junger Born aus Wiese, eines reichen Besitzers Sohn, hat mir später den Monolog zum Besten gegeben, den er bei der Gelegenheit gehalten hat. War so etwas Biblisches: Wieviel Tagelöhner hat mein Vater, die Brot die Fülle haben, und so weiter. War wirklich so eine Art Todesritt, den der Junge machen sollte, und der Gedanke mag ihm ja nahe gelegen haben, daß sein Alter ihn gerne mit einer Heerde fetter Säue losgekauft hätte. Chévigné kommt denn näher und näher, und aus dem Trab wird wohl Schritt geworden sein — da sieht Fritz Born rote Hosen. Halt! schreit er seinen Tapfern zu, als sich auch schon aus der Gruppe vor ihm eine Gestalt löst, die eifrig die weiße Fahne schwenkt. Nun wirft sich unser Gefreiter in die Brust und reitet dem Feind entgegen. L'armistice, nous avons l'armistice! schreit der. Und so war es. Der Waffenstillstand, den uns Fritz Born mitteilte, der plein chasse zurückkam und die Neuigkeit in unser Fenster brüllte, hat mich um das Rezept einer echten Straßburger gebracht, die aus Schweinefett gemacht wird."

Der Rittmeister hatte ein dankbares Publikum gehabt, als er aber geendet, war auch die Geduld erschöpft, zugleich mit dem Kaffee und dem Napfkuchen. Und da Frau Lina erklärte, daß die orientalische Stellung auf die Dauer unerträglich sei, trotz ihrer odaliskenhaften Fülle, entschloß man sich zu einem weiten Spaziergang, der allen Ausflüglern freie Hand lassen sollte, um sie nur zur bestimmten Stunde wieder am Sammelplatz zu vereinigen. Dann würde auch Baumann da sein, der nachreiten wollte, da sein Onkel ihm noch eine wichtige Mission an der Grenze aufgetragen hatte.

„Hurrah," schrieen die Jungen, ihre Mützen hoch in die Luft werfend.

„Fritz und Paul," rief der Oberförster. Die beiden Brünings kamen herangesetzt. Er sah sie ganz verblüfft an. „Euch meine ich nicht," brummte er unter dem Gelächter der übrigen, „meinen Fritz und Paul will ich haben. Schauderhafte Verwechslung, wenn die Jungen einmal zusammen sind."

Frau Minna musterte indes entsetzt die weißen Kleider ihrer Jüngsten, die schon Erinnerungen an Bach, Wald, und Rasen trugen. Ihr Gatte aber sagte befriedigt: „Thut was Ihr wollt. Wenn Ihr heile Knochen zum Sammelplatz bringt, bin ich zufrieden."

Wie die wilde Jagd raste die Jugend davon, Läuschen und Wänzchen mit sich ziehend, denen noch ein klagendes: Stanislaus, Wanda! aus Muttermunde nachtönte.

Die übrigen traten ihre Waldpromenade an, nachdem die Herren mit Umsicht und Sachkenntnis Fäßchen und Rheinweinflaschen den kühlenden Fluten anvertraut hatten.

IX.

So ging man auf dem weichen Waldboden dahin. Mieze, die ihr Spitzenkleid zu schonen hatte, folgte mit Hanna ein wenig langsamer. Ihr rundes Gesicht war rot vor Erregung und kindischer Erwartung. Auch das Waldfräulein hatte augenscheinlich ein wenig von seiner gewöhnlichen dryadisch-heiteren Ruhe eingebüßt.

„Hier denke ich, kann ich mich abzweigen. Leb wohl, Hanna. Wenn Du mich wiedersiehst, bin ich selige Braut."

Sie drückte krampfhaft die Hand der Freundin und verschwand hinter einem Haselbusch. Hanna ging ein wenig rascher zu, um die andern einzuholen. Die drei jungen Herren machten den Beschluß. Der Kandidat ging, wie immer, nach vorn gebeugt, die Augen am Boden haftend, auch Elsner hielt sich nicht tadellos, da er gewohnt war, die Augen überall zu haben, jetzt einen Käfer im Moose, jetzt ein tanzendes Insekt über seinem Haupte zu beobachten. Nur der junge Forstmann schritt geradeaus, wie in Reih und Glied, als wölbe sich sein prächtiger Brustkasten den Orden der Zukunft entgegen, die herrlichen Kronen der Buchen, das schmiegsame Farrenkraut, die ganze keusche Poesie des Laubwaldes mit derselben Verachtung strafend, wie sein Vorgesetzter, der die Bäume ja auch nur auf ihren Nutzwert ansah.

Und das Waldfräulein, das sich eben nach einigen bleichsüchtigen, langstieligen Campanulas gebückt hatte, wollte eben diesem aufrechten Gesellen von der grünen Farbe den Preis zuerkennen über seine links und rechts abfallenden Gefährten — als sie, den Spuren der Voranschreitenden folgend, in

dem Abdruck der schmalen, spitzzulaufenden Sohle eine achtlos zertretene Waldschnecke fand. Sie war mit dem kurzsichtigen Doktor oft genug im Walde zusammengetroffen, um zu wissen, wie sorgsam er sogar den Trichter eines jeden Ameisenbären schonte, und die schleimige zerknirschte Masse auf dem feuchten Fußpfad war Schuld an der stolzen Haltung des Köpfchens, mit der sie Herrn Hitzig antwortete, als er sie gleich darauf in das Gespräch zog.

Aber wo war Kathi? Hatte Elsner seine Erwählte vergessen? Das arme Kind hatte sich so auf diese Landpartie gefreut, und nun ließ er sie allein.

Auf seine Frage teilte ihm der Kandidat mit, daß Kathi mit Hans rechts in den Wald gegangen seien.

„Dann entschuldigen Sie mich wohl,“ sagte Elsner zerstreut, sich gleichfalls rechts in das Unterholz schlagend. —

Urban blieb an Hannas Seite und genoß das wehmütige Glück, von der Angebeteten seines Herzens vollständig übersehen zu werden. Viel Mitgefühl für Menschen hatte das Waldkind nicht.

Elsner bog indessen die Haselruten auseinander und suchte „seine Käthe.“ Er verließ sich dabei außer dem Instinkt der Leidenschaft auf ihr weißes Kleid und seine rote Mütze. Aber Vorwürfe machte er sich doch. Wenn ihn seine Braut nun mit einem Schmollmündchen empfangen würde, wäre sie nicht ganz in ihrem Recht? Entschlossen griff er nach einem jungen Ast und rettete sich eine kleine Anhöhe hinauf, denn er war bei seiner Kurzsichtigkeit in Moorboden geraten.

Mit einem Aufstöhnen der Erleichterung langte er oben an. Da — durfte er seinen Augen trauen, oder zauberte ihm sein verhextes Glas Vexierbilder vor? Er nahm die Brille ab, rieb sie am Rockärmel und setzte sie dann wieder auf. Nein, es blieb immer dasselbe. Dort, zehn Schritt vor ihm, saßen Hans und Käthe, seine Käthe, eng aneinandergeschmiegt auf einem umgestürzten Buchenstamm und — küßten sich! Kein Zweifel mehr! Selbst die Waldtauben, die so eifrig gurrten, mußten von ihrer hohen Wohnung diesen Verrat eines leichtsinnigen Weibes belauschen!

Jetzt schien wenigstens der weibliche Teile genug zu haben, denn mit einem bittenden; „laß, Hans!“ entwand sich Kathi seinem Arm und stand auf. Wie sie über die zerzausten Blondzöpfe streichen wollte, ließ sie die Arme plötzlich schlaff herniedersinken und sah entgeistert zu Elsner hinüber.

„Donnerwetter!“ Nun sprang Hans auch auf, während der Doktor einige Schritte näher trat.

„Was für ein Glück, daß nur Sie es sind, Elsner.“ Nur ich? Gerade genügend, dachte der.

„Sie werden uns nicht verraten, und vor Ihnen hat meine Käthe auch am wenigsten Scheu.“

„Seine Käthe!“ Wie gut Elsner die Worte kannte, die der kecke Student da so selbstverständlich aussprach!

„Wir haben uns heute verlobt.“ Das sagte sie, scheu und zagend, die Blicke am Boden. „Heute auf der Fahrt, und die Eltern sollen es nicht wissen. Nicht daß sie über die Thatsache selbst sehr erstaunt sein würden —“ er sah mit glücklichem Siegesbewußtsein auf seine kleine Braut — „denn unsere Liebe ist mit uns groß geworden; aber es war meines Vaters ausdrücklicher Wunsch, daß ich nicht spräche, vor beendigten Studien.“

„Und Mama sagte, ehe ich nicht siebzehn sei, wäre — gar — kein — Gedanke — daran.“ Und wie sie ihre frömmsten Bittaugen machte, die kleine, herzlose Kokette, da reichte ihr Elsner beide Hände und gelobte ewiges Schweigen. Es wurde ihm nicht einmal sehr schwer. Nur als sie nun die andern einholten und er Hanna sah, da zuckte es heiß durch sein Herz. Sie wurde also nicht seine Schwägerin! Das schmerzte.

Eine Weile später fand sich der Kandidat zu ihm.

„Haben Sie schon Nachricht, lieber Urban, daß Ihre von mir eingesendeten Arbeiten von der Pflanzenzeitung mit Dank angenommen sind?“

„Ja, ich erhielt heute eine Anfrage, ob ich mich zu bestimmten monatlichen Beiträgen verpflichten wolle, und ein Honorarangebot, daß meine kühnsten Erwartungen übertroffen haben würde — hätte ich überhaupt Erwartungen gehegt.“

„Das war der erste Schritt, Urban. Lassen Sie sich von Herzen dazu Glück wünschen. Bald finden Sie in Fachkreisen die verdiente Würdigung und —“

Abweisend erhob der stille Mann die Hand.

„Es ist schon übergenug, Elsner. Glauben Sie mir, daß ich es Ihrer Freundschaft danke, ist das Schönste dabei.“

„Unsinn, Freund. Der Appetit kommt mit dem Essen und einmal —“

„Steuere ich noch auf den Professor los, meinen Sie.“

„Wenn auch das nicht, so sind Sie doch jedenfalls bald der Notwendigkeit überhoben, ungezogene Gören zu drillen.“ Elsner sah die „originellen Geschöpfchen,“ wie er Kathis Schwestern bisher genannt, plötzlich mit anderen Augen an. „In unsern großen Laboratorien giebt es genug zu thun. Es müßte doch wie mit einem Wunder zugehen, wenn ein Mann mit Ihren Kenntnissen sich dort nicht reichlich sein Brot verdiente.“

In Urbans Augen war ein stilles Leuchten des Glücks getreten. „Arbeiten nach freier Wahl, im Dienste der Wissenschaft —“

„Aha, da ist schon der Hunger!“

„Wenn das Glück vor zehn Jahren gekommen wäre —“

„So hätten Sie heute wahrscheinlich ein langes Schreiben an irgend eine „Sie“ losgelassen.“

„Wenn Sie jemals in der Liebe eine Enttäuschung erlebt hätten —“

Elsner seufzte tief auf.

„Wer nennt sich Mann und darf sagen, daß das Weib ihn nie betrogen?“

„Die Geschichte mit der Torte, wissen Sie?“

„Die andere essen, während wir selbst zusehen? O ja, ich weiß!“

„Sie passierte mir auf meiner ersten Stelle, wo „sie“ Erzieherin war. Natürlich nahm sie einen andern. Ich besah mich an dem Tage lange im Spiegel und verzichtete für immer.“

der Oberförster in das Grasmückennest am seichten Wasser gelegt hatte, unter dem Kleeblatt von frischen Mädchen wirklich recht schnell zurecht, und die Gerechtigkeit, mit der er feurige Blicke und galante Worte verteilte, war musterhaft.

„Das erinnert mich lebhaft an die Art, wie wir uns siebzig verproviantieren mußten," sagte der Rittmeister eben.

„Ich denke, damals lebte man nicht schlecht."

„Schlecht? Dem Teufel auch! Wenn man seine Haut täglich zu Markte tragen muß, dann will man sie wenigstens gut einreiben. Wir Dragoner hatten besonders Glück. Da stand bei der Eskadron ein Kerl, der war in seinem Vorleben Koch bei Huster gewesen. Na, als wir das erst ergründet hatten, mußte er uns manchmal intime Déjeuners bereiten, zu denen sich der Oberst zu Gast zu laden pflegte. In Straßburg hieß das Losungswort natürlich: Gänseleberpastete! und als wir uns im Weitermarschieren nach den kleinen grauen Terrienen zurücksehnten, meinte der Bursche, wenn wir nur ein Schwein fänden, dann sollte die Pastete schon gut sein, auch ohne ma mère l'oie. Wir lagen im département du Doubs, nicht weit von Dôle; es war mitten im Winter, und weit und breit kein Borstenvieh mehr im Stall. Da meldet eines Tages ein Lieutenant nach einem weiteren Ritt, in der Gegend von Chévigné seien Schweine gesehen. Und das nach ein paar recht mageren Wochen. Ein Gefreiter uud zwei Mann wurden sofort für die Morgendämmerung des nächsten Tages nach Chévigné kommandiert. Eine Quasi-Patrouille von sechzig Mann sollte folgen. Ohne Schweine keine Rückkehr. Bei Nacht und Nebel zogen sie aus. Der Gefreite, ein junger Born aus Wiese, eines reichen Besitzers Sohn, hat mir später den Monolog zum Besten gegeben, den er bei der Gelegenheit gehalten hat. War so etwas Biblisches: Wieviel Tagelöhner hat mein Vater, die Brot die Fülle haben, und so weiter. War wirklich so eine Art Todesritt, den der Junge machen sollte, und der Gedanke mag ihm ja nahe gelegen haben, daß sein Alter ihn gerne mit einer Heerde fetter Säue losgekauft hätte. Chévigné kommt denn näher und näher, und aus dem Trab wird wohl Schritt geworden sein — da sieht Fritz Born rote Hosen. Halt! schreit er seinen Tapfern zu, als sich auch schon aus der Gruppe vor ihm eine Gestalt löst, die eifrig die weiße Fahne schwenkt. Nun wirft sich unser Gefreiter in die Brust und reitet dem Feind entgegen. L'armistice, nous avons l'armistice! schreit der. Und so war es. Der Waffenstillstand, den uns Fritz Born mitteilte, der plein chasse zurückkam und die Neuigkeit in unser Fenster brüllte, hat mich um das Rezept einer echten Straßburger gebracht, die aus Schweinefett gemacht wird."

Der Rittmeister hatte ein dankbares Publikum gehabt, als er aber geendet, war auch die Geduld erschöpft, zugleich mit dem Kaffee und dem Napfkuchen. Und da Frau Lina erklärte, daß die orientalische Stellung auf die Dauer unerträglich sei, trotz ihrer odaliskenhaften Fülle, entschloß man sich zu einem weiten Spaziergang, der allen Ausflüglern freie Hand lassen sollte, um sie nur zur bestimmten Stunde wieder am Sammelplatz zu vereinigen. Dann würde auch Baumann da sein, der nachreiten wollte, da sein Onkel ihm noch eine wichtige Mission an der Grenze aufgetragen hatte.

„Hurrah," schrieen die Jungen, ihre Mützen hoch in die Luft werfend.

„Fritz und Paul," rief der Oberförster. Die beiden Brünings kamen herangesetzt. Er sah sie ganz verblüfft an. „Euch meine ich nicht," brummte er unter dem Gelächter der übrigen, „meinen Fritz und Paul will ich haben. Schauderhafte Verwechslung, wenn die Jungen einmal zusammen sind."

Frau Minna musterte indes entsetzt die weißen Kleider ihrer Jüngsten, die schon Erinnerungen an Bach, Wald, und Rasen trugen. Ihr Gatte aber sagte befriedigt: „Thut was Ihr wollt. Wenn Ihr heile Knochen zum Sammelplatz bringt, bin ich zufrieden."

Wie die wilde Jagd raste die Jugend davon, Läuschen und Wänzchen mit sich ziehend, denen noch ein klagendes: Stanislaus, Wanda! aus Muttermunde nachtönte.

Die übrigen traten ihre Waldpromenade an, nachdem die Herren mit Umsicht und Sachkenntnis Fäßchen und Rheinweinflaschen den kühlenden Fluten anvertraut hatten.

IX.

So ging man auf dem weichen Waldboden dahin. Mieze, die ihr Spitzenkleid zu schonen hatte, folgte mit Hanna ein wenig langsamer. Ihr rundes Gesicht war rot vor Erregung und kindischer Erwartung. Auch das Waldfräulein hatte augenscheinlich ein wenig von seiner gewöhnlichen dryadischheiteren Ruhe eingebüßt.

„Hier denke ich, kann ich mich abzweigen. Leb wohl, Hanna. Wenn Du mich wiedersiehst, bin ich selige Braut."

Sie drückte krampfhaft die Hand der Freundin und verschwand hinter einem Haselbusch. Hanna ging ein wenig rascher zu, um die andern einzuholen. Die drei jungen Herren machten den Beschluß. Der Kandidat ging, wie immer, nach vorn gebeugt, die Augen am Boden haftend, auch Elsner hielt sich nicht tadellos, da er gewohnt war, die Augen überall zu haben, jetzt einen Käfer im Moose, jetzt ein tanzendes Insekt über seinem Haupte zu beobachten. Nur der junge Forstmann schritt geradeaus, wie in Reih und Glied, als wölbe sich sein prächtiger Brustkasten den Orden der Zukunft entgegen, die herrlichen Kronen der Buchen, das schmiegsame Farrenkraut, die ganze keusche Poesie des Laubwaldes mit derselben Verachtung strafend, wie sein Vorgesetzter, der die Bäume ja auch nur auf ihren Nutzwert ansah.

Und das Waldfräulein, das sich eben nach einigen bleichsüchtigen, langstieligen Campanulas gebückt hatte, wollte eben diesem aufrechten Gesellen von der grünen Farbe den Preis zuerkennen über seine links und rechts abfallenden Gefährten — als sie, den Spuren der Voranschreitenden folgend, in

dem Abdruck der schmalen, spitzzulaufenden Sohle eine achtlos zertretene Waldschnecke fand. Sie war mit dem kurzsichtigen Doktor oft genug im Walde zusammengetroffen, um zu wissen, wie sorgsam er sogar den Trichter eines jeden Ameisenbären schonte, und die schleimige zerknirschte Masse auf dem feuchten Fußpfad war Schuld an der stolzen Haltung des Köpfchens, mit der sie Herrn Hitzig antwortete, als er sie gleich darauf in das Gespräch zog.

Aber wo war Kathi? Hatte Elsner seine Erwählte vergessen? Das arme Kind hatte sich so auf diese Landpartie gefreut, und nun ließ er sie allein.

Auf seine Frage teilte ihm der Kandidat mit, daß Kathi mit Hans rechts in den Wald gegangen seien.

„Dann entschuldigen Sie mich wohl," sagte Elsner zerstreut, sich gleichfalls rechts in das Unterholz schlagend. —

Urban blieb an Hannas Seite und genoß das wehmütige Glück, von der Angebeteten seines Herzens vollständig übersehen zu werden. Viel Mitgefühl für Menschen hatte das Waldkind nicht.

Elsner bog indessen die Haselruten auseinander und suchte „seine Käthe." Er verließ sich dabei außer dem Instinkt der Leidenschaft auf ihr weißes Kleid und seine rote Mütze. Aber Vorwürfe machte er sich doch. Wenn ihn seine Braut nun mit einem Schmollmündchen empfangen würde, wäre sie nicht ganz in ihrem Recht? Entschlossen griff er nach einem jungen Ast und rettete sich eine kleine Anhöhe hinauf, denn er war bei seiner Kurzsichtigkeit in Moorboden geraten.

Mit einem Aufstöhnen der Erleichterung langte er oben an. Da — durfte er seinen Augen trauen, oder zauberte ihm sein verhextes Glas Vexierbilder vor? Er nahm die Brille ab, rieb sie am Rockärmel und setzte sie dann wieder auf. Nein, es blieb immer dasselbe. Dort, zehn Schritt vor ihm, saßen Hans und Käthe, seine Käthe, eng aneinandergeschmiegt auf einem umgestürzten Buchenstamm und — küßten sich! Kein Zweifel mehr! Selbst die Waldtauben, die so eifrig gurrten, mußten von ihrer hohen Wohnung diesen Verrat eines leichtsinnigen Weibes belauschen!

Jetzt schien wenigstens der weibliche Teile genug zu haben, denn mit einem bittenden; „laß, Hans!" entwand sich Kathi seinem Arm und stand auf. Wie sie über die zerzausten Blondzöpfe streichen wollte, ließ sie die Arme plötzlich schlaff herniedersinken und sah entgeistert zu Elsner hinüber.

„Donnerwetter!" Nun sprang Hans auch auf, während der Doktor einige Schritte näher trat.

„Was für ein Glück, daß nur Sie es sind, Elsner." Nur ich? Gerade genügend, dachte der.

„Sie werden uns nicht verraten, und vor Ihnen hat meine Käthe auch am wenigsten Scheu."

„Seine Käthe!" Wie gut Elsner die Worte kannte, die der kecke Student da so selbstverständlich aussprach!

„Wir haben uns heute verlobt." Das sagte sie, scheu und zagend, die Blicke am Boden. „Heute auf der Fahrt, und die Eltern sollen es nicht wissen. Nicht daß sie über die Thatsache selbst sehr erstaunt sein würden —" er sah mit glücklichem Siegesbewußtsein auf seine kleine Braut — „denn unsere Liebe ist mit uns groß geworden; aber es war meines Vaters ausdrücklicher Wunsch, daß ich nicht spräche, vor beendigten Studien."

„Und Mama sagte, ehe ich nicht siebzehn sei, wäre — gar — kein — Gedanke — daran." Und wie sie ihre frömmsten Bittaugen machte, die kleine, herzlose Kokette, da reichte ihr Elsner beide Hände und gelobte ewiges Schweigen. Es wurde ihm nicht einmal sehr schwer. Nur als sie nun die andern einholten und er Hanna sah, da zuckte es heiß durch sein Herz. Sie wurde also nicht seine Schwägerin! Das schmerzte.

Eine Weile später fand sich der Kandidat zu ihm.

„Haben Sie schon Nachricht, lieber Urban, daß Ihre von mir eingesendeten Arbeiten von der Pflanzenzeitung mit Dank angenommen sind?"

„Ja, ich erhielt heute eine Anfrage, ob ich mich zu bestimmten monatlichen Beiträgen verpflichten wolle, und ein Honorarangebot, daß meine kühnsten Erwartungen übertroffen haben würde — hätte ich überhaupt Erwartungen gehegt."

„Das war der erste Schritt, Urban. Lassen Sie sich von Herzen dazu Glück wünschen. Bald finden Sie in Fachkreisen die verdiente Würdigung und —"

Abweisend erhob der stille Mann die Hand.

„Es ist schon übergenug, Elsner. Glauben Sie mir, daß ich es Ihrer Freundschaft danke, ist das Schönste dabei."

„Unsinn, Freund. Der Appetit kommt mit dem Essen und einmal —"

„Steuere ich noch auf den Professor los, meinen Sie."

„Wenn auch das nicht, so sind Sie doch jedenfalls bald der Notwendigkeit überhoben, ungezogene Gören zu drillen." Elsner sah die „originellen Geschöpfchen," wie er Kathis Schwestern bisher genannt, plötzlich mit anderen Augen an. „In unsern großen Laboratorien giebt es genug zu thun. Es müßte doch wie mit einem Wunder zugehen, wenn ein Mann mit Ihren Kenntnissen sich dort nicht reichlich sein Brot verdiente."

In Urbans Augen war ein stilles Leuchten des Glücks getreten. „Arbeiten nach freier Wahl, im Dienste der Wissenschaft —"

„Aha, da ist schon der Hunger!"

„Wenn das Glück vor zehn Jahren gekommen wäre —"

„So hätten Sie heute wahrscheinlich ein langes Schreiben an irgend eine „Sie" losgelassen."

„Wenn Sie jemals in der Liebe eine Enttäuschung erlebt hätten —"

Elsner seufzte tief auf.

„Wer nennt sich Mann und darf sagen, daß das Weib ihn nie betrogen?"

„Die Geschichte mit der Torte, wissen Sie?"

„Die andere essen, während wir selbst zusehen? O ja, ich weiß!"

„Sie passierte mir auf meiner ersten Stelle, wo „sie" Erzieherin war. Natürlich nahm sie einen andern. Ich besah mich an dem Tage lange im Spiegel und verzichtete für immer."

Sein Blick streifte mit der uneingestandenen Eifersucht seiner Seele Hanna und Hitzig, als ein gellender Schrei ertönte.

„Mieze," rief Frau Brüning ängstlich. Welche Henne erkennt nicht ihr Küchlein an der Stimme?

Und wirklich, aus dem Gebüsch vom Hammer her, dem man sich allmählich wieder genähert hatte, stürzte Mieze, ein Bild fassungsloser Verzweiflung, gerade in die noch rechtzeitig geöffneten Arme ihrer Mutter.

Die ganze Gesellschaft umringte die Weinende mit Ausrufen der Verwunderung.

„Was giebt es?"

„Ein — so — schreckliches Tier —"

Mit lautem Halloh in Aussicht einer ergiebigen Jagd wollten die vereinigten bösen Buben des Rittmeisters und Oberförsters die Spur aufnehmen. Da ertönte Pferdegetrappel, Georg Baumann jagte heran, und nun ging es zuerst ihm entgegen, um ihm das Abenteuer zu berichten.

Er hieß nicht umsonst Georg. Mit einem Blick wirklichen Mitleides auf das weinende Bäschen, wollte er als Drachentöter allen voran in die Büsche bringen. Aber mit nochmaligem Angstschrei warf sich Mieze ihnen entgegen.

„Keiner! Keiner! Ich sterbe, wenn — Georg, bleibe hier!" flehte sie mit gerungenen Händen, und so jämmerlich sah sie aus, als sie mit ausgebreiteten Armen vor Baumann stand, daß er nachgab. Aber trotzdem er ein herzensguter Mensch war, nicht selbstbewußter als der Durchschnitt seines Geschlechtes, das konnte er angesichts dieser Todesangst nicht verhindern, daß er von nun an bei Mieze an einen Anteil glaubte, der ihm sein Lebensglück zu sichern schien.

Je mehr man sich übrigens vom Schauplatze der Gefahr entfernte, desto ruhiger wurde Mieze, und als ihr ihr Vater an der Landungsbucht ein Glas Rheinwein bot, war die Lebensfarbe schon wieder in die vollen Wangen zurückgekehrt. Nur das zarte Kleid trug deutliche Spuren ihrer eiligen Flucht, und den Strauß Orangeblüten warf sie mit einer Geberde des Abscheus in den Weiher.

Hanna näherte sich ihr. Aber wenn Mieze zudringliche Fragen fürchtete, so konnte sie ganz ruhig sein. Die Freundin begnügte sich vollständig mit der Versicherung, daß ihr Glück ganz und für immer vernichtet sei, und sie nie wieder froh werden könne.

Wie sollte sie denn zu irgend jemand von dem sprechen, was sie dort am Hollunderstrauch erlebt hatte? Wenn sie daran dachte, daß sie hier in verschämter Glückseligkeit an seinem Arme hatte erscheinen wollen! Und nun! Nein, der Abgrund war zu tief. —

Wie Mieze an der bezeichneten Bank angekommen war, von der Tante Clara heute auf das Rad der Zeit und die Jahre der Vergangenheit geschaut hatte, war sie die erste am Stelldichein gewesen. Auch ihre Augen waren auf dem rastlos kreisenden Rade haften geblieben, auch ihren Sinn hatte das Steigen und Fallen der Wassertropfen gefangen genommen. Doch ins Märchenland der Zukunft hatte sie sich tragen lassen, in den verschlungenen Gängen ihres romantischen Edens war sie gewandelt, an seinem Arm, den rührenden Erzählungen einer geheimnisvoll verdunkelten Jugend lauschend, wie dem Gesange künstlicher Vögel zwischen den Diamantfrüchten aus Tausend und eine Nacht.

Da knackten Zweige unter nahenden Schritten. Schmachtend schlug sie die Augen auf und richtete sie auf den Ankömmling, um dann mit einer Bewegung des Entsetzens zurückzufahren.

Den weißen Strohhut mit breitem, dunkelblauen Bande auf dem pomadisierten Haupte, strohgelb behandschuht und nach der gesamten Pharmazie duftend, stand da vor ihr — Apfelbaum, der Apothekerlehrling aus der Kreisstadt!

Unfähig, diesen Sturz aus allen Himmeln gleich zu erfassen und noch an ein Mißverständnis glaubend, wollte Mieze fliehen, als der junge Mann sich vorsichtig auf seine sandfarbenen Unaussprechlichen niederließ und „Mara" flüsterte.

Das war die Erkenntnis. O, wie bitter schmeckte der Apfel von dem geheimnisvollen Baume! Sie sank auf die Bank zurück.

„Sie — Sie wären — Bogumil?"

„Dein seliger Bogumil," lispelte der Duftende. Eine schwüle Pause folgte.

„Solltest Du mich nicht anerkennen wollen, solltest Du Deine Schwüre und Beteurungen vergessen haben?"

Die arme Mara! Ihre Schwüre erschienen ihr plötzlich in einer ganz neuen Beleuchtung! „Ich dachte, Sie wären —", und in der Angst ihres Herzens nach einer Auskunft greifend, rief sie schnell: „Und Ihre Mutter?"

Bogumil Apfelbaum erhob sich aus seiner unbequemen Stellung und sah so düster aus, wie es seine glänzende Gesichtsfarbe nur irgend gestatten wollte.

„Meine Mutter? Wozu an die mich mahnen, Unglückliche!"

Mieze bebte. Noch einmal spannte sich der Regenbogen der Phantasie über die junge Seele.

„Lebt sie noch?"

„Ja."

„Sie ist?"

Eine Sekunde atemlosen Schweigens.

„Hebeamme!" — —

Da war jener gellende Schrei ertönt, da war die schwärmerische Mieze durch die Büsche gebrochen, ein gescheuchtes Reh, und das Thor zum Lande der Romantik war krachend ins Schloß gefallen. —

(Fortsetzung folgt.)



Zigeuner der Großstadt.

Roman

von

U. von Eck.

(Fortsetzung.)

Über Doktor Claras Gesicht zog der Ärger; sie machte eine ungeduldige Bewegung und trat ans Fenster. Thoma war gleich neben ihr.

„Verzeih," sagte sie liebenswürdig, „ich wollte Dich nicht verletzen, es war ja auch nur so meine erste Empfindung; vielleicht, wenn ich höre, was es ist —"

Clara war leicht besänftigt.

„Du weißt, daß mein Spezialfach eigentlich Litteraturgeschichte ist, aber ich habe mich auch immer viel mit Kunstgeschichte beschäftigt und habe im Grunde mehr Interesse dafür — nun schwanke ich zwischen zwei Themen, entweder ‚die Geschichte der englischen Litteratur vor Shakespeare' oder ‚die niederländische Malerschule'. Für das letztere habe ich, wie gesagt, die größere Lust, für das erste die besseren Kenntnisse. Das ist wirklich ein Konflikt und einer, den besser ein anderer für mich löst — was, denkst Du, würde mehr Anklang finden bei einem Verleger oder beim Publikum?"

„Hm — ja," machte Thoma und sah die alte Schulkameradin sinnend an; dann lächelte sie liebenswürdig und streckte ihr die Hand hin, „siehst Du, Clara, ich kann doch nur wieder dasselbe sagen wie vorhin, auf die Gefahr hin, daß Du wieder böse wirst: ich kann mich wirklich nicht auf den Standpunkt des Publikums stellen — ich sehe es immer wieder von Deinem aus."

„Du bist eigensinnig!"

„Wahrhaftig nicht. Nehmen wir also meinetwegen ein Publikum an — aber welches? Solch eine wissenschaftliche Arbeit wendet sich doch immer an ein ganz bestimmtes Publikum, hier das eine Thema an die Maler, das andere an die Litteraten."

„Und ihre Gefolgschaften unter den Laien!"

„Gewiß, aber auch da an zwei verschiedene Gruppen — die Menschen mit Universal-Interesse sind in unserer überfrachteten Zeit eine Unmöglichkeit geworden. Und deshalb allein möchte ich sagen: kümmere Dich nicht um die Leute, sondern um Dich; wozu Dich's am meisten drängt, das mach'!"

„Du meinst also die ‚Malerschule.'"

„Hm — ich weiß es wirklich nicht, Clara. Ich würde das vielleicht meinen, wenn es sich um eine leichte, belletristische Arbeit handelte, aber bei einem wissenschaftlichen Werk — da kommt es doch nicht bloß auf Neigung an, ja, diese vergeht sogar, glaube ich, wenn uns immerfort die nötigen Kenntnisse fehlen und mühsam und stückweise nachgeholt werden wollen, ich glaube, das wird quälerisch —"

„Also die litterarische Arbeit!" sagte Doktor Clara ungeduldig.

„Ohne Lust auch wieder nicht, Clara. Weshalb muß es denn aber überhaupt etwas sein, wie kommst Du so plötzlich darauf, mit aller Gewalt etwas arbeiten zu wollen — warte doch ab, bis Dir mit wirklich zwingender Macht eine Inspiration kommt, dann bist Du auch sicher, das Rechte zu treffen. Mein Rat ist der — mache keins von beiden!"

Doktor Clara sprang so heftig von ihrem Stuhl auf, daß derselbe beinahe umgefallen wäre . . .

„Was! keins von beiden! Nun, dazu hätte ich allerdings nicht herzukommen brauchen — wahrlich, ein recht freundschaftlicher Rat!" Sie stürmte nach der Thür.

Thoma trat ihr in den Weg, legte ihr die Hände auf die Schultern und sah ihr in die zornigen Augen.

„Das ist er in der That, Clara, ein wirklich freundschaftlicher Rat, und der einzige, den ich aus meinem Empfinden heraus geben konnte. Und sieh — machst Du's nicht jetzt selbst so, wie Du's vorhin tadeltest? Du bist ärgerlich, daß ich Dir nicht den Rat gegeben habe, den Du erhofftest. Aber es fällt mir eben noch ein anderer ein, und vielleicht ist der mehr Deiner Natur gemäß: beginne beides — dann wirst Du ja sehen, welches es sein muß."

Über Doktor Claras Gesicht ging wieder ein freundlicherer Zug, aber sie erwiderte nichts Direktes mehr.

„Ich muß nun fort, Thoma, adieu."

„Bist Du mir böse, Clara?"

„Im Gegenteil — ich danke Dir."

Dann war sie hinaus.

Als, eine halbe Stunde später, Thoma auf die Straße hinaustrat, stieß sie auf Gunnar, der eilig in das Haus treten wollte, einige Rosen in der Hand.

„Gunnar!" jubelte Thoma auf, und Thränen schossen in ihre Augen.

„Guten Morgen, Thoma, ich wollte — ich mußte sehen, wie es Dir geht — aber was ist mit Dir . . . irgend etwas ist geschehen."

Thomas Stimme zitterte, als sie sprach:

„Ja, Gunnar, ja — etwas Herrliches ist geschehen — hier, da sieh: Ole Jasmussen ist gestorben — nun — nun bin ich frei! frei! und nun —" ihr ganzes bleiches Gesicht zitterte, als sie ihn ansah. O, warum mußte es hier auf der Straße sein, warum war sie nicht wenige Minuten später fertig geworden, dann hätte er sie jetzt oben in seine Arme geschlossen, wie gestern abend, und sie wären selig gewesen, selig . . .

„Gunnar, so sprich doch!"

Volinder war wie erschrocken zurückgefahren bei

Sein Blick streifte mit der uneingestandenen Eifersucht seiner Seele Hanna und Hitzig, als ein gellender Schrei ertönte.

„Mieze," rief Frau Brüning ängstlich. Welche Henne erkennt nicht ihr Küchlein an der Stimme?

Und wirklich, aus dem Gebüsch vom Hammer her, dem man sich allmählich wieder genähert hatte, stürzte Mieze, ein Bild fassungsloser Verzweiflung, gerade in die noch rechtzeitig geöffneten Arme ihrer Mutter.

Die ganze Gesellschaft umringte die Weinende mit Ausrufen der Verwunderung.

„Was giebt es?"

„Ein — so — schreckliches Tier —"

Mit lautem Halloh in Aussicht einer ergiebigen Jagd wollten die vereinigten bösen Buben des Rittmeisters und Oberförsters die Spur aufnehmen. Da ertönte Pferdegetrappel, Georg Baumann jagte heran, und nun ging es zuerst ihm entgegen, um ihm das Abenteuer zu berichten.

Er hieß nicht umsonst Georg. Mit einem Blick wirklichen Mitleides auf das weinende Bäschen, wollte er als Drachentöter allen voran in die Büsche dringen. Aber mit nochmaligem Angstschrei warf sich Mieze ihnen entgegen.

„Keiner! Keiner! Ich sterbe, wenn — Georg, bleibe hier!" flehte sie mit gerungenen Händen, und so jämmerlich sah sie aus, als sie mit ausgebreiteten Armen vor Baumann stand, daß er nachgab. Aber trotzdem er ein herzensguter Mensch war, nicht selbstbewußter als der Durchschnitt seines Geschlechtes, das konnte er angesichts dieser Todesangst nicht verhindern, daß er von nun an bei Mieze an einen Anteil glaubte, der ihm sein Lebensglück zu sichern schien.

Je mehr man sich übrigens vom Schauplatze der Gefahr entfernte, desto ruhiger wurde Mieze, und als ihr ihr Vater an der Landungsbucht ein Glas Rheinwein bot, war die Lebensfarbe schon wieder in die vollen Wangen zurückgekehrt. Nur das zarte Kleid trug deutliche Spuren ihrer eiligen Flucht, und den Strauß Orangeblüten warf sie mit einer Geberde des Abscheus in den Weiher.

Hanna näherte sich ihr. Aber wenn Mieze zudringliche Fragen fürchtete, so konnte sie ganz ruhig sein. Die Freundin begnügte sich vollständig mit der Versicherung, daß ihr Glück ganz und für immer vernichtet sei, und sie nie wieder froh werden könne.

Wie sollte sie denn zu irgend jemand von dem sprechen, was sie dort am Hollunderstrauch erlebt hatte? Wenn sie daran dachte, daß sie hier in verschämter Glückseligkeit an seinem Arme hatte erscheinen wollen! Und nun! Nein, der Abgrund war zu tief. —

Wie Mieze an der bezeichneten Bank angekommen war, von der Tante Clara heute auf das Rad der Zeit und die Jahre der Vergangenheit geschaut hatte, war sie die erste am Stelldichein gewesen. Auch ihre Augen waren auf dem rastlos kreisenden Rade haften geblieben, auch ihren Sinn hatte das Steigen und Fallen der Wassertropfen gefangen genommen. Doch ins Märchenland der Zukunft hatte sie sich tragen lassen, in den verschlungenen Gängen ihres romantischen Edens war sie gewandelt, an seinem Arm, den rührenden Erzählungen einer geheimnisvoll verdunkelten Jugend lauschend, wie dem Gesange künstlicher Vögel zwischen den Diamantfrüchten aus Tausend und eine Nacht.

Da knackten Zweige unter nahenden Schritten. Schmachtend schlug sie die Augen auf und richtete sie auf den Ankömmling, um dann mit einer Bewegung des Entsetzens zurückzufahren.

Den weißen Strohhut mit breitem, dunkelblauen Bande auf dem pomadisierten Haupte, strohgelb behandschuht und nach der gesamten Pharmazie duftend, stand da vor ihr — Apfelbaum, der Apothekerlehrling aus der Kreisstadt!

Unfähig, diesen Sturz aus allen Himmeln gleich zu erfassen und noch an ein Mißverständnis glaubend, wollte Mieze fliehen, als der junge Mann sich vorsichtig auf seine sandfarbenen Unaussprechlichen niederließ und „Mara" flüsterte.

Das war die Erkenntnis. O, wie bitter schmeckte der Apfel von dem geheimnisvollen Baume! Sie sank auf die Bank zurück.

„Sie — Sie wären — Bogumil?"

„Dein seliger Bogumil," lispelte der Duftende. Eine schwüle Pause folgte.

„Solltest Du mich nicht anerkennen wollen, solltest Du Deine Schwüre und Beteurungen vergessen haben?"

Die arme Mara! Ihre Schwüre erschienen ihr plötzlich in einer ganz neuen Beleuchtung! „Ich dachte, Sie wären —", und in der Angst ihres Herzens nach einer Auskunft greifend, rief sie schnell: „Und Ihre Mutter?"

Bogumil Apfelbaum erhob sich aus seiner unbequemen Stellung und sah so düster aus, wie es seine glänzende Gesichtsfarbe nur irgend gestatten wollte.

„Meine Mutter? Wozu an die mich mahnen, Unglückliche!"

Mieze bebte. Noch einmal spannte sich der Regenbogen der Phantasie über die junge Seele.

„Lebt sie noch?"

„Ja."

„Sie ist?"

Eine Sekunde atemlosen Schweigens.

„Hebeamme!" — —

Da war jener gellende Schrei ertönt, da war die schwärmerische Mieze durch die Büsche gebrochen, ein gescheuchtes Reh, und das Thor zum Lande der Romantik war krachend ins Schloß gefallen. —

(Fortsetzung folgt.)



Zigeuner der Großstadt.

Roman
von
U. von Eck.

(Fortsetzung.)

Über Doktor Claras Gesicht zog der Ärger; sie machte eine ungeduldige Bewegung und trat ans Fenster. Thoma war gleich neben ihr.

„Verzeih," sagte sie liebenswürdig, „ich wollte Dich nicht verletzen, es war ja auch nur so meine erste Empfindung; vielleicht, wenn ich höre, was es ist —"

Clara war leicht besänftigt.

„Du weißt, daß mein Spezialfach eigentlich Litteraturgeschichte ist, aber ich habe mich auch immer viel mit Kunstgeschichte beschäftigt und habe im Grunde mehr Interesse dafür — nun schwanke ich zwischen zwei Themen, entweder ‚die Geschichte der englischen Litteratur vor Shakespeare' oder ‚die niederländische Malerschule'. Für das letztere habe ich, wie gesagt, die größere Lust, für das erste die besseren Kenntnisse. Das ist wirklich ein Konflikt und einer, den besser ein anderer für mich löst — was, denkst Du, würde mehr Anklang finden bei einem Verleger oder beim Publikum?"

„Hm — ja," machte Thoma und sah die alte Schulkameradin sinnend an; dann lächelte sie liebenswürdig und streckte ihr die Hand hin, „siehst Du, Clara, ich kann doch nur wieder dasselbe sagen wie vorhin, auf die Gefahr hin, daß Du wieder böse wirst: ich kann mich wirklich nicht auf den Standpunkt des Publikums stellen — ich sehe es immer wieder von Deinem aus."

„Du bist eigensinnig!"

„Wahrhaftig nicht. Nehmen wir also meinetwegen ein Publikum an — aber welches? Solch eine wissenschaftliche Arbeit wendet sich doch immer an ein ganz bestimmtes Publikum, hier das eine Thema an die Maler, das andere an die Litteraten."

„Und ihre Gefolgschaften unter den Laien!"

„Gewiß, aber auch da an zwei verschiedene Gruppen — die Menschen mit Universal-Interesse sind in unserer überfrachteten Zeit eine Unmöglichkeit geworden. Und deshalb allein möchte ich sagen: kümmere Dich nicht um die Leute, sondern um Dich; wozu Dich's am meisten drängt, das mach'!"

„Du meinst also die ‚Malerschule.'"

„Hm — ich weiß es wirklich nicht, Clara. Ich würde das vielleicht meinen, wenn es sich um eine leichte, belletristische Arbeit handelte, aber bei einem wissenschaftlichen Werk — da kommt es doch nicht bloß auf Neigung an, ja, diese vergeht sogar, glaube ich, wenn uns immerfort die nötigen Kenntnisse fehlen und mühsam und stückweise nachgeholt werden wollen, ich glaube, das wird quälerisch —"

„Also die litterarische Arbeit!" sagte Doktor Clara ungeduldig.

„Ohne Lust auch wieder nicht, Clara. Weshalb muß es denn aber überhaupt etwas sein, wie kommst Du so plötzlich darauf, mit aller Gewalt etwas arbeiten zu wollen — warte doch ab, bis Dir mit wirklich zwingender Macht eine Inspiration kommt, dann bist Du auch sicher, das Rechte zu treffen. Mein Rat ist der — mache keins von beiden!"

Doktor Clara sprang so heftig von ihrem Stuhl auf, daß derselbe beinahe umgefallen wäre . . .

„Was! keins von beiden! Nun, dazu hätte ich allerdings nicht herzukommen brauchen — wahrlich, ein recht freundschaftlicher Rat!" Sie stürmte nach der Thür.

Thoma trat ihr in den Weg, legte ihr die Hände auf die Schultern und sah ihr in die zornigen Augen.

„Das ist er in der That, Clara, ein wirklich freundschaftlicher Rat, und der einzige, den ich aus meinem Empfinden heraus geben konnte. Und sieh — machst Du's nicht jetzt selbst so, wie Du's vorhin tadeltest? Du bist ärgerlich, daß ich Dir nicht den Rat gegeben habe, den Du erhofftest. Aber es fällt mir eben noch ein anderer ein, und vielleicht ist der mehr Deiner Natur gemäß: beginne beides — dann wirst Du ja sehen, welches es sein muß."

Über Doktor Claras Gesicht ging wieder ein freundlicherer Zug, aber sie erwiderte nichts Direktes mehr.

„Ich muß nun fort, Thoma, adieu."

„Bist Du mir böse, Clara?"

„Im Gegenteil — ich danke Dir."

Dann war sie hinaus.

Als, eine halbe Stunde später, Thoma auf die Straße hinaustrat, stieß sie auf Gunnar, der eilig in das Haus treten wollte, einige Rosen in der Hand.

„Gunnar!" jubelte Thoma auf, und Thränen schossen in ihre Augen.

„Guten Morgen, Thoma, ich wollte — ich mußte sehen, wie es Dir geht — aber was ist mit Dir . . . irgend etwas ist geschehen."

Thomas Stimme zitterte, als sie sprach:

„Ja, Gunnar, ja — etwas Herrliches ist geschehen — hier, da sieh: Ole Jasmussen ist gestorben — nun — nun bin ich frei! frei! und nun —" ihr ganzes bleiches Gesicht zitterte, als sie ihn ansah. O, warum mußte es hier auf der Straße sein, warum war sie nicht wenige Minuten später fertig geworden, dann hätte er sie jetzt oben in seine Arme geschlossen, wie gestern abend, und sie wären selig gewesen, selig . . .

„Gunnar, so sprich doch!"

Bolinder war wie erschrocken zurückgefahren bei

Sein Blick streifte mit der uneingestandenen Eifersucht seiner Seele Hanna und Hitzig, als ein gellender Schrei ertönte.

„Mieze," rief Frau Brüning ängstlich. Welche Henne erkennt nicht ihr Küchlein an der Stimme?

Und wirklich, aus dem Gebüsch vom Hammer her, dem man sich allmählich wieder genähert hatte, stürzte Mieze, ein Bild fassungsloser Verzweiflung, gerade in die noch rechtzeitig geöffneten Arme ihrer Mutter.

Die ganze Gesellschaft umringte die Weinende mit Ausrufen der Verwunderung.

„Was giebt es?"

„Ein — so — schreckliches Tier —"

Mit lautem Halloh in Aussicht einer ergiebigen Jagd wollten die vereinigten bösen Buben des Rittmeisters und Oberförsters die Spur aufnehmen. Da ertönte Pferdegetrappel, Georg Baumann jagte heran, und nun ging es zuerst ihm entgegen, um ihm das Abenteuer zu berichten.

Er hieß nicht umsonst Georg. Mit einem Blick wirklichen Mitleides auf das weinende Bäschen, wollte er als Drachentöter allen voran in die Büsche bringen. Aber mit nochmaligem Angstschrei warf sich Mieze ihnen entgegen.

„Keiner! Keiner! Ich sterbe, wenn — Georg, bleibe hier!" flehte sie mit gerungenen Händen, und so jämmerlich sah sie aus, als sie mit ausgebreiteten Armen vor Baumann stand, daß er nachgab. Aber trotzdem er ein herzensguter Mensch war, nicht selbstbewußter als der Durchschnitt seines Geschlechtes, das konnte er angesichts dieser Todesangst nicht verhindern, daß er von nun an bei Mieze an einen Anteil glaubte, der ihm sein Lebensglück zu sichern schien.

Je mehr man sich übrigens vom Schauplatze der Gefahr entfernte, desto ruhiger wurde Mieze, und als ihr ihr Vater an der Landungsbucht ein Glas Rheinwein bot, war die Lebensfarbe schon wieder in die vollen Wangen zurückgekehrt. Nur das zarte Kleid trug deutliche Spuren ihrer eiligen Flucht, und den Strauß Orangeblüten warf sie mit einer Geberde des Abscheus in den Weiher.

Hanna näherte sich ihr. Aber wenn Mieze zudringliche Fragen fürchtete, so konnte sie ganz ruhig sein. Die Freundin begnügte sich vollständig mit der Versicherung, daß ihr Glück ganz und für immer vernichtet sei, und sie nie wieder froh werden könne.

Wie sollte sie denn zu irgend jemand von dem sprechen, was sie dort am Hollunderstrauch erlebt hatte? Wenn sie daran dachte, daß sie hier in verschämter Glückseligkeit an seinem Arme hatte erscheinen wollen! Und nun! Nein, der Abgrund war zu tief. —

Wie Mieze an der bezeichneten Bank angekommen war, von der Tante Clara heute auf das Rad der Zeit und die Jahre der Vergangenheit geschaut hatte, war sie die erste am Stelldichein gewesen. Auch ihre Augen waren auf dem rastlos kreisenden Rade haften geblieben, auch ihren Sinn hatte das Steigen und Fallen der Wassertropfen gefangen genommen. Doch ins Märchenland der Zukunft hatte sie sich tragen lassen, in den verschlungenen Gängen ihres romantischen Edens war sie gewandelt, an seinem Arm, den rührenden Erzählungen einer geheimnisvoll verdunkelten Jugend lauschend, wie dem Gesange künstlicher Vögel zwischen den Diamantfrüchten aus Tausend und eine Nacht.

Da knackten Zweige unter nahenden Schritten. Schmachtend schlug sie die Augen auf und richtete sie auf den Ankömmling, um dann mit einer Bewegung des Entsetzens zurückzufahren.

Den weißen Strohhut mit breitem, dunkelblauen Bande auf dem pomadisierten Haupte, strohgelb behandschuht und nach der gesamten Pharmazie duftend, stand da vor ihr — Apfelbaum, der Apothekerlehrling aus der Kreisstadt!

Unfähig, diesen Sturz aus allen Himmeln gleich zu erfassen und noch an ein Mißverständnis glaubend, wollte Mieze fliehen, als der junge Mann sich vorsichtig auf seine sandfarbenen Unaussprechlichen niederließ und „Mara" flüsterte.

Das war die Erkenntnis. O, wie bitter schmeckte der Apfel von dem geheimnisvollen Baume! Sie sank auf die Bank zurück.

„Sie — Sie wären — Bogumil?"

„Dein seliger Bogumil," lispelte der Duftende. Eine schwüle Pause folgte.

„Solltest Du mich nicht anerkennen wollen, solltest Du Deine Schwüre und Beteurungen vergessen haben?"

Die arme Mara! Ihre Schwüre erschienen ihr plötzlich in einer ganz neuen Beleuchtung! „Ich dachte, Sie wären —", und in der Angst ihres Herzens nach einer Auskunft greifend, rief sie schnell: „Und Ihre Mutter?"

Bogumil Apfelbaum erhob sich aus seiner unbequemen Stellung und sah so düster aus, wie es seine glänzende Gesichtsfarbe nur irgend gestatten wollte.

„Meine Mutter? Wozu an die mich mahnen, Unglückliche!"

Mieze bebte. Noch einmal spannte sich der Regenbogen der Phantasie über die junge Seele.

„Lebt sie noch?"

„Ja."

„Sie ist?"

Eine Sekunde atemlosen Schweigens.

„Hebeamme!" — —

Da war jener gellende Schrei ertönt, da war die schwärmerische Mieze durch die Büsche gebrochen, ein gescheuchtes Reh, und das Thor zum Lande der Romantik war krachend ins Schloß gefallen. —

(Fortsetzung folgt.)

Zigeuner der Großstadt.

Roman
von
U. von Eck.

(Fortsetzung.)

Über Doktor Claras Gesicht zog der Ärger; sie machte eine ungeduldige Bewegung und trat ans Fenster. Thoma war gleich neben ihr.

„Verzeih," sagte sie liebenswürdig, „ich wollte Dich nicht verletzen, es war ja auch nur so meine erste Empfindung; vielleicht, wenn ich höre, was es ist —"

Clara war leicht besänftigt.

„Du weißt, daß mein Spezialfach eigentlich Litteraturgeschichte ist, aber ich habe mich auch immer viel mit Kunstgeschichte beschäftigt und habe im Grunde mehr Interesse dafür — nun schwanke ich zwischen zwei Themen, entweder ‚die Geschichte der englischen Litteratur vor Shakespeare' oder ‚die niederländische Malerschule'. Für das letztere habe ich, wie gesagt, die größere Lust, für das erste die besseren Kenntnisse. Das ist wirklich ein Konflikt und einer, den besser ein anderer für mich löst — was, denkst Du, würde mehr Anklang finden bei einem Verleger oder beim Publikum?"

„Hm — ja," machte Thoma und sah die alte Schulkameradin sinnend an; dann lächelte sie liebenswürdig und streckte ihr die Hand hin, „siehst Du, Clara, ich kann doch nur wieder dasselbe sagen wie vorhin, auf die Gefahr hin, daß Du wieder böse wirst: ich kann mich wirklich nicht auf den Standpunkt des Publikums stellen — ich sehe es immer wieder von Deinem aus."

„Du bist eigensinnig!"

„Wahrhaftig nicht. Nehmen wir also meinetwegen ein Publikum an — aber welches? Solch eine wissenschaftliche Arbeit wendet sich doch immer an ein ganz bestimmtes Publikum, hier das eine Thema an die Maler, das andere an die Litteraten."

„Und ihre Gefolgschaften unter den Laien!"

„Gewiß, aber auch da an zwei verschiedene Gruppen — die Menschen mit Universal-Interesse sind in unserer überfrachteten Zeit eine Unmöglichkeit geworden. Und deshalb allein möchte ich sagen: kümmere Dich nicht um die Leute, sondern um Dich; wozu Dich's am meisten drängt, das mach'!"

„Du meinst also die ‚Malerschule.'"

„Hm — ich weiß es wirklich nicht, Clara. Ich würde das vielleicht meinen, wenn es sich um eine leichte, belletristische Arbeit handelte, aber bei einem wissenschaftlichen Werk — da kommt es doch nicht bloß auf Neigung an, ja, diese vergeht sogar, glaube ich, wenn uns immerfort die nötigen Kenntnisse fehlen und mühsam und stückweise nachgeholt werden wollen, ich glaube, das wird quälerisch —"

„Also die litterarische Arbeit!" sagte Doktor Clara ungeduldig.

„Ohne Lust auch wieder nicht, Clara. Weshalb muß es denn aber überhaupt etwas sein, wie kommst Du so plötzlich darauf, mit aller Gewalt etwas arbeiten zu wollen — warte doch ab, bis Dir mit wirklich zwingender Macht eine Inspiration kommt, dann bist Du auch sicher, das Rechte zu treffen. Mein Rat ist der — mache keins von beiden!"

Doktor Clara sprang so heftig von ihrem Stuhl auf, daß derselbe beinahe umgefallen wäre . . .

„Was! keins von beiden! Nun, dazu hätte ich allerdings nicht herzukommen brauchen — wahrlich, ein recht freundschaftlicher Rat!" Sie stürmte nach der Thür.

Thoma trat ihr in den Weg, legte ihr die Hände auf die Schultern und sah ihr in die zornigen Augen.

„Das ist er in der That, Clara, ein wirklich freundschaftlicher Rat, und der einzige, den ich aus meinem Empfinden heraus geben konnte. Und sieh — machst Du's nicht jetzt selbst so, wie Du's vorhin tadeltest? Du bist ärgerlich, daß ich Dir nicht den Rat gegeben habe, den Du erhofftest. Aber es fällt mir eben noch ein anderer ein, und vielleicht ist der mehr Deiner Natur gemäß: beginne beides — dann wirst Du ja sehen, welches es sein muß."

Über Doktor Claras Gesicht ging wieder ein freundlicherer Zug, aber sie erwiderte nichts Direktes mehr.

„Ich muß nun fort, Thoma, adieu."

„Bist Du mir böse, Clara?"

„Im Gegenteil — ich danke Dir."

Dann war sie hinaus.

Als, eine halbe Stunde später, Thoma auf die Straße hinaustrat, stieß sie auf Gunnar, der eilig in das Haus treten wollte, einige Rosen in der Hand.

„Gunnar!" jubelte Thoma auf, und Thränen schossen in ihre Augen.

„Guten Morgen, Thoma, ich wollte — ich mußte sehen, wie es Dir geht — aber was ist mit Dir . . . irgend etwas ist geschehen."

Thomas Stimme zitterte, als sie sprach:

„Ja, Gunnar, ja — etwas Herrliches ist geschehen — hier, da sieh: Ole Jasmussen ist gestorben — nun — nun bin ich frei! frei! und nun —" ihr ganzes bleiches Gesicht zitterte, als sie ihn ansah. O, warum mußte es hier auf der Straße sein, warum war sie nicht wenige Minuten später fertig geworden, dann hätte er sie jetzt oben in seine Arme geschlossen, wie gestern abend, und sie wären selig gewesen, selig . . .

„Gunnar, so sprich doch!"

Bolinder war wie erschrocken zurückgefahren bei

Sein Blick streifte mit der uneingestandenen Eifersucht seiner Seele Hanna und Hitzig, als ein gellender Schrei ertönte.

„Mieze," rief Frau Brüning ängstlich. Welche Henne erkennt nicht ihr Küchlein an der Stimme?

Und wirklich, aus dem Gebüsch vom Hammer her, dem man sich allmählich wieder genähert hatte, stürzte Mieze, ein Bild fassungsloser Verzweiflung, gerade in die noch rechtzeitig geöffneten Arme ihrer Mutter.

Die ganze Gesellschaft umringte die Weinende mit Ausrufen der Verwunderung.

„Was giebt es?"

„Ein — so — schreckliches Tier —"

Mit lautem Halloh in Aussicht einer ergiebigen Jagd wollten die vereinigten bösen Buben des Rittmeisters und Oberförsters die Spur aufnehmen. Da ertönte Pferdegetrappel, Georg Baumann jagte heran, und nun ging es zuerst ihm entgegen, um ihm das Abenteuer zu berichten.

Er hieß nicht umsonst Georg. Mit einem Blick wirklichen Mitleides auf das weinende Bäschen, wollte er als Drachentöter allen voran in die Büsche dringen. Aber mit nochmaligem Angstschrei warf sich Mieze ihnen entgegen.

„Keiner! Keiner! Ich sterbe, wenn — Georg, bleibe hier!" flehte sie mit gerungenen Händen, und so jämmerlich sah sie aus, als sie mit ausgebreiteten Armen vor Baumann stand, daß er nachgab. Aber trotzdem er ein herzensguter Mensch war, nicht selbstbewußter als der Durchschnitt seines Geschlechtes, das konnte er angesichts dieser Todesangst nicht verhindern, daß er von nun an bei Mieze an einen Anteil glaubte, der ihm sein Lebensglück zu sichern schien.

Je mehr man sich übrigens vom Schauplatze der Gefahr entfernte, desto ruhiger wurde Mieze, und als ihr ihr Vater an der Landungsbucht ein Glas Rheinwein bot, war die Lebensfarbe schon wieder in die vollen Wangen zurückgekehrt. Nur das zarte Kleid trug deutliche Spuren ihrer eiligen Flucht, und den Strauß Orangeblüten warf sie mit einer Geberde des Abscheus in den Weiher.

Hanna näherte sich ihr. Aber wenn Mieze zudringliche Fragen fürchtete, so konnte sie ganz ruhig sein. Die Freundin begnügte sich vollständig mit der Versicherung, daß ihr Glück ganz und für immer vernichtet sei, und sie nie wieder froh werden könne.

Wie sollte sie denn zu irgend jemand von dem sprechen, was sie dort am Hollunderstrauch erlebt hatte? Wenn sie daran dachte, daß sie hier in verschämter Glückseligkeit an seinem Arme hatte erscheinen wollen! Und nun! Nein, der Abgrund war zu tief. —

Wie Mieze an der bezeichneten Bank angekommen war, von der Tante Clara heute auf das Rad der Zeit und die Jahre der Vergangenheit geschaut hatte, war sie die erste am Stelldichein gewesen. Auch ihre Augen waren auf dem rastlos kreisenden Rade haften geblieben, auch ihren Sinn hatte das Steigen und Fallen der Wassertropfen gefangen genommen. Doch ins Märchenland der Zukunft hatte sie sich tragen lassen, in den verschlungenen Gängen ihres romantischen Edens war sie gewandelt, an seinem Arm, den rührenden Erzählungen einer geheimnisvoll verdunkelten Jugend lauschend, wie dem Gesange künstlicher Vögel zwischen den Diamantfrüchten aus Tausend und eine Nacht.

Da knackten Zweige unter nahenden Schritten. Schmachtend schlug sie die Augen auf und richtete sie auf den Ankömmling, um dann mit einer Bewegung des Entsetzens zurückzufahren.

Den weißen Strohhut mit breitem, dunkelblauen Bande auf dem pomadisierten Haupte, strohgelb behandschuht und nach der gesamten Pharmazie duftend, stand da vor ihr — Apfelbaum, der Apothekerlehrling aus der Kreisstadt!

Unfähig, diesen Sturz aus allen Himmeln gleich zu erfassen und noch an ein Mißverständnis glaubend, wollte Mieze fliehen, als der junge Mann sich vorsichtig auf seine sandfarbenen Unaussprechlichen niederließ und „Mara" flüsterte.

Das war die Erkenntnis. O, wie bitter schmeckte der Apfel von dem geheimnisvollen Baume! Sie sank auf die Bank zurück.

„Sie — Sie wären — Bogumil?"

„Dein seliger Bogumil," lispelte der Duftende. Eine schwüle Pause folgte.

„Solltest Du mich nicht anerkennen wollen, solltest Du Deine Schwüre und Beteurungen vergessen haben?"

Die arme Mara! Ihre Schwüre erschienen ihr plötzlich in einer ganz neuen Beleuchtung! „Ich dachte, Sie wären —", und in der Angst ihres Herzens nach einer Auskunft greifend, rief sie schnell: „Und Ihre Mutter?"

Bogumil Apfelbaum erhob sich aus seiner unbequemen Stellung und sah so düster aus, wie es seine glänzende Gesichtsfarbe nur irgend gestatten wollte.

„Meine Mutter? Wozu an die mich mahnen, Unglückliche!"

Mieze bebte. Noch einmal spannte sich der Regenbogen der Phantasie über die junge Seele.

„Lebt sie noch?"

„Ja."

„Sie ist?"

Eine Sekunde atemlosen Schweigens.

„Hebeamme!" — —

Da war jener gellende Schrei ertönt, da war die schwärmerische Mieze durch die Büsche gebrochen, ein gescheuchtes Reh, und das Thor zum Lande der Romantik war krachend ins Schloß gefallen. —

(Fortsetzung folgt.)



Zigeuner der Großstadt.

Roman

von

U. von Eck.

(Fortsetzung.)

Über Doktor Claras Gesicht zog der Ärger; sie machte eine ungeduldige Bewegung und trat ans Fenster. Thoma war gleich neben ihr.

„Verzeih," sagte sie liebenswürdig, „ich wollte Dich nicht verletzen, es war ja auch nur so meine erste Empfindung; vielleicht, wenn ich höre, was es ist —"

Clara war leicht besänftigt.

„Du weißt, daß mein Spezialfach eigentlich Litteraturgeschichte ist, aber ich habe mich auch immer viel mit Kunstgeschichte beschäftigt und habe im Grunde mehr Interesse dafür — nun schwanke ich zwischen zwei Themen, entweder ‚die Geschichte der englischen Litteratur vor Shakespeare' oder ‚die niederländische Malerschule'. Für das letztere habe ich, wie gesagt, die größere Lust, für das erste die besseren Kenntnisse. Das ist wirklich ein Konflikt und einer, den besser ein anderer für mich löst — was, denkst Du, würde mehr Anklang finden bei einem Verleger oder beim Publikum?"

„Hm — ja," machte Thoma und sah die alte Schulkameradin sinnend an; dann lächelte sie liebenswürdig und streckte ihr die Hand hin, „siehst Du, Clara, ich kann doch nur wieder dasselbe sagen wie vorhin, auf die Gefahr hin, daß Du wieder böse wirst: ich kann mich wirklich nicht auf den Standpunkt des Publikums stellen — ich sehe es immer wieder von Deinem aus."

„Du bist eigensinnig!"

„Wahrhaftig nicht. Nehmen wir also meinetwegen ein Publikum an — aber welches? Solch eine wissenschaftliche Arbeit wendet sich doch immer an ein ganz bestimmtes Publikum, hier das eine Thema an die Maler, das andere an die Litteraten."

„Und ihre Gefolgschaften unter den Laien!"

„Gewiß, aber auch da an zwei verschiedene Gruppen — die Menschen mit Universal-Interesse sind in unserer überfrachteten Zeit eine Unmöglichkeit geworden. Und deshalb allein möchte ich sagen: kümmere Dich nicht um die Leute, sondern um Dich; wozu Dich's am meisten drängt, das mach'!"

„Du meinst also die ‚Malerschule.'"

„Hm — ich weiß es wirklich nicht, Clara. Ich würde das vielleicht meinen, wenn es sich um eine leichte, belletristische Arbeit handelte, aber bei einem wissenschaftlichen Werk — da kommt es doch nicht bloß auf Neigung an, ja, diese vergeht sogar, glaube ich, wenn uns immerfort die nötigen Kenntnisse fehlen und mühsam und stückweise nachgeholt werden wollen, ich glaube, das wird quälerisch —"

„Also die litterarische Arbeit!" sagte Doktor Clara ungeduldig.

„Ohne Lust auch wieder nicht, Clara. Weshalb muß es denn aber überhaupt etwas sein, wie kommst Du so plötzlich darauf, mit aller Gewalt etwas arbeiten zu wollen — warte doch ab, bis Dir mit wirklich zwingender Macht eine Inspiration kommt, dann bist Du auch sicher, das Rechte zu treffen. Mein Rat ist der — mache keins von beiden!"

Doktor Clara sprang so heftig von ihrem Stuhl auf, daß derselbe beinahe umgefallen wäre . . .

„Was! keins von beiden! Nun, dazu hätte ich allerdings nicht herzukommen brauchen — wahrlich, ein recht freundschaftlicher Rat!" Sie stürmte nach der Thür.

Thoma trat ihr in den Weg, legte ihr die Hände auf die Schultern und sah ihr in die zornigen Augen.

„Das ist er in der That, Clara, ein wirklich freundschaftlicher Rat, und der einzige, den ich aus meinem Empfinden heraus geben konnte. Und sieh — machst Du's nicht jetzt selbst so, wie Du's vorhin tadeltest? Du bist ärgerlich, daß ich Dir nicht den Rat gegeben habe, den Du erhofftest. Aber es fällt mir eben noch ein anderer ein, und vielleicht ist der mehr Deiner Natur gemäß: beginne beides — dann wirst Du ja sehen, welches es sein muß."

Über Doktor Claras Gesicht ging wieder ein freundlicherer Zug, aber sie erwiderte nichts Direktes mehr.

„Ich muß nun fort, Thoma, adieu."

„Bist Du mir böse, Clara?"

„Im Gegenteil — ich danke Dir."

Dann war sie hinaus.

Als, eine halbe Stunde später, Thoma auf die Straße hinaustrat, stieß sie auf Gunnar, der eilig in das Haus treten wollte, einige Rosen in der Hand.

„Gunnar!" jubelte Thoma auf, und Thränen schossen in ihre Augen.

„Guten Morgen, Thoma, ich wollte — ich mußte sehen, wie es Dir geht — aber was ist mit Dir . . . irgend etwas ist geschehen."

Thomas Stimme zitterte, als sie sprach:

„Ja, Gunnar, ja — etwas Herrliches ist geschehen — hier, da sieh: Ole Jasmussen ist gestorben — nun — nun bin ich frei! frei! und nun —" ihr ganzes bleiches Gesicht zitterte, als sie ihn ansah. O, warum mußte es hier auf der Straße sein, warum war sie nicht wenige Minuten später fertig geworden, dann hätte er sie jetzt oben in seine Arme geschlossen, wie gestern abend, und sie wären selig gewesen, selig . . .

„Gunnar, so sprich doch!"

Volinder war wie erschrocken zurückgefahren bei

Thomas ersten Worten, und ein helles Rot stieg in sein hübsches Gesicht, er war betroffen, überrascht, erschreckt, aus der Stimmung geworfen, er konnte sich noch nicht gleich finden und hatte, trotzdem die Nachricht ihn ja gewiß für Thoma freute, das Gefühl eines gewissen Ärgers, von dem er nicht wußte, gegen was er sich wendete, der ihn aber sofort in seinem Betragen beeinflußte.

„O, was Du sagst! 'S ist nicht möglich! Na, da gratuliere ich, wahrhaftig, ich gratuliere!" sagte er dann, ihr die Hand hinstreckend.

Thoma war enttäuscht, ja, bestürzt: sie hatte sich das so anders gedacht. War doch diese Erbschaft gleichbedeutend mit der Möglichkeit ihrer Vereinigung, und wie ihr ganzes Wesen erzitterte bei dem Gedanken daran, wie sie überhaupt die Veränderung ihrer Lage hauptsächlich von diesem Gesichtspunkt aus sah und schätzte, so hatte sie auch gedacht, würde Gunnar aufjubeln, daß das Schicksal ihnen nun endlich gab, was sie selbst bisher vergebens angestrebt hatten. Aber freilich — sie waren ja auf der Straße, und die Nachricht war so plötzlich, so überraschend gekommen — sie konnte nicht alles vom ersten Augenblick verlangen.

An einer Haltestelle der Pferdebahn standen sie still.

„Kommst Du nicht mit zu Scholtens?" fragte Thoma.

„Nein, ich habe keine Zeit."

Ein Schatten flog über das Gesicht des jungen Mädchens.

„Aber wann kommst Du nun zu mir?" sagte sie noch schnell und mit raschem Atem.

„Ich kann es wirklich noch nicht bestimmen — aber sicher morgen oder übermorgen," fügte er dann herzlicher hinzu, als er ihr enttäuschtes Gesicht sah. Er grüßte noch einmal, und dann fuhr sie davon.

Die Rosen hatte er in der Hand behalten.

Als Thoma bei ihren Verwandten ankam, fand sie dort große Beratung; Max Lambert war da und Herr von Echten, und neben Tante Flörchen saß Fräulein Farel, die schöne Musiklehrerin der Scholtenschen Kinder. Helene sprang auf, als sie eintrat.

„Thoma, wir wollen ein Kostümfest machen und lebende Bilder stellen, und Du sollst auch mitwirken; denke Dir: wir stellen Herrn Lamberts allegorische Figuren — ist es nicht zu interessant?"

„Ja, Herr von Echten hat schon bestimmt," rief die lebhafte Frau Geheimrat — „Lene soll der Friedensengel sein, und Clara —"

Sie ließen das junge Mädchen gar nicht zu Worte kommen, bis Herr Lambert sagte:

„Mir sieht es so aus, als ob Fräulein von Liengaard selbst etwas sehr Wichtiges auf dem Herzen hätte —" und da flog auch schon Thoma auf ihre Tante zu und rief zwischen Weinen und Lachen:

„Tante Flörchen, einziges, liebes Tantchen, er ist tot!"

Die kleine Frau fuhr entsetzt empor.

„Tot — wer denn? Gunnar?"

„Nein, nein, nein, aber Ole Jasmussen, Tante Dagmars Stiefbruder —"

„Herr Du meines Lebens, da bist Du ja eine reiche Erbin geworden über Nacht," rief Tante Flörchen — „aber Kind, und das sagst Du jetzt erst!"

„Ja, Tante, wann hätte ich es denn sagen sollen," lachte Thoma, und dann sah sie sich umringt von allen Anwesenden, und herzliche, fröhliche Glückwünsche regneten auf sie ein. Ja, ja, so mußte es sein, und Gunnar . . .

Tante Flörchen kugelte ihre kleine dicke Gestalt aufgeregt durch das Zimmer.

„Kinder, das müssen wir festlich begehen, Lenchen, gieb Wein aus dem Büffett und den Rest Torte — Lenchen — wo ist das Kind — und nun laß Dich erst mal umarmen, meine alte Thoma —"

„Tante Flörchen, liebe, gute Tante Flörchen," stammelte Thoma glückselig in den rundlichen Armen der liebenswürdigen kleinen Frau; und dann stand Lenchen da, atemlos und mit roten Wangen und steckte ihr ein paar herrliche Rosen an die Brust, die sie schleunigst beim Gärtner nebenan geholt hatte. Thoma dachte an ein paar andere Rosen, die ihr heute bestimmt gewesen waren, und seufzte leise und schmerzlich auf.

„Du bist flau, Kindchen," sagte Tante Flörchen, „hier, trink ein Glas Wein und iß etwas, und nun legst Du ab und bleibst zu Tisch, damit Du gleich nachher mit Papa sprechen kannst."

Die anderen hatten unterdessen die Beratung wieder aufgenommen.

„Also," sagte Herr von Echten, „Fräulein Scholten war der Friede — dann hatten wir an Sie, Fräulein von Liengaard, gedacht für die Gestalt der ‚Niederlage‘ —"

Aber Thoma hatte ihren Trübsinn schon abgeschüttelt unter all der Herzlichkeit, die sie hier umgab.

„Niederlage — ich!" rief sie lebhaft, „o, heute fühle ich mich durchaus nicht niedergeschmettert, lassen Sie mich lieber den Sieg darstellen."

„Nein, dafür muß ich Fräulein Farel in Anspruch nehmen," fiel hier der Bildhauer lächelnd ein, während Constanze errötend abwehrte: „Aber ich bitte dringend —"

Thoma sah zu ihr hinüber. „Herr Lambert hat recht, Fräulein Farel, Sie müssen es sein," sagte sie dann liebenswürdig, „ich wäre nicht groß genug, und Ihre Züge haben, wenn ich mich recht besinne, sogar etwas Ähnlichkeit mit denen der Figur, also nehme ich die ‚Niederlage‘ auf mich, Gegensätze haben auch ihren Reiz. Wer aber stellt den ‚Kampf‘ dar?"

„Ich dachte an Fräulein Cavalcanti," sagte Lambert.

„Kennen Sie sie?" rief Thoma.

„Ich habe die junge Dame in Fräulein Farels Heim" — er verbeugte sich gegen diese — „kennen gelernt, wo ihr Zimmernachbar, Herr Professor Brenz, sie eingeführt hat, der ein Jugendfreund des Herrn Farel ist."

„Wirklich! Warum sie mir nur gar nichts davon erzählt hat! Aber sie paßt prachtvoll für den ‚Kampf‘, gerade jetzt, denn sie kämpft einen."

„Wieso?" fragte Helene.

„Sie will ein Buch schreiben," erwiderte Thoma, „aber ich weiß nicht, ob ich mehr verraten darf."

Constanze blickte zu dem jungen Bildhauer hinüber, der ein wenig rot geworden war, aber Constanzens Blick ruhig lächelnd auffing, so daß sie nun ihrerseits errötete. Die anderen wandten sich wieder der Kostümfrage zu. —

Unterdessen war Gunnar die Bellevuestraße hinunter in den Thiergarten gestürmt, die Rosen waren achtlos in den Schmutz gefallen, er steckte die Hände in die Taschen und lief planlos in den Wegen des Parkes umher.

Er befand sich in einer eigentümlichen Gemütsverfassung. So wenig er bisher dazu gethan hatte, Thoma zu gewinnen, so gering seine Willenskraft war — jetzt, da das Schicksal selbst es in die Hand nahm, ihm die Geliebte zu schenken, sah er darin etwas wie eine Kränkung seiner Manneswürde. Es ist eine seltsame und doch so erklärliche Erscheinung: der thatkräftige Mann verträgt ein derartiges Eingreifen des Schicksals weit besser als der schwächliche. Und nun war es noch obendrein so plötzlich gekommen, und alles Plötzliche, Unvermittelte hat etwas gewissermaßen Brutales an sich, und das verursachte Gunnar in seinem von Natur feinsaitigen und durch einen träumerischen, ästhetischen Müßiggang überfeinerten Seelenleben Unbehagen.

Ja, freilich — nun konnte er Thoma heiraten. Wie gräßlich nüchtern und banausisch das klang! Der Geldsack war da. Als ob es darauf ankäme bei Menschen wie er und sie! Aber sie selbst, Thoma, hatte das doch so empfunden, er hatte es aus ihren Blicken gelesen, als sie ihm die Nachricht entgegenrief, ihr ganzes Gesicht hatte es ausgedrückt, und das hatte Gunnar unwillkürlich gereizt vorhin. Gewiß, er liebte Thoma, er hatte sie immer geliebt von Jugend auf, aber seine Natur war durch das planlose ästhetisierende Begrübeln ihrer selbst, das so verschieden ist von dem zielbewußten, energischen Denken des wahren Philosophen, so kompliziert oder eigentlich so zur Zusammenhanglosigkeit zerzaust worden, daß er für das Natürliche und Elementare in Thomas Empfinden kein Verständnis, für das Gerade und Energievolle ihrer Leidenschaft keinen Geschmack hatte. Es hatte ihn sogar unangenehm berührt vorhin, und er empfand eine Art von Groll gegen Thoma, daß sie so natürlich und selbstverständlich nach ihm griff, jetzt, da er ihr erreichbar schien, und sofort stieg es wie eine Art Abwehr dagegen in ihm auf.

Gunnar Bolinder war nicht das, was man blasiert nennt, er war aber ästhetisch zerklaubt; er war nicht schwankend und treulos in seinem Herzen, aber er war ungefestigt und uneinheitlich in seinem Charakter. Er fühlte sich unglücklich, und er hatte auch ein dumpfes, unklares Dämmern dafür, daß er daran selber schuld sei, aber er war zu feige, dieses Schuldgefühl ehrlich an die Oberfläche kommen zu lassen, es in beide Hände zu nehmen, klar zu erkennen und zu verbüßen. Er hätte dies Gefühl los sein wollen, ja, aber nicht, indem er sich mit seiner Ursache, der Schuld, loyal und tapfer abfand, es kam ihm nur darauf an, das Gefühl zu beseitigen, zu unterdrücken oder zu verschleiern.

Wie ein gewissenloser oder unfähiger Arzt, der nur die Symptome beseitigt und die Krankheit selbst in den Körper hinabstößt, so griff Gunnar, Arzt und Patient in einer Person, nach dem wenigst schmerzhaften Mittel, und der gefügige Sophistenschleier präsentierte sich ihm hier wie von selbst. Er wollte sein Glück nicht dem Zufall danken, wollte, als Mann, nicht von dem Gelde und der Gnade seiner Frau abhängen — erst wollte er selbst eine Stätte erbauen, wo ihre Liebe heimisch werden könne, dann wollte er um Thoma werben. O, er kam sich noch ganz besonders groß und mannhaft vor bei diesem Raisonnement, und er atmete auf, als er es gefunden und sich zurechtgelegt hatte.

Wäre Gunnar eine klarere Natur gewesen, so hätte ihn gerade dieses Aufatmen stutzig und mißtrauisch gegen sich selbst machen müssen; das Gefühl der Erleichterung hätte ihn belehren müssen, daß er zu leicht gewählt. Aber er empfand es nicht; froh, zu einem Entschluß irgendwelcher Art gekommen zu sein, sah er nicht, daß dieser Entschluß im Grunde gar keiner war, sondern daß durch ihn der bisherige Stand der Dinge zwischen ihm und Thoma nicht die geringste Änderung erfuhr. Es war der allerbequemste Ausweg für ihn, aber Gunnar zog ihm das glänzende Mäntelchen einer aufraffenden That an. Wenn ihm jetzt jemand gesagt hätte, daß tausendmal mehr Kraft und Energie seinerseits dazu gehören würde, Thoma jetzt sofort zu heiraten und dann im Wohlleben und aus der Sorgenlosigkeit heraus sich zu innerer und äußerer Selbständigkeit und Geschlossenheit herauszuarbeiten — er hätte ihn verlacht. Er würde diese Behauptung für hohle Phrase erklärt haben, für einen hübschen Vorwand, sich erst einmal ein bequemes Dasein zu sichern. Er sah nicht, daß das nur hohl und eine Phrase gewesen sein würde, insofern es ihm an Willen gebrach, ihr Inhalt zu geben, und daß jede Initiative besser gewesen wäre als dies Verharren in dem alten apathischen Schlendrian.

Daß es auch schon etwas wert sein würde, eine Menschenseele glücklich zu machen, daran dachte er überhaupt nicht.

* * *

Das Kostümfest war gewesen und äußerlich aufs prächtigste verlaufen. Die jungen Künstler hatten alles gethan, um ihm einen hohen ästhetischen Erfolg zu verschaffen, und die übrigen Geladenen waren entzückt gewesen von dem Gebotenen und versicherten Scholtens, daß es bei ihnen immer ganz besonders interessant sei — ja, wer so viele geniale Menschen zu seinem Kreise zählen durfte!

Der Glanzpunkt des Festes war die Darstellung von Lamberts allegorischen Figuren gewesen, die man allerdings auch nur hatte wagen können bei den hier zu Gebote stehenden weiblichen Vertreterinnen derselben, die jede in ihrer besonderen Art so eigenartig schön oder reizvoll waren.

Claras junonische Gestalt, ihre klassischen Formen waren in dem weißen faltigen Gewande, aus dem sich die schneeweißen Arme kraftvoll hervorreckten, in der That eine vollendet schöne Verkörperung des

Thomas ersten Worten, und ein helles Rot stieg in sein hübsches Gesicht, er war betroffen, überrascht, erschreckt, aus der Stimmung geworfen, er konnte sich noch nicht gleich finden und hatte, trotzdem die Nachricht ihn ja gewiß für Thoma freute, das Gefühl eines gewissen Ärgers, von dem er nicht wußte, gegen was er sich wendete, der ihn aber sofort in seinem Betragen beeinflußte.

„O, was Du sagst! 'S ist nicht möglich! Na, da gratuliere ich, wahrhaftig, ich gratuliere!" sagte er dann, ihr die Hand hinstreckend.

Thoma war enttäuscht, ja, bestürzt: sie hatte sich das so anders gedacht. War doch diese Erbschaft gleichbedeutend mit der Möglichkeit ihrer Vereinigung, und wie ihr ganzes Wesen erzitterte bei dem Gedanken daran, wie sie überhaupt die Veränderung ihrer Lage hauptsächlich von diesem Gesichtspunkt aus sah und schätzte, so hatte sie auch gedacht, würde Gunnar aufjubeln, daß das Schicksal ihnen nun endlich gab, was sie selbst bisher vergebens angestrebt hatten. Aber freilich — sie waren ja auf der Straße, und die Nachricht war so plötzlich, so überraschend gekommen — sie konnte nicht alles vom ersten Augenblick verlangen.

An einer Haltestelle der Pferdebahn standen sie still.

„Kommst Du nicht mit zu Scholtens?" fragte Thoma.

„Nein, ich habe keine Zeit."

Ein Schatten flog über das Gesicht des jungen Mädchens.

„Aber wann kommst Du nun zu mir?" sagte sie noch schnell und mit raschem Atem.

„Ich kann es wirklich noch nicht bestimmen — aber sicher morgen oder übermorgen," fügte er dann herzlicher hinzu, als er ihr enttäuschtes Gesicht sah. Er grüßte noch einmal, und dann fuhr sie davon.

Die Rosen hatte er in der Hand behalten.

Als Thoma bei ihren Verwandten ankam, fand sie dort große Beratung; Max Lambert war da und Herr von Echten, und neben Tante Flörchen saß Fräulein Farel, die schöne Musiklehrerin der Scholtenschen Kinder. Helene sprang auf, als sie eintrat.

„Thoma, wir wollen ein Kostümfest machen und lebende Bilder stellen, und Du sollst auch mitwirken; denke Dir: wir stellen Herrn Lamberts allegorische Figuren — ist es nicht zu interessant?"

„Ja, Herr von Echten hat schon bestimmt," rief die lebhafte Frau Geheimrat — „Lene soll der Friedensengel sein, und Clara —"

Sie ließen das junge Mädchen gar nicht zu Worte kommen, bis Herr Lambert sagte:

„Mir sieht es so aus, als ob Fräulein von Liengaard selbst etwas sehr Wichtiges auf dem Herzen hätte —" und da flog auch schon Thoma auf ihre Tante zu und rief zwischen Weinen und Lachen:

„Tante Flörchen, einziges, liebes Tantchen, er ist tot!"

Die kleine Frau fuhr entsetzt empor.

„Tot — wer denn? Gunnar?"

„Nein, nein, nein, aber Ole Jasmussen, Tante Dagmars Stiefbruder —"

„Herr Du meines Lebens, da bist Du ja eine reiche Erbin geworden über Nacht," rief Tante Flörchen — „aber Kind, und das sagst Du jetzt erst!"

„Ja, Tante, wann hätte ich es denn sagen sollen," lachte Thoma, und dann sah sie sich umringt von allen Anwesenden, und herzliche, fröhliche Glückwünsche regneten auf sie ein. Ja, ja, so mußte es sein, und Gunnar . . .

Tante Flörchen kugelte ihre kleine dicke Gestalt aufgeregt durch das Zimmer.

„Kinder, das müssen wir festlich begehen, Lenchen, gieb Wein aus dem Büffett und den Rest Torte — Lenchen — wo ist das Kind — und nun laß Dich erst mal umarmen, meine alte Thoma —"

„Tante Flörchen, liebe, gute Tante Flörchen," stammelte Thoma glückselig in den rundlichen Armen der liebenswürdigen kleinen Frau; und dann stand Lenchen da, atemlos und mit roten Wangen und steckte ihr ein paar herrliche Rosen an die Brust, die sie schleunigst beim Gärtner nebenan geholt hatte. Thoma dachte an ein paar andere Rosen, die ihr heute bestimmt gewesen waren, und seufzte leise und schmerzlich auf.

„Du bist flau, Kindchen," sagte Tante Flörchen, „hier, trink ein Glas Wein und iß etwas, und nun legst Du ab und bleibst zu Tisch, damit Du gleich nachher mit Papa sprechen kannst."

Die anderen hatten unterdessen die Beratung wieder aufgenommen.

„Also," sagte Herr von Echten, „Fräulein Scholten war der Friede — dann hatten wir an Sie, Fräulein von Liengaard, gedacht für die Gestalt der ‚Niederlage' —"

Aber Thoma hatte ihren Trübsinn schon abgeschüttelt unter all der Herzlichkeit, die sie hier umgab.

„Niederlage — ich!" rief sie lebhaft, „o, heute fühle ich mich durchaus nicht niedergeschmettert, lassen Sie mich lieber den Sieg darstellen."

„Nein, dafür muß ich Fräulein Farel in Anspruch nehmen," fiel hier der Bildhauer lächelnd ein, während Constanze errötend abwehrte: „Aber ich bitte dringend —"

Thoma sah zu ihr hinüber. „Herr Lambert hat recht, Fräulein Farel, Sie müssen es sein," sagte sie dann liebenswürdig, „ich wäre nicht groß genug, und Ihre Züge haben, wenn ich mich recht besinne, sogar etwas Ähnlichkeit mit denen der Figur, also nehme ich die ‚Niederlage' auf mich, Gegensätze haben auch ihren Reiz. Wer aber stellt den ‚Kampf' dar?"

„Ich dachte an Fräulein Cavalcanti," sagte Lambert.

„Kennen Sie sie?" rief Thoma.

„Ich habe die junge Dame in Fräulein Farels Heim" — er verbeugte sich gegen diese — „kennen gelernt, wo ihr Zimmernachbar, Herr Professor Brenz, sie eingeführt hat, der ein Jugendfreund des Herrn Farel ist."

„Wirklich! Warum sie mir nur gar nichts davon erzählt hat! Aber sie paßt prachtvoll für den ‚Kampf', gerade jetzt, denn sie kämpft einen."

„Wieso?" fragte Helene.

„Sie will ein Buch schreiben," erwiderte Thoma, „aber ich weiß nicht, ob ich mehr verraten darf."

Constanze blickte zu dem jungen Bildhauer hinüber, der ein wenig rot geworden war, aber Constanzens Blick ruhig lächelnd auffing, so daß sie nun ihrerseits errötete. Die anderen wandten sich wieder der Kostümfrage zu. —

Unterdessen war Gunnar die Bellevuestraße hinunter in den Thiergarten gestürmt, die Rosen waren achtlos in den Schmutz gefallen, er steckte die Hände in die Taschen und lief planlos in den Wegen des Parkes umher.

Er befand sich in einer eigentümlichen Gemütsverfassung. So wenig er bisher dazu gethan hatte, Thoma zu gewinnen, so gering seine Willenskraft war — jetzt, da das Schicksal selbst es in die Hand nahm, ihm die Geliebte zu schenken, sah er darin etwas wie eine Kränkung seiner Manneswürde. Es ist eine seltsame und doch so erklärliche Erscheinung: der thatkräftige Mann verträgt ein derartiges Eingreifen des Schicksals weit besser als der schwächliche. Und nun war es noch obendrein so plötzlich gekommen, und alles Plötzliche, Unvermittelte hat etwas gewissermaßen Brutales an sich, und das verursachte Gunnar in seinem von Natur feinsaitigen und durch einen träumerischen, ästhetischen Müßiggang überfeinerten Seelenleben Unbehagen.

Ja, freilich — nun konnte er Thoma heiraten. Wie gräßlich nüchtern und banausisch das klang! Der Geldsack war da. Als ob es darauf ankäme bei Menschen wie er und sie! Aber sie selbst, Thoma, hatte das doch so empfunden, er hatte es aus ihren Blicken gelesen, als sie ihm die Nachricht entgegenrief, ihr ganzes Gesicht hatte es ausgedrückt, und das hatte Gunnar unwillkürlich gereizt vorhin. Gewiß, er liebte Thoma, er hatte sie immer geliebt von Jugend auf, aber seine Natur war durch das planlose ästhetisierende Begrübeln ihrer selbst, das so verschieden ist von dem zielbewußten, energischen Denken des wahren Philosophen, so kompliziert oder eigentlich so zur Zusammenhanglosigkeit zerzaust worden, daß er für das Natürliche und Elementare in Thomas Empfinden kein Verständnis, für das Gerade und Energievolle ihrer Leidenschaft keinen Geschmack hatte. Es hatte ihn sogar unangenehm berührt vorhin, und er empfand eine Art von Groll gegen Thoma, daß sie so natürlich und selbstverständlich nach ihm griff, jetzt, da er ihr erreichbar schien, und sofort stieg es wie eine Art Abwehr dagegen in ihm auf.

Gunnar Bolinder war nicht das, was man blasiert nennt, er war aber ästhetisch zerklaubt; er war nicht schwankend und treulos in seinem Herzen, aber er war ungefestigt und uneinheitlich in seinem Charakter. Er fühlte sich unglücklich, und er hatte auch ein dumpfes, unklares Dämmern dafür, daß er daran selber schuld sei, aber er war zu feige, dieses Schuldgefühl ehrlich an die Oberfläche kommen zu lassen, es in beide Hände zu nehmen, klar zu erkennen und zu verbüßen. Er hätte dies Gefühl los sein wollen, ja, aber nicht, indem er sich mit seiner Ursache, der Schuld, loyal und tapfer abfand, es kam ihm nur darauf an, das Gefühl zu beseitigen, zu unterdrücken oder zu verschleiern.

Wie ein gewissenloser oder unfähiger Arzt, der nur die Symptome beseitigt und die Krankheit selbst in den Körper hinabstößt, so griff Gunnar, Arzt und Patient in einer Person, nach dem wenigst schmerzhaften Mittel, und der gefügige Sophistenschleier präsentierte sich ihm hier wie von selbst. Er wollte sein Glück nicht dem Zufall danken, wollte, als Mann, nicht von dem Gelde und der Gnade seiner Frau abhängen — erst wollte er selbst eine Stätte erbauen, wo ihre Liebe heimisch werden könne, dann wollte er um Thoma werben. O, er kam sich noch ganz besonders groß und mannhaft vor bei diesem Raisonnement, und er atmete auf, als er es gefunden und sich zurechtgelegt hatte.

Wäre Gunnar eine klarere Natur gewesen, so hätte ihn gerade dieses Aufatmen stutzig und mißtrauisch gegen sich selbst machen müssen; das Gefühl der Erleichterung hätte ihn belehren müssen, daß er zu leicht gewählt. Aber er empfand es nicht; froh, zu einem Entschluß irgendwelcher Art gekommen zu sein, sah er nicht, daß dieser Entschluß im Grunde gar keiner war, sondern daß durch ihn der bisherige Stand der Dinge zwischen ihm und Thoma nicht die geringste Änderung erfuhr. Es war der allerbequemste Ausweg für ihn, aber Gunnar zog ihm das glänzende Mäntelchen einer aufraffenden That an. Wenn ihm jetzt jemand gesagt hätte, daß tausendmal mehr Kraft und Energie seinerseits dazu gehören würde, Thoma jetzt sofort zu heiraten und dann im Wohlleben und aus der Sorgenlosigkeit heraus sich zu innerer und äußerer Selbständigkeit und Geschlossenheit herauszuarbeiten — er hätte ihn verlacht. Er würde diese Behauptung für hohle Phrase erklärt haben, für einen hübschen Vorwand, sich erst einmal ein bequemes Dasein zu sichern. Er sah nicht, daß das nur hohl und eine Phrase gewesen sein würde, insofern es ihm an Willen gebrach, ihr Inhalt zu geben, und daß jede Initiative besser gewesen wäre als dies Verharren in dem alten apathischen Schlendrian.

Daß es auch schon etwas wert sein würde, eine Menschenseele glücklich zu machen, daran dachte er überhaupt nicht.

* * *

Das Kostümfest war gewesen und äußerlich aufs prächtigste verlaufen. Die jungen Künstler hatten alles gethan, um ihm einen hohen ästhetischen Erfolg zu verschaffen, und die übrigen Geladenen waren entzückt gewesen von dem Gebotenen und versicherten Scholtens, daß es bei ihnen immer ganz besonders interessant sei — ja, wer so viele geniale Menschen zu seinem Kreise zählen durfte!

Der Glanzpunkt des Festes war die Darstellung von Lamberts allegorischen Figuren gewesen, die man allerdings auch nur hatte wagen können bei den hier zu Gebote stehenden weiblichen Vertreterinnen derselben, die jede in ihrer besonderen Art so eigenartig schön oder reizvoll waren.

Claras junonische Gestalt, ihre klassischen Formen waren in dem weißen faltigen Gewande, aus dem sich die schneeweißen Arme kraftvoll hervorreckten, in der That eine vollendet schöne Verkörperung des

Thomas ersten Worten, und ein helles Rot stieg in sein hübsches Gesicht, er war betroffen, überrascht, erschreckt, aus der Stimmung geworfen, er konnte sich noch nicht gleich finden und hatte, trotzdem die Nachricht ihn ja gewiß für Thoma freute, das Gefühl eines gewissen Ärgers, von dem er nicht wußte, gegen was er sich wendete, der ihn aber sofort in seinem Betragen beeinflußte.

„O, was Du sagst! 'S ist nicht möglich! Na, da gratuliere ich, wahrhaftig, ich gratuliere!" sagte er dann, ihr die Hand hinstreckend.

Thoma war enttäuscht, ja, bestürzt: sie hatte sich das so anders gedacht. War doch diese Erbschaft gleichbedeutend mit der Möglichkeit ihrer Vereinigung, und wie ihr ganzes Wesen erzitterte bei dem Gedanken daran, wie sie überhaupt die Veränderung ihrer Lage hauptsächlich von diesem Gesichtspunkt aus sah und schätzte, so hatte sie auch gedacht, würde Gunnar aufjubeln, daß das Schicksal ihnen nun endlich gab, was sie selbst bisher vergebens angestrebt hatten. Aber freilich — sie waren ja auf der Straße, und die Nachricht war so plötzlich, so überraschend gekommen — sie konnte nicht alles vom ersten Augenblick verlangen.

An einer Haltestelle der Pferdebahn standen sie still.

„Kommst Du nicht mit zu Scholtens?" fragte Thoma.

„Nein, ich habe keine Zeit."

Ein Schatten flog über das Gesicht des jungen Mädchens.

„Aber wann kommst Du nun zu mir?" sagte sie noch schnell und mit raschem Atem.

„Ich kann es wirklich noch nicht bestimmen — aber sicher morgen oder übermorgen," fügte er dann herzlicher hinzu, als er ihr enttäuschtes Gesicht sah. Er grüßte noch einmal, und dann fuhr sie davon.

Die Rosen hatte er in der Hand behalten.

Als Thoma bei ihren Verwandten ankam, fand sie dort große Beratung; Max Lambert war da und Herr von Echten, und neben Tante Flörchen saß Fräulein Farel, die schöne Musiklehrerin der Scholtenschen Kinder. Helene sprang auf, als sie eintrat.

„Thoma, wir wollen ein Kostümfest machen und lebende Bilder stellen, und Du sollst auch mitwirken; denke Dir: wir stellen Herrn Lamberts allegorische Figuren — ist es nicht zu interessant?"

„Ja, Herr von Echten hat schon bestimmt," rief die lebhafte Frau Geheimrat — „Lene soll der Friedensengel sein, und Clara —"

Sie ließen das junge Mädchen gar nicht zu Worte kommen, bis Herr Lambert sagte:

„Mir sieht es so aus, als ob Fräulein von Liengaard selbst etwas sehr Wichtiges auf dem Herzen hätte —" und da flog auch schon Thoma auf ihre Tante zu und rief zwischen Weinen und Lachen:

„Tante Flörchen, einziges, liebes Tantchen, er ist tot!"

Die kleine Frau fuhr entsetzt empor.

„Tot — wer denn? Gunnar?"

„Nein, nein, nein, aber Ole Jasmussen, Tante Dagmars Stiefbruder —"

„Herr Du meines Lebens, da bist Du ja eine reiche Erbin geworden über Nacht," rief Tante Flörchen — „aber Kind, und das sagst Du jetzt erst!"

„Ja, Tante, wann hätte ich es denn sagen sollen," lachte Thoma, und dann sah sie sich umringt von allen Anwesenden, und herzliche, fröhliche Glückwünsche regneten auf sie ein. Ja, ja, so mußte es sein, und Gunnar . . .

Tante Flörchen kugelte ihre kleine dicke Gestalt aufgeregt durch das Zimmer.

„Kinder, das müssen wir festlich begehen, Lenchen, gieb Wein aus dem Büffett und den Rest Torte — Lenchen — wo ist das Kind — und nun laß Dich erst mal umarmen, meine alte Thoma —"

„Tante Flörchen, liebe, gute Tante Flörchen," stammelte Thoma glückselig in den rundlichen Armen der liebenswürdigen kleinen Frau; und dann stand Lenchen da, atemlos und mit roten Wangen und steckte ihr ein paar herrliche Rosen an die Brust, die sie schleunigst beim Gärtner nebenan geholt hatte. Thoma dachte an ein paar andere Rosen, die ihr heute bestimmt gewesen waren, und seufzte leise und schmerzlich auf.

„Du bist flau, Kindchen," sagte Tante Flörchen, „hier, trink ein Glas Wein und iß etwas, und nun legst Du ab und bleibst zu Tisch, damit Du gleich nachher mit Papa sprechen kannst."

Die anderen hatten unterdessen die Beratung wieder aufgenommen.

„Also," sagte Herr von Echten, „Fräulein Scholten war der Friede — dann hatten wir an Sie, Fräulein von Liengaard, gedacht für die Gestalt der ‚Niederlage' —"

Aber Thoma hatte ihren Trübsinn schon abgeschüttelt unter all der Herzlichkeit, die sie hier umgab.

„Niederlage — ich!" rief sie lebhaft, „o, heute fühle ich mich durchaus nicht niedergeschmettert, lassen Sie mich lieber den Sieg darstellen."

„Nein, dafür muß ich Fräulein Farel in Anspruch nehmen," fiel hier der Bildhauer lächelnd ein, während Constanze errötend abwehrte: „Aber ich bitte dringend —"

Thoma sah zu ihr hinüber. „Herr Lambert hat recht, Fräulein Farel, Sie müssen es sein," sagte sie dann liebenswürdig, „ich wäre nicht groß genug, und Ihre Züge haben, wenn ich mich recht besinne, sogar etwas Ähnlichkeit mit denen der Figur, also nehme ich die ‚Niederlage' auf mich, Gegensätze haben auch ihren Reiz. Wer aber stellt den ‚Kampf' dar?"

„Ich dachte an Fräulein Cavalcanti," sagte Lambert.

„Kennen Sie sie?" rief Thoma.

„Ich habe die junge Dame in Fräulein Farels Heim" — er verbeugte sich gegen diese — „kennen gelernt, wo ihr Zimmernachbar, Herr Professor Brenz, sie eingeführt hat, der ein Jugendfreund des Herrn Farel ist."

„Wirklich! Warum sie mir nur gar nichts davon erzählt hat! Aber sie paßt prachtvoll für den ‚Kampf', gerade jetzt, denn sie kämpft einen."

„Wieso?" fragte Helene.

„Sie will ein Buch schreiben," erwiderte Thoma, „aber ich weiß nicht, ob ich mehr verraten darf."

Constanze blickte zu dem jungen Bildhauer hinüber, der ein wenig rot geworden war, aber Constanzens Blick ruhig lächelnd auffing, so daß sie nun ihrerseits errötete. Die anderen wandten sich wieder der Kostümfrage zu. —

Unterdessen war Gunnar die Bellevuestraße hinunter in den Thiergarten gestürmt, die Rosen waren achtlos in den Schmutz gefallen, er steckte die Hände in die Taschen und lief planlos in den Wegen des Parkes umher.

Er befand sich in einer eigentümlichen Gemütsverfassung. So wenig er bisher dazu gethan hatte, Thoma zu gewinnen, so gering seine Willenskraft war — jetzt, da das Schicksal selbst es in die Hand nahm, ihm die Geliebte zu schenken, sah er darin etwas wie eine Kränkung seiner Manneswürde. Es ist eine seltsame und doch so erklärliche Erscheinung: der thatkräftige Mann verträgt ein derartiges Eingreifen des Schicksals weit besser als der schwächliche. Und nun war es noch obendrein so plötzlich gekommen, und alles Plötzliche, Unvermittelte hat etwas gewissermaßen Brutales an sich, und das verursachte Gunnar in seinem von Natur feinsaitigen und durch einen träumerischen, ästhetischen Müßiggang überfeinerten Seelenleben Unbehagen.

Ja, freilich — nun konnte er Thoma heiraten. Wie gräßlich nüchtern und banausisch das klang! Der Geldsack war da. Als ob es darauf ankäme bei Menschen wie er und sie! Aber sie selbst, Thoma, hatte das doch so empfunden, er hatte es aus ihren Blicken gelesen, als sie ihm die Nachricht entgegenrief, ihr ganzes Gesicht hatte es ausgedrückt, und das hatte Gunnar unwillkürlich gereizt vorhin. Gewiß, er liebte Thoma, er hatte sie immer geliebt von Jugend auf, aber seine Natur war durch das planlose ästhetisierende Begrübeln ihrer selbst, das so verschieden ist von dem zielbewußten, energischen Denken des wahren Philosophen, so kompliziert oder eigentlich so zur Zusammenhanglosigkeit zerzaust worden, daß er für das Natürliche und Elementare in Thomas Empfinden kein Verständnis, für das Gerade und Energievolle ihrer Leidenschaft keinen Geschmack hatte. Es hatte ihn sogar unangenehm berührt vorhin, und er empfand eine Art von Groll gegen Thoma, daß sie so natürlich und selbstverständlich nach ihm griff, jetzt, da er ihr erreichbar schien, und sofort stieg es wie eine Art Abwehr dagegen in ihm auf.

Gunnar Bolinder war nicht das, was man blasiert nennt, er war aber ästhetisch zerklaubt; er war nicht schwankend und treulos in seinem Herzen, aber er war ungefestigt und uneinheitlich in seinem Charakter. Er fühlte sich unglücklich, und er hatte auch ein dumpfes, unklares Dämmern dafür, daß er daran selber schuld sei, aber er war zu feige, dieses Schuldgefühl ehrlich an die Oberfläche kommen zu lassen, es in beide Hände zu nehmen, klar zu erkennen und zu verbüßen. Er hätte dies Gefühl los sein wollen, ja, aber nicht, indem er sich mit seiner Ursache, der Schuld, loyal und tapfer abfand, es kam ihm nur darauf an, das Gefühl zu beseitigen, zu unterdrücken oder zu verschleiern.

Wie ein gewissenloser oder unfähiger Arzt, der nur die Symptome beseitigt und die Krankheit selbst in den Körper hinabstößt, so griff Gunnar, Arzt und Patient in einer Person, nach dem wenigst schmerzhaften Mittel, und der gefügige Sophistenschleier präsentierte sich ihm hier wie von selbst. Er wollte sein Glück nicht dem Zufall danken, wollte, als Mann, nicht von dem Gelde und der Gnade seiner Frau abhängen — erst wollte er selbst eine Stätte erbauen, wo ihre Liebe heimisch werden könne, dann wollte er um Thoma werben. O, er kam sich noch ganz besonders groß und mannhaft vor bei diesem Raisonnement, und er atmete auf, als er es gefunden und sich zurechtgelegt hatte.

Wäre Gunnar eine klarere Natur gewesen, so hätte ihn gerade dieses Aufatmen stutzig und mißtrauisch gegen sich selbst machen müssen; das Gefühl der Erleichterung hätte ihn belehren müssen, daß er zu leicht gewählt. Aber er empfand es nicht; froh, zu einem Entschluß irgendwelcher Art gekommen zu sein, sah er nicht, daß dieser Entschluß im Grunde gar keiner war, sondern daß durch ihn der bisherige Stand der Dinge zwischen ihm und Thoma nicht die geringste Änderung erfuhr. Es war der allerbequemste Ausweg für ihn, aber Gunnar zog ihm das glänzende Mäntelchen einer aufraffenden That an. Wenn ihm jetzt jemand gesagt hätte, daß tausendmal mehr Kraft und Energie seinerseits dazu gehören würde, Thoma jetzt sofort zu heiraten und dann im Wohlleben und aus der Sorgenlosigkeit heraus sich zu innerer und äußerer Selbständigkeit und Geschlossenheit herauszuarbeiten — er hätte ihn verlacht. Er würde diese Behauptung für hohle Phrase erklärt haben, für einen hübschen Vorwand, sich erst einmal ein bequemes Dasein zu sichern. Er sah nicht, daß das nur hohl und eine Phrase gewesen sein würde, insofern es ihm an Willen gebrach, ihr Inhalt zu geben, und daß jede Initiative besser gewesen wäre als dies Verharren in dem alten apathischen Schlendrian.

Daß es auch schon etwas wert sein würde, eine Menschenseele glücklich zu machen, daran dachte er überhaupt nicht.

* * *

Das Kostümfest war gewesen und äußerlich aufs prächtigste verlaufen. Die jungen Künstler hatten alles gethan, um ihm einen hohen ästhetischen Erfolg zu verschaffen, und die übrigen Geladenen waren entzückt gewesen von dem Gebotenen und versicherten Scholtens, daß es bei ihnen immer ganz besonders interessant sei — ja, wer so viele geniale Menschen zu seinem Kreise zählen durfte!

Der Glanzpunkt des Festes war die Darstellung von Lamberts allegorischen Figuren gewesen, die man allerdings auch nur hatte wagen können bei den hier zu Gebote stehenden weiblichen Vertreterinnen derselben, die jede in ihrer besonderen Art so eigenartig schön oder reizvoll waren.

Claras junonische Gestalt, ihre klassischen Formen waren in dem weißen faltigen Gewande, aus dem sich die schneeweißen Arme kraftvoll hervorreckten, in der That eine vollendet schöne Verkörperung des

Thomas ersten Worten, und ein helles Rot stieg in sein hübsches Gesicht, er war betroffen, überrascht, erschreckt, aus der Stimmung geworfen, er konnte sich noch nicht gleich finden und hatte, trotzdem die Nachricht ihn ja gewiß für Thoma freute, das Gefühl eines gewissen Ärgers, von dem er nicht wußte, gegen was er sich wendete, der ihn aber sofort in seinem Betragen beeinflußte.

„O, was Du sagst! 'S ist nicht möglich! Na, da gratuliere ich, wahrhaftig, ich gratuliere!“ sagte er dann, ihr die Hand hinstreckend.

Thoma war enttäuscht, ja, bestürzt: sie hatte sich das so anders gedacht. War doch diese Erbschaft gleichbedeutend mit der Möglichkeit ihrer Vereinigung, und wie ihr ganzes Wesen erzitterte bei dem Gedanken daran, wie sie überhaupt die Veränderung ihrer Lage hauptsächlich von diesem Gesichtspunkt aus sah und schätzte, so hatte sie auch gedacht, würde Gunnar aufjubeln, daß das Schicksal ihnen nun endlich gab, was sie selbst bisher vergebens angestrebt hatten. Aber freilich — sie waren ja auf der Straße, und die Nachricht war so plötzlich, so überraschend gekommen — sie konnte nicht alles vom ersten Augenblick verlangen.

An einer Haltestelle der Pferdebahn standen sie still.

„Kommst Du nicht mit zu Scholtens?“ fragte Thoma.

„Nein, ich habe keine Zeit.“

Ein Schatten flog über das Gesicht des jungen Mädchens.

„Aber wann kommst Du nun zu mir?“ sagte sie noch schnell und mit raschem Atem.

„Ich kann es wirklich noch nicht bestimmen — aber sicher morgen oder übermorgen,“ fügte er dann herzlicher hinzu, als er ihr enttäuschtes Gesicht sah. Er grüßte noch einmal, und dann fuhr sie davon.

Die Rosen hatte er in der Hand behalten.

Als Thoma bei ihren Verwandten ankam, fand sie dort große Beratung; Max Lambert war da und Herr von Echten, und neben Tante Flörchen saß Fräulein Farel, die schöne Musiklehrerin der Scholtenschen Kinder. Helene sprang auf, als sie eintrat.

„Thoma, wir wollen ein Kostümfest machen und lebende Bilder stellen, und Du sollst auch mitwirken; denke Dir: wir stellen Herrn Lamberts allegorische Figuren — ist es nicht zu interessant?“

„Ja, Herr von Echten hat schon bestimmt,“ rief die lebhafte Frau Geheimrat — „Lene soll der Friedensengel sein, und Clara —“

Sie ließen das junge Mädchen gar nicht zu Worte kommen, bis Herr Lambert sagte:

„Mir sieht es so aus, als ob Fräulein von Liengaard selbst etwas sehr Wichtiges auf dem Herzen hätte —“ und da flog auch schon Thoma auf ihre Tante zu und rief zwischen Weinen und Lachen:

„Tante Flörchen, einziges, liebes Tantchen, er ist tot!“

Die kleine Frau fuhr entsetzt empor.

„Tot — wer denn? Gunnar?“

„Nein, nein, nein, aber Ole Jasmussen, Tante Dagmars Stiefbruder —“

„Herr Du meines Lebens, da bist Du ja eine reiche Erbin geworden über Nacht,“ rief Tante Flörchen — „aber Kind, und das sagst Du jetzt erst!“

„Ja, Tante, wann hätte ich es denn sagen sollen,“ lachte Thoma, und dann sah sie sich umringt von allen Anwesenden, und herzliche, fröhliche Glückwünsche regneten auf sie ein. Ja, ja, so mußte es sein, und Gunnar . . .

Tante Flörchen kugelte ihre kleine dicke Gestalt aufgeregt durch das Zimmer.

„Kinder, das müssen wir festlich begehen, Lenchen, gieb Wein aus dem Büffett und den Rest Torte — Lenchen — wo ist das Kind — und nun laß Dich erst mal umarmen, meine alte Thoma —“

„Tante Flörchen, liebe, gute Tante Flörchen,“ stammelte Thoma glückselig in den rundlichen Armen der liebenswürdigen kleinen Frau; und dann stand Lenchen da, atemlos und mit roten Wangen und steckte ihr ein paar herrliche Rosen an die Brust, die sie schleunigst beim Gärtner nebenan geholt hatte. Thoma dachte an ein paar andere Rosen, die ihr heute bestimmt gewesen waren, und seufzte leise und schmerzlich auf.

„Du bist flau, Kindchen,“ sagte Tante Flörchen, „hier, trink ein Glas Wein und iß etwas, und nun legst Du ab und bleibst zu Tisch, damit Du gleich nachher mit Papa sprechen kannst.“

Die anderen hatten unterdessen die Beratung wieder aufgenommen.

„Also,“ sagte Herr von Echten, „Fräulein Scholten war der Friede — dann hatten wir an Sie, Fräulein von Liengaard, gedacht für die Gestalt der ‚Niederlage‘ —“

Aber Thoma hatte ihren Trübsinn schon abgeschüttelt unter all der Herzlichkeit, die sie hier umgab.

„Niederlage — ich!“ rief sie lebhaft, „o, heute fühle ich mich durchaus nicht niedergeschmettert, lassen Sie mich lieber den Sieg darstellen.“

„Nein, dafür muß ich Fräulein Farel in Anspruch nehmen,“ fiel hier der Bildhauer lächelnd ein, während Constanze errötend abwehrte: „Aber ich bitte dringend —“

Thoma sah zu ihr hinüber. „Herr Lambert hat recht, Fräulein Farel, Sie müssen es sein,“ sagte sie dann liebenswürdig, „ich wäre nicht groß genug, und Ihre Züge haben, wenn ich mich recht besinne, sogar etwas Ähnlichkeit mit denen der Figur, also nehme ich die ‚Niederlage‘ auf mich, Gegensätze haben auch ihren Reiz. Wer aber stellt den ‚Kampf‘ dar?“

„Ich dachte an Fräulein Cavalcanti,“ sagte Lambert.

„Kennen Sie sie?“ rief Thoma.

„Ich habe die junge Dame in Fräulein Farels Heim“ — er verbeugte sich gegen diese — „kennen gelernt, wo ihr Zimmernachbar, Herr Professor Brenz, sie eingeführt hat, der ein Jugendfreund des Herrn Farel ist.“

„Wirklich! Warum sie mir nur gar nichts davon erzählt hat! Aber sie paßt prachtvoll für den ‚Kampf‘, gerade jetzt, denn sie kämpft einen.“

„Wieso?“ fragte Helene.

„Sie will ein Buch schreiben," erwiderte Thoma, „aber ich weiß nicht, ob ich mehr verraten darf."

Constanze blickte zu dem jungen Bildhauer hinüber, der ein wenig rot geworden war, aber Constanzens Blick ruhig lächelnd auffing, so daß sie nun ihrerseits errötete. Die anderen wandten sich wieder der Kostümfrage zu. —

Unterdessen war Gunnar die Bellevuestraße hinunter in den Thiergarten gestürmt, die Rosen waren achtlos in den Schmutz gefallen, er steckte die Hände in die Taschen und lief planlos in den Wegen des Parkes umher.

Er befand sich in einer eigentümlichen Gemütsverfassung. So wenig er bisher dazu gethan hatte, Thoma zu gewinnen, so gering seine Willenskraft war — jetzt, da das Schicksal selbst es in die Hand nahm, ihm die Geliebte zu schenken, sah er darin etwas wie eine Kränkung seiner Manneswürde. Es ist eine seltsame und doch so erklärliche Erscheinung: der thatkräftige Mann verträgt ein derartiges Eingreifen des Schicksals weit besser als der schwächliche. Und nun war es noch obendrein so plötzlich gekommen, und alles Plötzliche, Unvermittelte hat etwas gewissermaßen Brutales an sich, und das verursachte Gunnar in seinem von Natur feinsaitigen und durch einen träumerischen, ästhetischen Müßiggang überfeinerten Seelenleben Unbehagen.

Ja, freilich — nun konnte er Thoma heiraten. Wie gräßlich nüchtern und banausisch das klang! Der Geldsack war da. Als ob es darauf ankäme bei Menschen wie er und sie! Aber sie selbst, Thoma, hatte das doch so empfunden, er hatte es aus ihren Blicken gelesen, als sie ihm die Nachricht entgegenrief, ihr ganzes Gesicht hatte es ausgedrückt, und das hatte Gunnar unwillkürlich gereizt vorhin. Gewiß, er liebte Thoma, er hatte sie immer geliebt von Jugend auf, aber seine Natur war durch das planlose ästhetisierende Begrübeln ihrer selbst, das so verschieden ist von dem zielbewußten, energischen Denken des wahren Philosophen, so kompliziert oder eigentlich so zur Zusammenhanglosigkeit zerzaust worden, daß er für das Natürliche und Elementare in Thomas Empfinden kein Verständnis, für das Gerade und Energievolle ihrer Leidenschaft keinen Geschmack hatte. Es hatte ihn sogar unangenehm berührt vorhin, und er empfand eine Art von Groll gegen Thoma, daß sie so natürlich und selbstverständlich nach ihm griff, jetzt, da er ihr erreichbar schien, und sofort stieg es wie eine Art Abwehr dagegen in ihm auf.

Gunnar Bolinder war nicht das, was man blasiert nennt, er war aber ästhetisch zerklaubt; er war nicht schwankend und treulos in seinem Herzen, aber er war ungefestigt und uneinheitlich in seinem Charakter. Er fühlte sich unglücklich, und er hatte auch ein dumpfes, unklares Dämmern dafür, daß er daran selber schuld sei, aber er war zu feige, dieses Schuldgefühl ehrlich an die Oberfläche kommen zu lassen, es in beide Hände zu nehmen, klar zu erkennen und zu verbüßen. Er hätte dies Gefühl los sein wollen, ja, aber nicht, indem er sich mit seiner Ursache, der Schuld, loyal und tapfer abfand, es kam ihm nur darauf an, das Gefühl zu beseitigen, zu unterdrücken oder zu verschleiern.

Wie ein gewissenloser oder unfähiger Arzt, der nur die Symptome beseitigt und die Krankheit selbst in den Körper hinabstößt, so griff Gunnar, Arzt und Patient in einer Person, nach dem wenigst schmerzhaften Mittel, und der gefügige Sophistenschleier präsentierte sich ihm hier wie von selbst. Er wollte sein Glück nicht dem Zufall danken, wollte, als Mann, nicht von dem Gelde und der Gnade seiner Frau abhängen — erst wollte er selbst eine Stätte erbauen, wo ihre Liebe heimisch werden könne, dann wollte er um Thoma werben. O, er kam sich noch ganz besonders groß und mannhaft vor bei diesem Raisonnement, und er atmete auf, als er es gefunden und sich zurechtgelegt hatte.

Wäre Gunnar eine klarere Natur gewesen, so hätte ihn gerade dieses Aufatmen stutzig und mißtrauisch gegen sich selbst machen müssen; das Gefühl der Erleichterung hätte ihn belehren müssen, daß er zu leicht gewählt. Aber er empfand es nicht; froh, zu einem Entschluß irgendwelcher Art gekommen zu sein, sah er nicht, daß dieser Entschluß im Grunde gar keiner war, sondern daß durch ihn der bisherige Stand der Dinge zwischen ihm und Thoma nicht die geringste Änderung erfuhr. Es war der allerbequemste Ausweg für ihn, aber Gunnar zog ihm das glänzende Mäntelchen einer aufraffenden That an. Wenn ihm jetzt jemand gesagt hätte, daß tausendmal mehr Kraft und Energie seinerseits dazu gehören würde, Thoma jetzt sofort zu heiraten und dann im Wohlleben und aus der Sorgenlosigkeit heraus sich zu innerer und äußerer Selbständigkeit und Geschlossenheit herauszuarbeiten — er hätte ihn verlacht. Er würde diese Behauptung für hohle Phrase erklärt haben, für einen hübschen Vorwand, sich erst einmal ein bequemes Dasein zu sichern. Er sah nicht, daß das nur hohl und eine Phrase gewesen sein würde, insofern es ihm an Willen gebrach, ihr Inhalt zu geben, und daß jede Initiative besser gewesen wäre als dies Verharren in dem alten apathischen Schlendrian.

Daß es auch schon etwas wert sein würde, eine Menschenseele glücklich zu machen, daran dachte er überhaupt nicht.

* * *

Das Kostümfest war gewesen und äußerlich aufs prächtigste verlaufen. Die jungen Künstler hatten alles gethan, um ihm einen hohen ästhetischen Erfolg zu verschaffen, und die übrigen Geladenen waren entzückt gewesen von dem Gebotenen und versicherten Scholtens, daß es bei ihnen immer ganz besonders interessant sei — ja, wer so viele geniale Menschen zu seinem Kreise zählen durfte!

Der Glanzpunkt des Festes war die Darstellung von Lamberts allegorischen Figuren gewesen, die man allerdings auch nur hatte wagen können bei den hier zu Gebote stehenden weiblichen Vertreterinnen derselben, die jede in ihrer besonderen Art so eigenartig schön oder reizvoll waren.

Claras junonische Gestalt, ihre klassischen Formen waren in dem weißen faltigen Gewande, aus dem sich die schneeweißen Arme kraftvoll hervorreckten, in der That eine vollendet schöne Verkörperung des

„Kampfes“ gewesen; und der junge Künstler selbst freute sich ihres Anblicks, wie sie so dastand, in schreitender Stellung, die Rechte mit dem Schwert vorgestreckt, mit der Linken den Schild gegen die Brust drückend, das Antlitz jung und kühn, sein lebensvoller Ausdruck das einzig Bewegte in der marmorgleichen Regungslosigkeit, mit der sie die schwierige Stellung festhielt; Max Lambert freute sich über die Schönheit und auch über die nervige Kraft dieses Mädchens, wie ein Künstler sich freut an einem schönen Gebild der Natur. Weiter empfand er nichts, und er ahnte auch nicht, wie hinter dem Schild das Herz des Mädchens schlug in einem Kampfe, der eine andere Kraft erforderte als die des Leibes. Ja, wild bewegt war's in ihr keckes, zuversichtliches Herz gefallen seit jenem Abend in der Künstlerwerkstatt des jungen Bildhauers, und nun gärte es darin wie junger Wein, der sich frei macht. Nicht wie Constanze wehrte sich Clara in diesem Kampf still und stark gegen das eigene Herz, nicht wie Thoma kämpfte sie in zorniger, verbitterter Qual, sie unterwarf sich auch nicht wie Asta in melancholischer, unthätiger Resignation — sie kämpfte heftig, zielbewußt, Sieg heischend, kämpfte um die Liebe des Mannes, dem ihr Herz sich so plötzlich und leidenschaftlich zugewandt. Nur für ihn stand sie da, sein Werk verkörpernd, sich ihrer eigenen kraftvollen Schönheit freudig bewußt, seinen Beifall suchend und verlangend. Nur ihn sah sie den ganzen Abend, der ihr so viel Lob und schmeichelhafte Anerkennung von anderer Seite eintrug; ach, für ein einziges herzlicheres Wort von ihm hätte sie alle diese bewundernden Blicke und Worte hergegeben! Aber dies Wort erklang ihr nicht, nicht im Sinn, und nicht im Ton, und doch verstand der junge Künstler beides zu finden! Wie anders als das lebhafte Lob, das er ihr gespendet, hatte das einzige, bewegte „Ich danke Ihnen“ geklungen, mit dem er Constanze Farel die Hand gereicht! War denn diese arme Musiklehrerin wirklich so schön, und vor allem war denn ihre „beschränkte Auffassung“, ihr „unfreies Denken“ wirklich imstande, einen Künstler von der Begabung Lamberts dauernd zu fesseln?

Mit zorniger Eifersucht sah Clara die beiden Hausgenossen schon zu früher Stunde den gemeinsamen Weg nach der Neuenburgerstraße nehmen, wo der Professor Brenz so lange dem blinden Freunde Kameradschaft gehalten. Das Fest war ihr verödet von dem Augenblick an, wo der junge Bildhauer es verlassen, und bald nahm auch sie die Gelegenheit wahr, sich bei der Hausfrau mit Kopfschmerzen zu entschuldigen und nach Hause zu fahren.

Der „Sieg“ — Constanzens edle und reine Züge hatten gleichsam verklärt dreingeschaut unter dem Lorbeer in ihrem schwarzen Haar, das mußte Clara sich selbst gestehen, und ihre Gestalt war in der größeren Ruhe ihrer Pose sogar noch hoheitsvoller erschienen als die Claras . . . Der Sieg! Sollte dieses Mädchen wirklich hier siegen?! Clara dachte unaufhörlich an die beiden schönen Menschen, und was wohl zwischen ihnen gesprochen würde auf diesem Heimwege, der sie — vielleicht zum ersten Male — ganz allein miteinander ließ. Ob sie zufrieden gewesen wäre, wenn sie gewußt hätte, daß die beiden gar nicht sprachen?

Man fuhr auf Constanzens Wunsch in der Pferdebahn, und der junge Bildhauer saß ihr gegenüber in stummem Anschauen. Zuletzt gingen sie noch eine kurze Strecke, aber sie wechselten kein Wort. Als Max Lambert dann mit dem schönen Mädchen vor der Thür der kleinen Gartenwohnung stand, nahm er ihre Hand. „Gute Nacht!“ sagten sie beide mechanisch, aber — „Constanze!“ fügte Lambert dann leise und innig hinzu, suchte ihr Auge und faßte ihre Hand wärmer. Aber sie machte sich gewaltsam los, wandte sich rasch ab, und mit einem wiederholten hastigen „Gute Nacht“ verschwand sie im Dunkel des Hausflurs. —

Gunnar war dem Feste ferngeblieben. Er hatte sich mit einer Erkältung entschuldigt, die ihn schon seit mehreren Tagen an das Zimmer fessele und wohl auch erst in einer weiteren Woche gehoben sein würde. So hatte er auch an Thoma geschrieben, die er seit jenem Tage, der nun schon etwa drei Wochen hinter ihnen lag, noch nicht unter vier Augen gesprochen. Er war in ihrer Wohnung gewesen, zwei Tage nachher, wie er versprochen, doch zu einer Zeit, wo er Thoma mit ihrem Onkel beim Rechtsanwalt wußte, und dann war er noch zweimal wiedergekommen. Aber das erste Mal hatte er Clara veranlaßt, mit ihm zusammen dort einzutreffen, damit sie alle gemeinsam ins Museum gingen, das zweite Mal hatte er Raimund Erb mitgebracht, der ihn besucht und den er sehr leicht bewogen hatte, sich ihm auf diesem Wege anzuschließen; früher war ihm der junge Künstler höchst unbequem gewesen, jetzt benutzte er ihn gewissermaßen als Deckung. Dann, sich selbst unbehaglich fühlend bei diesem Versteckspiel, das er sich doch ziemlich vergeblich als ein sehr edles Werk der Entsagung darzustellen suchte, erfand er diese Erkältung und wartete zunächst ab.

Thoma war das erste Mal enttäuscht gewesen, das zweite Mal verstört, endlich aber stand die Erbitterung wieder mächtig in ihr auf. Sie hatte Tag für Tag auf ihn gewartet mit pochendem Herzen, und täglich war der Abend über ihrem vergeblichen Harren herabgesunken; nun hatte sie so große Hoffnungen gesetzt gehabt auf dieses Fest, wo sie ihn ja sehen mußte, wo sich ja auf alle Fälle eine Viertelstunde für sie beide allein finden mußte, und sei es erst auf dem Heimwege, wo Gunnar sie ja zweifellos begleiten würde. Und nun war er nicht gekommen! Sie hatte es am Tage vorher erfahren, auf der Generalprobe bei Scholtens, und dann fand sie daheim auch einige Zeilen für sich selber vor. Ein paar elende, inhaltsleere Zeilen! Thoma war es, als wenn Blei alle ihre Glieder beschwere, bei Scholtens hatte sie sich noch aufrecht gehalten, jetzt kam es über sie mit aller Gewalt. Heiße Scham stieg tiefrot in ihre Wangen, als sie diese Absage las, beleidigter Frauenstolz bäumte sich ingrimmig auf in ihrer Brust, und zugleich war da etwas geknickt und zerbrochen in ihrem Herzen, das kein Stolz und kein Zorn wieder aufrichten konnten.

Und so hatte sie die „Niederlage“ verkörpert aus ureigenstem bitterem, ingrimmigem Schmerze heraus, und ihr fieberndes Herzblut war's, das ihr den qualvollen Ausdruck von zorniger Scham und knirschender Ohnmacht ins Antlitz getrieben, dem die Zuschauer als so „fabelhaft natürlich“ lautes Lob gespendet hatten. Thoma lächelte bitter zu diesem Lob, und als sie daran dachte, wie sie hatte den Sieg darstellen wollen. Ihr war der ganze Abend eine Qual, zumal man sie von allen Seiten auf ihren Vetter Gunnar ansprach und nach dem Grunde seiner Abwesenheit fragte. In ihrer unseligen Stimmung glaubte sie aus jedem Lächeln Spott, aus jedem Wort eine Kränkung herauszulesen, und doch war in der ganzen Gesellschaft wohl kaum einer, der ihre innersten Gefühle und den wahren Sachverhalt kannte oder erriet.

Constanze, die von vornherein und zumal seit jener Beratung, eine herzliche Sympathie für Thoma gefaßt hatte, beobachtete zwar einige Male forschend ihr sprunghaftes Wesen und ihren nervösen Ausdruck, aber sie kannte sie und die Verhältnisse zu wenig, um Schlüsse zu ziehen, auch verließ sie ja ihres Vaters wegen sehr früh das Fest. Alle anderen aber waren mit sich selbst beschäftigt, ihre nächsten Angehörigen zogen die Pflichten der Gastgeber ab, und so waren nur zwei unter den Anwesenden, die wohl ziemlich klar sahen in Thomas Leid, und von diesen zweien hätte Thoma es vielleicht am wenigsten vorausgesetzt. Es waren Fräulein von Brincken und Arthur Linsky.

Mit klaren und wohlwollenden Augen hatte das alte Fräulein, das manche wegen ihrer altmodischen Art für altjüngferlich und vertrocknet halten mochten, beobachtet, wie es arbeitete und zuckte in Thomas verräterischem Gesicht, das immer alle ihre Gefühle so unmittelbar und heftig wiederspiegelte, und liebevoll beschloß sie, das junge Mädchen in den nächsten Tagen zu sich zu bitten, um ihr zu helfen, wenn's möglich sei.

Und Linsky? Er verstand Thomas Leid aus seinem eigenen heraus; er wußte, wie's that — trotz seines Leichtsinns und seiner anscheinenden Oberflächlichkeit. Er kam hierher um Lenchens willen, die ihm das Reine, Ideale in seinem Leben verkörperte, und er mußte es nun schon seit Monaten mit ansehen, wie dieser einfache derbe Gutsbesitzer aus der Provinz immer mehr Raum gewann in der Familie des Geheimrats und — im Herzen seiner lieblichen Tochter. Jetzt hatte er wieder dagestanden, der blonde Hüne, und hatte die reizende Gestalt des „Friedens“ mit strahlenden und glückseligen Blicken gleichsam von ferne umarmt, und Linsky wußte genau, daß dieser herzensgute aber ganz unkünstlerische Mensch für die Darstellung der allegorischen Figuren nur deshalb so begeistert eingetreten war, um Helene als Friedensengel zu schauen. Und sie war auch entzückend, diese eben erblühte Mädchenknospe dort, die in ihrer fast noch etwas unentwickelten Zierlichkeit einen so rührenden Gegensatz bildete zu den anderen drei Gestalten. Man hatte sie ein wenig erhöht stellen müssen, damit sie nicht zu klein erscheine, aber die feinen Hüften, die zarten Arme und das kindliche Gesichtchen waren geblieben, und das lange, schöne goldblonde Haar floß um sie her wie um ein Heiligenbild. Nur eins fehlte den lieblichen Zügen, obgleich es von den wenigsten vermißt ward, das war das Bewußte, Weihevolle, Segnende eines Engels, der nach schwerem Kampf und endlichem Sieg den Frieden bringt: auf ihrem Antlitz stand das träumerische, halbkindliche Lächeln, das es immer trug, und aus dem das Leben erst noch einen Ausdruck formen sollte. Sie war die einzige, die nicht aufging in ihrer Rolle, sie war sie selbst, und Max Lambert lächelte, als er sah, wie einen Moment, ehe die Flügelthüren sich über dem Bilde schlossen, ihr Blick aufleuchtend, doch halb verschämt hinüberzuckte nach dem Platz, wo sie Herbert stehen wußte. Nein, sie war keine Künstlernatur.

Linsky hatte den echt weiblichen Schluß ihrer Friedensrolle auch gesehen, und trotz des Schmerzes, der ihn dabei durchzuckte, konnte auch er nicht hindern, daß sich ein leises Lächeln um seine Mundwinkel stahl, und daß auch er dachte wie Lambert: Sie ist keine Künstlernatur. Aber für ihn sollte sie das auch gar nicht sein, das mochte jener empfinden, für den sie nur insofern in Betracht kam, — für ihn kam sie in Betracht als Weib, als Muse, die ihn begeisterte, von der er aber einen weiteren Anteil an seiner Kunst nicht verlangte. Nicht für seine Kunst — für sein Leben hätte er sie begehrt, dieses zarte jungfräuliche Mädchen, die gerade in ihrer Zartheit den stattlichen Mann besonders anzog, und gerade in ihrer Schüchternheit und ihrer Unschuld den verwöhnten Liebling weltkundiger Frauen bezauberte.

Und so waren es denn eigentlich nur zwei Paar jugendlicher Augen, die sich über glücklichen Bildern schlossen in dieser Nacht, das waren Herbert von Echtens treue Mannesaugen und Lenchen Scholtens blaue Sterne.

Siebentes Kapitel.

In der Bendlerstraße, im Westen Berlins, liegt in einem Garten, abseits von der großen Straße, ein kleines Haus, von Epheu umrankt, von Bäumen beschattet. Ein Idyll, das die Großstadt vergessen hat zu verschlingen, gleicht es in seiner einstöckigen Schlichtheit mit dem niedrigen Dach dem bescheidenen Pfarrhäuschen eines weltfernen Dorfes, und die Stille und Abgeschiedenheit seiner Lage, an die der Lärm der Straßen nicht herandringt, nährt diesen Traum.

Hier wohnte schon seit siebenundzwanzig Jahren Fräulein Diana von Brincken, und der gutmütige Besitzer des kleinen Idylls, der vorn an der Straße ein prächtiges modernes Bauwerk aufgeführt hatte, wollte die achtundsiebenzigjährige Greisin nun auch nicht mehr vertreiben — mochte sie sterben, wo sie so lange gelebt!

Fräulein von Brincken verfügte nur über ein sehr bescheidenes Einkommen, das ihr, als der Tochter eines hochverdienten Staatsmannes, aus der Privat-

schatulle des hochseligen Königs seiner Zeit zugestanden worden war, und das der neue Herr ihr großmütig weiter gewährte. Zwar versuchte die alte Dame ihre Einnahmen zu vermehren durch Übersetzungen aus dem Französischen, die sie anfertigte, doch hatte eine neue Generation ihr auf diesem Felde durch schnellere Arbeit, modernere Auswahl und flotteren Dictus bereits längst den Rang abgelaufen, und nur einige hochkonservative Blätter nahmen aus Pietät gegen den alten Namen noch hin und wieder ihre Sachen auf und bezahlten sie schlecht.

So war denn die Lebensweise des alten Fräuleins in dem kleinen Gartenhause eine sehr einfache und spielte sich in höchst gleichförmigem Tempo ab. Vorn in den drei sonnigen Stübchen, die mit altertümlichem Hausrat angefüllt waren, lebte die Herrin, und nach hinten hinaus, nach den großen Spargelbeeten zu, da hauste und herrschte Doris, ihre alte Magd, die, nur um fünf Jahre jünger als ihre Gebieterin, schon bei deren Eltern gedient hatte und eine ebenso seltene Reliquie war wie das kleine Haus, das die beiden zusammen bewohnten.

Alles hier in diesem weltfernen Winkelchen der Großstadt beruhte auf der Pietät: Der Lebensunterhalt des alten Fräuleins selbst, das Dach, das sie schützte, die Hand, die sie bediente, und das wirkte um so rührender und anheimelnder, je weniger man von diesem altmodischen Gefühl wiederfand in dem Hasten und Jagen da draußen, wo man alte, oft historisch ehrwürdige Erinnerungsstätten kaltherzig niederriß, um einträgliche Prachtbauten an ihre Stelle zu setzen, und wo Treue zwischen Herren und Dienern nur noch eine alte Sage war, an die niemand mehr glaubte.

Ja, es war ein Zurücktauchen in gute alte stille Zeiten, wenn man in den Zauberkreis dieses kleinen Gartenhäuschens trat, und ein Hauch von Zufriedenheit und Treue und Ausruhen schien sich auf den Besucher zu senken, hinter dem das simple kleine Pförtchen ins Schloß fiel, das den Garten von dem engen, schöngepflasterten Hof, an dem Stall und Remise des eleganten Vorderhauses lagen, schied. Und es gab viele in der großen lärmenden Metropole, die mit einem Gefühl friedvollen Dankes nach diesem stillen Winkel hindachten, wo sie sich so oft schon Trost und Mut geholt, ja, manches junge Ding, das in gedankenlosem Jugendübermut zuerst gelächelt hatte über Fräulein Diana von Brinckens vorsintflutliche Kleidung und altmodisch-vornehmes Gebahren, hatte schon dort drinnen in unruhvollen Seelenzeiten ein befriedigendes Wort, einen aufmunternden Rat oder ein heilendes altmodisches Histörchen für sich bereit gefunden, das ihm draußen, im Lärm der Großstadt, dann Talisman und Hilfe geworden war

Ja, hier in ihrer eigensten Umgebung, in diesem kleinen Heim, das ihr ganzes Ich wiederspiegelte und ergänzte, mußte man sie auch sehen, um zu empfinden, was für ein eigentümlich stiller Zauber ausgehen konnte von diesem alten einsamen Fräulein mit den grauen Locken und dem gefurchten Antlitz. Hier paßte alles zu einander, wirkte alles harmonisch: Die alten Möbel mit ihrer schwerfälligen Verschnörkelung und ihren verblichenen Bezügen, die vielen, vom Alter geschwärzten Porträts, die sich an den niedrigen Wänden drängten, das alte Spinett mit den ausgespielten Tönen, den vergilbten Tasten und den vergessenen Noten, die weißen Gardinen am Fenster und die großgeblümten Rouleaux, die kleine Etagère mit dem ungeschickten Nippes und den gezierten Rokokofiguren, ja, sogar das altmodische Parfum, das in der Luft lag und aus Schrank und Schubfach drang, das man nicht auf Flaschen ziehen kann, und das doch jeder kennt. In dieser Umgebung fand man nichts Seltsames mehr an dem alten Fräulein, ihren grauen Hängelocken und ihren gestreiften Seidenkleidern, die nie alt zu werden schienen, und die doch so urväterisch aussahen; und zu den Ahnenbildern an den Wänden in ihren vergessenen Trachten und seltsamen Stellungen, zu den Puderperrücken und bauschigen Kleidern, da paßten auch die etwas steifen Manieren des alten Fräuleins, ihre langsame Sprache und das eigenartig sanfte und aristokratische Timbre ihrer leisen Stimme.

Es war am Nachmittag eines sonnigen Märztages zwischen vier und fünf Uhr. Eben trat Doris in das Zimmer, herbeigerufen durch einen Zug an dem neben der Thür hängenden Klingelbande, das mit einer grünen Guirlande auf rotem Grunde bestickt und mit einem gläsernen Handgriff versehen war. Doris war, im Gegensatz zu ihrer Herrin, groß und breit gebaut und hatte ein strenges, würdevolles Gesicht, so wie es alte langjährige Dienstboten vornehmer Familien mit der Zeit anzunehmen pflegen; sie trug eine weiße Haube und eine ebensolche, große Schürze. Stillschweigend räumte sie den Theetisch ab, von dem sich die alte Dame soeben erhoben hatte, barg die schöne silberne Zuckerdose in dem dreieckigen Schranke, der an der einen Wand des kleinen Zimmers bis fast an die Decke reichte, und stellte den schön gearbeiteten Brotkorb aus gleichem Metall daneben; er enthielt nur trockene Semmel, aber Doris war fast noch mehr als ihre Herrin der Meinung, daß einer Freiin von Brincken, deren Ahnherren bis in das zwölfte Jahrhundert zurückreichten, ein solches Servieren von Gottes- und Rechtswegen zukäme. Soeben hatte die alte Dienerin die weiße Serviette zusammengefaltet, die noch auf einem Familiengute der Brinckens aus eigengemachtem Leinen angefertigt war, als die Hausklingel sie hinausrief.

„Herr von Echten wünscht dem gnädigen Fräulein aufzuwarten," meldete sie einige Augenblicke später, und „es wird mir eine Freude sein, Herrn von Echten zu empfangen," erwiderte die alte Dame ebenso förmlich. Dann trat der junge Gutsbesitzer in das Zimmer.

Dieser lange Hüne, dessen blondes Haupt fast die Decke des kleinen Raumes berührte, und der in seiner jugendlichen Kraft wie die Verkörperung der lebensfrohen Gegenwart aussah, und das kleine alte Fräulein, das einer vergessenen Zeit anzugehören schien, hatten eine ebenso herzliche wie rührende Freundschaft für einander.

Herbert von Echtens ritterliche Natur war zuerst

auf das alte Fräulein aufmerksam geworden durch die harmlos-egoistische Vernachlässigung, die sie gelegentlich unter all der Jugend im Scholtenschen Hause erfuhr, deren fröhliche Herrin die Tochter einer Cousine von ihr, einer geborenen von Brincken, war. Als nun gar eines Tages Doktor Clara eine durchaus nicht bös gemeinte, übermütige und in der That höchst komische Karrikatur des alten Fräuleins versuchte, da hatte er sich mit zorniger Ostentation zu deren besonderem Kavalier aufgeworfen.

Das alte Fräulein ihrerseits sah sich in ihrem ritterlichen jungen Freunde in rührender Weise erinnert an ihren vor nunmehr fast sechzig Jahren verstorbenen Verlobten, wenn auch wohl niemand außer ihr imstande gewesen wäre, eine Ähnlichkeit zwischen beiden herauszufinden. Dort hinter ihr über dem Sofa hing das Bild des Toten in goldenem Rahmen, den immer ein frischer Kranz umgab, das halblebensgroße Porträt eines hübschen blonden Offiziers von kränklichem Aussehen und mit schwärmerischen blauen Augen, und Herbert von Echten war sehr erstaunt gewesen, als das alte Fräulein es ihm gezeigt hatte mit dem Bemerken, daß er, Herbert, dem Verstorbenen gleiche. Aber er empfand gerührt, welch ein Lob von ihrer Seite dieser etwas phantasievolle Ausspruch enthielt, und er dankte es der alten Dame durch doppelte Aufmerksamkeit und herzliches Vertrauen. Jede Woche lenkte er, sofern er überhaupt in Berlin war, seine Schritte einmal nach dem kleinen Gartenhäuschen in der Bendlerstraße, und niemals hatte er das Gefühl, seine Zeit damit nutzlos oder unerfreulich angewendet zu haben.

Heute schien es kein gewöhnliches Thema zu sein, das zwischen ihnen verhandelt wurde, wenigstens waren beide ein wenig erregt, und Herberts Gesicht schien rot und heiß.

„So glauben Sie, daß man sie mir anvertrauen wird, hochverehrte Freundin?“ sagte er jetzt.

„Ich bin davon überzeugt, mein lieber junger Freund,“ sagt die alte Dame bestimmt, doch mit bewegter Stimme; wo könnten wir unsere Helene in diesen Zeiten wohl besser geborgen wissen als in treuer und starker Manneshut. Ich glaube, ich darf da für Scholten und meine Nichte mitsprechen.“

„Ah, ich danke Ihnen, gnädiges Fräulein, nur, ich fürchtete, weil sie noch so jung ist . . .“

„Das ist sie freilich, nun, da werden Sie eben warten müssen!“ sagte die alte Dame heiter; dann fügte sie melancholischer, wenn auch immer noch lächelnd, hinzu: „Zwei Jahre — vielleicht auch drei — was will das bedeuten, lieber junger Freund! Sehen Sie die alte Brincken an, die nun schon beinahe sechzig Jahre wartet auf die Wiedervereinigung mit dem so früh Heimgegangenen — denken Sie daran, wenn die Ungeduld kommt . . .“ und eine Thräne zitterte in ihren alten Augen, während Herbert ihr ernst und ehrfurchtsvoll die gefurchte Hand küßte, deren Goldfinger nun schon all die Jahre den schlichten Reifen mit den blauen Steinen in Treuen trug.

„Meine Eltern wünschen, daß ich Echtenberg noch vor dem Schluß dieses Jahres übernehme, und weil es dann Stillesitzen heißt für mich, so möchte ich — vorher noch — das heißt, ich möchte wenigstens — die Gewißheit mitnehmen . . .“

Das alte Fräulein kam dem blonden Recken zur Hilfe. „Das sollen Sie auch — nur den Sommer überlassen Sie die Lene noch den Eltern ganz; in den vielen Ferien mit den wilden Buben, da braucht Flörchen Kopf und Hände ihrer Ältesten ungeteilt für sich. Überdies — habe ich für diesen Sommer eine andere Aufgabe für Sie, lieber Echten — eine ganz serieuse Aufgabe . . .“

„Eine Aufgabe? Für mich — —?“

„O, es gilt nicht, Drachen zu töten oder einen Lindwurm zu erschlagen,“ lächelte das alte Fräulein — „aber es ist darum vielleicht nicht weniger schwer. Sie kennen Gunnar Bolinder, Sie wissen von seinen Beziehungen zu Fräulein von Liengaard; sie sind so alt fast wie die beiden selbst. Wenn ich meine arme kleine Thoma veranlassen könnte, sich dieses faible aus dem Sinn zu schlagen, ich wäre sehr glücklich. Nicht daß er bös wäre und einen schlechten Charakter hätte, aber er hat eben gar keinen und quält das arme Kind maßlos. Warum er sich gerade jetzt von Thoma zurückzieht, seit dem Moment, wo ihr die Erbschaft zufiel, kann niemand von uns sich erklären. Warum verlobt er sich nicht mit ihr, jetzt, da sie gemeinsam leben können? Jedermann in unserem Kreise weiß, daß in diesen Sachen das einzige Hindernis ihrer Vereinigung bestand, es könnte ihn daher nicht kompromittieren, denn es war stets eine verstandene Sache — une affaire sous entendue, comprenez-vous?“

„Gewiß, gewiß!“ nickte Herbert, der nicht recht wußte, worauf die alte Dame hinaus wollte.

„Nun, ich bin überzeugt, wenn dieser alltägliche train hier weitergeht, wenn Gunnar keinen Anstoß von außen erhält oder dergleichen, so wird er sie zu Tode quälen, pauvre enfant. Aber wer soll mit ihm darüber sprechen, es ist eine delikate Sache, und darum ist mir jetzt der Gedanke gekommen, daß Sie —“

„Ich!“ stieß Herbert hervor, voller Entsetzen glaubend, die alte Dame habe ihm einen Kuppelpelz zugedacht.

„Erschrecken Sie nicht,“ lächelte jene und hob die Hand — „Sie sollen nur, wenn Sie diesen Sommer nach Echtenberg gehen, — Herrn Bolinder mitnehmen; ich möchte ihn mehr mit Ihnen verkehren, mehr sich Ihnen anschließen sehen, mein lieber Echten, als diesen jungen Künstlern und ihren Genossen, die ihn in keiner Weise fördern und nur sein unstetes Wesen und sein zerfahrenes Treiben begünstigen. Meine Hoffnung bei diesem Plan ist die, daß er vielleicht in ganz anderer Umgebung und in solider Atmosphäre zum Nachdenken kommen werde, und daß das tägliche Leben in einem herzlichen und geordneten Familienverhältnis in ihm auch die Sehnsucht nach etwas Ähnlichem erwecken solle. Dazu gebe ich viel auf den persönlichen Verkehr mit Ihnen, mein lieber junger Freund, wenn Sie sich seiner ein wenig annehmen wollen.“

Herbert lachte und verbeugte sich. „Da könnte ich ja ordentlich stolz werden auf mich, verehrte

schatulle des hochseligen Königs seiner Zeit zugestanden worden war, und das der neue Herr ihr großmütig weiter gewährte. Zwar versuchte die alte Dame ihre Einnahmen zu vermehren durch Übersetzungen aus dem Französischen, die sie anfertigte, doch hatte eine neue Generation ihr auf diesem Felde durch schnellere Arbeit, modernere Auswahl und flotteren Dictus bereits längst den Rang abgelaufen, und nur einige hochkonservative Blätter nahmen aus Pietät gegen den alten Namen noch hin und wieder ihre Sachen auf und bezahlten sie schlecht.

So war denn die Lebensweise des alten Fräuleins in dem kleinen Gartenhause eine sehr einfache und spielte sich in höchst gleichförmigem Tempo ab. Vorn in den drei sonnigen Stübchen, die mit altertümlichem Hausrat angefüllt waren, lebte die Herrin, und nach hinten hinaus, nach den großen Spargelbeeten zu, da hauste und herrschte Doris, ihre alte Magd, die, nur um fünf Jahre jünger als ihre Gebieterin, schon bei deren Eltern gedient hatte und eine ebenso seltene Reliquie war wie das kleine Haus, das die beiden zusammen bewohnten.

Alles hier in diesem weltfernen Winkelchen der Großstadt beruhte auf der Pietät: Der Lebensunterhalt des alten Fräuleins selbst, das Dach, das sie schützte, die Hand, die sie bediente, und daswirkte um so rührender und anheimelnder, je weniger man von diesem altmodischen Gefühl wiederfand in dem Hasten und Jagen da draußen, wo man alte, oft historisch ehrwürdige Erinnerungsstätten kaltherzig niederriß, um einträgliche Prachtbauten an ihre Stelle zu setzen, und wo Treue zwischen Herren und Dienern nur noch eine alte Sage war, an die niemand mehr glaubte.

Ja, es war ein Zurücktauchen in gute alte stille Zeiten, wenn man in den Zauberkreis dieses kleinen Gartenhäuschens trat, und ein Hauch von Zufriedenheit und Treue und Ausruhen schien sich auf den Besucher zu senken, hinter dem das simple kleine Pförtchen ins Schloß fiel, das den Garten von dem engen, schöngepflasterten Hof, an dem Stall und Remise des eleganten Vorderhauses lagen, schied. Und es gab viele in der großen lärmenden Metropole, die mit einem Gefühl friedvollen Dankes nach diesem stillen Winkel hindachten, wo sie sich so oft schon Trost und Mut geholt, ja, manches junge Ding, das in gedankenlosem Jugendübermut zuerst gelächelt hatte über Fräulein Diana von Brinckens vorsintflutliche Kleidung und altmodisch-vornehmes Gebahren, hatte schon dort drinnen in unruhvollen Seelenzeiten ein befriedigendes Wort, einen aufmunternden Rat oder ein heilendes altmodisches Histörchen für sich bereit gefunden, das ihm draußen, im Lärm der Großstadt, dann Talisman und Hilfe geworden war

Ja, hier in ihrer eigensten Umgebung, in diesem kleinen Heim, das ihr ganzes Ich wiederspiegelte und ergänzte, mußte man sie auch sehen, um zu empfinden, was für ein eigentümlich stiller Zauber ausgehen konnte von diesem alten einsamen Fräulein mit den grauen Locken und dem gefurchten Antlitz. Hier paßte alles zu einander, wirkte alles harmonisch: Die alten Möbel mit ihrer schwerfälligen Verschnörkelung und ihren verblichenen Bezügen, die vielen, vom Alter geschwärzten Porträts, die sich an den niedrigen Wänden drängten, das alte Spinett mit den ausgespielten Tönen, den vergilbten Tasten und den vergessenen Noten, die weißen Gardinen am Fenster und die großgeblümten Rouleaux, die kleine Etagère mit dem ungeschickten Nippes und den gezierten Rokokofiguren, ja, sogar das altmodische Parfum, das in der Luft lag und aus Schrank und Schubfach drang, das man nicht auf Flaschen ziehen kann, und das doch jeder kennt. In dieser Umgebung fand man nichts Seltsames mehr an dem alten Fräulein, ihren grauen Hängelocken und ihren gestreiften Seidenkleidern, die nie alt zu werden schienen, und die doch so urväterisch aussahen; und zu den Ahnenbildern an den Wänden in ihren vergessenen Trachten und seltsamen Stellungen, zu den Puderperrücken und bauschigen Kleidern, da paßten auch die etwas steifen Manieren des alten Fräuleins, ihre langsame Sprache und das eigenartig sanfte und aristokratische Timbre ihrer leisen Stimme.

Es war am Nachmittag eines sonnigen Märztages zwischen vier und fünf Uhr. Eben trat Doris in das Zimmer, herbeigerufen durch einen Zug an dem neben der Thür hängenden Klingelbande, das mit einer grünen Guirlande auf rotem Grunde bestickt und mit einem gläsernen Handgriff versehen war. Doris war, im Gegensatz zu ihrer Herrin, groß und breit gebaut und hatte ein strenges, würdevolles Gesicht, so wie es alte langjährige Dienstboten vornehmer Familien mit der Zeit anzunehmen pflegen; sie trug eine weiße Haube und eine ebensolche, große Schürze. Stillschweigend räumte sie den Theetisch ab, von dem sich die alte Dame soeben erhoben hatte, barg die schöne silberne Zuckerdose in dem dreieckigen Schranke, der an der einen Wand des kleinen Zimmers bis fast an die Decke reichte, und stellte den schön gearbeiteten Brotkorb aus gleichem Metall daneben; er enthielt nur trockene Semmel, aber Doris war fast noch mehr als ihre Herrin der Meinung, daß einer Freiin von Brincken, deren Ahnherren bis in das zwölfte Jahrhundert zurückreichten, ein solches Servieren von Gottes- und Rechtswegen zukäme. Soeben hatte die alte Dienerin die weiße Serviette zusammengefaltet, die noch auf einem Familiengute der Brinckens aus eigengemachtem Leinen angefertigt war, als die Hausklingel sie hinausrief.

„Herr von Echten wünscht dem gnädigen Fräulein aufzuwarten," meldete sie einige Augenblicke später, und „es wird mir eine Freude sein, Herrn von Echten zu empfangen," erwiderte die alte Dame ebenso förmlich. Dann trat der junge Gutsbesitzer in das Zimmer.

Dieser lange Hüne, dessen blondes Haupt fast die Decke des kleinen Raumes berührte, und der in seiner jugendlichen Kraft wie die Verkörperung der lebensfrohen Gegenwart aussah, und das kleine alte Fräulein, das einer vergessenen Zeit anzugehören schien, hatten eine ebenso herzliche wie rührende Freundschaft für einander.

Herbert von Echtens ritterliche Natur war zuerst

auf das alte Fräulein aufmerksam geworden durch die harmlos-egoistische Vernachlässigung, die sie gelegentlich unter all der Jugend im Scholtenschen Hause erfuhr, deren fröhliche Herrin die Tochter einer Cousine von ihr, einer geborenen von Brincken, war. Als nun gar eines Tages Doktor Clara eine durchaus nicht bös gemeinte, übermütige und in der That höchst komische Karrikatur des alten Fräuleins versuchte, da hatte er sich mit zorniger Ostentation zu deren besonderem Kavalier aufgeworfen.

Das alte Fräulein ihrerseits sah sich in ihrem ritterlichen jungen Freunde in rührender Weise erinnert an ihren vor nunmehr fast sechzig Jahren verstorbenen Verlobten, wenn auch wohl niemand außer ihr imstande gewesen wäre, eine Ähnlichkeit zwischen beiden herauszufinden. Dort hinter ihr über dem Sofa hing das Bild des Toten in goldenem Rahmen, den immer ein frischer Kranz umgab, das halblebensgroße Porträt eines hübschen blonden Offiziers von kränklichem Aussehen und mit schwärmerischen blauen Augen, und Herbert von Echten war sehr erstaunt gewesen, als das alte Fräulein es ihm gezeigt hatte mit dem Bemerken, daß er, Herbert, dem Verstorbenen gleiche. Aber er empfand gerührt, welch ein Lob von ihrer Seite dieser etwas phantasievolle Ausspruch enthielt, und er dankte es der alten Dame durch doppelte Aufmerksamkeit und herzliches Vertrauen. Jede Woche lenkte er, sofern er überhaupt in Berlin war, seine Schritte einmal nach dem kleinen Gartenhäuschen in der Bendlerstraße, und niemals hatte er das Gefühl, seine Zeit damit nutzlos oder unerfreulich angewendet zu haben.

Heute schien es kein gewöhnliches Thema zu sein, das zwischen ihnen verhandelt wurde, wenigstens waren beide ein wenig erregt, und Herberts Gesicht schien rot und heiß.

„So glauben Sie, daß man sie mir anvertrauen wird, hochverehrte Freundin?“ sagte er jetzt.

„Ich bin davon überzeugt, mein lieber junger Freund,“ sagt die alte Dame bestimmt, doch mit bewegter Stimme; wo könnten wir unsere Helene in diesen Zeiten wohl besser geborgen wissen als in treuer und starker Manneshut. Ich glaube, ich darf da für Scholten und meine Nichte mitsprechen.“

„Ah, ich danke Ihnen, gnädiges Fräulein, nur, ich fürchtete, weil sie noch so jung ist . . .“

„Das ist sie freilich, nun, da werden Sie eben warten müssen!“ sagte die alte Dame heiter; dann fügte sie melancholischer, wenn auch immer noch lächelnd, hinzu: „Zwei Jahre — vielleicht auch drei — was will das bedeuten, lieber junger Freund! Sehen Sie die alte Brincken an, die nun schon beinahe sechzig Jahre wartet auf die Wiedervereinigung mit dem so früh Heimgegangenen — denken Sie daran, wenn die Ungeduld kommt . . .“ und eine Thräne zitterte in ihren alten Augen, während Herbert ihr ernst und ehrfurchtsvoll die gefurchte Hand küßte, deren Goldfinger nun schon all die Jahre den schlichten Reifen mit den blauen Steinen in Treuen trug.

„Meine Eltern wünschen, daß ich Echtenberg noch vor dem Schluß dieses Jahres übernehme, und weil es dann Stillesitzen heißt für mich, so möchte ich — vorher noch — das heißt, ich möchte wenigstens — die Gewißheit mitnehmen . . .“

Das alte Fräulein kam dem blonden Recken zur Hilfe. „Das sollen Sie auch — nur den Sommer überlassen Sie die Lene noch den Eltern ganz; in den vielen Ferien mit den wilden Buben, da braucht Flörchen Kopf und Hände ihrer Ältesten ungeteilt für sich. Überdies — habe ich für diesen Sommer eine andere Aufgabe für Sie, lieber Echten — eine ganz serieuse Aufgabe . . .“

„Eine Aufgabe? Für mich — —?“

„O, es gilt nicht, Drachen zu töten oder einen Lindwurm zu erschlagen,“ lächelte das alte Fräulein — „aber es ist darum vielleicht nicht weniger schwer. Sie kennen Gunnar Bolinder, Sie wissen von seinen Beziehungen zu Fräulein von Liengaard; sie sind so alt fast wie die beiden selbst. Wenn ich meine arme kleine Thoma veranlassen könnte, sich dieses faible aus dem Sinn zu schlagen, ich wäre sehr glücklich. Nicht daß er bös wäre und einen schlechten Charakter hätte, aber er hat eben gar keinen und quält das arme Kind maßlos. Warum er sich gerade jetzt von Thoma zurückzieht, seit dem Moment, wo ihr die Erbschaft zufiel, kann niemand von uns sich erklären. Warum verlobt er sich nicht mit ihr, jetzt, da sie gemeinsam leben können? Jedermann in unserem Kreise weiß, daß in diesen Sachen das einzige Hindernis ihrer Vereinigung bestand, es könnte ihn daher nicht kompromittieren, denn es war stets eine verstandene Sache — une affaire sous entendue, comprenez-vous?“

„Gewiß, gewiß!“ nickte Herbert, der nicht recht wußte, worauf die alte Dame hinaus wollte.

„Nun, ich bin überzeugt, wenn dieser alltägliche train hier weitergeht, wenn Gunnar keinen Anstoß von außen erhält oder dergleichen, so wird er sie zu Tode quälen, pauvre enfant. Aber wer soll mit ihm darüber sprechen, es ist eine delikate Sache, und darum ist mir jetzt der Gedanke gekommen, daß Sie —“

„Ich!“ stieß Herbert hervor, voller Entsetzen glaubend, die alte Dame habe ihm einen Kuppelpelz zugedacht.

„Erschrecken Sie nicht,“ lächelte jene und hob die Hand — „Sie sollen nur, wenn Sie diesen Sommer nach Echtenberg gehen, — Herrn Bolinder mitnehmen; ich möchte ihn mehr mit Ihnen verkehren, mehr sich Ihnen anschließen sehen, mein lieber Echten, als diesen jungen Künstlern und ihren Genossen, die ihn in keiner Weise fördern und nur sein unstetes Wesen und sein zerfahrenes Treiben begünstigen. Meine Hoffnung bei diesem Plan ist die, daß er vielleicht in ganz anderer Umgebung und in solider Atmosphäre zum Nachdenken kommen werde, und daß das tägliche Leben in einem herzlichen und geordneten Familienverhältnis in ihm auch die Sehnsucht nach etwas Ähnlichem erwecken solle. Dazu gebe ich viel auf den persönlichen Verkehr mit Ihnen, mein lieber junger Freund, wenn Sie sich seiner ein wenig annehmen wollen.“

Herbert lachte und verbeugte sich. „Da könnte ich ja ordentlich stolz werden auf mich, verehrte

schatulle des hochseligen Königs seiner Zeit zugestanden worden war, und das der neue Herr ihr großmütig weiter gewährte. Zwar versuchte die alte Dame ihre Einnahmen zu vermehren durch Übersetzungen aus dem Französischen, die sie anfertigte, doch hatte eine neue Generation ihr auf diesem Felde durch schnellere Arbeit, modernere Auswahl und flotteren Dictus bereits längst den Rang abgelaufen, und nur einige hochkonservative Blätter nahmen aus Pietät gegen den alten Namen noch hin und wieder ihre Sachen auf und bezahlten sie schlecht.

So war denn die Lebensweise des alten Fräuleins in dem kleinen Gartenhause eine sehr einfache und spielte sich in höchst gleichförmigem Tempo ab. Vorn in den drei sonnigen Stübchen, die mit altertümlichem Hausrat angefüllt waren, lebte die Herrin, und nach hinten hinaus, nach den großen Spargelbeeten zu, da hauste und herrschte Doris, ihre alte Magd, die, nur um fünf Jahre jünger als ihre Gebieterin, schon bei deren Eltern gedient hatte und eine ebenso seltene Reliquie war wie das kleine Haus, das die beiden zusammen bewohnten.

Alles hier in diesem weltfernen Winkelchen der Großstadt beruhte auf der Pietät: Der Lebensunterhalt des alten Fräuleins selbst, das Dach, das sie schützte, die Hand, die sie bediente, und das wirkte um so rührender und anheimelnder, je weniger man von diesem altmodischen Gefühl wiederfand in dem Hasten und Jagen da draußen, wo man alte, oft historisch ehrwürdige Erinnerungsstätten kaltherzig niederriß, um einträgliche Prachtbauten an ihre Stelle zu setzen, und wo Treue zwischen Herren und Dienern nur noch eine alte Sage war, an die niemand mehr glaubte.

Ja, es war ein Zurücktauchen in gute alte stille Zeiten, wenn man in den Zauberkreis dieses kleinen Gartenhäuschens trat, und ein Hauch von Zufriedenheit und Treue und Ausruhen schien sich auf den Besucher zu senken, hinter dem das simple kleine Pförtchen ins Schloß fiel, das den Garten von dem engen, schöngepflasterten Hof, an dem Stall und Remise des eleganten Vorderhauses lagen, schied. Und es gab viele in der großen lärmenden Metropole, die mit einem Gefühl friedvollen Dankes nach diesem stillen Winkel hindachten, wo sie sich so oft schon Trost und Mut geholt, ja, manches junge Ding, das in gedankenlosem Jugendübermut zuerst gelächelt hatte über Fräulein Diana von Brinckens vorsintflutliche Kleidung und altmodisch-vornehmes Gebahren, hatte schon dort drinnen in unruhvollen Seelenzeiten ein befriedigendes Wort, einen aufmunternden Rat oder ein heilendes altmodisches Histörchen für sich bereit gefunden, das ihm draußen, im Lärm der Großstadt, dann Talisman und Hilfe geworden war

Ja, hier in ihrer eigensten Umgebung, in diesem kleinen Heim, das ihr ganzes Ich wiederspiegelte und ergänzte, mußte man sie auch sehen, um zu empfinden, was für ein eigentümlich stiller Zauber ausgehen konnte von diesem alten einsamen Fräulein mit den grauen Locken und dem gefurchten Antlitz. Hier paßte alles zu einander, wirkte alles harmonisch: Die alten Möbel mit ihrer schwerfälligen Verschnörkelung und ihren verblichenen Bezügen, die vielen, vom Alter geschwärzten Porträts, die sich an den niedrigen Wänden drängten, das alte Spinett mit den ausgespielten Tönen, den vergilbten Tasten und den vergessenen Noten, die weißen Gardinen am Fenster und die großgeblümten Rouleaux, die kleine Etagère mit dem ungeschickten Nippes und den gezierten Rokokofiguren, ja, sogar das altmodische Parfum, das in der Luft lag und aus Schrank und Schubfach drang, das man nicht auf Flaschen ziehen kann, und das doch jeder kennt. In dieser Umgebung fand man nichts Seltsames mehr an dem alten Fräulein, ihren grauen Hängelocken und ihren gestreiften Seidenkleidern, die nie alt zu werden schienen, und die doch so urväterisch aussahen; und zu den Ahnenbildern an den Wänden in ihren vergessenen Trachten und seltsamen Stellungen, zu den Puderperrücken und bauschigen Kleidern, da paßten auch die etwas steifen Manieren des alten Fräuleins, ihre langsame Sprache und das eigenartig sanfte und aristokratische Timbre ihrer leisen Stimme.

Es war am Nachmittag eines sonnigen Märztages zwischen vier und fünf Uhr. Eben trat Doris in das Zimmer, herbeigerufen durch einen Zug an dem neben der Thür hängenden Klingelbande, das mit einer grünen Guirlande auf rotem Grunde bestickt und mit einem gläsernen Handgriff versehen war. Doris war, im Gegensatz zu ihrer Herrin, groß und breit gebaut und hatte ein strenges, würdevolles Gesicht, so wie es alte langjährige Dienstboten vornehmer Familien mit der Zeit anzunehmen pflegen; sie trug eine weiße Haube und eine ebensolche, große Schürze. Stillschweigend räumte sie den Theetisch ab, von dem sich die alte Dame soeben erhoben hatte, barg die schöne silberne Zuckerdose in dem dreieckigen Schranke, der an der einen Wand des kleinen Zimmers bis fast an die Decke reichte, und stellte den schön gearbeiteten Brotkorb aus gleichem Metall daneben; er enthielt nur trockene Semmel, aber Doris war fast noch mehr als ihre Herrin der Meinung, daß einer Freiin von Brincken, deren Ahnherren bis in das zwölfte Jahrhundert zurückreichten, ein solches Servieren von Gottes- und Rechtswegen zukäme. Soeben hatte die alte Dienerin die weiße Serviette zusammengefaltet, die noch auf einem Familiengute der Brinckens aus eigengemachtem Leinen angefertigt war, als die Hausklingel sie hinausrief.

„Herr von Echten wünscht dem gnädigen Fräulein aufzuwarten," meldete sie einige Augenblicke später, und „es wird mir eine Freude sein, Herrn von Echten zu empfangen," erwiderte die alte Dame ebenso förmlich. Dann trat der junge Gutsbesitzer in das Zimmer.

Dieser lange Hüne, dessen blondes Haupt fast die Decke des kleinen Raumes berührte, und der in seiner jugendlichen Kraft wie die Verkörperung der lebensfrohen Gegenwart aussah, und das kleine alte Fräulein, das einer vergessenen Zeit anzugehören schien, hatten eine ebenso herzliche wie rührende Freundschaft für einander.

Herbert von Echtens ritterliche Natur war zuerst

auf das alte Fräulein aufmerksam geworden durch die harmlos-egoistische Vernachlässigung, die sie gelegentlich unter all der Jugend im Scholtenschen Hause erfuhr, deren fröhliche Herrin die Tochter einer Cousine von ihr, einer geborenen von Brincken, war. Als nun gar eines Tages Doktor Clara eine durchaus nicht bös gemeinte, übermütige und in der That höchst komische Karrikatur des alten Fräuleins versuchte, da hatte er sich mit zorniger Ostentation zu deren besonderem Kavalier aufgeworfen.

Das alte Fräulein ihrerseits sah sich in ihrem ritterlichen jungen Freunde in rührender Weise erinnert an ihren vor nunmehr fast sechzig Jahren verstorbenen Verlobten, wenn auch wohl niemand außer ihr imstande gewesen wäre, eine Ähnlichkeit zwischen beiden herauszufinden. Dort hinter ihr über dem Sofa hing das Bild des Toten in goldenem Rahmen, den immer ein frischer Kranz umgab, das halblebensgroße Porträt eines hübschen blonden Offiziers von kränklichem Aussehen und mit schwärmerischen blauen Augen, und Herbert von Echten war sehr erstaunt gewesen, als das alte Fräulein es ihm gezeigt hatte mit dem Bemerken, daß er, Herbert, dem Verstorbenen gleiche. Aber er empfand gerührt, welch ein Lob von ihrer Seite dieser etwas phantasievolle Ausspruch enthielt, und er dankte es der alten Dame durch doppelte Aufmerksamkeit und herzliches Vertrauen. Jede Woche lenkte er, sofern er überhaupt in Berlin war, seine Schritte einmal nach dem kleinen Gartenhäuschen in der Bendlerstraße, und niemals hatte er das Gefühl, seine Zeit damit nutzlos oder unerfreulich angewendet zu haben.

Heute schien es kein gewöhnliches Thema zu sein, das zwischen ihnen verhandelt wurde, wenigstens waren beide ein wenig erregt, und Herberts Gesicht schien rot und heiß.

„So glauben Sie, daß man sie mir anvertrauen wird, hochverehrte Freundin?“ sagte er jetzt.

„Ich bin davon überzeugt, mein lieber junger Freund,“ sagt die alte Dame bestimmt, doch mit bewegter Stimme; wo könnten wir unsere Helene in diesen Zeiten wohl besser geborgen wissen als in treuer und starker Manneshut. Ich glaube, ich darf da für Scholten und meine Nichte mitsprechen.“

„Ah, ich danke Ihnen, gnädiges Fräulein, nur, ich fürchtete, weil sie noch so jung ist . . .“

„Das ist sie freilich, nun, da werden Sie eben warten müssen!“ sagte die alte Dame heiter; dann fügte sie melancholischer, wenn auch immer noch lächelnd, hinzu: „Zwei Jahre — vielleicht auch drei — was will das bedeuten, lieber junger Freund! Sehen Sie die alte Brincken an, die nun schon beinahe sechzig Jahre wartet auf die Wiedervereinigung mit dem so früh Heimgegangenen — denken Sie daran, wenn die Ungeduld kommt . . .“ und eine Thräne zitterte in ihren alten Augen, während Herbert ihr ernst und ehrfurchtsvoll die gefurchte Hand küßte, deren Goldfinger nun schon all die Jahre den schlichten Reifen mit den blauen Steinen in Treuen trug.

„Meine Eltern wünschen, daß ich Echtenberg noch vor dem Schluß dieses Jahres übernehme, und weil es dann Stillesitzen heißt für mich, so möchte ich — vorher noch — das heißt, ich möchte wenigstens — die Gewißheit mitnehmen . . .“

Das alte Fräulein kam dem blonden Recken zur Hilfe. „Das sollen Sie auch — nur den Sommer überlassen Sie die Lene noch den Eltern ganz; in den vielen Ferien mit den wilden Buben, da braucht Flörchen Kopf und Hände ihrer Ältesten ungeteilt für sich. Überdies — habe ich für diesen Sommer eine andere Aufgabe für Sie, lieber Echten — eine ganz serieuse Aufgabe . . .“

„Eine Aufgabe? Für mich — —?“

„O, es gilt nicht, Drachen zu töten oder einen Lindwurm zu erschlagen,“ lächelte das alte Fräulein — „aber es ist darum vielleicht nicht weniger schwer. Sie kennen Gunnar Bolinder, Sie wissen von seinen Beziehungen zu Fräulein von Liengaard; sie sind so alt fast wie die beiden selbst. Wenn ich meine arme kleine Thoma veranlassen könnte, sich dieses faible aus dem Sinn zu schlagen, ich wäre sehr glücklich. Nicht daß er bös wäre und einen schlechten Charakter hätte, aber er hat eben gar keinen und quält das arme Kind maßlos. Warum er sich gerade jetzt von Thoma zurückzieht, seit dem Moment, wo ihr die Erbschaft zufiel, kann niemand von uns sich erklären. Warum verlobt er sich nicht mit ihr, jetzt, da sie gemeinsam leben können? Jedermann in unserem Kreise weiß, daß in diesen Sachen das einzige Hindernis ihrer Vereinigung bestand, es könnte ihn daher nicht kompromittieren, denn es war stets eine verstandene Sache — une affaire sous entendue, comprenez-vous?“

„Gewiß, gewiß!“ nickte Herbert, der nicht recht wußte, worauf die alte Dame hinaus wollte.

„Nun, ich bin überzeugt, wenn dieser alltägliche train hier weitergeht, wenn Gunnar keinen Anstoß von außen erhält oder dergleichen, so wird er sie zu Tode quälen, pauvre enfant. Aber wer soll mit ihm darüber sprechen, es ist eine delikate Sache, und darum ist mir jetzt der Gedanke gekommen, daß Sie —“

„Ich!“ stieß Herbert hervor, voller Entsetzen glaubend, die alte Dame habe ihm einen Kuppelpelz zugedacht.

„Erschrecken Sie nicht,“ lächelte jene und hob die Hand — „Sie sollen nur, wenn Sie diesen Sommer nach Echtenberg gehen, — Herrn Bolinder mitnehmen; ich möchte ihn mehr mit Ihnen verkehren, mehr sich Ihnen anschließen sehen, mein lieber Echten, als diesen jungen Künstlern und ihren Genossen, die ihn in keiner Weise fördern und nur sein unstetes Wesen und sein zerfahrenes Treiben begünstigen. Meine Hoffnung bei diesem Plan ist die, daß er vielleicht in ganz anderer Umgebung und in solider Atmosphäre zum Nachdenken kommen werde, und daß das tägliche Leben in einem herzlichen und geordneten Familienverhältnis in ihm auch die Sehnsucht nach etwas Ähnlichem erwecken solle. Dazu gebe ich viel auf den persönlichen Verkehr mit Ihnen, mein lieber junger Freund, wenn Sie sich seiner ein wenig annehmen wollen.“

Herbert lachte und verbeugte sich. „Da könnte ich ja ordentlich stolz werden auf mich, verehrte

Freundin — und wenn ich wirklich weiter nichts zu thun habe als ihn mitzunehmen und mit ihm umzugehen — das will ich herzlich gern thun. Bolinder ist im Grunde ein guter Kerl, dazu ein angenehmer und amüsanter Gesellschafter, der auch meinen Eltern willkommen sein wird. Und wenn ich Fräulein von Liengaard einen Gefallen erweisen oder auf diese Weise zu ihrem Glücke beitragen könnte, so würde mich das herzlich freuen."

„Charmant, charmant! Das wäre also abgemacht: Sie nehmen ihn mit."

„Von Herzen gern — wenn er will!"

„Das lassen Sie meine Sorge sein, er wird sicher wollen; aber da kommt, wenn ich nicht irre, Thoma selbst eben durch den Garten geschritten, darum gehen Sie, lieber Freund, gehen Sie, sie darf uns bei dieser conspiration nicht antreffen."

Herbert von Echten empfahl sich, und gleich darauf betrat Thoma das Zimmer. Der große Veilchenstrauß in ihrer Hand, den sie dem alten Fräulein überreichte, brachte Frühlingsduft mit in das kleine Stübchen, aber auf dem Antlitz der Spenderin lag keine Lenzesfreude, und all das Werden und Knospen und erdige Duften, durch das sie da draußen im Garten geschritten war, hatte keine jubelnden Frühjahrsgefühle und keine Ahnungen werdender Herrlichkeit in ihrer Brust geweckt.

Thoma lächelte, als sie die alte Dame begrüßte, aber ihr Lächeln schnitt dieser in das Herz; es glitt über das abgemagerte Antlitz wie ein fremder Gast, und die großen, jetzt übergroßen Augen hatten keinen Teil daran.

„Warum bist Du nicht eher gekommen, chérie?" fragte die alte Dame.

Thoma zerrte ungeduldig an ihren eleganten Handschuhen; ihre Bewegungen waren jetzt von einer peinlichen Nervosität, sie zitterte förmlich wie eine Kranke. Bei der Frage der alten Dame ging es wie Qual über ihr Gesicht.

„Ich — ich weiß es nicht!" stieß sie mit einem fast stöhnenden Atemzug heraus.

„So will ich es Dir sagen, mein Kind: Du fürchtetest Dich."

„Tante Diana!"

„Du fürchtetest Dich vor dieser Stunde, um die ich Dich schon vor Wochen gebeten, wie der Kranke die Konsultation fürchtet, aus Angst, der Arzt könne den Finger auf die wunde Stelle legen."

„Ich habe keine solche!" sagte Thoma trotzig und wandte sich ab.

„Belüge nicht Dich und mich, Thoma," sagte die alte Dame traurig, „es gelingt Dir bei beiden nicht; wir alle, die Dich lieb haben, sehen, wie Du leidest."

Jetzt fuhr Thoma auf.

„O ja, nicht wahr, und noch mehr alle, die mich nicht lieb haben! Ha, wenn auch nur ein Tag verginge, an dem mich nicht ein halbes Dutzend Menschen fragen, wie es Gunnar gehe, und was ich nun anzufangen gedenke, und ob ich bei Fräulein Ostermann wohnen bleiben würde —"

„Lauter an sich ganz natürliche und harmlose Fragen, Thoma, die nur Deine eigene Verbitterung in ebensoviele Unfreundlichkeiten verwandelt. Warum aber, wenn Dich die Leute und ihre Fragen quälen, warum gehst Du nicht beiden aus dem Wege? Aber anstatt sie zu fliehen, hast Du Dich in eine tolle, aufreibende Geselligkeit gestürzt . . ."

Thoma sprang auf, trat an das Fenster und starrte in den dämmernden Garten hinein.

„Das Wetter ist so herrlich jetzt, Du bist frei, zu gehen, wohin es Dir beliebt — wie wäre es, wenn Du nach der Riviera oder an die oberitalienischen Seen gingest . . .?"

„Bin ich Euch lästig, daß Ihr mich los sein wollt?" warf Thoma bitter dazwischen.

„Dich selbst sollst Du loszuwerden suchen, mein Kind," entgegnete das alte Fräulein ruhig, „Dich selbst und — das, was Dich quält und elend macht. Du bist jung und unabhängig — warum sollte Dir nicht noch ein schönes sonniges Lebensglück beschieden sein in einer neuen Sphäre —?"

„Ha, darauf will's hinaus!" rief Thoma heftig aus, indem sie ihr bleiches Gesicht, in dem die Augen zornig sprühten, der alten Dame zukehrte — „ich soll mit meinem jungen Geldsack auf die Männerjagd gehen und mir für blanke Thaler die Liebe eines modernen Glücksritters einhandeln — ich danke für die Rolle!"

„Nimm Dich zusammen, Thoma!" rief das alte Fräulein streng, „und bedenke, mit wem Du sprichst! Daß ich keinen Rat meinte, über dessen Ausführung Du Dich schämen müßtest, könntest Du wissen. Was ich wünsche ist, im Gegenteil, Dich von einer Rolle befreit zu sehen, die in der That unwürdig und demütigend für ein Mädchen ist." Das Wort war hart, aber das alte Fräulein glaubte, es ihr nicht ersparen zu dürfen. Thoma stand einige Augenblicke in stummem Kampfe da, dann eilte sie, einer plötzlichen Eingebung folgend, auf das Fräulein zu, brach neben ihrem Sitz zusammen und barg, leidenschaftlich aufschluchzend, das Gesicht in ihren Schoß. Tante Diana ließ sie ruhig gewähren und gönnte ihr die Erleichterung des Ausweinens, nur ab und an strich sie mit der alten, zitternden Hand über Thomas welliges Haar. Endlich, als das junge Mädchen sich ein wenig beruhigt hatte, sprach sie von neuem: „Thoma, mein Kind . . ." Sanft und tröstend klang ihre leise Stimme durch das stille Gemach. Thoma erhob sich langsam und fiel erschöpft in einen Stuhl. „Liebst Du ihn noch?" fragte die alte Dame leise.

„Ich verachte ihn!" stieß Thoma hervor.

„Ja. Aber wenn er nun plötzlich hier durch diese Thür hereinträte . . ."

„Tante Diana!" Beide Hände auf die Brust gedrückt, sprang Thoma wieder empor und richtete die brennenden Augen nach der Thür. Die alte Dame schüttelte traurig den Kopf, und Thoma sank auf ihren Sitz zurück.

„Nein, nein, Thoma, er ist nicht hier, nicht hier gewesen seit Monaten, aber ich sehe: es ist, wie ich fürchtete, und so kann ich denn nur noch hoffen, daß der liebe Gott sein Herz wende, ehe er das Deinige gebrochen hat."

Thoma saß eine Weile stumm da, dann blickte sie auf die alte Dame, deren weißes Haupt in diesem Augenblick wie eingerahmt erschien durch den Kranz, der hinter ihr das Bild des Geliebten schmückte; mit einer plötzlichen Bewegung nahm sie die schmale, gefurchte Hand und küßte sie, dann sprang sie wieder nervös empor. „Liebe gute Tante Diana," begann sie mit leise zitternder Stimme, „ich sehe ja, daß Du es gut mit mir meinst, und ich, ich möchte ja auch gern anders sein, mich aufraffen, irgend etwas Energisches thun, aber ich kann nicht! Ich weiß nicht, was es ist, das mich beherrscht, aber es liegt irgend etwas auf mir wie ein Bann, wie eine Last, die mich zu Boden drückt, und die ich doch nicht abschütteln kann. Früher glaubte ich, es sei die Armut und ein verhaßtes Amt; jetzt ist beides von mir genommen, und nichts ist besser geworden. Und es ist auch nicht allein Gunnar, denn ich denke seiner meist mit Groll und Verachtung ... es ist wohl zumeist mein eigenes Ich, Tante Diana, an dem ich schleppe, und das würde mich ja auch nicht verlassen, wenn ich bis ans Ende der Welt ginge. So laß mich denn hier! ..."

Thoma sank mit einem Seufzer und einem unsäglich matten Ausdruck in Gesicht und Haltung wieder in die Polster des Sessels zurück und in sich zusammen. Beide Damen blieben eine Weile stumm. Tante Diana blickte schmerzbewegt auf das junge Mädchen vor sich, und unwillkürlich verglich sie ihr Schicksal mit dem Lenchen Scholtens und ihrem sichern friedvollen Glück. Von den beiden Cousinen hatte Thoma durch Geburt, Erscheinung und Begabung nicht geringere Anwartschaft auf das Glück als jene, und doch kam sie so schwer zurecht mit ihrem Leben. Und Tante Diana stand hier fast ratlos. In wie vielen Fällen hatte sie schon Rat und Trost gewußt für Fragen des Lebens, für Leiden der Seele — hier sah sie sich völlig außer stande, irgend etwas zu thun oder zu empfehlen, was auch nur einige Aussicht auf Erfolg versprochen hätte. Thomas komplizierte Natur war schwer zu fassen, rechnete man mit dem einen Gefühl, so war man sicher, daß einem ein anderes, unerwartetes entgegensprang, appellierte man an dieses, so hatte es bereits wieder einem andern Platz gemacht. Thoma war im wahren Sinne des Wortes eine problematische Natur, ihr Inneres glich einem anarchischen Staate, dem jede gesunde Oberleitung fehlt. Eine Natur, die zu ihrer harmonischen Herausbildung dringender als irgend eine andere der segensvollen Beschränkung des Hauses bedurft hätte, einer festen Vaterhand, eines heißliebenden Mutterherzens, hatte jetzt das Leben sie zerpflückt und verwirrt; liebenswürdige, ja geradezu große Züge standen unvermittelt neben den größten Schroffheiten, eine staunenswerte geistige Klarheit neben der unbegreiflichsten Willensschwäche, ein auffallend scharfer Verstand neben übertriebenen und paradoxen Schlußfolgerungen.

Das alte Fräulein seufzte; Thoma war immer ihr Liebling gewesen. Ah, dieser reichen Seele eine Pflege, wie sie Lenchen in der trauten, frohen Häuslichkeit erfuhr und als selbstverständlich hinnahm, und sie hätte sich strahlend und blendend erhoben über jene und unzählige andere, Freude atmend, Freude gebend ... die rauhen Jahre des Zigeunertums, in die der Tod der Eltern und die Mittellosigkeit das gänzlich unreife Mädchen hineingestoßen, hatten die schönsten Blüten geknickt ...

Noch einen Versuch machte die alte Dame. „Soll ich mit Bolinder sprechen, Thoma?"

„Wenn Du mich umbringen willst, ja!" rief diese mit Heftigkeit, und rote Flecke stiegen in ihre Wangen. „Nicht einen Tag würde ich die Schande überleben — ich werfe mich nicht einem Manne an den Hals, der ... nein, nein, Tante Diana, sorge Dich nicht weiter um mich, es wird schon zu Ende kommen, so oder so ... was liegt auch an dem Wie! Es ist ja auch alles so klein und gleichgültig ‚unter dem Gesichtspunkte der Ewigkeit', nur daß wir Menschen das noch manchmal vergessen. Ich bin auch zu müde, viel zu müde für einen Kampf, ich glaube, zu müde selbst für ein Glück ..."

Das war immer das Ende, auch wenn Asta mit ihr sprach: müde, dumpfe Resignation. Sie legte sich auf des armen Mädchens Seele und betäubte den Schmerz dort wie Opium den Körper einlullt, aber sie wirkte auch verderblich wie jenes; nahm sie den Schmerz, so nahm sie auch jedes Mal ein Stückchen Kraft!

Traurigen Herzens blickte Fräulein von Brincken Thoma nach, wie ihre Gestalt in dem abendlichen Garten verschwand, dann ließ sie die Rouleaux herunter und klingelte nach der Lampe. Allein ihre Gedanken waren heute nicht bei der Arbeit, und sie empfand die Störung nicht unwillkommen, als die Glocke des kleinen Gartenhäuschen jetzt noch ein Mal gezogen wurde.

Der neue Ankömmling war ein kleiner Mann von jüdischem Aussehen, dessen hastiges, unceremonielles Wesen stets das Entsetzen der alten Doris blieb, die nicht begreifen konnte, was ihre Herrin an dem kleinen unscheinbaren, schlechtgekleideten Menschen fand. Es war derselbe, der Thoma Liengaard zu jenem Konzert in der Singakademie abholte, wo sie Asta Engelbrecht wiederfand, und mit der gleichen, etwas polternden Art sich zu geben, trat er jetzt in das stille Stübchen des alten Fräuleins.

Doktor Isidor Mayer war von Haus aus Arzt, und als solcher war er auch vor einigen Jahren zum ersten Mal zu Fräulein von Brincken gekommen oder richtiger, geschickt worden, denn der Geheimerat Scholten hatte ihn der alten Dame, die an der Influenza erkrankt war, sich aber aus Sparsamkeitsrücksichten weigerte, einen Arzt zu nehmen, einfach auf den Hals geschickt. Seitdem führte er nun hier den Titel eines „Hausarztes" und genoß die Vorrechte eines solchen, obgleich die beiden alten Bewohnerinnen des kleinen Gartenhauses seither eines medizinischen Beistandes niemals bedurft hatten. Aus letzterem Grunde verwahrte sich der kleine Doktor auch aufs energischste dagegen, eine jährliche, wenn auch noch so geringe Remuneration für seine Besuche anzunehmen. „Ich kann Ihnen wahrhaftig den Gefallen nicht thun, Fräulein von Brincken," hatte er

gesagt, und seine r's waren schnarrender als je herausgekommen, „es sei denn, daß Sie mir zuerst den Gefallen erweisen, krank zu werden.“ Und dabei hatte es sein Bewenden gehabt. Das alte Fräulein hatte ihm den Gefallen nicht gethan, und Doktor Isidor Mayer war unbesoldeter Hausarzt in dem kleinen Gartenhause geblieben. Dies war hübsch von dem Doktor, allein man konnte nicht sagen, daß er so ganz und gar ohne jegliche Selbstsucht in dieser Sache verfuhr, denn es gab da in der Seele des kleinen Doktors einen tiefinnersten Grund, um deswillen er das kleine Gartenidyll und seine alten Bewohnerinnen mit solcher Zähigkeit unter seiner Klientele festzuhalten bestrebt war; und dieser Grund hieß Thoma Liengaard.

Der kleine Doktor, in dessen stets ungeschnittenem lockigem Rabenhaar sich schon seit geraumer Zeit weiße Fäden zeigten, hegte für das eigenartige Mädchen eine stille platonische Schwärmerei, über die er niemals sprach, und von der niemand etwas wußte, am wenigsten sie selbst, und die wohl nur seine alte graue Freundin hier in dem polternden Sonderling ahnte. Aus einer armen, aber begabten Rabbinerfamilie stammend, hatte er auf Stipendien und durch Stundengeben studiert, und kaum hatte er sich im Besitze des erstrebten Doktordiploms gesehen, als ihm auch schon die Versorgung einer plötzlich zur Witwe gewordenen Schwester nebst deren drei kleinen Kindern zufiel und ihn von neuem in Fesseln schlug. Die Kinder waren jetzt erwachsen und versorgt, aber der Doktor selbst war darüber alt geworden und einsam geblieben, und irdische Schätze hatten sich bei ihm nicht gehäuft. Dies letztere hatte noch einen andern Grund. Ein so tüchtiger und denkender Arzt nämlich Doktor Isidor auch war, so lag es doch nicht in seiner vielseitigen und rastlosen Natur, ausschließlich aufzugehen in seinem Beruf, den er überdies mehr aus praktischen Gründen als aus innerem Drang gewählt. Er diente neben dem Äskulap noch dem Apoll, und dafür rächten sich nun beide Götter an ihm, indem sie beide in Sachen pecuniae ihre Hand von ihm abzogen; augenscheinlich überließ es immer einer dem andern, sich mit des kleinen Doktors weltlichem Fortkommen zu befassen. Isidor Mayer war ein enthusiastischer Musikfreund und spielte selbst ausgezeichnet Klavier; ein enragierter Wagnerianer, sah man seine kleine charakteristische Erscheinung auf jeder Wagnerprobe, in jedem Wagnerkonzert, und überhaupt war er in Musikkreisen eine sehr bekannte und wohlgelittene Persönlichkeit. Unter dem mildernden Einfluß der Tonharmonien vergaß, wie weiland Cerberus das Bellen, so Doktor Isidor das Raisonnieren, das ihm sonst zur zweiten Natur geworden war, und ein hohes angeborenes Musikverständnis, sowie ein durch vieles Hören feinstgeschultes Ohr, machten ihn schließlich zu einem geschätzten Musikrezensenten an einigen großen Residenzblättern.

Aber wie gesagt, was Apoll ihm hier gewährte, das entriß ihm auf der andern Seite der Zorn Äskulaps: die ärztliche Praxis des musikalischen Doktors schwand in gradem Verhältnis zu seinen Erfolgen in Apoll, und endlich kannte man ihn mehr als Wagnerianer und Musikrezensenten denn als das, was sein Schild immer noch von ihm verkündete, nämlich als „praktischen Arzt, Wundarzt und Geburtshelfer.“ Nun hatte er vor kurzem seine letzte Nichte verheiratet, die Schwester war dieser in ihr junges Heim gefolgt, und da hatte Doktor Isidor denn auch dies Schild, den letzten offiziellen Tribut an den Götzen der Pillen und Tränkchen, entfernt und war parlamentarischer Berichterstatter für eine große Provinzialzeitung geworden; er „praktizierte“ jetzt nur noch im Freundeskreise und meist unter ähnlichen glänzenden, finanziellen Bedingungen wie in dem kleinen Gartenidyll, Berlin W.

Aber hier fand sich der alternde Mann mit der eigentümlichen, gewissermaßen posthumen Bohémien-Existenz in anderer Weise belohnt: er konnte von Thoma sprechen und hörte doch von ihr, zumal in der toten Saison, wo es keine Konzerte gab, zu denen er sonst nie verabsäumte, ihr das zweite ihm zustehende Billet zur Verfügung zu stellen. Er liebte Thoma wie man einen Götzen liebt, gar nicht daran denkend, ihre Gegenliebe zu gewinnen, mit bewußter Hoffnungslosigkeit; aber für das poetische Winkelchen, das dieser ewig polternde Raisonneur, neben der Anbetung des großen Musikmeisters, für zartere Dinge in seiner Seele reserviert hatte, genügte dies Gefühl trotz seiner Einseitigkeit vollkommen; ja, die damit verbundene Weltschmerzlichkeit verursachte dieser seltsamen und rastlosen Natur sogar eine Art von sonderbarer Befriedigung. Doktor Isidor wollte gar nicht glücklich lieben. Aber sprechen mußte er — wenn auch nicht von seiner Liebe — so doch von seinem Idol, das war ihm Bedürfnis, und so hatte er denn auch kaum das alte Fräulein begrüßt und sich von ihrem eigenen trefflichen Gesundheitszustande überzeugt, als er auch schon die stets unmittelbar darauf folgende Frage herauspolterte: „Wie geht's Fräulein von Liengaard?“

Fräulein von Brincken kannte ja diese Frage schon seit Jahr und Tag, allein sie war ihr noch nie so gelegen gekommen wie heute, wie ihr denn überhaupt kaum ein Besuch an diesem Abend hätte erwünschter sein können, als der des kleinen, jüdischen Doktors. Gerade daß er nicht mehr offiziell als Arzt anzusehen war, machte es wahrscheinlicher, daß Thoma vielleicht einen Rat von ihm annehmen würde, und daß sie seine Gefühle für ihre Großnichte erriet und auch ihrer Natur nach richtig taxierte, gab der alten Dame den Mut, den kleinen Doktor um eine unauffällige Beobachtung des jungen Mädchens zu bitten, und das Vertrauen, daß dieser Bitte auf das Sorgsamste entsprochen werden würde. Der kleine Doktor saß bei dem Bericht der alten Dame mit gerunzelter Stirn da und fuhr sich alle Augenblick mit der Hand durch das Haar, was freilich seiner Frisur weder zum Schaden noch zum Frommen gereichte; dazwischen knurrte er hin und wieder ein „hm — hm“ in den kurzen, schwarzen Bart.

Das alte Fräulein hatte ihm den hochgradig nervösen Zustand Thomas ausführlich geschildert, ohne jedoch die wahrscheinliche Ursache desselben zu berühren; es war auch unnötig: der Arzt erriet sie

ohnebies. Jetzt schloß sie mit den Worten: „Was ist da zu machen, lieber Doktor?"

Doktor Isidor fuhr sich noch einmal heftiger mit der Hand durch die Haare, wobei er sich selbst wie aus einer Bedrückung emporraffte, und — „Nichts!" sagte er dabei laut und in seiner schroffsten Manier.

„Aber lieber Doktor, es muß doch irgend ein Mittel geben —"

„Einen kranken Willen gesund zu machen — vielleicht! Aber wir können's nicht in Tränkchen brauen oder in Pillen drehen! Glauben Sie, daß so viele Menschen krank wären, wenn unsere Generation mehr gesunden Willen hätte? Daran liegt's in neunzig Fällen unter hundert, und darum schaffen wir Ärzte auch so wenig!"

„Aber bester Doktor, was Sie da wieder für schroffe Dinge reden! Glauben Sie denn, daß nicht alle Patienten, mit verschwindenden Ausnahmen, lieber gesund sein möchten als krank?"

„Gesund sein, gnädiges Fräulein, gesund sein, das schon!" krähte der kleine Arzt, „aber gesund werden — da steckt's, dazu sind einige zu dumm, die meisten aber zu faul, und wenn der Wille erst träge ist oder gar ganz zum Teufel — dann machen Sie 'mal was mit 'nem Kranken!"

Das alte Fräulein seufzte; sie mußte ja dem Doktor im Grunde Recht geben, und in diesem besonderen Falle zumal . . . „Ja, ja," pflichtete sie traurig bei, „die Willenskraft schwindet so leicht bei Leiden von vorwiegend seelischer Natur."

„Seelischer Natur — vorwiegend seelischer Natur! Nun, meine Gnädige, ich sage Ihnen, es giebt überhaupt keine anderen Leiden, alle Leiden sind seelischer Natur, jede Krankheit des Körpers ist nur ein projizierter seelischer Defekt — 's ist so, wenn's auch die Leute vorläufig noch für verrückt halten — und darum hab' ich's auch satt gehabt, Pillen und Tränkchen zu verschreiben wie ein Narr, wo ich doch wußte, daß ich an das wahre Übel mit all dem Zeug doch nicht heran konnte . . . na, ja — Fräulein von Liengaard, hm — hm, werde zu ihr gehen, natürlich, ganz wie Sie wünschen, gleich morgen, wollte eigentlich meinen Bericht für Magdeburg machen, muß das nun heut abend noch thun, also gute Nacht denn, gnädiges Fräulein, gute Nacht."

Mit einem zerstreuten Abschied schob der kleine Doktor, zum Entsetzen von Doris, die ihn herauskommen sah, noch halb im Zimmer den großen, schlappen Hut auf den Kopf und ging eilig von dannen. Er war sehr traurig und gewissermaßen bestürzt durch das, was ihm das alte Fräulein mitgeteilt hatte, denn er hatte Thoma nur einmal kurz nach ihrem Antritt der Erbschaft gesehen und glaubte sie heiter und glücklich, ihre Hochzeit mit Gunnar Bolinder vorbereitend. Wie immer, wenn ihn etwas ergriff oder betrübte, hatte er gepoltert und raisonniert, aber innerlich war ihm gar traurig und besorgt zu Mute, und was der kleine, alternde Mann, Doktor der Medizin, Musikrezensent und Berichterstatter an diesem Abend schaffte, war weit von der Vollkommenheit entfernt.

Seine alte Freundin zürnte ihm wegen seines polternden Betragens nicht; sie kannte ihn zu gut, um nicht zu wissen, welchem Gefühl dies Gebahren entsprungen war, und das stimmte sie tiefbetrübt für Thoma. Den ganzen Tag fast hatte das alte Fräulein nun heute damit zugebracht, für sie zu denken, um sie zu sorgen, für sie zu planen, und doch sah sie sich jetzt am Abend eigentlich vor lauter negative Resultate gestellt, denn auch von Gunnars Aufenthalt in Echtenberg versprach sie sich — sie gestand es sich mit Seufzen ein — nicht allzuviel Erfolg.

Was für seltsame Menschen es doch heutzutage gab! Diana von Brincken verstand sie nun bald nicht mehr . . . An diesem Abend nickte das alte Fräulein nicht nur dem umkränzten Bilde an der Wand zur Gutenacht — sie küßte es.

Achtes Kapitel.

Der Sommer war gekommen mit leuchtender Pracht, und die Residenz war allmählich leer geworden. Auch bei Geheimrat Scholtens standen die Koffer bereits gepackt, und das Strandhäuschen in Misdroy war gemietet, so daß man in wenigen Tagen, sowie die Schule die Knaben freigab, nach dem Ostseestrande aufbrechen konnte. Vergebens hatten die Geheimrätin und Cousine Lene versucht, Thoma zu bewegen, sich ihnen anzuschließen: sie hatte ihnen einen zähen Widerstand entgegengesetzt. Der junge Echten war nach Hause gereist und hatte Gunnar Bolinder mitgenommen. Wie Tante Diana richtig vorausgesetzt, hatte dieser sich schnell bereit finden lassen, die Hauptstadt für einige Wochen zu verlassen, und in einer kleinen Gesellschaft, die Scholtens gaben, „um sich allerseits Abieu zu sagen," hatte er sich anscheinend harmlos und heiter von Thoma verabschiedet, nicht ernster und nicht herzlicher als Herr von Echten, mit dem zusammen er am anderen Morgen abreisen sollte. In ihrer Wohnung hatte er sie nicht mehr aufgesucht.

Thoma hatte dies Gebahren, sowie das ganze Reiseprojekt, mit einer Art seelischer Apathie hingenommen. Sie hatte sich zwar im ersten Augenblick gewundert über diese etwas plötzliche Wärme zwischen Gunnar und dem jungen Gutsbesitzer, da sich beide bisher, wenn auch stets freundlich, so doch im Grunde nie herzlich begegnet waren, ihrem hellen Verstande war denn auch sofort der Zweck des Ganzen klar gewesen, allein sie hatte sich kaum noch darüber gekränkt oder über Gunnars Fortgehen erregt, es war, als habe ihre Seele schon die Fähigkeit für jeden kräftigeren Wellenschlag, von welcher Richtung her er immer verursacht werden möge, verloren.

Schweigsamer von Tag zu Tage, so ging sie einher, freigiebig, ja verschwenderisch hausend mit ihren Mitteln, und doch ohne die Energie noch auch den Wunsch, ihre Lebensführung sonst wesentlich anders zu gestalten; die reiche Erbin wohnte, wie es die arme Lehrerin gethan, in dem einzigen Zimmer im vierten Stock bei der alten Malerin in der Wilhelmstraße. Aber Thoma war wenig daheim, sie suchte die Zerstreuung mit nervöser Beflissenheit und

gesagt, und seine r's waren schnarrender als je herausgekommen, „es sei denn, daß Sie mir zuerst den Gefallen erweisen, krank zu werden.“ Und dabei hatte es sein Bewenden gehabt. Das alte Fräulein hatte ihm den Gefallen nicht gethan, und Doktor Isidor Mayer war unbesoldeter Hausarzt in dem kleinen Gartenhause geblieben. Dies war hübsch von dem Doktor, allein man konnte nicht sagen, daß er so ganz und gar ohne jegliche Selbstsucht in dieser Sache verfuhr, denn es gab da in der Seele des kleinen Doktors einen tiefinnersten Grund, um deswillen er das kleine Gartenidyll und seine alten Bewohnerinnen mit solcher Zähigkeit unter seiner Klientele festzuhalten bestrebt war; und dieser Grund hieß Thoma Liengaard.

Der kleine Doktor, in dessen stets ungeschnittenem lockigem Rabenhaar sich schon seit geraumer Zeit weiße Fäden zeigten, hegte für das eigenartige Mädchen eine stille platonische Schwärmerei, über die er niemals sprach, und von der niemand etwas wußte, am wenigsten sie selbst, und die wohl nur seine alte graue Freundin hier in dem polternden Sonderling ahnte. Aus einer armen, aber begabten Rabbinerfamilie stammend, hatte er auf Stipendien und durch Stundengeben studiert, und kaum hatte er sich im Besitze des erstrebten Doktordiploms gesehen, als ihm auch schon die Versorgung einer plötzlich zur Witwe gewordenen Schwester nebst deren drei kleinen Kindern zufiel und ihn von neuem in Fesseln schlug. Die Kinder waren jetzt erwachsen und versorgt, aber der Doktor selbst war darüber alt geworden und einsam geblieben, und irdische Schätze hatten sich bei ihm nicht gehäuft. Dies letztere hatte noch einen andern Grund. Ein so tüchtiger und denkender Arzt nämlich Doktor Isidor auch war, so lag es doch nicht in seiner vielseitigen und rastlosen Natur, ausschließlich aufzugehen in seinem Beruf, den er überdies mehr aus praktischen Gründen als aus innerem Drang gewählt. Er diente neben dem Äskulap noch dem Apoll, und dafür rächten sich nun beide Götter an ihm, indem sie beide in Sachen pecuniae ihre Hand von ihm abzogen; augenscheinlich überließ es immer einer dem andern, sich mit des kleinen Doktors weltlichem Fortkommen zu befassen. Isidor Mayer war ein enthusiastischer Musikfreund und spielte selbst ausgezeichnet Klavier; ein enragierter Wagnerianer, sah man seine kleine charakteristische Erscheinung auf jeder Wagnerprobe, in jedem Wagnerkonzert, und überhaupt war er in Musikkreisen eine sehr bekannte und wohlgelittene Persönlichkeit. Unter dem mildernden Einfluß der Tonharmonien vergaß, wie weiland Cerberus das Bellen, so Doktor Isidor das Raisonnieren, das ihm sonst zur zweiten Natur geworden war, und ein hohes angeborenes Musikverständnis, sowie ein durch vieles Hören feinstgeschultes Ohr, machten ihn schließlich zu einem geschätzten Musikrezensenten an einigen großen Residenzblättern.

Aber wie gesagt, was Apoll ihm hier gewährte, das entriß ihm auf der andern Seite der Zorn Äskulaps: die ärztliche Praxis des musikalischen Doktors schwand in gradem Verhältnis zu seinen Erfolgen in Apoll, und endlich kannte man ihn mehr als Wagnerianer und Musikrezensenten denn als das, was sein Schild immer noch von ihm verkündete, nämlich als „praktischen Arzt, Wundarzt und Geburtshelfer.“ Nun hatte er vor kurzem seine letzte Nichte verheiratet, die Schwester war dieser in ihr junges Heim gefolgt, und da hatte Doktor Isidor denn auch dies Schild, den letzten offiziellen Tribut an den Götzen der Pillen und Tränkchen, entfernt und war parlamentarischer Berichterstatter für eine große Provinzialzeitung geworden; er „praktizierte“ jetzt nur noch im Freundeskreise und meist unter ähnlichen glänzenden, finanziellen Bedingungen wie in dem kleinen Gartenidyll, Berlin W.

Aber hier fand sich der alternde Mann mit der eigentümlichen, gewissermaßen posthumen Bohémien-Existenz in anderer Weise belohnt: er konnte von Thoma sprechen und hörte doch von ihr, zumal in der toten Saison, wo es keine Konzerte gab, zu denen er sonst nie verabsäumte, ihr das zweite ihm zustehende Billet zur Verfügung zu stellen. Er liebte Thoma wie man einen Götzen liebt, gar nicht daran denkend, ihre Gegenliebe zu gewinnen, mit bewußter Hoffnungslosigkeit; aber für das poetische Winkelchen, das dieser ewig polternde Raisonneur, neben der Anbetung des großen Musikmeisters, für zartere Dinge in seiner Seele reserviert hatte, genügte dies Gefühl trotz seiner Einseitigkeit vollkommen; ja, die damit verbundene Weltschmerzlichkeit verursachte dieser seltsamen und rastlosen Natur sogar eine Art von sonderbarer Befriedigung. Doktor Isidor wollte gar nicht glücklich lieben. Aber sprechen mußte er — wenn auch nicht von seiner Liebe — so doch von seinem Idol, das war ihm Bedürfnis, und so hatte er denn auch kaum das alte Fräulein begrüßt und sich von ihrem eigenen trefflichen Gesundheitszustande überzeugt, als er auch schon die stets unmittelbar darauf folgende Frage herauspolterte: „Wie geht's Fräulein von Liengaard?“

Fräulein von Brincken kannte ja diese Frage schon seit Jahr und Tag, allein sie war ihr noch nie so gelegen gekommen wie heute, wie ihr denn überhaupt kaum ein Besuch an diesem Abend hätte erwünschter sein können, als der des kleinen, jüdischen Doktors. Gerade daß er nicht mehr offiziell als Arzt anzusehen war, machte es wahrscheinlicher, daß Thoma vielleicht einen Rat von ihm annehmen würde, und daß sie seine Gefühle für ihre Großnichte erriet und auch ihrer Natur nach richtig taxierte, gab der alten Dame den Mut, den kleinen Doktor um eine unauffällige Beobachtung des jungen Mädchens zu bitten, und das Vertrauen, daß dieser Bitte auf das Sorgsamste entsprochen werden würde. Der kleine Doktor saß bei dem Bericht der alten Dame mit gerunzelter Stirn da und fuhr sich alle Augenblick mit der Hand durch das Haar, was freilich seiner Frisur weder zum Schaden noch zum Frommen gereichte; dazwischen knurrte er hin und wieder ein „hm — hm“ in den kurzen, schwarzen Bart.

Das alte Fräulein hatte ihm den hochgradig nervösen Zustand Thomas ausführlich geschildert, ohne jedoch die wahrscheinliche Ursache desselben zu berühren; es war auch unnötig: der Arzt erriet sie

ohnedies. Jetzt schloß sie mit den Worten: „Was ist da zu machen, lieber Doktor?"

Doktor Isidor fuhr sich noch einmal heftiger mit der Hand durch die Haare, wobei er sich selbst wie aus einer Bedrückung emporraffte, und — „Nichts!" sagte er dabei laut und in seiner schroffsten Manier.

„Aber lieber Doktor, es muß doch irgend ein Mittel geben —"

„Einen kranken Willen gesund zu machen — vielleicht! Aber wir können's nicht in Tränkchen brauen oder in Pillen drehen! Glauben Sie, daß so viele Menschen krank wären, wenn unsere Generation mehr gesunden Willen hätte? Daran liegt's in neunzig Fällen unter hundert, und darum schaffen wir Ärzte auch so wenig!"

„Aber bester Doktor, was Sie da wieder für schroffe Dinge reden! Glauben Sie denn, daß nicht alle Patienten, mit verschwindenden Ausnahmen, lieber gesund sein möchten als krank?"

„Gesund sein, gnädiges Fräulein, gesund sein, das schon!" krähte der kleine Arzt, „aber gesund werden — da steckt's, dazu sind einige zu dumm, die meisten aber zu faul, und wenn der Wille erst träge ist oder gar ganz zum Teufel — dann machen Sie 'mal was mit 'nem Kranken!"

Das alte Fräulein seufzte; sie mußte ja dem Doktor im Grunde Recht geben, und in diesem besonderen Falle zumal . . . „Ja, ja," pflichtete sie traurig bei, „die Willenskraft schwindet so leicht bei Leiden von vorwiegend seelischer Natur."

„Seelischer Natur — vorwiegend seelischer Natur! Nun, meine Gnädige, ich sage Ihnen, es giebt überhaupt keine anderen Leiden, alle Leiden sind seelischer Natur, jede Krankheit des Körpers ist nur ein projizierter seelischer Defekt — 's ist so, wenn's auch die Leute vorläufig noch für verrückt halten — und darum hab' ich's auch satt gehabt, Pillen und Tränkchen zu verschreiben wie ein Narr, wo ich doch wußte, daß ich an das wahre Übel mit all dem Zeug doch nicht heran konnte . . . na, ja — Fräulein von Liengaard, hm — hm, werde zu ihr gehen, natürlich, ganz wie Sie wünschen, gleich morgen, wollte eigentlich meinen Bericht für Magdeburg machen, muß das nun heut abend noch thun, also gute Nacht denn, gnädiges Fräulein, gute Nacht."

Mit einem zerstreuten Abschied schob der kleine Doktor, zum Entsetzen von Doris, die ihn herauskommen sah, noch halb im Zimmer den großen, schlappen Hut auf den Kopf und ging eilig von dannen. Er war sehr traurig und gewissermaßen bestürzt durch das, was ihm das alte Fräulein mitgeteilt hatte, denn er hatte Thoma nur einmal kurz nach ihrem Antritt der Erbschaft gesehen und glaubte sie heiter und glücklich, ihre Hochzeit mit Gunnar Bolinder vorbereitend. Wie immer, wenn ihn etwas ergriff oder betrübte, hatte er gepoltert und raisonniert, aber innerlich war ihm gar traurig und besorgt zu Mute, und was der kleine, alternde Mann, Doktor der Medizin, Musikrezensent und Berichterstatter an diesem Abend schaffte, war weit von der Vollkommenheit entfernt.

Seine alte Freundin zürnte ihm wegen seines polternden Betragens nicht; sie kannte ihn zu gut, um nicht zu wissen, welchem Gefühl dies Gebahren entsprungen war, und das stimmte sie tiefbetrübt für Thoma. Den ganzen Tag fast hatte das alte Fräulein nun heute damit zugebracht, für sie zu denken, um sie zu sorgen, für sie zu planen, und doch sah sie sich jetzt am Abend eigentlich vor lauter negative Resultate gestellt, denn auch von Gunnars Aufenthalt in Echtenberg versprach sie sich — sie gestand es sich mit Seufzen ein — nicht allzuviel Erfolg.

Was für seltsame Menschen es doch heutzutage gab! Diana von Brincken verstand sie nun bald nicht mehr . . . An diesem Abend nickte das alte Fräulein nicht nur dem umkränzten Bilde an der Wand zur Gutenacht — sie küßte es.

Achtes Kapitel.

Der Sommer war gekommen mit leuchtender Pracht, und die Residenz war allmählich leer geworden. Auch bei Geheimrat Scholtens standen die Koffer bereits gepackt, und das Strandhäuschen in Misdroy war gemietet, so daß man in wenigen Tagen, sowie die Schule die Knaben freigab, nach dem Ostseestrande aufbrechen konnte. Vergebens hatten die Geheimrätin und Cousine Lene versucht, Thoma zu bewegen, sich ihnen anzuschließen: sie hatte ihnen einen zähen Widerstand entgegengesetzt. Der junge Echten war nach Hause gereist und hatte Gunnar Bolinder mitgenommen. Wie Tante Diana richtig vorausgesetzt, hatte dieser sich schnell bereit finden lassen, die Hauptstadt für einige Wochen zu verlassen, und in einer kleinen Gesellschaft, die Scholtens gaben, „um sich allerseits Adieu zu sagen," hatte er sich anscheinend harmlos und heiter von Thoma verabschiedet, nicht ernster und nicht herzlicher als Herr von Echten, mit dem zusammen er am anderen Morgen abreisen sollte. In ihrer Wohnung hatte er sie nicht mehr aufgesucht.

Thoma hatte dies Gebahren, sowie das ganze Reiseprojekt, mit einer Art seelischer Apathie hingenommen. Sie hatte sich zwar im ersten Augenblick gewundert über diese etwas plötzliche Wärme zwischen Gunnar und dem jungen Gutsbesitzer, da sich beide bisher, wenn auch stets freundlich, so doch im Grunde nie herzlich begegnet waren, ihrem hellen Verstande war denn auch sofort der Zweck des Ganzen klar gewesen, allein sie hatte sich kaum noch darüber gekränkt oder über Gunnars Fortgehen erregt, es war, als habe ihre Seele schon die Fähigkeit für jeden kräftigeren Wellenschlag, von welcher Richtung her er immer verursacht werden möge, verloren.

Schweigsamer von Tag zu Tage, so ging sie einher, freigiebig, ja verschwenderisch hausend mit ihren Mitteln, und doch ohne die Energie noch auch den Wunsch, ihre Lebensführung sonst wesentlich anders zu gestalten; die reiche Erbin wohnte, wie es die arme Lehrerin gethan, in dem einzigen Zimmer im vierten Stock bei der alten Malerin in der Wilhelmstraße. Aber Thoma war wenig daheim, sie suchte die Zerstreuung mit nervöser Beflissenheit und

gesagt, und seine r's waren schnarrender als je herausgekommen, „es sei denn, daß Sie mir zuerst den Gefallen erweisen, krank zu werden.“ Und dabei hatte es sein Bewenden gehabt. Das alte Fräulein hatte ihm den Gefallen nicht gethan, und Doktor Isidor Mayer war unbesoldeter Hausarzt in dem kleinen Gartenhause geblieben. Dies war hübsch von dem Doktor, allein man konnte nicht sagen, daß er so ganz und gar ohne jegliche Selbstsucht in dieser Sache verfuhr, denn es gab da in der Seele des kleinen Doktors einen tiefinnersten Grund, um deswillen er das kleine Gartenidyll und seine alten Bewohnerinnen mit solcher Zähigkeit unter seiner Klientele festzuhalten bestrebt war; und dieser Grund hieß Thoma Liengaard.

Der kleine Doktor, in dessen stets ungeschnittenem lockigem Rabenhaar sich schon seit geraumer Zeit weiße Fäden zeigten, hegte für das eigenartige Mädchen eine stille platonische Schwärmerei, über die er niemals sprach, und von der niemand etwas wußte, am wenigsten sie selbst, und die wohl nur seine alte graue Freundin hier in dem polternden Sonderling ahnte. Aus einer armen, aber begabten Rabbinerfamilie stammend, hatte er auf Stipendien und durch Stundengeben studiert, und kaum hatte er sich im Besitze des erstrebten Doktordiploms gesehen, als ihm auch schon die Versorgung einer plötzlich zur Witwe gewordenen Schwester nebst deren drei kleinen Kindern zufiel und ihn von neuem in Fesseln schlug. Die Kinder waren jetzt erwachsen und versorgt, aber der Doktor selbst war darüber alt geworden und einsam geblieben, und irdische Schätze hatten sich bei ihm nicht gehäuft. Dies letztere hatte noch einen andern Grund. Ein so tüchtiger und denkender Arzt nämlich Doktor Isidor auch war, so lag es doch nicht in seiner vielseitigen und rastlosen Natur, ausschließlich aufzugehen in seinem Beruf, den er überdies mehr aus praktischen Gründen als aus innerem Drang gewählt. Er diente neben dem Äskulap noch dem Apoll, und dafür rächten sich nun beide Götter an ihm, indem sie beide in Sachen pecuniae ihre Hand von ihm abzogen; augenscheinlich überließ es immer einer dem andern, sich mit des kleinen Doktors weltlichem Fortkommen zu befassen. Isidor Mayer war ein enthusiastischer Musikfreund und spielte selbst ausgezeichnet Klavier; ein enragierter Wagnerianer, sah man seine kleine charakteristische Erscheinung auf jeder Wagnerprobe, in jedem Wagnerkonzert, und überhaupt war er in Musikkreisen eine sehr bekannte und wohlgelittene Persönlichkeit. Unter dem mildernden Einfluß der Tonharmonien vergaß, wie weiland Cerberus das Bellen, so Doktor Isidor das Raisonnieren, das ihm sonst zur zweiten Natur geworden war, und ein hohes angeborenes Musikverständnis, sowie ein durch vieles Hören feinstgeschultes Ohr, machten ihn schließlich zu einem geschätzten Musikrezensenten an einigen großen Residenzblättern.

Aber wie gesagt, was Apoll ihm hier gewährte, das entriß ihm auf der andern Seite der Zorn Äskulaps: die ärztliche Praxis des musikalischen Doktors schwand in gradem Verhältnis zu seinen Erfolgen in Apoll, und endlich kannte man ihn mehr als Wagnerianer und Musikrezensenten denn als das, was sein Schild immer noch von ihm verkündete, nämlich als „praktischen Arzt, Wundarzt und Geburtshelfer.“ Nun hatte er vor kurzem seine letzte Nichte verheiratet, die Schwester war dieser in ihr junges Heim gefolgt, und da hatte Doktor Isidor denn auch dies Schild, den letzten offiziellen Tribut an den Götzen der Pillen und Tränkchen, entfernt und war parlamentarischer Berichterstatter für eine große Provinzialzeitung geworden; er „praktizierte“ jetzt nur noch im Freundeskreise und meist unter ähnlichen glänzenden, finanziellen Bedingungen wie in dem kleinen Gartenidyll, Berlin W.

Aber hier fand sich der alternde Mann mit der eigentümlichen, gewissermaßen posthumen Bohémien-Existenz in anderer Weise belohnt: er konnte von Thoma sprechen und hörte doch von ihr, zumal in der toten Saison, wo es keine Konzerte gab, zu denen er sonst nie verabsäumte, ihr das zweite ihm zustehende Billet zur Verfügung zu stellen. Er liebte Thoma wie man einen Götzen liebt, gar nicht daran denkend, ihre Gegenliebe zu gewinnen, mit bewußter Hoffnungslosigkeit; aber für das poetische Winkelchen, das dieser ewig polternde Raisonneur, neben der Anbetung des großen Musikmeisters, für zartere Dinge in seiner Seele reserviert hatte, genügte dies Gefühl trotz seiner Einseitigkeit vollkommen; ja, die damit verbundene Weltschmerzlichkeit verursachte dieser seltsamen und rastlosen Natur sogar eine Art von sonderbarer Befriedigung. Doktor Isidor wollte gar nicht glücklich lieben. Aber sprechen mußte er — wenn auch nicht von seiner Liebe — so doch von seinem Idol, das war ihm Bedürfnis, und so hatte er denn auch kaum das alte Fräulein begrüßt und sich von ihrem eigenen trefflichen Gesundheitszustande überzeugt, als er auch schon die stets unmittelbar darauf folgende Frage herauspolterte: „Wie geht's Fräulein von Liengaard?“

Fräulein von Brincken kannte ja diese Frage schon seit Jahr und Tag, allein sie war ihr noch nie so gelegen gekommen wie heute, wie ihr denn überhaupt kaum ein Besuch an diesem Abend hätte erwünschter sein können, als der des kleinen, jüdischen Doktors. Gerade daß er nicht mehr offiziell als Arzt anzusehen war, machte es wahrscheinlicher, daß Thoma vielleicht einen Rat von ihm annehmen würde, und daß sie seine Gefühle für ihre Großnichte erriet und auch ihrer Natur nach richtig taxierte, gab der alten Dame den Mut, den kleinen Doktor um eine unauffällige Beobachtung des jungen Mädchens zu bitten, und das Vertrauen, daß dieser Bitte auf das Sorgsamste entsprochen werden würde. Der kleine Doktor saß bei dem Bericht der alten Dame mit gerunzelter Stirn da und fuhr sich alle Augenblick mit der Hand durch das Haar, was freilich seiner Frisur weder zum Schaden noch zum Frommen gereichte; dazwischen knurrte er hin und wieder ein „hm — hm“ in den kurzen, schwarzen Bart.

Das alte Fräulein hatte ihm den hochgradig nervösen Zustand Thomas ausführlich geschildert, ohne jedoch die wahrscheinliche Ursache desselben zu berühren; es war auch unnötig: der Arzt erriet sie

ohnedies. Jetzt schloß sie mit den Worten: „Was ist da zu machen, lieber Doktor?“

Doktor Isidor fuhr sich noch einmal heftiger mit der Hand durch die Haare, wobei er sich selbst wie aus einer Bedrückung emporraffte, und — „Nichts!“ sagte er dabei laut und in seiner schroffsten Manier.

„Aber lieber Doktor, es muß doch irgend ein Mittel geben —“

„Einen kranken Willen gesund zu machen — vielleicht! Aber wir können's nicht in Tränkchen brauen oder in Pillen drehen! Glauben Sie, daß so viele Menschen krank wären, wenn unsere Generation mehr gesunden Willen hätte? Daran liegt's in neunzig Fällen unter hundert, und darum schaffen wir Ärzte auch so wenig!“

„Aber bester Doktor, was Sie da wieder für schroffe Dinge reden! Glauben Sie denn, daß nicht alle Patienten, mit verschwindenden Ausnahmen, lieber gesund sein möchten als krank?“

„Gesund sein, gnädiges Fräulein, gesund sein, das schon!“ krähte der kleine Arzt, „aber gesund werden — da steckt's, dazu sind einige zu dumm, die meisten aber zu faul, und wenn der Wille erst träge ist oder gar ganz zum Teufel — dann machen Sie 'mal was mit 'nem Kranken!“

Das alte Fräulein seufzte; sie mußte ja dem Doktor im Grunde Recht geben, und in diesem besonderen Falle zumal . . . „Ja, ja,“ pflichtete sie traurig bei, „die Willenskraft schwindet so leicht bei Leiden von vorwiegend seelischer Natur.“

„Seelischer Natur — vorwiegend seelischer Natur! Nun, meine Gnädige, ich sage Ihnen, es giebt überhaupt keine anderen Leiden, alle Leiden sind seelischer Natur, jede Krankheit des Körpers ist nur ein projizierter seelischer Defekt — 's ist so, wenn's auch die Leute vorläufig noch für verrückt halten — und darum hab' ich's auch satt gehabt, Pillen und Tränkchen zu verschreiben wie ein Narr, wo ich doch wußte, daß ich an das wahre Übel mit all dem Zeug doch nicht heran konnte . . . na, ja — Fräulein von Liengaard, hm — hm, werde zu ihr gehen, natürlich, ganz wie Sie wünschen, gleich morgen, wollte eigentlich meinen Bericht für Magdeburg machen, muß das nun heut abend noch thun, also gute Nacht denn, gnädiges Fräulein, gute Nacht.“

Mit einem zerstreuten Abschied schob der kleine Doktor, zum Entsetzen von Doris, die ihn herauskommen sah, noch halb im Zimmer den großen, schlappen Hut auf den Kopf und ging eilig von dannen. Er war sehr traurig und gewissermaßen bestürzt durch das, was ihm das alte Fräulein mitgeteilt hatte, denn er hatte Thoma nur einmal kurz nach ihrem Antritt der Erbschaft gesehen und glaubte sie heiter und glücklich, ihre Hochzeit mit Gunnar Bolinder vorbereitend. Wie immer, wenn ihn etwas ergriff oder betrübte, hatte er gepoltert und raisonniert, aber innerlich war ihm gar traurig und besorgt zu Mute, und was der kleine, alternde Mann, Doktor der Medizin, Musikrezensent und Berichterstatter an diesem Abend schaffte, war weit von der Vollkommenheit entfernt.

Seine alte Freundin zürnte ihm wegen seines polternden Betragens nicht; sie kannte ihn zu gut, um nicht zu wissen, welchem Gefühl dies Gebahren entsprungen war, und das stimmte sie tiefbetrübt für Thoma. Den ganzen Tag fast hatte das alte Fräulein nun heute damit zugebracht, für sie zu denken, um sie zu sorgen, für sie zu planen, und doch sah sie sich jetzt am Abend eigentlich vor lauter negative Resultate gestellt, denn auch von Gunnars Aufenthalt in Echtenberg versprach sie sich — sie gestand es sich mit Seufzen ein — nicht allzuviel Erfolg.

Was für seltsame Menschen es doch heutzutage gab! Diana von Brincken verstand sie nun bald nicht mehr . . . An diesem Abend nickte das alte Fräulein nicht nur dem umkränzten Bilde an der Wand zur Gutenacht — sie küßte es.

Achtes Kapitel.

Der Sommer war gekommen mit leuchtender Pracht, und die Residenz war allmählich leer geworden. Auch bei Geheimrat Scholtens standen die Koffer bereits gepackt, und das Strandhäuschen in Misdroy war gemietet, so daß man in wenigen Tagen, sowie die Schule die Knaben freigab, nach dem Ostseestrande aufbrechen konnte. Vergebens hatten die Geheimrätin und Cousine Lene versucht, Thoma zu bewegen, sich ihnen anzuschließen: sie hatte ihnen einen zähen Widerstand entgegengesetzt. Der junge Echten war nach Hause gereist und hatte Gunnar Bolinder mitgenommen. Wie Tante Diana richtig vorausgesetzt, hatte dieser sich schnell bereit finden lassen, die Hauptstadt für einige Wochen zu verlassen, und in einer kleinen Gesellschaft, die Scholtens gaben, „um sich allerseits Adieu zu sagen,“ hatte er sich anscheinend harmlos und heiter von Thoma verabschiedet, nicht ernster und nicht herzlicher als Herr von Echten, mit dem zusammen er am anderen Morgen abreisen sollte. In ihrer Wohnung hatte er sie nicht mehr aufgesucht.

Thoma hatte dies Gebahren, sowie das ganze Reiseprojekt, mit einer Art seelischer Apathie hingenommen. Sie hatte sich zwar im ersten Augenblick gewundert über diese etwas plötzliche Wärme zwischen Gunnar und dem jungen Gutsbesitzer, da sich beide bisher, wenn auch stets freundlich, so doch im Grunde nie herzlich begegnet waren, ihrem hellen Verstande war denn auch sofort der Zweck des Ganzen klar gewesen, allein sie hatte sich kaum noch darüber gekränkt oder über Gunnars Fortgehen erregt, es war, als habe ihre Seele schon die Fähigkeit für jeden kräftigeren Wellenschlag, von welcher Richtung her er immer verursacht werden möge, verloren.

Schweigsamer von Tag zu Tage, so ging sie einher, freigiebig, ja verschwenderisch hausend mit ihren Mitteln, und doch ohne die Energie noch auch den Wunsch, ihre Lebensführung sonst wesentlich anders zu gestalten; die reiche Erbin wohnte, wie es die arme Lehrerin gethan, in dem einzigen Zimmer im vierten Stock bei der alten Malerin in der Wilhelmstraße. Aber Thoma war wenig daheim, sie suchte die Zerstreuung mit nervöser Beflissenheit und

oft in Dingen, von denen sie früher erklärt hatte, daß sie sie aufs äußerste langweilten, sie schien auch gar nicht darüber nachzudenken, ob sie ihr jetzt interessant seien . . . wenn's nur die Zeit ausfüllte und müde genug machte, daß man abends schlafen konnte! Tagelang strengte sie Augen und Nerven an in den Museen und Bildergalerien, kaufte überall Kataloge, die sie sonst verabscheut hatte, und besah an ihrer Hand aufs genaueste alles Vorhandene, um, wenn sie nach Hause kam, nicht eine einzige Erinnerung zurückbehalten zu haben. Sie brachte stundenlang bei ihrer Schneiderin zu, um neue Kostüme anzuprobieren, die sie kurze Zeit trug und dann verschenkte, oder sie fuhr ganze Vormittage in der Stadt umher, um allerlei Geschenke für ihre Freunde einzukaufen. An schönen Abenden war sie mit Asta draußen bei Kroll, um einen berühmten Gast zu hören und sich im Garten zu ergehen, waren sie einmal daheim, so lud sie Besuch ein oder verschloß sich in ihrem Zimmer. So vermied sie geflissentlich das Alleinsein mit Asta, und diese ließ sie gewähren. Was hätte sie Thoma auch sagen können, was nicht schon gesagt worden wäre zwischen ihnen! Asta hatte im Anfang, so gut sie es vermochte, versucht, Thoma diesem schrecklichen Zustand von Reizbarkeit einerseits und Apathie andererseits zu entreißen, allein ohne jeden Erfolg; sie hatte ihr ebenso wie Tante Diana das Reisen vorgeschlagen, dieses Haupt- und Universalmittel der Leute für wunde Seelen, aber Thoma hatte sich auch hier heftig dagegen aufgelehnt und Asta gebeten, nie wieder darauf zurückzukommen: „Ich verabscheue dieses Mittel, die Seele Treulosigkeit zu lehren," hatte sie heftig ausgerufen, und dann hatte sie nach einer Weile hinzugefügt, „ich will lieber an der Untreue eines anderen sterben als durch die eigene leben . . ."

So ließ Asta sie denn gehen, wie sie eben wollte, obgleich sie still für sich öfters den Kopf schüttelte und sich wunderte, wie man mit so vielem Gelde sich sein Leben so ungemütlich und wenig genußreich einrichten könne. Asta war nicht geldgierig oder besonders genußsüchtig, aber sie war, wie Raimund Erb sehr richtig von ihr gesagt hatte, „im Grunde philiströs," das heißt, sie neigte in ihrem Geschmack mehr zu einer geordneten, satten bürgerlichen Existenz als zu der aufregenden, wenn auch interessanteren Veränderlichkeit des Lebens au pays de bohème; ihr ganzes Naturell war leidenschaftsloser als Thomas und weit weniger tief und kompliziert. Aus diesen Gründen vermochte sie auch nicht, der Freundin in deren Seelenbewegungen und Kämpfen nachzugehen, und daher konnte sie ihr auch nicht helfen. Sie empfand dies selbst, und, gutmütig und liebenswürdig wie sie war, begnügte sie sich deshalb schließlich damit, Thoma nicht durch das Sprechen von unliebsamen Dingen zu verletzen und sie im übrigen nur recht lieb zu haben, so lieb wenigstens, wie ihre Natur es vermochte; sie glaubte — und mit wie viel Recht! — daß auch dies schon eine Hilfe sei.

Thoma erkannte ihre Freundlichkeit herzlich an und dankte sie ihr innig, fesselte sie doch auch sonst manche gute Eigenschaft an die schöne Sängerin, mit der sie zudem die Erinnerung an die letzte glückliche und sorglose Zeit ihres Lebens teilte. Allein auch sie empfand, daß es hier an dem rechten tiefen inneren Verständnis fehle, an jenem Verständnis, das dem anderen seine Gedanken und Empfindungen gleichsam mit der Seele ablauscht, und das wohl nur reich begabte und zugleich hervorragend zärtliche Naturen wirklich besitzen. Und beides war Asta nicht. So hatte sich denn, bei aller Dankbarkeit gegen die alte Freundin, Thomas Seele seit geraumer Zeit mehr einer anderen zugewandt, in der sie verwandteren Geist gespürt, und das war Constanze Farel. Die Tochter des Musikers, die durch eine so harte Lebensschule gegangen war, deren Denken so geklärt schien, und die mit so rührender Liebe für ihren alten, blinden Vater sorgte, sie war jetzt allerdings die geeignetere Gefährtin für Thomas wunde Seele, und zu ihr nahm diese denn auch oft ihren Weg, nachdem sie einander an einem Sonntag Nachmittag bei Scholtens, gleich nach dem winterlichen Kostümfest näher getreten waren. Und Constanze nahm Thoma und ihr Leid herzlich und mit der größten Liebe auf. Sie wußte ja, wie's that, Hoffnungen begraben, deren Erfüllung das Glück zu bedeuten schien, und doch waren die ihren noch so jung und ohne Halt gewesen, während hier lange Jahre und Küsse und Schwüre zu verwinden waren . . . Und Thoma fühlte sich unendlich wohl in der einfachen Häuslichkeit ihrer neuen Freundin, wo sie immer eines herzlichen Empfanges gewiß war. Am meisten befriedigte es sie, wenn sie Constanze und den alten blinden Herrn allein fand, und ein lange nicht gekannter Friede zog in ihre Brust ein, wenn Vater und Tochter ihr die schönen alten klassischen Meister spielten: Händel, Gluck oder gar Bach; dann saß sie ganz still, in ihre Sofaecke gedrückt, da und ließ ihre Seele einspinnen in Harmonien, und dann kam es über sie wie eine Ahnung jener ewigen, unendlichen Harmonie, nach der ihre schönheitsdurstige Seele gerade in all ihrer Unruhe und ihrem Leid so leidenschaftlich dürstete und rang.

Häufiger jedoch waren sie nicht allein, zumal dann nicht, wenn sie in der kleinen Laube saßen, die in der einen Ecke des Gärtchens den Farels gehörte; dann kam Herr Lambert herüber, der sie von seinem Atelier aus sehen konnte, und öfter gesellten sich auch Doktor Brenz und seine junge Nachbarin und Kollegin hinzu.

Clara Cavalcanti versäumte es jetzt kaum einmal, den alten Professor nach dem kleinen Hause in der Neuenburger Straße zu begleiten, so unumwunden sie ihm auch am ersten Abend ihres Hierseins erklärt hatte, sie wisse nicht, was sie da solle. Thoma hatte es sehr bald herausgefunden, wie die Dinge hier lagen, und warum die alte Schulfreundin ihr nicht von dieser neuen Bekanntschaft erzählt hatte; allein sie wußte auch ganz genau, daß Max Lambert, den sie seit Jahren durch Scholtens kannte, sicherlich nie sein Herz an einen weiblichen Dr. phil. verlieren würde, und wenn sie nun seine ernsten fragenden Blicke und Constanzens Zittern und Erröten zusammenhielt, so wußte sie auch, wo er es hingegeben; und

sie freute sich dessen und gab ihm Recht. Aber es that ihr auch weh um Clara, die sie wegen ihrer Frische und Gradheit herzlich liebte, trotzdem sie sich so oft mit ihr stritt, und sie lächelte trübe, als sie darüber nachsann —

„Hm —" sagte sie sich, „überall das Gleiche, überall dasselbe Leid! Ist wohl eine von uns, die's nicht trüge? Clara und Constanze, Asta und ich, ja sogar die alte Tante Diana, wir schleppen alle dran, nur jede trägt's verschieden ... Und das Ende? Ob wir uns wohl alle auf so eine stille kleine Insel retten werden wie Tante Diana?? Es fiel ihr ein, wie Clara Cavalcanti noch am Weihnachtsabend so keck erklärt hatte, sie werde jedenfalls nicht an einer unglücklichen Liebe zu Grunde gehen, sie leugnete überhaupt ihre siegende Macht — und jetzt? Wie würde sie's tragen? „Die Liebe ist das Ereignis im Leben des Weibes," hatte Thoma einmal gelesen, und sie fühlte, daß dies wahr sei, und daß es bestimmend sei für das Schicksal des einzelnen Weibes, wie sie sich mit diesem ‚Ereignisse' absand —"

Einmal hatte der junge Echten an Max Lambert geschrieben, mit dem ihn eine herzlichere Neigung verband als mit irgend einem der anderen Herrn im Scholtenschen Kreise, und Gunnar hatte Grüße an alle Bekannte, die er etwa treffen würde, hinzugefügt. Als er dann aus Lamberts Antwort an Herbert ersah, wie sich der zusammengeschmolzene Kreis der ‚trauernden Hinterbliebenen' in der kleinen Häuslichkeit der Farels zu einander gefunden hatte, da hatte er einen Brief an Lambert geschrieben, den dieser soeben der kleinen Gesellschaft vorlas, die sich am letzten Sonntage des Juli im Schatten der Laube bei den Farels zusammengefunden hatte.

Gunnar Bolinder besaß eine fast bewundernde Vorliebe für diesen kraftvollen jungen Künstler, wie sie schwache Naturen manchmal unwillkürlich für starke Charaktere fassen, und er hatte eine allerdings sehr weitläufige, aber immerhin nachweisbare Verwandtschaft zwischen ihnen benutzt, um sich ihm näher anschließen zu dürfen. In den letzten Monaten hatte er sich dem jungen Bildhauer mehr fern gehalten, denn wenn Gunnar den Freund so emsig und angestrengt schaffen sah, wurde ihm unbehaglich zu Mute in seiner eignen Thatenlosigkeit, und er fand sich erst wieder zu ihm, wenn Lambert auch einmal feierte, obgleich es im Grunde just dies ernste und energische Schaffen war, das ihm an dem jungen Bildhauer imponierte.

Sein Brief an ihn hatte folgenden Wortlaut:

„Teurer Freund in Apoll, liebwertester Bruder und Vetter!

Hoffentlich bist Du im stande, das Stilvolle dieser mittelalterlichen Anrede gebührend zu würdigen, wenn nicht, so muß ich Dich der schnödesten Verständnislosigkeit zeihen, denn es giebt aus meiner augenblicklichen feudalen Lebensweise heraus nichts Regelrechteres als sie. Ich bin überhaupt der regelrechteste Mensch geworden, den Du Dir denken kannst! Stelle Dir vor, wenn es Dir möglich ist, daß ich alles zu einer im Voraus ganz genau bestimmten und täglich regelmäßig wiederkehrenden Zeit thue: essen, schlafen, rauchen, konversieren, Klavier spielen, spazierengehen oder reiten und — aber nein, das muß ich mir und Dir bis zuletzt aufsparen, jetzt nur erst ein Wort über das essen. Du machst Dir selbst bei Aufbietung all Deiner Phantasie kaum annähernd eine richtige Vorstellung von dem Anteil, den diese interessante Beschäftigung augenblicklich an meiner Tageseinteilung hat — ich sollte das Wort hier eigentlich groß schreiben: nicht weniger als sechs Mahlzeiten beleben den Tag! O, ihr Heiligen, wie oft in meinem Leben war ich glücklich, wenn ich eine machen konnte, und mit zweien — da war ich schon ein König im Reiche der Zigeuner! Und nun sechs! Ich glaube, es giebt Menschen, die das gar nicht überwältigt — möchtest Du zu ihnen gehören? Ich nicht ... und dabei empfinde ich es täglich mehr und intensiver, das Entsetzliche: es überwältigt mich auch nicht mehr! Wenigstens nicht praktisch, und die Theorie ist ja schon seit Goethe als ewig grau in Mißkredit gekommen ... Also lieber Freund (ich lasse den Apoll dies Mal fort) — ich esse alle sechs Mahlzeiten mit, und ich erröte nicht einmal darob; es thut hier niemand, und doch essen sie alle die sechs Mahlzeiten, sogar Fräulein Dora, Herberts Schwester, ein zarter Backfisch von fünfzehn Lenzen. Aber wieviel Stunden hat hier auch der Tag!! Ich bin noch nie so erstaunt über die Ausdehnung eines Tages gewesen. Freilich fängt man auch früh an zu zählen.

Um sechs Uhr stehe ich auf, Du sagst es ja nicht weiter — 's liegt im Grunde was Gemeines drin ... aber hier bin ich entschuldigt: der alte Freiherr, ja sogar die Hausfrau erscheinen um sieben Uhr stramm und pünktlich zum Kaffee in dem großen Eßzimmer, und eine halbe Stunde vorher höre ich den zarten Backfisch — für städtische Nerven ist sie von geradezu beleidigender Gesundheit — über mir schon rusticale Gassenhauer singen; ich glaube, sie würde mich ewig verachten, wenn ich nicht am Kaffeetisch erschiene. Also!

Und es ist wahr — schön ist es hier „des Morgens in der Frühe", zumal uns die poetische Fortsetzung im Lied „da weiden wir die Kühe" glücklicherweise erspart bleibt; Herbert und ich reiten dann gewöhnlich aufs Feld, wo die Ernteleute schon seit mehreren Stunden an der Arbeit sind, oder gehen mit der Flinte auf dem Buckel in den Wald. Der frühe Morgen, das ist die wahre Zeit für das Land — da kommt die Stadt nicht mit, und nun gar die Großstadt! Wenn ich mir Berlin in der Frühe vorstelle — brrr! Pfeifende Bäckerjungen mit schmutzigen Brotbeuteln, ungekämmte Zeitungsfrauen, schläfrige Straßenreiniger und höchstens zur Erholung Klingelbolle und im Thiergarten ein halbes Dutzend blutarmer müdschleichender Jungfräulein!

Hier dagegen ist grade dann alles Leben, Gesundheit, Frische, Vogelsang, Blütenduft, Himmelstau ...

Ach, lieber Freund, Du glaubst wohl, ich würde mich jetzt zu einem jubelnden Poem aufschwingen — enttäusche Dich, es ist unmöglich, absolut unmöglich: das „Wort" schiebt sich dazwischen, Du weißt schon welches, es heißt in diesem Falle „zweites Frühstück!"

oft in Dingen, von denen sie früher erklärt hatte, daß sie sie aufs äußerste langweilten, sie schien auch gar nicht darüber nachzudenken, ob sie ihr jetzt interessant seien . . . wenn's nur die Zeit ausfüllte und müde genug machte, daß man abends schlafen konnte! Tagelang strengte sie Augen und Nerven an in den Museen und Bildergalerien, kaufte überall Kataloge, die sie sonst verabscheut hatte, und besah an ihrer Hand aufs genaueste alles Vorhandene, um, wenn sie nach Hause kam, nicht eine einzige Erinnerung zurückbehalten zu haben. Sie brachte stundenlang bei ihrer Schneiderin zu, um neue Kostüme anzuprobieren, die sie kurze Zeit trug und dann verschenkte, oder sie fuhr ganze Vormittage in der Stadt umher, um allerlei Geschenke für ihre Freunde einzukaufen. An schönen Abenden war sie mit Asta draußen bei Kroll, um einen berühmten Gast zu hören und sich im Garten zu ergehen, waren sie einmal daheim, so lud sie Besuch ein oder verschloß sich in ihrem Zimmer. So vermied sie geflissentlich das Alleinsein mit Asta, und diese ließ sie gewähren. Was hätte sie Thoma auch sagen können, was nicht schon gesagt worden wäre zwischen ihnen! Asta hatte im Anfang, so gut sie es vermochte, versucht, Thoma diesem schrecklichen Zustand von Reizbarkeit einerseits und Apathie andererseits zu entreißen, allein ohne jeden Erfolg; sie hatte ihr ebenso wie Tante Diana das Reisen vorgeschlagen, dieses Haupt- und Universalmittel der Leute für wunde Seelen, aber Thoma hatte sich auch hier heftig dagegen aufgelehnt und Asta gebeten, nie wieder darauf zurückzukommen: „Ich verabscheue dieses Mittel, die Seele Treulosigkeit zu lehren," hatte sie heftig ausgerufen, und dann hatte sie nach einer Weile hinzugefügt, „ich will lieber an der Untreue eines anderen sterben als durch die eigene leben . . ."

So ließ Asta sie denn gehen, wie sie eben wollte, obgleich sie still für sich öfters den Kopf schüttelte und sich wunderte, wie man mit so vielem Gelde sich sein Leben so ungemütlich und wenig genußreich einrichten könne. Asta war nicht geldgierig oder besonders genußsüchtig, aber sie war, wie Raimund Erb sehr richtig von ihr gesagt hatte, „im Grunde philiströs," das heißt, sie neigte in ihrem Geschmack mehr zu einer geordneten, satten bürgerlichen Existenz als zu der aufregenden, wenn auch interessanteren Veränderlichkeit des Lebens au pays de bohème; ihr ganzes Naturell war leidenschaftsloser als Thomas und weit weniger tief und kompliziert. Aus diesen Gründen vermochte sie auch nicht, der Freundin in deren Seelenbewegungen und Kämpfen nachzugehen, und daher konnte sie ihr auch nicht helfen. Sie empfand dies selbst, und, gutmütig und liebenswürdig wie sie war, begnügte sie sich deshalb schließlich damit, Thoma nicht durch das Sprechen von unliebsamen Dingen zu verletzen und sie im übrigen nur recht lieb zu haben, so lieb wenigstens, wie ihre Natur es vermochte; sie glaubte — und mit wie viel Recht! — daß auch dies schon eine Hilfe sei.

Thoma erkannte ihre Freundlichkeit herzlich an und dankte sie ihr innig, fesselte sie doch auch sonst manche gute Eigenschaft an die schöne Sängerin, mit der sie zudem die Erinnerung an die letzte glückliche und sorglose Zeit ihres Lebens teilte. Allein auch sie empfand, daß es hier an dem rechten tiefen inneren Verständnis fehle, an jenem Verständnis, das dem anderen seine Gedanken und Empfindungen gleichsam mit der Seele ablauscht, und das wohl nur reich begabte und zugleich hervorragend zärtliche Naturen wirklich besitzen. Und beides war Asta nicht. So hatte sich denn, bei aller Dankbarkeit gegen die alte Freundin, Thomas Seele seit geraumer Zeit mehr einer anderen zugewandt, in der sie verwandteren Geist gespürt, und das war Constanze Farel. Die Tochter des Musikers, die durch eine so harte Lebensschule gegangen war, deren Denken so geklärt schien, und die mit so rührender Liebe für ihren alten, blinden Vater sorgte, sie war jetzt allerdings die geeignetere Gefährtin für Thomas wunde Seele, und zu ihr nahm diese denn auch oft ihren Weg, nachdem sie einander an einem Sonntag Nachmittag bei Scholtens, gleich nach dem winterlichen Kostümfest näher getreten waren. Und Constanze nahm Thoma und ihr Leid herzlich und mit der größten Liebe auf. Sie wußte ja, wie's that, Hoffnungen begraben, deren Erfüllung das Glück zu bedeuten schien, und doch waren die ihren noch so jung und ohne Halt gewesen, während hier lange Jahre und Küsse und Schwüre zu verwinden waren . . . Und Thoma fühlte sich unendlich wohl in der einfachen Häuslichkeit ihrer neuen Freundin, wo sie immer eines herzlichen Empfanges gewiß war. Am meisten befriedigte es sie, wenn sie Constanze und den alten blinden Herrn allein fand, und ein lange nicht gekannter Friede zog in ihre Brust ein, wenn Vater und Tochter ihr die schönen alten klassischen Meister spielten: Händel, Gluck oder gar Bach; dann saß sie ganz still, in ihre Sofaecke gedrückt, da und ließ ihre Seele einspinnen in Harmonien, und dann kam es über sie wie eine Ahnung jener ewigen, unendlichen Harmonie, nach der ihre schönheitsdurstige Seele gerade in all ihrer Unruhe und ihrem Leid so leidenschaftlich dürstete und rang.

Häufiger jedoch waren sie nicht allein, zumal dann nicht, wenn sie in der kleinen Laube saßen, die in der einen Ecke des Gärtchens den Farels gehörte; dann kam Herr Lambert herüber, der sie von seinem Atelier aus sehen konnte, und öfter gesellten sich auch Doktor Brenz und seine junge Nachbarin und Kollegin hinzu.

Clara Cavalcanti versäumte es jetzt kaum einmal, den alten Professor nach dem kleinen Hause in der Neuenburger Straße zu begleiten, so unumwunden sie ihm auch am ersten Abend ihres Hierseins erklärt hatte, sie wisse nicht, was sie da solle. Thoma hatte es sehr bald herausgefunden, wie die Dinge hier lagen, und warum die alte Schulfreundin ihr nicht von dieser neuen Bekanntschaft erzählt hatte; allein sie wußte auch ganz genau, daß Max Lambert, den sie seit Jahren durch Scholtens kannte, sicherlich nie sein Herz an einen weiblichen Dr. phil. verlieren würde, und wenn sie nun seine ernsten fragenden Blicke und Constanzens Zittern und Erröten zusammenhielt, so wußte sie auch, wo er es hingegeben; und

sie freute sich dessen und gab ihm Recht. Aber es that ihr auch weh um Clara, die sie wegen ihrer Frische und Gradheit herzlich liebte, trotzdem sie sich so oft mit ihr stritt, und sie lächelte trübe, als sie darüber nachsann —

„Hm —“ sagte sie sich, „überall das Gleiche, überall dasselbe Leid! Ist wohl eine von uns, die's nicht trüge? Clara und Constanze, Asta und ich, ja sogar die alte Tante Diana, wir schleppen alle dran, nur jede trägt's verschieden ... Und das Ende? Ob wir uns wohl alle auf so eine stille kleine Insel retten werden wie Tante Diana?? Es fiel ihr ein, wie Clara Cavalcanti noch am Weihnachtsabend so keck erklärt hatte, sie werde jedenfalls nicht an einer unglücklichen Liebe zu Grunde gehen, sie leugnete überhaupt ihre siegende Macht — und jetzt? Wie würde sie's tragen? „Die Liebe ist das Ereignis im Leben des Weibes,“ hatte Thoma einmal gelesen, und sie fühlte, daß dies wahr sei, und daß es bestimmend sei für das Schicksal des einzelnen Weibes, wie sie sich mit diesem ‚Ereignisse‘ absand —“

Einmal hatte der junge Echten an Max Lambert geschrieben, mit dem ihn eine herzlichere Neigung verband als mit irgend einem der anderen Herrn im Scholtenschen Kreise, und Gunnar hatte Grüße an alle Bekannte, die er etwa treffen würde, hinzugefügt. Als er dann aus Lamberts Antwort an Herbert ersah, wie sich der zusammengeschmolzene Kreis der ‚trauernden Hinterbliebenen‘ in der kleinen Häuslichkeit der Farels zu einander gefunden hatte, da hatte er einen Brief an Lambert geschrieben, den dieser soeben der kleinen Gesellschaft vorlas, die sich am letzten Sonntage des Juli im Schatten der Laube bei den Farels zusammengefunden hatte.

Gunnar Bolinder besaß eine fast bewundernde Vorliebe für diesen kraftvollen jungen Künstler, wie sie schwache Naturen manchmal unwillkürlich für starke Charaktere fassen, und er hatte eine allerdings sehr weitläufige, aber immerhin nachweisbare Verwandtschaft zwischen ihnen benutzt, um sich ihm näher anschließen zu dürfen. In den letzten Monaten hatte er sich dem jungen Bildhauer mehr fern gehalten, denn wenn Gunnar den Freund so emsig und angestrengt schaffen sah, wurde ihm unbehaglich zu Mute in seiner eignen Thatenlosigkeit, und er fand sich erst wieder zu ihm, wenn Lambert auch einmal feierte, obgleich es im Grunde just dies ernste und energische Schaffen war, das ihm an dem jungen Bildhauer imponierte.

Sein Brief an ihn hatte folgenden Wortlaut:

„Teurer Freund in Apoll, liebwertester Bruder und Vetter!

Hoffentlich bist Du im stande, das Stilvolle dieser mittelalterlichen Anrede gebührend zu würdigen, wenn nicht, so muß ich Dich der schnödesten Verständnislosigkeit zeihen, denn es giebt aus meiner augenblicklichen feudalen Lebensweise heraus nichts Regelrechteres als sie. Ich bin überhaupt der regelrechteste Mensch geworden, den Du Dir denken kannst! Stelle Dir vor, wenn es Dir möglich ist, daß ich alles zu einer im Voraus ganz genau bestimmten und täglich regelmäßig wiederkehrenden Zeit thue: essen, schlafen, rauchen, konversieren, Klavier spielen, spazierengehen oder reiten und — aber nein, das muß ich mir und Dir bis zuletzt aufsparen, jetzt nur erst ein Wort über das essen. Du machst Dir selbst bei Aufbietung all Deiner Phantasie kaum annähernd eine richtige Vorstellung von dem Anteil, den diese interessante Beschäftigung augenblicklich an meiner Tageseinteilung hat — ich sollte das Wort hier eigentlich groß schreiben: nicht weniger als sechs Mahlzeiten beleben den Tag! O, ihr Heiligen, wie oft in meinem Leben war ich glücklich, wenn ich eine machen konnte, und mit zweien — da war ich schon ein König im Reiche der Zigeuner! Und nun sechs! Ich glaube, es giebt Menschen, die das gar nicht überwältigt — möchtest Du zu ihnen gehören? Ich nicht ... und dabei empfinde ich es täglich mehr und intensiver, das Entsetzliche: es überwältigt mich auch nicht mehr! Wenigstens nicht praktisch, und die Theorie ist ja schon seit Goethe als ewig grau in Mißkredit gekommen ... Also lieber Freund (ich lasse den Apoll dies Mal fort) — ich esse alle sechs Mahlzeiten mit, und ich erröte nicht einmal darob; es thut hier niemand, und doch essen sie alle die sechs Mahlzeiten, sogar Fräulein Dora, Herberts Schwester, ein zarter Backfisch von fünfzehn Lenzen. Aber wieviel Stunden hat hier auch der Tag!! Ich bin noch nie so erstaunt über die Ausdehnung eines Tages gewesen. Freilich fängt man auch früh an zu zählen.

Um sechs Uhr stehe ich auf, Du sagst es ja nicht weiter — 's liegt im Grunde was Gemeines drin ... aber hier bin ich entschuldigt: der alte Freiherr, ja sogar die Hausfrau erscheinen um sieben Uhr stramm und pünktlich zum Kaffee in dem großen Eßzimmer, und eine halbe Stunde vorher höre ich den zarten Backfisch — für städtische Nerven ist sie von geradezu beleidigender Gesundheit — über mir schon rusticale Gassenhauer singen; ich glaube, sie würde mich ewig verachten, wenn ich nicht am Kaffeetisch erschiene. Also!

Und es ist wahr — schön ist es hier „des Morgens in der Frühe“, zumal uns die poetische Fortsetzung im Lied „da weiden wir die Kühe“ glücklicherweise erspart bleibt; Herbert und ich reiten dann gewöhnlich aufs Feld, wo die Ernteleute schon seit mehreren Stunden an der Arbeit sind, oder gehen mit der Flinte auf dem Buckel in den Wald. Der frühe Morgen, das ist die wahre Zeit für das Land — da kommt die Stadt nicht mit, und nun gar die Großstadt! Wenn ich mir Berlin in der Frühe vorstelle — brrr! Pfeifende Bäckerjungen mit schmutzigen Brotbeuteln, ungekämmte Zeitungsfrauen, schläfrige Straßenreiniger und höchstens zur Erholung Klingelbolle und im Thiergarten ein halbes Dutzend blutarmer müdschleichender Jungfräulein!

Hier dagegen ist grade dann alles Leben, Gesundheit, Frische, Vogelsang, Blütenduft, Himmelstau...

Ach, lieber Freund, Du glaubst wohl, ich würde mich jetzt zu einem jubelnden Poem aufschwingen — enttäusche Dich, es ist unmöglich, absolut unmöglich: das „Wort“ schiebt sich dazwischen, Du weißt schon welches, es heißt in diesem Falle „zweites Frühstück!“

oft in Dingen, von denen sie früher erklärt hatte, daß sie sie aufs äußerste langweilten, sie schien auch gar nicht darüber nachzudenken, ob sie ihr jetzt interessant seien . . . wenn's nur die Zeit ausfüllte und müde genug machte, daß man abends schlafen konnte! Tagelang strengte sie Augen und Nerven an in den Museen und Bildergalerien, kaufte überall Kataloge, die sie sonst verabscheut hatte, und besah an ihrer Hand aufs genaueste alles Vorhandene, um, wenn sie nach Hause kam, nicht eine einzige Erinnerung zurückbehalten zu haben. Sie brachte stundenlang bei ihrer Schneiderin zu, um neue Kostüme anzuprobieren, die sie kurze Zeit trug und dann verschenkte, oder sie fuhr ganze Vormittage in der Stadt umher, um allerlei Geschenke für ihre Freunde einzukaufen. An schönen Abenden war sie mit Asta draußen bei Kroll, um einen berühmten Gast zu hören und sich im Garten zu ergehen, waren sie einmal daheim, so lud sie Besuch ein oder verschloß sich in ihrem Zimmer. So vermied sie geflissentlich das Alleinsein mit Asta, und diese ließ sie gewähren. Was hätte sie Thoma auch sagen können, was nicht schon gesagt worden wäre zwischen ihnen! Asta hatte im Anfang, so gut sie es vermochte, versucht, Thoma diesem schrecklichen Zustand von Reizbarkeit einerseits und Apathie andererseits zu entreißen, allein ohne jeden Erfolg; sie hatte ihr ebenso wie Tante Diana das Reisen vorgeschlagen, dieses Haupt- und Universalmittel der Leute für wunde Seelen, aber Thoma hatte sich auch hier heftig dagegen aufgelehnt und Asta gebeten, nie wieder darauf zurückzukommen: „Ich verabscheue dieses Mittel, die Seele Treulosigkeit zu lehren," hatte sie heftig ausgerufen, und dann hatte sie nach einer Weile hinzugefügt, „ich will lieber an der Untreue eines anderen sterben als durch die eigene leben . . ."

So ließ Asta sie denn gehen, wie sie eben wollte, obgleich sie still für sich öfters den Kopf schüttelte und sich wunderte, wie man mit so vielem Gelde sich sein Leben so ungemütlich und wenig genußreich einrichten könne. Asta war nicht geldgierig oder besonders genußsüchtig, aber sie war, wie Raimund Erb sehr richtig von ihr gesagt hatte, „im Grunde philiströs," das heißt, sie neigte in ihrem Geschmack mehr zu einer geordneten, satten bürgerlichen Existenz als zu der aufregenden, wenn auch interessanteren Veränderlichkeit des Lebens au pays de bohème; ihr ganzes Naturell war leidenschaftsloser als Thomas und weit weniger tief und kompliziert. Aus diesen Gründen vermochte sie auch nicht, der Freundin in deren Seelenbewegungen und Kämpfen nachzugehen, und daher konnte sie ihr auch nicht helfen. Sie empfand dies selbst, und, gutmütig und liebenswürdig wie sie war, begnügte sie sich deshalb schließlich damit, Thoma nicht durch das Sprechen von unliebsamen Dingen zu verletzen und sie im übrigen nur recht lieb zu haben, so lieb wenigstens, wie ihre Natur es vermochte; sie glaubte — und mit wie viel Recht! — daß auch dies schon eine Hilfe sei.

Thoma erkannte ihre Freundlichkeit herzlich an und dankte sie ihr innig, fesselte sie doch auch sonst manche gute Eigenschaft an die schöne Sängerin, mit der sie zudem die Erinnerung an die letzte glückliche und sorglose Zeit ihres Lebens teilte. Allein auch sie empfand, daß es hier an dem rechten tiefen inneren Verständnis fehle, an jenem Verständnis, das dem anderen seine Gedanken und Empfindungen gleichsam mit der Seele ablauscht, und das wohl nur reich begabte und zugleich hervorragend zärtliche Naturen wirklich besitzen. Und beides war Asta nicht. So hatte sich denn, bei aller Dankbarkeit gegen die alte Freundin, Thomas Seele seit geraumer Zeit mehr einer anderen zugewandt, in der sie verwandteren Geist gespürt, und das war Constanze Farel. Die Tochter des Musikers, die durch eine so harte Lebensschule gegangen war, deren Denken so geklärt schien, und die mit so rührender Liebe für ihren alten, blinden Vater sorgte, sie war jetzt allerdings die geeignetere Gefährtin für Thomas wunde Seele, und zu ihr nahm diese denn auch oft ihren Weg, nachdem sie einander an einem Sonntag Nachmittag bei Scholtens, gleich nach dem winterlichen Kostümfest näher getreten waren. Und Constanze nahm Thoma und ihr Leid herzlich und mit der größten Liebe auf. Sie wußte ja, wie's that, Hoffnungen begraben, deren Erfüllung das Glück zu bedeuten schien, und doch waren die ihren noch so jung und ohne Halt gewesen, während hier lange Jahre und Küsse und Schwüre zu verwinden waren . . . Und Thoma fühlte sich unendlich wohl in der einfachen Häuslichkeit ihrer neuen Freundin, wo sie immer eines herzlichen Empfanges gewiß war. Am meisten befriedigte es sie, wenn sie Constanze und den alten blinden Herrn allein fand, und ein lange nicht gekannter Friede zog in ihre Brust ein, wenn Vater und Tochter ihr die schönen alten klassischen Meister spielten: Händel, Gluck oder gar Bach; dann saß sie ganz still, in ihre Sofaecke gedrückt, da und ließ ihre Seele einspinnen in Harmonien, und dann kam es über sie wie eine Ahnung jener ewigen, unendlichen Harmonie, nach der ihre schönheitsdurstige Seele gerade in all ihrer Unruhe und ihrem Leid so leidenschaftlich dürstete und rang.

Häufiger jedoch waren sie nicht allein, zumal dann nicht, wenn sie in der kleinen Laube saßen, die in der einen Ecke des Gärtchens den Farels gehörte; dann kam Herr Lambert herüber, der sie von seinem Atelier aus sehen konnte, und öfter gesellten sich auch Doktor Brenz und seine junge Nachbarin und Kollegin hinzu.

Clara Cavalcanti versäumte es jetzt kaum einmal, den alten Professor nach dem kleinen Hause in der Neuenburger Straße zu begleiten, so unumwunden sie ihm auch am ersten Abend ihres Hierseins erklärt hatte, sie wisse nicht, was sie da solle. Thoma hatte es sehr bald herausgefunden, wie die Dinge hier lagen, und warum die alte Schulfreundin ihr nicht von dieser neuen Bekanntschaft erzählt hatte; allein sie wußte auch ganz genau, daß Max Lambert, den sie seit Jahren durch Scholtens kannte, sicherlich nie sein Herz an einen weiblichen Dr. phil. verlieren würde, und wenn sie nun seine ernsten fragenden Blicke und Constanzens Zittern und Erröten zusammenhielt, so wußte sie auch, wo er es hingegeben; und

sie freute sich dessen und gab ihm Recht. Aber es that ihr auch weh um Clara, die sie wegen ihrer Frische und Gradheit herzlich liebte, trotzdem sie sich so oft mit ihr stritt, und sie lächelte trübe, als sie darüber nachsann —

„Hm —" sagte sie sich, „überall das Gleiche, überall dasselbe Leid! Ist wohl eine von uns, die's nicht trüge? Clara und Constanze, Asta und ich, ja sogar die alte Tante Diana, wir schleppen alle dran, nur jede trägt's verschieden . . . Und das Ende? Ob wir uns wohl alle auf so eine stille kleine Insel retten werden wie Tante Diana?? Es fiel ihr ein, wie Clara Cavalcanti noch am Weihnachtsabend so keck erklärt hatte, sie werde jedenfalls nicht an einer unglücklichen Liebe zu Grunde gehen, sie leugnete überhaupt ihre siegende Macht — und jetzt? Wie würde sie's tragen? „Die Liebe ist das Ereignis im Leben des Weibes," hatte Thoma einmal gelesen, und sie fühlte, daß dies wahr sei, und daß es bestimmend sei für das Schicksal des einzelnen Weibes, wie sie sich mit diesem ‚Ereignisse' absand —"

Einmal hatte der junge Echten an Max Lambert geschrieben, mit dem ihn eine herzlichere Neigung verband als mit irgend einem der anderen Herrn im Scholtenschen Kreise, und Gunnar hatte Grüße an alle Bekannte, die er etwa treffen würde, hinzugefügt. Als er dann aus Lamberts Antwort an Herbert ersah, wie sich der zusammengeschmolzene Kreis der ‚trauernden Hinterbliebenen' in der kleinen Häuslichkeit der Farels zu einander gefunden hatte, da hatte er einen Brief an Lambert geschrieben, den dieser soeben der kleinen Gesellschaft vorlas, die sich am letzten Sonntage des Juli im Schatten der Laube bei den Farels zusammengefunden hatte.

Gunnar Bolinder besaß eine fast bewundernde Vorliebe für diesen kraftvollen jungen Künstler, wie sie schwache Naturen manchmal unwillkürlich für starke Charaktere fassen, und er hatte eine allerdings sehr weitläufige, aber immerhin nachweisbare Verwandtschaft zwischen ihnen benutzt, um sich ihm näher anschließen zu dürfen. In den letzten Monaten hatte er sich dem jungen Bildhauer mehr fern gehalten, denn wenn Gunnar den Freund so emsig und angestrengt schaffen sah, wurde ihm unbehaglich zu Mute in seiner eignen Thatenlosigkeit, und er fand sich erst wieder zu ihm, wenn Lambert auch einmal feierte, obgleich es im Grunde just dies ernste und energische Schaffen war, das ihm an dem jungen Bildhauer imponierte.

Sein Brief an ihn hatte folgenden Wortlaut:

„Teurer Freund in Apoll, liebwertester Bruder und Vetter!

Hoffentlich bist Du im stande, das Stilvolle dieser mittelalterlichen Anrede gebührend zu würdigen, wenn nicht, so muß ich Dich der schnödesten Verständnislosigkeit zeihen, denn es giebt aus meiner augenblicklichen feudalen Lebensweise heraus nichts Regelrechteres als sie. Ich bin überhaupt der regelrechteste Mensch geworden, den Du Dir denken kannst! Stelle Dir vor, wenn es Dir möglich ist, daß ich alles zu einer im Voraus ganz genau bestimmten und täglich regelmäßig wiederkehrenden Zeit thue: essen, schlafen, rauchen, konversieren, Klavier spielen, spazierengehen oder reiten und — aber nein, das muß ich mir und Dir bis zuletzt aufsparen, jetzt nur erst ein Wort über das essen. Du machst Dir selbst bei Aufbietung all Deiner Phantasie kaum annähernd eine richtige Vorstellung von dem Anteil, den diese interessante Beschäftigung augenblicklich an meiner Tageseinteilung hat — ich sollte das Wort hier eigentlich groß schreiben: nicht weniger als sechs Mahlzeiten beleben den Tag! O, ihr Heiligen, wie oft in meinem Leben war ich glücklich, wenn ich eine machen konnte, und mit zweien — da war ich schon ein König im Reiche der Zigeuner! Und nun sechs! Ich glaube, es giebt Menschen, die das gar nicht überwältigt — möchtest Du zu ihnen gehören? Ich nicht . . . und dabei empfinde ich es täglich mehr und intensiver, das Entsetzliche: es überwältigt mich auch nicht mehr! Wenigstens nicht praktisch, und die Theorie ist ja schon seit Goethe als ewig grau in Mißkredit gekommen . . . Also lieber Freund (ich lasse den Apoll dies Mal fort) — ich esse alle sechs Mahlzeiten mit, und ich erröte nicht einmal darob; es thut hier niemand, und doch essen sie alle die sechs Mahlzeiten, sogar Fräulein Dora, Herberts Schwester, ein zarter Backfisch von fünfzehn Lenzen. Aber wieviel Stunden hat hier auch der Tag!! Ich bin noch nie so erstaunt über die Ausdehnung eines Tages gewesen. Freilich fängt man auch früh an zu zählen.

Um sechs Uhr stehe ich auf, Du sagst es ja nicht weiter — 's liegt im Grunde was Gemeines drin . . . aber hier bin ich entschuldigt: der alte Freiherr, ja sogar die Hausfrau erscheinen um sieben Uhr stramm und pünktlich zum Kaffee in dem großen Eßzimmer, und eine halbe Stunde vorher höre ich den zarten Backfisch — für städtische Nerven ist sie von geradezu beleidigender Gesundheit — über mir schon rusticale Gassenhauer singen; ich glaube, sie würde mich ewig verachten, wenn ich nicht am Kaffeetisch erschiene. Also!

Und es ist wahr — schön ist es hier „des Morgens in der Frühe", zumal uns die poetische Fortsetzung im Lied „da weiden wir die Kühe" glücklicherweise erspart bleibt; Herbert und ich reiten dann gewöhnlich aufs Feld, wo die Ernteleute schon seit mehreren Stunden an der Arbeit sind, oder gehen mit der Flinte auf dem Buckel in den Wald. Der frühe Morgen, das ist die wahre Zeit für das Land — da kommt die Stadt nicht mit, und nun gar die Großstadt! Wenn ich mir Berlin in der Frühe vorstelle — brrr! Pfeifende Bäckerjungen mit schmutzigen Brotbeuteln, ungekämmte Zeitungsfrauen, schläfrige Straßenreiniger und höchstens zur Erholung Klingelbolle und im Thiergarten ein halbes Dutzend blutarmer müdschleichender Jungfräulein!

Hier dagegen ist grade dann alles Leben, Gesundheit, Frische, Vogelsang, Blütenduft, Himmelstau . . .

Ach, lieber Freund, Du glaubst wohl, ich würde mich jetzt zu einem jubelnden Poem aufschwingen — enttäusche Dich, es ist unmöglich, absolut unmöglich: das „Wort" schiebt sich dazwischen, Du weißt schon welches, es heißt in diesem Falle „zweites Frühstück!"

Ein zweites Frühstück! Welch ein Klang für das Ohr eines deutschen Schriftstellers und aller, die es werden wollen! Stelle Dir Menschen vor, die jeden Tag regelmäßig zur gleichen Stunde zweites Frühstück essen! Zuerst wußte ich nicht, ob ich eine solche Existenz beneiden oder verachten solle, ich bin auch, offen gestanden, selbst heute noch nicht mit mir darüber einig — vorläufig mache ich nur die Sache mit, um so durch die Praxis vielleicht zu der wünschenswerten Klarheit zu gelangen.

Wie immer das Resultat aber auch ausfallen möge, in einer Beziehung ist dies zweite Frühstück doch bereits für mich die schrecklichste Stunde des Tages, denn ihm folgt — doch nein, laß uns erst mit dem „Wort" fertig werden, das sich ja nun noch vier Mal am Tage wiederholt; es variieren nur die offiziellen Titel; hier sind sie: Mittagbrot, Vesper, Jause und Abendbrot; die „Jause" fällt zwischen Kaffee und Abendbrot — im übrigen, was liegt am Wort! Der Begriff ist das Wahre, und der — o, ihr Heiligen, was habe ich hier schon gegessen! Ich glaube, das Land ist der Ort, wo man ißt, in der Stadt trinkt man — ah, Max, Du glaubst gar nicht, wie ich mich hier manchmal danach sehne, zu trinken, zu trinken, Du weißt schon, so wie der rechte Zecher trinkt: geschmackvoll, ästhetisch, künstlerisch zu trinken! Ein Glas wie ein Hauch, und darinnen ein Saft wie flüssiges Gold oder tiefrotedles Rebenblut; nicht schnell, aber stetig, nicht zu viel, aber gerade ein wenig über das Genug, den Duft trinkend so gut wie das Naß, und dann Lieder und Träume und Verse ... ach, Lambert, mein Herz blutet — Wein und Lieder, Verse und Träume, mir ist, als sei ich so fern von alledem, so fern wie die Erde von den Sternen. Kein einzig Lied, nicht ein klingender Reim, kein phantastischer Traum will mir nahen, ja, selbst wenn ich vor den Tasten sitze, spottet meiner die Phantasie, nur Fremdes vermag ich zu geben, ich spreche nicht, ich bin nur Dolmetsch, nicht Künstler bin ich, bin Virtuos!

Keine Verszeile, und sei es die elendeste, kein Motiv, und sei es das banalste! Es macht mich geradezu elend ... Und dabei bewundern diese guten, liebenswürdigen Menschen hier alles, was ich ihnen vormache, jedes Stück, das ich nachspiele, jeden Vers, den ich spreche, jede Skizze meines Pinsels, jede Karikatur meines Bleistifts! Wären sie kritischer, ich könnte es eher ertragen — aber ihre naive Bewunderung drückt mich zu Boden und macht mir all mein Thun zum Ekel ... ah, Lambert, der Jammer, der gräßliche Katzenjammer solcher Stunden — Du kennst ihn nicht, wohl Dir!

Wenn ich nur wenigstens wüßte, ob dieser Stumpfsinn ein Dauerzustand werden will, oder ob er nur herrührt vom — ja es muß endlich heraus, was ich bisher immer noch wieder hinausschob Dir zu bekennen; so höre denn, und versuche, mich nicht zu verachten. „Ich angele." Da steht es. Täglich zwei Stunden. Ich wundere mich, daß es auf dem Papier so harmlos aussieht, daß sich das Blatt nicht sträubte, es anzunehmen, die Tinte nicht versagte, ihm Form zu leihen ... ha, wenn diese elenden toten Dinge wirklich die Empfindungen eines Menschen wiederspiegeln könnten, die Worte würden weniger friedlich vor Dein Auge gelangen, Du würdest dann sehen, wie sich alles in mir aufbäumt und empört gegen diese Negation alles Menschenwürdigen, diesen Extrakt allen Stumpfsinns, diese systematische Gehirnsverödung!

Hast Du je einen Angler gesehen in Deinem Leben? Wenn nicht, so geht Dir jede richtige Schätzung dafür ab, welchen Gipfel von geistiger Öde ein menschliches Wesen zu erreichen im stande ist; ich versichere Dich, es übertrifft Deine schrecklichsten Phantasien. Ich kannte „es" (ich scheue sogar das Wortbild!) bis daher nur aus zwei Bildern, die mir undeutlich vorschwebten, das eine: ein Teich, an dem ein kleiner Bauernjunge mit nackten Beinen und ärmlichem Kittel sitzt, während neben ihm die kleinste Schwester im Grase zappelt und eine etwas größere acht giebt, daß sie nicht ins Wasser fällt; das andere: ein alter bebrillter Schulmeister an einem Bache mit Weidengebüsch, aus dessen Zweigen ein paar hinterlistige Buben grinsend hervorspähen, augenscheinlich bereit, im ersten unbewachten Augenblick dem Alten seinen Topf mit Regenwürmern umzuschütten ... ich Narr! Warum hatte ich diese Bilder einfach und harmlos als solche besehen, das kommt davon wenn man das Grübeln einmal läßt. Das eine schien mir poetisch und das andre amüsant, und warum sollte ich Fräulein Dora nicht den Gefallen thun, auch einmal poetisch und amüsant zu sein?!

Das ist nämlich das Schreckliche bei der Sache — Fräulein Dora! Wäre sie es nicht, die mich unter das Joch dieses entsetzlichen Sports gespannt hätte, ich hätte es längst von mir geschleudert wie ein Tiger — aber wie kann ich mich auflehnen gegen eine junge Dame, die noch obendrein die Tochter der liebendwürdigsten Wirte ist, die Du Dir auf Gottes Erdboden vorstellen kannst, und welche selbst diese idiotenhafte Beschäftigung für das herrlichste Vergnügen unter der Sonne hält?! Ach, nie hätte ich ihrer lachenden Lebensfrische jene tückische, gradezu heimtückische Falte zugetraut! Aber so berühren sich die Gegensätze!

Ist leidenschaftlicher Angelsport des einen Teiles ein Ehescheidungsgrund für den andern? er sollte es sein, rien que pour son idiotisme! Da sitzen wir beide nun an einem Teiche mitten auf dem Felde, in der prallen Sonne, große Hüte auf dem Kopf, noch größere Taschentücher darüber, deren Zipfel graziös nach den vier Himmelsrichtungen hängen, totenstill und unbeweglich am Strande des Wassers. Die braunen Hände — o, Du hast keine Idee, wie braun sie sind! halten die Angelrute, ‚wohl selten gab es ein feiner empfundenes Wort,' und auf diese oder auf die in dem sonnigen Teiche zitternde Schnur starren wir nun mit unbeweglichen, geblendeten Pupillen, wie ein paar Fakire, die sich in Hypnose versetzen — fünf Minuten, zehn Minuten ... laß mich schweigen, aber wisse auch, daß ich schrecklich bestraft bin für meinen Leichtsinn, mit dem ich jene Bilder betrachtet. Warum, warum sah ich nicht, daß das Poetische auf dem einen die kleinen purzelnden

Mädchen waren, das drollige auf dem andern die unheildrohenden Buben, kurz das Beiwerk, die Staffage, das trügerische Milieu . . . warum verstand ich nicht zu abstrahieren, abstrahieren, abstrahieren, bis nichts weiter blieb als die schnöde Wirklichkeit, die nackte Thatsache, der Angler sans phrase, das ungeschminkte Idiotentum!!

Laß mich schließen, Freund, doch beklage mich.
Gunnar."

Der Leser schwieg. Niemand wußte so recht etwas zu sagen. Der Brief hatte trotz seines scherzhaften Tones einen peinlichen Eindruck gemacht. Lambert sagte sich dies im voraus, aber er hatte nicht gewußt, wie er richtiger handeln sollte, zumal Thoma gegenüber. Ganz verschweigen konnte er den Brief nicht gut um Bolinders willen, nur einiges daraus mitzuteilen war seiner ganzen Beschaffenheit nach, mißlich, und endlich glaubte der junge Bildhauer, Thoma einen besseren Dienst zu erweisen, wenn er ihr zeigte, wie in dem ganzen Schreiben kein besonderes Wort ihrer gedachte, als daß er sie das Gegenteil vermuten ließ. Er irrte sich hier in Thomas Gefühlen, wie alle ihre Freunde sich irrten. Auch die gelegentlichen Ausbrüche von Heftigkeit waren jetzt vorüber, und die Apathie beherrschte sie ganz. Zartheit oder Rücksichtslosigkeit von Gunnars Seite oder von andern mit Bezug auf ihn — sie empfand weder das eine noch das andere, es war, als sei ihre Seele ertötet und versteint, unfähig, noch ferner irgend welche Eindrücke in sich aufzunehmen und sie an ihre Nerven weiterzugeben. Auch sie hatte geschwiegen, als der Brief zu Ende war, doch als man sie ansah, glitt ein ödes Lächeln über ihr Gesicht. Dies Lächeln sah man jetzt oft an ihr, und die andern glaubten, es sei ein gutes Zeichen, sie freuten sich für Thoma und wußten nicht, ein wie schlimmes Zeichen es war! Nur Constanze ahnte, wie es stand.

Wenige Tage später war Gunnar wieder in Berlin; ein paar Briefzeilen an Lambert hatten ihn angemeldet.

„Je n'en peux plus" schrieb er, „es hat alles seine Grenzen, selbst die Geduld eines Lyrikers! Ich wollte es ertragen — um der Dankbarkeit willen, um der Ritterlichkeit willen, um der Selbsterziehung willen, ich kann nicht! C'est plus fort que moi . . . ich weiche der Angelrute! Morgen reise ich — Gunnar."

(Fortsetzung folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Junimittag.

Es spielt im gold'nen Korn der Sommerwind
Und wallend teilen sich die falben Fluten,
Draus schaut der Mohn, das heiße Sonnenkind,
Das gelbe Meer durchrinnt ein rotes Bluten
Und drüben flirrt des Mittags Flimmerglanz
Und nahe winkt der grüne Wälderkranz,
Wo blanke Lichter durch die Stämme gluten.

Tief aus dem Grunde tönt des Mähers Sang,
Wo Kräuter, Blumen vor der Sense fallen,
Der Wiesenschmätzer angstvoll vor dem Klang
Dem Nest entflatternd nach des Waldrands Hallen
Sich bergend in des Hasels Zweige schwang —
— Fern schrillt ein Pfiff, den Schienenstrang entlang
Wirft weiß das Dampfroß seine Wolkenballen. —

Der Schnitter läßt der Klinge Wetzen sein
Und blickt ihm nach, die blauen Augen strahlen,
Dort fuhr vor zwanzig Jahren er zum Rhein
Und half jenseits manch alte Schuld bezahlen —
Dann legt er sich ins hohe Gras hinein,
Die Erlen laden schattenspendend ein,
Und denkt der Schlachten einst in Frankreichs Thalen. —

Wie schön die Welt. — Im Sommerfrieden ruht
Ringsum die Flur, fruchtschwere Bäume neigen
Die Kronen nieder, in der Mittagsglut
Reift schon das Korn zum frohen Erntereigen . . .
Im Kriege wächst der Männer stolzer Mut,
Doch Frieden ist der Menschheit Lebensblut.
O, mög' das Schlachthorn bald für ewig schweigen.

Wilhelm Müller-Weilburg.

Freund Hein.*)

Plaudereien von **Paul Pasig.**

Fast möchte ich befürchten, daß die verehrten Leser, namentlich aber meine liebenswürdigen Leserinnen nicht ohne ein geheimes Gruseln diese Zeilen zur Hand nehmen, wenn sie sich nicht gar durch den allerdings etwas verblümten Titel meiner harmlosen Plauderei gleich im Anfange von der Lektüre derselben abschrecken lassen. Doch nur gemach! Es wird gar nicht so schlimm werden, wie es den Anschein hat, und ich bin überzeugt, daß mein „Freund", wenn wir ihm einmal recht scharf und ohne Vorurteil in sein sich stets gleich bleibendes Antlitz geblickt haben, mit Ehren bestehen und wiederum zahlreiche Freunde gewinnen wird.

Nun ist es zwar richtig, daß der erste oberflächliche Eindruck des klapperdürren Knochenmanns mit Stundenglas und mähender Sense in den Händen kein eben freundlicher ist, und, so folgert die herkömmliche Logik, der erste Eindruck ist der zutreffende, daher — leider — auch der entscheidende. Leider! sagen wir. Denn abgesehen davon, daß es doch im höchsten Grade einseitig ist, jemanden nur nach seinem Äußern zu beurteilen, vermögen wir nicht einzusehen, was Abschreckendes und Anstößiges in der äußeren Erscheinung unseres Freundes liegen soll. Der kahle Schädel macht dir bange? Respekt vor dem Alter und dem ehrwürdigen Haupte, dem von lauter geistiger Arbeit die Haare ausgingen! Oder beengt es dich, daß er allen ohne Unterschied die Zähne weist? Er meint es damit nur offen und ehrlich, und wenn du genau zusiehst, bemerkst du, daß er ebenso wenig wie auf dem Kopfe auf den Zähnen Haare hat. An

*) Eine bekannte, namentlich durch Matthias Claudius, den Wandsbecker Boten († 1815), in der Litteratur eingebürgerte Bezeichnung des als Gerippe gedachten Todes.



Ein zweites Frühstück! Welch ein Klang für das Ohr eines deutschen Schriftstellers und aller, die es werden wollen! Stelle Dir Menschen vor, die jeden Tag regelmäßig zur gleichen Stunde zweites Frühstück essen! Zuerst wußte ich nicht, ob ich eine solche Existenz beneiden oder verachten solle, ich bin auch, offen gestanden, selbst heute noch nicht mit mir darüber einig — vorläufig mache ich nur die Sache mit, um so durch die Praxis vielleicht zu der wünschenswerten Klarheit zu gelangen.

Wie immer das Resultat aber auch ausfallen möge, in einer Beziehung ist dies zweite Frühstück doch bereits für mich die schrecklichste Stunde des Tages, denn ihm folgt — doch nein, laß uns erst mit dem „Wort" fertig werden, das sich ja nun noch vier Mal am Tage wiederholt; es variieren nur die offiziellen Titel; hier sind sie: Mittagbrot, Vesper, Jause und Abendbrot; die „Jause" fällt zwischen Kaffee und Abendbrot — im übrigen, was liegt am Wort! Der Begriff ist das Wahre, und der — o, ihr Heiligen, was habe ich hier schon gegessen! Ich glaube, das Land ist der Ort, wo man ißt, in der Stadt trinkt man — ah, Max, Du glaubst gar nicht, wie ich mich hier manchmal danach sehne, zu trinken, zu trinken, Du weißt schon, so wie der rechte Zecher trinkt: geschmackvoll, ästhetisch, künstlerisch zu trinken! Ein Glas wie ein Hauch, und darinnen ein Saft wie flüssiges Gold oder tiefrotedles Rebenblut; nicht schnell, aber stetig, nicht zu viel, aber gerade ein wenig über das Genug, den Duft trinkend so gut wie das Naß, und dann Lieder und Träume und Verse . . . ach, Lambert, mein Herz blutet — Wein und Lieder, Verse und Träume, mir ist, als sei ich so fern von alledem, so fern wie die Erde von den Sternen. Kein einzig Lied, nicht ein klingender Reim, kein phantastischer Traum will mir nahen, ja, selbst wenn ich vor den Tasten sitze, spottet meiner die Phantasie, nur Fremdes vermag ich zu geben, ich spreche nicht, ich bin nur Dolmetsch, nicht Künstler bin ich, bin Virtuos!

Keine Verszeile, und sei es die elendeste, kein Motiv, und sei es das banalste! Es macht mich geradezu elend . . . Und dabei bewundern diese guten, liebenswürdigen Menschen hier alles, was ich ihnen vormache, jedes Stück, das ich nachspiele, jeden Vers, den ich spreche, jede Skizze meines Pinsels, jede Karikatur meines Bleistifts! Wären sie kritischer, ich könnte es eher ertragen — aber ihre naive Bewunderung drückt mich zu Boden und macht mir all mein Thun zum Ekel . . . ah, Lambert, der Jammer, der gräßliche Katzenjammer solcher Stunden — Du kennst ihn nicht, wohl Dir!

Wenn ich nur wenigstens wüßte, ob dieser Stumpfsinn ein Dauerzustand werden will, oder ob er nur herrührt vom — ja es muß endlich heraus, was ich bisherimmer noch wieder hinausschob Dir zu bekennen; so höre denn, und versuche, mich nicht zu verachten. „Ich angele." Da steht es. Täglich zwei Stunden. Ich wundere mich, daß es auf dem Papier so harmlos aussieht, daß sich das Blatt nicht sträubte, es anzunehmen, die Tinte nicht versagte, ihm Form zu leihen . . . ha, wenn diese elenden toten Dinge wirklich die Empfindungen eines Menschen wiederspiegeln könnten, die Worte würden weniger friedlich vor Dein Auge gelangen, Du würdest dann sehen, wie sich alles in mir aufbäumt und empört gegen diese Negation alles Menschenwürdigen, diesen Extrakt allen Stumpfsinns, diese systematische Gehirnsverödung!

Hast Du je einen Angler gesehen in Deinem Leben? Wenn nicht, so geht Dir jede richtige Schätzung dafür ab, welchen Gipfel von geistiger Öde ein menschliches Wesen zu erreichen im stande ist; ich versichere Dich, es übertrifft Deine schrecklichsten Phantasien. Ich kannte „es" (ich scheue sogar das Wortbild!) bis daher nur aus zwei Bildern, die mir undeutlich vorschwebten, das eine: ein Teich, an dem ein kleiner Bauernjunge mit nackten Beinen und ärmlichem Kittel sitzt, während neben ihm die kleinste Schwester im Grase zappelt und eine etwas größere acht giebt, daß sie nicht ins Wasser fällt; das andere: ein alter bebrillter Schulmeister an einem Bache mit Weidengebüsch, aus dessen Zweigen ein paar hinterlistige Buben grinsend hervorspähen, augenscheinlich bereit, im ersten unbewachten Augenblick dem Alten seinen Topf mit Regenwürmern umzuschütten . . . ich Narr! Warum hatte ich diese Bilder einfach und harmlos als solche besehen, das kommt davon wenn man das Grübeln einmal läßt. Das eine schien mir poetisch und das andre amüsant, und warum sollte ich Fräulein Dora nicht den Gefallen thun, auch einmal poetisch und amüsant zu sein?!

Das ist nämlich das Schreckliche bei der Sache — Fräulein Dora! Wäre sie es nicht, die mich unter das Joch dieses entsetzlichen Sports gespannt hätte, ich hätte es längst von mir geschleudert wie ein Tiger — aber wie kann ich mich auflehnen gegen eine junge Dame, die noch obendrein die Tochter der liebendwürdigsten Wirte ist, die Du Dir auf Gottes Erdboden vorstellen kannst, und welche selbst diese idiotenhafte Beschäftigung für das herrlichste Vergnügen unter der Sonne hält?! Ach, nie hätte ich ihrer lachenden Lebensfrische jene tückische, geradezu heimtückische Falte zugetraut! Aber so berühren sich die Gegensätze!

Ist leidenschaftlicher Angelsport des einen Teiles ein Ehescheidungsgrund für den andern? er sollte es sein, rien que pour son idiotismo! Da sitzen wir beide nun an einem Teiche mitten auf dem Felde, in der prallen Sonne, große Hüte auf dem Kopf, noch größere Taschentücher darüber, deren Zipfel graziös nach den vier Himmelsrichtungen hängen, totenstill und unbeweglich am Strande des Wassers. Die braunen Hände — o, Du hast keine Idee, wie braun sie sind! halten die Angelrute, ‚wohl selten gab es ein feiner empfundenes Wort,' und auf diese oder auf die in dem sonnigen Teiche zitternde Schnur starren wir nun mit unbeweglichen, geblendeten Pupillen, wie ein paar Fakire, die sich in Hypnose versetzen — fünf Minuten, zehn Minuten . . . laß mich schweigen, aber wisse auch, daß ich schrecklich bestraft bin für meinen Leichtsinn, mit dem ich jene Bilder betrachtet. Warum, warum sah ich nicht, daß das Poetische auf dem einen die kleinen purzelnden

Mädchen waren, das drollige auf dem andern die unheildrohenden Buben, kurz das Beiwerk, die Staffage, das trügerische Milieu . . . warum verstand ich nicht zu abstrahieren, abstrahieren, abstrahieren, bis nichts weiter blieb als die schnöde Wirklichkeit, die nackte Thatsache, der Angler sans phrase, das ungeschminkte Idiotentum!!

Laß mich schließen, Freund, doch beklage mich.
Gunnar."

Der Leser schwieg. Niemand wußte so recht etwas zu sagen. Der Brief hatte trotz seines scherzhaften Tones einen peinlichen Eindruck gemacht. Lambert sagte sich dies im voraus, aber er hatte nicht gewußt, wie er richtiger handeln sollte, zumal Thoma gegenüber. Ganz verschweigen konnte er den Brief nicht gut um Bolinders willen, nur einiges daraus mitzuteilen war seiner ganzen Beschaffenheit nach, mißlich, und endlich glaubte der junge Bildhauer, Thoma einen besseren Dienst zu erweisen, wenn er ihr zeigte, wie in dem ganzen Schreiben kein besonderes Wort ihrer gedachte, als daß er sie das Gegenteil vermuten ließ. Er irrte sich hier in Thomas Gefühlen, wie alle ihre Freunde sich irrten. Auch die gelegentlichen Ausbrüche von Heftigkeit waren jetzt vorüber, und die Apathie beherrschte sie ganz. Zartheit oder Rücksichtslosigkeit von Gunnars Seite oder von andern mit Bezug auf ihn — sie empfand weder das eine noch das andere, es war, als sei ihre Seele ertötet und versteint, unfähig, noch ferner irgend welche Eindrücke in sich aufzunehmen und sie an ihre Nerven weiterzugeben. Auch sie hatte geschwiegen, als der Brief zu Ende war, doch als man sie ansah, glitt ein ödes Lächeln über ihr Gesicht. Dies Lächeln sah man jetzt oft an ihr, und die andern glaubten, es sei ein gutes Zeichen, sie freuten sich für Thoma und wußten nicht, ein wie schlimmes Zeichen es war! Nur Constanze ahnte, wie es stand.

Wenige Tage später war Gunnar wieder in Berlin; ein paar Briefzeilen an Lambert hatten ihn angemeldet.

„Je n'en peux plus" schrieb er, „es hat alles seine Grenzen, selbst die Geduld eines Lyrikers! Ich wollte es ertragen — um der Dankbarkeit willen, um der Ritterlichkeit willen, um der Selbsterziehung willen, ich kann nicht! C'est plus fort que moi . . . ich weiche der Angelrute! Morgen reise ich — Gunnar."

(Fortsetzung folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Junimittag.

Es spielt im gold'nen Korn der Sommerwind
Und wallend teilen sich die falben Fluten,
Draus schaut der Mohn, das heiße Sonnenkind,
Das gelbe Meer durchrinnt ein rotes Bluten
Und drüben flirrt des Mittags Flimmerglanz
Und nahe winkt der grüne Wälderkranz,
Wo blanke Lichter durch die Stämme gluten.

Tief aus dem Grunde tönt des Mähers Sang,
Wo Kräuter, Blumen vor der Sense fallen,
Der Wiesenschmätzer angstvoll vor dem Klang
Dem Nest entflatternd nach des Waldrands Hallen
Sich bergend in des Hasels Zweige schwang —
— Fern schrillt ein Pfiff, den Schienenstrang entlang
Wirft weiß das Dampfroß seine Wolkenballen. —

Der Schnitter läßt der Klinge Wetzen sein
Und blickt ihm nach, die blauen Augen strahlen,
Dort fuhr vor zwanzig Jahren er zum Rhein
Und half jenseits manch alte Schuld bezahlen —
Dann legt er sich ins hohe Gras hinein,
Die Erlen laden schattenspendend ein,
Und denkt der Schlachten einst in Frankreichs Thalen. —

Wie schön die Welt. — Im Sommerfrieden ruht
Ringsum die Flur, fruchtschwere Bäume neigen
Die Kronen nieder, in der Mittagsglut
Reift schon das Korn zum frohen Erntereigen . . .
Im Kriege wächst der Männer stolzer Mut,
Doch Frieden ist der Menschheit Lebensblut.
O, mög' das Schlachthorn bald für ewig schweigen.

Wilhelm Müller-Weilburg.

Freund Hein.*)

Plaudereien von **Paul Pasig.**

Fast möchte ich befürchten, daß die verehrten Leser, namentlich aber meine liebenswürdigen Leserinnen nicht ohne ein geheimes Gruseln diese Zeilen zur Hand nehmen, wenn sie sich nicht gar durch den allerdings etwas verblümten Titel meiner harmlosen Plauderei gleich im Anfange von der Lektüre derselben abschrecken lassen. Doch nur gemach! Es wird gar nicht so schlimm werden, wie es den Anschein hat, und ich bin überzeugt, daß mein „Freund", wenn wir ihm einmal recht scharf und ohne Vorurteil in sein sich stets gleich bleibendes Antlitz geblickt haben, mit Ehren bestehen und wiederum zahlreiche Freunde gewinnen wird.

Nun ist es zwar richtig, daß der erste oberflächliche Eindruck des klapperdürren Knochenmanns mit Stundenglas und mähender Sense in den Händen kein eben freundlicher ist, und, so folgert die herkömmliche Logik, der erste Eindruck ist der zutreffende, daher — leider — auch der entscheidende. Leider! sagen wir. Denn abgesehen davon, daß es doch im höchsten Grade einseitig ist, jemanden nur nach seinem Äußern zu beurteilen, vermögen wir nicht einzusehen, was Abschreckendes und Anstößiges in der äußeren Erscheinung unseres Freundes liegen soll. Der kahle Schädel macht dir bange? Respekt vor dem Alter und dem ehrwürdigen Haupte, dem von lauter geistiger Arbeit die Haare ausgingen! Oder beengt es dich, daß er allen ohne Unterschied die Zähne weist? Er meint es damit nur offen und ehrlich, und wenn du genau zusiehst, bemerkst du, daß er ebenso wenig wie auf dem Kopfe auf den Zähnen Haare hat. An

*) Eine bekannte, namentlich durch Matthias Claudius, den Wandsbecker Boten († 1815), in der Litteratur eingebürgerte Bezeichnung des als Gerippe gedachten Todes.

Ein zweites Frühstück! Welch ein Klang für das Ohr eines deutschen Schriftstellers und aller, die es werden wollen! Stelle Dir Menschen vor, die jeden Tag regelmäßig zur gleichen Stunde zweites Frühstück essen! Zuerst wußte ich nicht, ob ich eine solche Existenz beneiden oder verachten solle, ich bin auch, offen gestanden, selbst heute noch nicht mit mir darüber einig — vorläufig mache ich nur die Sache mit, um so durch die Praxis vielleicht zu der wünschenswerten Klarheit zu gelangen.

Wie immer das Resultat aber auch ausfallen möge, in einer Beziehung ist dies zweite Frühstück doch bereits für mich die schrecklichste Stunde des Tages, denn ihm folgt — doch nein, laß uns erst mit dem „Wort" fertig werden, das sich ja nun noch vier Mal am Tage wiederholt; es variieren nur die offiziellen Titel; hier sind sie: Mittagbrot, Vesper, Jause und Abendbrot; die „Jause" fällt zwischen Kaffee und Abendbrot — im übrigen, was liegt am Wort! Der Begriff ist das Wahre, und der — o, ihr Heiligen, was habe ich hier schon gegessen! Ich glaube, das Land ist der Ort, wo man ißt, in der Stadt trinkt man — ah, Max, Du glaubst gar nicht, wie ich mich hier manchmal danach sehne, zu trinken, zu trinken, Du weißt schon, so wie der rechte Zecher trinkt: geschmackvoll, ästhetisch, künstlerisch zu trinken! Ein Glas wie ein Hauch, und darinnen ein Saft wie flüssiges Gold oder tiefrotedles Rebenblut; nicht schnell, aber stetig, nicht zu viel, aber gerade ein wenig über das Genug, den Duft trinkend so gut wie das Naß, und dann Lieder und Träume und Verse . . . ach, Lambert, mein Herz blutet — Wein und Lieder, Verse und Träume, mir ist, als sei ich so fern von alledem, so fern wie die Erde von den Sternen. Kein einzig Lied, nicht ein klingender Reim, kein phantastischer Traum will mir nahen, ja, selbst wenn ich vor den Tasten sitze, spottet meiner die Phantasie, nur Fremdes vermag ich zu geben, ich spreche nicht, ich bin nur Dolmetsch, nicht Künstler bin ich, bin Virtuos!

Keine Verszeile, und sei es die elendeste, kein Motiv, und sei es das banalste! Es macht mich geradezu elend . . . Und dabei bewundern diese guten, liebenswürdigen Menschen hier alles, was ich ihnen vormache, jedes Stück, das ich nachspiele, jeden Vers, den ich spreche, jede Skizze meines Pinsels, jede Karikatur meines Bleistifts! Wären sie kritischer, ich könnte es eher ertragen — aber ihre naive Bewunderung drückt mich zu Boden und macht mir all mein Thun zum Ekel . . . ah, Lambert, der Jammer, der gräßliche Katzenjammer solcher Stunden — Du kennst ihn nicht, wohl Dir!

Wenn ich nur wenigstens wüßte, ob dieser Stumpfsinn ein Dauerzustand werden will, oder ob er nur herrührt vom — ja es muß endlich heraus, was ich bisher immer noch wieder hinausschob Dir zu bekennen; so höre denn, und versuche, mich nicht zu verachten. „Ich angele." Da steht es. Täglich zwei Stunden. Ich wundere mich, daß es auf dem Papier so harmlos aussieht, daß sich das Blatt nicht sträubte, es anzunehmen, die Tinte nicht versagte, ihm Form zu leihen . . . ha, wenn diese elenden toten Dinge wirklich die Empfindungen eines Menschen wiederspiegeln könnten, die Worte würden weniger friedlich vor Dein Auge gelangen, Du würdest dann sehen, wie sich alles in mir aufbäumt und empört gegen diese Negation alles Menschenwürdigen, diesen Extrakt allen Stumpfsinns, diese systematische Gehirnsverödung!

Hast Du je einen Angler gesehen in Deinem Leben? Wenn nicht, so geht Dir jede richtige Schätzung dafür ab, welchen Gipfel von geistiger Öde ein menschliches Wesen zu erreichen im stande ist; ich versichere Dich, es übertrifft Deine schrecklichsten Phantasien. Ich kannte „es" (ich scheue sogar das Wortbild!) bis daher nur aus zwei Bildern, die mir undeutlich vorschwebten, das eine: ein Teich, an dem ein kleiner Bauernjunge mit nackten Beinen und ärmlichem Kittel sitzt, während neben ihm die kleinste Schwester im Grase zappelt und eine etwas größere acht giebt, daß sie nicht ins Wasser fällt; das andere: ein alter bebrillter Schulmeister an einem Bache mit Weidengebüsch, aus dessen Zweigen ein paar hinterlistige Buben grinsend hervorspähen, augenscheinlich bereit, im ersten unbewachten Augenblick dem Alten seinen Topf mit Regenwürmern umzuschütten . . . ich Narr! Warum hatte ich diese Bilder einfach und harmlos als solche besehen, das kommt davon wenn man das Grübeln einmal läßt. Das eine schien mir poetisch und das andre amüsant, und warum sollte ich Fräulein Dora nicht den Gefallen thun, auch einmal poetisch und amüsant zu sein?!

Das ist nämlich das Schreckliche bei der Sache — Fräulein Dora! Wäre sie es nicht, die mich unter das Joch dieses entsetzlichen Sports gespannt hätte, ich hätte es längst von mir geschleudert wie ein Tiger — aber wie kann ich mich auflehnen gegen eine junge Dame, die noch obendrein die Tochter der liebendwürdigsten Wirte ist, die Du Dir auf Gottes Erdboden vorstellen kannst, und welche selbst diese idiotenhafte Beschäftigung für das herrlichste Vergnügen unter der Sonne hält?! Ach, nie hätte ich ihrer lachenden Lebensfrische jene tückische, geradezu heimtückische Falte zugetraut! Aber so berühren sich die Gegensätze!

Ist leidenschaftlicher Angelsport des einen Teiles ein Ehescheidungsgrund für den andern? er sollte es sein, rien que pour son idiotismo! Da sitzen wir beide nun an einem Teiche mitten auf dem Felde, in der prallen Sonne, große Hüte auf dem Kopf, noch größere Taschentücher darüber, deren Zipfel graziös nach den vier Himmelsrichtungen hängen, totenstill und unbeweglich am Strande des Wassers. Die braunen Hände — o, Du hast keine Idee, wie braun sie sind! halten die Angelrute, ‚wohl selten gab es ein feiner empfundenes Wort,' und auf diese oder auf die in dem sonnigen Teiche zitternde Schnur starren wir nun mit unbeweglichen, geblendeten Pupillen, wie ein paar Fakire, die sich in Hypnose versetzen — fünf Minuten, zehn Minuten . . . laß mich schweigen, aber wisse auch, daß ich schrecklich bestraft bin für meinen Leichtsinn, mit dem ich jene Bilder betrachtet. Warum, warum sah ich nicht, daß das Poetische auf dem einen die kleinen purzelnden

Mädchen waren, das drollige auf dem andern die unheildrohenden Buben, kurz das Beiwerk, die Staffage, das trügerische Milieu . . . warum verstand ich nicht zu abstrahieren, abstrahieren, abstrahieren, bis nichts weiter blieb als die schnöde Wirklichkeit, die nackte Thatsache, der Angler sans phrase, das ungeschminkte Idiotentum!!

Laß mich schließen, Freund, doch beklage mich.

Gunnar."

Der Leser schwieg. Niemand wußte so recht etwas zu sagen. Der Brief hatte trotz seines scherzhaften Tones einen peinlichen Eindruck gemacht. Lambert sagte sich dies im voraus, aber er hatte nicht gewußt, wie er richtiger handeln sollte, zumal Thoma gegenüber. Ganz verschweigen konnte er den Brief nicht gut um Bolinders willen, nur einiges daraus mitzuteilen war seiner ganzen Beschaffenheit nach, mißlich, und endlich glaubte der junge Bildhauer, Thoma einen besseren Dienst zu erweisen, wenn er ihr zeigte, wie in dem ganzen Schreiben kein besonderes Wort ihrer gedachte, als daß er sie das Gegenteil vermuten ließ. Er irrte sich hier in Thomas Gefühlen, wie alle ihre Freunde sich irrten. Auch die gelegentlichen Ausbrüche von Heftigkeit waren jetzt vorüber, und die Apathie beherrschte sie ganz. Zartheit oder Rücksichtslosigkeit von Gunnars Seite oder von andern mit Bezug auf ihn — sie empfand weder das eine noch das andere, es war, als sei ihre Seele ertötet und versteint, unfähig, noch ferner irgend welche Eindrücke in sich aufzunehmen und sie an ihre Nerven weiterzugeben. Auch sie hatte geschwiegen, als der Brief zu Ende war, doch als man sie ansah, glitt ein ödes Lächeln über ihr Gesicht. Dies Lächeln sah man jetzt oft an ihr, und die andern glaubten, es sei ein gutes Zeichen, sie freuten sich für Thoma und wußten nicht, ein wie schlimmes Zeichen es war! Nur Constanze ahnte, wie es stand.

Wenige Tage später war Gunnar wieder in Berlin; ein paar Briefzeilen an Lambert hatten ihn angemeldet.

„Je n'en peux plus" schrieb er, „es hat alles seine Grenzen, selbst die Geduld eines Lyrikers! Ich wollte es ertragen — um der Dankbarkeit willen, um der Ritterlichkeit willen, um der Selbsterziehung willen, ich kann nicht! C'est plus fort que moi . . . ich weiche der Angelrute!

Morgen reise ich — Gunnar."

(Fortsetzung folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Junimittag.

Es spielt im gold'nen Korn der Sommerwind
Und wallend teilen sich die falben Fluten,
Draus schaut der Mohn, das heiße Sonnenkind,
Das gelbe Meer durchrinnt ein rotes Bluten
Und drüben flirrt des Mittags Flimmerglanz
Und nahe winkt der grüne Wälderkranz,
Wo blanke Lichter durch die Stämme gluten.

Tief aus dem Grunde tönt des Mähers Sang,
Wo Kräuter, Blumen vor der Sense fallen,
Der Wiesenschmätzer angstvoll vor dem Klang
Dem Nest entflatternd nach des Waldrands Hallen
Sich bergend in des Hasels Zweige schwang —
— Fern schrillt ein Pfiff, den Schienenstrang entlang
Wirft weiß das Dampfroß seine Wolkenballen. —

Der Schnitter läßt der Klinge Wetzen sein
Und blickt ihm nach, die blauen Augen strahlen,
Dort fuhr vor zwanzig Jahren er zum Rhein
Und half jenseits manch alte Schuld bezahlen —
Dann legt er sich ins hohe Gras hinein,
Die Erlen laden schattenspendend ein,
Und denkt der Schlachten einst in Frankreichs Thalen. —

Wie schön die Welt. — Im Sommerfrieden ruht
Ringsum die Flur, fruchtschwere Bäume neigen
Die Kronen nieder, in der Mittagsglut
Reift schon das Korn zum frohen Erntereigen . . .
Im Kriege wächst der Männer stolzer Mut,
Doch Frieden ist der Menschheit Lebensblut.
O, mög' das Schlachthorn bald für ewig schweigen.

Wilhelm Müller-Weilburg.

Freund Hein.*)

Plaudereien von **Paul Pasig.**

Fast möchte ich befürchten, daß die verehrten Leser, namentlich aber meine liebenswürdigen Leserinnen nicht ohne ein geheimes Gruseln diese Zeilen zur Hand nehmen, wenn sie sich nicht gar durch den allerdings etwas verblümten Titel meiner harmlosen Plauderei gleich im Anfange von der Lektüre derselben abschrecken lassen. Doch nur gemach! Es wird gar nicht so schlimm werden, wie es den Anschein hat, und ich bin überzeugt, daß mein „Freund", wenn wir ihm einmal recht scharf und ohne Vorurteil in sein sich stets gleich bleibendes Antlitz geblickt haben, mit Ehren bestehen und wiederum zahlreiche Freunde gewinnen wird.

Nun ist es zwar richtig, daß der erste oberflächliche Eindruck des klapperdürren Knochenmanns mit Stundenglas und mähender Sense in den Händen kein eben freundlicher ist, und, so folgert die herkömmliche Logik, der erste Eindruck ist der zutreffende, daher — leider — auch der entscheidende. Leider! sagen wir. Denn abgesehen davon, daß es doch im höchsten Grade einseitig ist, jemanden nur nach seinem Äußern zu beurteilen, vermögen wir nicht einzusehen, was Abschreckendes und Anstößiges in der äußeren Erscheinung unseres Freundes liegen soll. Der kahle Schädel macht dir bange? Respekt vor dem Alter und dem ehrwürdigen Haupte, dem von lauter geistiger Arbeit die Haare ausgingen! Oder beengt es dich, daß er allen ohne Unterschied die Zähne weist? Er meint es damit nur offen und ehrlich, und wenn du genau zusiehst, bemerkst du, daß er ebenso wenig wie auf dem Kopfe auf den Zähnen Haare hat. An

*) Eine bekannte, namentlich durch Matthias Claudius, den Wandsbecker Boten († 1815), in der Litteratur eingebürgerte Bezeichnung des als Gerippe gedachten Todes.



der schlanken Gestalt des Freundes dürfte niemand Anstoß nehmen — nur an dessen völliger Kostümlosigkeit. Das ist nun freilich ein Umstand, der für unser Jahrhundert schwer in die Wagschale fällt. Aber schon die unbestreitbare Thatsache, daß Freund Hein aus diesem Grunde noch nicht ein einziges Mal wegen „groben Unfuges“ mit dem Strafgesetze in Berührung gekommen ist — ein gewöhnlicher Sterblicher versuche so etwas nur! — beweist, wie diese scheinbare Nacktheit beurteilt sein will. Freund Hein ist nämlich der abgesagteste Feind alles Unnatürlichen, Gekünstelten und der strengste Vertreter der ungeschminkten Wahrheit und unentstellten Natürlichkeit. Er hörte auf unser Freund zu sein und wir würden ihn zur lächerlichen Karikatur erniedrigen, wenn wir ihn etwa mit weiten, aufgestülpten Beinkleidern, kurzem, modischen Jacket, feuerroter Krawatte mit schief eingesteckter Similibrillantnadel und tadellosem Cylinderhut bekleiden wollten, in der beglacéhandschuhten Rechten den mächtigen Bambus mit Nickelknopf und gemütlich seine Cigarette schmauchend! Wir sehen, es geht uns mit Freund Hein genau so wie mit andern guten Freunden: wir mögen ihn in gar keiner andern Gestalt vor uns sehen als in der gewohnten, und jede Veränderung würde uns an ihm mißfallen.

Allein die Hauptsache bleibt doch der Charakter, bleiben die inneren Vorzüge. Da nun in unserer politisch veranlagten Zeit bei Beurteilung einer Persönlichkeit in erster Linie die Gesinnungstüchtigkeit derselben den Ausschlag zu geben pflegt, so fragen wir naturgemäß auch bei „Freund Hein“ nach dessen Parteistellung. Da könnte es nun allerdings den Anschein gewinnen, als sei er — was ja an sich keineswegs ein Unglück – ein Republikaner von reinstem Wasser. Denn die bekannte Devise: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! hat er offenbar zu seinem Wahlspruch erhoben, ja, was noch mehr, er befolgt denselben auch mit unerbittlicher, eiserner Konsequenz. Frei macht er einen jeden, der sich ihm ganz hingiebt, nicht nur von allen Lasten und Beschwerden dieses wechselvollen irdischen Daseins, sondern er sorgt auch dafür, daß das köstliche Gut der Freiheit, die in seinem weiten Reiche herrscht, auch allen ohne Ausnahme ungeschmälert zuteil wird. Oder hat man je etwas davon gehört, daß unter der Herrschaft unseres Freundes dem einen ein größeres, dem andern ein geringeres Maß von Freiheiten zuerteilt wird? Nimmermehr! Denn sogenannte Standesprivilegien, Ausnahmezustände und andere kennt Freund Hein nicht. Daher wird in seinem Reiche auch die völlige Gleichheit aller Unterthanen erst zur vollsten Wahrheit. Der Reichste, der in seidenen, goldgestickten Gewändern einherfuhr und auf dessen brechenden Tafeln der perlende Champagner in Strömen floß, was hat er in dem Reiche Heins vor dem in dürftige Lumpen gehüllten Bettler voraus, der kaum imstande war, von den Pfennigen, die ihm eine milde Hand gereicht, den quälenden Hunger zu stillen? Und diese Gleichheit erstreckt sich selbst, was hienieden nie erreicht werden kann, auf das geistige und sittliche Gebiet. O wie gut haben's doch Heins Unterthanen, die sich nicht mehr in Haß und Bitterkeit befehden und verlästern, sich nicht mehr im harten Kampfe ums Dasein, in der Jagd nach dem Glücke der eine mit Erfolg, der andere immer fruchtlos und vergeblich, weil es ihm an Geschick, Talenten und Gunst fehlt, abmühen und gegenseitig den Rang abzulaufen sich bestreben — sie leben alle ohne Unterschied fein still und friedlich dahin und keiner wagt es, den Finger zu rühren zu des andern Wehe, ja, nicht einmal den Mund zu öffnen zu einem einzigen bittern Wörtlein. Und hieraus folgt, wie brüderlich es sich unter Freund Heins Scepter leben muß. Denn wo man sich gegenseitig nicht mehr befehdet, wo Frieden und Ruhe im absolutesten Sinne die obersten Regierungsgrundsätze bilden und zur Wirklichkeit geworden sind, da erst und da in Wahrheit gilt des Dichters prophetisches Wort:

„Alle Menschen werden Brüder!“

In Heins Reiche geht alles brüderlich zu, bis zu der Thräne, die selbst der im Leben unversöhnliche Gegner auf die duftenden Blumen des stillen Hügels weint. Er ruht ja nun in Frieden, den er sein ganzes Leben lang verfolgte, und darum machen sie alle nun auch Frieden, die unter Heins Scepter Stehenden unter einander und mit diesen die, welche mitten im Kampfe des irdischen Daseins stehen. Wie viele Bruderhände möchten die kalte, stille Hand da unten nun erfassen und seinen heißen Kuß darauf drücken . . . vergieb, vergieb! . . . aber der ist dir längst nicht mehr gram, wenn auch sein Bruderherz stille steht . . .

Finden wir aber, daß unter Freund Heins Regiment die Devise: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit erst Fleisch und Bein gewinnt — welch sonderbarer Widerspruch das heißt also bei denen, die zum guten Teile weder Fleisch noch Bein sind und haben! — so liegt es nahe, die Frage aufzuwerfen, ob denn wirklich Freund Hein republikanischen oder demokratischen Grundsätzen huldige? Wir müssen dieselbe entschieden verneinen. Viel mehr können wir mit gutem Fuge dessen Reich als einen Idealstaat im verwegensten Wortsinne bezeichnen, in welchem alle politischen Fraktionen und Fraktiönchen sich zu einer höhern Einheit zusammenfassen, zum unschätzbaren Vorteile der Gesamtheit. Sozial und demokratisch, das ist nicht zu verkennen, ist allerdings die Grundlage dieses Idealstaates und sozialdemokratisch verfährt unzweifelhaft der Regent desselben, unser Freund, selbst, indem er weder Eigentums- noch Standes- noch andere Privilegien kennt. Ja, wir sind versucht, ihn des Nihilismus und des Anarchismus zu beschuldigen, sofern die neue Staats- und Gesellschaftsordnung, auf der sein Reich sich aufbaut, erst auf den Trümmern der frühern, zu Grunde gegangenen sich verwirklichen kann. Da gilt denn buchstäblich die Parole des Umsturzes:

„Alles, was entsteht,
Ist wert, daß es zu Grunde geht.“

Allein sehen wir genauer zu, so bemerken wir bald, daß das innerste, eigentlichste Wesen unseres Freundes und seiner Regierungsmaximen durchaus konservativer Natur ist. Wie er selbst seit seinem Regierungsantritte — und dieser liegt bekanntlich viele Jahrtausende zurück — sich stets treu und konsequent geblieben und nicht um eines Haares Breite von seinen Grundsätzen gewichen ist, so hat auch noch keiner seiner Unterthanen, selbst die einstigen allgewaltigen und gefürchteten Despoten und Weltenherrscher nicht, es gewagt, auch nur ein leises Wörtchen des Widerspruches zu äußern, und gehorsam und devot fügt sich ein jeder unbedingt den hier einmal geltenden und seit Jahrtausenden bestehenden Rechtsordnungen. Ist das nicht der Konservatismus in höchster idealster Potenz? Da aber diese Überzeugung einen wie alle in dem ungemessenen Reiche durchdringt und ein jeder hofft, in derselben die sicherste Bürgschaft für das höchste, ungetrübteste Glück zu besitzen also diese seine politische Gesinnung und Zugehörigkeit für die alleinseligmachende hält, so gehen wir nicht fehl, wenn wir weiter behaupten,

daß auch eine katholisierende Tendenz, die Richtung etwa unseres Centrums, unserer Ultramontanen in Heins Reiche, das ja übrigens in Wahrheit ultra montes tief unter der diesseitigen Scheinwelt, zu suchen ist, zu ihrem Rechte kommt. Und national und liberal sind sie alle, Freund Heins Unterthanen, und das Bewußtsein engster staatlicher Zusammengehörigkeit und treuen Hingabe an das Reich bei ihnen so stark ausgeprägt, daß sie unter anderen Regierungsverhältnissen und Rechtsordnungen weder leben möchten noch könnten. Man versuche es nur einmal, einen von Heins Unterthanen und sei er einst der allermächtigste Potentat gewesen, in unsere gewohnten Ordnungen zurückzuversetzen! Furcht und Entsetzen würde er rings verbreiten, die Polizei würde sich einmischen und in ihm den sehnlichen Wunsch bestärken, so bald wie möglich wieder in die gewohnten, liebgewonnenen Verhältnisse unter Heins Scepter zurückzukehren. Auch der Freisinn geht hier nicht leer aus. Denn wenn irgendwo so hat in diesem Reiche jeder das gesetzlich garantierte Recht der freien Willensmeinung, ohne Polizei und Staatsanwalt befürchten zu müssen. Nur wollen wir gleich hinzufügen, daß in solchem Idealstaate sich dieselbe völlig mit derjenigen des Regierenden deckt. Daher begreifen wir auch, daß für sogenannte Protestler, Dänen, Polen und andere in Heins Staate kein Platz ist. Sie werden hier gar bald der Nutz- und Zwecklosigkeit ihrer aussichtslosen Politik inne und fügen sich gleich den übrigen Unterthanen stumm den herrschenden Ordnungen.

Aus dem Gesagten geht nun bereits zur Genüge hervor, daß Heins Reich keine Republik, sondern eine Monarchie, er selbst aber der unbeschränkteste und zugleich machtvollste Monarch ist. Wer hat es je mit Erfolg gewagt, ihm in seine Regierungsgrundsätze hineinzureden oder gar mit List oder Gewalt ihn von seiner erhabenen Stelle zu verdrängen? Alle Versuche, die von seiten kurzsichtiger oder eitler oder wohl auch verblendeter Menschenkinder gemacht werden, nehmen erfahrungsgemäß ein klägliches Ende. Höchstens läßt sich Hein, der lächelnd und im Bewußtsein seiner unerschütterlichen Machtstellung sich nicht einen Augenblick aus seiner wahrhaft staunenswerten Ruhe bringen läßt, für eine kürzere Frist bestimmen auf sein gutes Recht zu verzichten. Aber wohlbemerkt, nur für eine kürzere Frist! Denn im allgemeinen läßt Hein nicht mit sich spaßen, und es geschieht nicht selten, daß er denen, die es ihm zu arg treiben, ganz unvermutet einen dicken Strich durch die Rechnung macht und mit einem einzigen Machtwort seine Ansprüche geltend macht.

Ob Freund Hein auch der Liebe huldigt? Sicherlich! Denn wenn die Liebe, die allgewaltige, die Triebfeder alles irdischen und außerirdischen Geschehens und Thuns ist, so kann sie doch unmöglich aus dem Reiche dessen verbannt sein, der als der idealste Regent gelten muß und welcher die Bedeutung einer solchen Macht daher hinreichend zu würdigen versteht. Bemerkten wir ja doch bereits, wie still und friedlich es in Heins weitem Reiche zugeht — wäre das möglich, wenn nicht die Liebe daselbst ihr mildes Scepter führte? Wenn freilich einige unsere Poeten, unter andern kein Geringerer als Altmeister Goethe, behaupten, Freund Hein habe zuweilen die zum mindesten sonderbare Passion, zu mitternächtiger Stunde seine Unterthanen zu phantastischen Mondscheintänzen an so gefürchteten Örtern wie auf Friedhöfen u. dergl. zu versammeln, so habe ich hierüber meine eigenen Gedanken. Zunächst ist ja noch niemand einwandfreier Zeuge solch nächtlichen Spektakels gewesen. Denn Goethes Türmer — man lese nur den berühmten „Totentanz“ — der „um mitten der Nacht herab auf die Gräber in Lage“ schaute, kann als solcher unter keinen Umständen gelten. Macht er sich doch zuletzt eines ganz gemeinen Diebstahls schuldig und solch eine anrüchige Person ist doch sicherlich höchst unglaubwürdig. Vielleicht war's eben nur eine Ausrede, deren er sich, an zuständiger Stelle zur Verantwortung gezogen, zu seiner Entlastung bediente, und mit dieser Ausflucht hatte er offenbar Glück. Dann aber erscheint mir die Sache auch deshalb wenig glaubhaft, weil ich eine derartige Extravaganz weder mit dem Rechts- noch mit dem Anstandsgefühl, das in Heins Reiche herrscht, vereinigen kann. Kostümlos kannten wir ja unsern Freund und dessen Unterthanen, und anders mochten wir beide nicht. Aber eine Parade, eine Schaustellung, gar einen Tanz in Adamstracht — die Tänzer sollen nach der erwähnten Schilderung sogar ihre „leichten und luftigen Hemden“ abgelegt haben — nein, das geht selbst über unsere kühnsten Vorstellungen, die sich doch an die naturalistische Strömung unserer Zeit zur Genüge gewöhnt haben!

Und nun Respekt vor unserem Freunde und dessen mustergiltigem, wohlgeordnetem Rechtsstaate! Ich kannte einst einen Advokaten, der weit und breit im Lande durch seine langen Prozesse berüchtigt war. Da erwählte er eines Tages zu aller Wohl das bessere Teil und ward ein Unterthan in Freund Heins Reich. Die bösen Zungen aber verbreiteten über den Biedermann ein Spotträtsel:

> Was er im Leben nie gebracht,
> Das hat Freund Hein mit ihm gemacht.

Und die Lösung? Nun, die ist sehr einfach! Sie lautet: Kurzen Prozeß! Und da haben wir's: Was dem Reiche unseres Freundes zur besonderen Zierde gereicht, das ist das strikte und höchst unparteiische Gerichtsverfahren, das, man höre und staune! zudem durchaus kostenlos erfolgt. Ja, hier wird in Wahrheit kurzer Prozeß gemacht, und hat jemand seine Schuld, seinen Tribut an die Natur entrichtet, so ist auch schon seine Uhr, wie man sagt, abgelaufen, das Prozeßverfahren beendet, das Urteil gesprochen, und die Vollstreckung desselben beginnt, ohne irgend welchen Einwand. Wie angenehm es sich aber in Numero Sicher bei Freund Hein und unter dessen Scepter lebt, das haben wir bereits oben angedeutet.

Und darum glauben wir, unsere Aufgabe wenigstens in großen, allgemeinen Umrissen gelöst und alle bangen und schwankenden Gemüter mit dem Freunde, der wie keiner es ehrlich und aufrichtig mit uns meint, ausgesöhnt zu haben. Und nun komm her, alter Freund, und schlag ein mit deiner kalten Knochenhand, damit wir gute Freunde bleiben, und versprich mir für den Freundschaftsdienst, den ich dir durch diese Ehrenrettung erwiesen, als einzige Gegenleistung, auch mit mir dereinst kurzen Prozeß zu machen. Und darum kling, kling:

> „Dieses Glas voll Rebensaft,
> Freund, auf gute Brüderschaft!“

Der kleine Kritiker.

Von Oscar Linke.

> Auf dem Balkone,
> Gebettet so weich,
> Von Blumen umblüht,
> Wie im Himmelreich,

der schlanken Gestalt des Freundes dürfte niemand Anstoß nehmen — nur an dessen völliger Kostümlosigkeit. Das ist nun freilich ein Umstand, der für unser Jahrhundert schwer in die Wagschale fällt. Aber schon die unbestreitbare Thatsache, daß Freund Hein aus diesem Grunde noch nicht ein einziges Mal wegen „groben Unfuges“ mit dem Strafgesetze in Berührung gekommen ist — ein gewöhnlicher Sterblicher versuche so etwas nur! — beweist, wie diese scheinbare Nacktheit beurteilt sein will. Freund Hein ist nämlich der abgesagteste Feind alles Unnatürlichen, Gekünstelten und der strengste Vertreter der ungeschminkten Wahrheit und unentstellten Natürlichkeit. Er hörte auf unser Freund zu sein und wir würden ihn zur lächerlichen Karikatur erniedrigen, wenn wir ihn etwa mit weiten, aufgestülpten Beinkleidern, kurzem, modischen Jacket, feuerroter Krawatte mit schief eingesteckter Similibrillantnadel und tadellosem Cylinderhut bekleiden wollten, in der beglacéhandschuhten Rechten den mächtigen Bambus mit Nickelknopf und gemütlich seine Cigarette schmauchend! Wir sehen, es geht uns mit Freund Hein genau so wie mit andern guten Freunden: wir mögen ihn in gar keiner andern Gestalt vor uns sehen als in der gewohnten, und jede Veränderung würde uns an ihm mißfallen.

Allein die Hauptsache bleibt doch der Charakter, bleiben die inneren Vorzüge. Da nun in unserer politisch veranlagten Zeit bei Beurteilung einer Persönlichkeit in erster Linie die Gesinnungstüchtigkeit derselben den Ausschlag zu geben pflegt, so fragen wir naturgemäß auch bei „Freund Hein“ nach dessen Parteistellung. Da könnte es nun allerdings den Anschein gewinnen, als sei er — was ja an sich keineswegs ein Unglück — ein Republikaner von reinstem Wasser. Denn die bekannte Devise: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! hat er offenbar zu seinem Wahlspruch erhoben, ja, was noch mehr, er befolgt denselben auch mit unerbittlicher, eiserner Konsequenz. Frei macht er einen jeden, der sich ihm ganz hingiebt, nicht nur von allen Lasten und Beschwerden dieses wechselvollen irdischen Daseins, sondern er sorgt auch dafür, daß das köstliche Gut der Freiheit, die in seinem weiten Reiche herrscht, auch allen ohne Ausnahme ungeschmälert zuteil wird. Oder hat man je etwas davon gehört, daß unter der Herrschaft unseres Freundes dem einen ein größeres, dem andern ein geringeres Maß von Freiheiten zuerteilt wird? Nimmermehr! Denn sogenannte Standesprivilegien, Ausnahmezustände und andere kennt Freund Hein nicht. Daher wird in seinem Reiche auch die völlige Gleichheit aller Unterthanen erst zur vollsten Wahrheit. Der Reichste, der in seidenen, goldgestickten Gewändern einherfuhr und auf dessen brechenden Tafeln der perlende Champagner in Strömen floß, was hat er in dem Reiche Heins vor dem in dürftige Lumpen gehüllten Bettler voraus, der kaum imstande war, von den Pfennigen, die ihm eine milde Hand gereicht, den quälenden Hunger zu stillen? Und diese Gleichheit erstreckt sich selbst, was hienieden nie erreicht werden kann, auf das geistige und sittliche Gebiet. O wie gut haben's doch Heins Unterthanen, die sich nicht mehr in Haß und Bitterkeit befehden und verlästern, sich nicht mehr im harten Kampfe ums Dasein, in der Jagd nach dem Glücke der eine mit Erfolg, der andere immer fruchtlos und vergeblich, weil es ihm an Geschick, Talenten und Gunst fehlt, abmühen und gegenseitig den Rang abzulaufen sich bestreben — sie leben alle ohne Unterschied fein still und friedlich dahin und keiner wagt es, den Finger zu rühren zu des andern Wehe, ja, nicht einmal den Mund zu öffnen zu einem einzigen bittern Wörtlein. Und hieraus folgt, wie brüderlich es sich unter Freund Heins Scepter leben muß. Denn wo man sich gegenseitig nicht mehr befehdet, wo Frieden und Ruhe im absolutesten Sinne die obersten Regierungsgrundsätze bilden und zur Wirklichkeit geworden sind, da erst und da in Wahrheit gilt des Dichters prophetisches Wort:

„Alle Menschen werden Brüder!“

In Heins Reiche geht alles brüderlich zu, bis zu der Thräne, die selbst der im Leben unversöhnliche Gegner auf die duftenden Blumen des stillen Hügels weint. Er ruht ja nun in Frieden, den er sein ganzes Leben lang verfolgte, und darum machen sie alle nun auch Frieden, die unter Heins Scepter Stehenden unter einander und mit diesen die, welche mitten im Kampfe des irdischen Daseins stehen. Wie viele Bruderhände möchten die kalte, stille Hand da unten nun erfassen und seinen heißen Kuß darauf drücken . . . vergieb, vergieb! . . . aber der ist dir längst nicht mehr gram, wenn auch sein Bruderherz stille steht . . .

Finden wir aber, daß unter Freund Heins Regiment die Devise: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit erst Fleisch und Bein gewinnt — welch sonderbarer Widerspruch das heißt also bei denen, die zum guten Teile weder Fleisch noch Bein sind und haben! — so liegt es nahe, die Frage aufzuwerfen, ob denn wirklich Freund Hein republikanischen oder demokratischen Grundsätzen huldige? Wir müssen dieselbe entschieden verneinen. Viel mehr können wir mit gutem Fuge dessen Reich als einen Idealstaat im verwegensten Wortsinne bezeichnen, in welchem alle politischen Fraktionen und Fraktiönchen sich zu einer höhern Einheit zusammenfassen, zum unschätzbaren Vorteile der Gesamtheit. Sozial und demokratisch, das ist nicht zu verkennen, ist allerdings die Grundlage dieses Idealstaates und sozialdemokratisch verfährt unzweifelhaft der Regent desselben, unser Freund, selbst, indem er weder Eigentums- noch Standes- noch andere Privilegien kennt. Ja, wir sind versucht, ihn des Nihilismus und des Anarchismus zu beschuldigen, sofern die neue Staats- und Gesellschaftsordnung, auf der sein Reich sich aufbaut, erst auf den Trümmern der frühern, zu Grunde gegangenen sich verwirklichen kann. Da gilt denn buchstäblich die Parole des Umsturzes:

„Alles, was entsteht,
Ist wert, daß es zu Grunde geht.“

Allein sehen wir genauer zu, so bemerken wir bald, daß das innerste, eigentlichste Wesen unseres Freundes und seiner Regierungsmaximen durchaus konservativer Natur ist. Wie er selbst seit seinem Regierungsantritte — und dieser liegt bekanntlich viele Jahrtausende zurück — sich stets treu und konsequent geblieben und nicht um eines Haares Breite von seinen Grundsätzen gewichen ist, so hat auch noch keiner seiner Unterthanen, selbst die einstigen allgewaltigen und gefürchteten Despoten und Weltenherrscher nicht, es gewagt, auch nur ein leises Wörtchen des Widerspruches zu äußern, und gehorsam und devot fügt sich ein jeder unbedingt den hier einmal geltenden und seit Jahrtausenden bestehenden Rechtsordnungen. Ist das nicht der Konservatismus in höchster idealster Potenz? Da aber diese Überzeugung einen wie alle in dem ungemessenen Reiche durchdringt und ein jeder hofft, in derselben die sicherste Bürgschaft für das höchste, ungetrübteste Glück zu besitzen also diese seine politische Gesinnung und Zugehörigkeit für die allein seligmachende hält, so gehen wir nicht fehl, wenn wir weiter behaupten,

daß auch eine katholisierende Tendenz, die Richtung etwa unseres Centrums, unserer Ultramontanen in Heins Reiche, das ja übrigens in Wahrheit ultra montes tief unter der diesseitigen Scheinwelt, zu suchen ist, zu ihrem Rechte kommt. Und national und liberal sind sie alle, Freund Heins Unterthanen, und das Bewußtsein engster staatlicher Zusammengehörigkeit und treuen Hingabe an das Reich bei ihnen so stark ausgeprägt, daß sie unter anderen Regierungsverhältnissen und Rechtsordnungen weder leben möchten noch könnten. Man versuche es nur einmal, einen von Heins Unterthanen und sei er einst der allermächtigste Potentat gewesen, in unsere gewohnten Ordnungen zurückzuversetzen! Furcht und Entsetzen würde er rings verbreiten, die Polizei würde sich einmischen und in ihm den sehnlichen Wunsch bestärken, so bald wie möglich wieder in die gewohnten, liebgewonnenen Verhältnisse unter Heins Scepter zurückzukehren. Auch der Freisinn geht hier nicht leer aus. Denn wenn irgendwo so hat in diesem Reiche jeder das gesetzlich garantierte Recht der freien Willensmeinung, ohne Polizei und Staatsanwalt befürchten zu müssen. Nur wollen wir gleich hinzufügen, daß in solchem Idealstaate sich dieselbe völlig mit derjenigen des Regierenden deckt. Daher begreifen wir auch, daß für sogenannte Protestler, Dänen, Polen und andere in Heins Staate kein Platz ist. Sie werden hier gar bald der Nutz- und Zwecklosigkeit ihrer aussichtslosen Politik inne und fügen sich gleich den übrigen Unterthanen stumm den herrschenden Ordnungen.

Aus dem Gesagten geht nun bereits zur Genüge hervor, daß Heins Reich keine Republik, sondern eine Monarchie, er selbst aber der unbeschränkteste und zugleich machtvollste Monarch ist. Wer hat es je mit Erfolg gewagt, ihm in seine Regierungsgrundsätze hineinzureden oder gar mit List oder Gewalt ihn von seiner erhabenen Stelle zu verdrängen? Alle Versuche, die von seiten kurzsichtiger oder eitler oder wohl auch verblendeter Menschenkinder gemacht werden, nehmen erfahrungsgemäß ein klägliches Ende. Höchstens läßt sich Hein, der lächelnd und im Bewußtsein seiner unerschütterlichen Machtstellung sich nicht einen Augenblick aus seiner wahrhaft staunenswerten Ruhe bringen läßt, für eine kürzere Frist bestimmen auf sein gutes Recht zu verzichten. Aber wohlbemerkt, nur für eine kürzere Frist! Denn im allgemeinen läßt Hein nicht mit sich spaßen, und es geschieht nicht selten, daß er denen, die es ihm zu arg treiben, ganz unvermutet einen dicken Strich durch die Rechnung macht und mit einem einzigen Machtwort seine Ansprüche geltend macht.

Ob Freund Hein auch der Liebe huldigt? Sicherlich! Denn wenn die Liebe, die allgewaltige, die Triebfeder alles irdischen und außerirdischen Geschehens und Thuns ist, so kann sie doch unmöglich aus dem Reiche dessen verbannt sein, der als der idealste Regent gelten muß und welcher die Bedeutung einer solchen Macht daher hinreichend zu würdigen versteht. Bemerkten wir ja doch bereits, wie still und friedlich es in Heins weitem Reiche zugeht — wäre das möglich, wenn nicht die Liebe daselbst ihr mildes Scepter führte? Wenn freilich einige unsere Poeten, unter andern kein Geringerer als Altmeister Goethe, behaupten, Freund Hein habe zuweilen die zum mindesten sonderbare Passion, zu mitternächtiger Stunde seine Unterthanen zu phantastischen Mondscheintänzen an so gefürchteten Örtern wie auf Friedhöfen u. dergl. zu versammeln, so habe ich hierüber meine eigenen Gedanken. Zunächst ist ja noch niemand einwandfreier Zeuge solch nächtlichen Spektakels gewesen. Denn Goethes Türmer — man lese nur den berühmten „Totentanz“ — der „um mitten der Nacht herab auf die Gräber in Lage“ schaute, kann als solcher unter keinen Umständen gelten. Macht er sich doch zuletzt eines ganz gemeinen Diebstahls schuldig und solch eine anrüchige Person ist doch sicherlich höchst unglaubwürdig. Vielleicht war's eben nur eine Ausrede, deren er sich, an zuständiger Stelle zur Verantwortung gezogen, zu seiner Entlastung bediente, und mit dieser Ausflucht hatte er offenbar Glück. Dann aber erscheint mir die Sache auch deshalb wenig glaubhaft, weil ich eine derartige Extravaganz weder mit dem Rechts- noch mit dem Anstandsgefühl, das in Heins Reiche herrscht, vereinigen kann. Kostümlos kannten wir ja unsern Freund und dessen Unterthanen, und anders mochten wir beide nicht. Aber eine Parade, eine Schaustellung, gar einen Tanz in Adamstracht — die Tänzer sollen nach der erwähnten Schilderung sogar ihre „leichten und luftigen Hemden“ abgelegt haben — nein, das geht selbst über unsere kühnsten Vorstellungen, die sich doch an die naturalistische Strömung unserer Zeit zur Genüge gewöhnt haben!

Und nun Respekt vor unserem Freunde und dessen mustergiltigem, wohlgeordnetem Rechtsstaate! Ich kannte einst einen Advokaten, der weit und breit im Lande durch seine langen Prozesse berüchtigt war. Da erwählte er eines Tages zu aller Wohl das bessere Teil und ward ein Unterthan in Freund Heins Reich. Die bösen Zungen aber verbreiteten über den Biedermann ein Spotträtsel:

Was er im Leben nie gebracht,
Das hat Freund Hein mit ihm gemacht.

Und die Lösung? Nun, die ist sehr einfach! Sie lautet: Kurzen Prozeß! Und da haben wir's: Was dem Reiche unseres Freundes zur besonderen Zierde gereicht, das ist das strikte und höchst unparteiische Gerichtsverfahren, das, man höre und staune! zudem durchaus kostenlos erfolgt. Ja, hier wird in Wahrheit kurzer Prozeß gemacht, und hat jemand seine Schuld, seinen Tribut an die Natur entrichtet, so ist auch schon seine Uhr, wie man sagt, abgelaufen, das Prozeßverfahren beendet, das Urteil gesprochen, und die Vollstreckung desselben beginnt, ohne irgend welchen Einwand. Wie angenehm es sich aber in Numero Sicher bei Freund Hein und unter dessen Scepter lebt, das haben wir bereits oben angedeutet.

Und darum glauben wir, unsere Aufgabe wenigstens in großen, allgemeinen Umrissen gelöst und alle bangen und schwankenden Gemüter mit dem Freunde, der wie keiner es ehrlich und aufrichtig mit uns meint, ausgesöhnt zu haben. Und nun komm her, alter Freund, und schlag ein mit deiner kalten Knochenhand, damit wir gute Freunde bleiben, und versprich mir für den Freundschaftsdienst, den ich dir durch diese Ehrenrettung erwiesen, als einzige Gegenleistung, auch mit mir dereinst kurzen Prozeß zu machen. Und darum kling, kling:

„Dieses Glas voll Rebensaft,
Freund, auf gute Brüderschaft!“

Der kleine Kritiker.

Von Oscar Linke.

Auf dem Balkone,
Gebettet so weich,
Von Blumen umblüht,
Wie im Himmelreich,

der schlanken Gestalt des Freundes dürfte niemand Anstoß nehmen — nur an dessen völliger Kostümlosigkeit. Das ist nun freilich ein Umstand, der für unser Jahrhundert schwer in die Wagschale fällt. Aber schon die unbestreitbare Thatsache, daß Freund Hein aus diesem Grunde noch nicht ein einziges Mal wegen „groben Unfuges" mit dem Strafgesetze in Berührung gekommen ist — ein gewöhnlicher Sterblicher versuche so etwas nur! — beweist, wie diese scheinbare Nacktheit beurteilt sein will. Freund Hein ist nämlich der abgesagteste Feind alles Unnatürlichen, Gekünstelten und der strengste Vertreter der ungeschminkten Wahrheit und unentstellten Natürlichkeit. Er hörte auf unser Freund zu sein und wir würden ihn zur lächerlichen Karikatur erniedrigen, wenn wir ihn etwa mit weiten, aufgestülpten Beinkleidern, kurzem, modischen Jacket, feuerroter Krawatte mit schief eingesteckter Similibrillantnadel und tadellosem Cylinderhut bekleiden wollten, in der beglacéhandschuhten Rechten den mächtigen Bambus mit Nickelknopf und gemütlich seine Cigarette schmauchend! Wir sehen, es geht uns mit Freund Hein genau so wie mit andern guten Freunden: wir mögen ihn in gar keiner andern Gestalt vor uns sehen als in der gewohnten, und jede Veränderung würde uns an ihm mißfallen.

Allein die Hauptsache bleibt doch der Charakter, bleiben die inneren Vorzüge. Da nun in unserer politisch veranlagten Zeit bei Beurteilung einer Persönlichkeit in erster Linie die Gesinnungstüchtigkeit derselben den Ausschlag zu geben pflegt, so fragen wir naturgemäß auch bei „Freund Hein" nach dessen Parteistellung. Da könnte es nun allerdings den Anschein gewinnen, als sei er — was ja an sich keineswegs ein Unglück – ein Republikaner von reinstem Wasser. Denn die bekannte Devise: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! hat er offenbar zu seinem Wahlspruch erhoben, ja, was noch mehr, er befolgt denselben auch mit unerbittlicher, eiserner Konsequenz. Frei macht er einen jeden, der sich ihm ganz hingiebt, nicht nur von allen Lasten und Beschwerden dieses wechselvollen irdischen Daseins, sondern er sorgt auch dafür, daß das köstliche Gut der Freiheit, die in seinem weiten Reiche herrscht, auch allen ohne Ausnahme ungeschmälert zuteil wird. Oder hat man je etwas davon gehört, daß unter der Herrschaft unseres Freundes dem einen ein größeres, dem andern ein geringeres Maß von Freiheiten zuerteilt wird? Nimmermehr! Denn sogenannte Standesprivilegien, Ausnahmezustände und andere kennt Freund Hein nicht. Daher wird in seinem Reiche auch die völlige Gleichheit aller Unterthanen erst zur vollsten Wahrheit. Der Reichste, der in seidenen, goldgestickten Gewändern einherfuhr und auf dessen brechenden Tafeln der perlende Champagner in Strömen floß, was hat er in dem Reiche Heins vor dem in dürftige Lumpen gehüllten Bettler voraus, der kaum imstande war, von den Pfennigen, die ihm eine milde Hand gereicht, den quälenden Hunger zu stillen? Und diese Gleichheit erstreckt sich selbst, was hienieden nie erreicht werden kann, auf das geistige und sittliche Gebiet. O wie gut haben's doch Heins Unterthanen, die sich nicht mehr in Haß und Bitterkeit befehden und verlästern, sich nicht mehr im harten Kampfe ums Dasein, in der Jagd nach dem Glücke der eine mit Erfolg, der andere immer fruchtlos und vergeblich, weil es ihm an Geschick, Talenten und Gunst fehlt, abmühen und gegenseitig den Rang abzulaufen sich bestreben — sie leben alle ohne Unterschied fein still und friedlich dahin und keiner wagt es, den Finger zu rühren zu des andern Wehe, ja, nicht einmal den Mund zu öffnen zu einem einzigen bittern Wörtlein. Und hieraus folgt, wie brüderlich es sich unter Freund Heins Scepter leben muß. Denn wo man sich gegenseitig nicht mehr befehdet, wo Frieden und Ruhe im absolutesten Sinne die obersten Regierungsgrundsätze bilden und zur Wirklichkeit geworden sind, da erst und da in Wahrheit gilt des Dichters prophetisches Wort:

„Alle Menschen werden Brüder!"

In Heins Reiche geht alles brüderlich zu, bis zu der Thräne, die selbst der im Leben unversöhnliche Gegner auf die duftenden Blumen des stillen Hügels weint. Er ruht ja nun in Frieden, den er sein ganzes Leben lang verfolgte, und darum machen sie alle nun auch Frieden, die unter Heins Scepter Stehenden unter einander und mit diesen die, welche mitten im Kampfe des irdischen Daseins stehen. Wie viele Bruderhände möchten die kalte, stille Hand da unten nun erfassen und seinen heißen Kuß darauf drücken ... vergieb, vergieb! ... aber der ist dir längst nicht mehr gram, wenn auch sein Bruderherz stille steht ...

Finden wir aber, daß unter Freund Heins Regiment die Devise: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit erst Fleisch und Bein gewinnt — welch sonderbarer Widerspruch das heißt also bei denen, die zum guten Teile weder Fleisch noch Bein sind und haben! — so liegt es nahe, die Frage aufzuwerfen, ob denn wirklich Freund Hein republikanischen oder demokratischen Grundsätzen huldige? Wir müssen dieselbe entschieden verneinen. Viel mehr können wir mit gutem Fuge dessen Reich als einen Idealstaat im verwegensten Wortsinne bezeichnen, in welchem alle politischen Fraktionen und Fraktiönchen sich zu einer höhern Einheit zusammenfassen, zum unschätzbaren Vorteile der Gesamtheit. Sozial und demokratisch, das ist nicht zu verkennen, ist allerdings die Grundlage dieses Idealstaates und sozialdemokratisch verfährt unzweifelhaft der Regent desselben, unser Freund, selbst, indem er weder Eigentums- noch Standes- noch andere Priviligien kennt. Ja, wir sind versucht, ihn des Nihilismus und des Anarchismus zu beschuldigen, sofern die neue Staats- und Gesellschaftsordnung, auf der sein Reich sich aufbaut, erst auf den Trümmern der frühern, zu Grunde gegangenen sich verwirklichen kann. Da gilt denn buchstäblich die Parole des Umsturzes:

„Alles, was entsteht,
Ist wert, daß es zu Grunde geht."

Allein sehen wir genauer zu, so bemerken wir bald, daß das innerste, eigentlichste Wesen unseres Freundes und seiner Regierungsmaximen durchaus konservativer Natur ist. Wie er selbst seit seinem Regierungsantritte — und dieser liegt bekanntlich viele Jahrtausende zurück — sich stets treu und konsequent geblieben und nicht um eines Haares Breite von seinen Grundsätzen gewichen ist, so hat auch noch keiner seiner Unterthanen, selbst die einstigen allgewaltigen und gefürchteten Despoten und Weltenherrscher nicht, es gewagt, auch nur ein leises Wörtchen des Widerspruches zu äußern, und gehorsam und devot fügt sich ein jeder unbedingt den hier einmal geltenden und seit Jahrtausenden bestehenden Rechtsordnungen. Ist das nicht der Konservatismus in höchster idealster Potenz? Da aber diese Überzeugung einen wie alle in dem ungemessenen Reiche durchdringt und ein jeder hofft, in derselben die sicherste Bürgschaft für das höchste, ungetrübteste Glück zu besitzen also diese seine politische Gesinnung und Zugehörigkeit für die allein seligmachende hält, so gehen wir nicht fehl, wenn wir weiter behaupten,

daß auch eine katholisierende Tendenz, die Richtung etwa unseres Centrums, unserer Ultramontanen in Heins Reiche, das ja übrigens in Wahrheit ultra montes tief unter der diesseitigen Scheinwelt, zu suchen ist, zu ihrem Rechte kommt. Und national und liberal sind sie alle, Freund Heins Unterthanen, und das Bewußtsein engster staatlicher Zusammengehörigkeit und treuen Hingabe an das Reich bei ihnen so stark ausgeprägt, daß sie unter anderen Regierungsverhältnissen und Rechtsordnungen weder leben möchten noch könnten. Man versuche es nur einmal, einen von Heins Unterthanen und sei er einst der allermächtigste Potentat gewesen, in unsere gewohnten Ordnungen zurückzuversetzen! Furcht und Entsetzen würde er rings verbreiten, die Polizei würde sich einmischen und in ihm den sehnlichen Wunsch bestärken, so bald wie möglich wieder in die gewohnten, liebgewonnenen Verhältnisse unter Heins Scepter zurückzukehren. Auch der Freisinn geht hier nicht leer aus. Denn wenn irgendwo so hat in diesem Reiche jeder das gesetzlich garantierte Recht der freien Willensmeinung, ohne Polizei und Staatsanwalt befürchten zu müssen. Nur wollen wir gleich hinzufügen, daß in solchem Idealstaate sich dieselbe völlig mit derjenigen des Regierenden deckt. Daher begreifen wir auch, daß für sogenannte Protestler, Dänen, Polen und andere in Heins Staate kein Platz ist. Sie werden hier gar bald der Nutz- und Zwecklosigkeit ihrer aussichtslosen Politik inne und fügen sich gleich den übrigen Unterthanen stumm den herrschenden Ordnungen.

Aus dem Gesagten geht nun bereits zur Genüge hervor, daß Heins Reich keine Republik, sondern eine Monarchie, er selbst aber der unbeschränkteste und zugleich machtvollste Monarch ist. Wer hat es je mit Erfolg gewagt, ihm in seine Regierungsgrundsätze hineinzureden oder gar mit List oder Gewalt ihn von seiner erhabenen Stelle zu verdrängen? Alle Versuche, die von seiten kurzsichtiger oder eitler oder wohl auch verblendeter Menschenkinder gemacht werden, nehmen erfahrungsgemäß ein klägliches Ende. Höchstens läßt sich Hein, der lächelnd und im Bewußtsein seiner unerschütterlichen Machtstellung sich nicht einen Augenblick aus seiner wahrhaft staunenswerten Ruhe bringen läßt, für eine kürzere Frist bestimmen auf sein gutes Recht zu verzichten. Aber wohlbemerkt, nur für eine kürzere Frist! Denn im allgemeinen läßt Hein nicht mit sich spaßen, und es geschieht nicht selten, daß er denen, die es ihm zu arg treiben, ganz unvermutet einen dicken Strich durch die Rechnung macht und mit einem einzigen Machtwort seine Ansprüche geltend macht.

Ob Freund Hein auch der Liebe huldigt? Sicherlich! Denn wenn die Liebe, die allgewaltige, die Triebfeder alles irdischen und außerirdischen Geschehens und Thuns ist, so kann sie doch unmöglich aus dem Reiche dessen verbannt sein, der als der idealste Regent gelten muß und welcher die Bedeutung einer solchen Macht daher hinreichend zu würdigen versteht. Bemerkten wir ja doch bereits, wie still und friedlich es in Heins weitem Reiche zugeht — wäre das möglich, wenn nicht die Liebe daselbst ihr mildes Scepter führte? Wenn freilich einige unsere Poeten, unter andern kein Geringerer als Altmeister Goethe, behaupten, Freund Hein habe zuweilen die zum mindesten sonderbare Passion, zu mitternächtiger Stunde seine Unterthanen zu phantastischen Mondscheintänzen an so gefürchteten Örtern wie auf Friedhöfen u. dergl. zu versammeln, so habe ich hierüber meine eigenen Gedanken. Zunächst ist ja noch niemand einwandfreier Zeuge solch nächtlichen Spektakels gewesen. Denn Goethes Türmer — man lese nur den berühmten „Totentanz“ — der „um mitten der Nacht herab auf die Gräber in Lage“ schaute, kann als solcher unter keinen Umständen gelten. Macht er sich doch zuletzt eines ganz gemeinen Diebstahls schuldig und solch eine anrüchige Person ist doch sicherlich höchst unglaubwürdig. Vielleicht war's eben nur eine Ausrede, deren er sich, an zuständiger Stelle zur Verantwortung gezogen, zu seiner Entlastung bediente, und mit dieser Ausflucht hatte er offenbar Glück. Dann aber erscheint mir die Sache auch deshalb wenig glaubhaft, weil ich eine derartige Extravaganz weder mit dem Rechts- noch mit dem Anstandsgefühl, das in Heins Reiche herrscht, vereinigen kann. Kostümlos kannten wir ja unsern Freund und dessen Unterthanen, und anders mochten wir beide nicht. Aber eine Parade, eine Schaustellung, gar einen Tanz in Adamstracht — die Tänzer sollen nach der erwähnten Schilderung sogar ihre „leichten und luftigen Hemden“ abgelegt haben — nein, das geht selbst über unsere kühnsten Vorstellungen, die sich doch an die naturalistische Strömung unserer Zeit zur Genüge gewöhnt haben!

Und nun Respekt vor unserem Freunde und dessen mustergiltigem, wohlgeordnetem Rechtsstaate! Ich kannte einst einen Advokaten, der weit und breit im Lande durch seine langen Prozesse berüchtigt war. Da erwählte er eines Tages zu aller Wohl das bessere Teil und ward ein Unterthan in Freund Heins Reich. Die bösen Zungen aber verbreiteten über den Biedermann ein Spotträtsel:

Was er im Leben nie gebracht,
Das hat Freund Hein mit ihm gemacht.

Und die Lösung? Nun, die ist sehr einfach! Sie lautet: Kurzen Prozeß! Und da haben wir's: Was dem Reiche unseres Freundes zur besonderen Zierde gereicht, das ist das strikte und höchst unparteiische Gerichtsverfahren, das, man höre und staune! zudem durchaus kostenlos erfolgt. Ja, hier wird in Wahrheit kurzer Prozeß gemacht, und hat jemand seine Schuld, seinen Tribut an die Natur entrichtet, so ist auch schon seine Uhr, wie man sagt, abgelaufen, das Prozeßverfahren beendet, das Urteil gesprochen, und die Vollstreckung desselben beginnt, ohne irgend welchen Einwand. Wie angenehm es sich aber in Numero Sicher bei Freund Hein und unter dessen Scepter lebt, das haben wir bereits oben angedeutet.

Und darum glauben wir, unsere Aufgabe wenigstens in großen, allgemeinen Umrissen gelöst und alle bangen und schwankenden Gemüter mit dem Freunde, der wie keiner es ehrlich und aufrichtig mit uns meint, ausgesöhnt zu haben. Und nun komm her, alter Freund, und schlag ein mit deiner kalten Knochenhand, damit wir gute Freunde bleiben, und versprich mir für den Freundschaftsdienst, den ich dir durch diese Ehrenrettung erwiesen, als einzige Gegenleistung, auch mit mir dereinst kurzen Prozeß zu machen. Und darum kling, kling:

„Dieses Glas voll Rebensaft,
Freund, auf gute Brüderschaft!“

Der kleine Kritiker.

Von Oscar Linke.

Auf dem Balkone,
Gebettet so weich,
Von Blumen umblüht,
Wie im Himmelreich,

der schlanken Gestalt des Freundes dürfte niemand Anstoß nehmen — nur an dessen völliger Kostümlosigkeit. Das ist nun freilich ein Umstand, der für unser Jahrhundert schwer in die Wagschale fällt. Aber schon die unbestreitbare Thatsache, daß Freund Hein aus diesem Grunde noch nicht ein einziges Mal wegen „groben Unfuges“ mit dem Strafgesetze in Berührung gekommen ist — ein gewöhnlicher Sterblicher versuche so etwas nur! — beweist, wie diese scheinbare Nacktheit beurteilt sein will. Freund Hein ist nämlich der abgesagteste Feind alles Unnatürlichen, Gekünstelten und der strengste Vertreter der ungeschminkten Wahrheit und unentstellten Natürlichkeit. Er hörte auf unser Freund zu sein und wir würden ihn zur lächerlichen Karikatur erniedrigen, wenn wir ihn etwa mit weiten, aufgestülpten Beinkleidern, kurzem, modischen Jacket, feuerroter Krawatte mit schief eingesteckter Similibrillantnadel und tadellosem Cylinderhut bekleiden wollten, in der beglacéhandschuhten Rechten den mächtigen Bambus mit Nickelknopf und gemütlich seine Cigarette schmauchend! Wir sehen, es geht uns mit Freund Hein genau so wie mit andern guten Freunden: wir mögen ihn in gar keiner andern Gestalt vor uns sehen als in der gewohnten, und jede Veränderung würde uns an ihm mißfallen.

Allein die Hauptsache bleibt doch der Charakter, bleiben die *inneren* Vorzüge. Da nun in unserer politisch veranlagten Zeit bei Beurteilung einer Persönlichkeit in erster Linie die Gesinnungstüchtigkeit derselben den Ausschlag zu geben pflegt, so fragen wir naturgemäß auch bei „Freund Hein“ nach dessen Parteistellung. Da könnte es nun allerdings den Anschein gewinnen, als sei er — was ja an sich keineswegs ein Unglück – ein Republikaner von reinstem Wasser. Denn die bekannte Devise: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! hat er offenbar zu seinem Wahlspruch erhoben, ja, was noch mehr, er befolgt denselben auch mit unerbittlicher, eiserner Konsequenz. *Frei* macht er einen jeden, der sich ihm ganz hingiebt, nicht nur von allen Lasten und Beschwerden dieses wechselvollen irdischen Daseins, sondern er sorgt auch dafür, daß das köstliche Gut der Freiheit, die in seinem weiten Reiche herrscht, auch allen ohne Ausnahme ungeschmälert zuteil wird. Oder hat man je etwas davon gehört, daß unter der Herrschaft unseres Freundes dem einen ein größeres, dem andern ein geringeres Maß von Freiheiten zuerteilt wird? Nimmermehr! Denn sogenannte Standesprivilegien, Ausnahmezustände und andere kennt Freund Hein nicht. Daher wird in seinem Reiche auch die völlige *Gleichheit* aller Unterthanen erst zur vollsten Wahrheit. Der Reichste, der in seidenen, goldgestickten Gewändern einherfuhr und auf dessen brechenden Tafeln der perlende Champagner in Strömen floß, was hat er in dem Reiche Heins vor dem in dürftige Lumpen gehüllten Bettler voraus, der kaum imstande war, von den Pfennigen, die ihm eine milde Hand gereicht, den quälenden Hunger zu stillen? Und diese Gleichheit erstreckt sich selbst, was hienieden nie erreicht werden kann, auf das geistige und sittliche Gebiet. O wie gut haben's doch Heins Unterthanen, die sich nicht mehr in Haß und Bitterkeit befehden und verlästern, sich nicht mehr im harten Kampfe ums Dasein, in der Jagd nach dem Glücke der eine mit Erfolg, der andere immer fruchtlos und vergeblich, weil es ihm an Geschick, Talenten und Gunst fehlt, abmühen und gegenseitig den Rang abzulaufen sich bestreben — sie leben alle ohne Unterschied fein still und friedlich dahin und keiner wagt es, den Finger zu rühren zu des andern Wehe, ja, nicht einmal den Mund zu öffnen zu einem einzigen bittern Wörtlein. Und hieraus folgt, wie *brüderlich* es sich unter Freund Heins Scepter leben muß. Denn wo man sich gegenseitig nicht mehr befehdet, wo Frieden und Ruhe im absolutesten Sinne die obersten Regierungsgrundsätze bilden und zur Wirklichkeit geworden sind, da erst und da in Wahrheit gilt des Dichters prophetisches Wort:

„Alle Menschen werden Brüder!“

In Heins Reiche geht alles brüderlich zu, bis zu der Thräne, die selbst der im Leben unversöhnliche Gegner auf die duftenden Blumen des stillen Hügels weint. Er ruht ja nun in Frieden, den er sein ganzes Leben lang verfolgte, und darum machen sie alle nun auch Frieden, die unter Heins Scepter Stehenden unter einander und mit diesen die, welche mitten im Kampfe des irdischen Daseins stehen. Wie viele Bruderhände möchten die kalte, stille Hand da unten nun erfassen und seinen heißen Kuß darauf drücken ... vergieb, vergieb! ... aber der ist dir längst nicht mehr gram, wenn auch sein Bruderherz stille steht ...

Finden wir aber, daß unter Freund Heins Regiment die Devise: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit erst Fleisch und Bein gewinnt — welch sonderbarer Widerspruch das heißt also bei denen, die zum guten Teile weder Fleisch noch Bein sind und haben! — so liegt es nahe, die Frage aufzuwerfen, ob denn wirklich Freund Hein republikanischen oder demokratischen Grundsätzen huldige? Wir müssen dieselbe entschieden verneinen. Viel mehr können wir mit gutem Fuge dessen Reich als einen *Idealstaat* im verwegensten Wortsinne bezeichnen, in welchem alle politischen Fraktionen und Fraktiönchen sich zu einer höhern Einheit zusammenfassen, zum unschätzbaren Vorteile der Gesamtheit. *Sozial* und *demokratisch*, das ist nicht zu verkennen, ist allerdings die Grundlage dieses Idealstaates und sozialdemokratisch verfährt unzweifelhaft der Regent desselben, unser Freund, selbst, indem er weder Eigentums- noch Standes- noch andere Privilegien kennt. Ja, wir sind versucht, ihn des *Nihilismus* und des *Anarchismus* zu beschuldigen, sofern die neue Staats- und Gesellschaftsordnung, auf der sein Reich sich aufbaut, erst auf den Trümmern der frühern, zu Grunde gegangenen sich verwirklichen kann. Da gilt denn buchstäblich die Parole des Umsturzes:

„Alles, was entsteht,
Ist wert, daß es zu Grunde geht.“

Allein sehen wir genauer zu, so bemerken wir bald, daß das innerste, eigentlichste Wesen unseres Freundes und seiner Regierungsmaximen durchaus *konservativer* Natur ist. Wie er selbst seit seinem Regierungsantritte — und dieser liegt bekanntlich viele Jahrtausende zurück — sich stets treu und konsequent geblieben und nicht um eines Haares Breite von seinen Grundsätzen gewichen ist, so hat auch noch keiner seiner Unterthanen, selbst die einstigen allgewaltigen und gefürchteten Despoten und Weltenherrscher nicht, es gewagt, auch nur ein leises Wörtchen des Widerspruches zu äußern, und gehorsam und devot fügt sich ein jeder unbedingt den hier einmal geltenden und seit Jahrtausenden bestehenden Rechtsordnungen. Ist das nicht der Konservatismus in höchster idealster Potenz? Da aber diese Überzeugung einen wie alle in dem ungemessenen Reiche durchdringt und ein jeder hofft, in derselben die sicherste Bürgschaft für das höchste, ungetrübteste Glück zu besitzen also diese seine politische Gesinnung und Zugehörigkeit für die *allein seligmachende* hält, so gehen wir nicht fehl, wenn wir weiter behaupten,

daß auch eine katholisierende Tendenz, die Richtung etwa unseres Centrums, unserer Ultramontanen in Heins Reiche, das ja übrigens in Wahrheit ultra montes tief unter der diesseitigen Scheinwelt, zu suchen ist, zu ihrem Rechte kommt. Und national und liberal sind sie alle, Freund Heins Unterthanen, und das Bewußtsein engster staatlicher Zusammengehörigkeit und treuen Hingabe an das Reich bei ihnen so stark ausgeprägt, daß sie unter anderen Regierungsverhältnissen und Rechtsordnungen weder leben möchten noch könnten. Man versuche es nur einmal, einen von Heins Unterthanen und sei er einst der allermächtigste Potentat gewesen, in unsere gewohnten Ordnungen zurückzuversetzen! Furcht und Entsetzen würde er rings verbreiten, die Polizei würde sich einmischen und in ihm den sehnlichen Wunsch bestärken, so bald wie möglich wieder in die gewohnten, liebgewonnenen Verhältnisse unter Heins Scepter zurückzukehren. Auch der Freisinn geht hier nicht leer aus. Denn wenn irgendwo so hat in diesem Reiche jeder das gesetzlich garantierte Recht der freien Willensmeinung, ohne Polizei und Staatsanwalt befürchten zu müssen. Nur wollen wir gleich hinzufügen, daß in solchem Idealstaate sich dieselbe völlig mit derjenigen des Regierenden deckt. Daher begreifen wir auch, daß für sogenannte Protestler, Dänen, Polen und andere in Heins Staate kein Platz ist. Sie werden hier gar bald der Nutz- und Zwecklosigkeit ihrer aussichtslosen Politik inne und fügen sich gleich den übrigen Unterthanen stumm den herrschenden Ordnungen.

Aus dem Gesagten geht nun bereits zur Genüge hervor, daß Heins Reich keine Republik, sondern eine Monarchie, er selbst aber der unbeschränkteste und zugleich machtvollste Monarch ist. Wer hat es je mit Erfolg gewagt, ihm in seine Regierungsgrundsätze hineinzureden oder gar mit List oder Gewalt ihn von seiner erhabenen Stelle zu verdrängen? Alle Versuche, die von seiten kurzsichtiger oder eitler oder wohl auch verblendeter Menschenkinder gemacht werden, nehmen erfahrungsgemäß ein klägliches Ende. Höchstens läßt sich Hein, der lächelnd und im Bewußtsein seiner unerschütterlichen Machtstellung sich nicht einen Augenblick aus seiner wahrhaft staunenswerten Ruhe bringen läßt, für eine kürzere Frist bestimmen auf sein gutes Recht zu verzichten. Aber wohlbemerkt, nur für eine kürzere Frist! Denn im allgemeinen läßt Hein nicht mit sich spaßen, und es geschieht nicht selten, daß er denen, die es ihm zu arg treiben, ganz unvermutet einen dicken Strich durch die Rechnung macht und mit einem einzigen Machtwort seine Ansprüche geltend macht.

Ob Freund Hein auch der Liebe huldigt? Sicherlich! Denn wenn die Liebe, die allgewaltige, die Triebfeder alles irdischen und außerirdischen Geschehens und Thuns ist, so kann sie doch unmöglich aus dem Reiche dessen verbannt sein, der als der idealste Regent gelten muß und welcher die Bedeutung einer solchen Macht daher hinreichend zu würdigen versteht. Bemerkten wir ja doch bereits, wie still und friedlich es in Heins weitem Reiche zugeht — wäre das möglich, wenn nicht die Liebe daselbst ihr mildes Scepter führte? Wenn freilich einige unsere Poeten, unter andern kein Geringerer als Altmeister Goethe, behaupten, Freund Hein habe zuweilen die zum mindesten sonderbare Passion, zu mitternächtiger Stunde seine Unterthanen zu phantastischen Mondscheintänzen an so gefürchteten Örtern wie auf Friedhöfen u. dergl. zu versammeln, so habe ich hierüber meine eigenen Gedanken. Zunächst ist ja noch niemand einwandfreier Zeuge solch nächtlichen Spektakels gewesen. Denn Goethes Türmer — man lese nur den berühmten „Totentanz" — der „um mitten der Nacht herab auf die Gräber in Lage" schaute, kann als solcher unter keinen Umständen gelten. Macht er sich doch zuletzt eines ganz gemeinen Diebstahls schuldig und solch eine anrüchige Person ist doch sicherlich höchst unglaubwürdig. Vielleicht war's eben nur eine Ausrede, deren er sich, an zuständiger Stelle zur Verantwortung gezogen, zu seiner Entlastung bediente, und mit dieser Ausflucht hatte er offenbar Glück. Dann aber erscheint mir die Sache auch deshalb wenig glaubhaft, weil ich eine derartige Extravaganz weder mit dem Rechts- noch mit dem Anstandsgefühl, das in Heins Reiche herrscht, vereinigen kann. Kostümlos kannten wir ja unsern Freund und dessen Unterthanen, und anders mochten wir beide nicht. Aber eine Parade, eine Schaustellung, gar einen Tanz in Adamstracht — die Tänzer sollen nach der erwähnten Schilderung sogar ihre „leichten und luftigen Hemden" abgelegt haben — nein, das geht selbst über unsere kühnsten Vorstellungen, die sich doch an die naturalistische Strömung unserer Zeit zur Genüge gewöhnt haben!

Und nun Respekt vor unserem Freunde und dessen mustergiltigem, wohlgeordnetem Rechtsstaate! Ich kannte einst einen Advokaten, der weit und breit im Lande durch seine langen Prozesse berüchtigt war. Da erwählte er eines Tages zu aller Wohl das bessere Teil und ward ein Unterthan in Freund Heins Reich. Die bösen Zungen aber verbreiteten über den Biedermann ein Spotträtsel:

Was er im Leben nie gebracht,
Das hat Freund Hein mit ihm gemacht.

Und die Lösung? Nun, die ist sehr einfach! Sie lautet: Kurzen Prozeß! Und da haben wir's: Was dem Reiche unseres Freundes zur besonderen Zierde gereicht, das ist das strikte und höchst unparteiische Gerichtsverfahren, das, man höre und staune! zudem durchaus kostenlos erfolgt. Ja, hier wird in Wahrheit kurzer Prozeß gemacht, und hat jemand seine Schuld, seinen Tribut an die Natur entrichtet, so ist auch schon seine Uhr, wie man sagt, abgelaufen, das Prozeßverfahren beendet, das Urteil gesprochen, und die Vollstreckung desselben beginnt, ohne irgend welchen Einwand. Wie angenehm es sich aber in Numero Sicher bei Freund Hein und unter dessen Scepter lebt, das haben wir bereits oben angedeutet.

Und darum glauben wir, unsere Aufgabe wenigstens in großen, allgemeinen Umrissen gelöst und alle bangen und schwankenden Gemüter mit dem Freunde, der wie keiner es ehrlich und aufrichtig mit uns meint, ausgesöhnt zu haben. Und nun komm her, alter Freund, und schlag ein mit deiner kalten Knochenhand, damit wir gute Freunde bleiben, und versprich mir für den Freundschaftsdienst, den ich dir durch diese Ehrenrettung erwiesen, als einzige Gegenleistung, auch mit mir dereinst kurzen Prozeß zu machen. Und darum kling, kling:

„Dieses Glas voll Rebensaft,
Freund, auf gute Brüderschaft!"

Der kleine Kritiker.

Von Oscar Linke.

Auf dem Balkone,
Gebettet so weich,
Von Blumen umblüht,
Wie im Himmelreich,

Da sitzt mein kleiner
Schelmäugiger Fritz,
Die Lippen umspielt schon,
Noch schweigend, ein Witz.

Hei, wie er wühlt
In dem weißen Papier:
Moderne Dramen,
Ein Dutzend schier!

Es fliegen die Fetzen:
Das jammert, das klagt,
Und wie es dem Kleinen
Gar wohl behagt.

Zwölf Dramen zerreißt er
Mit lachender Lust,
Ein strenger Kunstrichter,
Noch unbewußt.

Moderne Dramen —
Was liegt auch daran?
Und doch, säh's einer
Der Dichter mit an,

Zur selben Stund',
Holdseliger Wicht,
Ich glaube, sie weinten
Und lobten Dich nicht.

Und ich seh schweigend
Und lächelnd Dir zu
Und denke noch Höh'res
In sinnender Ruh.

Doch stille ... Du schaust mich
So lächelnd nun an:
Wie, Deine Arbeit,
Schon ist sie gethan?

Liebäugelst stumm fragend
Zum Tische mir hin?
Ein neues Dutzend noch,
Sei Dein Gewinn!

Aphrodite.

Eine Phantasie von **Florentine Gebhardt.**

Lysander war geboren in Fesseln und Sklaverei. Es waren viele gleich ihm, die nichts anderes gekannt hatten im Leben vom Augenblick an, da sie zuerst das Licht der Sonne geschaut. Wohl sehen sie die Freien, die Reichen in Prunk und Lust an sich vorüberwandeln, indes sie bei harter Arbeit sich mühen mußten. Und sie murrten oft wider ihre Bande und schalten auf die Freien. Lysander aber murrte und klagte nimmer, sondern that still seine Pflicht und dachte: „Ist also mein Los bestimmt in den Sternen, was hilft es dawider zu hadern?“ Und wenn die Genossen voll heißen Neides die Prunkgewänder und die Karossen der Reichen betrachteten, so lächelte er bei sich und meinte, nicht Glanz und Macht sei das Glück, nach dem er in stillen Träumen begehrte. Denn auch er träumte und hoffte, auch er ersehnte sich, ob auch unbewußt noch, ein künftiges besseres Schicksal. Er hatte vernommen, daß irgendwo fern in der Welt ein Eiland liege, genannt „die Insel der Seligen“; und daß dort in ewiger Jugend dies Land beherrsche eine gütige Fee, den Sterblichen holdgesinnt. Doch ihren Namen wußte er nicht. Aber er sann und träumte von ihr und nährte im Herzen tief innen ein heimliches Sehnen. Ihm war, als sei ihm verheißen, die Insel der Seligen noch dereinst seine Heimat zu nennen. Und oft in der Nacht trieb es ihn auf vom Lager und er breitete die Arme entgegen dem Sternenhimmel und rief: „Wann nahst Du mir, Du Ersehnte? Wann holst Du mich heim?“

Da erschien ihm einstmals im Traum ein herrliches Weib, wie er noch nie eins erschaute, lichtumstrahlt, von lieblichen Genien geleitet.

„Komm,“ so sprach sie, „Du hast mich oftmals gerufen. Ich will Dir zeigen das Land, nach dem Du Dich sehnst, das Land des Glücks und der ewigen Freiheit!“ Und sie winkte den Genien, die sie umgaben. Die hoben ihn auf und trugen ihn weit empor durch die Lüfte. Da fand er sich, als sie ihn niedergelassen, am Eingange eines blühenden, sonnendurchleuchteten Gartens. Und die Göttin faßte ihn an der Hand und führte ihn umher und zeigte ihm alle die Wunder des Gartens, die sprudelnden Brunnen, die schattigen Laubgänge, die verschwiegenen Ruheplätze. Sie hieß ihn den vergoldeten Nachen besteigen und lenkte denselben über die schimmernden Fluten des erlenumstandenen Weihers. Sie führte ihn auf den grünen, blütenbesäeten Hügel und zeigte ihm rings die gesegnete, liebliche Gegend. Er ging mit ihr, entzückt und geblendet, gleich wie im Traum. Und da er von der Höhe alle die wunderherrliche Schönheit erschaute, da sank er beseligt der Hohen zu Füßen und rief: „Wer bist Du, himmelentstiegene Göttin, daß ich Dir danke?“

Lächelnd entgegnete sie: „Aphrodite bin ich, die Göttin der Schönheit, doch meine Freunde, die meinem Dienst sich geweiht, nennen mich Kunst. Mit ihnen teile ich das Reich und alle Wonnen der Welt sind ihr Teil. Willst nicht auch Du Dich mir weihen?“

„Ewig!“ so rief er begeistert und hob die Hände empor wie zum Schwur — da klirrten die Ketten an seinen Armen und traurig erblassend stammelte er: „Wäre ich frei!“

„Wohl muß,“ sprach lächelnd die Göttin, „wer mir dient, sein ganzes Sein mir hinzugeben bereit sein. Wer den vollen Kranz des Glückes erstrebt, muß all seine Kräfte mir leihen. Ich weiß es, daß Du es nicht kannst, ob auch Deine Seele Dich triebe. Doch mich jammert Dein und ich will Dir Dein Los zu erleichtern versuchen, will einen Tropfen himmlischen Nektars Dir träufeln in den karg bemessenen Becher der Freude! Sprich, gelobe es mir! Willst Du daran Dich begnügen, zuweilen wie heut für flüchtige Stunden, von mir geführt mein Reich zu durchwandeln? Willst nie Du das Unerreichbare Dir zu erringen begehren, nie mehr verlangen, als was ich in freier Huld Dir gewähre?“

„O!“ rief er, „wie dürfte ich mehr noch begehren! Ist doch schon, was heute Du mir gabst, allein das Geschenk Deiner Güte!“

Er wußte nicht, was er versprach.

„Lebe wohl denn, bald kehre ich wieder!“ Sie winkte und alles verschwand in der Nacht, und der erwachende Morgen fand ihn wieder im Kreise der Genossen, in den Fesseln der alten Pflicht. Doch war er von Stund an ein anderer, stiller und träumerischer noch als zuvor, doch heiterer und zuversichtsvoll. Das sahen die Gefährten voll Neides und sprachen untereinander: „Er dünkt sich besser als wir!“ Und sie wichen ihm aus, wo sie konnten, oder begegneten ihm fortan nur mit feindlichen Worten und Blicken. Er

aber achtete des nicht, denn die Göttin hielt Wort und gar oftmals führte sie ihn mit sich fort in ihr prangendes Reich. Und neu gestärkt, mit Frieden im Herzen, kehrte er stets zur Erde zurück.

Doch der Friede dauerte nicht. Denn, wem sie einmal erschienen, die strahlende Aphrodite, den läßt die Sehnsucht nicht mehr, daß er sich ganz ihr vereine; wer einmal erst den Fuß gesetzt auf das Eiland der Seligen, der wird sich fremd, vereinsamt und nimmer befriedigt fühlen auf Erden, auch wenn Glanz und Pracht ihn umgiebt. Um wieviel elender erst, wenn Fesseln und Armut sein ganzer Besitz!

Vorwärts rollte die Zeit und zum Manne reifte der Jüngling. Unverändert war alles geblieben um ihn, wie von je es gewesen. Aber in ihm war es anders geworden. So sehnsuchtsvoll er auch immer die Stunde erharrte, da die Göttin ihm nahte und er mit ihr, der einzigen Freundin, frei von der Mühsal des Tages, den Druck seiner Bande, in seligem Traume durfte wandeln dahin im Reiche der Schönheit, nicht vermochte ihn dies zu beglücken wie einst. Nicht mehr genügte es ihm, nur im Traum frei sich fühlen zu dürfen, frei von der Last seiner Ketten, die stündlich und täglich ihm unerträglicher schienen, die also hart ihn bedrückten, daß auch am Arm der Göttin er nicht der Qual zu vergessen vermochte, die sie ihm verursacht; daß ob der schmerzenden Male der Knechtschaft er kein Auge mehr hatte für all die Schönheit umher, kein Ohr für die Harmonien, die ehedem ihn entzückt. „Frei sein!“ so klang es in ihm, „o frei sein und nicht nur ein Gast, nein, ein steter Bewohner, ein Herrscher auf diesem Eiland der Seligen!“ — Das ist ja der Sterblichen Art, sich nie zu begnügen mit dem, was Götterhuld ihnen schenkte, nach Höherem stets, nach mehr zu streben, je größer die Gabe, die ihnen schon ward. Ungenügsamkeit, ja, Dein Name ist Mensch!

Rastlos, sich selber zur Qual, begann er in sich zu nähren den immer wachsenden Drang, ein glühendes Sehnen, sich zu befreien. Aber wie er auch sann und grübelte über die Mittel, seinem Geschick zu entfliehen, vergeblich war alles, vergeblich sein qualvolles Ringen, die Sklavenfesseln zu brechen. Da kehrte Weh und Verzweiflung ein in sein Herz und frevelnd und zagend begann er der Stunde zu fluchen, da die Göttin zuerst sich ihm nahte.

Doch Aphrodite vernahm seine grollenden Klagen und zürnte ob seinem Undank. Denn, wenn die Götter auch alles andere vergeben, Undank verzeihen sie nimmer, und von den Strengen die Strengste wohl ist die Herrscherin im Reiche der Schönheit. Wer ihre Gunst nicht zu würdigen weiß, von dem wird sie sich wenden im Zorn. Und wehe dem Sterblichen, der einmal genossen vom Tische der Götter, einmal ihre Freuden geteilt, um danach ausgestoßen zu werden für immer! Ewige, quälende Sehnsucht ist sein Teil, Unfriede sein Los!

War auch ihm das Geschick der Verstoßenen bestimmt? Hatte die Göttin sich von ihm gewandt? O wie oft jetzt harrte und rief er vergebens! Aber nein, noch war sie nicht treulos, noch dachte sie sein! Siehe, dort schwebte sie ja einher, die Leuchtende, Hohe! Und er streckte die Hände nach ihr und rief ihren Namen. Aber ihr Antlitz war finster und kalt und zürnend der Blick, der sonst ihm huldvoll gestrahlt. Da warf er in wildem Schmerz sich vor ihr nieder und hielt sie zurück an den Falten ihres Gewandes und schrie laut in Verzweiflung und Qual:

„Willst Du auf ewig mich fliehen, Du Licht in der Nacht meines Daseins? Soll ich ohne Dich leben, ohne Dich, die fast schon die Meine geworden? O, hättest Du es doch nie mir gezeigt, das Land des Glücks und der Freiheit! O, hättest Du sie nie mir geweckt, die Glut, die mein Herz nun durchloht, die brennende Sehnsucht nach Dir! O, so stehe mir ferner auch bei, erbarme Dich mein und hilf mir, meine Ketten zu lösen! Denn so lange ich sie trage, vermag ich Dich nie zu gewinnen! Vergebens suche ich sie zu zerbrechen — ach, es erlahmt meine Kraft und wund nur reib ich die Glieder! Und doch kann ich's nicht lassen zu ringen nach Dir — soll all dies Ringen umsonst sein? Warum denn erst locktest Du mich!“

Aber mit düsterem Blick entgegnete sie: „Sterblicher, was begehrst Du? Wenn ich auch wollte, ich könnte doch nicht Deine Ketten Dir lösen, an die das mächtige Schicksal, das Götter und Menschen beherrschende, selbst Dich geschmiedet! Zeigst Du mir also den Dank, den Du einst mir gelobt und den Du mir schuldest für all meine Güte, die unverdient Du empfangen? Mich erringen zu können, vermeinst Du? Vielleicht auch, mich zu beherrschen? Du, der sterbliche Mensch, mich, die unsterbliche Göttin? Kühnen Geistes scheinst Du fürwahr — wohlan denn, Verwegener, wag's! Suche mich!“ Und sie entschwand.

Er aber blieb zurück, verzweifelt und einsam. Seine Blicke folgten dem matten Lichtschein, der fern und immer ferner verglomm, bis es Nacht um ihn ward, trostlose, finstere Nacht. Da sprang er auf von den Knieen, wild und entschlossen. „Ja, suchen will ich Dich, suchen! Und müßte ich, so wie ich bin, mit Ketten belastet, auch wandern bis an das Ende der Welt — mein, mein mußt dennoch Du werden!“ — Und er machte sich auf, sobald die Stunde günstig ihm war, und entfloh. Er begann zu wandern hastigen Laufs im Beginn, doch langsamer stets und langsamer, denn ihm hemmte den Schritt die Last seiner Ketten; aber ohne Ruhe und Rast strebte er vorwärts, der Richtung entgegen, in der die Gesuchte einst ihm entschwunden. Hart und beschwerlich zu gehen war oftmals der Pfad, dem er folgte. Durch öde, steinige Wüsten führte er dahin; und die Glut der brennenden Sonne versengte sein Mark, und selten nur fand er ein Wasser, die schmachtenden Lippen zu kühlen. Wetterstürme umtosten ihn und ließen den bebenden Leib in Frost ihm erstarren. Kärglich nur war, was er fand, seinen Hunger zu stillen. Dornengestrüpp und Felsengestein zerrissen ihm Hände und Füße. Er aber achtete all die Mühen und Schmerzen gering, vorwärts trieb es ihn, vorwärts! Aber Tag um Tag ging dahin, und nimmer noch wollte der Pfad zum Ende gelangen, nirgend das Ziel, das ersehnte Gestade sich finden, das Gestade des Meeres, aus dem das Eiland der Seligen winkte! War er abgeirrt? War sein Weg nicht der rechte? Oftmals war er wohl schon verzweifelt zusammengesunken, erschöpft an Seele und Leib. Aber immer aufs neue raffte er die erlahmenden Kräfte zusammen, wenn leise die Stimme der hoffenden Sehnsucht in ihm flüsterte: „Harre nur aus! Einst doch mußt Du sie finden, Dein muß dennoch sie werden!“

Endlich gelangte er zu einem Walde. Schattig und kühl war es dort; doch je weiter er schritt, begann der Pfad sich mählich zu heben, bis er steiler und steiler zuletzt sich den Hang eines Berges emporwand. Wieder glaubte er zu irren und wieder entsank ihm der Mut und er ließ sich nieder am Fuß des Berges, um neue Kräfte zu sammeln. Lange saß er und blickte den Weg vor sich in die Höhe; da sah er

Da sitzt mein kleiner
Schelmäugiger Fritz,
Die Lippen umspielt schon,
Noch schweigend, ein Witz.

Hei, wie er wühlt
In dem weißen Papier:
Moderne Dramen,
Ein Dutzend schier!

Es fliegen die Fetzen:
Das jammert, das klagt,
Und wie es dem Kleinen
Gar wohl behagt.

Zwölf Dramen zerreißt er
Mit lachender Lust,
Ein strenger Kunstrichter,
Noch unbewußt.

Moderne Dramen —
Was liegt auch daran?
Und doch, säh's einer
Der Dichter mit an,

Zur selben Stund',
Holdseliger Wicht,
Ich glaube, sie weinten
Und lobten Dich nicht.

Und ich seh schweigend
Und lächelnd Dir zu
Und denke noch Höh'res
In sinnender Ruh.

Doch stille ... Du schaust mich
So lächelnd nun an:
Wie, Deine Arbeit,
Schon ist sie gethan?

Liebäugelst stumm fragend
Zum Tische mir hin?
Ein neues Dutzend noch,
Sei Dein Gewinn!

Aphrodite.

Eine Phantasie von **Florentine Gebhardt.**

Lysander war geboren in Fesseln und Sklaverei. Es waren viele gleich ihm, die nichts anderes gekannt hatten im Leben vom Augenblick an, da sie zuerst das Licht der Sonne geschaut. Wohl sehen sie die Freien, die Reichen in Prunk und Lust an sich vorüberwandeln, indes sie bei harter Arbeit sich mühen mußten. Und sie murrten oft wider ihre Bande und schalten auf die Freien. Lysander aber murrte und klagte nimmer, sondern that still seine Pflicht und dachte: „Ist also mein Los bestimmt in den Sternen, was hilft es dawider zu hadern?" Und wenn die Genossen voll heißen Neides die Prunkgewänder und die Karossen der Reichen betrachteten, so lächelte er bei sich und meinte, nicht Glanz und Macht sei das Glück, nach dem er in stillen Träumen begehrte. Denn auch er träumte und hoffte, auch er ersehnte sich, ob auch unbewußt noch, ein künftiges besseres Schicksal. Er hatte vernommen, daß irgendwo fern in der Welt ein Eiland liege, genannt „die Insel der Seligen"; und daß dort in ewiger Jugend dies Land beherrsche eine gütige Fee, den Sterblichen holdgesinnt. Doch ihren Namen wußte er nicht. Aber er sann und träumte von ihr und nährte im Herzen tief innen ein heimliches Sehnen. Ihm war, als sei ihm verheißen, die Insel der Seligen noch dereinst seine Heimat zu nennen. Und oft in der Nacht trieb es ihn auf vom Lager und er breitete die Arme entgegen dem Sternenhimmel und rief: „Wann nahst Du mir, Du Ersehnte? Wann holst Du mich heim?"

Da erschien ihm einstmals im Traum ein herrliches Weib, wie er noch nie eins erschaute, lichtumstrahlt, von lieblichen Genien geleitet.

„Komm," so sprach sie, „Du hast mich oftmals gerufen. Ich will Dir zeigen das Land, nach dem Du Dich sehnst, das Land des Glücks und der ewigen Freiheit!" Und sie winkte den Genien, die sie umgaben. Die hoben ihn auf und trugen ihn weit empor durch die Lüfte. Da fand er sich, als sie ihn niedergelassen, am Eingange eines blühenden, sonnendurchleuchteten Gartens. Und die Göttin faßte ihn an der Hand und führte ihn umher und zeigte ihm alle die Wunder des Gartens, die sprudelnden Brunnen, die schattigen Laubgänge, die verschwiegenen Ruheplätze. Sie hieß ihn den vergoldeten Nachen besteigen und lenkte denselben über die schimmernden Fluten des erlenumstandenen Weihers. Sie führte ihn auf den grünen, blütenbesäeten Hügel und zeigte ihm rings die gesegnete, liebliche Gegend. Er ging mit ihr, entzückt und geblendet, gleich wie im Traum. Und da er von der Höhe alle die wunderherrliche Schönheit erschaute, da sank er beseligt der Hohen zu Füßen und rief: „Wer bist Du, himmelentstiegene Göttin, daß ich Dir danke?"

Lächelnd entgegnete sie: „Aphrodite bin ich, die Göttin der Schönheit, doch meine Freunde, die meinem Dienst sich geweiht, nennen mich Kunst. Mit ihnen teile ich das Reich und alle Wonnen der Welt sind ihr Teil. Willst nicht auch Du Dich mir weihen?"

„Ewig!" so rief er begeistert und hob die Hände empor wie zum Schwur — da klirrten die Ketten an seinen Armen und traurig erblassend stammelte er: „Wäre ich frei!"

„Wohl muß," sprach lächelnd die Göttin, „wer mir dient, sein ganzes Sein mir hinzugeben bereit sein. Wer den vollen Kranz des Glückes erstrebt, muß all seine Kräfte mir leihen. Ich weiß es, daß Du es nicht kannst, ob auch Deine Seele Dich triebe. Doch mich jammert Dein und ich will Dir Dein Los zu erleichtern versuchen, will einen Tropfen himmlischen Nektars Dir träufeln in den karg bemessenen Becher der Freude! Sprich, gelobe es mir! Willst Du daran Dich begnügen, zuweilen wie heut für flüchtige Stunden, von mir geführt mein Reich zu durchwandeln? Willst nie Du das Unerreichbare Dir zu erringen begehren, nie mehr verlangen, als was ich in freier Huld Dir gewähre?"

„O!" rief er, „wie dürfte ich mehr noch begehren! Ist doch schon, was heute Du mir gabst, allein das Geschenk Deiner Güte!"

Er wußte nicht, was er versprach.

„Lebe wohl denn, bald kehre ich wieder!" Sie winkte und alles verschwand in der Nacht, und der erwachende Morgen fand ihn wieder im Kreise der Genossen, in den Fesseln der alten Pflicht. Doch war er von Stund an ein anderer, stiller und träumerischer noch als zuvor, doch heiterer und zuversichtsvoll. Das sahen die Gefährten voll Neides und sprachen untereinander: „Er dünkt sich besser als wir!" Und sie wichen ihm aus, wo sie konnten, oder begegneten ihm fortan nur mit feindlichen Worten und Blicken. Er

aber achtete des nicht, denn die Göttin hielt Wort und gar oftmals führte sie ihn mit sich fort in ihr prangendes Reich. Und neu gestärkt, mit Frieden im Herzen, kehrte er stets zur Erde zurück.

Doch der Friede dauerte nicht. Denn, wem sie einmal erschienen, die strahlende Aphrodite, den läßt die Sehnsucht nicht mehr, daß er sich ganz ihr vereine; wer einmal erst den Fuß gesetzt auf das Eiland der Seligen, der wird sich fremd, vereinsamt und nimmer befriedigt fühlen auf Erden, auch wenn Glanz und Pracht ihn umgiebt. Um wieviel elender erst, wenn Fesseln und Armut sein ganzer Besitz!

Vorwärts rollte die Zeit und zum Manne reifte der Jüngling. Unverändert war alles geblieben um ihn, wie von je es gewesen. Aber in ihm war es anders geworden. So sehnsuchtsvoll er auch immer die Stunde erharrte, da die Göttin ihm nahte und er mit ihr, der einzigen Freundin, frei von der Mühsal des Tages, den Druck seiner Bande, in seligem Traume durfte wandeln dahin im Reiche der Schönheit, nicht vermochte ihn dies zu beglücken wie einst. Nicht mehr genügte es ihm, nur im Traum frei sich fühlen zu dürfen, frei von der Last seiner Ketten, die stündlich und täglich ihm unerträglicher schienen, die also hart ihn bedrückten, daß auch am Arm der Göttin er nicht der Qual zu vergessen vermochte, die sie ihm verursacht; daß ob der schmerzenden Male der Knechtschaft er kein Auge mehr hatte für all die Schönheit umher, kein Ohr für die Harmonien, die ehedem ihn entzückt. „Frei sein!" so klang es in ihm, „o frei sein und nicht nur ein Gast, nein, ein steter Bewohner, ein Herrscher auf diesem Eiland der Seligen!" — Das ist ja der Sterblichen Art, sich nie zu begnügen mit dem, was Götterhuld ihnen schenkte, nach Höherem stets, nach mehr zu streben, je größer die Gabe, die ihnen schon ward. Ungenügsamkeit, ja, Dein Name ist Mensch!

Rastlos, sich selber zur Qual, begann er in sich zu nähren den immer wachsenden Drang, ein glühendes Sehnen, sich zu befreien. Aber wie er auch sann und grübelte über die Mittel, seinem Geschick zu entfliehen, vergeblich war alles, vergeblich sein qualvolles Ringen, die Sklavenfesseln zu brechen. Da kehrte Weh und Verzweiflung ein in sein Herz und frevelnd und zagend begann er der Stunde zu fluchen, da die Göttin zuerst sich ihm nahte.

Doch Aphrodite vernahm seine grollenden Klagen und zürnte ob seinem Undank. Denn, wenn die Götter auch alles andere vergeben, Undank verzeihen sie nimmer, und von den Strengen die Strengste wohl ist die Herrscherin im Reiche der Schönheit. Wer ihre Gunst nicht zu würdigen weiß, von dem wird sie sich wenden im Zorn. Und wehe dem Sterblichen, der einmal genossen vom Tische der Götter, einmal ihre Freuden geteilt, um danach ausgestoßen zu werden für immer! Ewige, quälende Sehnsucht ist sein Teil, Unfriede sein Los!

War auch ihm das Geschick der Verstoßenen bestimmt? Hatte die Göttin sich von ihm gewandt? O wie oft jetzt harrte und rief er vergebens! Aber nein, noch war sie nicht treulos, noch dachte sie sein! Siehe, dort schwebte sie ja einher, die Leuchtende, Hohe! Und er streckte die Hände nach ihr und rief ihren Namen. Aber ihr Antlitz war finster und kalt und zürnend der Blick, der sonst ihm huldvoll gestrahlt. Da warf er in wildem Schmerz sich vor ihr nieder und hielt sie zurück an den Falten ihres Gewandes und schrie laut in Verzweiflung und Qual:

„Willst Du auf ewig mich fliehen, Du Licht in der Nacht meines Daseins? Soll ich ohne Dich leben, ohne Dich, die fast schon die Meine geworden? O, hättest Du es doch nie mir gezeigt, das Land des Glücks und der Freiheit! O, hättest Du sie nie mir geweckt, die Glut, die mein Herz nun durchloht, die brennende Sehnsucht nach Dir! O, so stehe mir ferner auch bei, erbarme Dich mein und hilf mir, meine Ketten zu lösen! Denn so lange ich sie trage, vermag ich Dich nie zu gewinnen! Vergebens suche ich sie zu zerbrechen — ach, es erlahmt meine Kraft und wund nur reib ich die Glieder! Und doch kann ich's nicht lassen zu ringen nach Dir — soll all dies Ringen umsonst sein? Warum denn erst locktest Du mich!"

Aber mit düsterem Blick entgegnete sie: „Sterblicher, was begehrst Du? Wenn ich auch wollte, ich könnte doch nicht Deine Ketten Dir lösen, an die das mächtige Schicksal, das Götter und Menschen beherrschende, selbst Dich geschmiedet! Zeigst Du mir also den Dank, den Du einst mir gelobt und den Du mir schuldest für all meine Güte, die unverdient Du empfangen? Mich erringen zu können, vermeinst Du? Vielleicht auch, mich zu beherrschen? Du, der sterbliche Mensch, mich, die unsterbliche Göttin? Kühnen Geistes scheinst Du fürwahr — wohlan denn, Verwegener, wag's! Suche mich!" Und sie entschwand.

Er aber blieb zurück, verzweifelt und einsam. Seine Blicke folgten dem matten Lichtschein, der fern und immer ferner verglomm, bis es Nacht um ihn ward, trostlose, finstere Nacht. Da sprang er auf von den Knieen, wild und entschlossen. „Ja, suchen will ich Dich, suchen! Und müßte ich, so wie ich bin, mit Ketten belastet, auch wandern bis an das Ende der Welt — mein, mein mußt dennoch Du werden!" — Und er machte sich auf, sobald die Stunde günstig ihm war, und entfloh. Er begann zu wandern hastigen Laufs im Beginn, doch langsamer stets und langsamer, denn ihm hemmte den Schritt die Last seiner Ketten; aber ohne Ruhe und Rast strebte er vorwärts, der Richtung entgegen, in der die Gesuchte einst ihm entschwunden. Hart und beschwerlich zu gehen war oftmals der Pfad, dem er folgte. Durch öde, steinige Wüsten führte er dahin; und die Glut der brennenden Sonne versengte sein Mark, und selten nur fand er ein Wasser, die schmachtenden Lippen zu kühlen. Wetterstürme umtosten ihn und ließen den bebenden Leib in Frost ihm erstarren. Kärglich nur war, was er fand, seinen Hunger zu stillen. Dornengestrüpp nnd Felsengestein zerrissen ihm Hände und Füße. Er aber achtete all die Mühen und Schmerzen gering, vorwärts trieb es ihn, vorwärts! Aber Tag um Tag ging dahin, und nimmer noch wollte der Pfad zum Ende gelangen, nirgend das Ziel, das ersehnte Gestade sich finden, das Gestade des Meeres, aus dem das Eiland der Seligen winkte! War er abgeirrt? War sein Weg nicht der rechte? Oftmals war er wohl schon verzweifelt zusammengesunken, erschöpft an Seele und Leib. Aber immer aufs neue raffte er die erlahmenden Kräfte zusammen, wenn leise die Stimme der hoffenden Sehnsucht in ihm flüsterte: „Harre nur aus! Einst doch mußt Du sie finden, Dein muß dennoch sie werden!"

Endlich gelangte er zu einem Walde. Schattig und kühl war es dort; doch je weiter er schritt, begann der Pfad sich mählich zu heben, bis er steiler und steiler zuletzt sich den Hang eines Berges emporwand. Wieder glaubte er zu irren und wieder entsank ihm der Mut und er ließ sich nieder am Fuß des Berges, um neue Kräfte zu sammeln. Lange saß er und blickte den Weg vor sich in die Höhe; da sah er

Da sitzt mein kleiner
Schelmäugiger Fritz,
Die Lippen umspielt schon,
Noch schweigend, ein Witz.

Hei, wie er wühlt
In dem weißen Papier:
Moderne Dramen,
Ein Dutzend schier!

Es fliegen die Fetzen:
Das jammert, das klagt,
Und wie es dem Kleinen
Gar wohl behagt.

Zwölf Dramen zerreißt er
Mit lachender Lust,
Ein strenger Kunstrichter,
Noch unbewußt.

Moderne Dramen —
Was liegt auch daran?
Und doch, säh's einer
Der Dichter mit an,

Zur selben Stund',
Holdseliger Wicht,
Ich glaube, sie weinten
Und lobten Dich nicht.

Und ich seh schweigend
Und lächelnd Dir zu
Und denke noch Höh'res
In sinnender Ruh.

Doch stille ... Du schaust mich
So lächelnd nun an:
Wie, **Deine** Arbeit,
Schon ist sie gethan?

Liebäugelst stumm fragend
Zum Tische mir hin?
Ein neues Dutzend noch,
Sei Dein Gewinn!

Aphrodite.

Eine Phantasie von **Florentine Gebhardt.**

Lysander war geboren in Fesseln und Sklaverei. Es waren viele gleich ihm, die nichts anderes gekannt hatten im Leben vom Augenblick an, da sie zuerst das Licht der Sonne geschaut. Wohl sehen sie die Freien, die Reichen in Prunk und Lust an sich vorüberwandeln, indes sie bei harter Arbeit sich mühen mußten. Und sie murrten oft wider ihre Bande und schalten auf die Freien. Lysander aber murrte und klagte nimmer, sondern that still seine Pflicht und dachte: „Ist also mein Los bestimmt in den Sternen, was hilft es dawider zu hadern?“ Und wenn die Genossen voll heißen Neides die Prunkgewänder und die Karossen der Reichen betrachteten, so lächelte er bei sich und meinte, nicht Glanz und Macht sei das Glück, nach dem er in stillen Träumen begehrte. Denn auch er träumte und hoffte, auch er ersehnte sich, ob auch unbewußt noch, ein künftiges besseres Schicksal. Er hatte vernommen, daß irgendwo fern in der Welt ein Eiland liege, genannt „die Insel der Seligen“; und daß dort in ewiger Jugend dies Land beherrsche eine gütige Fee, den Sterblichen holdgesinnt. Doch ihren Namen wußte er nicht. Aber er sann und träumte von ihr und nährte im Herzen tief innen ein heimliches Sehnen. Ihm war, als sei ihm verheißen, die Insel der Seligen noch dereinst seine Heimat zu nennen. Und oft in der Nacht trieb es ihn auf vom Lager und er breitete die Arme entgegen dem Sternenhimmel und rief: „Wann nahst Du mir, Du Ersehnte? Wann holst Du mich heim?“

Da erschien ihm einstmals im Traum ein herrliches Weib, wie er noch nie eins erschaute, lichtumstrahlt, von lieblichen Genien geleitet.

„Komm,“ so sprach sie, „Du hast mich oftmals gerufen. Ich will Dir zeigen das Land, nach dem Du Dich sehnst, das Land des Glücks und der ewigen Freiheit!“ Und sie winkte den Genien, die sie umgaben. Die hoben ihn auf und trugen ihn weit empor durch die Lüfte. Da fand er sich, als sie ihn niedergelassen, am Eingange eines blühenden, sonnendurchleuchteten Gartens. Und die Göttin faßte ihn an der Hand und führte ihn umher und zeigte ihm alle die Wunder des Gartens, die sprudelnden Brunnen, die schattigen Laubgänge, die verschwiegenen Ruheplätze. Sie hieß ihn den vergoldeten Nachen besteigen und lenkte denselben über die schimmernden Fluten des erlenumstandenen Weihers. Sie führte ihn auf den grünen, blütenbesäeten Hügel und zeigte ihm rings die gesegnete, liebliche Gegend. Er ging mit ihr, entzückt und geblendet, gleich wie im Traum. Und da er von der Höhe alle die wunderherrliche Schönheit erschaute, da sank er beseligt der Hohen zu Füßen und rief: „Wer bist Du, himmelentstiegene Göttin, daß ich Dir danke?“

Lächelnd entgegnete sie: „Aphrodite bin ich, die Göttin der Schönheit, doch meine Freunde, die meinem Dienst sich geweiht, nennen mich Kunst. Mit ihnen teile ich das Reich und alle Wonnen der Welt sind ihr Teil. Willst nicht auch Du Dich mir weihen?“

„Ewig!“ so rief er begeistert und hob die Hände empor wie zum Schwur — da klirrten die Ketten an seinen Armen und traurig erblassend stammelte er: „Wäre ich frei!“

„Wohl muß,“ sprach lächelnd die Göttin, „wer mir dient, sein ganzes Sein mir hinzugeben bereit sein. Wer den vollen Kranz des Glückes erstrebt, muß all seine Kräfte mir leihen. Ich weiß es, daß Du es nicht kannst, ob auch Deine Seele Dich triebe. Doch mich jammert Dein und ich will Dir Dein Los zu erleichtern versuchen, will einen Tropfen himmlischen Nektars Dir träufeln in den karg bemessenen Becher der Freude! Sprich, gelobe es mir! Willst Du daran Dich begnügen, zuweilen wie heut für flüchtige Stunden, von mir geführt mein Reich zu durchwandeln? Willst nie Du das Unerreichbare Dir zu erringen begehren, nie mehr verlangen, als was ich in freier Huld Dir gewähre?“

„O!“ rief er, „wie dürfte ich mehr noch begehren! Ist doch schon, was heute Du mir gabst, allein das Geschenk Deiner Güte!“

Er wußte nicht, was er versprach.

„Lebe wohl denn, bald kehre ich wieder!“ Sie winkte und alles verschwand in der Nacht, und der erwachende Morgen fand ihn wieder im Kreise der Genossen, in den Fesseln der alten Pflicht. Doch war er von Stund an ein anderer, stiller und träumerischer noch als zuvor, doch heiterer und zuversichtsvoll. Das sahen die Gefährten voll Neides und sprachen untereinander: „Er dünkt sich besser als wir!“ Und sie wichen ihm aus, wo sie konnten, oder begegneten ihm fortan nur mit feindlichen Worten und Blicken. Er

aber achtete des nicht, denn die Göttin hielt Wort und gar oftmals führte sie ihn mit sich fort in ihr prangendes Reich. Und neu gestärkt, mit Frieden im Herzen, kehrte er stets zur Erde zurück.

Doch der Friede dauerte nicht. Denn, wem sie einmal erschienen, die strahlende Aphrodite, den läßt die Sehnsucht nicht mehr, daß er sich ganz ihr vereine; wer einmal erst den Fuß gesetzt auf das Eiland der Seligen, der wird sich fremd, vereinsamt und nimmer befriedigt fühlen auf Erden, auch wenn Glanz und Pracht ihn umgiebt. Um wieviel elender erst, wenn Fesseln und Armut sein ganzer Besitz!

Vorwärts rollte die Zeit und zum Manne reifte der Jüngling. Unverändert war alles geblieben um ihn, wie von je es gewesen. Aber in ihm war es anders geworden. So sehnsuchtsvoll er auch immer die Stunde erharrte, da die Göttin ihm nahte und er mit ihr, der einzigen Freundin, frei von der Mühsal des Tages, den Druck seiner Bande, in seligem Traume durfte wandeln dahin im Reiche der Schönheit, nicht vermochte ihn dies zu beglücken wie einst. Nicht mehr genügte es ihm, nur im Traum frei sich fühlen zu dürfen, frei von der Last seiner Ketten, die stündlich und täglich ihm unerträglicher schienen, die also hart ihn bedrückten, daß auch am Arm der Göttin er nicht der Qual zu vergessen vermochte, die sie ihm verursacht; daß ob der schmerzenden Male der Knechtschaft er kein Auge mehr hatte für all die Schönheit umher, kein Ohr für die Harmonien, die ehedem ihn entzückt. „Frei sein!" so klang es in ihm, „o frei sein und nicht nur ein Gast, nein, ein steter Bewohner, ein Herrscher auf diesem Eiland der Seligen!" — Das ist ja der Sterblichen Art, sich nie zu begnügen mit dem, was Götterhuld ihnen schenkte, nach Höherem stets, nach mehr zu streben, je größer die Gabe, die ihnen schon ward. Ungenügsamkeit, ja, Dein Name ist Mensch!

Rastlos, sich selber zur Qual, begann er in sich zu nähren den immer wachsenden Drang, ein glühendes Sehnen, sich zu befreien. Aber wie er auch sann und grübelte über die Mittel, seinem Geschick zu entfliehen, vergeblich war alles, vergeblich sein qualvolles Ringen, die Sklavenfesseln zu brechen. Da kehrte Weh und Verzweiflung ein in sein Herz und frevelnd und zagend begann er der Stunde zu fluchen, da die Göttin zuerst sich ihm nahte.

Doch Aphrodite vernahm seine grollenden Klagen und zürnte ob seinem Undank. Denn, wenn die Götter auch alles andere vergeben, Undank verzeihen sie nimmer, und von den Strengen die Strengste wohl ist die Herrscherin im Reiche der Schönheit. Wer ihre Gunst nicht zu würdigen weiß, von dem wird sie sich wenden im Zorn. Und wehe dem Sterblichen, der einmal genossen vom Tische der Götter, einmal ihre Freuden geteilt, um danach ausgestoßen zu werden für immer! Ewige, quälende Sehnsucht ist sein Teil, Unfriede sein Los!

War auch ihm das Geschick der Verstoßenen bestimmt? Hatte die Göttin sich von ihm gewandt? O wie oft jetzt harrte und rief er vergebens! Aber nein, noch war sie nicht treulos, noch dachte sie sein! Siehe, dort schwebte sie ja einher, die Leuchtende, Hohe! Und er streckte die Hände nach ihr und rief ihren Namen. Aber ihr Antlitz war finster und kalt und zürnend der Blick, der sonst ihm huldvoll gestrahlt. Da warf er in wildem Schmerz sich vor ihr nieder und hielt sie zurück an den Falten ihres Gewandes und schrie laut in Verzweiflung und Qual:

„Willst Du auf ewig mich fliehen, Du Licht in der Nacht meines Daseins? Soll ich ohne Dich leben, ohne Dich, die fast schon die Meine geworden? O, hättest Du es doch nie mir gezeigt, das Land des Glücks und der Freiheit! O, hättest Du sie nie mir geweckt, die Glut, die mein Herz nun durchloht, die brennende Sehnsucht nach Dir! O, so stehe mir ferner auch bei, erbarme Dich mein und hilf mir, meine Ketten zu lösen! Denn so lange ich sie trage, vermag ich Dich nie zu gewinnen! Vergebens suche ich sie zu zerbrechen — ach, es erlahmt meine Kraft und wund nur reib ich die Glieder! Und doch kann ich's nicht lassen zu ringen nach Dir — soll all dies Ringen umsonst sein? Warum denn erst locktest Du mich!"

Aber mit düsterem Blick entgegnete sie: „Sterblicher, was begehrst Du? Wenn ich auch wollte, ich könnte doch nicht Deine Ketten Dir lösen, an die das mächtige Schicksal, das Götter und Menschen beherrschende, selbst Dich geschmiedet! Zeigst Du mir also den Dank, den Du einst mir gelobt und den Du mir schuldest für all meine Güte, die unverdient Du empfangen? Mich erringen zu können, vermeinst Du? Vielleicht auch, mich zu beherrschen? Du, der sterbliche Mensch, mich, die unsterbliche Göttin? Kühnen Geistes scheinst Du fürwahr — wohlan denn, Verwegener, wag's! Suche mich!" Und sie entschwand.

Er aber blieb zurück, verzweifelt und einsam. Seine Blicke folgten dem matten Lichtschein, der fern und immer ferner verglomm, bis es Nacht um ihn ward, trostlose, finstere Nacht. Da sprang er auf von den Knieen, wild und entschlossen. „Ja, suchen will ich Dich, suchen! Und müßte ich, so wie ich bin, mit Ketten belastet, auch wandern bis an das Ende der Welt — mein, mein mußt dennoch Du werden!" — Und er machte sich auf, sobald die Stunde günstig ihm war, und entfloh. Er begann zu wandern hastigen Laufs im Beginn, doch langsamer stets und langsamer, denn ihm hemmte den Schritt die Last seiner Ketten; aber ohne Ruhe und Rast strebte er vorwärts, der Richtung entgegen, in der die Gesuchte einst ihm entschwunden. Hart und beschwerlich zu gehen war oftmals der Pfad, dem er folgte. Durch öde, steinige Wüsten führte er dahin; und die Glut der brennenden Sonne versengte sein Mark, und selten nur fand er ein Wasser, die schmachtenden Lippen zu kühlen. Wetterstürme umtosten ihn und ließen den bebenden Leib in Frost ihm erstarren. Kärglich nur war, was er fand, seinen Hunger zu stillen. Dornengestrüpp nnd Felsengestein zerrissen ihm Hände und Füße. Er aber achtete all die Mühen und Schmerzen gering, vorwärts trieb es ihn, vorwärts! Aber Tag um Tag ging dahin, und nimmer noch wollte der Pfad zum Ende gelangen, nirgend das Ziel, das ersehnte Gestade sich finden, das Gestade des Meeres, aus dem das Eiland der Seligen winkte! War er abgeirrt? War sein Weg nicht der rechte? Oftmals war er wohl schon verzweifelt zusammengesunken, erschöpft an Seele und Leib. Aber immer aufs neue raffte er die erlahmenden Kräfte zusammen, wenn leise die Stimme der hoffenden Sehnsucht in ihm flüsterte: „Harre nur aus! Einst doch mußt Du sie finden, Dein muß dennoch sie werden!"

Endlich gelangte er zu einem Walde. Schattig und kühl war es dort; doch je weiter er schritt, begann der Pfad sich mählich zu heben, bis er steiler und steiler zuletzt sich den Hang eines Berges emporwand. Wieder glaubte er zu irren und wieder entsank ihm der Mut und er ließ sich nieder am Fuß des Berges, um neue Kräfte zu sammeln. Lange saß er und blickte den Weg vor sich in die Höhe; da sah er

Da sitzt mein kleiner
Schelmäugiger Fritz,
Die Lippen umspielt schon,
Noch schweigend, ein Witz.

Hei, wie er wühlt
In dem weißen Papier:
Moderne Dramen,
Ein Dutzend schier!

Es fliegen die Fetzen:
Das jammert, das klagt,
Und wie es dem Kleinen
Gar wohl behagt.

Zwölf Dramen zerreißt er
Mit lachender Lust,
Ein strenger Kunstrichter,
Noch unbewußt.

Moderne Dramen —
Was liegt auch daran?
Und doch, säh's einer
Der Dichter mit an,

Zur selben Stund',
Holdseliger Wicht,
Ich glaube, sie weinten
Und lobten Dich nicht.

Und ich seh schweigend
Und lächelnd Dir zu
Und denke noch Höh'res
In sinnender Ruh.

Doch stille ... Du schaust mich
So lächelnd nun an:
Wie, Deine Arbeit,
Schon ist sie gethan?

Liebäugelst stumm fragend
Zum Tische mir hin?
Ein neues Dutzend noch,
Sei Dein Gewinn!

Aphrodite.

Eine Phantasie von **Florentine Gebhardt.**

Lysander war geboren in Fesseln und Sklaverei. Es waren viele gleich ihm, die nichts anderes gekannt hatten im Leben vom Augenblick an, da sie zuerst das Licht der Sonne geschaut. Wohl sehen sie die Freien, die Reichen in Prunk und Lust an sich vorüberwandeln, indes sie bei harter Arbeit sich mühen mußten. Und sie murrten oft wider ihre Bande und schalten auf die Freien. Lysander aber murrte und klagte nimmer, sondern that still seine Pflicht und dachte: „Ist also mein Los bestimmt in den Sternen, was hilft es dawider zu hadern?" Und wenn die Genossen voll heißen Neides die Prunkgewänder und die Karossen der Reichen betrachteten, so lächelte er bei sich und meinte, nicht Glanz und Macht sei das Glück, nach dem er in stillen Träumen begehrte. Denn auch er träumte und hoffte, auch er ersehnte sich, ob auch unbewußt noch, ein künftiges besseres Schicksal. Er hatte vernommen, daß irgendwo fern in der Welt ein Eiland liege, genannt „die Insel der Seligen"; und daß dort in ewiger Jugend dies Land beherrsche eine gütige Fee, den Sterblichen holdgesinnt. Doch ihren Namen wußte er nicht. Aber er sann und träumte von ihr und nährte im Herzen tief innen ein heimliches Sehnen. Ihm war, als sei ihm verheißen, die Insel der Seligen noch dereinst seine Heimat zu nennen. Und oft in der Nacht trieb es ihn auf vom Lager und er breitete die Arme entgegen dem Sternenhimmel und rief: „Wann nahst Du mir, Du Ersehnte? Wann holst Du mich heim?"

Da erschien ihm einstmals im Traum ein herrliches Weib, wie er noch nie eins erschaute, lichtumstrahlt, von lieblichen Genien geleitet.

„Komm," so sprach sie, „Du hast mich oftmals gerufen. Ich will Dir zeigen das Land, nach dem Du Dich sehnst, das Land des Glücks und der ewigen Freiheit!" Und sie winkte den Genien, die sie umgaben. Die hoben ihn auf und trugen ihn weit empor durch die Lüfte. Da fand er sich, als sie ihn niedergelassen, am Eingange eines blühenden, sonnendurchleuchteten Gartens. Und die Göttin faßte ihn an der Hand und führte ihn umher und zeigte ihm alle die Wunder des Gartens, die sprudelnden Brunnen, die schattigen Laubgänge, die verschwiegenen Ruheplätze. Sie hieß ihn den vergoldeten Nachen besteigen und lenkte denselben über die schimmernden Fluten des erlenumstandenen Weihers. Sie führte ihn auf den grünen, blütenbesäeten Hügel und zeigte ihm rings die gesegnete, liebliche Gegend. Er ging mit ihr, entzückt und geblendet, gleich wie im Traum. Und da er von der Höhe alle die wunderherrliche Schönheit erschaute, da sank er beseligt der Hohen zu Füßen und rief: „Wer bist Du, himmelentstiegene Göttin, daß ich Dir danke?"

Lächelnd entgegnete sie: „Aphrodite bin ich, die Göttin der Schönheit, doch meine Freunde, die meinem Dienst sich geweiht, nennen mich Kunst. Mit ihnen teile ich das Reich und alle Wonnen der Welt sind ihr Teil. Willst nicht auch Du Dich mir weihen?"

„Ewig!" so rief er begeistert und hob die Hände empor wie zum Schwur — da klirrten die Ketten an seinen Armen und traurig erblassend stammelte er: „Wäre ich frei!"

„Wohl muß," sprach lächelnd die Göttin, „wer mir dient, sein ganzes Sein mir hinzugeben bereit sein. Wer den vollen Kranz des Glückes erstrebt, muß all seine Kräfte mir leihen. Ich weiß es, daß Du es nicht kannst, ob auch Deine Seele Dich triebe. Doch mich jammert Dein und ich will Dir Dein Los zu erleichtern versuchen, will einen Tropfen himmlischen Nektars Dir träufeln in den karg bemessenen Becher der Freude! Sprich, gelobe es mir! Willst Du daran Dich begnügen, zuweilen wie heut für flüchtige Stunden, von mir geführt mein Reich zu durchwandeln? Willst nie Du das Unerreichbare Dir zu erringen begehren, nie mehr verlangen, als was ich in freier Huld Dir gewähre?"

„O!" rief er, „wie dürfte ich mehr noch begehren! Ist doch schon, was heute Du mir gabst, allein das Geschenk Deiner Güte!"

Er wußte nicht, was er versprach.

„Lebe wohl denn, bald kehre ich wieder!" Sie winkte und alles verschwand in der Nacht, und der erwachende Morgen fand ihn wieder im Kreise der Genossen, in den Fesseln der alten Pflicht. Doch war er von Stund an ein anderer, stiller und träumerischer noch als zuvor, doch heiterer und zuversichtsvoll. Das sahen die Gefährten voll Neides und sprachen untereinander: „Er dünkt sich besser als wir!" Und sie wichen ihm aus, wo sie konnten, oder begegneten ihm fortan nur mit feindlichen Worten und Blicken. Er

aber achtete des nicht, denn die Göttin hielt Wort und gar oftmals führte sie ihn mit sich fort in ihr prangendes Reich. Und neu gestärkt, mit Frieden im Herzen, kehrte er stets zur Erde zurück.

Doch der Friede dauerte nicht. Denn, wem sie einmal erschienen, die strahlende Aphrodite, den läßt die Sehnsucht nicht mehr, daß er sich ganz ihr vereine; wer einmal erst den Fuß gesetzt auf das Eiland der Seligen, der wird sich fremd, vereinsamt und nimmer befriedigt fühlen auf Erden, auch wenn Glanz und Pracht ihn umgiebt. Um wieviel elender erst, wenn Fesseln und Armut sein ganzer Besitz!

Vorwärts rollte die Zeit und zum Manne reifte der Jüngling. Unverändert war alles geblieben um ihn, wie von je es gewesen. Aber in ihm war es anders geworden. So sehnsuchtsvoll er auch immer die Stunde erharrte, da die Göttin ihm nahte und er mit ihr, der einzigen Freundin, frei von der Mühsal des Tages, den Druck seiner Bande, in seligem Traume durfte wandeln dahin im Reiche der Schönheit, nicht vermochte ihn dies zu beglücken wie einst. Nicht mehr genügte es ihm, nur im Traum frei sich fühlen zu dürfen, frei von der Last seiner Ketten, die stündlich und täglich ihm unerträglicher schienen, die also hart ihn bedrückten, daß auch am Arm der Göttin er nicht der Qual zu vergessen vermochte, die sie ihm verursacht; daß ob der schmerzenden Male der Knechtschaft er kein Auge mehr hatte für all die Schönheit umher, kein Ohr für die Harmonien, die ehedem ihn entzückt. „Frei sein!“ so klang es in ihm, „o frei sein und nicht nur ein Gast, nein, ein steter Bewohner, ein Herrscher auf diesem Eiland der Seligen!“ — Das ist ja der Sterblichen Art, sich nie zu begnügen mit dem, was Götterhuld ihnen schenkte, nach Höherem stets, nach mehr zu streben, je größer die Gabe, die ihnen schon ward. Ungenügsamkeit, ja, Dein Name ist Mensch!

Rastlos, sich selber zur Qual, begann er in sich zu nähren den immer wachsenden Drang, ein glühendes Sehnen, sich zu befreien. Aber wie er auch sann und grübelte über die Mittel, seinem Geschick zu entfliehen, vergeblich war alles, vergeblich sein qualvolles Ringen, die Sklavenfesseln zu brechen. Da kehrte Weh und Verzweiflung ein in sein Herz und frevelnd und zagend begann er der Stunde zu fluchen, da die Göttin zuerst sich ihm nahte.

Doch Aphrodite vernahm seine grollenden Klagen und zürnte ob seinem Undank. Denn, wenn die Götter auch alles andere vergeben, Undank verzeihen sie nimmer, und von den Strengen die Strengste wohl ist die Herrscherin im Reiche der Schönheit. Wer ihre Gunst nicht zu würdigen weiß, von dem wird sie sich wenden im Zorn. Und wehe dem Sterblichen, der einmal genossen vom Tische der Götter, einmal ihre Freuden geteilt, um danach ausgestoßen zu werden für immer! Ewige, quälende Sehnsucht ist sein Teil, Unfriede sein Los!

War auch ihm das Geschick der Verstoßenen bestimmt? Hatte die Göttin sich von ihm gewandt? O wie oft jetzt harrte und rief er vergebens! Aber nein, noch war sie nicht treulos, noch dachte sie sein! Siehe, dort schwebte sie ja einher, die Leuchtende, Hohe! Und er streckte die Hände nach ihr und rief ihren Namen. Aber ihr Antlitz war finster und kalt und zürnend der Blick, der sonst ihm huldvoll gestrahlt. Da warf er in wildem Schmerz sich vor ihr nieder und hielt sie zurück an den Falten ihres Gewandes und schrie laut in Verzweiflung und Qual:

„Willst Du auf ewig mich fliehen, Du Licht in der Nacht meines Daseins? Soll ich ohne Dich leben, ohne Dich, die fast schon die Meine geworden? O, hättest Du es doch nie mir gezeigt, das Land des Glücks und der Freiheit! O, hättest Du sie nie mir geweckt, die Glut, die mein Herz nun durchloht, die brennende Sehnsucht nach Dir! O, so stehe mir ferner auch bei, erbarme Dich mein und hilf mir, meine Ketten zu lösen! Denn so lange ich sie trage, vermag ich Dich nie zu gewinnen! Vergebens suche ich sie zu zerbrechen — ach, es erlahmt meine Kraft und wund nur reib ich die Glieder! Und doch kann ich's nicht lassen zu ringen nach Dir — soll all dies Ringen umsonst sein? Warum denn erst locktest Du mich!“

Aber mit düsterem Blick entgegnete sie: „Sterblicher, was begehrst Du? Wenn ich auch wollte, ich könnte doch nicht Deine Ketten Dir lösen, an die das mächtige Schicksal, das Götter und Menschen beherrschende, selbst Dich geschmiedet! Zeigst Du mir also den Dank, den Du einst mir gelobt und den Du mir schuldest für all meine Güte, die unverdient Du empfangen? Mich erringen zu können, vermeinst Du? Vielleicht auch, mich zu beherrschen? Du, der sterbliche Mensch, mich, die unsterbliche Göttin? Kühnen Geistes scheinst Du fürwahr — wohlan denn, Verwegener, wag's! Suche mich!“ Und sie entschwand.

Er aber blieb zurück, verzweifelt und einsam. Seine Blicke folgten dem matten Lichtschein, der fern und immer ferner verglomm, bis es Nacht um ihn ward, trostlose, finstere Nacht. Da sprang er auf von den Knieen, wild und entschlossen. „Ja, suchen will ich Dich, suchen! Und müßte ich, so wie ich bin, mit Ketten belastet, auch wandern bis an das Ende der Welt — mein, mein mußt dennoch Du werden!“ — Und er machte sich auf, sobald die Stunde günstig ihm war, und entfloh. Er begann zu wandern hastigen Laufs im Beginn, doch langsamer stets und langsamer, denn ihm hemmte den Schritt die Last seiner Ketten; aber ohne Ruhe und Rast strebte er vorwärts, der Richtung entgegen, in der die Gesuchte einst ihm entschwunden. Hart und beschwerlich zu gehen war oftmals der Pfad, dem er folgte. Durch öde, steinige Wüsten führte er dahin; und die Glut der brennenden Sonne versengte sein Mark, und selten nur fand er ein Wasser, die schmachtenden Lippen zu kühlen. Wetterstürme umtosten ihn und ließen den bebenden Leib in Frost ihm erstarren. Kärglich nur war, was er fand, seinen Hunger zu stillen. Dornengestrüpp nnd Felsengestein zerrissen ihm Hände und Füße. Er aber achtete all die Mühen und Schmerzen gering, vorwärts trieb es ihn, vorwärts! Aber Tag um Tag ging dahin, und nimmer noch wollte der Pfad zum Ende gelangen, nirgend das Ziel, das ersehnte Gestade sich finden, das Gestade des Meeres, aus dem das Eiland der Seligen winkte! War er abgeirrt? War sein Weg nicht der rechte? Oftmals war er wohl schon verzweifelt zusammengesunken, erschöpft an Seele und Leib. Aber immer aufs neue raffte er die erlahmenden Kräfte zusammen, wenn leise die Stimme der hoffenden Sehnsucht in ihm flüsterte: „Harre nur aus! Einst doch mußt Du sie finden, Dein muß dennoch sie werden!“

Endlich gelangte er zu einem Walde. Schattig und kühl war es dort; doch je weiter er schritt, begann der Pfad sich mählich zu heben, bis er steiler und steiler zuletzt sich den Hang eines Berges emporwand. Wieder glaubte er zu irren und wieder entsank ihm der Mut und er ließ sich nieder am Fuß des Berges, um neue Kräfte zu sammeln. Lange saß er und blickte den Weg vor sich in die Höhe; da sah er

der Wanderer mehr, Jünglinge, Männer und Greise. Rüstigen Schrittes, leicht und schnell, so schien es, klommen sie aufwärts. Er aber betrachtete seufzend die Last, die er trug und Zagen ergriff ihn, doch mit verdoppelter Macht ein neidvoll heißes Begehren, jenen vor ihm es gleich thun zu können. Er versuchte zu steigen, doch war es, als käme er nicht vorwärts; der versagende Fuß glitt immer wieder zurück. Neue Wanderer kamen an ihm vorüber. Einer oder der andere streifte ihn wohl mit flüchtigem Blick. Da faßte er sich ein Herz und fragte, ob auch der Weg wohl der rechte. Und da sie forschten: „Wohin?“ sprach er: „Zur Insel der Seligen.“ Da verlachten sie ihn, wiesen zur Höhe empor und riefen: „Du, und zur Insel der Seligen willst Du? Thor, der Du bist, gieb es auf! Nie gelangst Du dahin wie Du bist, mit Ketten belastet!“ Und sie schritten weiter des Weges.

Finsteren Blickes starrte er den Enteilenden nach. „Ungerecht launisches Schicksal,“ so rief er in wild aufwallendem Groll, „daß Du dem einen alles gegeben, Freiheit und Kraft, das Land des Glücks zu erreichen, und dem anderen nichts, als die brennende, quälende Sehnsucht! Soll mir denn alles versagt sein, nur weil die Last dieser Ketten immer wieder zu Boden mich zieht? Aufgeben soll ich mein Streben, nun ich so lange mich gemüht, so weit schon vorwärts gedrungen? Nimmermehr! Wahrlich, ich will's nicht! Welches Hindernis Du mir auch in den Weg stellst, ich will, ich muß Dich bezwingen. Schicksal, ich biete Dir Trotz!“

Und in auflodernde Grimm sprang er auf und noch einmal zwang Verzweiflung und trotziges Zürnen die entfliehenden Kräfte zurück. Und ein Schritt nach dem andern gelang ihm, ob auch mit unsäglichen Mühen — er stieg bis unter den äußersten Gipfel. Der aber ragte, ob auch an Höhe gering, so jäh und senkrecht empor, daß er nur jugendlicher Gewandtheit oder weise besonnener Vorsicht übersteiglich erschien. Hilflos, sinkenden Mutes blickte der völlig Erschöpfte, der mit wankenden Knieen, mit keuchender Brust bis hierher gedrungen, empor.

„O, nur noch so viel Kraft, den Gipfel dort zu erreichen!“ Und noch einmal versucht er sich aufzuraffen — umsonst — seine Glieder versagen den Dienst, er konnte nicht weiter, und aufstöhnend in Qual brach er zusammen.

Da erbarmte sich sein einer der Wandergenossen, der von der Höhe des Gipfels, rückwärts, niederwärts blickend, den Hingesunkenen gewahrte. „Mutig vorwärts, mein Freund,“ so rief er. „Wolle nur, wolle nur recht, so wird Dir's gelingen! Versuche es nur wenige Schritte, daß Du mir nahe genug bist, ich reiche die Hand Dir, ich helfe Dir aufwärts! Nicht allzufern mehr bist Du dem Ziel. Jenseits ja senkt sich der Pfad bis zum Gestade hinab, und dann wirst Du erschauen, aus schimmernden Fluten sich hebend, das Land Deiner Sehnsucht!“

Aber vergebens nur streckte sich ihm die Hand des Helfers entgegen. Nicht vermochte sein Fuß sich mehr zu regen, nicht sein umdunkeltes Auge die Dargebotene zu erschauen — seine Kraft war gebrochen für immer. Einen flüchtigen Blick noch warf auf ihn der Wandergenosse, um alsdann sich zu wenden und weiter des Weges zu schreiten. — Einsam ward's um den Armen und still. Die Nacht sank hernieder, eine düstere, sternlose Nacht. Aber nicht wollte der Schlummer sich nahen, ihn von seinem Schmerz zu erlösen, ihn eine kurze Stunde nur vergessen zu machen die Qual des Bewußtseins, daß all sein Leben bisher ein verlorenes gewesen, ein verlorenes durch eigene Schuld. „O, ich Thor,“ so stöhnt er verzweifelt. „O, warum mußte ich begehren nach dem, was seit je mir versagt war, warum in frevelndem Wahn mich aufzulehnen vermessen wider des Schicksals unüberwindliche Macht! Konnte ich nicht weiter leben wie einst, zufrieden und glücklich schon im bescheidenen Genuß! O jene Stunden von einst, jene wonnigen Stunden, gieb sie mir wieder, die Du vor Zeiten Vertraute und Freundin mir warst — Göttin, erbarme Dich meiner!“ — Und aufzuckend in Weh preßte er das schmerzende Antlitz wider das Felsengestein.

Ein matter Lichtglanz, der plötzlich das Dunkel durchdrang, zwang ihn, die geschlossenen Lider zu heben. Da sah er die lange Gesuchte. Ferner zwar schwebte sie ihm, in unerreichbarer Höhe, aber dennoch, sie war's. Er versuchte, die Arme nach ihr zu strecken, doch ihm fehlte auch dazu die Kraft. „Warum, warum nahst Du erst jetzt mir, da Dir zu folgen die Kraft ich verlor? Gieb sie mir wieder, ich habe sie ja, nur Dich zu suchen, geopfert!“

Ernst, mit traurigem Blick sprach Aphrodite: „Nicht kam ich, Dich mit mir zu führen. Nur ein letztes Mal sollst Du von ferne mich schauen und es wissen: Nicht läßt das Glück sich suchen, nicht Göttergunst sich erringen, alles Opfern und Mühe darum muß ewig umsonst sein. Nur als ein freies Geschenk wird sie den Erwählten zu Teil, mehr oder minder, und dem nur, der mit dem Gewährten sich dankbar bescheidet, kann Treue sie halten. Du hast sie verscherzt — nie kehret Verlorenes wieder!“

„Und ich?“ — Er schrie es in Qual erbebend, „Und ich? Was wird aus mir?! Wenn Du auf immer nun gehst, o, so laß, wie Deine Gunst, auch dies Leben verlöschen!“ Aber ungehört verhallte sein Aufschrei. Das Licht erlosch und wieder ward's Nacht um ihn her — undurchdringliche Nacht — —

Vermischtes.

Namen. Die Rolle, welche bei uns in Deutschland die Namen Müller und Schulze spielen, nimmt in Irland der Name Murphy ein. Auf tausend Irländer fallen mehr als dreizehn Murphys. In England und Wales ist der am häufigsten vorkommende Name Smith, dem in den letzten Jahren der Name Jones den Rang streitig zu machen beginnt. St.

Nach Schluß unserer Sammlung sind noch folgende Gaben gesendet: Joh. E., Nienburg, Mk. 3. — B. in Breslau Mk. 2,50. — Ungenannt, in Briefmarken Mk. 3. — Fr. Dr. K. in Harsefeld Mk. 5,05. — L. in Wanzleben Mk. 10. — K. N. in Holzhof Mk. 6. — Fr. S. Sch. in Nimptsch Mk. 5. — E. D. in Coblenz Mk. 20.

Inhalt der No. 50.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).



Deutsche
Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ ℳ vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 51.

Sommervögel.

Eine launige Sommergeschichte

von

Agnes Harder.

(Fortsetzung.)

Indessen traf man alle Vorkehrungen zum Abendbrot. Die Kutscher schleppten die Körbe herbei, die Mädchen breiteten ein weißes Tuch auf dem Rasen aus und bauten die stattlichen Vorräte auf, Frieden und Behaglichkeit, Gäste, die eine gute Mahlzeit wohl zu würdigen verstehen, setzten sich mit zu Tische. Selbst Mieze vergaß ihre „polnischen“ Erfahrungen über einem Stück kalten Filets, das ihr Vetter ihr reichte, und als sich Baumann nun zu ihren Füßen lagerte und ihr zur Erheiterung die unmöglichsten Dinge erzählte, vergaß sie auch, daß sie nie wieder froh sein könne und lachte herzhaft.

Elsner und Hitzig waren in einen Streit geraten, und das anscheinend lustige Wortgefecht klang doch so gereizt, daß Frau Clara es für gut hielt, ihre Hand auf den Arm des jungen Freundes zu legen.

„Herr Hitzig hat aber recht. Es heißt Hirschdecke und Dachsschwarte.“

„Es ist das ABC der Jägersprache.“

„Das Jägerlatein, wollen Sie sagen.“

„Keinen Streit,“ rief Onkel Franz. „Erzähle lieber noch eine Geschichte aus dem Jahre 70, Karl.“

Das war zuviel. Verblüfft, aus der Fassung gebracht durch diesen noch nie dagewesenen Fall, wußte sich der Vielgewandte, der gerade den Rheinwein entkorkte, nur darauf zu besinnen, daß der heute schon erwähnte Gefreite Fritz Born der Vorsicht halber den Kellerschlüssel immer an der Strippe seiner Beinkleider getragen habe, und daher „der umgedrehte Kammerherr“ genannt worden sei. Sehr komisch sei es nun gewesen, wie einmal der Besitzer des betreffenden Kellers, den der Durst wohl arg gequält, hereingekommen sei, demütig bittend: monsieur, la clef pour ma cave à vin, s'il vous plait! und wie Fritze, großmütig nach hinten greifend, den Schlüssel gelöst und ihn dem zitternden Franzosen geborgt habe.

Die jüngste Jugend hatte sich indessen zum Abschied noch einmal an den Bach begeben, und die Frau Oberförster schickte den Kandidaten aus, um sie zusammenzurufen.

„Wissen Sie auch, daß Sie in Urban einen nicht unbedeutenden Fachgelehrten vor sich haben, gnädige Frau,“ fragte Elsner nach dessen Abgang.

„Ja, ich bin ganz zufrieden mit ihm, allzuviel quält er die Kinder nicht,“ meinte diese mit herablassendem Wohlwollen.

„So meinte ich es nicht. Auf meinen Rat hat er einige seiner Aufsätze über die Flora der östlichen Provinzen einem bedeutenden Blatt eingesandt, und das Urteil der Fachleute ist ein sehr günstiges“

„Habe ich es nicht immer gesagt, er dichtet, Minna,“ sagte der Oberförster mit unendlicher Verachtung. Die übrigen hielten es nicht einmal für der Mühe wert, zu der interessanten Thatsache etwas zu bemerken.

Elsner wollte auffahren. Aber Onkel Franz, der noch immer in Moll gestimmt war, flüsterte ihm zu: „Nutzt nicht. Die sind, wie die Raupen, Gattung Psyche. Sie werfen die Haut nicht ab, wenn sie aus dem Ei schlüpfen, sondern schleppen den Sack ihr Leben lang mit umher.“

Da er sich in diesem Augenblick seinen weiten Staubmantel umband, schien es seinem Famulus, als wäre er selbst dieser Gattung nahe verwandt. Aber Elsner schwieg.

Man stieg in die Wagen. Diesesmal benutzten Professors den Einspänner, da Frau Brandt es doch nicht für angebracht hielt, Kathi bei der Dunkelheit dem Hanseaten anzuvertrauen, eine bewußte Vorsicht und unbewußte Nachsicht, die dem verregneten Liebhaber ein Lächeln entlockte.

Als man den dunklen Waldweg verlassen und an dem Krug vorbeifuhr, drehte Mieze das Köpfchen ab, Elsner zu. In dem Mondlicht sah ihr Gesicht recht blaß aus und trug einen Zug wehmütiger Ent-

der Wanderer mehr, Jünglinge, Männer und Greise. Rüstigen Schrittes, leicht und schnell, so schien es, klommen sie aufwärts. Er aber betrachtete seufzend die Last, die er trug und Zagen ergriff ihn, doch mit verdoppelter Macht ein neidvoll heißes Begehren, jenen vor ihm es gleich thun zu können. Er versuchte zu steigen, doch war es, als käme er nicht vorwärts; der versagende Fuß glitt immer wieder zurück. Neue Wanderer kamen an ihm vorüber. Einer oder der andere streifte ihn wohl mit flüchtigem Blick. Da faßte er sich ein Herz und fragte, ob auch der Weg wohl der rechte. Und da sie forschten: „Wohin?“ sprach er: „Zur Insel der Seligen.“ Da verlachten sie ihn, wiesen zur Höhe empor und riefen: „Du, und zur Insel der Seligen willst Du? Thor, der Du bist, gieb es auf! Nie gelangst Du dahin wie Du bist, mit Ketten belastet!“ Und sie schritten weiter des Weges.

Finsteren Blickes starrte er den Enteilenden nach. „Ungerecht launisches Schicksal,“ so rief er in wild aufwallendem Groll, „das Du dem einen alles gegeben, Freiheit und Kraft, das Land des Glücks zu erreichen, und dem anderen nichts, als die brennende, quälende Sehnsucht! Soll mir denn alles versagt sein, nur weil die Last dieser Ketten immer wieder zu Boden mich zieht? Aufgeben soll ich mein Streben, nun ich so lange mich gemüht, so weit schon vorwärts gedrungen? Nimmermehr! Wahrlich, ich will's nicht! Welches Hindernis Du mir auch in den Weg stellst, ich will, ich muß Dich bezwingen. Schicksal, ich biete Dir Trotz!“

Und in aufloderndem Grimm sprang er auf und noch einmal zwang Verzweiflung und trotziges Zürnen die entfliehenden Kräfte zurück. Und ein Schritt nach dem andern gelang ihm, ob auch mit unsäglichen Mühen — er stieg bis unter den äußersten Gipfel. Der aber ragte, ob auch an Höhe gering, so jäh und senkrecht empor, daß er nur jugendlicher Gewandtheit oder weise besonnener Vorsicht übersteiglich erschien. Hilflos, sinkenden Mutes blickte der völlig Erschöpfte, der mit wankenden Knieen, mit keuchender Brust bis hierher gedrungen, empor.

„O, nur noch so viel Kraft, den Gipfel dort zu erreichen!“ Und noch einmal versucht er sich aufzuraffen — umsonst — seine Glieder versagen den Dienst, er konnte nicht weiter, und aufstöhnend in Qual brach er zusammen.

Da erbarmte sich sein einer der Wandergenossen, der von der Höhe des Gipfels, rückwärts, niederwärts blickend, den Hingesunkenen gewahrte. „Mutig vorwärts, mein Freund,“ so rief er. „Wolle nur, wolle nur recht, so wird Dir's gelingen! Versuche es nur wenige Schritte, daß Du mir nahe genug bist, ich reiche die Hand Dir, ich helfe Dir aufwärts! Nicht allzufern mehr bist Du dem Ziel. Jenseits ja senkt sich der Pfad bis zum Gestade hinab, und dann wirst Du erschauen, aus schimmernden Fluten sich hebend, das Land Deiner Sehnsucht!“

Aber vergebens nur streckte sich ihm die Hand des Helfers entgegen. Nicht vermochte sein Fuß sich mehr zu regen, nicht sein umdunkeltes Auge die Dargebotene zu erschauen — seine Kraft war gebrochen für immer. Einen flüchtigen Blick noch warf auf ihn der Wandergenosse, um alsdann sich zu wenden und weiter des Weges zu schreiten. — Einsam ward's um den Armen und still. Die Nacht sank hernieder, eine düstere, sternlose Nacht. Aber nicht wollte der Schlummer sich nahen, ihn von seinem Schmerz zu erlösen, ihn eine kurze Stunde nur vergessen zu machen die Qual des Bewußtseins, daß all sein Leben bisher ein verlorenes gewesen, ein verlorenes durch eigene Schuld. „O, ich Thor,“ so stöhnt er verzweifelt. „O, warum mußte ich begehren nach dem, was seit je mir versagt war, warum in frevelndem Wahn mich aufzulehnen vermessen wider des Schicksals unüberwindliche Macht! Konnte ich nicht weiter leben wie einst, zufrieden und glücklich schon im bescheidenen Genuß! O jene Stunden von einst, jene wonnigen Stunden, gieb sie mir wieder, die Du vor Zeiten Vertraute und Freundin mir warst — Göttin, erbarme Dich meiner!“ — Und aufzuckend in Weh preßte er das schmerzende Antlitz wider das Felsengestein.

Ein matter Lichtglanz, der plötzlich das Dunkel durchdrang, zwang ihn, die geschlossenen Lider zu heben. Da sah er die lange Gesuchte. Ferner zwar schwebte sie ihm, in unerreichbarer Höhe, aber dennoch, sie war's. Er versuchte, die Arme nach ihr zu strecken, doch ihm fehlte auch dazu die Kraft. „Warum, warum nahst Du erst jetzt mir, da Dir zu folgen die Kraft ich verlor? Gieb sie mir wieder, ich habe sie ja, nur Dich zu suchen, geopfert!“

Ernst, mit traurigem Blick sprach Aphrodite: „Nicht kam ich, Dich mit mir zu führen. Nur ein letztes Mal sollst Du von ferne mich schauen und es wissen: Nicht läßt das Glück sich suchen, nicht Göttergunst sich erringen, alles Opfern und Mühe darum muß ewig umsonst sein. Nur als ein freies Geschenk wird sie den Erwählten zu Teil, mehr oder minder, und dem nur, der mit dem Gewährten sich dankbar bescheidet, kann Treue sie halten. Du hast sie verscherzt — nie kehret Verlorenes wieder!“

„Und ich?“ — Er schrie es in Qual erbebend, „Und ich? Was wird aus mir?! Wenn Du auf immer nun gehst, o, so laß, wie Deine Gunst, auch dies Leben verlöschen!“ Aber ungehört verhallte sein Aufschrei. Das Licht erlosch und wieder ward's Nacht um ihn her — undurchdringliche Nacht — —

Vermischtes.

Namen. Die Rolle, welche bei uns in Deutschland die Namen Müller und Schulze spielen, nimmt in Irland der Name Murphy ein. Auf tausend Irländer fallen mehr als dreizehn Murphys. In England und Wales ist der am häufigsten vorkommende Name Smith, dem in den letzten Jahren der Name Jones den Rang streitig zu machen beginnt. St.

Nach Schluß unserer Sammlung sind noch folgende Gaben gesendet: Joh. E., Nienburg, Mk. 3. — B. in Breslau Mk. 2,50. — Ungenannt, in Briefmarken Mk. 3. — Fr. Dr. K. in Harsefeld Mk. 5,05. — L. in Wanzleben Mk. 10. — K. N. in Holzhof Mk. 6. — Fr. S. Sch. in Nimptsch Mk. 5. — E. D. in Coblenz Mk. 20.

Inhalt der No. 50.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).



Deutsche Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ ℳ vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 51.

Sommervögel.

Eine launige Sommergeschichte

von

Agnes Harder.

(Fortsetzung.)

Indessen traf man alle Vorkehrungen zum Abendbrot. Die Kutscher schleppten die Körbe herbei, die Mädchen breiteten ein weißes Tuch auf dem Rasen aus und bauten die stattlichen Vorräte auf, Frieden und Behaglichkeit, Gäste, die eine gute Mahlzeit wohl zu würdigen verstehen, setzten sich mit zu Tische. Selbst Mieze vergaß ihre „polnischen“ Erfahrungen über einem Stück kalten Filets, das ihr Vetter ihr reichte, und als sich Baumann nun zu ihren Füßen lagerte und ihr zur Erheiterung die unmöglichsten Dinge erzählte, vergaß sie auch, daß sie nie wieder froh sein könne und lachte herzhaft.

Elsner und Hitzig waren in einen Streit geraten, und das anscheinend lustige Wortgefecht klang doch so gereizt, daß Frau Clara es für gut hielt, ihre Hand auf den Arm des jungen Freundes zu legen.

„Herr Hitzig hat aber recht. Es heißt Hirschdecke und Dachsschwarte.“

„Es ist das ABC der Jägersprache.“

„Das Jägerlatein, wollen Sie sagen.“

„Keinen Streit,“ rief Onkel Franz. „Erzähle lieber noch eine Geschichte aus dem Jahre 70, Karl.“

Das war zuviel. Verblüfft, aus der Fassung gebracht durch diesen noch nie dagewesenen Fall, wußte sich der Vielgewandte, der gerade den Rheinwein entkorkte, nur darauf zu besinnen, daß der heute schon erwähnte Gefreite Fritz Born der Vorsicht halber den Kellerschlüssel immer an der Strippe seiner Beinkleider getragen habe, und daher „der umgedrehte Kammerherr“ genannt worden sei. Sehr komisch sei es nun gewesen, wie einmal der Besitzer des betreffenden Kellers, den der Durst wohl arg gequält, hereingekommen sei, demütig bittend: monsieur, la clef pour ma cave à vin, s'il vous plait! und wie Fritze, großmütig nach hinten greifend, den Schlüssel gelöst und ihn dem zitternden Franzosen geborgt habe.

Die jüngste Jugend hatte sich indessen zum Abschied noch einmal an den Bach begeben, und die Frau Oberförster schickte den Kandidaten aus, um sie zusammenzurufen.

„Wissen Sie auch, daß Sie in Urban einen nicht unbedeutenden Fachgelehrten vor sich haben, gnädige Frau,“ fragte Elsner nach dessen Abgang.

„Ja, ich bin ganz zufrieden mit ihm, allzuviel quält er die Kinder nicht,“ meinte diese mit herablassendem Wohlwollen.

„So meinte ich es nicht. Auf meinen Rat hat er einige seiner Aufsätze über die Flora der östlichen Provinzen einem bedeutenden Blatt eingesandt, und das Urteil der Fachleute ist ein sehr günstiges “

„Habe ich es nicht immer gesagt, er dichtet, Minna,“ sagte der Oberförster mit unendlicher Verachtung. Die übrigen hielten es nicht einmal für der Mühe wert, zu der interessanten Thatsache etwas zu bemerken.

Elsner wollte auffahren. Aber Onkel Franz, der noch immer in Moll gestimmt war, flüsterte ihm zu: „Nutzt nicht. Die sind, wie die Raupen, Gattung Psyche. Sie werfen die Haut nicht ab, wenn sie aus dem Ei schlüpfen, sondern schleppen den Sack ihr Leben lang mit umher.“

Da er sich in diesem Augenblick seinen weiten Staubmantel umband, schien es seinem Famulus, als wäre er selbst dieser Gattung nahe verwandt. Aber Elsner schwieg.

Man stieg in die Wagen. Diesesmal benutzten Professors den Einspänner, da Frau Brandt es doch nicht für angebracht hielt, Kathi bei der Dunkelheit dem Hanseaten anzuvertrauen, eine bewußte Vorsicht und unbewußte Nachsicht, die dem verregneten Liebhaber ein Lächeln entlockte.

Als man den dunklen Waldweg verlassen und an dem Krug vorbeifuhr, drehte Mieze das Köpfchen ab, Elsner zu. In dem Mondlicht sah ihr Gesicht recht blaß aus und trug einen Zug wehmütiger Ent-

der Wanderer mehr, Jünglinge, Männer und Greise. Rüstigen Schrittes, leicht und schnell, so schien es, klommen sie aufwärts. Er aber betrachtete seufzend die Last, die er trug und Zagen ergriff ihn, doch mit verdoppelter Macht ein neidvoll heißes Begehren, jenen vor ihm es gleich thun zu können. Er versuchte zu steigen, doch war es, als käme er nicht vorwärts; der versagende Fuß glitt immer wieder zurück. Neue Wanderer kamen an ihm vorüber. Einer oder der andere streifte ihn wohl mit flüchtigem Blick. Da faßte er sich ein Herz und fragte, ob auch der Weg wohl der rechte. Und da sie forschten: „Wohin?“ sprach er: „Zur Insel der Seligen.“ Da verlachten sie ihn, wiesen zur Höhe empor und riefen: „Du, und zur Insel der Seligen willst Du? Thor, der Du bist, gieb es auf! Nie gelangst Du dahin wie Du bist, mit Ketten belastet!“ Und sie schritten weiter des Weges.

Finsteren Blickes starrte er den Enteilenden nach. „Ungerecht launisches Schicksal,“ so rief er in wild aufwallendem Groll, „das Du dem einen alles gegeben, Freiheit und Kraft, das Land des Glücks zu erreichen, und dem anderen nichts, als die brennende, quälende Sehnsucht! Soll mir denn alles versagt sein, nur weil die Last dieser Ketten immer wieder zu Boden mich zieht? Aufgeben soll ich mein Streben, nun ich so lange mich gemüht, so weit schon vorwärts gedrungen? Nimmermehr! Wahrlich, ich will's nicht! Welches Hindernis Du mir auch in den Weg stellst, ich will, ich muß Dich bezwingen. Schicksal, ich biete Dir Trotz!“

Und in auflodernbem Grimm sprang er auf und noch einmal zwang Verzweiflung und trotziges Zürnen die entfliehenden Kräfte zurück. Und ein Schritt nach dem andern gelang ihm, ob auch mit unsäglichen Mühen — er stieg bis unter den äußersten Gipfel. Der aber ragte, ob auch an Höhe gering, so jäh und senkrecht empor, daß er nur jugendlicher Gewandtheit oder weise besonnener Vorsicht übersteiglich erschien. Hilflos, sinkenden Mutes blickte der völlig Erschöpfte, der mit wankenden Knieen, mit keuchender Brust bis hierher gedrungen, empor.

„O, nur noch so viel Kraft, den Gipfel dort zu erreichen!“ Und noch einmal versucht er sich aufzuraffen — umsonst — seine Glieder versagen den Dienst, er konnte nicht weiter, und aufstöhnend in Qual brach er zusammen.

Da erbarmte sich sein einer der Wandergenossen, der von der Höhe des Gipfels, rückwärts, niederwärts blickend, den Hingesunkenen gewahrte. „Mutig vorwärts, mein Freund,“ so rief er. „Wolle nur, wolle nur recht, so wird Dir's gelingen! Versuche es nur wenige Schritte, daß Du mir nahe genug bist, ich reiche die Hand Dir, ich helfe Dir aufwärts! Nicht allzufern mehr bist Du dem Ziel. Jenseits ja senkt sich der Pfad bis zum Gestade hinab, und dann wirst Du erschauen, aus schimmernden Fluten sich hebend, das Land Deiner Sehnsucht!“

Aber vergebens nur streckte sich ihm die Hand des Helfers entgegen. Nicht vermochte sein Fuß sich mehr zu regen, nicht sein umdunkeltes Auge die Dargebotene zu erschauen — seine Kraft war gebrochen für immer. Einen flüchtigen Blick noch warf auf ihn der Wandergenosse, um alsdann sich zu wenden und weiter des Weges zu schreiten. — Einsam ward's um den Armen und still. Die Nacht sank hernieder, eine düstere, sternlose Nacht. Aber nicht wollte der Schlummer sich nahen, ihn von seinem Schmerz zu erlösen, ihn eine kurze Stunde nur vergessen zu machen die Qual des Bewußtseins, daß all sein Leben bisher ein verlorenes gewesen, ein verlorenes durch eigene Schuld. „O, ich Thor,“ so stöhnt er verzweifelt. „O, warum mußte ich begehren nach dem, was seit je mir versagt war, warum in frevelndem Wahn mich aufzulehnen vermessen wider des Schicksals unüberwindliche Macht! Konnte ich nicht weiter leben wie einst, zufrieden und glücklich schon im bescheidenen Genuß! O jene Stunden von einst, jene wonnigen Stunden, gieb sie mir wieder, die Du vor Zeiten Vertraute und Freundin mir warst — Göttin, erbarme Dich meiner!“ — Und aufzuckend in Weh preßte er das schmerzende Antlitz wider das Felsengestein.

Ein matter Lichtglanz, der plötzlich das Dunkel durchdrang, zwang ihn, die geschlossenen Lider zu heben. Da sah er die lange Gesuchte. Ferner zwar schwebte sie ihm, in unerreichbarer Höhe, aber dennoch, sie war's. Er versuchte, die Arme nach ihr zu strecken, doch ihm fehlte auch dazu die Kraft. „Warum, warum nahst Du erst jetzt mir, da Dir zu folgen die Kraft ich verlor? Gieb sie mir wieder, ich habe sie ja, nur Dich zu suchen, geopfert!“

Ernst, mit traurigem Blick sprach Aphrodite: „Nicht kam ich, Dich mit mir zu führen. Nur ein letztes Mal sollst Du von ferne mich schauen und es wissen: Nicht läßt das Glück sich suchen, nicht Göttergunst sich erringen, alles Opfern und Mühe darum muß ewig umsonst sein. Nur als ein freies Geschenk wird sie den Erwählten zu Teil, mehr oder minder, und dem nur, der mit dem Gewährten sich dankbar bescheidet, kann Treue sie halten. Du hast sie verscherzt — nie kehret Verlorenes wieder!“

„Und ich?“ — Er schrie es in Qual erbebend, „Und ich? Was wird aus mir?! Wenn Du auf immer nun gehst, o, so laß, wie Deine Gunst, auch dies Leben verlöschen!“ Aber ungehört verhallte sein Aufschrei. Das Licht erlosch und wieder ward's Nacht um ihn her — undurchdringliche Nacht — —

Vermischtes.

Namen. Die Rolle, welche bei uns in Deutschland die Namen Müller und Schulze spielen, nimmt in Irland der Name Murphy ein. Auf tausend Irländer fallen mehr als dreizehn Murphys. In England und Wales ist der am häufigsten vorkommende Name Smith, dem in den letzten Jahren der Name Jones den Rang streitig zu machen beginnt. St.

Nach Schluß unserer Sammlung sind noch folgende Gaben gesendet: Joh. E., Nienburg, Mk. 3. — B. in Breslau Mk. 2,50. — Ungenannt, in Briefmarken Mk. 3. — Fr. Dr. K. in Harsefeld Mk. 5,05. — L. in Wanzleben Mk. 10. — K. N. in Holzhof Mk. 6. — Fr. E. Sch. in Nimptsch Mk. 5. — E. D. in Coblenz Mk. 20.

Inhalt der No. 50.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).



Deutsche
Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ ℳ vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 51.

Sommervögel.

Eine launige Sommergeschichte

von

Agnes Harder.

(Fortsetzung.)

Indessen traf man alle Vorkehrungen zum Abendbrot. Die Kutscher schleppten die Körbe herbei, die Mädchen breiteten ein weißes Tuch auf dem Rasen aus und bauten die stattlichen Vorräte auf, Frieden und Behaglichkeit, Gäste, die eine gute Mahlzeit wohl zu würdigen verstehen, setzten sich mit zu Tische. Selbst Mieze vergaß ihre „polnischen“ Erfahrungen über einem Stück kalten Filets, das ihr Vetter ihr reichte, und als sich Baumann nun zu ihren Füßen lagerte und ihr zur Erheiterung die unmöglichsten Dinge erzählte, vergaß sie auch, daß sie nie wieder froh sein könne und lachte herzhaft.

Elsner und Hitzig waren in einen Streit geraten, und das anscheinend lustige Wortgefecht klang doch so gereizt, daß Frau Clara es für gut hielt, ihre Hand auf den Arm des jungen Freundes zu legen.

„Herr Hitzig hat aber recht. Es heißt Hirschdecke und Dachsschwarte.“

„Es ist das ABC der Jägersprache.“

„Das Jägerlatein, wollen Sie sagen.“

„Keinen Streit,“ rief Onkel Franz. „Erzähle lieber noch eine Geschichte aus dem Jahre 70, Karl.“

Das war zuviel. Verblüfft, aus der Fassung gebracht durch diesen noch nie dagewesenen Fall, wußte sich der Vielgewandte, der gerade den Rheinwein entkorkte, nur darauf zu besinnen, daß der heute schon erwähnte Gefreite Fritz Born der Vorsicht halber den Kellerschlüssel immer an der Strippe seiner Beinkleider getragen habe, und daher „der umgedrehte Kammerherr“ genannt worden sei. Sehr komisch sei es nun gewesen, wie einmal der Besitzer des betreffenden Kellers, den der Durst wohl arg gequält, hereingekommen sei, demütig bittend: monsieur, la clef pour ma cave à vin, s'il vous plait! und wie Fritze, großmütig nach hinten greifend, den Schlüssel gelöst und ihn dem zitternden Franzosen geborgt habe.

Die jüngste Jugend hatte sich indessen zum Abschied noch einmal an den Bach begeben, und die Frau Oberförster schickte den Kandidaten aus, um sie zusammenzurufen.

„Wissen Sie auch, daß Sie in Urban einen nicht unbedeutenden Fachgelehrten vor sich haben, gnädige Frau,“ fragte Elsner nach dessen Abgang.

„Ja, ich bin ganz zufrieden mit ihm, allzuviel quält er die Kinder nicht,“ meinte diese mit herablassendem Wohlwollen.

„So meinte ich es nicht. Auf meinen Rat hat er einige seiner Aufsätze über die Flora der östlichen Provinzen einem bedeutenden Blatt eingesandt, und das Urteil der Fachleute ist ein sehr günstiges“

„Habe ich es nicht immer gesagt, er dichtet, Minna,“ sagte der Oberförster mit unendlicher Verachtung. Die übrigen hielten es nicht einmal für der Mühe wert, zu der interessanten Thatsache etwas zu bemerken.

Elsner wollte auffahren. Aber Onkel Franz, der noch immer in Moll gestimmt war, flüsterte ihm zu: „Nutzt nicht. Die sind, wie die Raupen, Gattung Psyche. Sie werfen die Haut nicht ab, wenn sie aus dem Ei schlüpfen, sondern schleppen den Sack ihr Leben lang mit umher.“

Da er sich in diesem Augenblick seinen weiten Staubmantel umband, schien es seinem Famulus, als wäre er selbst dieser Gattung nahe verwandt. Aber Elsner schwieg.

Man stieg in die Wagen. Diesesmal benutzten Professors den Einspänner, da Frau Brandt es doch nicht für angebracht hielt, Kathi bei der Dunkelheit dem Hanseaten anzuvertrauen, eine bewußte Vorsicht und unbewußte Nachsicht, die dem verregneten Liebhaber ein Lächeln entlockte.

Als man den dunklen Waldweg verlassen und an dem Krug vorbeifuhr, drehte Mieze das Köpfchen ab, Elsner zu. In dem Mondlicht sah ihr Gesicht recht blaß aus und trug einen Zug wehmütiger Ent-

sagung, der Elsner angenehm zu Herzen ging. Er bog sich zu ihr nieder. Wenn sie die Rechte war? Vier Wochen, vier sonnige, duftende Sommerwochen lagen noch vor ihm. „Glauben Sie, daß Rosen zweimal blühen können, Fräulein Mieze?“

Sie sah zu ihrem Vetter hin, der neben Hans auf dem Bock saß. „Ich weiß es sogar. Und die zweite Blüte ist die schönere.“

Elsner war entschlossen.

Da stimmte Hans ein Lied an:

„Schöß' mich ein Jäger tot
Flög' ich in ihren Schoß,
Säh sie mich freundlich an,
Gern stürb' ich dann!“

Läuschen und Wänzchen, die unter den schützenden Flügeln des mütterlichen Umschlagetuches sanft schliefen, fuhren erschrocken in die Höhe. Was war das? Aber sie beruhigten sich sofort. Das war ja die sagenhafte Landpartie! Den tragischen Schluß kannten sie zu gut. Und still schmiegten sie sich wieder unter Frau Linas Fittige. Mutterarme sind sicherer und weicher als Federbecken!

X.

Das seichte Wasser hatte sich getrübt und etwas von seiner glücklichen Klarheit verloren. Freilich, es war nur Sand, der aufgerührt wurde, nicht Geröll und Gestein; aber hübsch sah es nicht aus, wie die durchsichtige Flut auf einmal gelb und schlammig wurde. Horst Hitzig war das Karnickel. Hans, der für Elsner jetzt eine an Begeisterung grenzende Freundschaft an den Tag legte, benutzte jede Gelegenheit, um diesem zu betonen, wie glücklich er sei, sich Kathi gesichert zu haben; denn in dem Punkte traue er seinem Schwiegervater nun einmal nicht. Wenn er einen Grünrock sehe, wäre er geradezu unzurechnungsfähig. Nun könne sich Hitzig ja aber mit dem Waldfräulein begnügen.

Elsner schlug mit dem Netz unbarmherzig nach einem Diestelfalter, der über den Weg flatterte. Sie befanden sich unterwegs, um pünktlich auf der Waldwiese zu sein, wo Tante Clara, der ewigen Schaben und Motten müde, die ihre beiden Herren ihr brachten, einmal wieder eine Treibjagd in großem Stil und alter Weise veranstalten wollte.

„Kommen Sie mit ran?“ fragte Hans, als der Fußweg zur Oberförsterei abbog. „Wir gehen dann alle zusammen weiter.“

„Danke,“ sagte Elsner kurz. „Ich ziehe vor, direkt zum Stelldichein zu gehen.“

Er befand sich in denkbar schlechtester Stimmung. In den letzten Wochen hatte er niemals unter den großen Kastanien gesessen, ohne daß es Streit zwischen ihm und Hitzig gegeben hätte. Die Ursache war immer eine geringfügige, ein unweidmännischer Ausdruck oder eine mißverstandene Bezeichnung, kurz, ein kindischer Grund, und Elsner begriff später nie, wie ihn die glatte Erscheinung des Forstmannes mit dem oberflächlichen Schneid, der so siegessicher zwischen den Schwestern saß, so erregen konnte. Er schob es noch immer auf die Enttäuschung, die Käthe ihm angethan, und die ja mit dem Auftauchen des Grünen zusammenfiel; und zuweilen kam er sich in dem Gefühl getäuschter Hoffnung und verratener Liebe recht beklagenswert vor. Da that ihm nichts so wohl, wie der Anblick der kleinen Mieze. Sie schien ihn zu verstehen, sein Leid zu ahnen; denn manchmal hingen ihre blauen Augen so nachdenkend und sehnsüchtig an ihm, und der frische Mund schien nach einem Wort zu suchen, wahrscheinlich einer Kundgebung der Sympathie, die er in seiner kindlichen Schüchternheit nicht fand; denn immer wendete sie sich im letzten Augenblick errötend ab. Ja, Elsner schien es sogar, als sei sie seit dem Tage jener denkwürdigen Landpartie blässer geworden, und als liege eine düstere Schwermut über ihren Bewegungen. So fühlte er sich mehr und mehr zu ihr hingezogen, ohne daß doch das Gefühl der Bitterkeit wich, mit dem er jetzt einen Umweg um die spitzgiebelige Oberförsterei machte.

Auf der großen Waldwiese lag goldener Sonnenschein. Dort, wo die letzten Bäume standen, zog sich allein ein schmaler Streifen blaugrünen Schattens um das ausgerodete Viereck. Es mußten aber schon einige Jahre vergangen sein, seit die Holzhauer hier ihre Axt geschwungen, wenigstens waren die damals geschlagenen Wunden vernarbt. Gras, Heidekraut und Moos bedeckte den Boden, durchbrochen von dem dornigen Gesträuch der Brombeerranken, die neben den sich färbenden Früchten noch eine Fülle blauweißer Blüten trugen. Skabiosen und rote Steinnelken wucherten dort zusammen mit der kleinblütigen, tiefblauen Glockenblume; Spinnen und Käfer hasteten durch die niedere Wildnis, in der Luft aber schwirrten wie fliegende Edelsteine die Sommervögel, denen diese Oase gehörte. Denn sie sind hochkonservativ, diese geflügelten Junker. Jede neue Generation siedelt sich in der nämlichen Gegend an, und jenes Heuvögelchen, das seine zarten Flügel eben hebt, steigt auf zum Jungfernflug fast an derselben Stelle, wo sich im vergangenen Sommer seine Mutter niederließ.

Es war ein hübscher Anblick, die große, blumige Wiese, über die sich die Jagenden zerstreuten, die Mädchen in ihren hellen Kleidern selbst lustigen Sommervögeln ähnlich. Was ein Netz hatte auftreiben können, schwang es jubelnd über dem Haupte. Nur die Jüngsten, Urbans Zöglinge, und ihre unzertrennlichen Gefährten, die Sekundaner, verschmähten jedes Hilfsmittel außer Hut und Hand. Sie fanden sich dann schließlich, zu unlöslichem Knäuel zusammengeballt, in einer der Vertiefungen, die die ausgerodeten Stämme übriggelassen hatten, und was sie von Faltern an Onkel und Tante brachten, war so jämmerlich zerfetzt, daß es keine Gnade vor den Gestrengen fand.

Das war heute aber auch ein Falterflug auf der Waldwiese! Der Professor taumelte mit ausgebreiten Armen fassungslos umher und fühlte doch dieser Fülle der Natur gegenüber die Ohnmacht seiner Kräfte. Allein die Gattung Argynnis! Zu Hunderten schwebten sie über den Brombeerranken, die kleinen und großen Perlmutterfalter, der Silberstrich und wie sie sonst noch heißen mochten, die die ausgebreiteten Flügel leise hoben und senkten, daß man das Atemholen der kleinen Brust zu hören

meinte. Und dann die schwerfälligen Zygänen, die fest an den Skabiosen saßen, und nur zuweilen schlaftrunken von einer Blüte zur andern taumelten, die magentarotgefleckten Flügel sofort wieder über dem Sammet des Blütenkörbchens ausdehnend.

„Ein Schwalbenschwanz,“ rief Hanna, an Elsner vorbeieilend.

„Nein, ein Segelfalter. Sehen Sie nicht das blässere Gelb und die längeren Gabeln?“ Und fort ging es, ihr nach.

Dort hatte sich zwischen Georg und Mieze um eine kleine, schwarzrote Chryseis ein Streit erhoben, wie weiland jener zwischen Achill und Agamemnon um den gleichnamigen Gegenstand, nur daß dieser friedlicher endete, denn beide Teile gaben die schöne Beute gehorsam im Hauptquartier ab.

Man jagte paarweise nach den paarweise flatternden Sommervögeln, und da Herr Hitzig kein Verlangen nach so niederer Jagd geäußert hatte, stritt sich auch niemand um den Rang eines Platzhirsches. Nur Urban irrte einsam zwischen dem Blumenmeer der Oase umher, die Botanisiertrommel als einzige Gefährtin.

Hans und Käthe hatte ihr Streifzug sogar aus der Sehweite unter die dunkellockenden Waldbäume geführt; für die Anstrengung war übrigens die mitgebrachte Beute ziemlich gering.

Allmählich fanden sich die flinken Jäger und Jägerinnen alle im Stabsquartier zusammen. Ein wenig Buschwerk und eine junge Buche gaben gerade soviel Schatten, als die langhingestreckten Gestalten brauchten. Onkel Franz hatte zwei Exemplare des Ikarus in der Hand und erklärte eben triumphierend, daß überall in der Natur das stärkere Geschlecht zugleich das schönere sei. Zum Beweise ließ er die Sonnenstrahlen auf dem blauen, weißverbrämten Atlasmäntelchen des Männchens schimmern, während Frau Clara das unscheinbare Weibchen im braunen Aschenbrödelkittelchen in Verwahrsam nahm.

„Ihr,“ wandte sich Onkel Franz belehrend an seine weiblichen Zuhörer, „Ihr habt nämlich nur Gelegenheit bekommen, so hübsch zu werden weil wir Männer Euch seit Jahrhunderten den Kampf mit dem Dasein abnahmen. Da konntet Ihr in Muße daheim sitzen, sammetweiche Haut und zarte Glieder pflegen, lange, goldene Haare strählen und feine Gewänder weben, während wir —“

„Auf die Bärenjagd gingen und den Auerochsen erlegten. Weißt Du, Onkel, mir scheint, Ihr wähltet das bessere Teil.“

Hanna hatte den Kopf ein wenig zur Seite gebreht und sah ihn lachend an.

„Und zudem, Franz, rächt sich Euer System der Abschließung heute. Wer weiß, was die Zukunft bringt!“

„Sicher keine neue schöne Helena. Die Sorte gedeiht nun einmal nicht hinter dem Schreibtisch und auf dem Katheder.“

„Das wäre kein Schade für die Menschheit.“

„Aber einer für die Männer.“

„Franz!“

„Ach, laß doch, Clara. Ehe die Frauenbewegung bis nach Ost-Preußen bringt! Ihr werdet noch alle Euren natürlichen Beruf erfüllen, nicht Kinder?“

Es schienen nicht wenige unter seinen jungen Zuhörern zu sein, die Lust dazu hatten, nur Frau Klara sah kopfschüttelnd von Hanna zu Elsner. Wenn sie nur hätte reden dürfen, die warmherzige Frau mit dem klaren Kopfe! Aber sie war zu klug, um nicht zu wissen, daß keine Blume sich schneller erschließt, wenn man mit ungeduldiger Hand an der Knospe rührt. Da war Elsner, den sie lieb gewonnen hatte, wie einen Sohn. Was sollte es denn bedeuten, daß er in letzter Zeit Versuche machte, sich ihrer dummen, kleinen Mieze zu nähern? War er denn so kurzsichtig, um auch durch die Brille das Mädchen nicht zu erkennen, das die Vorsehung eigens für ihn bestimmt hatte? Und das Waldfräulein? Da dehnte es behaglich den schlanken Körper auf dem warmen Heideboden, hielt die Hände unter dem Kopfe gefaltet, und richtete das haselnusbraune Gesichtchen mit dem Ausdruck vollkommenster Zufriedenheit in die Höhe, zur sonnigen Himmelsbläue hinaufblinzelnd. Nach Hangen und Bangen sahen die beiden nicht aus!

Fast zornig wollte Frau Clara auf ihren jungen Freund werden, wenn sie nicht immer wieder mit Rührung gesehen hätte, wie er mit seiner gründlichen Fachkenntnis, wie eben jetzt, hinter ihren Franz zurücktrat, ganz so, als wäre er wirklich nur dessen bescheidener Famulus.

„Sie predigen mir immer ein sicheres Auftreten,“ hatte Urban einmal gesagt, „aber das Beispiel geben Sie mir nicht.“

„Das ist etwas anderes. Das heutige Selbstbewußtsein, das protzige Verdrängen ist mir immer nur ein Beweis hohler Köpfe gewesen —“ seine Augen hatten dabei den Forstassessor gestreift — „warum aber soll ich dem alten Herren nicht das unschuldige Vergnügen gönnen, der eigenen Klugheit Weihrauch anzuzünden? Aber meine Eigenart will ich unangetastet erhalten. Mag man meine Meinung nicht teilen, so soll man sie doch achten.“

„Ich danke Dir, Mieze,“ sagte Tante Clara, dem jungen Mädchen den Kasten mit den Schmetterlingen abnehmend, „aber durch den Garten hätte ich die Beute auch allein tragen können.“

„Ich that es so gerne, Tantchen.“

Sie saß in dem kühlen Zimmer und zog unentschlossen an den langen Handschuhen.

Die Frau Professor hatte den Hut abgelegt und sah sich nach dem jungen Mädchen um. Der Ausdruck von Kummer in dem frischen Gesicht that ihr weh. Sie strich begütigend über die blonden Haare und sagte zärtlich: „Wo fehlt es, Kind?“

Sofort schlang Mieze die Arme um den Hals und brach in Schluchzen aus.

„Ich bin so schrecklich unglücklich.“

Die Erfahrene schloß sofort auf Liebesweh.

„Georg?“

Ein Kopfschütteln.

„Elsner?“

Dieselbe verneinende Bewegung. „Ach, Du kannst es ja nicht raten. Ich bin — ich habe — ein — ein Verhältnis mit jemand gehabt.“

„Mieze!“ Diesmal sprach fassungsloses Entsetzen aus dem Ruf.

sagung, der Elsner angenehm zu Herzen ging. Er bog sich zu ihr nieder. Wenn sie die Rechte war? Vier Wochen, vier sonnige, duftende Sommerwochen lagen noch vor ihm. „Glauben Sie, daß Rosen zweimal blühen können, Fräulein Mieze?"

Sie sah zu ihrem Vetter hin, der neben Haus auf dem Bock saß. „Ich weiß es sogar. Und die zweite Blüte ist die schönere."

Elsner war entschlossen.

Da stimmte Hans ein Lied an:

„Schöß' mich ein Jäger tot
Flög' ich in ihren Schoß,
Säh sie mich freundlich an,
Gern stürb' ich dann!"

Läuschen und Wänzchen, die unter den schützenden Flügeln des mütterlichen Umschlagetuches sanft schliefen, fuhren erschrocken in die Höhe. Was war das? Aber sie beruhigten sich sofort. Das war ja die sagenhafte Landpartie! Den tragischen Schluß kannten sie zu gut. Und still schmiegten sie sich wieder unter Frau Linas Fittige. Mutterarme sind sicherer und weicher als Federdecken!

X.

Das seichte Wasser hatte sich getrübt und etwas von seiner glücklichen Klarheit verloren. Freilich, es war nur Sand, der aufgerührt wurde, nicht Geröll und Gestein; aber hübsch sah es nicht aus, wie die durchsichtige Flut auf einmal gelb und schlammig wurde. Horst Hitzig war das Karnickel. Hans, der für Elsner jetzt eine an Begeisterung grenzende Freundschaft an den Tag legte, benutzte jede Gelegenheit, um diesem zu betonen, wie glücklich er sei, sich Kathi gesichert zu haben; denn in dem Punkte traue er seinem Schwiegervater nun einmal nicht. Wenn er einen Grünrock sehe, wäre er geradezu unzurechnungsfähig. Nun könne sich Hitzig ja aber mit dem Waldfräulein begnügen.

Elsner schlug mit dem Netz unbarmherzig nach einem Diestelfalter, der über den Weg flatterte. Sie befanden sich unterwegs, um pünktlich auf der Waldwiese zu sein, wo Tante Clara, der ewigen Schaben und Motten müde, die ihre beiden Herren ihr brachten, einmal wieder eine Treibjagd in großem Stil und alter Weise veranstalten wollte.

„Kommen Sie mit ran?" fragte Hans, als der Fußweg zur Oberförsterei abbog. „Wir gehen dann alle zusammen weiter."

„Danke," sagte Elsner kurz. „Ich ziehe vor, direkt zum Stelldichein zu gehen."

Er befand sich in denkbar schlechtester Stimmung. In den letzten Wochen hatte er niemals unter den großen Kastanien gesessen, ohne daß es Streit zwischen ihm und Hitzig gegeben hätte. Die Ursache war immer eine geringfügige, ein unweidmännischer Ausdruck oder eine mißverstandene Bezeichnung, kurz, ein kindischer Grund, und Elsner begriff später nie, wie ihn die glatte Erscheinung des Forstmannes mit dem oberflächlichen Schneid, der so siegessicher zwischen den Schwestern saß, so erregen konnte. Er schob es noch immer auf die Enttäuschung, die Käthe ihm angethan, und die ja mit dem Auftauchen des Grünen zusammenfiel; und zuweilen kam er sich in dem Gefühl getäuschter Hoffnung und verratener Liebe recht beklagenswert vor. Da that ihm nichts so wohl, wie der Anblick der kleinen Mieze. Sie schien ihn zu verstehen, sein Leid zu ahnen; denn manchmal hingen ihre blauen Augen so nachdenkend und sehnsüchtig an ihm, und der frische Mund schien nach einem Wort zu suchen, wahrscheinlich einer Kundgebung der Sympathie, die er in seiner kindlichen Schüchternheit nicht fand; denn immer wendete sie sich im letzten Augenblick errötend ab. Ja, Elsner schien es sogar, als sei sie seit dem Tage jener denkwürdigen Landpartie blässer geworden, und als liege eine düstere Schwermut über ihren Bewegungen. So fühlte er sich mehr und mehr zu ihr hingezogen, ohne daß doch das Gefühl der Bitterkeit wich, mit dem er jetzt einen Umweg um die spitzgiebelige Oberförsterei machte.

Auf der großen Waldwiese lag goldener Sonnenschein. Dort, wo die letzten Bäume standen, zog sich allein ein schmaler Streifen blaugrünen Schattens um das ausgerobete Viereck. Es mußten aber schon einige Jahre vergangen sein, seit die Holzhauer hier ihre Axt geschwungen, wenigstens waren die damals geschlagenen Wunden vernarbt. Gras, Heidekraut und Moos bedeckte den Boden, durchbrochen von dem dornigen Gesträuch der Brombeerranken, die neben den sich färbenden Früchten noch eine Fülle blauweißer Blüten trugen. Skabiosen und rote Steinnelken wucherten dort zusammen mit der kleinblütigen, tiefblauen Glockenblume; Spinnen und Käfer hasteten durch die niedere Wildnis, in der Luft aber schwirrten wie fliegende Edelsteine die Sommervögel, denen diese Oase gehörte. Denn sie sind hochkonservativ, diese geflügelten Junker. Jede neue Generation siedelt sich in der nämlichen Gegend an, und jenes Heuvögelchen, das seine zarten Flügel eben hebt, steigt auf zum Jungfernflug fast an derselben Stelle, wo sich im vergangenen Sommer seine Mutter niederließ.

Es war ein hübscher Anblick, die große, blumige Wiese, über die sich die Jagenden zerstreuten, die Mädchen in ihren hellen Kleidern selbst lustigen Sommervögeln ähnlich. Was ein Netz hatte auftreiben können, schwang es jubelnd über dem Haupte. Nur die Jüngsten, Urbans Zöglinge, und ihre unzertrennlichen Gefährten, die Sekundaner, verschmähten jedes Hilfsmittel außer Hut und Hand. Sie fanden sich dann schließlich, zu unlöslichem Knäuel zusammengeballt, in einer der Vertiefungen, die die ausgerobeten Stämme übriggelassen hatten, und was sie von Faltern an Onkel und Tante brachten, war so jämmerlich zerfetzt, daß es keine Gnade vor den Gestrengen fand.

Das war heute aber auch ein Falterflug auf der Waldwiese! Der Professor taumelte mit ausgebreiten Armen fassungslos umher und fühlte doch dieser Fülle der Natur gegenüber die Ohnmacht seiner Kräfte. Allein die Gattung Argynnis! Zu Hunderten schwebten sie über den Brombeerranken, die kleinen und großen Perlmutterfalter, der Silberstrich und wie sie sonst noch heißen mochten, die die ausgebreiteten Flügel leise hoben und senkten, daß man das Atemholen der kleinen Brust zu hören

meinte. Und dann die schwerfälligen Zygänen, die fest an den Skabiosen saßen, und nur zuweilen schlaftrunken von einer Blüte zur andern taumelten, die magentarotgefleckten Flügel sofort wieder über dem Sammet des Blütenkörbchens ausdehnend.

„Ein Schwalbenschwanz," rief Hanna, an Elsner vorbeieilend.

„Nein, ein Segelfalter. Sehen Sie nicht das blässere Gelb und die längeren Gabeln?" Und fort ging es, ihr nach.

Dort hatte sich zwischen Georg und Mieze um eine kleine, schwarzrote Chryseis ein Streit erhoben, wie weiland jener zwischen Achill und Agamemnon um den gleichnamigen Gegenstand, nur daß dieser friedlicher endete, denn beide Teile gaben die schöne Beute gehorsam im Hauptquartier ab.

Man jagte paarweise nach den paarweise flatternden Sommervögeln, und da Herr Hitzig kein Verlangen nach so niederer Jagd geäußert hatte, stritt sich auch niemand um den Rang eines Platzhirsches. Nur Urban irrte einsam zwischen dem Blumenmeer der Oase umher, die Botanisiertrommel als einzige Gefährtin.

Hans und Käthe hatte ihr Streifzug sogar aus der Sehweite unter die dunkellockenden Waldbäume geführt; für die Anstrengung war übrigens die mitgebrachte Beute ziemlich gering.

Allmählich fanden sich die flinken Jäger und Jägerinnen alle im Stabsquartier zusammen. Ein wenig Buschwerk und eine junge Buche gaben gerade soviel Schatten, als die langhingestreckten Gestalten brauchten. Onkel Franz hatte zwei Exemplare des Ikarus in der Hand und erklärte eben triumphierend, daß überall in der Natur das stärkere Geschlecht zugleich das schönere sei. Zum Beweise ließ er die Sonnenstrahlen auf dem blauen, weißverbrämten Atlasmäntelchen des Männchens schimmern, während Frau Clara das unscheinbare Weibchen im braunen Aschenbrödelkittelchen in Verwahrsam nahm.

„Ihr," wandte sich Onkel Franz belehrend an seine weiblichen Zuhörer, „Ihr habt nämlich nur Gelegenheit bekommen, so hübsch zu werden weil wir Männer Euch seit Jahrhunderten den Kampf mit dem Dasein abnahmen. Da konntet Ihr in Muße daheim sitzen, sammetweiche Haut und zarte Glieder pflegen, lange, goldene Haare strählen und feine Gewänder weben, während wir —"

„Auf die Bärenjagd gingen und den Auerochsen erlegten. Weißt Du, Onkel, mir scheint, Ihr wähltet das bessere Teil."

Hanna hatte den Kopf ein wenig zur Seite gedreht und sah ihn lachend an.

„Und zudem, Franz, rächt sich Euer System der Abschließung heute. Wer weiß, was die Zukunft bringt!"

„Sicher keine neue schöne Helena. Die Sorte gedeiht nun einmal nicht hinter dem Schreibtisch und auf dem Katheder."

„Das wäre kein Schade für die Menschheit."

„Aber einer für die Männer."

„Franz!"

„Ach, laß doch, Clara. Ehe die Frauenbewegung bis nach Ost-Preußen dringt! Ihr werdet noch alle Euren natürlichen Beruf erfüllen, nicht Kinder?"

Es schienen nicht wenige unter seinen jungen Zuhörern zu sein, die Lust dazu hatten, nur Frau Klara sah kopfschüttelnd von Hanna zu Elsner. Wenn sie nur hätte reden dürfen, die warmherzige Frau mit dem klaren Kopfe! Aber sie war zu klug, um nicht zu wissen, daß keine Blume sich schneller erschließt, wenn man mit ungeduldiger Hand an der Knospe rührt. Da war Elsner, den sie lieb gewonnen hatte, wie einen Sohn. Was sollte es denn bedeuten, daß er in letzter Zeit Versuche machte, sich ihrer dummen, kleinen Mieze zu nähern? War er denn so kurzsichtig, um auch durch die Brille das Mädchen nicht zu erkennen, das die Vorsehung eigens für ihn bestimmt hatte? Und das Waldfräulein? Da dehnte es behaglich den schlanken Körper auf dem warmen Heideboden, hielt die Hände unter dem Kopfe gefaltet, und richtete das haselnußbraune Gesichtchen mit dem Ausdruck vollkommenster Zufriedenheit in die Höhe, zur sonnigen Himmelsbläue hinaufblinzelnd. Nach Hangen und Bangen sahen die beiden nicht aus!

Fast zornig wollte Frau Clara auf ihren jungen Freund werden, wenn sie nicht immer wieder mit Rührung gesehen hätte, wie er mit seiner gründlichen Fachkenntnis, wie eben jetzt, hinter ihren Franz zurücktrat, ganz so, als wäre er wirklich nur dessen bescheidener Famulus.

„Sie predigen mir immer ein sicheres Auftreten," hatte Urban einmal gesagt, „aber das Beispiel geben Sie mir nicht."

„Das ist etwas anderes. Das heutige Selbstbewußtsein, das protzige Verdrängen ist mir immer nur ein Beweis hohler Köpfe gewesen —" seine Augen hatten dabei den Forstassessor gestreift — „warum aber soll ich dem alten Herren nicht das unschuldige Vergnügen gönnen, der eigenen Klugheit Weihrauch anzuzünden? Aber meine Eigenart will ich unangetastet erhalten. Mag man meine Meinung nicht teilen, so soll man sie doch achten."

„Ich danke Dir, Mieze," sagte Tante Clara, dem jungen Mädchen den Kasten mit den Schmetterlingen abnehmend, „aber durch den Garten hätte ich die Beute auch allein tragen können."

„Ich that es so gerne, Tantchen."

Sie saß in dem kühlen Zimmer und zog unentschlossen an den langen Handschuhen.

Die Frau Professor hatte den Hut abgelegt und sah sich nach dem jungen Mädchen um. Der Ausdruck von Kummer in dem frischen Gesicht that ihr weh. Sie strich begütigend über die blonden Haare und sagte zärtlich: „Wo fehlt es, Kind?"

Sofort schlang Mieze die Arme um den Hals und brach in Schluchzen aus.

„Ich bin so schrecklich unglücklich."

Die Erfahrene schloß sofort auf Liebesweh.

„Georg?"

Ein Kopfschütteln.

„Elsner?"

Dieselbe verneinende Bewegung. „Ach, Du kannst es ja nicht raten. Ich bin — ich habe — ein — ein Verhältnis mit jemand gehabt."

„Mieze!" Diesmal sprach fassungsloses Entsetzen aus dem Ruf.



sagung, der Elsner angenehm zu Herzen ging. Er bog sich zu ihr nieder. Wenn sie die Rechte war? Vier Wochen, vier sonnige, duftende Sommerwochen lagen noch vor ihm. „Glauben Sie, daß Rosen zweimal blühen können, Fräulein Mieze?“

Sie sah zu ihrem Vetter hin, der neben Haus auf dem Bock saß. „Ich weiß es sogar. Und die zweite Blüte ist die schönere.“

Elsner war entschlossen.

Da stimmte Hans ein Lied an:

„Schöß' mich ein Jäger tot
Flög' ich in ihren Schoß,
Säh sie mich freundlich an,
Gern stürb' ich dann!“

Läuschen und Wänzchen, die unter den schützenden Flügeln des mütterlichen Umschlagetuches sanft schliefen, fuhren erschrocken in die Höhe. Was war das? Aber sie beruhigten sich sofort. Das war ja die sagenhafte Landpartie! Den tragischen Schluß kannten sie zu gut. Und still schmiegten sie sich wieder unter Frau Linas Fittige. Mutterarme sind sicherer und weicher als Federbecken!

X.

Das seichte Wasser hatte sich getrübt und etwas von seiner glücklichen Klarheit verloren. Freilich, es war nur Sand, der aufgerührt wurde, nicht Geröll und Gestein; aber hübsch sah es nicht aus, wie die durchsichtige Flut auf einmal gelb und schlammig wurde. Horst Hitzig war das Karnickel. Hans, der für Elsner jetzt eine an Begeisterung grenzende Freundschaft an den Tag legte, benutzte jede Gelegenheit, um diesem zu betonen, wie glücklich er sei, sich Kathi gesichert zu haben; denn in dem Punkte traue er seinem Schwiegervater nun einmal nicht. Wenn er einen Grünrock sehe, wäre er geradezu unzurechnungsfähig. Nun könne sich Hitzig ja aber mit dem Waldfräulein begnügen.

Elsner schlug mit dem Netz unbarmherzig nach einem Diestelfalter, der über den Weg flatterte. Sie befanden sich unterwegs, um pünktlich auf der Waldwiese zu sein, wo Tante Clara, der ewigen Schaben und Motten müde, die ihre beiden Herren ihr brachten, einmal wieder eine Treibjagd in großem Stil und alter Weise veranstalten wollte.

„Kommen Sie mit ran?“ fragte Hans, als der Fußweg zur Oberförsterei abbog. „Wir gehen dann alle zusammen weiter.“

„Danke,“ sagte Elsner kurz. „Ich ziehe vor, direkt zum Stelldichein zu gehen.“

Er befand sich in denkbar schlechtester Stimmung. In den letzten Wochen hatte er niemals unter den großen Kastanien gesessen, ohne daß es Streit zwischen ihm und Hitzig gegeben hätte. Die Ursache war immer eine geringfügige, ein unweidmännischer Ausdruck oder eine mißverstandene Bezeichnung, kurz, ein kindischer Grund, und Elsner begriff später nie, wie ihn die glatte Erscheinung des Forstmannes mit dem oberflächlichen Schneid, der so siegessicher zwischen den Schwestern saß, so erregen konnte. Er schob es noch immer auf die Enttäuschung, die Käthe ihm angethan, und die ja mit dem Auftauchen des Grünen zusammenfiel; und zuweilen kam er sich in dem Gefühl getäuschter Hoffnung und verratener Liebe recht beklagenswert vor. Da that ihm nichts so wohl, wie der Anblick der kleinen Mieze. Sie schien ihn zu verstehen, sein Leid zu ahnen; denn manchmal hingen ihre blauen Augen so nachdenkend und sehnsüchtig an ihm, und der frische Mund schien nach einem Wort zu suchen, wahrscheinlich einer Kundgebung der Sympathie, die er in seiner kindlichen Schüchternheit nicht fand; denn immer wendete sie sich im letzten Augenblick errötend ab. Ja, Elsner schien es sogar, als sei sie seit dem Tage jener denkwürdigen Landpartie blässer geworden, und als liege eine düstere Schwermut über ihren Bewegungen. So fühlte er sich mehr und mehr zu ihr hingezogen, ohne daß doch das Gefühl der Bitterkeit wich, mit dem er jetzt einen Umweg um die spitzgiebelige Oberförsterei machte.

Auf der großen Waldwiese lag goldener Sonnenschein. Dort, wo die letzten Bäume standen, zog sich allein ein schmaler Streifen blaugrünen Schattens um das ausgerobete Viereck. Es mußten aber schon einige Jahre vergangen sein, seit die Holzhauer hier ihre Axt geschwungen, wenigstens waren die damals geschlagenen Wunden vernarbt. Gras, Heidekraut und Moos bedeckte den Boden, durchbrochen von dem bornigen Gesträuch der Brombeerranken, die neben den sich färbenden Früchten noch eine Fülle blauweißer Blüten trugen. Skabiosen und rote Steinnelken wucherten dort zusammen mit der kleinblütigen, tiefblauen Glockenblume; Spinnen und Käfer hasteten durch die niedere Wildnis, in der Luft aber schwirrten wie fliegende Edelsteine die Sommervögel, denen diese Oase gehörte. Denn sie sind hochkonservativ, diese geflügelten Junker. Jede neue Generation siedelt sich in der nämlichen Gegend an, und jenes Heuvögelchen, das seine zarten Flügel eben hebt, steigt auf zum Jungfernflug fast an derselben Stelle, wo sich im vergangenen Sommer seine Mutter niederließ.

Es war ein hübscher Anblick, die große, blumige Wiese, über die sich die Jagenden zerstreuten, die Mädchen in ihren hellen Kleidern selbst lustigen Sommervögeln ähnlich. Was ein Netz hatte auftreiben können, schwang es jubelnd über dem Haupte. Nur die Jüngsten, Urbans Zöglinge, und ihre unzertrennlichen Gefährten, die Sekundaner, verschmähten jedes Hilfsmittel außer Hut und Hand. Sie fanden sich dann schließlich, zu unlöslichem Knäuel zusammengeballt, in einer der Vertiefungen, die die ausgerobeten Stämme übriggelassen hatten, und was sie von Faltern an Onkel und Tante brachten, war so jämmerlich zerfetzt, daß es keine Gnade vor den Gestrengen fand.

Das war heute aber auch ein Falterflug auf der Waldwiese! Der Professor taumelte mit ausgebreiten Armen fassungslos umher und fühlte doch dieser Fülle der Natur gegenüber die Ohnmacht seiner Kräfte. Allein die Gattung Argynnis! Zu Hunderten schwebten sie über den Brombeerranken, die kleinen und großen Perlmutterfalter, der Silberstrich und wie sie sonst noch heißen mochten, die die ausgebreiteten Flügel leise hoben und senkten, daß man das Atemholen der kleinen Brust zu hören

meinte. Und dann die schwerfälligen Zygänen, die fest an den Skabiosen saßen, und nur zuweilen schlaftrunken von einer Blüte zur andern taumelten, die magentarotgefleckten Flügel sofort wieder über dem Sammet des Blütenkörbchens ausdehnend.

„Ein Schwalbenschwanz," rief Hanna, an Elsner vorbeieilend.

„Nein, ein Segelfalter. Sehen Sie nicht das blässere Gelb und die längeren Gabeln?" Und fort ging es, ihr nach.

Dort hatte sich zwischen Georg und Mieze um eine kleine, schwarzrote Chryseis ein Streit erhoben, wie weiland jener zwischen Achill und Agamemnon um den gleichnamigen Gegenstand, nur daß dieser friedlicher endete, denn beide Teile gaben die schöne Beute gehorsam im Hauptquartier ab.

Man jagte paarweise nach den paarweise flatternden Sommervögeln, und da Herr Hitzig kein Verlangen nach so niederer Jagd geäußert hatte, stritt sich auch niemand um den Rang eines Platzhirsches. Nur Urban irrte einsam zwischen dem Blumenmeer der Oase umher, die Botanisiertrommel als einzige Gefährtin.

Hans und Käthe hatte ihr Streifzug sogar aus der Sehweite unter die dunkellockenden Waldbäume geführt; für die Anstrengung war übrigens die mitgebrachte Beute ziemlich gering.

Allmählich fanden sich die flinken Jäger und Jägerinnen alle im Stabsquartier zusammen. Ein wenig Buschwerk und eine junge Buche gaben gerade soviel Schatten, als die langhingestreckten Gestalten brauchten. Onkel Franz hatte zwei Exemplare des Ikarus in der Hand und erklärte eben triumphierend, daß überall in der Natur das stärkere Geschlecht zugleich das schönere sei. Zum Beweise ließ er die Sonnenstrahlen auf dem blauen, weißverbrämten Atlasmäntelchen des Männchens schimmern, während Frau Clara das unscheinbare Weibchen im braunen Aschenbrödelkittelchen in Verwahrsam nahm.

„Ihr," wandte sich Onkel Franz belehrend an seine weiblichen Zuhörer, „Ihr habt nämlich nur Gelegenheit bekommen, so hübsch zu werden weil wir Männer Euch seit Jahrhunderten den Kampf mit dem Dasein abnahmen. Da konntet Ihr in Muße daheim sitzen, sammetweiche Haut und zarte Glieder pflegen, lange, goldene Haare strählen und feine Gewänder weben, während wir —"

„Auf die Bärenjagd gingen und den Auerochsen erlegten. Weißt Du, Onkel, mir scheint, Ihr wähltet das bessere Teil."

Hanna hatte den Kopf ein wenig zur Seite gedreht und sah ihn lachend an.

„Und zudem, Franz, rächt sich Euer System der Abschließung heute. Wer weiß, was die Zukunft bringt!"

„Sicher keine neue schöne Helena. Die Sorte gedeiht nun einmal nicht hinter dem Schreibtisch und auf dem Katheder."

„Das wäre kein Schade für die Menschheit."

„Aber einer für die Männer."

„Franz!"

„Ach, laß doch, Clara. Ehe die Frauenbewegung bis nach Ost-Preußen dringt! Ihr werdet noch alle Euren natürlichen Beruf erfüllen, nicht Kinder?"

Es schienen nicht wenige unter seinen jungen Zuhörern zu sein, die Lust dazu hatten, nur Frau Klara sah kopfschüttelnd von Hanna zu Elsner. Wenn sie nur hätte reden dürfen, die warmherzige Frau mit dem klaren Kopfe! Aber sie war zu klug, um nicht zu wissen, daß keine Blume sich schneller erschließt, wenn man mit ungeduldiger Hand an der Knospe rührt. Da war Elsner, den sie lieb gewonnen hatte, wie einen Sohn. Was sollte es denn bedeuten, daß er in letzter Zeit Versuche machte, sich ihrer dummen, kleinen Mieze zu nähern? War er denn so kurzsichtig, um auch durch die Brille das Mädchen nicht zu erkennen, das die Vorsehung eigens für ihn bestimmt hatte? Und das Waldfräulein? Da dehnte es behaglich den schlanken Körper auf dem warmen Heideboden, hielt die Hände unter dem Kopfe gefaltet, und richtete das haselnussbraune Gesichtchen mit dem Ausdruck vollkommenster Zufriedenheit in die Höhe, zur sonnigen Himmelsbläue hinaufblinzelnd. Nach Hangen und Bangen sahen die beiden nicht aus!

Fast zornig wollte Frau Clara auf ihren jungen Freund werden, wenn sie nicht immer wieder mit Rührung gesehen hätte, wie er mit seiner gründlichen Fachkenntnis, wie eben jetzt, hinter ihren Franz zurücktrat, ganz so, als wäre er wirklich nur dessen bescheidener Famulus.

„Sie predigen mir immer ein sicheres Auftreten," hatte Urban einmal gesagt, „aber das Beispiel geben Sie mir nicht."

„Das ist etwas anderes. Das heutige Selbstbewußtsein, das protzige Verdrängen ist mir immer nur ein Beweis hohler Köpfe gewesen —" seine Augen hatten dabei den Forstassessor gestreift — „warum aber soll ich dem alten Herren nicht das unschuldige Vergnügen gönnen, der eigenen Klugheit Weihrauch anzuzünden? Aber meine Eigenart will ich unangetastet erhalten. Mag man meine Meinung nicht teilen, so soll man sie doch achten."

„Ich danke Dir, Mieze," sagte Tante Clara, dem jungen Mädchen den Kasten mit den Schmetterlingen abnehmend, „aber durch den Garten hätte ich die Beute auch allein tragen können."

„Ich that es so gerne, Tantchen."

Sie saß in dem kühlen Zimmer und zog unentschlossen an den langen Handschuhen.

Die Frau Professor hatte den Hut abgelegt und sah sich nach dem jungen Mädchen um. Der Ausdruck von Kummer in dem frischen Gesicht that ihr weh. Sie strich begütigend über die blonden Haare und sagte zärtlich: „Wo fehlt es, Kind?"

Sofort schlang Mieze die Arme um den Hals und brach in Schluchzen aus.

„Ich bin so schrecklich unglücklich."

Die Erfahrene schloß sofort auf Liebesweh.

„Georg?"

Ein Kopfschütteln.

„Elsner?"

Dieselbe verneinende Bewegung. „Ach, Du kannst es ja nicht raten. Ich bin — ich habe — ein — ein Verhältnis mit jemand gehabt."

„Mieze!" Diesmal sprach fassungsloses Entsetzen aus dem Ruf.

sagung, der Elsner angenehm zu Herzen ging. Er bog sich zu ihr nieder. Wenn sie die Rechte war? Vier Wochen, vier sonnige, duftende Sommerwochen lagen noch vor ihm. „Glauben Sie, daß Rosen zweimal blühen können, Fräulein Mieze?“

Sie sah zu ihrem Vetter hin, der neben Haus auf dem Bock saß. „Ich weiß es sogar. Und die zweite Blüte ist die schönere.“

Elsner war entschlossen.

Da stimmte Hans ein Lied an:

„Schöß' mich ein Jäger tot
Flög' ich in ihren Schoß,
Säh sie mich freundlich an,
Gern stürb' ich dann!“

Läuschen und Wänzchen, die unter den schützenden Flügeln des mütterlichen Umschlagetuches sanft schliefen, fuhren erschrocken in die Höhe. Was war das? Aber sie beruhigten sich sofort. Das war ja die sagenhafte Landpartie! Den tragischen Schluß kannten sie zu gut. Und still schmiegten sie sich wieder unter Frau Linas Fittige. Mutterarme sind sicherer und weicher als Federbecken!

X.

Das seichte Wasser hatte sich getrübt und etwas von seiner glücklichen Klarheit verloren. Freilich, es war nur Sand, der aufgerührt wurde, nicht Geröll und Gestein; aber hübsch sah es nicht aus, wie die durchsichtige Flut auf einmal gelb und schlammig wurde. Horst Hitzig war das Karnickel. Hans, der für Elsner jetzt eine an Begeisterung grenzende Freundschaft an den Tag legte, benutzte jede Gelegenheit, um diesem zu betonen, wie glücklich er sei, sich Kathi gesichert zu haben; denn in dem Punkte traue er seinem Schwiegervater nun einmal nicht. Wenn er einen Grünrock sehe, wäre er geradezu unzurechnungsfähig. Nun könne sich Hitzig ja aber mit dem Waldfräulein begnügen.

Elsner schlug mit dem Netz unbarmherzig nach einem Diestelfalter, der über den Weg flatterte. Sie befanden sich unterwegs, um pünktlich auf der Waldwiese zu sein, wo Tante Clara, der ewigen Schaben und Motten müde, die ihre beiden Herren ihr brachten, einmal wieder eine Treibjagd in großem Stil und alter Weise veranstalten wollte.

„Kommen Sie mit ran?“ fragte Hans, als der Fußweg zur Oberförsterei abbog. „Wir gehen dann alle zusammen weiter.“

„Danke,“ sagte Elsner kurz. „Ich ziehe vor, direkt zum Stelldichein zu gehen.“

Er befand sich in denkbar schlechtester Stimmung. In den letzten Wochen hatte er niemals unter den großen Kastanien gesessen, ohne daß es Streit zwischen ihm und Hitzig gegeben hätte. Die Ursache war immer eine geringfügige, ein unweidmännischer Ausdruck oder eine mißverstandene Bezeichnung, kurz, ein kindischer Grund, und Elsner begriff später nie, wie ihn die glatte Erscheinung des Forstmannes mit dem oberflächlichen Schneid, der so siegessicher zwischen den Schwestern saß, so erregen konnte. Er schob es noch immer auf die Enttäuschung, die Käthe ihm angethan, und die ja mit dem Auftauchen des Grünen zusammenfiel; und zuweilen kam er sich in dem Gefühl getäuschter Hoffnung und verratener Liebe recht beklagenswert vor. Da that ihm nichts so wohl, wie der Anblick der kleinen Mieze. Sie schien ihn zu verstehen, sein Leid zu ahnen; denn manchmal hingen ihre blauen Augen so nachdenkend und sehnsüchtig an ihm, und der frische Mund schien nach einem Wort zu suchen, wahrscheinlich einer Kundgebung der Sympathie, die er in seiner kindlichen Schüchternheit nicht fand; denn immer wendete sie sich im letzten Augenblick errötend ab. Ja, Elsner schien es sogar, als sei sie seit dem Tage jener denkwürdigen Landpartie blässer geworden, und als liege eine düstere Schwermut über ihren Bewegungen. So fühlte er sich mehr und mehr zu ihr hingezogen, ohne daß doch das Gefühl der Bitterkeit wich, mit dem er jetzt einen Umweg um die spitzgiebelige Oberförsterei machte.

Auf der großen Waldwiese lag goldener Sonnenschein. Dort, wo die letzten Bäume standen, zog sich allein ein schmaler Streifen blaugrünen Schattens um das ausgerodete Viereck. Es mußten aber schon einige Jahre vergangen sein, seit die Holzhauer hier ihre Axt geschwungen, wenigstens waren die damals geschlagenen Wunden vernarbt. Gras, Heidekraut und Moos bedeckte den Boden, durchbrochen von dem bornigen Gesträuch der Brombeerranken, die neben den sich färbenden Früchten noch eine Fülle blauweißer Blüten trugen. Skabiosen und rote Steinnelken wucherten dort zusammen mit der kleinblütigen, tiefblauen Glockenblume; Spinnen und Käfer hasteten durch die niedere Wildnis, in der Luft aber schwirrten wie fliegende Edelsteine die Sommervögel, denen diese Oase gehörte. Denn sie sind hochkonservativ, diese geflügelten Junker. Jede neue Generation siedelt sich in der nämlichen Gegend an, und jenes Heuvögelchen, das seine zarten Flügel eben hebt, steigt auf zum Jungfernflug fast an derselben Stelle, wo sich im vergangenen Sommer seine Mutter niederließ.

Es war ein hübscher Anblick, die große, blumige Wiese, über die sich die Jagenden zerstreuten, die Mädchen in ihren hellen Kleidern selbst lustigen Sommervögeln ähnlich. Was ein Netz hatte auftreiben können, schwang es jubelnd über dem Haupte. Nur die Jüngsten, Urbans Zöglinge, und ihre unzertrennlichen Gefährten, die Sekundaner, verschmähten jedes Hilfsmittel außer Hut und Hand. Sie fanden sich dann schließlich, zu unlöslichem Knäuel zusammengeballt, in einer der Vertiefungen, die die ausgerodeten Stämme übriggelassen hatten, und was sie von Faltern an Onkel und Tante brachten, war so jämmerlich zerfetzt, daß es keine Gnade vor den Gestrengen fand.

Das war heute aber auch ein Falterflug auf der Waldwiese! Der Professor taumelte mit ausgebreiten Armen fassungslos umher und fühlte doch dieser Fülle der Natur gegenüber die Ohnmacht seiner Kräfte. Allein die Gattung Argynnis! Zu Hunderten schwebten sie über den Brombeerranken, die kleinen und großen Perlmutterfalter, der Silberstrich und wie sie sonst noch heißen mochten, die die ausgebreiteten Flügel leise hoben und senkten, daß man das Atemholen der kleinen Brust zu hören

meinte. Und dann die schwerfälligen Zygänen, die fest an den Skabiosen saßen, und nur zuweilen schlaftrunken von einer Blüte zur andern taumelten, die magentarotgefleckten Flügel sofort wieder über dem Sammet des Blütenkörbchens ausdehnend.

„Ein Schwalbenschwanz," rief Hanna, an Elsner vorbeieilend.

„Nein, ein Segelfalter. Sehen Sie nicht das blässere Gelb und die längeren Gabeln?" Und fort ging es, ihr nach.

Dort hatte sich zwischen Georg und Mieze um eine kleine, schwarzrote Chryseis ein Streit erhoben, wie weiland jener zwischen Achill und Agamemnon um den gleichnamigen Gegenstand, nur daß dieser friedlicher endete, denn beide Teile gaben die schöne Beute gehorsam im Hauptquartier ab.

Man jagte paarweise nach den paarweise flatternden Sommervögeln, und da Herr Hitzig kein Verlangen nach so niederer Jagd geäußert hatte, stritt sich auch niemand um den Rang eines Platzhirsches. Nur Urban irrte einsam zwischen dem Blumenmeer der Oase umher, die Botanisiertrommel als einzige Gefährtin.

Hans und Käthe hatte ihr Streifzug sogar aus der Sehweite unter die dunkellockenden Waldbäume geführt; für die Anstrengung war übrigens die mitgebrachte Beute ziemlich gering.

Allmählich fanden sich die flinken Jäger und Jägerinnen alle im Stabsquartier zusammen. Ein wenig Buschwerk und eine junge Buche gaben gerade soviel Schatten, als die langhingestreckten Gestalten brauchten. Onkel Franz hatte zwei Exemplare des Ikarus in der Hand und erklärte eben triumphierend, daß überall in der Natur das stärkere Geschlecht zugleich das schönere sei. Zum Beweise ließ er die Sonnenstrahlen auf dem blauen, weißverbrämten Atlasmäntelchen des Männchens schimmern, während Frau Clara das unscheinbare Weibchen im braunen Aschenbrödelkittelchen in Verwahrsam nahm.

„Ihr," wandte sich Onkel Franz belehrend an seine weiblichen Zuhörer, „Ihr habt nämlich nur Gelegenheit bekommen, so hübsch zu werden weil wir Männer Euch seit Jahrhunderten den Kampf mit dem Dasein abnahmen. Da konntet Ihr in Muße daheim sitzen, sammetweiche Haut und zarte Glieder pflegen, lange, goldene Haare strählen und feine Gewänder weben, während wir —"

„Auf die Bärenjagd gingen und den Auerochsen erlegten. Weißt Du, Onkel, mir scheint, Ihr wähltet das bessere Teil."

Hanna hatte den Kopf ein wenig zur Seite gedreht und sah ihn lachend an.

„Und zudem, Franz, rächt sich Euer System der Abschließung heute. Wer weiß, was die Zukunft bringt!"

„Sicher keine neue schöne Helena. Die Sorte gedeiht nun einmal nicht hinter dem Schreibtisch und auf dem Katheder."

„Das wäre kein Schade für die Menschheit."

„Aber einer für die Männer."

„Franz!"

„Ach, laß doch, Clara. Ehe die Frauenbewegung bis nach Ost-Preußen dringt! Ihr werdet noch alle Euren natürlichen Beruf erfüllen, nicht Kinder?"

Es schienen nicht wenige unter seinen jungen Zuhörern zu sein, die Lust dazu hatten, nur Frau Klara sah kopfschüttelnd von Hanna zu Elsner. Wenn sie nur hätte reden dürfen, die warmherzige Frau mit dem klaren Kopfe! Aber sie war zu klug, um nicht zu wissen, daß keine Blume sich schneller erschließt, wenn man mit ungeduldiger Hand an der Knospe rührt. Da war Elsner, den sie lieb gewonnen hatte, wie einen Sohn. Was sollte es denn bedeuten, daß er in letzter Zeit Versuche machte, sich ihrer dummen, kleinen Mieze zu nähern? War er denn so kurzsichtig, um auch durch die Brille das Mädchen nicht zu erkennen, das die Vorsehung eigens für ihn bestimmt hatte? Und das Waldfräulein? Da dehnte es behaglich den schlanken Körper auf dem warmen Heideboden, hielt die Hände unter dem Kopfe gefaltet, und richtete das haselnussbraune Gesichtchen mit dem Ausdruck vollkommenster Zufriedenheit in die Höhe, zur sonnigen Himmelsbläue hinaufblinzelnd. Nach Hangen und Bangen sahen die beiden nicht aus!

Fast zornig wollte Frau Clara auf ihren jungen Freund werden, wenn sie nicht immer wieder mit Rührung gesehen hätte, wie er mit seiner gründlichen Fachkenntnis, wie eben jetzt, hinter ihren Franz zurücktrat, ganz so, als wäre er wirklich nur dessen bescheidener Famulus.

„Sie predigen mir immer ein sicheres Auftreten," hatte Urban einmal gesagt, „aber das Beispiel geben Sie mir nicht."

„Das ist etwas anderes. Das heutige Selbstbewußtsein, das protzige Verdrängen ist mir immer nur ein Beweis hohler Köpfe gewesen —" seine Augen hatten dabei den Forstassessor gestreift — „warum aber soll ich dem alten Herren nicht das unschuldige Vergnügen gönnen, der eigenen Klugheit Weihrauch anzuzünden? Aber meine Eigenart will ich unangetastet erhalten. Mag man meine Meinung nicht teilen, so soll man sie doch achten."

„Ich danke Dir, Mieze," sagte Tante Clara, dem jungen Mädchen den Kasten mit den Schmetterlingen abnehmend, „aber durch den Garten hätte ich die Beute auch allein tragen können."

„Ich that es so gerne, Tantchen."

Sie saß in dem kühlen Zimmer und zog unentschlossen an den langen Handschuhen.

Die Frau Professor hatte den Hut abgelegt und sah sich nach dem jungen Mädchen um. Der Ausdruck von Kummer in dem frischen Gesicht that ihr weh. Sie strich begütigend über die blonden Haare und sagte zärtlich: „Wo fehlt es, Kind?"

Sofort schlang Mieze die Arme um den Hals und brach in Schluchzen aus.

„Ich bin so schrecklich unglücklich."

Die Erfahrene schloß sofort auf Liebesweh.

„Georg?"

Ein Kopfschütteln.

„Elsner?"

Dieselbe verneinende Bewegung. „Ach, Du kannst es ja nicht raten. Ich bin — ich habe — ein — ein Verhältnis mit jemand gehabt."

„Mieze!" Diesmal sprach fassungsloses Entsetzen aus dem Ruf.

„Und nun will ich die Briefe zurückhaben."

Frau Klara atmete auf. Es handelt sich also nur um Briefe! „Erzähle, Mieze."

Die Schuldige setzte sich auf ein Bänkchen, verbarg das Köpfchen wie der Vogel Strauß, und gab nun mit Thränen, aber wahrheitsgetreu, eine Geschichte ihrer so romantisch begonnenen und so realistisch beendeten Schwärmerei. Frau Claras Züge hellten sich immer mehr auf, ein feines Lächeln erschien auf ihnen; ja, zum Schluß, als die junge Stimme immer stockender wurde, als sie das Wort, dieses entsetzliche Wort, das für Mieze Schlimmeres bedeutete, als ein Königsmord, fast erraten mußte, hatte sie Mühe, einen Ausbruch der Heiterkeit zu unterdrücken.

„Was soll ich nur beginnen," fragte die jugendliche Sünderin, schon erleichtert durch die Beichte.

„Ist die Sache denn nicht zu Ende?"

„Ja. Aber meine Briefe? Ich muß sie wieder haben!"

„Das kann doch keine Schwierigkeiten machen —"

„Doch, Tante, doch. Der Mensch giebt sie nicht."

„Hast Du denn schon einen Versuch gemacht?"

„Gewiß. Gleich am folgenden Tage schickte ich ihm sein blödsinniges Geschreibsel zurück und bat um das meinige."

Wieder mußte Frau Clara bei dieser unfreiwilligen Kritik ein Lächeln unterdrücken. „Und er?"

„Schrieb mir, er wolle, ‚diese Götterdämmerung seiner Leidenschaft' mit ins Grab nehmen."

„War das der gewöhnliche Ton Eures Briefwechsels?"

„O Tante, spotte nicht. Ich bin bestraft genug."

„Siehst Du es ein?"

Die Thränen kamen wieder.

„Aber bedenke doch, wenn er Papa —"

„Mieze, traust Du dem Menschen diese Niedrigkeit zu?"

„Ich traue diesem Menschen alles zu!"

O Mieze! Wie tief war Dein Bogumil in Deiner Wertschätzung gesunken!

„Ja dann müssen wir diese Briefe freilich wieder haben und einen der Herren hinschicken."

„Das dachte ich auch. Ich habe Elsner schon immer bitten wollen —"

„Warum nicht lieber Georg?"

Mieze fuhr auf. „Ich würde vor Scham sterben, wenn Georg auch nur das mindeste von dem allen erführe."

Frau Clara sah immer klarer.

„Also Elsner. Ich übernehme die Sache."

Eine stürmische Dankesscene folgte, und Frau Clara sah dem enteilenden Mädchen lächelnd nach.

„Wollen Sie mir eine Besorgung machen, lieber Elsner?" fragte sie ein paar Tage später, als sie hörte, daß er mit dem Rittmeister und Baumann nach der Stadt fahren würde.

„Mit dem allergrößten Vergnügen."

„Oder vielmehr, wollen Sie Mieze Brüning einen Dienst erweisen?"

„Das Vergnügen bliebe dasselbe. Warum bittet mich aber Fräulein Brüning nicht selbst?"

Möglichst harmlos, mit der heiteren Anmut der lebenserfahrenen Frau trug sie den heiklen Fall vor; aber Elsners Gesicht wurde bedenklich lang, je weiter sie sprach.

„Also müssen wir dem lieben Ding helfen, das steht fest."

„Ihr Vertrauen ehrt mich. Doch warum schenken Sie es nicht lieber Herrn Baumann, der als Vetter der jungen Dame doch der natürliche Beschützer ist?"

Sollte er wirklich Absichten auf Mieze haben? Seine Worte klangen empfindlich. Nun, so war es ihre Pflicht, ihm reinen Wein einzuschenken.

„Weil — Sie zwingen mich, Ihnen ein Familiengeheimnis anzuvertrauen — weil eben Georg Baumann hier halb und halb auf der Brautschau ist."

Elsner wandte sich ab und trommelte etwas wie einen Sturmmarsch an die Fensterscheibe. „Ist es Sitte, daß man in Ostpreußen schon Kinder verlobt?"

„Sitte? Das ist doch ein Einzelfall. Oder haben Sie —"

„Ich habe gar nichts, gnädige Frau. Die bewußten Briefe lege ich natürlich am Nachmittag in Ihre Hände. Wie heißt denn der Mensch?"

„Bogumil Apfelbaum!"

„Pfui Teufel!"

„Ja, schön klingt es nicht. Übrigens bin ich überzeugt, daß der schmachtende Seladon Ihnen die Briefe gutwillig giebt. Ich ließe Sie sonst nicht hin, lieber Elsner."

Sie streckte ihm mit dem liebenswürdigen Lächeln, das ihr so gut stand, die Hand hin. Er zog sie, schon halb besiegt, an die Lippen.

„Und wenn er mich nun doch fordert, dieser Bogumil Apfelbaum?"

„Auf Pillen oder Pastillen? So bringen Sie mir eine Schachtel Emser mit. Reugeld müssen wir zahlen!"

So fuhr er denn mit dem Rittmeister und Baumann zur Stadt. Wenn es irgend eine Gottheit gab, die sich der Liebenden annahm, so mußte er dieselbe tödlich beleidigt haben; denn offenbar stellte sie sich nicht nur seinen Wünschen feindlich gegenüber, nein, sie legte ihre Lilienfinger noch voll Schadenfreude an das klassische Näschen und verspottete ihn obendrein.

Die Apotheke zum Engel war nicht zu verfehlen. Sie war eines der wenigen anständigen Häuser am Markt, und der Engel war so glänzend vergoldet, daß dem jungen Gelehrten sofort Hermann und Dorothea und der gesprächige Hausfreund einfielen. Er ging durch den großen, dämmerigen Hausflur und trat durch die bunte Glasthür in das Allerheiligste. Ein betäubender Geruch von Kamillen, Pfefferminz und Karbol schlug ihm entgegen.

Während er seine Pastillen wählte, sah er sich flüchtig um. Die Thür nach dem Laboratorium war geschlossen. Es war niemand in dem Raume, als der semmelblonde Jüngling, der ihn bediente und ihm eben das unsäglich nichtssagende Gesicht mit den fehlenden Augenbrauen und der breiten Hundenase zukehrte.

„Herr Bogumil Apfelbaum?"

„Zu dienen."



Elsner war nicht eitel; aber schließlich war er — ein Mann. Dieser Salbentopf da vor ihm hatte es gewagt, die Augen zu Mieze Brüning zu erheben, die er selbst —!

Unter diesem Eindruck forderte er die Briefe, kühl und geschäftsmäßig, sogar ein wenig von oben herab.

Die Gewohnheitsbewegung, mit der Bogumil über das rosa Papier strich, dem er die Pastillen anvertrauen wollte, blieb unvollendet. „Mein Herr," formten die erblaßten Lippen.

Elsner wiederholte seine Forderung, noch kürzer, fast im Tone des Befehls.

Aber Bogumil hatte sich jetzt gefaßt. Er trat einen Schritt zurück, legte die Rechte auf eine der weißen Büchsen mit der Aufschrift: Bullrich Salz, und sagte pathetisch: „Mit welchem Rechte, mein Herr, mischen Sie sich in die Angelegenheit zweier Herzen, die —"

„Keine Phrasen, die Briefe!"

„Nur über meine Leiche," rief der Edle, die andere Hand auf eine Flasche Ricinusöl legend.

Elsner rückte hochmütig an seinem Kneifer. „Es steht Ihnen frei, sich unter den vielen Mitteln zur Verkürzung des Lebens, über die sie hier verfügen —" sein Blick irrte über die nach alter Sitte mit dem Totenkopf und drei Kreuzen beklebten Flaschen an den Wänden — „das angenehmste auszusuchen. Aber erst nach Auslieferung der Briefe."

Eine kurze Pause.

„Oder soll ich den Herrn Rittmeister bitten, die Interessen seiner Tochter selber —"

Das wirkte. Bogumil war blaß geworden. Seine großen, roten Hände griffen nach seinem Herzen. Dann zog er einen Schlüssel hervor, öffnete eine Schublade, nahm ein umfangreiches Paket hervor und sagte: „Nehmen Sie, und sagen Sie ihr, sie hätte mein Herz gebrochen!" —

Wie Elsner dem Hotel wieder zuschritt, sah er vor einem Hause, das die Aufschrift: Leihbibliothek trug, den kleinen Korbwagen des Oberförsters halten. Ein Kutscher war nicht zu sehen. Das behäbige Pferdchen, das mit gesenktem Kopfe dastand, hegte wohl keine Fluchtgedanken.

Da stieg auch Hanna Brandt die holperigen Stufen herunter und trat zum Wagen. Als sie den Doktor sah, reichte sie ihm die Hand, die in einem derben Fahrhandschuh steckte. „Sind Sie mit drin? Ich sah den Wagen des Rittmeisters vor dem Gasthause."

„Ja, ich hatte Geschäfte. Und Sie? Ganz allein, wie es scheint?"

„Mit dem alten Rüpel. Die Braunen hat der Forstassessor."

Elsner ließ ihre Hand, die er noch gehalten, fallen. Der Name verdarb ihm allemal die Laune. „Und das alles um einen so alten Schmöker," fragte er spöttisch.

Das Waldfräulein hob die klaren, grauen Augen auf. Das war kein seichtes Wasser, es schien Elsner, als könne er tief, tief auf den Grund eines Waldsees schauen.

„Es ist eine Geschichte der Ästhetik. Ich — ich möchte gerne lernen, was schön ist."

Es stieg ihm heiß zum Herzen auf, und er vergaß die Antwort.

Da warf das Waldkind, das sich sein Schweigen wohl falsch deutete, trotzig den Kopf zurück. „Was kann es schließlich auch sein, gegen die Kiefern, und die Heide, und den Vogelsang?" Damit sprang sie in das Wägelchen, grüßte mit der Peitsche und trieb das Pferdchen an.

Er sah ihr nach. „Unsinn," murmelte er, „vielleicht schreibt sie sich mit einem Weinreisenden, ehe sie den Grünrock heiratet. Nein, mit den Weibern bin ich fertig!" —

Ob aber seine Gedanken bei der Heimfahrt den Insekten allein gehörten, ist doch noch fraglich. Als der Wagen gegen einen Stein fuhr, und er aufschreckte, hörte er, daß der Rittmeister mitten in einer Kriegsgeschichte war.

„Also, er weinte und jammerte und behauptete, meine Leute hätten ihm siebzehntausend Francs gestohlen. Er hätte das Geld, wahrscheinlich vor den Geierklauen der Prussiens, hinter einem Balken auf dem Boden versteckt, und nun — perdu! Nun, ich mußte meinen Skat im Stich lassen, mein Eichel-Solo verwerfen — und damals spielten wir nicht um Bleiknöpfe, wie jetzt — und mit ihm mitgehen. Ich fand meine Leute, von denen einige offenbar schon geschlafen hatten, verdrießlich um den Tisch sitzen. Auf meine Frage, wie sich preußische Dragoner zu Dieben erniedrigen können, schwören sie hoch und teuer, bei dem Manne auch nicht einen Sous gesehen zu haben. Wir ziehen in feierlichem Zuge nach oben, der jammernde Besitzer voran, und wie ich nur die Hand nach der bezeichneten Stelle ausstrecke, finde ich die Tausendfrancbillets."

„War er wirklich im Besitze des angegebenen Vermögens?"

„Sein ärmliches Aussehen hatte mich zweifeln lassen. Später erfuhr ich, daß auch der Anspruchsloseste mitunter einen Spargroschen von nicht unbedeutender Höhe hatte. Es ist das eben ein Gegenbeweis der mangelnden ökonomischen Begabung unseres Volkes."

„War die Furcht vor Erpressungen oder Diebstählen denn gerechtfertigt?"

„Ob nicht hin und wieder einer genommen hat, was er kriegen konnte, dafür will ich mich nicht verbürgen. Im allgemeinen machte das schon die strenge Disciplin unmöglich. Diesem prügelte ich übrigens den Glauben an deutsche Rechtschaffenheit mit der flachen Klinge ein."

Der Rittmeister hatte brillant abgeschnitten, da kam der Grenzbaum, der ihm Stillschweigen auferlegte.

So fuhren sie durch die Felder mit den Erdäpfeln, aus deren rundlicher Fülle man auf die Klugheit der Landwirte zurückschließt.

Noch war das Kraut nicht trocken, die Herbstnebel waren noch nicht über das Land gezogen und hatten Pflaumen und Weinbeeren angehaucht; aber lange währte es nicht mehr, auch bis zu dieser letzten Ernte.

Elsner hatte die Briefe auf Frau Claras Nähtisch gelegt. Jetzt schritt er unter den Linden auf und nieder, die den Vorgarten von der Landstraße

trennten. Dämmerung kroch scheu und leise unter die rauschenden Gipfel. Aus dem Wirtschaftshause wurde für die heimkehrenden Knechte das Abendbrot gerüstet.

Der Doktor stand an der Pforte und sah zu, wie die letzten Arbeitswagen über die Schwelle der Einfahrt auf den Hof polterten. Und nun erscholl aus der Ferne eine schwermütige Melodie. Auf der staubigen Straße, die sich wie ein helles Band in der rasch sinkenden Dunkelheit abhob, kamen die Schnitter und Schnitterinnen daher. Als sie an der niedrigen Mauer des Vorgartens vorbeigingen, verstand Elsner auch die Worte:

Sie ist mir nicht gestorben,
Sie blüht noch frisch und rot,
Sie ist mir untreu geworden,
Viel schlimmer noch, wie tot!

Deutlich unterschied er den schluchzenden Jauchzer, mit dem die Frauenstimmen das Wort „untreu“ hervorzuheben schienen, daß es noch eine Weile später zitternd in der Luft schwebte.

Untreu? Wie kann man untreu werden, wenn nie Treue abverlangt wurde? Mochten sie doch alle glücklich werden, Hans und Kathi, Mieze und Georg, und das Waldfräulein mit seinem Grünspecht. Er lachte bitter. Wahrlich, es war eine gesegnete Gegend hier!

Da fuhr der Jagdwagen des Oberförsters vorbei. Er unterschied nicht vielmehr, als eine menschliche Gestalt, zwei Flintenläufe und die Silhouette eines Hundes auf dem Bock.

Und Willy Elsner, der friedliche Käferdoktor, den nur Wasserspinnen ins Feuchte locken konnten, hatte plötzlich Lust, sich Hitzig entgegenzuwerfen und ihm zuzurufen: Du oder ich! Einer nur verläßt lebend diesen Platz!

Und das alles mit der traurigen Gewißheit, daß er wahrscheinlich dieser eine nicht sein würde!

XI.

Draußen bereitete man sich indessen vor, den dritten Gast zu empfangen, den jedes Jahr aus seinen ewigen Thoren zur Erde läßt, den Herbst. Er kam mit den freundlichen, stillen Mienen des gereiften Mannes, und noch sah es niemand dieser Reckengestalt an, daß sie ihre Kraft ebenso gut in den Dienst des Zerstreuens, wie in den des Sammelns stellen konnte, daß dieser würzige Atem, in dessen leisem Hauch die reife Frucht sich langsam vom Baume löste und schwer zur Erde fiel, zum Sturmwind werden konnte, der der alten Mutter Erde die letzten, kärglichen Gewandreste unbarmherzig von den Gliedern riß, die Arme dem erstarrenden Froste preisgebend.

Und dann kamen eines Tages die Herbstnebel, und nach ihnen die Schnitter, die die Kartoffeln herausnahmen. Der Rittmeister und Georg, sein Adjutant, kamen den ganzen Tag nicht aus dem Sattel, und in der Brennerei wurde der Spiritusgehalt geprüft und die großen Kessel gereinigt.

So rüstete alles zur Winterkampagne, und auch Frau Lina Brüning griff nach dem Feldherrnstabe. Hätte sie die Tante von David Copperfield gekannt, die ihr ganzes Leben dem Kampfe mit jenen hartnäckigen Eseln widmete, die immer wieder über ihren frischgrünen Rasen trotteten, sie würde vielleicht Trost im gemeinsamen Leid gefunden haben. So aber rieb sie sich einfach auf im Kampfe gegen die Dorfgänse.

Mit den ersten springenden Knospen waren die gelben Federkugeln auf dem Anger erschienen, und die Alte hatte einen langen Hals gemacht und ihre Gosselchen zischend verteidigt. Die zogen die zarten Grashalme heraus und brachen die frühen, neugierigen Gänseblümchen, die schon so weiß und rosig aus dem Anger hervorsproßten. Der Hütejunge lag auf dem Bauch im Sonnenschein, und alles war Lenz und Freude.

Doch die Zeit war lange vorbei. Aus den jungen Gosselchen waren alte Gänse geworden, die fett werden wollten, weil das ihr Beruf war.

Dazu brauchten sie nun freilich nahrhaftere Kost, als die kleinen Blumen, auf die ihr Name sie hinwies. Die standen noch immer auf dem Anger zwischen dem trockenen Gras, halb verdeckt von den welken Blättern. Und sie sahen noch ebenso weiß und rosig, ebenso kindlich unschuldig aus, wie im Lenz, ein Beweis, daß Kinderglaube und Kinderunschuld auch die Stürme des Herbstes überdauert. Das genügte den Gänsen aber nicht mehr. Wozu funkelte die zarte Wintersaat so smaragden? Hinein in den Weizen, der ihnen so spät blühte, und wenn die jungen Gosselchen bescheiden gewesen waren, so waren die alten Gänse das Gegenteil. Wo sie hingetreten hatten, sah man, daß sie Plattfüße hatten, und der Rittmeister fegte manchmal im Vorbeifahren eine Ladung Schrot über die ungebetenen Gäste.

Wer aber beschrieb die Qualen seiner Frau, die von ihrem Nähtisch den weiten Hof übersah mit allem, was ihr unterthänig war! Ja, es war eine Arbeit gewesen, das Geflügel groß zu ziehen, aber nun kam der Lohn, Spickgänse, Pökelgans und weißes, körniges Schmalz! Da kamen zum Hofthor hinein die Gänse der Bauern, richteten sich auf längeren Besuch bei ihrem Federvieh ein und machten lange Hälse.

Wie oft klirrte das Fenster! Wie oft tönte der Schlachtruf: „die Gänse!“ über den weiten Hof, auf dem die Lokomobile dampfte! Läuschen und Wänzchen waren in Erbfehde gegen die Langhälse erzogen und stürzten sich mit Todesverachtung auf das Schlachtfeld. Und doch nie ein entscheidender Sieg! Immer, wenn die stämmige Geflügelmagd mit dem offenen Futterkorb aus dem Wirtschaftshause trat, umrauscht von Gackern, Schreien und Piepen, umflattert von Tauben, Gänsen, Enten und Hühnern, immer mußte es Frau Lina dann erleben, daß die fremden Gänse ihre breiten Schnäbel zuerst in den Trog versenkten!

Der Kampf rieb sie auf, und müde und verstimmt saß sie heute am Kaffeetisch.

Ihr Schwager schien im Gegenteil seine ganz besondere Freude an dem schönen Herbstsonnenschein zu haben.

„Liebe Lina,“ sagte er freundlich, „da könntest Du Deinen Leuten einen großen Dienst erweisen. Ihr habt ja neuerdings alle Gossen auf dem Hofe entseucht.“

„Soll ich etwa auf die Maul- und Klauenseuche warten?“

„Also es stimmt," machte Onkel Franz befriedigt. „Die Hegelsche war nämlich heute Vormittag bei mir und weinte und jammerte. Ihre Gänse kommen auch immer zu Dir auf den Hof, Lina. Eine nette Einrichtung, finde ich. Hat so etwas Patriarchalisches und erinnert mich immer an die biblischen Erzählungen, wo sich auch alles an der Tränke sammelte, und die zartesten Bande beim Füttern angeknüpft wurden. Euer Gegengift muß aber doch unangenehme Eigenschaften haben. Die Hegelsche schwört, drei Gänse seien ihr draufgegangen, weil sie aus Eurer Gosse getrunken hätten. Ich habe ihr sofort in Deinem Namen Schadenersatz versprochen. Ihre Forderung ist sehr bescheiden. Zehn Mark für alle drei. Wenig, nicht?"

Es war eine Weile still. Dann brach der Rittmeister in sein dröhnendes Gelächter aus, und die anderen stimmten ein.

Nur nicht Frau Lina.

„Wenn Du mich noch verhöhnen willst, Franz —"

„Verhöhnen?"

„Oder weißt Du wirklich nicht, daß sie die Qual meines Lebens sind? Erst versuchte ich es mit Güte, sperrte sie ein und nahm zehn Pfennige pro Kopf. Es half nicht, sie wußten ja, daß ich sie nicht verhungern lassen würde. Jetzt, wo mir ein Wink vom Himmel wird — bis zum letzten Schlachtfest wird desinfiziert, Karl — jetzt soll ich diese verhaßten Schmarotzer mit Gold aufwiegen? Ich wünsche, daß alle krepierten, ja, das wünsche ich."

Damit flog der Kaffeelöffel klirrend an die Tasse.

„Ja siehst Du, Franz," sagte der Rittmeister behaglich, „ganz wie in der Bibel, echt patriarchalisch. An der Tränke lauerte der Feind, wenigstens gab es oft genug Hiebe. Denke nur an Moses und die sieben Pastorentöchter."

Der Professor sah empört von einem zum andern. „Ist das Eure wahre Meinung?"

„Meine wahre Meinung. Ich weiß nicht, was ich dem gebe, der die Gänse vom Hofe jagt."

„Und von der Saat."

„Dir kann ich helfen, Onkel," sagte Baumann, während Mieze bewundernd zu dem Vetter aufsah, der sich in ihren Augen immer mehr zum Helden auswuchs.

„Na dann erzähle mir Deinen Plan, wenn wir zu den Schnittern reiten. Ich glaube, die Kerls wollten streiken. Fünfzehn Pfennige der Centner, das könnte ihnen passen, dafür hacke ich selber mit!"

Die beiden Herren gingen. Franz Brüning stellte sich hin, ein Gracchus, zu dem das dumpfe Grollen des Volkes um Brot dringt.

„Hacke nur mit, Verblendeter! daß Euch der stolze Rücken gebeugt wird, Ihr Verstockerten! Und Du, Lina, besinne Dich bei Zeiten, ob es gut ist, den Brunnen zu vergiften, ein Vergehen, für das man im Mittelalter die Juden verbrannte, dieselben Juden, die Ihr so verachtet, und deren Kniffe Ihr doch nicht verschmäht!"

Würdevoll schritt er die Verandastufen herunter, es seiner Frau überlassend, die zerrissenen Fäden verwandtschaftlicher Beziehungen wieder anzuknüpfen.

Elsner folgte ihm.

Der Garten lachte und funkelte im Sonnenschein gleich dem der Hesperiden. Überall lockten die köstlichen Früchte aus dem bunten Laube, und an den Spalieren hingen schwere Trauben. Was Frau Linas Stolz war, schien den beiden heute keinen Blick wert.

„Gattung Psyche," murmelte der Alte. „Hängt im engen Sack ihr Leben lang."

Und der Junge dachte an den vergangenen Tag. Da hatte er mit dem Professor zusammen Raupen ausgeblasen. Jener hatte die sich krümmenden Tiere, denen eine Glasröhre eingezwängt war, der Glut des Kohlenbeckens ausgesetzt, er selbst strich gerade vorsichtig den grünen Saft aus den Leibern, als das Waldfräulein zu ihnen in das Zimmer trat. Die grauen Augen waren entsetzt von einem zum andern gewandert. Dann waren plötzlich große Thränen herausgestürzt, und bitterböse Dinge hatte sie ihnen gesagt. Besonders der Schluß war Elsner unvergeßlich.

„Wenn man das draußen in der Welt lernt, nutzlose Grausamkeiten gegen harmlose Geschöpfe, dann will ich Gott danken, wenn ich nie aus meinem Walde herauskomme!"

„Aber die Wissenschaft," hatte er sie unterbrochen. Da hatte sie ihn nur so angeblitzt, von oben bis unten.

„Die Wissenschaft?" Wollen Sie mir einreden, daß Onkel Franz mit seiner Spielerei der Wissenschaft dient?"

Dem guten Professor war das Glasröhrchen aus der Hand gefallen. Das Waldfräulein zweifelte seine Gelehrtenwürde an!

Aber das hatte sich schon abgewendet und war mit den Worten: „ich hasse alle Gelehrten!" an ihnen vorbei die Treppe hinuntergestürmt, und ein Schmerz hatte aus ihrer Stimme geklungen, der doch vielleicht nicht allein den langhaarigen Raupen des braunen Bären gegolten hatte, die ja zu dieser gesegneten Zeit an jedem dritten Grashalm hingen.

Wie Elsner jetzt aber daran dachte, daß Oberförsters mit dem verhaßten Grünrock heute zum Skat erwartet wurden, nahm er seinen Hut und entschuldigte sich bei Frau Clara. Lieber saß er mit Urban allein unter den Kastanien, nachdem der seine Zöglinge glücklich zu Bett gebracht hatte, als daß er einen ganzen Abend zusah, wie der grüne Junge dem Waldkind verliebte Augen machte.

Es ging ihn ja nichts an. Aber wenn sich jeder Mensch nur über seine eigenen Angelegenheiten erregen und erzürnen würde, wie friedlich wäre dann das Leben!

XII.

Und dann waren die Tage des Aufenthaltes plötzlich gezählt, und der Koffer wurde gepackt. Frau Clara legte die feine Wäsche, die zuerst bei ihr für Elsner gesprochen hatte, mit einem tiefen Seufzer hinein. Es war anders gekommen, wie sie gehofft und gewünscht hatte. Elsner ging, und ihr Wildling, ihre Hanna, hatte ihn nicht gefesselt, daß er als liebender Gärtner mit fester Hand das veredelnde Reis aufpfropfe auf den jungen Stamm. Sie seufzte wieder.

„Gilt dieser Seufzer mir, verehrte Frau?"

„Ja und nein, lieber Elsner.“

„Das klingt rätselhaft.“

„Ich — ich fürchte, Sie haben etwas vergessen.“

„So schicken Sie es mir nach.“

„Das geht nicht. Ich hoffe übrigens, Sie haben es vergessen.“

„Fürchten — hoffen — ja, liebe gnädige Frau, zum ersten Male in diesen drei Monaten verstehe ich Sie nicht!“

Sie lachte jetzt.

„So mag es bleiben, mein Freund. Wir Menschen sind ja kurzsichtig. Wer lebt, hofft.“

„Das ist ein tröstlicher Abschiedsgedanke. Und im Übrigen will ich über Ihre heutige Sphinxstimmung nachdenken, während ich zur Oberförsterei gehe.“

„Grüßen Sie das Waldfräulein — und vergessen Sie nichts!“

Vergessen! Ja, er würde sich sogar Mühe geben, seine langen Ferien zu vergessen. Sie thaten ihm entschieden nicht gut. Er war an Arbeit gewöhnt, nun hatten in den letzten Wochen so thörichte Gedanken in seinem Hirn gespukt. Gut, daß es damit zu Ende war!

An den letzten Häusern des Angers machte er plötzlich Halt. Dort wo, wie er genau wußte, in dieser Woche Weizen gesäet war, stapfte nun Georg Baumann umher, ein Laken umgebunden und mit vollen Händen augenscheinlich Samen umherstreuend. Die Kinder der umliegenden Höfe aber, ja, auch einige Frauen, standen und sahen zu, die Augen gegen die Sonne beschattend und eifrig mit einander sprechend.

Da der Säemann gerade auf ihn zukam, blieb er stehen. In diesem Augenblick watschelte ein Zug Gänse aus einem der Höfe heraus, gerade auf den Acker zu. Mit einem Angstschrei löste sich eine der Frauen aus der Gruppe und stürzte mit einem: „min Gäns! helpt mi, min Gäns!“ den Tieren nach, sie mit Hilfe sämtlicher Versammelter in den Stall treibend.

„Hier geschehen also noch Zeichen und Wunder,“ sagte Elsner zu Baumann, der mit düsterem Ernst auf der Stirne an der Dorfjugend vorbeiging und auf ihn zutrat.

Der junge Mann kam einige Schritte mit ihm mit.

„Es ist ein Hauptspaß, beim heiligen Bräsig, dem Schutzpatron von uns Landleuten.“ Und er zog eine letzte Hand reinen, weißen Sandes aus dem Laken. „Den habe ich den Leuten in die Augen gestreut.“

Elsner sah ihn verständnislos an.

„Ja, Sie kennen doch den ewigen Gänsekrieg? Nun, um diesen Schlag war der Onkel besonders besorgt, weil er so dicht am Anger liegt und der zarte Weizen natürlich Gemeindeweide geworden wäre. Aber nun wird keine Gans ihre Wickelpoten auf den heiligen Boden setzen — denn wie mich heute einer fragte, was ich denn säe, es sei ja schon bestellt, teilte ich ihm im Geheimen mit: Giftweizen! Gegen die Gänse! Und wie das Zauberwort gewirkt hat, haben Sie ja gesehen.“

„Und das glauben die Leute,“ fragte Elsner zweifelnd.

„Ihren Berlinern würde man mit solchen Wippchen freilich nicht kommen dürfen, die sind zu helle dazu. Aber im seichten Wasser, wie Tante Clara sagt! Und nun auf Wiedersehen heute abend, Herr Doktor!“

Elsner trat noch einmal durch die Gitterpforte in den Garten. Käte, die das Abnehmen der Pflaumen überwachte, und ihn sah, kam ihm entgegengelaufen. Seit er ihr Verbündeter war, hatte sie jede Scheu vor ihm verloren.

„Und grüßen Sie Hans, wenn Sie ihn in Königsberg sehen.“

„Und was soll ich bestellen?“

Sie wurde rot, und Thränen traten in die Augen.

„Daß all die Heimlichkeiten schwer, schwer zu tragen sind, und daß ich ihn bitten lasse, er solle sich mit dem Studium beeilen.“

„Schreiben Sie sich denn nicht?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Und wenn Sie nun fort sind, habe ich niemand, mit dem ich davon sprechen kann.“

„Fräulein Hanna?“

Sie sah lebhaft auf.

„Ja, wenn Hanna mich nur einmal so ansehen möchte, wie sie immer die Tiere draußen ansieht, dann würde ich ihr ja alles, alles sagen. Aber —“

Sie seufzte, und nachdenklich ging Elsner dem Hause zu. Freilich, wenn die grauen Augen einmal menschenlieb würden —

Den Kastanienplatz deckten schon gelbe Blätter, zwischen denen die glänzend braunen Früchte hervorleuchteten. Hier steckten sie noch in der stachligen, grünen Hülle; dort war dieselbe beim Fallen geplatzt, hatte sich strahlenförmig geteilt, und umschloß nun mit ihrer weißen, sammetartigen Innenseite den braunen Kern, wie die Blätter der Seerose den Kelch umschließen. Elsner dachte an die Freude, die die ersten Kastanien einst dem Knaben gemacht hatten, die scheckigen besonders, deren weiße Stellen unter dem Einfluß der Luft sofort bräunlich anliefen.

Und wie er so die Augen auf den Boden heftete und mit der Spitze des Fußes in dem raschelnden Laube wühlte, da hörte er plötzlich über seinem Kopfe ein sausendes Geräusch. Erstaunt sah er auf. Durch die Luft flog die Strickschaukel, und auf ihr saß Hanna, die kurzen Haare im Winde flatternd, das nußbraune Gesichtchen heiß gerötet, so viel er davon sehen konnte. Das Waldfräulein hatte dem väterlichen Dach und den Behausungen der Menschen den Rücken gewendet, so sah er die Vorderansicht nur während der kurzen Sekunden des Zurückschnellens. Aber es war ihm recht so. Nun konnte er sich noch eine Weile an der Spannkraft erfreuen, mit welcher sie ihren schlanken, biegsamen Körper hin und zurück federte, konnte hin und wieder einen Herzschlag lang den weltverlorenen Blick der grauen Augen erhaschen; war die Prinzessin auf der Schaukel doch seine Feindin, und wer weiß, ob sie ihm die Hand zum Abschied geben würde.

Er nahm eine der Kastanien vom Boden und schleuderte sie nach der kühnen Luftschifferin. Das saß! Genau zwischen den Schulterblättern. Hanna sah nach unten.

„O," lachte sie fröhlich. „Warten Sie, Herr Doktor, ich kann nicht anhalten, und muß ausschaukeln lassen."

Wenigstens kam er jetzt nach vorne und sah zu, wie sich der große, graugrüne Vogel aus seinem luftigen Reich langsam zur Erde herabsenkte.

Ehe die Schaukel anhielt, flog Hanna mit einem Satz heraus, gerade in seine Arme, sonst wäre das Waldfräulein recht hart aus den Wolken auf den rauhen Boden der Wirklichkeit gefallen.

Errötend machte sie sich frei.

„Das soll man nicht," warnte er lachend, obgleich ihm das Blut so schnell zum Herzen stürzte, daß er sein Pochen und Hämmern in allen Pulsen fühlte, „von Schaukeln und Pferdebahnen darf man nicht abspringen."

Sie hatte verlegen nach dem Strick gegriffen, der noch leise hin und her schwankte, als hätte auch er Mühe, ins Gleichgewicht zu kommen.

„Es ist ein so herrliches Vergnügen, es trägt uns hoch —"

„Bis an die Kronen der Bäume, wie ich mit Schrecken sah."

„Es ist nicht ängstlich. Man meint eben, man habe Schwingen und flöge hinein in den sonnigen Äther. Am schönsten ist es im Frühling, wenn zwischen dem jungen Laube die zarten Blüten leuchten. Wenn ich dann in der Schaukel sitze, und der Mond zwischen den Waldbäumen heraufkommt, ist es gerade wie in der Kirche, nur noch viel schöner und feierlicher."

Und als sie seine Augen hinter den Brillengläsern so seltsam forschend auf sich ruhen fühlte, sagte sie ablenkend: „Wollen Sie Lebewohl sagen?"

Und nun gingen sie rasch in das Wohnzimmer, wo Frau Brandt am Fenster saß und Wäsche ausbesserte.

Elsner hatte eine große Verehrung für die Frau Oberförster, noch aus der Zeit her, da er in ihr seine einstige Schwiegermutter zu lieben angefangen hatte. Und da eine Frau den Mann immer nach seinem Verhalten gegen sie beurteilt, so stand der Käfermensch in ihrer Achtung bedeutend höher, als in der ihres Gatten. Ernst freilich hatte sie ihn nie genommen. Nie waren ihr bei seinem Anblick Träume von schneeweißem Linnen, einer tadellosen Speisefolge, Myrtenkränzen und kleinwinzigen rosa Strümpfchen gekommen, wie sie jetzt manchmal hegte, wenn sie von ihrem Fensterplatz Hitzig über den Hof kommen sah. Und so fand sie sich auch jetzt in sein Scheiden und nahm mit ruhiger Freundlichkeit von ihm Abschied.

Schon näherte er sich der Thür. Da klang die Krötenstimme durch das Zimmer, klagend und leise. Wie eine Mahnung schien es ihm, ein freundliches: Denke d'ran! denke d'ran!

Woran denn nur? Er war ganz nervös, als er neben Hanna auf den roten Fliesen des Hausflurs stand, auf denen die Sonnenstrahlen zitterten.

Das Waldfräulein hatte sich den kleinen, graugrünen Filzhut auf die kurzen Locken gedrückt.

„Ich gehe noch zum Dohnenstrich. Schulze ist da."

„Darf ich Sie begleiten?"

Sie nickte.

Frau Minna sah ihnen von ihrem Fenster aus behaglich nach. „Denke d'ran!" rief die kleine Kröte vorsorglich. Aber die tüchtige Hausfrau dachte nur an die Wäsche, die sie auszubessern hatte, und wie sie eben ein Nachthemde aus dem Korb nahm, an dem kein Knopf war, fiel ihr ein, daß Elsner ihren Kandidaten für einen bedeutenden Menschen erklärt hatte. Ein bedeutender Mensch, und kein Knopf an der Wäsche!

Frau Brandt lächelte nachsichtig und griff nach ihrem Knopfkasten. —

Hanna hatte ein Netz mitgenommen und schnitt im Gehen hin und wieder einen breitschirmenden Steinpilz ab. „Es ist jetzt vielleicht die schönste Zeit für den Fichtenwald. Wie trotzig er dasteht! Die langen Marienfäden, die sich an seine grünen Haare hängen wollen, schüttelt er unmutig ab." Elsner wollte nach einem der Herbstfäden greifen, der langsam, vom Winde getragen, an ihm vorüberschwebte. Aber das dünne Gewebe riß, und nur leichte Seidenflöckchen behielt er in der Hand.

„Wie Sie das nur in der Stadt ertragen werden," sagte sie mitleidig.

Ehe er noch antwortete, sahen sie Schulze. Er stand mit angelegter Flinte, und wie Hanna zürnend seinen Namen rief, ging der Schuß los. Ein Zweig der Kiefer bewegte sich und etwas fiel zu Boden.

„Was war es, Schulze? Es soll doch nicht unnütz geschossen werden! Wenn es wieder ein Eichkätzchen ist —"

Der Waldwärter wendete ihr sein strahlendes Gesicht zu.

„Man bloß ein Kienapfel, gnädiges Fräulein. Und ich habe ihn richtig runtergeholt."

Hanna lachte.

„Du bist ein Kind, Schulze."

„Ja, lieber möchte ich ja zwischen die verdammten Bauern knallen, die alles weidewund schießen. Reine Krüppel laufen nun im Walde herum, und wieviel Stück fanden wir diesen Sommer verendet?"

Sie bogen zwischen die Bäume, denn hier hing die erste Roßhaarschlinge mit den leuchtend roten Ebereschen, der verhängnisvollen Lockspeise. Wie sie nun von Baum zu Baum gingen, beobachtete Elsner seine Begleiterin. Sie nahm ruhig die Drosseln aus den Schlingen und reichte sie Schulze. Nur wenn sich ein anderer kleiner Vogel hatte verlocken lassen, wurde das braune Gesichtchen traurig, ja, als sich gar ein Häher in der Schlinge verstrickt und so beschädigt hatte, daß Schulze ihm den Hals zudrücken mußte, kamen heiße Thränen.

Wie hatte Kathi gesagt? „Wenn sie mich nur einmal so ansehen möchte, wie sie immer die Tiere ansieht!"

„Warum gehen Sie mit, Fräulein Hanna, wenn es Ihnen doch so weh thut?"

„Weil oft eins oder das andere noch zu retten ist. Dann pflegen wir es. Schulze hat eine Krankenstube, da gelingen mir die schönsten Kuren."

„Als ein Roßarzt schient das Fräulein," bemerkte Schulze zustimmend.

„Aber dennoch kann ich nicht begreifen, warum Sie, da Sie doch an die Grausamkeiten der Natur

gewöhnt sind, mir aus den unglücklichen Bärenaugen einen so starken Vorwurf machten."

Die grauen Augen waren wieder ganz klar geworden.

„Weil ich die Spielerei hasse. Warum Onkel Franz auf solche Dinge bringen? Das entschuldigt doch nur ein ernster Zweck."

„Ich habe mir Ihren Zorn auch zu Herzen genommen und ihn gleich etwas ganz unschuldiges gelehrt, das Abdrucken der Falter nämlich. So hat er den Winter über Beschäftigung."

Sie standen an der letzten Sprenkel. Schulze ging mit der Beute davon.

„Ich möchte noch einmal zum See herunter," sagte Elsner.

Um sie webte das geheimnisvolle tiefe Schweigen des Waldes. Der schmale Fußpfad, den sie verfolgten, schien für menschliche Wanderer versperrt worden zu sein. Überall hatten die Spinnen von Stamm zu Stamm ihre Netze gezogen. Da saßen sie gierig inmitten ihres Gespinstes, auf die letzten, matten Sommervögel lauernd, oder ließen sich an langen, haarfeinen Fäden von den Zweigen herab, ein Bild nimmermüden, habsüchtigen Fleißes.

Nun traten sie aus dem Schatten in den vollen Sonnenschein der Lichtung, und lauschend hob das Waldfräulein den kleinen Kopf.

„Hören Sie das Geräusch? Sicher sind wilde Enten auf dem See. Kommen Sie schnell herab."

Er konnte ihr kaum folgen, so eilig lief sie über das braune Heidekraut dem See zu. Ein mächtiges Flügelschlagen, Wasserspritzen und Gekreisch empfing sie. Wie eine schwarze Wolke hob es sich vom See, um nach kurzem Flug in einer ferneren Bucht wieder einzufallen. Tausende machten hier Rast auf ihrer Wanderung nach Süden.

Hanna atmete tief auf.

„Noch jeden Herbst habe ich sie hier getroffen.

„Sie müssen diesen stillen See auch lieben."

„Haben wir hier nicht gefischt?"

„Ja. Warum?"

Er wußte nicht warum. Es kam von dem gegenüberliegenden Ufer und seinen weißflimmernden Birkenstämmen wie ein Echo zurück, ein Echo all' der halbunbewußten, seligen Sommerfreude der letzten Monate, deren Bild leise, wie wallender Herbstnebel, plötzlich über den stillen Waldsee zog.

Sie standen eine ganze Weile stumm neben einander. Die langen, weichen Herbstfäden, die über der Lichtung schaukelten, zogen zwischen ihnen herüber und hinüber, als wollten sie mit unlöslichen Knoten die jungen Herzen vereinigen.

In dem hohen Schilf neigten sich die braunen Kolben der Aronsstäbe zu einander und von den schlanken Birken fiel ein Regen goldener Blättchen in den See, wie schimmernde Thränen.

Aber die beiden, das Waldfräulein und der junge Gelehrte, verstanden zu wenig vom Zueinanderneigen. Sie fühlten nur die beängstigende Stille, die Schwüle, die fast sommerlich über der Welt lag; und sich plötzlich aufrichtend, als aus weiter Ferne das Hämmern des Spechtes tönte, sagte Hanna:

„Ein Schwarzspecht! Es ist hellhörig heute."

Damit zerriß sie hastig die silbernen Fäden, die sie fesselten, und schritt das Gelände hinauf.

Oben blieb sie noch einmal stehen und breitete die Arme aus.

„Wie schön," rief sie, „o wie schön! Nur trockenes Heidekraut und Fichten, Spinnweben und im Sandboden eine halbverscharrte Hirschfährte und doch echte Waldespoesie!"

Er wollte sich noch einmal umsehen nach dem, was sie so begeistert pries; aber sein Blick blieb an der Mädchengestalt vor ihm haften, in dem schlichten Kleidchen, das Netz mit Steinpilzen in der Hand. Durch die braunen Haare zogen sich die weißen Marienfäden; wie ein Spott auf dieses pulsierende, junge Leben, auf diesen warmen Strahl kindlichen Entzückens, der aus den grauen Augen brach.

Er wollte gerade, wie sie selber, die Arme öffnen, da schlug ein Hund an, und Hitzig trat auf die Lichtung.

Der Herbstzauber war gebrochen.

„Leben Sie wohl, Waldfräulein," sagte er hastig, die schlanke, feste Hand pressend. „Leben Sie wohl und —"

Er sprach nicht zu Ende, sondern ging fort, dem schneidigen Forstmanne aus dem Wege. In den Fichten rauschte es leise, und höhnisch und schrill klang der Schrei eines Raubvogels herab. —

Es war kein gemütlicher Abschiedsabend gewesen, obgleich der Grog ihm besser gemundet hatte, als damals zu Anfang. Urbans stille Augen hatten so schwermütig zu ihm hinübergesehen, und Frau Clara hatte sogar spöttisch gelächelt. Nur der Professor hatte von künftigen gemeinsamen Ausflügen in das Heimatland des famosen Priamus geschwärmt und ihm Grüße an alle möglichen namhaften Gelehrten aufgetragen, mit denen intim gewesen zu sein er sich einbildete.

Und dann, beim Abschied, wie er Frau Claras Hand zum letzten Mal umschloß, sagte sie wieder:

„Und wenn Sie sich noch auf das Bewußte besinnen, dann schreiben Sie mir nur ruhig, lieber Freund!"

Was denn nur? Wie Fragezeichen lachten die unzähligen Glöckchen der Telegraphenstangen ihn an, an denen ihn der Zug vorbeitrug. Was war's?

Noch nie hatte er eine so unruhige Reise gemacht. Fast unerträglich wurde sie ihm, je weiter ihn das Dampfroß fortführte, von dem seichten Wasser hinweg, dem brausenden, gurgelnden Strom des Lebens zu. Mißmutig hatte er schließlich die Augen geschlossen und war in diesen unruhigen Halbschlaf gefallen, den die Eisenbahn allein gestattet. Da schreckte er plötzlich empor, und sein Blick fiel gerade hinein in eine der spärlichen Waldungen der märkischen Sandbüchse.

Die Sonne stand schon tief, und die Fichten lohten in dem Feuer des Abends. Und in diesem Strahlen und Flimmern schaukelte sich ein Mädchen. Wie ein großer, graugrüner Vogel flog sie durch das Lichtmeer. Nur sekundenlang sah er ihre Augen, doch dann ruhten sie auf ihm, tief und klar, wie der verzauberte Waldsee, auf dessen Grunde das große, süße Geheimnis des Lebens schlummert.

„Hanna," rief er mit der ganzen Kraft das endlich zum Bewußtsein erwachten Herzens, „Hanna, Geliebte!"

Und dann ließ er sich wie vernichtet in die Polster fallen und murmelte:

„Das also war's! O ich Esel!" —

XIII.

Die Gänse waren fett geworden, trotz des vergifteten Weizens. Martini war herangekommen, und in Platangen gab es alle Hände voll zu thun. Das erste Schlachtfest wurde gefeiert, und Mieze stand an den großen Mulden mit gekochtem Fleisch und teigte die verschiedenen Würste an. Sie hatten Besuch bekommen in der Wirtschaftsstube, Tante Clara und Georg Baumann waren in das Allerheiligste gedrungen und sahen ihrem Eifer zu.

„Was ist das, Georg," fragte Mieze, ein rundes, glattes Stück gekochten Schweinefleisches hochhebend.

„Ich weiß nicht, Mieze."

„O Tante, er kennt kein Schweineherz! Und Du willst ein Musterlandwirt sein, Georg?"

Der Vetter griff lachend nach den vollen, weißen Armen, über die die Ärmel bis zum Ellbogen zurückgestreift waren, und Tante Clara fragte mit leisem Spott: „Was sagt denn die Poesie zu so einem Schlachtfest?"

Mieze errötete: „Im Wirtschaften liegt mehr Poesie, als in den Romanen."

„Bravo, Mieze, Du bist ein Prachtmädel," rief Georg entzückt, Tante Clara aber lächelte.

Sie lächelte auch noch, wie sie durch den kahlen Jasmingang dem Generalshause zuschritt. In den Ästen turnte das Volk der Meisen lustig auf und ab. Legte nicht immer erst die Liebe die letzte Hand an die Seele des Weibes? Mieze mit strahlender Miene beim Wurstmachen, und das Waldfräulein, wie sie gestern gesehen hatte, über den Büchern. Où est l'homme?

Ihr Mann stand gar nicht weit von ihr und sah aufmerksam zu, wie Schewel mit Draht Papierstreifen um die Bäume band, aus einem großen Topf Leimringe herumstrich, und gemächlich von einem Obstbaume zum andern ging.

„Ist doch eine wunderbare Zeit für Schmetterlinge, Schewel."

Der kalte Novemberwind, der den beiden gerade in das Gesicht blies, schien diese Worte zu bestätigen.

„Ja ja; aberst der Frostspanner muß doch einmal für die Kühle deklinieren."

„Inklinieren, Schewel. Oder besser noch, neigen. Hast Du schon einige gefangen?"

„Gestern abends habe ich mit die sieben Obstbäume vor die Veranda angefangen. Heute kleben all sechsundzwanzig von die Biester dran."

„Ein schöner Erfolg, Schewel. Nach sechsundzwanzig Faltern habe ich oft tagelang gejagt. Aber ich opfere mich auch der Wissenschaft, während Du der gemeinen Nützlichkeit dienst," sagte der Professor herablassend.

„Und mein Leim ist doch was besser, wie Ihre Schmierage im Sommer," gab Schewel gemütlich zu.

Franz Brüning räusperte sich. „Fangen sie sich denn immer in diesen Ringen?"

„Müssen wohl. Was die Weibchen sind, die haben keine Flügel. Wenn nun aber die Eier um die Astringe kommen sollen, dann müssen ihnen die Männchen am Stamme in die Höhe ziehen. Na, dann kleben sie denn beide."

„Wunderbarer Naturtrieb, sich fortzupflanzen unter den Stürmen des Winters."

„Was an dem ist, Herr Professor, bei mich ist heute Nacht auch ein Kleines angekommen."

Brüning sah den glücklichen Vater starr an.

„Schewel, Mensch! Ich glaube, das ist das Fünfte?"

„Das Sechste, Herr Professor!"

„Du weißt doch, wie mein Bruder dagegen ist, daß seine Leute sich eine große Familie anschaffen."

Der Gärtner zuckte mit empörendem Gleichmut die Achseln. „Er hat ja selber ein halbes Dutzend."

Brüning stimmte sofort zu. Er hatte die Ansichten seines Bruders oft genug bekämpft. Die Ehe ist der Kuchen des Armen. Je besser er aufgeht, um so besser ist er.

„Wenn Sie es ihm also sagen möchten?"

„Ich, Schewel?"

„Von wegen der Fleischsuppe, die die Frau Rittmeisterin meiner Frau schicken möchte."

Brüning seufzte. „Sonst noch etwas?"

„Rene gar nichts. Bloß, wenn Sie sich so unter die Hand erkundigen möchten, ob das Fräulein Mieze und Herr Baumann bei uns Gevatter stehen möchten —"

„Ich werde sehen."

„Soll ich Sie dafür all die Frostspanner von dem Leim absammeln, Herr Professor?"

„Danke schön, ich habe mir heute vormittag einige Exemplare gefangen. Mehr brauche ich nicht."

Damit trennten sich die Freunde. —

In der Dämmerung kam Hanna auf ein Viertelstündchen zu der Frau Professor. Das Gesicht des Waldfräulein war etwas blässer und schmäler geworden, der Schritt federte nicht mehr so, und ein Schatten lag in den grauen Augen, dem leichten Dunst gleich, der jetzt oft auch an klaren Tagen über den Wipfeln der Fichten schwebte. Der Oberförster hatte sie neulich gefragt, ob sie etwa ein Frauenzimmer werden wolle, daß sie zusammenfahre, wenn ein fremder Fuß über den Flur ginge, und die Hunde plötzlich anschlugen. Frau Brandt aber fragte sich ernstlich, ob es wirklich Hitzig sei, der diese Veränderung bei ihrem Kinde hervorgebracht habe.

Einen Forstmann sollte Hanna ja heiraten, das war zwischen beiden Eltern abgemacht worden, schon als das Waldfräulein noch hinter den grünen Gardinen der Wiege die Fäustchen fest an die Augen drückte. Ob aber Hitzig der Rechte war? Der Oberförster sagte da auch nicht mehr so sicher Trumpf an, wie an jenem denkwürdigen Tage, da er den grünen Jungen zum ersten Male ausspielte. Gerade beim Skat war es zu Meinungsverschiedenheiten zwischen beiden gekommen. Hitzig konnte nicht verlieren, eine unangenehme Zugabe, wo an den langen Herbstabenden täglich zu den Karten gegriffen wurde. Die

moderne Jugend hatte nicht mehr die Ehrfurcht vor dem Alter, wie frühere Generationen. Der Oberförster hatte das selbstherrliche Auftreten seines Gehilfen immer mit dem Zug der Zeit entschuldigt. Wo sich dieses stark ausgeprägte Ichgefühl nun aber in beständigen Solos und angesagten Schneidern äußerte, wurde es ihm zuweilen doch recht unangenehm.

Vielleicht war Urban der einzige, der wußte, daß der schneidige Forstassessor nichts mit der Veränderung im Wesen des Waldfräuleins zu thun hatte. Er wußte, seit wann diese grauen Augen es gelernt hatten, so unbewußt träumerisch in die Ferne zu sehen, und es freute ihn, daß er sie verstand, noch ehe sie selber es that, daß es ihm vergönnt war, sie aus den Dämmerungen ihres Herzens hinzuleiten zum Sonnenaufgang des Glücks. Seltsam wehmütige Freude, wie sie ihn gebeten hatte, ihr jetzt im Winter, wo sie beide ja mehr ans Haus gefesselt waren, wieder Stunde zu geben.

„Denn nicht wahr, ich bin sehr dumm geblieben, Herr Urban?"

Fast hätte er lächeln mögen. War sich Hanna Brandt je dumm vorgekommen? Ist der dumm, der das Rauschen der Bäume versteht und die Sprache der Waldvögel kennt?

„Wem mache ich einen Vorwurf, wenn ich jetzt ja sage?"

„Nur mir; Sie haben sich ja so viel Mühe mit mir gegeben! Wollen Sie es noch einmal versuchen?"

Ob er es wollte! Sie holten die Weltgeschichte hervor, die Litteratur und die Klassiker, sie lasen und lernten, bis die Wangen dunkel erglühten in der Freude des Erfolges. Denn Hanna lernte nicht leicht. Es gelang ihr nie, sich einen Schlußsatz zu merken, dessen Vordersätze sie nicht begriff; sie mußte tief hinabsteigen zu den Quellen des Wissens, ehe sie sich an einem frischen Trunk laben durfte.

„Dummes Zeug," sagte ihr Vater, als sie sich einmal weigerte, ihn auf einer Pirschfahrt zu begleiten, weil sie Freytags Bilder aus der deutschen Vergangenheit beendigen wollte, „dummes Zeug, Hans. Aus Büchern kann man nicht lernen. Sollst den Dachsbau aussuchen dürfen, den wir graben wollen, ehe der Frost zu tief geht."

Aber Hanna schüttelte den Kopf und blieb. Da saß sie denn am Abend dem Kandidaten gegenüber, den kurzlockigen Kopf auf die schlanke, braune Hand gestützt, die Augen fest auf ihn gerichtet. Zuweilen verwirrte ihn dieser klare Blick; sein Herz schlug ihm so mächtig entgegen — und die Zunge stockte.

„Was haben Sie, Herr Kandidat?"

„O nichts. Ich — ich verlor nur den Faden." Und er knüpfte geduldig wieder an und spann weiter, ein armer, unscheinbarer Seidenwurm, dessen Gespinst doch so hohen Wert hat. Nur durchbrechen darf er es nicht, dann werden es wertlose Fetzen. Kann er aber sich selbst bezwingen und sich opfern für andere, so giebt es einen feinen, festen Faden, schier endlos, wie die Liebe und Treue, die ihn zogen. Zuweilen wollte die kleine Kröte ein Wörtchen mitreden und erhob ihre klagende Stimme. Aber gegen den Eifer kam sie nicht an.

Wenn dann im Nebenzimmer an Kathi die Reihe des Gebens kam, und sie für eine Weile frei wurde, brachte sie den beiden wohl einen Teller köstlich duftender Bratäpfel und klappte ihnen mutwillig die Bücher vor der Nase zu. Denn Kathi hatte den Wissenschaften Valet gegeben. Sie huschte durch Küche und Keller, kochte und buk, daß es eine Freude war.

„Sieh, Hanna, ich will einmal eine tüchtige Hausfrau werden, da muß ich alles von Grund aus kennen," sagte sie errötend, wenn die Schwester, wie früher, in den Arbeiten im Haushalte mit ihr tauschen wollte. Und fort eilte sie, daß die schweren Zöpfe nur so flogen, und Hanna das Rot nicht sehen sollte, das bis unter die blonden Haare lief.

„Von wem besorgt sich Urban denn die Bücher, Hanna," fragte Tante Clara das Waldfräulein, das zu ihren Füßen saß und mit ihr eines dieser köstlichen Dämmerstündchen hielt, in denen das Herz zum Herzen spricht.

„Aus Berlin." Und dann, nachdem sie ein Hindernis überwunden hatte, das ihr die Sprache zu rauben schien: „ich denke, Doktor Elsner schickt sie."

„So, also die Freunde schreiben sich?"

„Ja, ziemlich regelmäßig."

„Es ist lieb von Elsner, daß er noch manchmal an das seichte Wasser zurückdenkt, denn auch ich bekomme häufig Briefe von ihm."

Wovon diese handelten, und wie er sie in denselben immer wieder bat, die Hände schützend über den Märchenschatz zu halten, den er so knabenhaft leichtsinnig vergessen hatte, verschwieg sie. Und als Hanna nicht antwortete, fügte sie noch hinzu: „Oder es ist auch nur natürlich, und Zeichen einer edlen Art. Innere Zusammengehörigkeit empfinden ist ja ein Geschenk, dessen Wert uns erst später aufgeht."

„Das sehe ich jetzt an Urban."

„Ja, an Urban haben wir alle etwas gut zu machen. Da hat uns auch erst Elsner die Augen öffnen müssen."

„Wir thun es aber nicht, Tante."

„Du doch, Kind. Und da scheint sich Mutter Vorsehung, wie ich aus Elsners Briefen ersehe, auch einmal, wenn auch spät, auf ihre Pflichten zu besinnen."

Ein halbes Stündchen später ging Hanna durch den dämmernden Wald. Absterbendes Leben um sie, ein stilles, müdes Neigen zur mütterlichen Erde — und in ihrem Herzen ein unbestimmtes Sehnen und Träumen, aus dem sie erst der harte Schrei der Wildgans, die über ihrem Haupte hinzog, aufschreckte.

Am nächsten Morgen gab es bei der Wurstprobe im Gutshause eine heftige Scene zwischen den Brüdern. Der Professor, dem die Wurstsuppe ganz besonders mundete, erinnerte seine Schwägerin an die Scheweln, sein Bruder aber, der nur auf diese Gelegenheit gewartet zu haben schien, erklärte, die Großgrundbesitzer dürften dieser ungemessenen Vermehrung des Proletariats nicht mehr ruhig zusehen, Deutschland kranke an Übervölkerung und würde nächstens auf eine Stufe mit China sinken.

Der Professor schob seinen Teller mit Grützwurst zur Seite.

„Möchtest wohl die Neugeborenen auch lieber

in Deinen Ententeich werfen, Du verstockter Pharao? Das wäre Euch freilich am bequemsten, Euch gewissenlosen Junkern!"

„Das Mittel half wenig. Je mehr man sie drückte, je mehr mehreten sie sich. Außerdem bestand in Ägypten kaum allgemeine Wehrpflicht, sonst wäre man nicht so grausam gegen die Jungen vorgegangen. Wäre es noch ein Junge, so würde ich auch bei Schewel nichts sagen. Aber ein Mädchen! Ich möchte Dich auch da wieder an China erinnern."

„Natürlich, Soldaten könnt Ihr immer brauchen! Ich möchte nur wissen, wieviel Menschenleben Eure Kolonien schon verschlungen haben."

„Unsere Kolonien? Solltest Du wirklich vergessen haben, wer sie uns auf den Hals gehängt hat?"

„Das ist immer der Schluß, ein Ausfall gegen Wehrlose! Aber meinetwegen! Die kleine Schewel wird nicht verhungern, so lange ich im Generalshause wohne, und wenn Du nicht willst, Lina —"

„Trink erst," sagte seine Schwägerin begütigend, „wie soll Euch die fette Wurst bekommen, wenn Ihr Euch so aufregt?"

Sie reichte ihm ein Gläschen Danziger Goldwasser. Er goß es hinunter, stellte es dann auf den Tisch zurück und grollte: „Schnapsbarone!"

Dann wandte er sich zum Gehen.

An der Thür holte Frau Lina ihn ein. „Sage nur Deiner Frau, sie solle sich um die Schewel nicht kümmern. Die bekommt kräftige Brühe und mageres Rindfleisch, wie es sich für sie gehört. Und ein paar Jäckchen und Hemdchen werden sich ja auch noch finden."

Als der Professor draußen war, sagte er mit dem angenehmen Gefühl der Selbstzufriedenheit:

„Man muß nur das richtige Wort finden und sie aus ihrem Schlaf aufrütteln können."

Dann ließ er seinen Blick über die niedrigen Dächer der Insthäuser schweifen, aus deren Schornsteinen der Rauch der Mittagssuppe kerzengerade in die frische Kälte aufstieg.

„Bleibt ruhig in Euren Hütten! Ich wache über Euch!"

XIV.

Weihnachten kam näher und warf seinen Schatten voraus. Keinen Schatten eigentlich, sondern den lieben, klaren Heiligenschein der Nächstenliebe, dessen Strahlen immer leuchtender wurden, je näher der Stern von Bethlehem rückte.

Wenn sich die befreundeten Familien jetzt vereinigten, um bei Nüssen und Äpfeln Advent zu feiern, brachten die Mädchen große Handarbeitstaschen mit, denen sie farbenbunte Wollsträhnen entnahmen. Denn im seichten Wasser hatte man noch naive Freude an Schlafschuhen mit Rosen und Vergißmeinnicht, an gestickten Jagdtaschen, Flintenriemen und ähnlichen, in der großen Welt schon lange überwundenen Dingen.

Hanna Brandt wurde von den anderen unglaublich mit einem grauen Strickzeug geneckt, das recht ungelenk in den schlanken Fingern lag, und an dem sie mit feierlichem Ernst und krauszusammengezogener Stirn eifrig arbeitete.

Einmal, als sie noch das letzte Licht des schon so früh scheidenden Tages ausnutzte und das Köpfchen dicht an das Fenster der Wohnstube drückte, während Mutter und Schwester hin und her sprachen über das Weihnachtsgebäck und den Festtagsbraten, den ausgezeichneten Wildkalbrücken, den der Oberförster zu liefern hatte, fragte Kathi: „Was strickst Du denn nur, Hans?"

„Socken," war die kleinlaute Entgegnung. „Zeigst Du mir nachher, wie ich die Hacke zumache, Kathi?"

„Gern. Für wen sind sie denn?"

„Für Urban."

Frau Brandt fuhr auf. „Du — Du strickst Socken für den Kandidaten?"

„Ja."

„Und warum? Was ist das für eine neue Mode?"

„Aus — aus Dankbarkeit," klang es fast trotzig.

„Ja," erkundigte sich die praktische Kathi, „braucht er denn welche?"

„Ich weiß nicht. Eine andere Handarbeit kann ich ja doch gar nicht. Und ich möchte ihm so gern etwas zu Weihnachten schenken."

„Strümpfe braucht ein Junggeselle immer," entschied die Frau Oberförster, „daß Du sie ihm aber strickst, finde ich unpassend. Er ist doch immerhin unverheiratet und —" Hier unterbrach sie ein helles, herzliches Lachen Kathis.

„O Mutterchen, liebes, wie kommst Du darauf, den Kandidaten und heiraten in Gedanken zusammenzubringen! So einen alten, uralten Menschen!"

Sie lachte so lange, bis die kleine Kröte erschrocken stille schwieg. Vielleicht schämte sie sich auch. War sie doch selber uralt, märchenalt.

Dieses Lachen aber rettete dem Kandidaten ein paar graue, durchaus nicht musterhaft gestrickte Socken, die ihren eigentlichen Zweck allerdings verfehlten; denn sie wurden nie getragen. In einem eigenen Schreibtischfach ruhten sie lange Jahre. Manchmal nahm ihr Besitzer sie heraus und strich zärtlich über die ungleichen Maschen; dann verschloß er sie wieder mit demselben stillen Seufzer der Entsagung, mit dem ein anderer ein verblaßtes Band oder getrocknete Blüten verschließt. Warum soll sich liebende Erinnerung nicht mit einem paar Socken vertragen?

Aber der Knecht Ruprecht saß nicht nur in dem Strickkorbe des Waldfräuleins. Frau Clara wechselte so viele geheimnisvolle Briefe mit dem Berliner Doktor, daß der Professor anfing an eine Überraschung zu glauben, die den königlichen Priamus noch übertraf, und einen der leeren Schmetterlingsschränke ausstäubte. Gestern hatte sie sogar einen Kaffee gegeben, zu dem nur der Rittmeister und der Oberförster geladen wurden, nicht einmal der eigene Gatte, und seitdem hing der Himmel über dem seichten Wasser voll lauter Fragezeichen.

„Was soll denn werden," fragte man auch heute beim gemütlichen Skatabende in der Oberförsterei. Und die Eingeweihten erschöpften sich in unbestimmten Bemerkungen und bedeutungsvollem Flüstern.

„Es wird eine ganz großartige Überraschung, auch für Euch," sagte Tante Clara eben, „den Herrn Forstassessor ausgenommen."

Hitzig verbeugte sich ironisch. Seit einigen Tagen spielte er den Gekränkten. Er war mit dem Oberförster in der Nachbarschaft zu einer Treibjagd gewesen. Brandt war einstimmig zum Jagdkönig gewählt worden, obgleich Hitzig nur zwei Hasen weniger, dafür aber einen Fuchs zur Strecke gebracht hatte. Der junge Herr hatte nun nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß ein Fuchs fünf, oder auch zehn Lampes aufwiege, und war schließlich so unleidlich geworden, als man ihm bedeutete, Kreatur sei Kreatur, wenigstens werde es in Ost-Preußen so gehalten, daß er noch heute an seinem Ärger würgte. Ärger ist bekanntlich zähe und schwer verdaulich.

„Nicht plaudern," tönte es warnend aus dem Nebenzimmer vom Skattisch.

„Ist es etwas zu essen," fragte die nahrhafte Mieze.

„Bewahre, geschmacklos."

„Zu riechen?"

„Nein, Kathi, auch geruchlos."

„Zu sehen?"

„Unsichtbar."

„Zu hören?"

„Nein."

„Zu fühlen?"

„Gar nicht."

„Aber dann ist es ja nicht mit den Sinnen wahrzunehmen?"

„Ist es auch nicht. Und doch ist es für uns alle dieselbe große Freude."

„Clara, Du wirst zu deutlich," warnte der Rittmeister von nebenan.

„Ist es auch für mich," fragte Georg.

„Ich sagte ja, für uns alle. Und ich habe mich noch selten so auf eine Weihnachtsüberraschung gefreut." Dabei streiften ihre Blicke Hanna, die mit krausgezogener Stirne einige ihrer Pflicht entschlüpfte Maschen wieder zur Ordnung brachte.

Ja, die Adventszeit ist eine frohe, selige Zeit für alte und junge Kinderherzen! —

Aber ehe das Rauschen der heiligen Weihnacht durch die Kiefernzweige ging, sollte der Oberförster Brandt noch einige bittere Erfahrungen machen. Zunächst an seinem Waldwärter. Hitzig benachrichtigte ihn eines Abends davon, daß er gesehen hätte, wie der Kerl nach den Grenznachbarn gefeuert habe. Schulze war wohl nicht recht bei Sinnen! Und obgleich keine Klage von Seite der Bauern einlief, die wohl guten Grund hatten, zu schweigen, so verbot Brandt dem Schuldigen doch für acht Tage den Waffengebrauch. Am nächsten Morgen ließ sich der Sünder krank melden, und Hitzig konnte selber nach den Kulturen laufen. Der Oberförster hatte eine gewisse hämische Freude daran; denn Angeber waren ihm von Herzen widerlich, und wie er den geleckten Gesellen hinter den Wachholderbüschen verschwinden sah, seufzte er tief auf.

„Armer Hans! Den besten Mann bekommst Du nicht!" Daß sie ihn aber überhaupt bekäme, war ihm noch nicht zweifelhaft.

Das Waldfräulein ging indessen nach einigen Tagen hinüber zu dem alten Fuchs, der sich in seinem Bau verkrochen hatte. Schulze saß an der Lampe und reinigte seinen Flintenlauf. Ein Bein war mit Tüchern umbunden und lag auf einem Schemel. Hanna, die nach kurzem Klopfen eingetreten war, bemerkte wohl, das es sich noch unruhig bewegte, als sei es eben erst hastig in die Invalidenlage gebracht worden. Das kleine Zimmer war erstickend warm, der große Kachelofen glühte förmlich.

„Schulze, wie haltet Ihr es hier nur aus!"

Der Patient hob sein gutmütiges Gesicht, auf dem jetzt eine dicke Trotzesfalte stand, und sagte: „Ist mich nun einmal mollig. Frei Holz hab' ich ja, und für meinen kranken Fuß ist die Wärme bekömmlich."

„Schulze, mir braucht Ihr doch keine Wippchen vorzumachen! Ihr habt ja gar keinen kranken Fuß."

Schulze stellte sein Gewehr bedächtig zur Seite und sah das Waldfräulein fast ehrfürchtig an. „Und woso bleibe ich denn drin?"

„Aus Ärger, weil Ihr ohne Flinte ausgehen sollt. Und ich denke doch, die Strafe ist milde!"

„Strafe? Wofür denn," grimmte der alte Dachs.

„Dafür, daß man sein Schrot nach seinen Nebenmenschen verpufft."

„Ein Bauer, der auf mein Wild lauert, ist kein Nebenmann von mich. Aberst das kommt von das neue Wildschadengesetz. Wenn doch bloß kein Mensch ein Gesetz geben möchte, wo er nichts nich von versteht." Hanna mußte lachen.

„Ja, nu lachen Sie, Fräuleinchen. Aberst bedenken Sie man, wie noch kein Gesetz war, hatte der Herr Rittmeister die Bauernjagd. Viel schießen that er da nicht, es war mehr als ein Schongehege, wie er sagte. Na, da wechselte das Wild denn alle Abend und alle Morgen und konnte sich erlaben. Denn wenn es auch man bloß Bauernweizen war, schmecken that er allemal so gut, wie dem Herr Rittmeister sein Rübsen, besser noch, der olle Rübsen giebt son Öl im Magen. Wie nun das Gesetz rauskam —"

„Sagte der Herr Rittmeister, er wolle nicht so viel Schadenersatz zahlen, und gab die Bauernjagd ab."

„Was 'ne Thatsache für sich ist. Nach meiner Hinsicht hätte er ihr behalten müssen. Denn wer pachtete ihr nu? Der olle Döskopp, der Quandt. Nicht von seine Gelder, die er nicht hat, sondern von die Allgemeinheit, und daß jeder Bauer nun ‚Passion' haben kann, als ob er nicht bloß ein ganz gemeiner Mistfink wäre."

„Deshalb dürft Ihr aber doch nicht auf den Quandt schießen, Schulze."

„Haben schon mehr auf ihn geschossen, anno 70, bloß nicht ordentlich. Nun schimpft er sich Invalide, lebt von seinen Renten und sitzt Tag und Nacht an der Grenze und lauert, was wechselt."

„Und da?"

„Na also, Fräuleinchen, ich werd' es Sie erzählen. Da geh' ich so wie's schummrig wird nach die Ecke hin, Jagen zwanzig, wissen Sie. Und wie ich den Jesuwiter da wieder auf der Lauer finde,

knalle ich so ins Blaue rein und denke: was nu noch wechselt ist so dumm, daß es uns bloß die Zucht verdirbt. Was thut aber die Kanaille? Ehe ich mir's versehe, prasselt mir eine Ladung Schrot um die Ohren! Na, denke ich, wenn Du willst — und schicke ihm auch eins. Das ist die ganze Geschichte. Der Herr Assessor hat sie ja mit angesehen, und was ein Spießer ist und noch milcherne Haken hat, kann ja natürlich das Maul nicht halten. Und da verknarzte ich mich denn den Fuß.

„Und wenn Ihr nun getroffen hättet?"

„Wo werd' ich denn! Und invalid ist er ja doch schon."

„Gut," sagte Hanna aufstehend, „Ihr besorgt also Mama nicht das Wildkalb?"

„Das Wildkalb?"

„Ja, den Weihnachtsbraten. Vater und der Assessor haben mit den Kulturen zu thun. Ihr dürft es schießen — wenn Euer Fuß übermorgen gesund ist."

Schulze sah sie schlau an. „Ich werde sehen, ob ich einen Stiefel ankriege und mich dann bei Sie melden, Fräuleinchen."

Und wie das junge Mädchen hinaus war, zog er den verpackten Fuß vom Schemel, schlenkerte ihn hin und her, und sagte knurrend: „Ein Wildkalb ist kein Kienapfel nicht. Das nehmen wir mit Aujust! Ist mich der linke Lauf beinahe eingeschlafen!"

Zwei Tage darauf trat der Oberförster in das Wohnzimmer, wo noch das Frühstück auf dem Tisch stand, ein ganzes Gewitter mit Hagel und Donnerschlag auf der Stirne. Hitzig folgte ihm, gerade aufgerichtet, den Brustkasten mehr als je den Zukunftsorden entgegengeworfen. Offenbar schnitt die Gegenwart der Frauen eine heftige Erörterung ab, als plötzlich Hanna und Mieze mit einem gellenden Schrei an das Fenster stürzten. Da trieb einer der Waldarbeiter ein Wildkalb vor sich her. Beide Vorderläufe mußten zerschmettert sein, die Hufe hingen nur so an dem Fell, das Tier schleifte sie nach, während es auf den Stummeln jämmerlich einherhumpelte.

Der Oberförster riß das Fenster auf. „Bist Du verrückt, Kerl?"

In demselben Augenblick aber sprang auch Schulze aus seiner Thür, den bewickelten Fuß fest und sicher aufsetzend, stieß den Arbeiter zur Seite und lud das Tier auf seine Schultern. Wie er an dem Fenster vorbeiging, fingen die Schwestern, die sich dicht aneinander geschmiegt hatten, einen Blick des gequälten Geschöpfes auf, der ihnen die Thränen in die Augen trieb. Weinend verließen sie mit der Mutter das Zimmer.

Dröhnend durchmaß der Oberförster den Raum. Die kleine Kröte, die vorhin fromm ihr Morgenlied gesungen hatte, dachte, das Verhängnis schritte über sie hin.

„Keine Subordination draußen, keine drinnen. Ich begreife nicht, Herr Forstassessor, wie Sie eine Anlage der Kulturen beantragen können, die die jungen Pflanzen ohne Widerstandskraft dem melolontha vulgaris ausliefert."

Hitzig räusperte sich. „Ich begreife nicht, wie ein Forstmann heutzutage nicht mit dem Roßkastanienkäfer, hyppo castanum rechnen kann, dessen fünfjährige Entwickelungszeit —"

„Das ist ein Unsinn!"

„Erlauben Sie, Herr Forstrat Feddersen —"

„Ist nicht Ihr Vorgesetzter, verstanden? Hier, in Platangen haben Sie auf den gemeinen Maikäfer und den vierjährigen Engerling zu schwören."

„Ich leiste keinen Meineid."

„So haben Sie sich unter falschen Voraussetzungen in mein Haus eingeschmuggelt und — und" der Oberförster war ganz blaurot im Gesicht geworden — „die Gedanken an Hanna müssen Sie sich aus dem Kopfe schlagen."

Mit maßlosem Erstaunen sah Hitzig seinen Vorgesetzten an. „Ich bedauere unendlich, wenn gewisse landläufige Höflichkeiten mißverstanden sind. Ich habe nie daran gedacht, um Fräulein Hanna zu werben."

Brandt hatte sich abgewendet. Da war ihm ja im Zorne eine schöne Unvorsichtigkeit entschlüpft. Und dazu der Gedanke, daß Frau Minna als kluge Sarah hinter der Thür stand! „Ich wollte im Gegenteil um Weihnachtsurlaub bitten, um meine Werbung um eine junge Dame von Familie, die nicht ganz aussichtslos ist —"

„Bleiben Sie fort, so lange Sie wollen." Damit war Oberförster Brandt allein und konnte überlegen, daß er an seiner breiten Weidmannsbrust eine Schlange großgezogen hatte, und daß der grüne Junge nicht allemal im Skat liegt.

Als dann zu Neujahr die Verlobungsanzeige von Hitzig mit einem Fräulein von Bullen-Stullendorf eintraf, zugleich mit seiner Versetzung, waren Hanna und Kathi die einzigen, die die interessante Nachricht sehr gleichgültig aufnahmen. —

Endlich, endlich war es Weihnachten! Läuschen und Wänzchen hatten schon Lust gehabt, an der Pünktlichkeit des Christkindchens zu verzweifeln, als Bruder Hans ihnen versicherte, er gehe den schönsten Tannenbaum holen, den Knecht Ruprecht für sie in den Wald gestellt hätte. Der Knecht, den er sich zur Begleitung mitgenommen, war aber mit seiner grünen, eiszapfenbehangenen Bürde — Knecht Ruprecht hatte seine Bäume im Walde selber geschmückt, schöner als schaumgoldselige Menschen — schon lange hinter den beschneiten Kiefern verschwunden, als der Bruder Studio noch zwischen den Wachholdersträußen stand, seine Hand in Kathis kleinem Pelzmuff.

„Ich kann nicht länger bleiben; Mama vermißt mich sonst."

Sie versuchte es, sich frei zu machen. Eine heiße Glut lag auf ihrem Gesichtchen, und die Pelzmütze saß bedenklich schief.

„Und ich kann Dir nicht einmal etwas schenken, Lieb."

Sie lachte ihn mit den blauen Augen an.

„Ich auch nicht."

„Aber eine Überraschung habe ich doch für Dich. Denk' an mich, heute abend!"

Noch ein Kuß, und sie lief davon, und der Herr Studiosus sah dem Schmalrehchen mit einem halb glücklichen, halb traurigen Seufzer nach.

Und dann legte sich Dunkelheit auf die weiße

Erde, zu frühe fast für all die geschäftigen Hände. Das kleine Dorfkirchlein mit dem spitzen Turm und dem verschneiten, zeigerlosen Zifferblatt machte seine Fenster hell. In Platangen wurde noch Christandacht gehalten, aus allen Häusern des Dorfes pilgerten sie dem Glockentone nach, vermummt gegen die frische Winterkälte, ein Laternchen in der Hand, um mit Schauern der Ehrfurcht das alte Lied anzustimmen, das in den schlichten Mauern des Gotteshauses so ergreifend klang:

„Vom Himmel hoch, da komm' ich her!"

So war es recht! Zuerst das volle, sehnende Menschenherz hinauf in den Himmel, und dann den ganzen Himmel mit seinem Glanz und seiner Lichterfülle, mit Liebe und Seligkeit hinab zur Erde! —

Aber eine Überraschung wie diese, hatte Tante Clara noch nie ausgeheckt; denn daß sie die eigentliche Urheberin gewesen, daran zweifelte man weder im Gutshause, noch in der Oberförsterei. Da lag auf jedem Platze eine große Briefdecke, und drin stand auf weißer Karte:

„Eine Reise nach Berlin zum Subskriptionsball!" Fast schien es, als wären elektrische Drähte von einer der hohen Christtannen zur andern gelegt. Das Bewußtsein gleicher Freude erhöhte noch den Jubel.

„Ja," sagte der Rittmeister, sich behaglich die Hände reibend, „was sagt Ihr nun? Aber ich denke, der junge Kaiser wird sich ebenso über seine Helden von 70 freuen, wie es der alte gethan hätte!"

Er richtete sich stramm auf. Frau Lina aber hatte seit diesem Augenblick den festen Glauben, sie seien zu Hofe befohlen worden, Seine Majestät hätte den dringenden Wunsch geäußert, die Frauen und Töchter der Helden aus dem großen Jahr kennen zu lernen; ein nicht wenig erhebendes Bewußtsein.

„Auch die Helden der Wissenschaft schulden sich der Öffentlichkeit," sagte der Professor zu seiner Frau, „denke, Clara, ich werde seit Jahren wieder einmal mit meinesgleichen sprechen!"

Sie sah ihn ein wenig ungewiß an.

„Der Gedanke kommt von Elsner. Er besorgt auch die Billette."

„Das ist nett von ihm. Und wenn, wie ich höre, auch der Kandidat mitreist, so kann ich beiden vielleicht mit meinen Beziehungen nützen." Ein Schatten ging durch Frau Claras stille Augen, als Mieze heranstürzte, mit der großen Frauenfrage, wenn von Theatern und Bällen die Rede ist und alle Farben des Regenbogens vor ihren Augen blitzen, der Frage: „Was ziehe ich an?"

Da hatte die Güte der Väter noch einen Zettel auf den bunten Teller gelegt, ein Ballkleid nach freier Wahl in Berlin zu besorgen. Nur Frau Lina sagte mit stolzer Ruhe:

„Ich habe mein schwarzes Sammetkleid!"

Es hatte auf einer Silberhochzeit im vergangenen Winter den Neid des Kreises erregt, und war für Frau Lina, was das Krönungsornat für den Kaiser ist. Nur mit Schauern der Ehrfurcht dachte sie an die Pracht seines Faltenwurfs, die Länge seiner Schleppe — und ihre Brust hob sich noch stolzer. Sie war würdig vorbereitet für das feierliche Ereignis! —

Auch drüben bei Oberförsters waren die Lichter gelöscht. Man saß um den runden Tisch im Wohnzimmer und spielte das alte-neue Spiel Glocke und Hammer mit den Kindern. Der Oberförster war sehr guter Laune — Herr Hitzig mitsamt dem hyppo castanum war auf Urlaub — und that eben ein unglaubliches Gebot auf den Schimmel, als seine Frau nach Kathi fragte.

„Sie ging vor einer Weile hinüber in das Weihnachtszimmer. Soll ich sie rufen."

„Ja, Hanna. Höre Du nur lieber auch auf. Bei der Sache sind Deine Gedanken doch nicht. Welcher vernünftige Mensch zahlt dreiundvierzig Nüsse für die Karte Glocke und Hammer?"

Hanna errötete und stand auf.

Urban sah ihr mit stillem Lächeln nach. Bei der Sache war sie nicht mehr gewesen, seit sie unter der brennenden Tanne von der Berliner Reise gehört hatte. Da war in den grauen Augen ein Leuchten aufgegangen, als spiegelten sich alle Lichter des Weihnachtsbaumes darin. Er wußte, daß die Saat reif sei!

Hanna ging hinüber in das große Zimmer. Die Luft war voll Tannenduft und Wachsgeruch. Kathi hatte eines der kleinen Baumlichter wieder angezündet, und sein Flackerschein warf nun Streiflichter auf Rauschgold, versilberte Nüsse und den langen, weißgedeckten Gabentisch. Sie selbst saß auf einer Rutsche dicht vor dem Baum, die Hände um die Kniee gefaltet, die blauen Augen starr auf ein niedliches Ballkleid gerichtet, das sie auf seiner Rohrpuppe in den schwachen Lichtkreis gerückt hatte. Es war ein einfaches Kleidchen aus rosa Tüll mit Apfelblüten; aber für Kathi war es ein Wunder, ein unfaßbares Wunder. Auf ihrem Schoß lag eine große Karte mit schön geschwungenem Zirkel: crescat vivat floreat! Es war die Einladung des Corps Hansea zu seinem Ball in der Börse Ende Januar.

Sie hatte nicht gehört, daß Hanna eingetreten war, sah nicht, wie sie nun schon eine ganze Weile dastand und sie ansah, bis in die grauen Augen Thränen traten. Noch vor Stunden hätte das Waldfräulein hier nichts geschaut, als ein kleines, thörichtes Mädchen, das sich auf seinen ersten Ball freut. Wie kam es, daß ihr plötzlich die Augen aufgingen, und sie sich mit einem weichen, zärtlichen: „liebe Kathi!" zu der Kleinen herabbeugte?

Käthchen sah auf, sah in Hannas auf sie gerichtete Augen, und stand mit einem Jubelruf auf den Füßen. Fest schlangen sich die Arme um den Hals der Schwester, und unter Lachen und Weinen erzählte sie ihr eine lange Geschichte, in der hundertmal der Name „Hans" vorkam.

„Und nun ich es Dir sagen kann, bin ich so unendlich glücklich."

Die strich leise über die blonden Zöpfe.

„Hättest Du es mir nicht schon lange sagen können?"

„Ich wollte ja immer, Hanna. Aber Du hast mich nie so angesehen."

„Wie denn, Liebling?"

„Wie Du den Wald ansiehst, und die Hirsche, und die Vögel. Aber vorhin, da wußte ich auf ein-

mal, daß Du mich verstehst, da sahst Du so ganz, ganz anders aus als sonst, und da — ach, Hanna!"

Wieder küßten sich die Schwestern.

Und dann geschah das Unglaubliche: das Waldfräulein weinte, nicht über gequälte Raupen oder angeschossene Rehe, sondern über einfaches, echtes Menschenglück!

XV.

Die Nacht vor der Berliner Reise war herangekommen, eine bitter kalte Winternacht, die wie mit stählernem Flügel klirrend über den Fichtenwald strich. Kathi schlief sanft und süß dem kommenden Tage und ihrem Hans entgegen, der sie in Königsberg mit den Tanten in Empfang nehmen wollte; Hanna aber lag noch wach.

Sie hatte es versucht, mit ihrem warmen Atem ein Guckfenster in die Eisblumen zu tauen, sie wollte so gern noch einmal den Wald sehen, über dem der Vollmond stehen mußte. Vergebens, die Eiskrystalle wichen nicht. Strafte der Wald ihre Untreue?

Sie lag und lauschte dem Pochen ihres Herzens, lange, lange. Es war nun doch ein echtes Mädchenherz geworden, eine Welt für sich. Aber dem Waldkind, das keine Romane gelesen hatte, und das Hangen und Bangen nicht bis zum Überdruß kannte, war es eine neue, überraschende Welt. Wo hatte es nur auf einmal die Töne zitternden Schmerzes, jubelnder Hoffnung gefunden, zu denen es so meisterhaft den Takt pochte? Und auch ein Maler war das zuckende Ding. Welch' eine Fülle von Formen und Farben stand ihm nicht zur Verfügung!

Jetzt zeigt es ihr im dämmerigen Hausflur die undeutliche Gestalt eines Mannes, der das Gesicht zu kräftigem Niesen verzieht; jetzt ein Nachtstück, zitterndes Fackellicht auf dem schweigenden See, mit höhnischem Grinsen entflieht die breite Karausche dem ungeschickten Speerwurf desselben Mannes; nun Helllichtmalerei, weiße Sonne auf glutdurchtränkter Waldwiese, Schmetterlingsnetze, gaukelnde Falter und fliegende Sommergewänder, nichts dunkel, als der winzige Schattenstreifen unter den bläulichen Fichten, und hier ein großer, figurenreicher Karton, der Ausflug nach dem Hammer, oder die Rast am Waldweiher. Wirklich ein Universalgenie, dieses Menschenherz!

Aber an der Schwelle, über die Kathi in fröhlichem Kindermut mit gleichen Füßen gesprungen war, hielt der kleine Malgeist an. Die Leinwand der Zukunft war leer, ohne Entwurf. Und noch eins war wunderbar. Die Hauptperson auf all diesen Zukunftsgemälden trug verschwommene, undeutliche Züge, und wenn das sehnende Auge sich mühte, den Nebel zu durchdringen, der gerade dieses eine Antlitz barg, dann warf der fleißige kleine Heinzelmann den Pinsel fort, und das Herz begann so ängstlich zu pochen, wie eben jetzt, so stürmisch, als wolle es heraus aus der Mädchenbrust; und Hanna mußte dann beschwichtigend die Hände herauflegen, und die Harfe, die schöne, sanfte Harfe, auf der die Schwesterhände Sehnsucht und Hoffnung spielen, mußte es in Schlaf singen. —

Pünktlich um halb vier Uhr früh traten die Schwestern in das Wohnzimmer. Das ganze Behagen der Häuslichkeit umfing sie noch einmal, die Buchenscheite, die nur ein Oberförster brennen kann, prasselten im Ofen, der ausgestopfte Seeadler, der von der Decke herabhing, drehte sich langsam um sich selbst, und die kleine Kröte sang ein klagendes: behüt Dich Gott!

Der Oberförster besprach sich bis zum letzten Augenblick mit seinem Sekretär und Schulzen, und seine Frau seufzte:

„Ich wäre auch ruhiger über mein Haus und die Kleinen, wenn der Kandidat hierbliebe. Was der in Berlin will, ist mir unverständlich!"

Natürlich trat Urban gerade in diesem Moment ein und setzte sich schüchtern vor seine Kaffeetasse.

„Was haben Sie denn da für Handgepäck," fragte der Oberförster, auf ein großes, viereckiges Paket zeigend, das in Wachsleinwand genäht und noch mit breiten Riemen verschnürt war.

„Meine Herbarien."

„Und das Heubündel wollen Sie bis Berlin, fünfzehn Stunden lang, auf dem Schoße halten? Gratuliere!"

Urban hatte es jetzt allerdings in denkbar unbequemster Lage auf den Knieen; Hanna stand auf und legte es lächelnd auf einen freien Stuhl.

„Ein schweres Stück Handgepäck; aber ich begreife, daß Sie es nicht aufgeben wollen."

Ein leuchtender Blick streifte sie. Dann sah der Oberförster nach der Uhr, die gerade die vierte Stunde aufwies, und alles griff nach den Pelzen.

„Gut einpacken, den Mund verbinden, Mädels." Das Gepäck war schon untergebracht. In den Strohschlitten kamen die gewärmten Fußsäcke, die Decken, und die Hüllen, soweit der Vorrat reichte. Daß der Kandidat dabei zu kurz kam, war seine Schuld. Warum hatte er keinen behaglichen Schuppenpelz wie der Oberförster? Und dann war Hanna wie der Wind noch einmal aus dem Schlitten hinaus, und im nächsten Augenblick fühlte Urban, wie vorsorgliche Finger eine rote Steppdecke über seinen fadenscheinigen Überzieher banden. Er konnte die liebe Hand nur dankbar drücken, dann zogen die Pferde an, und wie ein König fuhr der stille Kandidat aus dem heimischen Walde.

Der zürnte dem Waldfräulein nicht, sondern breitete noch einmal seine sternklare Herrlichkeit um sie. Die bläulichen Schatten der Nacht winkten unter den schwerbelasteten Zweigen, und die hohen Fichten klirrten mit ihren Demantkronen und dem Reifgeschmeide ihrer Wipfel, als wollten sie sagen: „Wenn Du wiederkehrst, dann trägst Du selber ein Krönlein und ein kostbares Brautgeschmeide, Du herbes, reines Waldkind."

Und dann war der Schlitten auf der Bahn, die ihm der Schneepflug frei gemacht hatte, die Pferde griffen aus, und das seichte Wasser lag hinter den Reisenden.

Langsam kroch auf dem schmalen Geleise der Sekundärbahn der Klingelzug heran, so langsam, daß Oberförsters Braune, die noch vor dem Stationsgebäude standen, verwundert die Köpfe schüttelten.

Wenn das die ganze berühmte Erfindung war — das konnten sie doch noch besser! Und kam es nur auf den Dampf an, so machte ihnen die Lokomotive die Nebelhüllen noch lange nicht nach, in die sie sich bei der Kälte gehüllt hatten. Wie nun vom Bahnsteig das schrille Läuten erklang, schüttelten sie stolz ihre harmonischen Glöckchen und zogen an, daß der Kutscher verschlafen nach den Zügeln griff.

Der Klingelzug aber kam auch zur Zeit, und wie der Schnellzug von Eydtkuhnen zwei Stunden später heranbrauste, daß die Schienen nur so klirrten, da stand das stattliche Häufchen richtig auf dem Bahnsteig und ließ sich von dem Schaffner mit dem bereiften Schnurrbart einschachteln.

Die Schwestern saßen dicht aneinandergeschmiegt. „Noch eine halbe Stunde," flüsterte die Kleine.

Und dann vergingen auch diese dreißig Minuten, donnernd fuhr der Zug in die Hallen der alten Krönungsstadt, und Hans in vollem Wichs, einen Veilchenstrauß in der Hand, trat an den Abteil.

„Und die Tanten?"

„Sind verhindert. Bin ihr Abgesandter. Werde Käthchen sicher abliefern."

„Nehmt eine Droschke."

„Ist schon bestellt."

„Und paß auf dem Balle auf das Kind auf."

Hans legte die Hand beteuernd auf den Schnurrock. „Ich werde sie den ganzen Abend nicht aus den Augen lassen."

„Ein rechtes Glück, daß Hans da ist," sagte die Frau Oberförster, „ihm kann ich Kathi ruhig anvertrauen."

„Das können Sie," bestätigte Frau Lina Brüning mit berechtigtem Mutterstolz.

Und weiter ging's, hinein in die kalte, funkelnde Pracht des Januartages.

Dem Glück entgegen, dachte Hanna, wie sie die bereiften Bäume an sich vorbeifliegen sah. Dem Glück? Sie schloß eine Weile die Augen, und wie sie sie wieder öffnete, sah sie gerade in die Urbans, die mit seltsamem Ausdrucke auf ihr ruhten.

„Freuen Sie sich?"

„Sie wissen es ja. Aber ich fürchte mich auch".

Er lächelte. „Das läßt sich nicht trennen."

„Warum nicht?"

„Das wird Ihnen einmal ein anderer sagen."

Unsicher streifte ihr Blick die andere Seite des durchgehenden Wagens, die Professors, Baumann und Mieze einnahmen. „Freuen Sie sich?" fragte sie dann."

Er sah nach oben, wo seine geliebten Herbarien sicher im Netze lagen. „Sie wissen es ja; aber ich fürchte mich auch," wiederholte er ihre Worte von vorhin.

Sie lachte heiter. „Läßt sich das nicht trennen?"

Er schüttelte seufzend den Kopf. „Wenn ich an den Brief des Professors denke —"

„Des wirklichen oder des sogenannten?"

Er sah nach der andern Seite. „Des wirklichen. Also wenn mir sein Brief einfällt, dann freue ich mich. Denke ich aber an die Visite, den Frack, die weiße Binde, dann —"

„Haben Sie Ballfieber?"

„Ich habe schlechte Erfahrungen mit solchen Besuchen gemacht. Zudem, die angetragene Stelle wäre ein zu großes Glück für mich."

Sie sah ihn mitleidig an. Sie verstand jetzt, daß er entbehrt hatte sein lebenlang. Nur eins verstand sie nicht, die stille Größe, mit der er seinen heißesten Herzenswunsch auf dem Altar der Freundesliebe opferte.

„Es wäre nur gerecht, wenn Sie den Platz erhielten. Ich wünsche es Ihnen von ganzem Herzen."

„Bei Windenau," rief der Professor herüber. „Ist ein alter Freund von mir — Sie verstehen, gleiche Interessen — Soll ich Ihnen einen Empfehlungsbrief mitgeben?"

Frau Clara hatte bei den herablassenden Worten ihres Gatten ein ängstliches Gesicht gemacht.

Urban aber wurde sehr rot und lehnte die Güte dankend ab.

In der benachbarten Abteilung, von der man nur durch eine halbhohe Wand getrennt war, hörte man plötzlich die Stimme des Rittmeisters, entsetzt, wie aus einem gestörten Mittagsschläfchen heraus. „Lina, hast Du auch das große eiserne Kreuz mitgenommen?"

Auf die bejahende Antwort der Gattin folgte ein erleichtertes Aufseufzen. „Wäre eine nette Geschichte geworden, ohne das Eiserne, vollständig unangezogen auf den Ball gehen."

„Onkel," rief Baumann hinüber, „kannst Du uns nicht erzählen, wofür Du seiner Zeit das Kreuz erhieltest?"

„Ach ja, eine Kriegsgeschichte," rief alles mit einem Eifer, der der beste Beweis der umsichgreifenden Reiselangeweile war.

„Ja, aber durch die Wand?"

„Die hat hier Ohren, Onkelchen!"

„Nun, meinetwegen," klang es gemütlich, während über ihnen die dröhnenden Schritte des Heizers erklangen, der von Dach zu Dach ging, das Gas anzündete und den Deckel jedesmal klappernd zurückfallen ließ. „Ich habe mich der Gelegenheit nicht zu schämen."

(Schluß folgt.)



Zigeuner der Großstadt.

Roman
von
U. von Eck.

(Fortsetzung.)

Neuntes Kapitel.

Herbstliche Winde, fallendes Laub!

In der Großstadt weiß man's nicht, daß der Herbst auch schön sein kann. Draußen in Wald und Flur, wo die Menschen ihm nicht dreinreden, da zeigt er, daß auch er ein Maler ist wie der Lenz und der lachende Sommer, und daß er Farben hat auf seiner Palette, die jenen an Pracht nicht nachstehen. In den Weinbergen an unseren Hügeln, da legt er leuchtendes Gelb und sattes Braungold auf die Blätter, und dazwischen glänzen die Trauben auf, dunkelblau und krystallhell unter ihrem matten Schmelz von Tau. Über den öden Stoppeln ballt er seltsame Wolkengebilde zusammen, schickt er reisende Vogelscharen dahin, und ihre Ränder schmückt er mit den feurigen Büscheln der Ebereschen oder den schwarzen Augen der Brombeere. Doch sein Meisterwerk, das macht er am Walde! In lauter satte, warme Töne taucht er den Pinsel und malt seine Blätter ins bunte; 's ist erstaunlich, wie viel Farben er hat! Hellgelb und tiefbraun und goldig und rehfarben und dazwischen ein leuchtendes und seltsames Rot, das tiefdunkel auflоht, wenn die Sonne darauf scheint; so farbig malt nicht einmal der Lenz! Nur an den Tannenwäldern, da geht er vorüber, daß ihr tiefes Grün seiner bunten Arbeit zur Folie diene, ernst und stetig, das Bleibende deutend.

Ja, mit der großen Natur, da versteht sich der Herbst, und nur wenn er durch die Städte wandern soll, dann erscheint er als ein düsterer Geselle, der alles in Grau taucht. Da finden seine Kumpane, die Winde, nicht Raum für ihr Spiel, und darum heulen sie um die Ecken und in den Schloten, reißen an den Fenstern und lockern die Ziegel auf dem Dache. Und die Bäume an den Straßen gleichen nicht ihren freien Brüdern da draußen im Walde; die Blätter sind grau und falb und tragen schwer am Sommerstaub und an dem Schmutz der Straßen; schon die Oktoberwinde stoßen sie ab und ballen sie raschelnd zu Deinen Füßen — schmutzig-braun ....

An dem Fenster ihres Zimmers stand Clara Cavalcanti und starrte abwesenden Auges in den fallenden Regen hinein, der ohne Heftigkeit, aber mit zäher Ausdauer schon seit Stunden niederging. Die wenigen Bäume dort drüben neben der Kirche sahen elend darein und troffen aus jedem ihrer welken Blätter; die Droschkenkutscher, die mit ihrem Gefährt neben dem eisernen Gitter hielten, schüttelten sich vor Unbehagen, zogen ihre Kragen in die Höhe und stießen hie und da einen ungeduldigen Fluch aus, die mageren Gäule hingen die Köpfe, und aus ihren Mähnen floß das Wasser. Der Platz war öde, nur daß hin und wieder ein eiliger Passant im Schutze der Häuser vorüberhuschte, und das Ganze machte einen überaus trostlosen Eindruck.

Das junge Mädchen seufzte und wandte sich wieder in das Zimmer zurück. Sie war ziemlich verändert seit den letzten Monaten. Zwar hatte ihre Gestalt nichts an ihrer Fülle und Frische eingebüßt — nur daß sie in ihrer Haltung gedrückter erschien als früher — aber der kecke sorglose Zug in dem hübschen Gesicht war völlig daraus verschwunden und hatte einem grübelnden nervösen Ausdruck Platz gemacht, und dieser vertiefte sich zu peinlicher Schärfe, als sie sich jetzt dem großen Schreibtisch zuwandte, der in der Mitte des Zimmers stand und mit Büchern und Papieren ganz bedeckt war.

Einen Augenblick stand sie still und blickte unentschlossen auf die beschriebenen Blätter, dann wandte sie sich mit einer Bewegung fast des Widerwillens ab und schritt einige Male, die Arme auf den Rücken gelegt, in dem Zimmer auf und ab.

Mehr als ein halbes Jahr war nun ins Land gezogen seit jenem Disput über das Frauenstudium bei Farels, und heute wäre Doktor Clara kaum noch imstande gewesen, so keck wie damals ihren Mann zu stehen. Sie hatte sich zu wehren und auf dem hohen Pferde der Theorie zu halten vermocht, solange es Worte waren, gegen die sie kämpfte, allein in eben jener Neujahrsnacht, als sie dann vor dem gewaltigen Werk des jungen Künstlers gestanden, gegen den sie gestritten, da war's ihr mit einem Male klar geworden, daß es nichts bedeutet, vielerlei zu wissen, aber alles, etwas Tüchtiges zu können.

Und nun wollte sie ihr Können zeigen. Ihm zeigen. Ja, das war die Hauptsache. Er war nicht zu gewinnen durch keckes Trotzen, nicht zu bestechen durch äußeren Reiz, nicht zu erkaufen durch schnödes Gold — Clara fühlte es: bei diesem jungen Künstler mit dem genialen Sinn hinter der ernsten Stirn, da galt es ein geistiges Werben, ein Siegen der Seele. Constanze Farel — ah, ein schmerzvolles Zucken ging bei dem Gedanken an sie stets durch die Brust des jungen Mädchens — die Tochter des Geigers hatte sich in das Herz des Mannes, den sie liebte, hineingestohlen durch ihre Kunst. Allein durch sie, so bemühte sich die Eifersucht zu glauben. Aber was an dem Spiel dieses Mädchens der Ausdruck ihres Geistigen war, das konnte nicht unbesiegbar sein, wenn man ihm den Ausdruck eines andern Geistigen gegenüberstellte, das bedeutender war als jenes. Bedeutender — Clara hatte es als selbstverständlich angenommen, daß sie das sei; es war eine naive

Selbsteinschätzung, von der sie nicht einmal wußte, daß es eine Überschätzung war, sie fand es eben natürlich. Trug sie doch in ihrem Doktortitel gleichsam die offizielle Beglaubigung des Hervorragens über ihre Mitschwestern mit sich herum; es kam ihr gar nicht in den Sinn, daß etwa ein anderes weibliches Wesen, wenn sie auch keine akademische Quittung über ihre Studien beibringen konnte oder gesucht hatte, dennoch mehr wissen, ja in ihrem ganzen Denken geklärter, zielbewußter, einheitlicher sein könne als sie. Nein, sie hatte sich überlegen gefühlt und hatte auch frisch und fröhlich geglaubt, daß sie diese Überlegenheit jeden Augenblick beweisen könne, wenn sie nur wolle.

Das war damals gewesen. Und nun war ein halbes Jahr und mehr darüber verflossen.

Doktor Clara war dem Rate Thomas gefolgt: sie hatte beide Arbeiten zugleich begonnen, und die Einleitung zu beiden war auch fertig geworden und so ziemlich zu ihrer Zufriedenheit ausgefallen. Es waren natürlich nur allgemeine Sätze, die sich da aufstellen ließen, geschichtliche Überblicke, ein Resumé der letztvergangenen Kunstepoche und so weiter, aber das war ja auch nur die Einleitung, und die eigentliche Arbeit sollte erst beginnen.

Und dann war sie daran gegangen mit ungebrochenem Mut und hatte gearbeitet. Brav gearbeitet. Zuerst hatte sie sich dem litterarischen Thema zugewandt, weil ihr hierzu, wie sie meinte, die besseren Kenntnisse zu Gebote standen; allein sie hatte sehr bald gemerkt, daß das, was sie wußte, doch für eine wissenschaftliche Arbeit nicht genügte. Aus einer einmaligen Lesung der Hauptwerke der in Frage kommenden Dichter schuf man kein tüchtiges Werk, sie mußte, wollte sie gewissenhaft zu Werke gehen, sämtliche Sachen, auch die unbedeutenden lesen und studieren, sie mußte auch das Leben der Autoren kennen, so gut die Quellen es irgend hergaben. Ja, an die Quellen mußte sie gehen. Es fiel ihr auf, daß sie sich bisher eigentlich ausschließlich mit den Kommentaren anderer begnügt hatte; sie hatte fertige Urteile über die Dichter und ihre Werke gelesen, sich angeeignet, nachgesprochen, aber sie war ihnen noch nicht mit dem eigenen Geist, mit eigener kritischer Sonde nachgegangen bis an ihr innerstes Lebensmark. Allein das mußte nachzuholen sein; was der Fleiß erreichen kann, sollte sie nicht abschrecken. So begann sie denn zu lesen in den Bibliotheken und daheim, machte sich Notizen und schrieb kritische Besprechungen über einzelne Werke einzelner Dichter. Dabei passiert es ihr denn wohl, daß sie hinterher eine biographische Notiz oder eine ausführlichere Lebensbeschreibung des betreffenden Autors fand, die sie nötigten, ihr Urteil umzustoßen, oder auch die völlig entgegengesetzte Auffassung einer litterarischen Autorität, die sie zu Rate zog, warf sie vollends aus dem Geleise. Ein Wust von Vorarbeiten wuchs um sie herum, dicke Hefte füllten sich mit Auszügen und Besprechungen, Daten und Notizen aller Art. Dann wieder ward es ihr bewußt, daß sie einzelne dichterische Individualitäten in ihrer Besonderheit nicht begreifen, wie überhaupt eine ganze litterarische Epoche nicht beurteilen konnte, ohne sich eingehend mit der politischen Geschichte eben dieser Epoche zu befassen, und so tauchte sie denn unter in umfangreiche Geschichtswerke und andere einschlägige Bücher. Geradezu erdrückend häufte sich vor und in ihr das Material, dessen sie zu bedürfen schien, um eine einigermaßen wertvolle Arbeit zu liefern, und immer ernster und stiller wurde das junge Mädchen bei ihrem Schaffen. Was sie an einem Tage niederschrieb, das schien ihr am nächsten wertlos; was heute vor ihrer Kritik bestand, vernichtete sie morgen. War es denn wirklich wahr, was der alte Professor ihr einmal mit seinem ernsten Nicken gesagt hatte — nämlich, daß das eigentliche Studium erst beginne, wenn man die Universität hinter sich habe . . . Dann stände sie ja an eben diesem Anfang!

Wie das Dämmern eines Tages, dessen Licht man fürchtet, so brach allmählich diese Erkenntnis über Doktor Clara herein — es war so! Sie wußte nichts. So gut wie nichts. Sie hatte eine Anhäufung von Kenntnissen tabellarischen, biographischen und kritischen Inhalts für abgeklärtes Wissen gehalten, und jetzt sah sie, daß selbst diese ihre Kenntnis des Materials lückenhaft, schulmäßig, unsolide war, Bausteine ohne Mörtel, ein Instrument mit Tasten, doch ohne Ton! Da lag nun in Heften und auf Blättern die mühsame Kärrnerarbeit, die sie gethan, und die sie im Grunde ihrer Seele verachtete — — was würde sie haben, wenn sie sie fortsetzte?! Eine Aufreihung von litterarischen Persönlichkeiten in chronologischer Reihenfolge, mit biographischen Notizen über ihr Leben und eine gewissenhafte Besprechung ihrer sämtlichen Werke . . . aber hatte sie damit eine Geschichte geschrieben, die Geschichte einer Epoche zumal?! Und dann — sie hatte auf ihrer Studienreise durch die einschlägige Litteratur soviel Treffliches und Erschöpfendes entdeckt, daß sie nicht begriff, wie sie gerade auf dies Thema hatte verfallen können und daß unwillkürlich sich ihr die Frage aufdrängte — „Wozu das Ganze?!“ Was sie da that, woran sie soviel Mühe, Kräfte, Zeit und Stimmung verschwendet, das war eigentlich — überflüssig! Ah, wie das niederdrückte, wie das klein machte, wie das wurmte . . .!

Unmöglich, in solcher Stimmung weiter zu arbeiten im gleichen Geleise: Doktor Clara wandte sich dem kunstgeschichtlichen Thema zu.

Zunächst das Gleiche hier wie dort, es fehlte überall, sie mußte an die Quellen gehen . . . Ja, welches waren denn aber die Quellen für eine Geschichte der Malerei und ihrer berühmten Vertreter in einem Lande? Wieder war es zuerst die Geschichte dieses Landes, es waren die Biographien der Künstler, es waren die bereits existierenden Werke über das gleiche Thema, die es zu studieren galt, und es waren — ja, doch wohl nicht in letzter Linie die Gemälde selbst!

Doktor Clara stand vor diesem letzten Schlusse so verdutzt, als hätte sie eine Entdeckung gemacht. Daß ihr doch dieser Gedanke erst jetzt kam, wo sie der Sache zu Leibe ging! Sie hatte viel gesehen auf Reisen und durch Reproduktion, sie besaß eine Mappe mit kostbaren Stichen alter niederländischer Meister-

werke, Kästen voll Photographien befanden sich in ihrem Besitz — allein ein volles Erfassen der Eigenart jedes einzelnen Künstlers, einen rechten Eindruck von der malerischen Wirkung seiner Schöpfungen, ein Eindringen in das Voll seiner künstlerischen Individualität, das kam doch wohl nur über einen unter dem unmittelbaren Eindruck des von dem Künstler selbst Geschaffenen, bei dem Zusammenwirken und notwendigen Ineinandergehen von Komposition, Farbe und Form. Was waren zum Beispiel jene photographischen Nachbildungen von Lamberts Figuren gegen die gewaltige Wirklichkeit der Originale! Litteraturgeschichte hatte sie studiert, nicht Litteratur — Kunstgeschichte gelesen, nicht die Kunst in ihren Heiligtümern aufgesucht — Clara Cavalcanti lachte fast höhnisch auf, als sie die Entdeckung machte, daß die Litteratur aus den Werken der Autoren besteht und die Geschichte der Malerei in den Gemälden sich darstellt . . .! Nicht dies Allerelementarste hatte sie gelernt bisher, und bei der ersten selbständigen Arbeit mußte sie daher auch mit diesem untersten einfachsten Satz beginnen, der von so lächerlicher Natürlichkeit war, und den doch unzählige Menschen gar nicht kannten. Sie auch nicht bisher. Aber nun hatte sie ihn gefunden bei all der Kärrnerarbeit, die sie gethan, und nun wußte sie, daß sie nichts wußte.

O, was für ein Schreckliches war es doch um diesen Satz! Sie hatte ihn früher wohl in bewußter Koketterie hie und da in die Unterhaltung gemischt und hatte sich stets das Gegenteil dabei gedacht, jetzt kam er ihr wieder in den Sinn mit andrer Bedeutung, mit gleichsam höhnischer Wucht. Naiv und selbstfroh, hatte sie ihn ohne Schaden für ihr Selbstvertrauen im Munde führen können, geklärt und voll frommer Bescheidung vermag der wahre Philosoph seine tiefe Bedeutung zu tragen — für dieses junge sanguinische Mädchen, dem sich das eigene Halbwissen so unerwartet und grell beleuchtet hatte, bedeutete er jetzt die Verzweiflung einer fast vernichteten Seele.

Dort lag alles, was sie in diesen Monaten geistig zusammengetragen — es war ihr zum Ekel; kaum, daß sie sich entschließen konnte, es anzusehen, und wenn sie es that, so wurde es nicht besser. Es fiel ihr wieder ein, was Lambert und Doktor Brenz gesagt hatten über das abstrakte Studium für Frauen, ein jedes Wort fiel ihr jetzt heiß auf die Seele . . . „ein Studium, das schon manchem Manne zur Klippe wird“ hatte der alte Professor gesagt, und daran hatte sie oft seither denken müssen. Das, was sie jetzt erfuhr, das hatten die meisten Männer wohl auch erfahren müssen, und sie fragte sich, ob auch da überall die Verzweiflung einkehre wie bei ihr. Doch wohl nicht, wenigstens nicht, daß man's merkte. Ah, Doktor Clara sah jetzt klar, woher die viele Oberflächlichkeit und das widerwärtige Afterwissen im Gelehrtenstande kam — hier lag's, im Anfang! ‚Ich weiß jetzt, daß ich nichts weiß!‘ Alle würden sie einmal vor diesen Spruch gestellt, so sagte sie sich, aber was fingen sie damit an? Viele, ach, die meisten wohl, sagten sich: ‚wenn ich aber so thue, als ob ich was weiß, werden's die andern doch glauben — und wenn die's nur nicht merken, ist schon alles gut, mit mir selber werd' ich schon fertig.‘ Aber Clara Cavalcanti war zu redlichen Sinnes für solches Denken, gerade das eben konnte sie nicht: mit sich selber fertig werden, die andern betrügen und sich selbst um so erbärmlicher sehen, nein, ihre kecke, fröhliche Sicherheit stand und fiel mit der eigenen innersten Überzeugung!

Ja, was aber dann? Es gab dann nur noch eins — das ruhige klare, aber auch freudige Wort des wahren Philosophen: ‚Ich fange also an‘. Aber das konnte sie auch nicht sprechen . . . Jetzt beginnen?! Wo war dann das Ende? Nach einem ganzen langen arbeitsvollen Menschenleben — vielleicht! Und unterdessen? Ah, das war das Bitterste! Sie war ein Weib, und sie dachte mit eines Weibes Herzen: — Lambert . . . Sie würde nichts vorbringen können, was der Beachtung wert sein werde, wenigstens nicht in absehbarer Zeit, und unterdessen —? Ja, das war's, was ihr die Röte von den Wangen vertrieben und die Falten um die Stirn gezeichnet hatte, diese zweite Entdeckung, die sie gemacht, und die sie bis in die tiefste Seele traf. Jener Unterschied zwischen Mann und Weib, den sie so schroff geleugnet, so oft verhöhnt, da war er jetzt an sie selbst herangetreten und führte einen schneidenden Selbstbeweis in ihrer Seele, unter dem ihr Stolz wehrlos zusammenbrach. Der Mann kann scheiden zwischen seiner Arbeit und seinem Herzen, er greift jene an und hält sie fest und baut sie aus bis zu seinem Lebensende, mag er auch dazwischen lieben und freien. Und auch das Weib scheidet, allein — mit bleichem Grimme erfuhr sie's jetzt in ihrer eignen Brust — sie scheidet umgekehrt. Ihr Lieben ist ihr Leben, mag sie auch dazwischen arbeiten und schaffen.

Clara Cavalcanti hätte viel darum gegeben, wenn sie ihre frühere Sicherheit hätte zurückgewinnen, diese Stimme ertöten können, die ihr ganz leise aber ganz deutlich flüsterte, wie es um sie stand. Sie hatte diese Arbeit machen wollen, um ihn zu gewinnen, den sie liebte, und dann — nichts mehr! Nur sein Eigen sein, ohne Titel als den seines Namens, ohne Würden als die seines Weibes, dem Ehrgeiz Valet und — die Liebe, ja die Liebe „das“ Ereignis ihres Lebens . . . !

Und jetzt entschwand ihr eins mit dem andern. An ihrem Wissen hatte sie Schiffbruch gelitten, und nach ihrer Liebe griff sie vergebens.

Ah, wer ihr noch vor wenigen Monaten gesagt hätte, daß das Leben eine solche Qual sein könne!

Wieder trat sie an das Fenster und blickte hinaus. Der Regen hatte nachgelassen, und durch die welken Bäume zog es klagend und dumpf, ihre Wipfel schüttelnd . . . Herbstliche Winde, fallendes Laub!

Auch in dem kleinen Gartenhause in der Neuenburger Straße stand an diesem Nachmittag ein Mädchen am Fenster und blickte in den Regen hinein und dachte an denselben Mann. Constanze Farel durfte jetzt ruhig ihre Augen hinüberwandern lassen nach dem Atelier drüben — es war verschlossen, schon seit Wochen, sein Inhaber verreist. Max Lambert hatte seine Figuren nach ihrem Bestimmungsort begleitet, wollte im Anschluß daran eine Tour durch

das östliche Holstein machen und endlich noch bei Verwandten auf dem Lande verweilen. — „Wenn diese Bäume kahl sein werden, komme ich zurück," hatte er gesagt, und dabei hatte er Constanze angeblickt, als wolle und müsse er in ihrem Antlitz lesen, daß die lange Trennung sie erschrecke und betrübe, aber unbeweglich waren des Mädchens Züge geblieben, wenn auch ein helles Rot ihr in die Wangen gestiegen war — sie hatte gekämpft und gesiegt, und der junge Bildhauer war abgereist, ohne ein herzlicheres Wort aus ihrem Munde vernommen zu haben. Traurig war er gegangen, grübelnd, was wohl des geliebten Mädchens Sinn, und schweren Herzens hatte Constanze ihn ziehen sehen. Er war jung und schön, begabt und liebenswürdig — würden ihm da nicht die Mädchenherzen zufliegen, wohin er auch kam, und würde er heimkehren, wie er gegangen?

Constanze seufzte tief auf. Das — ja, das wäre die beste Hilfe gewesen für ihre Entschlüsse, dann war der Kampf entschieden, den sie ausfocht mit dem eigenen Herzen — aber wenn sie es zu Ende dachte, es könne so sein, dann schoß es wie wildes Weh empor in ihrer Brust, und sie mußte die Hand auf das Herz drücken, daß es nicht aufschrie in seiner Qual. Was für ein seltsames Ding war doch so ein Menschenherz, wie schwer zu lenken! Constanze Farel wollte entsagen und vergessen, und da stand sie und blickte in den kleinen Garten, wo der Regen fiel und der Wind die Blätter von den Bäumen fegte . . . und sie freute sich eines jeden welken Blattes, das zur Erde flatterte, und sie flüsterte: — man hätte nicht sagen können, ob es Trauer oder Jubel war —

„Herbstliche Winde — fallendes Laub!"

Zehntes Kapitel.

Gunnar Bolinder war nicht wohl zu Mute. Nachdem er in die Hauptstadt zurückgekehrt war, war sein erster Weg zu Thoma gewesen. Warum er sie jetzt plötzlich aufsuchte, mit einer gewissen leidenschaftlichen Sehnsucht aufsuchte, die er so lange gemieden, das hätte er selbst nicht sagen können.

Vielleicht, daß nach dem Aufenthalt unter lauter gesunden Naturmenschen ihn Thomas nervöse und philosophische Geistigkeit besonders reizte, wie den Feinschmecker ein kompliziertes Gericht, vielleicht, daß die Entfernung seine Liebe zu ihr in der That wieder heller hatte aufflammen lassen, vielleicht auch, daß er sich nun selbst darüber klar war, wie unrecht und thöricht zugleich seine Handlungsweise ihr gegenüber gewesen sei, und daß Selbstvorwürfe und Reue ihn quälten, kurz, der gleiche heiße Augusttag, der ihn nach der Hauptstadt zurückgebracht, sah ihn noch in der Abendstunde auf dem Wege nach der Wilhelmstraße.

In einer Aufregung, die er selbst kaum begriff, eilte er die Treppen empor und klingelte. Niemand kam, um zu öffnen. Er wiederholte sein Klingeln. Wiederum vergebens. Jetzt entdeckte er einen Zettel, der etwaige Besuche an den Portier verwies. Mißmutig lief er die Treppen wieder hinunter und zum Hause hinaus; der Zettel schien anzudeuten, daß man nicht krank, sondern ausgegangen sei, Gunnar wollte gar nicht wissen, wo sie waren.

Allein diese Enttäuschung, anstatt ihn zu ernüchtern, reizte ihn gerade, seine Absicht durchzusetzen, Thoma wiederzusehen, und schon am Vormittag des nächsten Tages klingelte er wieder an der Wohnung der alten Malerin. Diese öffnete ihm selbst und benachrichtigte Thoma, die gerade nur noch Zeit fand, Asta ein dringliches „Bleib!" zuzurufen, so schnell folgte der Besucher Fräulein Ostermann auf dem Fuße.

Thoma trug ein weißes Spitzengewand, das in seiner matten Farblosigkeit ihre Blässe in keiner Weise belebte, und als Gunnar sie so sah, zuckte er förmlich entsetzt zusammen, ja, es gelang ihm nur mit Mühe, sein Erschrecken über ihr verändertes Aussehen zu verbergen. Bleich, mit nervösen Bewegungen, abgemagert und mit übergroßen Augen in dem müden Gesicht — war das Thoma, die Thoma, die er früher gekannt?! Er sah sie plötzlich im Geiste vor sich, wie sie an jenem Abend gewesen war, wenige Stunden vorher, ehe sie das verhängnisvolle Schreiben erhalten hatte, das seitdem zwischen ihnen stand: lebensprühend, geistreich, voll lachender Fröhlichkeit, die schönen Augen leuchtend vor Lust, die vollen weichen Arme schimmernd in dem tiefen Rot ihres Kleides . . . und nun?

Gunnar hatte kaum einige banale Worte gefunden, die beiden Damen zu begrüßen, nun saß er da wie betäubt und starrte zu Thoma hinüber, selbst erblaßt unter dem unerwarteten Eindruck. Asta bemüht sich zu sprechen, und es gelang ihr, dies und das vorzubringen, aber keiner der beiden andern Anwesenden kam ihr wesentlich zur Hilfe. Bolinder regte die Anwesenheit der Sängerin namenlos auf, Asta fühlte es und hätte sich nur zu gern entfernt, allein ein zugleich flehender und gebieterischer Blick aus Thomas Augen hielt sie an ihrem Platz fest. So zog sich denn das Gespräch noch eine Zeitlang hin, mühsam, quälerisch, die alltäglichsten Themen geflissentlich suchend, dann erhob sich Gunnar und ging. Thoma lächelte matt, als Asta sie nun ansah, und lehnte sich erschöpft in die Sofaecke zurück; der Besuch hatte sie nur physisch angegriffen, sie war selbst erstaunt, wie wenig er sie seelisch erregt hatte . . . liebte sie ihn denn nicht mehr? Liebe — ach! Liebe ist eine Kraft, und es gehört daher auch Kraft dazu, sie zu empfinden und auszugeben — ein gebrochenes Herze vermag sie nicht mehr zu fassen.

Dann war Gunnar noch einmal gekommen und hatte sie nicht getroffen, und dann wieder, und da hatte Asta Engelbrecht ihn empfangen und ihm in hartem, feindseligem Ton gesagt, daß Thoma krank sei und zu Bette liege. So hatte er nicht einmal wagen dürfen, an sie zu schreiben.

Gunnar war außer sich. Dieser gewissermaßen passive Widerstand, den ihm hier mehr das Schicksal als Thoma selbst entgegensetzte, reizte und erregte ihn unbeschreiblich. Er hatte sonst nur zu lächeln brauchen, um Thomas Gesicht aufstrahlen zu sehen; bei der geringsten Herzlichkeit seinerseits war ihr ganzes Wesen ihm entgegengeflogen — hatte er doch am letzten Abend ihres Beisammenseins noch spielend seine Macht erprobt — und jetzt, jetzt schien sie ihm

zu entgleiten wie ein Spuk. Seit Wochen mühte er sich vergebens, sie auch nur zu sehen, und bei seinem ersten Besuch, da hatte er immer den Eindruck nicht überwinden können, als gleite sie ihm auch geistig aus den Händen, als könne seine Seele die ihre nicht mehr fassen. Sie war freundlich zu ihm gewesen, ruhig freundlich, und hatte auch hin und wieder gelächelt — Gunnar fröstelte, wenn er an dies Lächeln dachte — aber die Tiefen ihrer Seele schienen von seiner Gegenwart gar nicht berührt worden zu sein . . ."

Und nun war es Herbst geworden unterdessen, und er hatte sie noch nicht wieder gesehen. So oft als angängig hatte er sich in ihrer Wohnung nach ihrem Ergehen erkundigt, allein er schämte sich, dies allzu oft zu thun, zumal Astae und Fräulein Ostermanns zurückhaltendes Wesen ihm äußerst unbehaglich war. Auch bei Scholtens wagte er nicht mehr zu erscheinen, da man ihn dort nun auch die Mißbilligung seiner Handlungsweise unverhohlen merken ließ.

An dem Nachmittage eines stürmischen Novembertages trat er eben wieder aus dem Hause in der Wilhelmstraße. Es gehe besser, hatte man ihm gesagt, doch sei die Schwäche noch groß; eine besondere Krankheit hatte man ihm niemals genannt.

Gunnar war der Verzweiflung nahe; dies monatelange Warten rieb ihn seelisch geradezu auf, er war nicht imstande zu arbeiten, kaum, sich zu beschäftigen, er lebte eigentlich nur noch für die Stunden, wo er hingehen durfte und nach ihr fragen und auf dem ganzen Wege jedes Mal von neuem hoffen, er werde sie diesmal endlich sehen dürfen. Die Tage dazwischen waren wertlos für ihn; wie er sie verbrachte — was verschlug's!

Gunnar wandte sich, als er auf die Straße trat, zuerst unentschlossen hierhin und dorthin; nach Hause mochte er nicht gehen, es dünkte ihn entsetzlich, jetzt allein sein zu sollen mit seinen quälerischen Gedanken, aber noch weniger hätte er in seiner augenblicklichen Stimmung höflich und verbindlich sein und irgendwo über gleichgültige Dinge „geistreich" plaudern können; schließlich war er die Wilhelmstraße hinaufgeschritten und am Zietenplatz angekommen. Heulend stob der Wind um die Ecke und fegte ihm raschelnde Blätter vor die Füße — schaudernd zog Gunnar den weiten Mantel fester um die Glieder und wandte sich dann rasch dem Café Kaiserhof zu: da war er unter Menschen und doch allein.

Er trat ein, es war mittlerweile draußen dämmrig geworden. Gunnar atmete auf; die Wärme, die Helligkeit, die Menschen hier drinnen, alles that ihm wohl, ja selbst die etwas dichte Luft, der Geruch von Kaffee und Cigarren legte sich ihm nicht unangenehm auf die gereizten Nerven. Er setzte sich in eine Ecke, bestellte eine Tasse Kaffee, brannte sich eine Cigarette an und ergriff eine beliebige Zeitung. Der Kellner brachte das Verlangte, und Gunnar nahm einige hastige Schlucke, das heiße Getränk that ihm wohl, es war, als ob sein Blut sich belebte, seine Gedanken sich sammelten; er ließ die Zeitung sinken. Da sah er, daß sich ihm gegenüber am Tische ein andrer Gast niedergelassen hatte, vor den man soeben ein Glas Grog hinsetzte; Gunnar war unangenehm berührt; er empfand das Gebahren des Fremden als eine Aufdringlichkeit, da noch andre Plätze in der Nähe unbesetzt waren, und überdies hatte der Geruch von Grog für ihn etwas Widerliches; mit einem ärgerlichen Blick streifte er flüchtig den neuen Ankömmling. Das Gesicht frappierte ihn, es kam ihm bekannt vor, und als er jetzt noch einmal hinsah, allerdings ohne auch diesmal sein Mißvergnügen zu verbergen, sagte der Fremde mit einer halben Verbeugung — „Herr Bolinder — —?"

Er sprach leise und ein wenig heiser, aber die Stimme brachte Gunnar doch auf die richtige Fährte, obgleich der Mann, dem sie angehörte, sehr verändert war, seit er ihn zuletzt gesehen.

„Ah, Herr Gregory" sagte er nun auch, wenn auch nicht gerade besonders beflissen und höflich — „wie geht's?" Sein Gegenüber schien den Mangel an Verbindlichkeit nicht zu beachten; er nahm einen großen Schluck aus seinem dampfenden Glase und sagte dann „hm — immer noch besser als wir's verdienen" — dabei lehnte er sich gerade gegen seine Stuhllehne zurück, so daß man erst jetzt sah, wie groß er war. „Und Ihnen, Herr Bolinder?"

„Gut, danke" sagte Gunnar zerstreut; dann schwiegen beide eine Weile.

„Sind Sie nicht mehr bei der Reichszeitung?" fragte Gunnar endlich, dem die Stille peinlich wurde. Dabei streifte sein Blick unwillkürlich den abgeschabten Rock und die mangelhafte Wäsche des andern.

„Schon lange nicht mehr, schon seit vier Jahren nicht" war die Antwort.

„Ah, ist es so lange, daß wir uns nicht gesehen haben! Wann war es doch zuletzt?"

„Das war — ich weiß es ganz genau, wann es war: bei der Aufführung in der Philharmonie zum Besten der Überschwemmten —"

„Ah richtig, man sprach Ihre Verse zu den lebenden Bildern" sagte Gunnar.

Der lange Fremde nickte, er war nun wieder ganz in sich zusammengesunken. — „Meine Verse!" sagte er langsam und bewegte, starr vor sich hinblickend, sinnend den Kopf auf und nieder. „Ja, meine Verse . .!" Er richtete sich plötzlich wieder auf und rief barsch: „Kellner noch ein Glas! . . . . Sie waren gut, nicht wahr, meine Verse — wissen Sie noch, wie es anfing: der Strand und die Hütten und der Friede, und dann nachher das Meer und der Sturm und die Wogen und das Brausen und Toben . . . warten Sie, warten Sie, ich hab's wieder . . ." er stützte den Arm auf den Tisch und wühlte gesenkten Kopfes in seinen Haaren.

Gunnar betrachtete ihn mit widerstreitenden Gefühlen. Albert Gregory war eines der meist versprechenden jungen Talente auf lyrischem Gebiet gewesen, gleich seine ersten Gedichte hatten Aufsehen erregt und Bedeutendes von ihm hoffen lassen. Er war Lehrer gewesen, aber als man seine Verse lobte und bezahlte, da hatte er sein Metier an den Nagel gehängt. Man bot ihm die Stelle eines Feuilleton-Redakteurs an einer gelesenen Zeitung und zog ihn

so in die Kreise des Journalistentums. Als Gunnar ihn damals sah, stand er auf der Höhe seiner noch jungen Laufbahn; aber auch zugleich auf dem Gipfel: Eitelkeit und Genußsucht hatten schon begonnen, ihr Werk zu thun, schon war ihm Herz und Sinn verstört von ihrem berauschenden Gifte und jetzt — Gunnar sank das Herz, als er an den schönen kraftvollen Jüngling dachte, den er gekannt, und der durch seine gesunde Frische, seine sprühende Lebenskraft bezaubert hatte, wen seine Gedichte nicht bereits gewonnen . . . . hier saß er nach wenigen Jahren nur: ein gebrochener Mann! die Haltung geknickt, das Haar straff und zerwühlt, auf dem Scheitel schon arg gelichtet, einen ungepflegten Bart um das blasse Gesicht, die Nase vom Trunk entstellt. Früher hatten seine großen blauen Augen im Glanze der Jugend und Begeisterung gestrahlt, jetzt lagen sie matt und glanzlos in ihren Höhlen und hatten einen scheuen Blick.

„Was treiben Sie jetzt?“ fragte Gunnar endlich wieder.

Der andre fuhr empor. „Ich? was ich treibe? hahaha, ich treibe gar nichts, man treibt mich, oder vielmehr, es treibt mich, Sie wissen schon was. Ich schreibe ab — für Geld“ . . . . er sprach höhnisch und trank hastig dazwischen, während er sich zugleich eine dicke Cigarre anzündete, die er dann gierig und kauend zu rauchen begann . . . „ich, der berühmte Gregory, ja wollen Sie es glauben, Herr, ich, ich muß den grenzenlosen Blödsinn abschreiben, den die hirnverbrannte Menge für Litteratur hielt — hähä hähä, die deutsche Litteratur!“ er schlug mit der Hand auf den Tisch — „kennen Sie etwas Elenderes, mein Herr? Ich nicht — höchstens noch das deutsche Publikum! das steht noch drunter, denn das bezahlt noch obenein für den Dreck, der ihm vorgesetzt wird, und die andern, die lassen sich wenigstens dafür bezahlen. Hahaha! Und das sind noch die Besten, die Lohnschreiber, die Handwerker, die täglich ihren halben Druckbogen fertig stellen, so oder so . . . Aber die andern, die „Genialen“, die „großen“ Seelen, die in dem französischen Morast so lange herumgeschnüffelt haben, bis sie behaupten, das sei Litteratur-Parfüm par excellence, und die dann mit Wonne ein paar Hände voll Kot auflesen, um ihn hier wieder von den Fingern zu kleckern . . . ha, das, das! O, wenn ich das Gesindel so packen könnte und zerstampfen, zerstampfen, und dann — eine einzige große Dunggrube . . .“ er brach wie erschöpft ab, stützte beide Ellenbogen auf den Tisch und griff mit den Händen in das Haar; sein Gesicht erschlaffte wieder, es zuckte darinnen wie von verhaltener Bewegung, und dann sah Gunnar zwei große Thränen in seinen Bart rinnen — „Ah, Deutschland, deutsches Land, wo sind deine Ideale?!“ hörte er ihn flüstern.

Gunnar betrachtete ihn mit eigentümlicher Bewegung. Zuerst hatte er sich geschämt, mit ihm an einem Tische zu sitzen und er hatte fortgehen wollen, sobald er es, ohne direkt zu verletzen, gekonnt hätte; jetzt fesselte ihn eine Art von peinvollem Interesse an seinen Platz.

„Dichten Sie nicht mehr?“ fragte er in einem Ton, in dem ein Kompliment lag.

Sein Gegenüber fuhr empor.

„Dichten — ich? . . . Dichten —!“ wiederholte er dann mit einem langen Seufzer und schwieg. Nach einer Weile, in der er diesen Gedanken innerlich verfolgt haben mochte, lachte er kurz auf — „haha, verstehen's denn die Leute, sind sie's denn wert?! Schund verstehen sie, und Schund verdienen sie, und da hab' ich ihnen geliefert, was sie wert sind. Aber was meinen Sie wohl — auch noch hochmütig, diese Pygmäen, anspruchsvoll das elende Zwerggeschlecht — haben mir meine Verse zurückgeschickt: ‚sie ständen nicht mehr auf der früheren Höhe‘. . . . er lachte dröhnend auf und schlug wieder auf den Tisch — „glaub's, ich glaub's, weiß, daß es Schund ist, Phrasen, Reimgeklingel, elendes Zeug . . . aber schaffen Sie mal was, wenn Sie auch nur drei Tage hintereinander das leere Stroh eines Idiotengehirns nachgedroschen haben: „ins Reine“ schreiben nennt man's ja wohl — schaffen Sie mal was . . . a—h! da muß die Seele den ganzen Wust erst wieder loswerden — hier — hier,“ er zeigte mit der zitternden Hand auf das dritte Glas Grog, das der Kellner soeben vor ihn hinstellte — „das ist der Lethetrank, dann — dann geht's wieder eine kurze Zeit, bis — ja, zum Teufel, bis der Hunger einen wieder dem Blödsinn in die Arme treibt . . .“

Gunnar versuchte, ihn bei den besseren Bildern festzuhalten: „Aber diese Gedichte, die dann entstehen, wohin geben Sie sie?“

„Geben? fortgeben!“ Gregory lachte leise und wie geheimnisvoll — „ah, die gebe ich nicht fort, mein Bester, die nicht! das sind Stücke von meinem eigensten Ich, das ist Herzblut — dagegen ist alles Frühere Kaff, die sind auf der Höhe, mein Herr, sind auf der Höhe, und 's wär' Blasphemie . . . nein, ich schreibe sie nicht einmal auf, ich gönn's ihnen nicht, daß sie sie nachher finden und dann damit marktschreierisch und geldschneiderisch hausen und sie mit großen Buchstaben anzeigen als den „dichterischen Nachlaß“ des berühmten Gregory, des dummen Kerls, der sich zu Tode soff . . . oh, ich kenne mich, mein Herr, ich weiß, daß man mich jetzt zur Kanaille rechnet, aber das — hihihi, das amüsiert mich . . . um keinen Preis gäbe ich jetzt die Gedichte her — aber Sie, Herr Bolinder, Sie sollen eins hören, denn Sie verstehen's, Sie verstehen's. —“ Einen Augenblick starrte er ins Leere, wieder die Haare mit den Händen durchwühlend, dann begann er ein Gedicht zu sprechen, den Kopf gehoben, die aufflackernden Augen ins Unbestimmte gerichtet, als läse er's irgendwo in lichten Fernen. Der ganze Mensch erschien wie umgewandelt; seine Stimme klang rein, wie Musik flossen die Worte von seinen Lippen, das zerlebte Gesicht schien sich zu glätten und zu veredeln, als ob ein Hauch aus glücklichen vergangenen Tagen darauf zurückkehrte. Er sprach langsam, ein wenig singend, jedes einzelne Wort gleichsam liebkosend, mit einer Art Verehrung, als handle es sich nicht um ein eignes Werk, sondern um die Schöpfungen eines vergötterten Meisters, der weit, weit über ihm stände. Ein zweites folgte und ein drittes. Dann lachte er plötzlich kurz auf und schwieg.

Gunnar hatte ihm mit klopfendem Herzen zugehört; seine ganze eigne Dichternatur war im tiefsten Innern ergriffen. Das, was dieser verkommene Mensch da vor ihm sprach, das war die wunderbarste Poesie, die ein Menschenherz empfinden konnte, das erste zart und duftig, wie die Reinheit selbst, das andre gewaltig und kraftvoll, ein deutsches Eichenrauschen, das letzte — ein Gebet, so weich, so innig, so fromm wie Kinder beten .... Gunnar starrte den Dichter an, dem das Laster alle seine Falten in das Gesicht gezeichnet — war es möglich, daß er, er diese herrlichen Gedichte empfunden und geformt hatte .... oder war diese traurige Ruine da vor ihm jetzt nur noch das unselbständige Medium eines Größeren, der sich durch ihn erst bis zu Ende ausgeben mußte ...?

Unwillkürlich reichte ihm Gunnar die Hand hinüber, als er geendet hatte — „ich danke Ihnen" sagte er warm.

Gregory ergriff die dargereichte Hand und drückte sie gönnerhaft. Es war, als ob selbst dieses schlichte und aufrichtige Zeichen des Beifalls ihn wieder ganz verändert hätte. Er lehnte sich wieder in seinen Stuhl zurück und rückte gegen die Wand, an der er sich emporrichtete, während er sich eine neue Cigarre anzündete. Sein Gesicht nahm einen abscheulichen Ausdruck an von Überhebung und Gemeinheit zugleich. Er zwinkerte mit den Augen — „ha —" machte er — „fein, was! Ja, ja, ich bin doch der berühmte Gregory, der große Albert Gregory, ich trete die Pygmäen alle in den Staub, alle — wenn ich nur will!" Er schlug sich mit der großen Hand protzig vor die Brust und sah sich triumphierend um. „Ja, ja, mein Lieber, sehen Sie mich nur nicht so erstaunt an, so ist es, und Sie wissen auch, daß es so ist — ich habe Ihnen eine große Ehre erwiesen heute abend, eine große Ehre ..." Er begann laut zu sprechen und in einer entsetzlich gemeinen prahlerischen Manier; man war schon lange auf den seltsamen Tisch aufmerksam geworden und blickte nun von allen Seiten hinüber. Gunnar rief den Kellner heran.

„Ich muß jetzt fort," sagte er mit einem fingiert hastigen Blick auf seine Uhr — „eine Verabredung ... Sie erlauben doch, daß ich Sie als meinen Gast ansehen darf — also Kellner: dort drei Gläser Grog —" Gregory leerte den Rest seines Glases in einem Zug.

„Sagen wir vier, lieber Freund, vier — ich trinke noch eins, es kommt auf eins hinaus, und es passiert Ihnen nicht alle Tage, den berühmten Gregory bewirten zu dürfen — haha, verstehen die Ehre hoffentlich zu schätzen, können Sie noch Ihren Enkeln erzählen — ja, ja, guter Freund" wandte er sich dann an den neugierig von einem zum andern blickenden Kellner — „ich bin der Gregory, Albert Gregory, der berühmte Dichter — 's ist 'ne Ehre für Sie, mein Bester, 'ne Ehre ..."

Mit einem hastigen Abschied empfahl sich Gunnar. Ha — —!

Es war ihm jetzt eine Wonne, daß der Sturm pfiff und ihn zu kämpfen zwang, er hätte wild aufschreien können vor Erregung, und mit Genugthuung arbeitete er gegen den rasenden Wind und stöhnte dabei die Marter seiner Seele in unartikulierten Tönen heraus ... Welch ein Jammer und — welch ein Ekel! Zwei Seelen ach! wohl fast in jeder Brust — aber der eine gleicht aus und versöhnt und beherrscht, und der andre reißt's auseinander, weiter, immer weiter zu gähnender Kluft — das eine hüben, das andre drüben, das Elende fern von dem Schwerte des Guten, beides bleibend und — wachsend! Wie wäre es sonst zu fassen, was er dort eben gesehen! Ein Genie, wie kaum ein zweites der deutschen Lyrik lebte, und dieser widerwärtige Trunkenbold, der in ekelm Selbstlob um die Bewunderung von Kellnern buhlte — glorreich und schmählich, beides in einer Brust .... Gott, Gott, war es das, wohin man kam! Gunnar schauderte, er stürmte durch die Straßen, er suchte die hellsten und belebtesten, ihm graute vor sich selbst, er konnte jetzt nicht ganz mit sich allein sein. Ein bodenloser Widerwille gegen sein Leben packte ihn mit plötzlicher Gewalt; er blickte in sich hinein und schauderte vor dem Resultat — nichts! Kein Halt und kein Ziel! Es wogte in seiner Brust, wie wenn alles aufgewühlt wäre, was darinnen bitter und herbe und anklägerisch war, und mit einem Schlage sah sich Gunnar durch diese Begegnung vor einem Abgrund, dem er sich früher nie so nah vermutet hätte.

Er versuchte zu denken, Entschlüsse zu fassen — unmöglich! Im Sturm kann man nicht säen: die Körner verfliegen, man muß das Wetter erst vorüberbrausen lassen ... mit einer Art von verzweifeltem Genuß überließ sich Gunnar den anstürmenden Gefühlen.

Um ihn herum heulte das Wetter, und der Sturm zerrte an seinem Mantel. Es war ihm gerade recht so, ein harmlos freundlicher Tag wäre ihm unerträglich gewesen, die Frühlingstage sind's, wo die meisten Selbstmorde stattfinden. Unwillkürlich hatte Gunnar sich dem Westen zugewandt und den Weg nach der Nettelbeckstraße genommen; jetzt klopfte er an Arthur Linskys Thür.

„Herein!" klang es verdrossen.

Gunnar trat hastig ein, er war atemlos von dem Weg und der Erregung; er sah den Freund an einem Tische sitzen, die Ellenbogen aufgestützt, die Cigarette im Munde.

„Störe ich Dich?" sagte Gunnar — „was machst Du?"

„Nichts — ich stumpfe."

Gunnar warf den Mantel ab und setzte sich Linsky gegenüber. Dieser schob ihm, ohne aufzusehen, den Cigarettenkasten hin.

„Na?" machte Gunnar.

„Hundeleben!" rief der Maler und warf den Rest seiner Cigarette fort.

„Weiß Gott!" sagte Gunnar, indem er wieder von seinem Sitz emporsprang.

Er trat vor eine Staffelei, auf der ein fast vollendetes Bild stand, die heilige Jungfrau in wogenden Gewändern darstellend, von Putten umschwebt, gen Himmel fahrend; sie trug Lenchen Scholtens Züge in überraschender Ähnlichkeit, wenn auch in höchster Verklärung. Gunnar winkte beifällig.

Linsky trat neben ihn. „Es ist seltsam, daß ich sie unwillkürlich immer so male, daß sie mir entschwebt," sagte er langsam — „'s ist wie ein Verhängnis, als ob ich nicht anders könnte . . . und doch — wenn's geschähe — — es ist zum Verrücktwerden!" Er warf sich wieder in seinen Stuhl und wühlte in seinen Haaren. Gunnar trat zu ihm —

„Lieber Junge, geh hin, versuch's — glaube mir: keine Enttäuschung ist so groß, so schrecklich, so qualvoll wie die Pein, die eine Unterlassung verursachen kann — das, das ist die Hölle . . ." Er sprach aufgeregt, aber leise, mit zitternder Stimme. Linsky sah ihn jetzt erst aufmerksamer an und las ihm Kampf und Leiden von dem erhitzten Gesicht. Er wußte von Thomas Krankheit und Bolinders Verzweiflung, er konnte sich denken, was in diesem seither alles vorgegangen, wenn er auch nicht geglaubt hatte, daß es ihn so mitnehmen würde. Es freute ihn aber. „Wie geht es?" fragte er, die eigene Stimmung hintansetzend.

Gunnar zuckte die Achseln und blickte düster vor sich hin; er konnte nicht davon sprechen, selbst zu Linsky nicht, der ihm doch am nächsten stand von allen seinen Bekannten. „Weißt Du, wen ich soeben getroffen habe?" lenkte er ab.

„Na?"

„Albert Gregory. Du entsinnst Dich doch seiner: ein schöner großer blonder Mensch, er war ja auch ein paarmal im Künstlerverein — total hin!"

„Ach was — 's ist nicht möglich! Weiber?"

„Suff!"

„Donnerwetter, um den ist's schade — ja, ja, ein jeder verträgt es nicht, das Pflaster im quartier latin, hat schon mancher den Hals gebrochen darauf . . . aber 's ist doch verführerisch, immer wieder verführerisch . . ." er stand auf und schritt, die Hände in die Taschen versenkt, ein paarmal durch das Zimmer — „meinst Du nicht, daß der in diesem Augenblick besser daran ist als wir? Der ist selig, sag' ich Dir, ganz selig heute . . ."

Ein plötzlicher Windstoß rüttelte an dem breiten Fenster des Ateliers, daß die Scheiben klirrten, dann stob er heulend weiter.

„Ein Hundewetter!" sagte Gunnar und schauderte zusammen; sein Kopf glühte, aber ihn fror; er kniete vor dem eisernen Ofen nieder und stocherte in der Glut.

„Halt!" rief Linsky, „ich hab was, das von innen wärmt — da, was sagst Du dazu?" Er brachte aus dem Kleiderschranke mehrere Flaschen Burgunder zum Vorschein — „von dem reichen alten Kauz, dem Teppichfabrikanten, der mein Bild von der Ausstellung gekauft hat — 'n feiner Tropfen, da ist noch mehr . . ." Er zog eine Flasche auf und holte Gläser herbei; in demselben Augenblick hörte man auf dem Korridor Stimmen und Gelächter.

„Nanu?" machte Gunnar.

„Gewechselt hier nebenan," sagte der Maler, „schon seit dem Ersten; der verdrehte kleine Kerl, der Impressionist, konnte den schnöden Obulus für den Zins nicht mehr aufbringen, und auf die kleinen blauen Siegelchen wollte der Wirt sich erst gar nicht einlassen: 's Handwerkszeug müßt' er ihm ja doch lassen, und mit den ‚graublau verunreinigten Leinwandfetzen' locke er noch keinen Hund hinterm Ofen raus, meinte er."

Beide lachten

„Auch 'ne Auffassung," sagte Gunnar. „Aber das sind ja Weiberstimmen?"

„Jawohl. Ist 'ne kleine Stilllebenmalerin an seiner Stelle eingezogen, eine putzige Kruke, immer fidel, und von einer Produktivität — als ob sie dazu eingenommen hätte!"

„Ah, interessante Nachbarschaft, was?" spottete Gunnar.

„Nee, nee, ursolide! Sind sie meist, diese Kreuzfidelen — mit den ‚Stillen im Lande' ist eher was anzufangen. Ist da voriges Jahr eine ausgezogen am Ende des Korridors, wo jetzt von der Talen wohnt, gleich nachdem ich einzog, ich sage Dir, ein Bild von einem Mädchen — um die war's schade — wie 'ne Blume, hatte auch Talent, ein geschmackvolles, feinsinniges Ding . . ." Er brach ab und zuckte die Achseln.

„Futsch?" sagte Gunnar.

„Total. Erst Liebe, dann Not — wie das immer so ist. Soll übrigens ein bildschöner Kerl gewesen sein, ein Russe, glaube ich; als er fortging, fing das Gejammer an und das Arbeiten hörte auf — na, das ist ja immer der Anfang vom Ende . . ."

„Und jetzt?"

„Modell — ist so etwa das Pendant zu Deinem Gregory, bloß daß die Weiber gewöhnlich noch schneller abwirtschaften, viel schneller . . ."

In diesem Augenblick klopfte es an die Thür des Ateliers.

„Werda? Herein!" rief Linsky dröhnend. Ein ältlicher Mann mit einem glattrasierten Gesicht erschien auf der Schwelle. „Guten Abend," sagte er würdevoll. Er sah halb wie ein Küster, halb wie ein Theaterdiener aus.

„Herrjehs, Gutbier," rief der Maler — „was bringen Sie denn noch so spät?"

Der Alte trat näher. „Eine Empfehlung von Fräulein Gerda, Herr Linsky, und sie könnte morgen nicht kommen."

Linsky sprang auf. „Könnte nicht kommen! Was, zum Henker, warum denn nicht? Sie muß kommen, mir trocknet ja sonst der ganze Bettel ein, sie weiß, daß ich sie haben muß, das Teufelsweib, drum setzt sie sich aufs hohe Pferd — warum will sie denn nicht kommen?"

„Das hat sie nicht gesagt."

„Ja, was denkt sie sich denn aber? Es ist wahrhaftig mit dem Frauenzimmer gar nicht mehr zum Auskommen — geriert sich wie'ne Primadonna. Und mir das, mir, der sie lanciert hat . . . Sagen Sie ihr, sie solle sich selber herscheren, wenn sie wirklich morgen nicht könnte, und einen anderen Tag verabreden — aber heute abend noch — sonst solle sie den Arthur Linsky kennen lernen, die Narrenspossen hätt' ich satt! Aber bestellen Sie's wörtlich, Gutbier!"

„Gewiß, Herr Linsky," sagte der Alte mit äußerster Ernsthaftigkeit.

„Der Kerl hat ein Filou-Gesicht," sagte Gunnar, als er hinaus war.

„Soll in seiner Jugend eins der vollendetsten Aktmodelle gewesen sein, die sich denken lassen, jetzt verträgt er's nicht mehr und ist nur noch für die alte famose Intriguantenfratze zu brauchen. Aber glaubst Du, daß er existieren kann ohne Atelierluft? Ist auch so eine Art von bohémien für sich. Bei jedem Fest muß Gutbier dabei sein und arrangieren helfen, er läuft Gänge, besorgt Modelle, holt Rahmen und Bilder, Stoffe und Pelzwerk, er putzt Atelierfenster und wäscht Pinsel — kurz, er ist unentbehrlich auf seine Art und —"

„Hält sich für einen größeren Künstler als Euch alle zusammen."

„Natürlich. Du solltest manchmal sein Urteil hören, einfach zum Radschlagen, aber meist den Nagel auf den Kopf! Übrigens dies Frauenzimmer, die Gerda, ärgert mich wahrhaftig, ich brauche sie. Da —" er zog eine große Staffelei ein wenig aus dem Hintergrund hervor; es waren tanzende und badende Elfen im Mondlicht — „ein Körper wie von Marmor. Und edel in den Linien! So schlank und doch weich gezeichnet — so was ist selten, drum wird sie auch übermütig."

„Wo hast Du sie her?"

„Ich fand sie im wahren Sinne des Wortes auf der Straße; sie war aus der Provinz hierhergekommen, um eine Stelle zu suchen. Sie fand natürlich keine, schließlich hatte sie auch kein Geld mehr, ihre Wirtin hatte sie auf die Straße gesetzt — und so fand ich sie. Ich wollte ihr wirklich helfen, sie war so ein unschuldiges Ding, ich gab ihr Geld und brachte sie unter, aber sie, — sie verliebte sich in mich und, na, 's war wahrhaftig nicht meine Schuld, wie's dann weiter kam. Jetzt ist sie eine ‚Größe', lebt wie eine Prinzeß und tyrannisiert die Maler — weiß der Teufel, wie schnell diese Weiber das alles lernen: den Chic und die Launen und den Luxus und den ganzen Krempel . . . nanu, was kommt denn da?"

Leichte Fußtritte, tiefes Aufatmen, Kleiderrauschen, unterdrücktes Gekicher draußen, dann wurde flüchtig an die Thür geklopft und diese zugleich weit geöffnet: eine Wolke von Jasminduft flog ins Zimmer.

„Das ist sie!" rief der Maler.

Eine wunderschöne Dame eilte auf ihn zu, das entzückende Gesichtchen aus einem weißen Spitzenshawl herauslachend, die leichte, elfengleiche Figur selbst unter dem hellen Pelzmantel sich noch in ihren zierlichen Formen verratend . . . Ein silberhelles Lachen fiel von ihren Lippen.

„Ich soll mich ja her — ‚scheren'" — . . . sie sprach das Wort mit entzückendem Spott — „da bin ich also!"

Sie ließ sich von Linsky den eleganten Pelzmantel abnehmen —

„Doch sicherlich nicht auf diesen meinen Befehl hin!" sagte dieser lachend.

„Wer weiß! Aber nun mache mich mit Deinem Freunde hier bekannt und dann heiße die meinigen willkommen, wir bleiben hier, man wird ja ganz melancholisch bei dem Wetter — allein!"

Es waren noch zwei weitere Damen mit ihr eingetreten, von denen der Maler die eine, eine Kollegin von Gerda, bereits kannte; die andere, eine Brünette von leidenschaftlichen Farben, wurde als Fräulein Alma, Harfenistin und Chansonnettensängerin, vorgestellt.

Gunnar war erstaunt über die Geschicklichkeit, die diese Damen in ihrem Benehmen und ihrer Unterhaltung entwickelten; zumal Gerda — wie Arthur ihm sagte, die Tochter armer Schneidersleute — entfaltete eine Grazie in Sprache und Art, die geradezu verblüffend war. Sie war modern — vielleicht etwas zu modern — gekleidet, aber mit einem Geschmack, zumal in der Farbe, der feiner und eigenartiger war, als was sie so in den Ateliers aufgelesen haben konnte. Ihre Kollegin, mit der sie zusammen wohnte, war einfach und dunkel gekleidet und hatte ein müdes, abgelebtes Gesicht, die Brünette dagegen erschien aufdringlich in Kleidung, Sprache und Manieren.

„Ei seht doch, die Schlemmer," rief Fräulein Gerda, als sie sich dem Tische näherten, „wahr und wahrhaftig Burgunder; hoffentlich sind noch drei Gläser da . . ." und mit allerliebster Vertraulichkeit kramte sie in dem kleinen Schrank umher und brachte auch richtig drei weitere Gläser zum Vorschein. In diesem Augenblick klopfte es von neuem. Gerda sprang mit schelmischem Gesicht hinter die große Staffelei, die übrigen Anwesenden waren dem Eintretenden zunächst noch durch einen Schirm verborgen, der den Eingang deckte. Es war Gutbier; die Droschke mit den Damen hatte ihn natürlich überholt.

„Na, Gutbier," rief Linsky ihm zu, „was sagte Fräulein Gerda?"

„Jä, Herr Linsky, sie sagte —"

„Nur immer heraus damit — kommen Sie näher, Gutbier."

„Sie sagte, ich sollte sagen —"

„Na, schießen Sie los!"

„Es fiele ihr gar nicht ein, zu kommen!" platzte Gutbier heraus, während er zugleich hinter dem Schirm hervortrat.

Schallendes Gelächter antwortete ihm. Gerda tanzte in der Stube herum und amüsierte sich wie ein Kind. Gutbier war einen Augenblick verdutzt, dann schüttelte er den Kopf und grinste, die reizende Gerda durfte ihm jeden Possen spielen, der alte Knabe schwärmte für sie.

„Sehen Sie doch mal nach, Gutbier, ob Herr van der Talen zu Hause ist, dann möchte er rüberkommen."

Gutbier verschwand und kam nach wenigen Augenblicken zurück. „Herr van der Talen ist da, und Herr Maler Maibach auch, und die Herren lassen sagen, die Herrschaften möchten doch lieber dahinkommen, da wäre mehr Platz, wenn man die Thüren der beiden Ateliers aufmachte."

„Ha, famos!" rief Linsky, der nun vollkommen im Zuge war, „also auf nach drüben, hier ist dann nur Garderobe."

„Bravo, prächtig, auf nach Valencia, jeder nimmt sein Glas mit!"

Lachend und trällernd, die Gläser in Händen, zog die kleine Gesellschaft nach dem anderen Ende des Korridors, während Gutbier geschäftig die Flaschen nachtrug. Solche kleine improvisierte Feten waren ganz nach seinem Geschmack: es fiel immer etwas dabei für ihn ab, und dann — er fand es so „genial“, so „künstlerisch“ ... Drüben hatte man schon alles zu ihrer Aufnahme vorbereitet, Stühle waren leer gemacht, Lichter brannten; mit einem Hoch wurden sie empfangen.

„Nun aber auch Atzung,“ rief der dicke Maibach; „unmöglich können wir die Damen ungegessen von uns lassen! Los, Gutbier, alter Gauner, schleifen Sie was rauf, sei's woher es sei, und wenn's vom Teufel selber kommt!“

Das Faktotum verschwand, und nun deckten alle gemeinsam einen Tisch, von dem man schleunigst allerlei Mappen, Bücher und Skizzen entfernt hatte. Nach einer geraumen Weile kam Gutbier zurück; er schleppte an zwei großen Menagen. „Uff,“ stöhnte er, „hab' richtig noch was erwischt, aber es ist auch wahrhaftig vom Teufel!“

„Pfui!“ „Aber —!“ „Hu, wie gräßlich!“ schrieen die Damen.

„Ja,“ sagte der alte Gesell mit seinem ernsthaftesten Gesicht, „der Koch da drüben, wo ich zuerst hinging, machte so allerlei ordinäre Bemerkungen von einer vorigen Rechnung und so weiter —“

Schallendes Gelächter unterbach ihn.

„Daß ich ihm natürlich verächtlich den Rücken kehrte,“ fuhr der Alte unbeirrt fort.

„Natürlich!“ „Haha, haha!“

„Na, und da ging ich — zum Teufel!“ schloß er mit einem verschmitzten Blick aus seinen schiefen Augenwinkeln heraus. Die Damen kreischten wieder auf. Gutbier grinste befriedigt. „Ist nämlich ein neuer Koch da um die Ecke,“ sagte er in einer Art dummpfiffigen Bühnenton, „der heißt Teuffel ...“

„Haha, haha!“ „Bravo!“ „Das ist brillant!“ belohnte ihn der Beifall seines Auditoriums.

„Und der gab Ihnen gleich was?“ lachte Gunnar.

Der Alte sah gleichsam beleidigt auf. „Na natürlich!“ sagte er, „wo wird er nicht! Ich imponierte ihm gewaltig, und —“

„Sagte denn dieser engelhafte Teuffel nichts von schnödem Mammon?“ rief der dicke Maler.

„Er ließ so was fallen von ‚bezahlen‘ und dergleichen, aber ich hab' ihn schön niedergedonnert! Ich warf ihm einen Blick zu — einen Blick ...!“

„Und was sagten Sie?“

„Bezahlen?“ schrie ich ihn an, „na, womöglich gar noch heute abend, was?!“ und da war er so verblüfft, daß er gar nichts mehr gesagt hat.“

Wieder belohnte helles Gelächter den Bericht des Alten, dann hieß es: „Nun aber zu Tisch!“ Und die fröhliche Gesellschaft gruppierte sich um die bunt besetzte Tafel.

„Das ist hier ja die reine Porzellan-Ausstellung.“ rief Fräulein Alma, auf die Teller und Schüsseln in der Runde weisend, von denen nicht zwei einander glichen.

„Aber nur zwei Messer!“ sagte Gerda plötzlich. „Da werden wir es wohl so machen müssen wie die Chinesen, die ihren Gästen alles kleingeschnitten vorsetzen!“

„Ich behaupte, daß in der Verteilung der Gläser hier der ruchlose Charakter des betreffenden Tafeldeckers aufs krasseste zu Tage tritt!“ deklamierte Linsky. „Maibach, das warst Du!“

„O, o — pfui!“ „Schämen Sie sich!“

Alle blickten lachend auf den kleinen, dicken Maler, der innig erfreut in sich hinein grinste und die kleinen, fetten Hände schützend um ein mächtiges rundes Weißbierglas legte, das vor seinem Platze prangte. Mit stummen Pathos stellte sein Freund und Nachbar van der Talen ein winziges Liqueurglas daneben, das ihm bei der Verteilung zugekommen war. Neue stürmische Heiterkeit. Beide Pokale wurden vom Tische verbannt, worauf sich mit erstaunlicher Schnelligkeit noch zwei normale Trinkgefäße fanden. Man aß, trank, lachte und neckte einander, eine Flasche nach der andern von Linskys Burgunder wanderte über den Korridor. Lieder erklangen, dazwischen kam Atelier- und Coulissenklatsch, übermütiger und freier wurden Sprache und Gebärden.

Jemand machte den Vorschlag, lebende Gemälde zu stellen, der mit Jubel aufgenommen wurde; man schob den Tisch mit den Resten der Mahlzeit beiseite und ging ans Werk. Ein mächtiger Blendrahmen ohne Leinwand wurde zurechtgeschoben, Stoffe und Gewänder aller Art zur Drapierung herbeigeschleppt; ein Bild folgte dem andern, die lockersten Süjets fanden den meisten Beifall. Der ganze Ton des kleinen Zirkels war allmählich umgeschlagen — hier brach das rasch pulsierende Künstlerblut durch, dort rissen Wein und Natur die Schranken künstlicher Weiblichkeit nieder — was so harmlos fröhlich begonnen, artete jetzt in eine rücksichtslose Orgie aus. Linsky war wie berauscht von Wein und Sinnlichkeit und brachte seine ganze leidenschaftliche Natur voll heraus. Gunner betrachtete ihn verwundert; so hatte selbst er ihn noch nicht gesehen. Aber als er näher zusah, war es ihm, als sei das nicht mehr freudiges Genießen, als sei es vielmehr eine Art von höhnischer Verzweiflung, die sich hier unbezähmbar Bahn brach.

Gunnar konnte den Anblick nicht mehr ertragen; die Wahrnehmung hatte ihm die ganze Qual des Tages, der letzten Wochen und Monate zurückgebracht; Linsky jammerte ihn und die hohle Rohheit der anderen verletzte ihn — er schlich hinaus und warf sich in Linskys Zimmer auf das Ruhebett, den Kopf in die Arme vergraben. Ihn schwindelte von dem starken Wein und den vielfachen Erregungen des Tages, und ihn ekelte wieder so sehr — ach, so sehr!

Da trat plötzlich Linsky in das Atelier. Er war laut und atmete fast schnaufend. Eilig wollte er auf den Schrank zugehen, um ihm ein neues Dekorationsstück zu entnehmen, da stieß er in dem nur spärlich erhellten Raum gegen die Staffelei, die das Bild der Himmelskönigin trug.

Erschrocken fuhr er zurück, stützte das fallende Bild mit beiden zitternden Händen und starrte dann mit großen entsetzten Augen darauf hin. Es war, als wenn sein Blick sich festsog an diesen reinen, jungfräulichen Zügen, die ihn unsäglich traurig an-

zublicken schienen, seine aufgeregte Phantasie sah die Gestalt der Maria sich hinwegheben von ihm zu lichteren Höhen ... Arthur Linsky fuhr sich mit der Hand nach der Stirn, seine Augen nahmen einen zugleich flehenden und verzweifelten Ausdruck an, er stöhnte auf wie ein zu Tode getroffenes Wild.

„Du hast recht — recht!" stieß er dumpf und gebrochen hervor — „flieh, flieh! ich bin's nicht wert...!"

In diesem Augenblicke kam es leichtfüßig über den Korridor gehuscht, und dann stand Gerda hinter dem Maler. Sie war mit einem weißen griechischen Gewande angethan, das die plastischen Arme ganz frei ließ. „Arthur," sagte sie leise, halb fragend, halb schmeichelnd.

Linsky fuhr herum. „Geh — geh!" stieß er hervor, als er das Mädchen sah, „ich — ich will allein sein — geh!"

„Allein?" lachte sie leise mit ihrer lockenden Stimme, „mit dem Bild da? Wer ist denn die neue Schönheit, laß doch sehen, das Gesicht kenne ich ja noch gar nicht..."

„Geh, sage ich!" rief Arthur heiser, „Du sollst dies Bild nicht ansehen, ich verbiete es Dir!"

Aber das Mädchen verstand ihn nicht oder wollte ihn nicht verstehen. „Du bist ein Narr, Arthur," sagte sie und wollte ihre Arme um seinen Hals schlingen. Aber nun war die Geduld des erregten Mannes zu Ende. Wütend wehrte er ab. Mit ausgebreiteten Armen sein Bild deckend, den Kopf zurückgewandt wo Gerda stand, schrie er laut: „Hinaus, sage ich — hinaus — ich kann Dich nicht mehr sehen — fort, fort, geh!" Er trat mit dem Fuße auf.

Das junge Weib erbleichte vor Wut. Einen Augenblick stand sie wie versteinert da, dann zischte sie zornbebend hervor: „Wart, das sollst Du mir büßen!" Darauf ergriff sie langsam ihre und ihrer Freundinnen Sachen und ging hinaus.

Linsky schloß die Thür hinter ihr zu, dann sank er, schwer aufseufzend in einen Sessel. Jetzt regte sich Gunnar, von dem die erste Betäubung allmählich zu weichen begann, Linsky fuhr empor — „Wer ist da? Ach, Du, Gunnar. —"

Gunnar richtete sich auf, er war totenblaß. Als er Linskys Gesicht sah, und den Ausdruck wahrnahm, der darauf lag, sank er wieder zurück und brach in heftiges Schluchzen aus. Der Tag war zu viel gewesen für ihn, seine Beherrschung war zu Ende.

Arthur Linsky starrte eine Weile in dumpfem Schweigen zu ihm hinüber, sein hübsches Gesicht war zur Unkenntlichkeit entstellt von Hitze und Leidenschaft, von Bitterkeit und Reue und Scham ... „Ha!" rief er aufspringend und rang die Arme in die Höhe und schüttelte sie, als wolle er sehen, ob noch Kraft in ihm sei — „der Ekel — der furchtbare Ekel...!"

Dann warf er sich angekleidet auf sein Bett.

So fand sie der andere Morgen.

Elftes Kapitel.

Thoma von Liengaard saß in ihrem Zimmer auf dem Sofa, von Kissen gestützt; Asta, mit einer Handarbeit beschäftigt, leistete ihr Gesellschaft. Beide waren schweigsam, und auch auf Astas Gesicht lag ein leidensvoller Zug, der nicht nur von ihrem Mitgefühl mit der kranken Freundin herzurühren schien. Thoma mochte wohl wissen, woher er stammte, denn sie betrachtete jene nachdenklich und ernst. Jetzt sprach sie: „Ist er fort, Asta?"

Die Sängerin nickte; helle Glut schoß in ihre bleichen Wangen, während es schien, als ob in ihren Augen sich die Thränen sammeln wollten.

„Heute früh; das Souper gestern war ja sein Abschiedsessen."

Wieder schwiegen beide eine Weile.

„Weiß er schon, wie lange sich sein Aufenthalt in England ausdehnen wird?" fragte dann Thoma wieder.

„Nein," Asta stichelte eifrig an ihrer Arbeit, „aber voraussichtlich auf Jahre. Er ist zunächst für eine Reihe von Konzerten in Covent-Garden verpflichtet, dann für Brighton, und in der toten Saison planten sie eine Tournee durch Schottland."

„Wer noch außer Waldemar?"

„Die Sopranistin, die in seinem letzten Konzert mitsang — und dann wollte Raimund Erb sich anschließen."

„Was ist aus der kleinen, brünetten Harfenistin geworden, die ich damals im Künstlerzimmer der Singakademie mit Euch sah?"

„Ich habe keine Ahnung davon, sie ist mir ganz aus den Augen gekommen seit vorigem Winter; aber die Herren sprachen neulich in sehr sonderbarem Ton von ihr; ich mochte nicht fragen."

Wieder wurde es still zwischen beiden, und man hörte nur das leise Knistern des Feuers im Ofen. Allein Astas Gedanken schienen durch dies kurze Gespräch in wohlthätiger Weise abgelenkt worden zu sein von ihrem Kummer über Waldemar Junkers Abreise.

„Thoma," sagte sie nach einer Weile, aufblickend, „warum nahmst Du Raimunds Werbung nicht an?"

Ein flüchtiges Rot huschte über Thomas Gesicht.

„Sage mir lieber, weshalb ich sie hätte annehmen sollen," sagte sie.

„Er liebt Dich! Sehr! Ich weiß es."

„Das ist sein Grund, mich zu fordern," sagte Thoma ernst, „aber keiner für mich, mich ihm zu geben."

„Es sollte einer sein!" sagte Asta, und als Thoma nichts erwiderte, fügte sie hinzu: „Wie viele geben sich für einen schlechteren Grund!"

Thoma nickte ernst. „Glaube mir, Asta, ich unterschätze seine Liebe nicht, auch ist er mir wirklich sympathisch in seiner frischen und doch idealen Künstlerschaft — aber..." sie seufzte tief auf und zögerte ein paar Sekunden, ehe sie weiter sprach, „wo ich mich geben soll, muß ich lieben. Nimm mich, wie ich bin, Asta."

„Das wird mir diesmal schwer, Thoma. Er leidet unbeschreiblich darunter, Du hättest ihn nur sehen sollen gestern abend, wie er aussah. Es hat mich geradezu erbittert, daß es so kommen mußte für ihn, denn ich kenne ihn lange und gut, und er ist ein Mensch, den man lieben könnte, auch einer, den Du lieben könntest — wenn nicht..."

Ein feindseliger Zug trat in Astas Gesicht, aber Thoma sagte bittend: „Liebe Asta, lassen wir doch das! Hier drinnen —" sie legte die blasse Hand auf die Brust — „hier ist Friede... Kirchhofsfriede vielleicht, aber — — laß ihn mir!"

Asta war erschüttert durch den Ton, in dem die Freundin sprach; die schon lange zurückgedrängten Thränen brachen hervor, sie sprang auf, beugte sich über die Kranke und küßte sie wiederholt „Thoma, arme liebe Thoma!“ weinte sie auf.

„Meine gute Asta!“ Thoma blickte die geduldige Freundin innig liebevoll und dankbar an, aber ihre Augen blieben trocken.

In diesem Augenblick ging die Klingel draußen. Schnell wischte Asta die Thränenspuren fort und eilte um zu öffnen. „Es war der Briefträger,“ sagte sie zurückkommend, „ich glaubte, es sei Herr Bolinder.“

„Wollte der nicht erst um 12 Uhr kommen?“

„Du hast recht, das ist wahr. Für Dich nichts, Thoma, nur für mich ein dicker Brief aus Rio de Janeiro.“

„O, von Deiner Schwester!“

„Die Adresse ist von meines Schwagers Hand, aber wahrscheinlich hat Lucy geschrieben,“ sagte Asta, ans Fenster tretend und zugleich den Brief öffnend. „Es ist doch von meinem Schwager,“ sagte sie dann, den Bogen entfaltend, „wie sonderbar!“

Thoma saß ohne sich zu rühren und träumte vor sich hin; es war ganz still im Zimmer.

„Mein Gott . . .!“ stieß Asta plötzlich aufschreiend hervor; das Papier in ihrer Hand knisterte, unsicheren Schrittes kam sie zurück an den Tisch und sank mit aschbleichem Gesicht in den Sessel nieder, den sie vorhin verlassen.

„Asta!“ rief Thoma und beugte sich vor, „was ist geschehen?“

Astas Kopf war zurückgesunken, heiße Thränen quollen unter ihren geschlossenen Augenlidern hervor, der Brief entfiel ihrer Hand. Sie versuchte zu sprechen. „Lucy!“ stammelte sie mit zitternden Lippen.

„Ist sie krank, Asta — meine liebe Asta . . .“ Thoma beugte sich mühsam hinüber, um die Hand der Freundin zu ergreifen. Die liebevolle Berührung entfesselte Astas innere Aufregung.

„Tot!“ schluchzte sie auf und barg ihr thränenüberströmtes bleiches Gesicht in den zitternden Händen.

Thoma saß ganz still und ließ sie gewähren, sie war selbst heftig bewegt von der plötzlichen Nachricht. Diese Schwester war Astas einzige nahe Verwandte gewesen, und sie wußte, daß die Freundin mit großer Liebe an ihr und ihrer Familie hing und sehnsüchtig auf die Zeit wartete, wo die Geschäfte dem Schwager gestatten würden, wieder nach Europa zurückzukehren. Jetzt war die junge blühende Frau plötzlich gestorben.

„Mein Gott, wie traurig,“ sagte sie nach einer Weile gepreßt, „woran starb sie?“

„Kindbettfieber,“ sagte Asta, noch immer weinend, „ich wußte gar nicht, daß sie wieder eins erwarteten, es sollte eine Überraschung für mich sein, schreibt Willy, das Kind ist auch tot.“

„Das ist unter diesen Umständen wohl ein Glück für das arme kleine Wesen, aber der bedauernswerte Mann, wie schrecklich muß es für ihn sein!“

Asta brach wieder in heftiges Weinen aus: „Er liebte sie so unsäglich, es war eine wahre Sonntagsehe, Lucys Briefe strahlten förmlich von Glück . . . und das muß sie nun so jung verlassen!“

Thoma versuchte ihren Schmerz abzulenken. „Wie lange ist solch ein Brief unterwegs?“ fragte sie, obgleich sie es wußte.

Asta stutzte. „Mein Gott, ja,“ sagte sie, „natürlich, das ist ja schon —“ sie ergriff das Couvert und sah nach dem Stempel — „ah, sechsundzwanzig Tage unterwegs gewesen . . . Willy schreibt nur ‚vorigen Donnerstag‘, da hab ich nicht daran gedacht, daß . . . o Gott, mein armes Schwesterchen, schon vier lange Wochen in der kalten Erde, und ich erfahre es jetzt erst, ich wußte nichts, ich dachte an mich unterdessen, ich sang, ich lachte . . . oh!“

(Schluß folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Eine Einsame.

So reich an Liebe sich
Wie keine zweite wissen
Und dennoch fern und fremd
Zur Seite stehen müssen —

Mit eig'ner Leidenschaft
Allstündlich tapfer ringen
Und bis zum Ende nie
Den Sieg der Pflicht erzwingen —

Zuschau'n, wie and're froh
An reicher Quelle schlürfen
Und selber kaum einmal
Die Lippen netzen dürfen —

Wer denkt an solchen Kampf
Nicht mit geheimem Beben?
Wer würdigt Deine Qual,
Einsames Frauenleben?

E. Gnade.

Großstadtelend.

Berliner Skizze von **Viktor von Kohlenegg.**

Im Norden Berlins liegt die A.-Straße. Der Fahrdamm ist neuerdings asphaltiert worden und wimmelt bei schönem Wetter von lärmenden Kindern und schreienden Obst- und Gemüsehändlern. Die Häuser sind hoch und schmal und stellenweise pomphaft mit Stuckarabesken und Sandsteinfratzen verziert. Doch auf den nackten Wänden wie auf den Engels- und Löwenköpfen oder Blattgewinden ruht eine dicke Staub- und Rußschicht, so daß unsere Straße den Stempel der Armut oder des „Schäbig-Gentilen“ trägt. An den Fenstern der A.-Straße sieht man fast überall grüngestrichene Blumenbretter mit mehr oder minder frischen und farbenglühenden Stöcken. Der Berliner Volksmensch ist durchaus nicht so nüchtern angelegt, wie man draußen im Reiche meint, im Gegenteil: er hat viel Gemüt und einen schönen Sinn für die Natur. Das winzigste Gärtchen thut



seinen Sinnen wohl und stimmt sein Herz zu stiller Freude. Seine „witzige Schnoddrigkeit“ ist nur äußerlich . . . hinter den besagten Blumenstöcken aber sieht man stets fleißige Handwerker und Näherinnen, gaffende Kinder, beschaulich ruhende Greise und aus langen Pfeifen rauchende Studenten.

Es giebt überall böse Menschen; auch in der A.-Straße wohnten einige von dieser Art. Der schlimmsten einer aber war der Schneider Justus Knebel; und seine Familiensippe stand ihm in puncto Boshaftigkeit nicht nach. Meister Knebel war ein mittelgroßer hagerer Mann mit einem knochigen fahlen Gesichte, in dem eine breite, rötlich angeläufene Nase saß und ein paar heimtückische graue Augen unruhig glitzerten. Auf seiner niederen Stirne, die von borstigen, schwarzen Haaren umsäumt war, standen stets dicke Zornesadern, und von seiner Oberlippe hing ein struppiger, ruppiger Schnauzbart in langen Enden herab. Herr Justus zählte etwa fünfzig Jahre. Er war seit seinem zwanzigsten Lebensjahre verheiratet, d. h. er prügelte und zankte sich seit dreißig Jahren mit seinem Ehegespons und vermehrte allgemach das Menschengeschlecht um acht Erdenbürger. Frau Hanne Knebel war noch hagerer als ihr Gatte. Sie hatte spitzknochige Schultern, ein runzliges, gelblich-häßliches Gesicht und eine vom ewigen Keifen und Wüten heisere Stimme. Sie soll einmal hübsch gewesen sein. Ich glaub's gern. Ich glaube sogar, daß sie einmal ganz lieb gewesen ist. Denn ich habe an Arbeiterfrauen nur allzuoft einen geradezu unheimlich raschen Verfall des Körpers und der Seele beobachtet. Schon nach dem ersten Wochenbett beginnt der Jammer. Krankheit, Sorge, Streit, muffige Stubenluft, karge Nahrung — all das Elend der großstädtischen und von ihrem Manne nach dem ersten Liebesrausche schlecht behandelten Arbeiterfrau stürmt auf das blühende Weib ein und läßt die Rosen auf seinen Wangen welken und die feinen Triebe seiner Seele sterben. Urteilt nicht zu hart über ein rohes Weib aus dem Volke; denkt Euch in sein sonnenloses Lebensgeschick und habt Mitleid. Vieles verstehen, heißt vieles verzeihen . . .

Ein klein wenig gilt dies auch für den Meister Knebel. Er hatte leichtsinnig geheiratet, der Verdienst war karg, blieb stellenweise ganz aus — und so kam eins zum andern. Und nun die Kinder! Sie hatten den Vater betrunken, die Eltern in brutalem Streite gesehen, waren oft hungrig und zerrissen herumgelaufen, ohne rechte Aufsicht und ohne nachdrückliche Mahnung zur Sittlichkeit aufgewachsen. Sie mußten zum Teile das werden, was sie jetzt waren, rücksichtslos, ichsüchtig und frech.

Hunger und schlechte Beispiele sind die natürlichen Feinde der Tugend.

Zwischen den fünf im Hause lebenden Kindern des Meister Knebel, von denen das jüngste, ein ruppiger Bursche, fünf Jahre zählte, lebte noch ein sechstes Kind. Es war ein sogenanntes „angenommenes“. Die Mutter war tot, der Vater verdorben. Der Onkel, ein ziemlich gut gestellter und hartherziger Handwerker, mochte nichts von dem Mädchen wissen; er haßte seinen verlumpten Schwager und deshalb auch dessen Kind, sintemalen nach seiner weisen Meinung „der Apfel nicht weit vom Stamme fällt.“ Mit diesem Satze hatte der gute Mann von Anfang an die leisen Skrupel seines Gewissens totgeschlagen. Er zahlte dem Meister Knebel allmonatlich ein winziges Kostgeld, hielt und rühmte sich deshalb für einen Wohlthäter der Menschheit und verwünschte wieder und wieder die geringe Ausgabe und das arme Kind.

Hedwig zählte neun Jahre und war nun schon sieben Jahre lang bei Knebels. Sie hatte ein hübsches, aber unsäglich blasses und schmales Gesichtchen, in dem ein Paar müde blaue Augen standen. Die feinen Lippen waren blutleer und stets fest aufeinandergepreßt. Das ist so die Art still duldender Menschen. Sie war klein, sehr klein und mager, und sie sah noch kleiner und magerer aus durch ihre nirgends sitzenden, viel zu weiten und zu langen Kleider und Schuhe. Und obwohl Hedwig die kleinste und schwächste unter den Kindern war, mußte sie dennoch als „Älteste“ die drei Knebelschen „Nesthäkchen“, einen acht-, einen sechs- und einen fünfjährigen Burschen, beaufsichtigen. Das war ein schlimmes Amt. Denn die drei Jungen überboten sich an Tollheiten; ärgerten fremde Leute, bestahlen sorglos die Obsthändler, warfen Fensterscheiben ein, und Hedwig, die kleine schwächliche, unschuldige Hedwig trug die Verantwortung, oder wurde einfach von den Burschen als die Anstifterin und Hauptschuldige bezeichnet Da setzte es denn Prügel. Der stets angetrunkene und ob der ewigen Nahrungssorgen wütende Vater oder die verlotterte, verrohte Mutter schlugen blindlings auf die Kinder ein, unbekümmert um das Ziel des Schlages, sintemalen sie sich mit jedem Hiebe ein Stück Verbitterung, Lebenswut vom Herzen schlugen. Die kleine Hedwig aber bekam die heftigsten Prügel, sie wurde mit den gröbsten Flüchen und Schimpfworten überschüttet und noch besonders in den wohlberechneten Hungerarrest gestellt. Sie erhielt auch sonst das schlechteste und am winzigsten zugemessene Essen, die schlechtesten Kleider, hatte fast die ganze Wirtschaft zu besorgen (denn die Meisterin fand über dem Klatschen und Keifen kaum zum Kochen Zeit) und erntete nie ein freundliches Wort. Die Kinder plagten, quälten und neckten sie — es war ein Jammer! Sie wurde wie ein wertloser, überflüssiger Gegenstand umhergestoßen . . . Aber wozu hat man denn ein angenommenes Kind? Es bringt zwar Geld ein und verbraucht kaum den dritten Teil der kleinen Summe. Aber es ist doch immer ein Eindringling, ein Fremdes, das einem noch viel gleichgültiger und lästiger ist als die eigene brotverzehrende Brut. An wem kann man denn seinen Ärger, seine Wut, seine Faulheit besser auslassen, als an einem „Angenommenen“, das der brutale Mensch als überflüssige Zugabe unwillkürlich haßt. Zum Geier! man hat an seinen eigenen Kindern genug! . . . Es kümmerte sich niemand um das Wohl des Kindes; weder der Onkel, noch der Waisenrat des Viertels.

Hedwig aber duldete still. Das Weinen hatte sie sich schon so ziemlich abgewöhnt; vielleicht war auch der Thränenquell in ihrem Herzchen versiegt. Sie war ein wenig gleichgültig, stumpf, müde. Sie sah ja keinen Ausweg und kannte das Leben von keiner besseren Seite. Und wenn Ihr sie gefragt hättet, ob sie glücklich oder elend wäre — dann hätte sie Euch gewiß mit großen matten Augen angeschaut, verständnislos . . .

Aber es sollte einmal anders kommen.

An einem sonnigen Sonntagnachmittage, als die Knebelschen eine Landpartie machten und die Hedwig natürlich nicht mitgenommen hatten, da schlenderte das Kind in seinem geflickten und schlotternden Kleide, in seinen ausgetretenen großen Schuhen die A.-Straße hinab. Es trug ein dickes Stück trocken Brot in dem dürren Händchen — und war frei bis um zehn Uhr. Das heißt: es mußte auf der Straße liegen, bis die andern Herrschaften heimkamen. Sie wollten halt dem Mädchen auch einmal einen Erholungstag geben.

Scheu drückte sich das Kind an den Häusern hin und sah mit großen, gleichgültigen Augen die Vorübergehenden an. Hedwig beneidete nicht ihre geputzten und heiteren Altersgenossinnen, die wichtig vorübertrippelten und das Bettelkind kaum eines mitleidigen oder verächtlichen Blickes würdigten. Sie dachte instinktiv: das muß alles so sein! und hielt deshalb die andern Menschen für ganz besondere und höhere Wesen.

Nach einer Weile stand Hedwig vor der Sophienkirche. Sie war so von ungefähr dahingelangt und sah jetzt träumend auf die grünen Bäume und Gräber des Kirchhofs. Dieser Anblick that ihren müden Sinnen wohl. Sie sah ja so selten ein Stücklein frischer, grünender Erde. Wie schön war hier die Luft, wie hell klang das Singen der Vögel! Und die milde Feierlichkeit, die den Ort geheimnisvoll umwebte, war dem Kinde so wundersam neu und stimmte sein gequältes, stumpfes Herzchen weich, daß sich dunkle Sehnsuchtsempfindungen darinnen regten. Scheu, furchtsam, als wär' es eine Sünde, schlich sich Hedwig auf den Kirchhof ... Wie schön war es doch hier ... Und dann die alte, graue Kirche ... staunend, neugierig schaute das Mädchen zu ihr empor. Wie es wohl hinter diesen verwitterten Steinmauern ausschauen mochte? ... Hedwigs Fuß hatte ja noch nie eine Kirche betreten. Scheu trippelte das Kind auf das mächtige Thor zu, das weit offen stand. Ein traulicher kühler Modergeruch schlug dem Mädchen entgegen; es hielt den Atem an und lugte mit weitgeöffneten Augen in das Innere. Wie wunderherrlich still es da drinnen war ... und die prächtigen bunten Fenster, durch die das Sonnenlicht in allen Farben flutete ... ach, und da vorn, die märchenschönen Bilder, und die blitzenden Rahmen und Leuchter, die goldgestickten Sammetdecken ... das war eine Pracht: Ach ja — wer da hinein könnte, da sitzen dürfte ... Aber nein, das war nichts für ein Bettelkind; das war nur für die Großen und für die Kinder, die noch rechte Eltern hatten ... wenn auch der Lehrer in der Schule sagte, sie sollten alle fleißig jeden Sonntag zur Kirche gehen. Die Hedwig meinte er dabei gewiß nicht mit; er mochte sie ja nicht leiden, sie war ja ein Bettelkind, wie die andern Mädchen sagten, und sie wußte ja nimmer etwas, wenn er sie fragte; und sie konnte doch so rein gar nichts dafür! Daheim hatte sie keine Zeit zum Lernen, und sie war auch immer so müde, und auf ihrem Köpfchen lag es immer so schwer — wie ein Stein ...

Ja — von diesem Frieden, von dieser Pracht in der Kirche zuckte das sonst so wunschlose Kinderherz sehnsüchtig auf ... Hedwig hatte plötzlich die dunkle Empfindung, daß es ihr doch eigentlich jämmerlich schlecht erginge. Sie seufzte leise ... Aber sie fand nicht, wie andere Kinder, Trost beim „guten Herrn Jesus". Die Knebelschen hatten ihr den frommen Kinderglauben aus dem Herzen gespottet. Die sagten immer, daß der Mensch vor Gott gleich sei, das wär' Pfaffenschwindel; das wär' alles nur für die Reichen. Und der Herr Lehrer hatte ja auch zu ihr gesagt, daß sie nimmer in den Himmel käme, weil sie so schmutzig wär' und so schlecht lernte ... Und sie konnte doch nicht anders. Ja, ja ... selbst der gute Herr Jesus mochte von ihr nichts wissen; sie war eben ein Bettelkind ...

Und plötzlich begann droben im Turme eine Glocke zu klingen. Festlich schön hallten die langen Töne über die Häuser hin. Hedwig war heftig erschrocken und starrte nun mit offenem Mäulchen empor.

Und fein gekämmte, sauber gewaschene und gekleidete Buben und Mädchen kamen mit Gesangbüchern anspaziert und gingen richtig durch das Thor in die Kirche. Wie Hedwig sie plötzlich beneidete, und wie erbärmlich sie sich neben den heiteren Altersgenossen erschien! Ja, ja — die gingen zum Kindergottesdienst; die waren keine Bettelkinder.

Und dann kamen fein geputzte Damen und feierlich dreinblickende Herren mit schwarzen Hüten und Röcken.

Hedwig staunte und staunte ... Ach, wenn sie doch auch eintreten dürfte; sie gäbe ihr Leben drum.

„Willst Du denn nicht hineingehen, Kind?" fragte da plötzlich eine wunderliche Stimme, und eine feine, weiche Hand legte sich sanft auf des Kindes Haar. Hedwig sah erschrocken auf. Träumte sie? Von einem Engel, der vielleicht doch Erbarmen mit ihr hatte? ... Eine Oberlinschwester, in der schönen schwarzen Tracht ihres Ordens, stand vor ihr. Hedwig staunte das schöne milde Gesicht an, die guten blauen Augen, das blonde, schlicht gescheitelte Haar ... Ob das wirklich ein Engel war? ...

„Nun, Kind? Magst Du nicht?"

Hedwigs Augen öffneten sich noch weiter, und ein leises Zittern lief durch ihren elenden kleinen Körper. Dann kam es scheu, bebend, ganz, ganz leise von ihren bleichen Lippen: „Darf ich denn?"

„Gewiß darfst Du, Kind. Du sollst es sogar. Der liebe Gott sieht es gern ... Wie heißt Du denn?"

„Hedwig Weber."

„Gieb mir die Hand, Hedwig. So. Nun wollen wir ins Gotteshaus gehen, Kind. Und dann kommst Du jeden Sonntag hübsch wieder. Ja, Hedwig?"

Hedwig nickte nur. Sie war wie in einem wunderherrlichen Traum. Und Thränen standen in ihren Augen.

Die Schwester aber fragte nichts weiter. Sie kannte das Berliner Elend ein wenig. Und sie mochte kein mißbilligendes Wort gegen die Eltern oder Erzieher des Kindes sagen. Sie ahnte nicht, daß diese Menschenknospe schon vom Gifte des ärgsten Elends durchseucht war. Sie glaubte nur, Hedwig wäre arm und deshalb ein wenig verwahrlost und scheu. Und ein junges Mädchen, wie es Schwester Martha war, hat bei aller pflichttreuen und mitleidsvollen Hingebung doch eine unbewußte Scheu davor, auch noch freiwillig dem tiefsten Elend ins Antlitz zu schauen ... O, wenn sie doch das Kind ausgefragt hätte! Sie hätte es durch den Waisenrat aus den rohen Händen der Knebelschen befreien können. Aber ob es dem Kinde in einer neuen Heimat besser ergangen wäre? ...

Und Hedwig schritt an der Hand der Schwester in die Kirche. Krampfhaft hielt sie ihr Stück Brot umklammert, und ihre schlotternden Schuhe klappten laut auf die Steinfliesen. Sie war noch immer wie im Traum. Sie begriff nicht ... Und die nettgekleideten Mädchen mußten ihr alle die Hand geben, und dann mußte sie sich ganz dicht neben die gute Schwester setzen.

Jetzt brausten mächtige Orgelklänge durch die Kirche. Hedwig schauderte bis ins Mark zusammen, vor Ehrfurcht und unklarer Wonne. Ihre Augen leuchteten auf, und ihre schmale Brust wogte. Sie konnte nicht singen, sie starrte nur erregt in das Gesangbuch der Schwester. Sie war wie berauscht von den herrlichen Klängen, von der feierlichen Stimmung und Pracht ringsum, von der wundersüßen Liebe, die sie zum ersten Male bewußt empfing ... Bleich, mit brennenden Augen saß sie da und staunte zur Schwester

empor, wie zu einem Engel. Sie hörte innig beglückt ihre liebe, weiche Stimme; aber sie begriff die Worte nicht. Ängstlich zuckte das Kind zusammen, wenn es von der Schwester eine Frage erhielt. Es verstand und wußte nichts. Aber die Schwester schalt nicht. Sie strich nur kosend mit ihrer schönen Hand über das trockene Haar des Kindes ... Und wie wunderfeierlich der junge Pfarrer in seinem schwarzen Talare mit den blendendweißen Bäffchen aussah! Und wie gewaltig seine tiefe Stimme klang ... Und der freundliche Eifer der Helfer und Helferinnen ringsum ... Es war zu — zu schön! —

„Also auf Wiedersehen, liebe Hedwig. Am nächsten Sonntag kommst Du wieder, ja, Kind?“ sagte die Schwester zum Schlusse. Hedwig nickte nur und ging, schwankend wie eine kleine Nachtwandlerin. Sie lief den ganzen Nachmittag über in den Straßen umher und nahm keinen Bissen von dem Brote in ihrer Hand. Zauberlicht war es in ihrem Herzchen. Ja, sie wollte, sie wollte wiederkommen, jeden Sonntag. Und sollte sie auch den Knebelschen davonlaufen, in einer Hausnische schlafen und betteln gehen. Sie mußte wieder in die herrliche Kirche, zu der lieben, guten Schwester. Es war ja zu — zu schön! ...

Und sie kam wieder; am nächsten und am zweitnächsten Sonntage. Sie sagte keinem Menschen ein Sterbenswörtlein von ihrem Glücke; aus Furcht und auch aus Freude an ihrem süßen Geheimnisse. Die Knebelschen fragten sie, wo sie hinginge, wo sie gewesen sei. Hedwig schwieg. Sie bekam Schläge, mußte hungern, wurde eingesperrt. Sie schwieg und trug alles in freudiger Ergebenheit; sie dachte ja immer an ihr großes Glück. Am dritten Sonntage schlich sie sich wieder in einem unbewachten Augenblicke wie ein vorsichtiges Kätzchen davon. Die Knebelschen wurden ängstlich. Wenn Hedwig irgend einen Freund gefunden hätte, bei dem sie „klatschte“, so daß er ihnen den Waisenrat auf den Hals schickte ... Die guten Leute wurden zornig bei diesem Gedanken. Sie sagten sich nicht, daß sie grausam, gemein an dem Kinde handelten; sie meinten vielmehr, daß es „eine Frechheit, eine Undankbarkeit wäre“, hinter dem Rücken der Leute zu klatschen und „wer weiß was zusammenzulügen“. Sie hingen ihrem elenden Charakter und ihrer Furcht den Mantel der gerechten Erbitterung um. Das war ja das bequemste!

Am nächsten Sonntage mußten die drei Knebelschen Rangen dem Mädchen auflauern. Sie thaten es mit wahrhaft teuflischer Freude, und die Alten warteten oben schwatzend und keifend. Scheinbar unbeaufsichtigt war Hedwig davongehuscht ... Scheu sah sie sich auf der Straße um und lief ängstlich und behende an den Häusern hin. Vorsichtig, wie abgefeimte Spitzbuben, in freudiger Erregung schlichen ihr die drei Burschen aus ihrem Hinterhalte nach, sich schlau hinter den erwachsenen Fußgängern verborgen haltend ... Triumphierend kehrten sie vor der Sophienkirche um, heftig redend und gestikulierend. Dann ging's in tollem Laufe wieder heimwärts.

„In de Sophienkirche geht se! In 'n Kindergottesdienst! Die Katze!“ riefen die Rangen atemlos durcheinander. Sie hatten sich vorher noch tüchtig gebalgt, denn jeder wollte die Nachricht den Eltern zuerst bringen.

Die Knebelschen waren natürlich außer sich. Kirche — Lehrerin — Pfarrer — Waisenrat — da hing eins an dem andern.

„So 'ne Frechheit von det Balg! Warum sagt se det nich'? Sie will uns nur verklatschen! So 'ne undankbare Kröte! Na warte man — mir wer'n Dich Deine Sonntagsschule schon versalzen!“

Ahnungslos und glücklich kehrte Hedwig heim. Niemand sprach sie an. Und sie war zu sehr mit sich beschäftigt, als daß sie die höhnischen, schadenfrohen Blicke ihrer Peiniger hätte bemerken können. Aber am nächsten Sonntage um die Stunde der Sonntagsschule wurde sie — eingesperrt, wortlos, mit einem harten Griffe.

Da saß denn das arme Ding und schluchzte und flüsterte mit bebenden Lippen „Schwester Martha“ ... Dann ballte Hedwig die dürren Händchen. Sie hatte das Glück kennen gelernt, Liebe empfunden; nun erkannte sie auch ihr Geschick. O, wie sie ihre Peiniger haßte! Und da sie bei der guten Schwester das Beten gelernt hatte, so bat sie jetzt den lieben Gott, daß er die Knebelschen so hart wie nur möglich strafen und sie — die Hedwig — wieder zur Sonntagsschule gehen lassen möge. Nach einer guten Stunde wurde sie zur Beaufsichtigung der drei Jungen freigelassen. Nun überlegte Hedwig, ob sie davonlaufen solle. Doch die Knaben ließen sie heute nicht in Ruhe; sie wichen nicht von ihrer Seite und beobachteten sie mit mißtrauischen Blicken. Am Abend aber las Vater Knebel aus der Zeitung eine „wahrhaftige Geschichte“ vor, in welcher ein Mädchen seinen Pflegeeltern fortgelaufen war; es wurde wieder eingefangen von der Polizei, bekam entsetzliche Prügel, vierzehn Tage lang an jedem Morgen und Abend, und wurde vier Wochen lang ins Gefängnis gesteckt, bei Wasser und Brot und ... Ratten.

Da wagte es Hedwig nicht mehr, davonzulaufen. Sie mußte sich bescheiden, so sehr sie sich auch nach der Schwester Martha sehnte. Die hätte ihr gewiß geholfen. Aber wo sollte Hedwig sie finden? Sie spähte auf ihren Schulwegen nach allen Seiten aus; sie schlich sich mit der Schulmappe in die Nähe der Kirche — vergebens. Um die Zeit der einzelnen Gottesdienste aber wurde sie eingesperrt und dann von den drei Knaben aufs schärfste bewacht. So vergingen Wochen.

Und jetzt, da dem Kinde sein erstes und einziges Lebensglück unrettbar verloren schien, wurde es wieder stumpf — stumpfer denn je, wie ein Mensch, dem sein Leben keinen Pfifferling mehr gilt. Hedwig siechte hin, gleichgültig; nur zuweilen gedachte sie mit müder Innigkeit der Schwester Martha; dann war diese ihr wie ein ferner, ferner Stern an dem Nachthimmel ihres jungen Lebens. Bald brauchte das Kind gar nicht mehr eingesperrt zu werden. Es blieb der Kirche von selbst fern; es war ja so müde, so stumpf — daß sogar die Knebelschen besorgt wurden; sie dachten freilich vor allem an das Kostgeld. Doch es war zu spät. Am Anfange des Winters starb Hedwig an der Grippe. — Wie heißt's doch im Liede? ...

Zwischen Baumgestrüpp und grobem Gras
Sproß im Schatten just eine Rose,
Ihr Köpfchen war zart und traurig blaß
Und nickte im Winde gar lose.

Wie stand das Blümlein annutreich
Im Wurzelgestrüpp, dem derben —
Ich dachte der Menschen, die still und bleich
Heut leben — und morgen sterben.

Es ist ein trauriges Bild, das ich dem freundlichen Leser gezeichnet habe; aber es ist ein wahres Bild. Und die Wahrheit, so lange sie aus dem Herzen kommt, hat allerwege ein Heimatsrecht.

Traumesahnung.

Oft sah ich Deine Augen seltsam leuchten
Und manchmal spielt ein Lächeln um den Mund,
Und wieder plötzlich will Dein Blick sich feuchten —
Was regt sich scheu auf Deiner Seele Grund,
Was träumst Du, Kind?

Du konntest sonst nie in die Welt Dich schicken,
Du fühltest Dich vereinsamt und allein.
O sag, warum jetzt Deine Augen blicken
So ahnungsselig in die Welt hinein?
Was träumst Du, Kind?

Fühlst Du in Deiner Seele nun erbeben
Auch einmal einen leisen Hoffnungsstrahl,
Als hätte auch für Dich bereit das Leben
In künft'ger, künft'ger Zeit noch Glück einmal?
Was träumst Du, Kind?

Ist's nicht, als sänke leis der graue Schleier,
Der trübe Dir die Welt bis jetzt verhüllt,
Und Du säh'st staunend nun die Aussicht freier,
Der Erde sonnenhelles Frühlingsbild?
Was träumst Du, Kind?

Noch ist es nur ein leises Frühlingsahnen,
Wie es im März der Erde Brust durchzieht,
Wenn schmeichelnd-süß, mit sehnsuchtsvollem Mahnen
Ertönt der ersten Lerche erstes Lied;
Was träumst Du, Kind?

Wähnst Du, es soll auch Dir ein Frühling werden,
Ein sonnengoldnes, leuchtendes Geschick,
Wie es so schön noch nie geblüht auf Erden,
Ein wunderbares, wundergleiches Glück?
Wach auf, Du träumest, Kind!

M. v. M.

Die Glücklichen.

Studie von **Flora Horn.**

„Wer wie ein Kind genießt den Tag,
Hat keinen zu bereuen,
Und kann sich, was auch kommen mag,
Auf etwas Neues freuen."

Rückert.

Ich habe neulich mittags auf der Brühlschen Terrasse in Dresden eine ganze Gesellschaft Glücklicher entdeckt. Bekanntlich ist es schon schwierig, nur einen Glücklichen zu finden, so wie z. B. ein vierblättriges Kleeblatt im Feld oder einen reichen Steinklopfer aufzuspüren.

Es giebt eine hübsche Fabel: es war einmal ein König und der war krank. Das Hemd eines Glücklichen sollte ihm Genesung bringen. Und er sandte Boten in die weite Welt, ihm das Gewünschte zu schaffen — doch umsonst! — es war kein Glücklicher zu finden! und als nach abermaligem endlosem Suchen endlich ein solcher Mensch gefunden wurde, hatte er kein Hemd!

Ein Gleichnis, daß das Glück von innen kommt und nicht von außen!

Es war ein schöner Sommertag — die obere Terrasse vor der Restauration war mit Fremden fast voll besetzt.

Die Heiterkeit der Landschaft, die lieblichen, reichen, harmonischen Bilder, die sich vor diesem schönen Platze ausbreiten, kamen durch den klaren, warmen Tag, der durch ein leises Lüftchen erfrischt wurde, zur vollen Geltung.

Kunst und Natur haben sich hier zusammengethan, um dem Beschauer einen Beweis von dem Schönen in der Welt zu geben. Unter den dort Anwesenden befanden sich auch die Glücklichen, von denen ich spreche; wie man sah, gehörten sie alle einer Familie an — ich hatte längere Zeit Gelegenheit, sie zu beobachten.

Sie trugen einfache, etwas gemusterte graue Anzüge, bewegten sich leicht und mit natürlichem Anstande unauffällig auf und ab und doch zeichneten sie sich durch ihre raschen Bewegungen, durch ihre klugen Augen und ihren zierlichen Körperbau aus.

Es fiel mir ein — ich mußte lächeln — daß Goethe in Wilhelm Meister das Bild eines *vornehmen* Menschen ähnlich schildert.

Man sah ihnen die leichte naivglückliche Lebensansicht an, die Beherzigung der Mahnung: „Sorget nicht für den kommenden Morgen!" — und: „Freut Euch des Lebens, so lang noch das Lämpchen glüht!" . . .

Obgleich sie mit lebhaftem Appetite begabt zu sein schienen, konnte man sehen, daß sie von allem nur nippten, sozusagen den Schaum vom Becher schlürften.

Mit ihrer leichten Heiterkeit schienen sie förmlich spöttisch auf die Leute nebenan zu schauen, die mit ernsthafter gelangweilter Miene Gericht auf Gericht hinunteraßen, die Gläser leerten und unbewegt auf das herrliche Landschaftsbild schauten.

Meine Glücklichen bewunderten das Fächeln der grünen Blätter und das leichte Wehen des frischen Grases, sie waren entzückt über die lustigen Wellen des Flusses und über den blauen Himmel!

Sie nahmen mit leichtem Sinn den vollen Genuß der Gegenwart und schlugen unbedenklich der Minute nichts aus!

Obgleich sie den Anstand beobachtend nur eine leise Unterhaltung führten, drückte sich in ihrem ganzen Wesen aus: „Ist das Leben nicht schön?! Ach, wie leben wir so furchtbar gern! Wie sind wir glücklich, glücklich, glücklich!!

Beneidenswerte! die verstehen, den Augenblick auszunutzen, die mit leichter Empfänglichkeit die Schönheiten der Natur und des Lebens voll auf sich wirken lassen! Könnten das nicht viele, auf diese Art glücklich sein?

„Kannst Du nicht volle Stunden lang
Den Blumen schau'n ins Angesicht?
Nicht horchen auf des Baches Klang?
Und auf der Bienen Summen nicht?
Kannst Du nicht liegen auf dem Rücken
Im Gras und müßig ins Blaue blicken?
Kannst Du nicht wonnig träumend schwärmen,
Wenn Blütenglanz das Licht durchbricht?
Erfaßt Dich nicht glutvolles Entzücken,
Wenn schöne Augen in Deine blicken?"

* * *

Als die anmutige Terrasse beinahe leer von Gästen geworden war, unterhielten sich die grauen Leutchen lebhaft und lauter.

Ein Teller Kuchen, auf den sie es abgesehen zu haben schienen, wurde fortgetragen — sie waren aber gleich wieder in lustigster Stimmung und schwenkten nach der Elbe hinunter, wo eben ein Schiff anlegte — und obgleich nicht

vogelsprachekund wie Salomo, deute ich mir ihr Abschiedswort so:

„Glücklich ist, wer vergißt,
Was 'mal nicht zu ändern ist!"

Wer meine Glücklichen sind, hat man wohl längst erraten? —:

Die Sperlinge!

Vermischtes.

Zu den thätigsten Beförderern der Reformation in Pommern gehörte auch Johannes Knipstrow in Pyritz, welcher, als er von dort vertrieben wurde, nach Stralsund ging, wo er die Reformation mit begründen half.

Als er noch im Kloster zu Pyritz war, trug er auf der Kanzel Luthers Lehren vor, daß man nicht durch die Werke, sondern allein durch den Glauben selig werde.

Seine Zuhörer erklärten diese Lehre, sehr selbstsüchtig, dahin, daß sie nun alle milden Gaben an Kirchen und Klöster ersparen könnten, und hörten daher auf, etwas zu bringen.

Die Mönche in dem Kloster zu Pyritz litten daher bald Mangel und drohten Knipstrow, der daran schuld war, mit der härtesten Verfolgung.

Knipstrow redete darauf das nächste Mal, nach geendigter Predigt, die Gemeinde mit folgenden Worten an:

„Liebe Freunde! Ihr wisset, was ich diese Zeit her aus Gottes Wort Euch gepredigt habe, nämlich, daß Ihr durch den Glauben an Jesum Christum, ohne Eure Werke, müsset selig werden. Darauf begiebt es sich, daß Ihr guten Leute uns Klosterbrüdern Eure milde Hand und Almosen entziehet und wir darüber Kummer leiden müssen. Solches geben meine Mitbrüder dieser meiner Lehre schuld, und haben deswegen in ihrem Konvent beschlossen, daß sie den fettesten unter uns Mönchen schlachten und kochen wollen. Da muß ich nun Gefahr laufen, es werde mich gewiß treffen. Darum, auf daß ich beim Leben erhalten werde und Euch länger predigen möge, bitte und vermahne ich Euch, Ihr wollet nach wie vor Eure Almosen und milden Gaben dem Kloster mitteilen. Gott wird's belohnen."

Diese Ermahnung verfehlte auch ihren Zweck nicht.

O.

Gerechte Vergeltung. Der durch seinen schlagfertigen Witz bekannte österreichische Dichter Castelli (geb. 1781, gest. 1862 zu Wien) schickte einst einem Freunde, der sich sehr um sein Wohlbefinden zu sorgen schien, von einem entfernten Punkte seiner Vergnügungsreise eine Depesche auf dessen Kosten zu, die nichts als die Worte enthielt: „Ich befinde mich hier ganz wohl!" Doch vergalt ihm sein Freund sogleich diesen Streich, indem er Castelli einen mächtigen Feldstein eingeschrieben und unfrankiert mit einem Zettelchen zusandte, auf dem nichts als die naiven Worte standen: „Beifolgender Stein ist mir bei der freudigen Nachricht von Deinem Wohlbefinden vom Herzen gefallen!"

Wie vorzüglich die Statuten der Renten- und Pensionsanstalt für deutsche bildende Künstler zu Weimar (Maler, Bildhauer, Architekten, Kupferstecher, Radierer u. s. w.) den Bedürfnissen und der Eigenart des künstlerischen Erwerbslebens angepaßt sind, hat sich bei Gelegenheit der vom Künstlerverein zu Weimar im Parke zu Tiefurt abgehaltenen Festlichkeit wiederum gezeigt. Die Aufstellung einzelner Tische, auf besondere Rechnung des Ortsverbandes, hat einen Reingewinn abgeworfen, welcher der Summe entspricht, die sämtliche Mitglieder des Ortsverbandes zusammen an Beiträgen während eines halben Jahres zu ihrer Sicherung für die Tage des Alters oder der Invalidität zu zahlen haben. — Es kann dieser Vorgang des Ortsverbandes Weimar, durch außerordentliche Einnahmen die regelmäßigen Versicherungsbeiträge den Mitgliedern zu erleichtern, um so mehr den anderen Ortsverbänden zur Nachahmung empfohlen werden, als die Centralleitung von derartigen Einnahmen nichts für sich beansprucht und sie ganz den Ortsverbänden überläßt, andererseits aber dafür sorgt, daß die sachlichen Verwaltungskosten — die persönliche Verwaltung geschieht ohnedies unentgeltlich — durch außerordentliche Einnahmen der Centralstelle gedeckt werden.

Habsucht. Ein junger Edelmann bat den berühmten Herzog von Marlborough, ihm durch seine Protektion zu einer gewissen Stelle zu verhelfen. „Bekomme ich sie, Mylord, so bring' ich Ihnen tausend Guineen, und sag' auf Ehre keinem Sterblichen ein Wort." — „Bringen Sie mir zweitausend," entgegnete der Herzog, „und erzählen Sie's aller Welt!"

Genesung.

Mit mattem Flügel schwang mein Lied sich auf,
Ergoß das Leid in schmerzlich leiser Klage,
Jetzt aber folgt es warm beseelt dem Lauf
Des Sonnenlichts, verkündend neue Tage.

Es ringt aus meinem Innersten sich los
Ein Jauchzen, daß die Qual von mir genommen,
Die Qual der Nacht, und Leiden riesengroß,
Das grausam dunkel meinen Sinn umsponnen.

Jetzt sprühen Funken tausendfach hervor
Und glühn der Tageshelle heiß entgegen,
Es steigt in tiefster Seele mir empor
Ein wundersames, neu erstandnes Regen.

E. Leonhard.

Inhalt der No. 51.

An unsere Leser!

Wieder steht die „Deutsche Roman-Zeitung" vor dem Abschlusse eines Jahrganges, des 31. ihres Bestehens, und wir dürfen wohl sagen, daß sie auch auf diesen Jahrgang mit Genugthuung zurückblicken darf; es beweist dies am besten der Umstand, daß trotz des gesteigerten Wettbewerbes durch andere ähnliche



Zeitschriften, sich der Abnehmer- und Leserkreis unseres Blattes erfreulich vermehrt hat. So halten wir fest, was wir am Schlusse des vorigen Jahrganges unseren Lesern als unser Ziel hinstellten:

Pflege des deutschen Empfindens und des Geistes unseres Volkstums, Bekämpfung des wissenschaftlichen und sittlichen Materialismus und der Fremdsucht!

So, hoffen wir, wird die Roman-Zeitung ein guter Freund des gesunden deutschen Hauses sein und bleiben.

Zeitung und Verlag der Deutschen Roman-Zeitung.

Mit dem nächsten Hefte (Nr. 52) schließt der 31. Jahrgang der Roman-Zeitung, wir bitten das Abonnement bei den betreffenden Buchhandlungen und Postämtern rechtzeitig zu erneuern!

Aus dem Inhalt des neuen Jahrganges nennen wir folgende Beiträge:

Das erste Vierteljahr beginnt mit:

Frühlingsstürme.

Roman
von
C. Juncker.
(E. Schmieden.)

Wie's doch so anders kam.

Roman
von
L. v. Wald-Zedlwitz.



Ein neuer Roman von Wilhelm Raabe.



Es folgen sodann unter anderen folgende Romane:

Verfolgte Phantasie.

Roman
von
Oscar Mysing
(O. Mora).

Aus sturmbewegter Zeit.

Roman
von
A. Norden.

Am Hofe Friedrichs I. von Preußen.

Vaterländischer Roman
von
Bruno Garlepp.

Kinder der Flamme.

Roman
von
Fred von Lensky.

Erreichte Wünsche.

Roman
von
A. von Gersdorf.

Unser Doktor.

Roman
von
L. Glaß.

Der unbekannte Wohlthäter.

Eine lustige Geschichte
von
Th. Viening.

Das Recht der Jugend

von
Jos. Gräfin Schwerin.

Ein Programm von einer Reichhaltigkeit, wie es keine andere Zeitschrift Deutschlands aufzuweisen hat.

Das Beiblatt wird in unveränderter Richtung weitergeführt. Die Sorgfalt Leixners bei der Auswahl der Beiträge hat diesem Teile der Roman-Zeitung eine besondere Bedeutung gegeben.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).



Deutsche Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ ℳ vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 52.

Sommervögel.

Eine launige Sommergeschichte

von

Agnes Harder.

(Schluß.)

„Es war im Departement du Doubs, wo ja meine Kriegserinnerungen mehr oder weniger zu Hause sind. Wir lagen vor der kleinen Festung Auxonne und hatten keine rechte Lust mehr, viel Pulver zu verknallen. Seit kurzem war es im Heere bekannt, daß Bourbaki von Manteuffel in den Jura gedrängt war und sich mit neunzigtausend Mann ergeben hatte. Ja, wir wußten auch, daß der unglückliche Feldherr einen Selbstmordversuch gemacht hatte und mit zerschmetterter Kinnlade in Besançon lag. Ich selber hatte Gelegenheit gehabt, bei einem Patrouillenritt den Wagen seiner Gemahlin durch unsere Vorposten zu geleiten, mit der Dame, die in tiefer Trauer war, einige Worte zu wechseln, und einen Dankesblick aus ihren thränenden, schwarzen Augen zu erhaschen. Es war das letzte Aufflackern französischer Hoffnungen gewesen, das auf schweizer Boden erloschen war, und unseren guten Jungen war es nicht zu verdenken, wenn ihnen jetzt Auxonne keinen Schuß Pulver mehr wert war. Da ließ mich eines schönen Morgens General Werder zu sich rufen —“ es war eigen, wie noch jetzt, nach zwanzig Jahren, der Name jenes Mannes, der der Abgott seiner Soldaten gewesen war, wie etwas Heiliges, Geweihtes von den Lippen des Rittmeisters fiel — „und las mir einen Brief vor, in dem er dem Kommandanten von Auxonne das Geschehene mitteilte und zur Übergabe aufforderte. Da ich das geläufigste Französisch sprach, sollte ich die Ehre haben, diesen Brief nach Auxonne zu bringen. Ein Trompeter und mein Bursche begleiteten mich in die Höhle des Löwen. Auf Schußweite hielten wir, gaben die Signale ab und warteten, bis aus den Thoren der Festung einige Offiziere uns entgegenritten. Wir tauschten die gewöhnlichen Höflichkeiten aus — Dienste, die einem Parlamentär erwiesen werden, haben verzweifelte Ähnlichkeit mit der Höflichkeit der Gegner vor einem Duell — ich ließ mir die Augen verbinden, faßte den Major, der meinen Führer vorstellte, unter, und wir begannen den Aufstieg nach den Wällen.

Es ist ein verteufeltes Gehen, wenn man so nicht rechts, nicht links sehen kann und sich auf einen Mann stützt, der zwei Fuß kleiner ist, als man selber. Nun kamen wir durch das Thor. Ich hörte die Wache präsentieren und fühlte Pflaster unter den Füßen. Ja, ich hörte bald auch begleitende Schritte, Zischeln, Verwünschungen — kein Zweifel, die Bewohner von Auxonne bildeten eine Mauer um mich, folgten mir, besahen den Prussien, den Menschenfresser, der sicher nichts Gutes brachte. Ich war froh, als mich mein Begleiter sorgsam Stufen hinanführte, Thüren auf und zuklappten, und die Binde endlich fiel.

Ich war in der Kommandantur. Man versammelte eben den Kriegsrat, und ich mußte warten. Dann führte man mich herein. Zwanzig Augen blickten mich scharf an, als ich in wohlüberlegten Worten einleitend bemerkte, daß ich gekommen sei, zur Übergabe aufzufordern. Die Züge wurden finster. Der General, ein alter Mann mit weißem Haar und kühnen Augen, antwortete mir höflich, daß er die Festung zu halten hoffe, bis Bourbaki Ersatz bringe. Bourbaki! Der Name ging von Mund zu Munde und ließ die Augen wieder leuchten. Er war ihre Hoffnung, ihr Messias. Sie thaten mir doch leid, als ich nun den Brief Werders aus der Brusttasche zog und ihn dem General gab. Von Werder! Belfort war noch frisch in aller Gedächtnis, und der Name wirkte entgegengesetzt wie der Bourbakis. Alles sah auf den Brief, den der General eben öffnete und dann mit der Miene der Enttäuschung fallen ließ. Deutsch! Und nun stellte sich die überraschende Thatsache heraus, daß unter zehn höheren Offizieren keiner war, der imstande war, einen deutschen Brief zu lesen. Ein Dolmetscher mußte geholt werden. Ja, die Zeiten waren zum Glück

doch vorüber, da Blücher so weidlich schimpfte über die Lammesgeduld unserer Nation, als sein Freund Gneisenau seinen Brief an Davoust erst ins Französische übersetzen wollte. Werder hatte selbstverständlich deutsch geschrieben. Ich kannte ja jedes Wort, und ich muß sagen, der Dolmetscher machte seine Sache gut. Nur immer langsamer und leiser wurde seine Stimme, und die Worte, die der grande nation den Todesstoß gaben, fanden schwer den Weg über seine Lippen. Ich sah auf die Gesichter, aus denen alle Leidenschaften sprachen, Haß, Verzweiflung, ohnmächtige Wut; ich sah geballte Fäuste und gefaltete Hände, sah große Thränen in den Bart des Gouverneurs rollen. Dann führte man mich hinaus. Durch die geschlossene Thüre drang verworrenes Stimmengeräusch, und dumpf schallte es auch vom Hofe herauf. Ich trat ans Fenster und fuhr erschrocken zurück. Unglücksbotschaften haben flinke Füße. Die Menge, die da mit den Fäusten hinaufdeutete und wilde Flüche schrie, wußte schon, was geschehen war. Daß mir bei dem Anblick behaglich zu Mute wurde, kann ich noch heute nicht behaupten.

Dann kam der General. Er sagte mir gefaßt, daß ihm nach diesen Nachrichten nichts übrig bliebe, als mit dem General von Werder in Unterhandlungen zu treten. Ein Diener brachte auf einem silbernen Tablett einen Teller Bisquits und eine Flasche Sekt. Wir tranken ein Glas — daß es schmeckte, fand ich nicht — und dann nahm ich Abschied. Der General war auch an das Fenster getreten. Er bot mir seinen geschlossenen Wagen an. — Donnerwetter, nein, das konnte ich nicht annehmen, das roch nach Feigheit. So ließ ich mich wieder blenden, nahm den unzureichenden Arm des Majors und stolperte die Stufen herab. Auf dem Hofe hörte ich, wie er eine größere Begleitung befahl. Sie war nötig; wie gekeilt standen die Leute, fast berührten mich die ausgestreckten Fäuste. Schußfertig brachte mich meine Eskorte bis an die Pferde. Was mein Trompeter und der Bursche in den zwei Stunden gelitten, da allmählich halb Auxonne zu ihnen herausgewandert war, das erfuhr ich erst später tropfenweise. Sie hatten gestanden wie zwei Felsen in der wogenden Brandung. Mein Major flüsterte mir beim Abschied zu, ich möchte mich beeilen, er stehe jetzt für nichts mehr.

Wir hatten auch alle drei nicht übel Lust, unsere Pferde laufen zu lassen. Wie ich aber auf meinem Gaul saß und so von oben auf die wutverzerrten Gesichter des Pöbels niedersah, da erwachte der Reiterübermut in mir. Ich nahm meine Cigarrentasche vor, biß von einer Habana die Spitze ab, beugte mich zu dem ersten besten, der einen Glimmstengel im Munde hatte und sagte langsam und laut: monsieur, du feu, s'il vous plait! Und der Kerl gab mir Feuer! Dann befahl ich: Schritt! und langsam, wie auf einem Spazierritt, legten wir eine kurze Strecke zurück. Nur eine kurze, allerdings. Mein Bursche sah sich um und gab mir dann wohlmeinend den Rat, das Tempo zu beschleunigen. Na, und so sind wir mit heiler Haut zu den Unsern gekommen."

„Famos, Onkel, einfach großartig. Und der Lohn war das Eiserne?"

„Ja, mein Junge."

„Aber lieber wärest Du doch im geschlossenen Wagen gefahren, nicht, Papa?" Mieze hatte sich auf die Polster hingekniet und sprach durch die Spalte.

„Freilich, Miezeken. Und als zwei Tage später einer der Generale nach Auxonne mußte, um die näheren Bedingungen der Übergabe festzustellen, und zu mir kam, um mich nach meinen Erfahrungen zu fragen, da gab ich ihm auch den Rat, sich den Wagen gleich zur Hinfahrt vor die Festungsthore zu bestellen. Er ist mir auch gefolgt und mir dankbar gewesen."

„Küstrin," rief der Schaffner, die Thür aufreißend.

„Ob hier Zeit zu einem Grog ist? Die Zunge ist mir eingetrocknet."

Die Herren stiegen aus. Die Damen vertieften sich in die ersten Berliner Anzeiger, die in den Abteil hineinflogen, und lasen mit dem angenehmen Gefühl gespanntester Erwartung die angepriesenen Wunder der Reichshauptstadt. — Nicht lange darauf standen sie ihnen Aug in Auge gegenüber.

XVI.

Im Kaiserhof war Quartier bestellt. Wenn die Platanger einmal reisten, dann wollten sie auch nicht knappen und knausern, und die tiefen Bücklinge, mit denen das Personal sie empfing, erhielt es in klingender Münze bezahlt. Höher als eine Treppe zu wohnen, wäre unter ihrer Würde gewesen.

Aber trotz der langen Reise und der vermehrten und verbesserten Grogauflagen, hatte schließlich niemand gut geschlafen, als der Professor und Tante Clara. Neu und fremd war den andern der Hotelluxus vorgekommen, schon das elektrische Licht, das die Räume flutend durchstrahlte; fast hatten sie sich davor gefürchtet.

Der Kellner erklärte zwar sofort den Handgriff, mit dem man es ausdrehte, die meisten überließen es auch seiner kundigen Hand und begnügten sich mit den Wachskerzen; die Frau Oberförster aber dachte sich das Entkleiden in diesem Lichtmeer geradezu paradiesisch und winkte gnädig ab. Als ganz junges Mädchen war sie mit ihren Eltern einmal in Berlin gewesen; nun fand sie alles entzückend und großartig und dehnte sich behaglich auf den seidenen Kissen.

Wie sie das Plümeau, das auf der Steppdecke lag, abwechselnd von oben nach unten schob, sagte sie schließlich befriedigt: „So, Hubert, nun drehe das Licht aus."

Der Oberförster erhob sich, tastete nach dem Griff und — zögerte. „Ich weiß nicht, Minna —"

„Nun, was denn?"

„Ich kriege es nicht."

„Ach was, rechts herum, hat der Kellner gesagt."

„Ja, aber es singt so eigentümlich. Wenn es nur nicht explodiert."

„Hubert!"

Frau Minna saß plötzlich aufrecht. Und als ihr Gatte noch einen Versuch machte, die helle Leuchte auszudrehen, sprang sie aus dem Bett und ergriff ihn verzweifelnd am Nachtgewande.

„Hubert, ich sterbe vor Angst, wenn Du das Ding noch einmal anfäßt."

Der Oberförster gab nach. Sonst hätte es die Leinwand gethan, an die Frau Minna sich klammerte, mit der erprobten Kraft zweiundzwanzigjähriger Gattenliebe.

„Laß es brennen.“

„Ja; aber ich kann bekanntlich in einem hellen Zimmer kein Auge zuthun.“

Eine schwüle Pause.

„Der Kellner?“

„Dann muß ich mich ankleiden,“ seufzte Frau Minna.

„Etwas wenigstens.“

„Hubert,“ klang es voll sittlicher Entrüstung. Und die gewissenhafte Frau schenkte sich keinen Knopf und ihrem Manne auch nicht. In voller Gala klingelten sie dann nach dem bedientesten Geiste und sahen kleinlaut zu, wie er mit nachlässiger Grazie das Licht ausdrehte. Stumm kleideten sie sich dann beim matten Schein der Kerze wieder aus und kehrten die Gesichter der Wand zu. —

Ja, es ist manches nur glänzender Schein. Auch die herrlichen, seidenen Plümeaus erwiesen sich als solcher. Die an ihre Federberge gewöhnten Ostpreußen gestanden es sich beim Frühstück ein, daß sie unter ihnen vor Kälte geklappert hätten. Dennoch stand die gute Laune mit auf und hatte sich lange den Schlaf aus den Augen gerieben, als man beim Frühstück saß.

„Und nun,“ sagte Frau Clara munter, „auf zu Lüders. Erst müssen wir für unsere jungen Damen Ballkleider haben.“

„Ich muß zum Waffengötz und meine Uniform anprobieren.“

„Ich muß meine Visite machen,“ sagte Urban.

„Sie wären überhaupt zu dieser Anprobe gar nicht mitgenommen worden,“ bemerkte der Professor, von dem seine Frau nicht ganz mit Unrecht behauptete, daß die Großstadtluft ihn sofort ein wenig frivol mache.

„Wißt Ihr,“ fuhr er jetzt fort, „wir bringen die Damen hin, setzen uns dann zu Kranzler ans Fenster, warten bis sie zurückkommen, was natürlich sehr lange dauern wird, und machen einen gemeinsamen Bummel.“

Der Vorschlag wurde angenommen, und man machte sich reisefertig. Vor der Thür gab Hanna dem Kandidaten herzlich die Hand.

„Viel, viel Glück, Herr Urban. Und bitte, nehmen Sie eine Droschke. Die Herbarien sind schwer, und Überschuhe haben Sie auch nicht an.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte er, die schmalen Finger festhaltend. „Und vergessen Sie nicht, um ein Uhr an der Nationalgalerie zu sein. Ich werde am Eingang auf Sie warten.“

Ein heißes Rot stieg bis unter die kleine, tief in die Stirne gedrückte Pelzmütze. Sie hatten mit keinem Worte daran gerührt, und doch sagte ihr das Herz, daß er nicht allein auf sie warten würde. Zum Überfluß rief der Rittmeister noch: „Gehen Sie zu Elsner, Herr Kandidat?“

„Ja, nach meinem Besuch bei Professor Windenau.“

„Dann sagen Sie ihm, daß ich ihn bitten lasse, um fünf Uhr im Offiziersverein mit uns zu speisen.“

„Und von mir,“ fügte der Professor eifrig hinzu, „einen schönen Gruß, und ich werde ein Billet für ihn mitbesorgen, in welchem Theater wir auch stranden sollten.“

Dann trennte man sich. Der Kandidat stieg wirklich in eine Droschke, und die andern gingen die Wilhelmstraße hinunter nach den Linden; denn auf die nächsten Wege kam es ihnen natürlich nicht an.

„Sieh nur, Hanna,“ sagte Mieze, den Arm des Waldfräuleins ergreifend.

Da waren die Linden, reifgeschmückt und funkelnd in der Januarsonne, daß es Hanna zum ersten Male schien, als klänge ein Gruß der fernen Heimat an ihr Ohr, und sie das Köpfchen mit stolzer Zuversicht hob.

An der ersten Litfaßsäule wurde Halt gemacht. Schon am Tage vorher war über den Anzeigen der verschiedenen Theater ein heftiger Streit entbrannt. Natürlich war es unmöglich, zehn Köpfe unter einen Hut zu bringen. Der Rittmeister hatte bestimmt erklärt, er ginge in den Cirkus Renz. Sein Bruder warf ihm sofort vor, daß er noch nie einen Junker gesehen habe, dessen Interessen sich über Springpferde und Clowns erhoben hätten, weshalb wohl auch die einzig leserlichen Kunstkritiken der Kreuzzeitung den Bildungsstempel in der Karlsstraße beträfen.

„Das Springpferd Mayqueen soll acht Fuß mit Eleganz nehmen, lieber Franz. Es freut mich, wenn Deine Interessen höher gehen,“ war die ruhige Erwiderung gewesen.

Der Professor selbst schwankte noch zwischen der Urania und den Reichshallen. Und Hanna, die von beidem ungefähr gleich viel verstand, war dennoch fest entschlossen, sich ihm anzuschließen, aus — nun, aus gewissen, vollwichtigen Gründen. Frau Lina besann sich zur rechten Zeit auf ihre Bildung und erklärte es für die erste Menschenpflicht, die Cavalleria zu hören, während Georg nur nach einem langen Blick auf Mieze seine heimliche Neigung für Francillon und das Residenztheater besiegte.

Kurz, Einigkeit zu erzielen war ein Unding, und nachdem schon mehrere Vorübergehende an der lebhaft gestikulierenden Gruppe stehen geblieben waren, und ein Auflauf zu entstehen drohte, da bekanntlich jeder Berliner Pflastertreter anhält, wenn er seinen Vordermann Halt machen sieht, so erklärte ein Schutzmann höflich aber entschieden, die Herrschaften möchten sich an die verschiedenen Litfaßsäulen verteilen, es stünden allein unter den Linden soviel, daß jeder zwei für sich in Beschlag nehmen dürfe.

Entrüstet über diese Beschränkung der persönlichen Freiheit beschloß man Fortsetzung der Debatte bei Kranzler. Wenn man bedenkt, daß unsere Hinterwäldler am liebsten Barnay, little Tich, die Jenny Groß und ihre Diamanten, die Sucher, das Springpferd Mayqueen und die Sorma zusammengesehen hätten, so muß man gestehen, daß die Lösung des gordischen Knotens viel zu einfach ist, um seit Jahrhunderten in allen Geschichtsbüchern zu paradieren.

Doch da war Lüders. Der Anblick dieser Schaufenster ließ alles vergessen. Endlich gingen die Herren, und die Damen konnten ungestört ihre Begeisterung ausströmen lassen. Diesmal mußte Tante Clara vorangehen, und als man die teppichbelegten Stufen

zu den oberen Sälen erstieg, faßten Hanna und Mieze sich plötzlich bei den Händen und tauschten einen festen Druck aus. Es ging ihnen eine Ahnung von der ungeheuren Wichtigkeit der Begebenheit auf.

Die liebenswürdige Dame in dem tadellos sitzenden schwarzen Kleide führte sie indessen in die Abteilung der Balltoiletten, die mit ihren frischen Farben und duftigen Stoffen wie ein Frühlingstag wirkte. Die Wahl war schwer. Immer wieder tönte Miezes begeistertes: „nein, Tante Clara, dies ist zu himmlisch!" bis sie sich für ein zartblaues Seidenkleid mit gleichfarbiger Gaze entschied. Als sie dann im Ankleidezimmer vor dem großen Spiegel stand, wäre sie vor Entzücken ihrer Mutter beinahe um den Hals geflogen. Die Direktrice hielt sie noch rechtzeitig zurück. Solche Kraftäußerungen gestattete die duftige Toilette nicht. „Es ist nur schrecklich eng," meinte sie, die etwas gequälte Taille betrachtend.

„Und es geht nicht weiter zu machen. Die Nähte würden zu sehen sein. Meinen gnädiges Fräulein nicht, es ertragen zu können?"

Was ertrüge nicht weibliche Eitelkeit?

„Aber ich werde rot werden."

„So pudern Sie sich."

Die Platanger sahen sich an, schwiegen aber still.

Indes stand vor dem zweiten Spiegel schweigend eine schlanke Gestalt, deren Taille offenbar nicht zu eng war, nach der Leichtigkeit zu urteilen, mit der eine der Damen sie eben geschlossen hatte. Frau Clara beobachtete lächelnd, wie Röte und Blässe auf dem Gesicht des jungen Mädchens wechselte, während die Frau Oberförster sich überrascht gestand, daß sie es ihrer Hanna nie zugetraut hätte, so bildhübsch auszusehen. Hanna war gleich beim ersten Rundgange vor einem Kleide aus weißem Krepp de Chine stehen geblieben, in dessen Saum grüne Farnblätter eingestickt waren. Eine breite Schärpe von weichem, grünem Seidenstoff, die gürtelartig um die Taille geschlungen war, vervollständigte den geschmackvollen Anzug. „Das möchte ich haben, Mutterchen — wenn ich darf," fügte sie zögernd hinzu.

„Gewiß darfst Du, Kind. Vater läßt Dir freie Wahl."

Nun stand sie und sah schüchtern auf die bloßen Arme und den freien Hals, der gerade wie ihr Gesichtchen einen warmen Hauch zeigte, als hätte sich die Sonne auf der weichen Haut sattgeküßt. Und wie oft hatte sie das gethan, an heißen Sommertagen, wenn das Waldfräulein mit einem Jubelruf die Wellen des verschwiegenen Sees über sich zusammenschlagen ließ! — Zufrieden schlüpften die Mädchen wieder in ihre warmen Tuchjacken.

„Hat es denn solche Eile, Hanna?"

„Ja, Mama, Urban wollte an der Nationalgalerie auf mich warten."

„Georg und ich wollen ja mitkommen."

„Aber flink, Mieze."

„Ach," machte diese enttäuscht, als sie in Begleitung ihres Vetters unter den Säulengang der Nationalgalerie bogen, „da steht ja auch Elsner."

„Magst Du den nicht leiden, Mieze?" fragte Georg.

Sie errötete. Wir werden nicht gerne von den Zeugen unserer Thorheiten an diese selbst erinnert; aber sie dachte daran, wie taktvoll sich Elsner in der heiklen Briefgeschichte benommen hatte und sagte ehrlich: „Ja, ich mag ihn ganz gerne. Und Du, Hanna?"

Aber da kamen die Wartenden ihnen entgegen, und das Waldfräulein ward der Antwort überhoben. Nicht nur der Antwort, des Sprechens überhaupt. Dafür war ja Georg da mit seiner fröhlichen Laune und den hundert Fragen, die er Elsner vorlegte. Der antwortete auch ganz freundlich, und dann reichte er Hanna die Hand. Sie legte die schlanken Finger hinein und hob die Augen zu seinen Brillengläsern. Da sah sie ein so liebes, glückliches Lächeln um seinen Mund, und plötzlich blendete sie der helle Wintersonnenschein, daß sie nichts mehr erkennen konnte, und die ehrwürdigen Säulen der Arkaden vor ihren Augen anfingen, eine sehr wenig klassische Schiffsjungenpolka zu tanzen.

Jemand bot ihr den Arm, und sie legte mechanisch den ihrigen hinein. Erst im Vestibül sah sie, daß es der treue Urban war, der sie führte, und wie aus einem Traum erwachend, fragte sie ihn nach den Erfolgen seines Besuches bei Professor Windenau. Der arme Urban! Er hatte ein ganz wunderliches Gesicht gezogen, wie die beiden sich die Hände gaben. Es war ja doch die schönste und liebste von allen Torten, die das Leben an ihm vorübertrug, und trotz aller Entsagungsfreudigkeit konnte er es doch nicht hindern, daß ihm der Mund ein wenig wässerig wurde.

Aber nur einen Augenblick. Dann erzählte er ihnen von der Herzlichkeit, mit der der berühmte Professor ihn empfangen habe. Leider sei seine Zeit sehr beschränkt gewesen; er habe ihn aber zu morgen zu einem Löffel Suppe eingeladen, um das Nähere mit ihm zu besprechen. Das arme Stiefkind merkte gar nicht, wie schon dieses erste Liebeslächeln des Glückes ihn verändert hatte, wie er sich freier trug, sicherer einherschritt und ruhig seine Meinung abgab. Die anderen beiden aber sahen es, und in einem schönen Lächeln selbstloser Nächstenliebe trafen sich zum ersten Male Hannas und Elsners Augen.

Mieze und Georg hatten sich in die Corneliussäle zurückgezogen, weniger aus gereiftem Kunstinteresse, als gelockt durch die Leere dieser klassischen Räume, wo sie ein ungestörtes, lustiges Plauderstündchen erhofften. Hanna saß mit ihren beiden Begleitern eine Treppe höher vor dem großen Makartschen Gemälde. Die vielen violetten Gewänder, die um die junge Königin von Cypern wogten, thaten ihren Augen weh, und ermüdet schloß sie dieselben für eine Sekunde. Elsner blickte lächelnd den Freund an, als Hanna plötzlich aufsah, gerade hinein in eine der Meyerheimschen köstlich frischen Fresken. Es war die erste. Von der lieblichen Kindergestalt des schlafenden Lenzes wird der Schleier gezogen und niedliche Genien kehren unter Vogelgesang den Schnee fort.

Das Waldfräulein war sofort aufgesprungen und ging nun von einer der Schöpfungen zur anderen, ein glückliches Lächeln um den Mund und

einen Freudenstrahl in den reinen, grauen Augen. Wie sie bei dem Wintermärchen angelangt war, das der kleine Gnom beim Scheine seines Grubenlichtchens dem verschneiten Uhu erzählt, kehrte sie sich wieder zu ihnen.

„Aber das ist ja das Allerschönste."

„Geschmacksache. Daß es für Sie das Allerschönste sein würde, Waldfräulein, das habe ich Ihnen ja schon im Sommer an Ihrer Falterkneipe gesagt."

„Und hier, das entzückende Herbstbild. Wie derb der kleine Bengel an dem Baum schüttelt, daß die gelben Blätter nur so zur Erde fliegen, während die Märchenhexe den Altweibersommer von Busch zu Busch zieht —"

Sie hielt erschrocken inne. Plötzlich stand vor dem geistigen Auge die heimische Halde im reichen Schmuck des Spätsommers. Leise schüttelten die schlanken Birkenarme Goldblätter auf den regungslosen Seespiegel, flüsternd neigte sich das Schilf zu einander; aus der Waldferne klang das Hämmern des Spechtes, und geschäftig zogen sich die silbernen Herbstfäden um zwei Menschenkinder, die lautlos dem matter werdenden Herzschlag der Natur lauschten. Damals hatte das Waldfräulein mit dem letzten noch unbewußten Trotz des Mädchenstolzes die schwachen Fäden zerrissen; heute spannten sie sich unsichtbar und unlöslich um die beiden, die sich da gegenüberstanden, Aug' in Auge, selbstverloren und selbstvergessen.

Urban war zur Seite getreten. So mag der Gärtner fühlen, der den Fleiß seines Lebens an eine edle Pflanze gesetzt hat und zusehen muß, wie ein anderer den Stock in seinen Garten pflanzt, eben da der erste, verheißungsvolle Farbenschein durch die bisher fest verschlossene Knospenhülle dringt. —

Das war eine fröhliche Mittagstafel. Lauter angeregte, heitere Gesichter, auf allen Lippen ein Scherz, ein Wort der Liebe. Elsner saß zwischen dem Professor und seiner Frau, und beide behandelten ihn, als ob er wirklich ihr Sohn wäre; Frau Clara mit der ganzen Zärtlichkeit mütterlicher Freundschaft, die in diesem Fall noch einen gewissen neckischen Übermut hatte, Onkel Franz mit väterlicher Herablassung, wie sie eine so alte, verdiente Leuchte der Wissenschaft einem jungen Streber wohl zu teil werden lassen kann, ohne der eigenen Würde zu nahe zu treten.

„Ihr Briefwechsel mit meiner Frau war ja sehr lebhaft, lieber Elsner."

Die beiden sahen sich an und lachten.

„Er hatte etwas vergessen, Franz."

„Hoffentlich hast Du es ihm mitgebracht?"

„Ich habe das meinige gethan."

Sie stießen zusammen an.

„Haben Sie eigentlich die Ballkarten hier, lieber Elsner?" fragte der Rittmeister.

„Ich werde Sie Ihnen nachher geben. Morgen bin ich leider tagüber so beschäftigt, daß ich die Herrschaften wohl erst abends auf dem Balle selbst zu sehen bekommen werde."

„Wann geht man hin?"

„Der Hof erscheint um neun."

„Wir also eine halbe Stunde früher."

„Sie kommen doch natürlich mit, Urban?"

„Ich wollte nicht. Aber Professor Windenau meinte, es könnte gar nicht besser passen, verschiedene Professoren, denen er mich gerne vorstellen möchte, würden da sein. So werde ich also hingehen müssen, wenn ich mir ein Billet besorgen kann."

„Das ruht schon, auf Ihren Namen lautend, in der Brusttasche meines Überziehers. Das Gegenteil war also ganz ausgeschlossen."

Oberförsters machten noch immer sehr zweifelnde Gesichter, wenn der Professor sich in irgend einer Verbindung mit einer wissenschaftlichen Größe erwähnte, der Professor aber rief interessiert aus:

„Windenau kommt auch? Da werde ich nach langem Wandeln in geistiger Wüste wieder einmal die Alpenluft der Wissenschaft einatmen, Clara."

Fürchtete seine Frau den Absturz von diesen stolzen Höhen? Sie sah ängstlich zu Elsner, der Rittmeister aber, der seinem Bruder die „geistige Wüste" weiter nicht übel nahm, hob sein Glas und sagte: „Wo Du auf Deinem eigenen Felde ackerst, rede ich nicht drein. Ein Hoch der Leuchte von Platangen!"

Man war beim Nachtisch angelangt. Mieze und Baumann hatten schon einen ganzen Berg Krachmandelschalen vor sich liegen; sie wollten durchaus noch ein Vielliebchen finden. In dem hübschen Raum, den die Gesellschaft für sich allein hatte, waren die Vorhänge geschlossen, das Glühlicht fiel aus den farbigen Blütenkelchen gedämpft auf die Tafel, und aller hatte sich die leicht träumerische Stimmung bemächtigt, die die natürliche Folge eines guten Mittagessens ist.

„Werden wir auch nicht den Cirkus versäumen?" fragte der Oberförster.

„Ja, das Theater," riefen alle, sich erhebend.

„Aber erst die Billette."

Elsner entnahm der Tasche seines Überziehers ein Päckchen und verteilte die Karten dem Namen nach an die Anwesenden.

„Nummer fünfzehnhundertsiebenundachtzig," sagte die Frau Oberförster staunend.

„Hm, das kann heiß werden."

„Und weiter keine Bedingung?"

„Für die Damen nur eine einzige Bitte, drehen Sie das Blatt einmal um, Herr Rittmeister."

Brüning wendete die gelbe Eintrittskarte seiner Frau, die auf der seinigen lag, langsam um. Gespannt blickte ihm Frau Lina über die Schulter.

„Die Damen erscheinen im Ballkleide. Hohe schwarze Kleider sind nicht gestattet," las er.

Ein Schmerzensschrei ertönte hinter ihm. Ohnmächtig sank seine Frau in Georg Baumanns rechtzeitig geöffnete Arme.

XVII.

Das war ein Donnerschlag aus heiterem Himmel. Wenn man fern von Osten her zu einem Balle nach der Reichshauptstadt gereist ist und am Vorabend desselben erfährt, daß man ihn nicht mitmachen kann, seines Kleides wegen, eines echten, schwarzen Samtkleides, das die Bewunderung und

den Neid der vereinigten Gaue Natangen und Galinden erregt hat, so ist eine Ohnmacht jedenfalls die beste Ausflucht. Nur daß man auch aus der tiefsten Bewußtlosigkeit wieder erwachen muß, dank verzehnfachter Bemühungen sogar ziemlich schnell — und dann dem Nichts gegenübersteht.

Denn vor Frau Lina lag ein gähnender Abgrund. Zwar fuhr sie noch vor der Oper mit ihrer Schwägerin ein halbes Dutzend Konfektionsgeschäfte ab, weshalb sie erst nach dem Lilienliebe in die Cavalleria kam, nach dem berühmten Lilienliebe, das jeder Mensch kennt; aber niemand konnte helfen. Kleider genug in allen Regenbogenfarben. Aber wenn schon bei Mieze die Nähte gekracht hatten, so konnte sie nur jeden Versuch aufgeben. Dazu waren die heimischen Gänsebrüste doch immer zu vorzüglich gewesen.

Geknickt setzte sie sich wieder in die Droschke. „Was thun, Clara?"

„Vor allem Dich nicht so aufregen. Ich kenne noch von früher eine Modistin in der Leipziger Straße. Allerdings sehr teuer —"

„Du weißt, daß ich ein Königreich für eine passende Toilette gebe."

Platangen war allerdings kein Königreich. Dennoch war es zweifelhaft, ob der Rittmeister mit dem Ausspruch seiner Frau einverstanden gewesen wäre.

„Ein neues Kleid wird Dir Madame Dupong allerdings auch nicht mehr machen können —"

„Aber?"

„Eine neue Taille."

„Ja, aber was kann mir das helfen?"

„Eine neue niedrige Taille, verstehe mich recht. Nur hohe schwarze Kleider sind verboten."

„Ein ausgeschnittenes Kleid? Ich, die Mutter zweier heiratsfähiger Kinder? Unmöglich!"

„Es sind noch ganz andere Dinge möglich. Wozu giebt es denn Ballumnahmen? Sei ganz ruhig, das besprechen und besorgen wir morgen früh. So, hier sind wir am Opernhause. Vergiß Deine Sorgen."

Ohne Sorgen, wenn in der kleinen Oper, die der Cavalleria folgte, eine der Chordamen in einem schwarzen Samtkleide erschien, das einen Ausschnitt hatte —! Frau Lina schloß die Augen. Es war der größte Erfolg der umfangreichen Dame im Chor, wenn sie auch nicht darum wußte; denn ihr holdes Bild — Bruststück — verfolgte Frau Lina noch in ihre Träume.

Sie nahm auch nicht teil an der heiteren Zusammenkunft im Café, zu der sich die anderen, wie alle Provinzialen, die nach Berlin kommen, noch vereinigten, und am nächsten Morgen bestieg sie mit ihrer Schwägerin von neuem eine Droschke, um ihre Irrfahrten fortzusetzen.

Die anderen zerstreuten sich. Hanna und Mieze blieben für einige Stunden der Obhut Baumanns anvertraut.

„Famos. Was fangen wir nun an?"

„Wir gehen irgend wohin."

„Sehr richtig, Mieze. Aber wohin?"

Die Kleine verfolgte einen bestimmten Plan, näherte sich ihm aber auf Umwegen, nach Frauenart.

„Nur nicht Bilder besehen, Georg."

„Ganz Deiner Meinung. Fürchtete gestern schon die Genickstarre."

„In den Zoologischen?"

„Ist im Winter nicht viel los. Aber wenn Du willst —"

„Es ist mir eigentlich gleich," log die kleine Heuchlerin; „aber Hannas wegen —"

Die hatte gar nicht zugehört. Sie hatte so wunderbar geträumt in der Nacht. Sie hatte in der Strickschaukel gesessen und war hinaufgeflogen in die blühenden Kastanien. Unten, in den Fliederbüschen, sang die Nachtigall, so süß und sehnend, wie sie sie noch nie gehört hatte. Und die Schaukel hatte sie höher und höher getragen, den Sternen zu, an denen sie befestigt zu sein schien, und immer leiser, immer sehnender war das Nachtigallied zu ihr gedrungen. Da, im stärksten Schwunge, rissen auf einmal die Stricke. Sie flog durch den leuchtenden Weltraum, hinein in zwei Arme, die sich nach ihr ausstreckten, und erwachte. Aber das süße Lied lag ihr noch im Ohr, und eine fremde Sehnsucht nach dem Gefühl sicheren Geborgenseins, das sie an jener Brust gefunden.

„Was meinen Sie?" fragte sie jetzt aufschreckend.

„Ob Sie einverstanden sind, wenn wir in den Zoologischen Garten gehen."

Natürlich war sie dabei. Und so machte man sich auf den Weg.

Zunächst kaufte er für seine Damen zwei niedliche Sträuße.

„Denn die Viecher riechen, Mieze, besonders in den Winterwohnungen."

„Bah, für uns Landkinder wird es ja wohl erträglich sein," meinte die, das Näschen in die Blumen steckend.

Georg sah ganz stolz auf sie nieder. Ein Prachtmädel, frisch und kernig, gerade so, wie er sich seine Frau wünschte, ohne Überspanntheit.

So kam man plaudernd und lachend bei den Tieren an und ging von Haus zu Haus. Aber das Waldfräulein brachte den Gefangenen nur Mitleid entgegen. Der Freiheit beraubt sein, schien ihr schlimmer als der Tod, und sie atmete auf, als sie in der Restauration beim Frühstück saßen.

Mieze schien noch nicht ganz befriedigt zu sein.

„Georg," sagte sie plötzlich, „sind keine Marabus hier?"

„Wie kommst Du darauf?"

Sie wurde sehr verlegen. „Ich — ich möchte so gern einen sehen."

Natürlich machte sich Baumann auf die Suche und entdeckte mit Hilfe des Wärters die indischen Philosophen.

Lange und nachdenklich stand Mieze vor den beiden schwermütigen Gesellen. Sie hatten ein Bein hochgezogen, den Hals zwischen die Schulterblätter gebogen, den Schnabel gesenkt und die bläulichen, welken Augenlider geschlossen. Bilder geduldiger Entsagung und Weltverachtung. Schön waren sie nicht, niemand konnte das behaupten. Er hatte ihr also nicht einmal geschmeichelt, jener falsche Bogumil, dessentwegen sie nun eine Vergangenheit hatte.

„Mieze, was machst Du denn für ein merkwürdiges Gesicht? Haben es Dir diese weisen Vögel etwa angethan?“

„Wir wollen fortgehen,“ sagte sie leise.

Als sie dann aber seinen Arm nahm und hinaustrat in den klaren Wintersonnenschein, that sie heimlich ein Gelübde. „Er soll alles erfahren — wenn er mein Mann sein wird!“ —

Indessen standen die beiden Damen vor Frau Dupong. Es war für Berlin noch früh am Tage und durfte Frau Lina daher nicht wunder nehmen, daß sie ziemlich lange antichambrieren mußten, ehe Madame erschien. Die Thüren zum Atelier waren fest geschlossen, und in dem eleganten Wartezimmer lagen Stoffproben, Besätze und ganze Stöße Pariser und Wiener Modebilder. Als sich die Thür öffnete, zitterte Frau Lina. Nun kam die Entscheidung.

Madame nahte sich den Damen, ein zurückhaltendes Lächeln in dem vollen Gesicht. Sie hatte offenbar noch nicht Toilette gemacht. Die kunstvolle Frisur war von gestern und zeigte Federspuren, der türkische Morgenrock mit der langen Schleppe war nicht ganz sauber, konnte der üppigen Wienerin in seiner schlappen Weiche auch nicht genügenden Halt geben, da jenes Fischbeingestell, das nach der Meinung unwissender Philosophen den Fluch des weiblichen Geschlechtes bildet, von ihr noch nicht angelegt war.

Frau Lina, die nur die eleganten Direktricen der großen Geschäfte kannte, war ein wenig enttäuscht und überließ es ihrer Schwägerin, den Fall und seine Bedeutung klar zu legen.

„Bis heute abend?“ Madame ließ zerstreut ein rosaseidenes Centimetermaß durch ihre vollen, reichberingten Hände gleiten. „Bitte, folgen Sie mir,“ sagte sie dann, auf ihren absatzlosen, mit niedergetretenem Schwanenpelz besetzten Pantoffeln geräuschlos voranschreitend.

Die Flügelthüren öffneten sich. Man sah einen großen Raum mit Oberlicht, in dem eine Anzahl fertiger Toiletten standen. Durch halbverschleierte Glasthüren erblickte man in Nebenräumen heftig stichelnde Damen.

„Hier —“ Madame Dupong ging an einer Reihe von Feengewändern mit Hofschleppen vorüber — „hier sind Roben, die ebenfalls zu heute abend bestimmt sind.“

Frau Lina erblickte in einiger Entfernung ein schwarzes Samtkleid, reich mit Metallstickerei verziert.

„Und das da?“

„Das schwarze Kostüm? Es gehört der Herzogin D. Sie wird es auf einem Jagddiner tragen, an dem Majestät teilnimmt.“ Der türkische Schlafrock und die niedergetretenen Pantoffeln tauchten sich plötzlich in Glorienschein.

„Wie ist die dazu gehörige Taille?“

„Gnädige Frau sehen sie ja.“

Frau Brüning trat näher. Richtig, was sie bisher für eine Art Gürtel gehalten, stellte das Leibchen vor; schmale, schwarze Samtbänder vereinigten Achsel und Ärmel in ihrer Unscheinbarkeit.

„Nimmermehr, Clara, lieber sterben,“ flüsterte sie ihrer Schwägerin zu.

„Wir haben die alte Taille gleich mitgebracht. Vielleicht ist sie mit einigen Änderungen zu verwenden.“

Madame drückte auf einen Knopf. Eine allerliebste, peinlich saubere Zofe trat ein und brachte den Karton. Madame ließ ihn öffnen und entnahm ihm das Wunder des Pregelgeländes, die schwarze Samttaille.

„Unmöglich,“ erklärte sie nach flüchtiger Besichtigung. „Geradezu bäuerisch. An solche Arbeit darf in meinem Atelier nicht Hand gelegt werden.“

Frau Lina setzte sich erschöpft auf einen Stuhl.

„Aber es wird sich doch machen lassen, wenn gnädige Frau damit einverstanden sind, bis acht Uhr zu warten.“

Sie klingelte zweimal, und zwei junge Damen erschienen, die eine mit einem Maß, die andere mit einem Notizbuch.

„Maßnehmen,“ befahl die Allgewaltige. Und, sich an die zitternde Klientin wendend: „Ganz oder halb dekolletiert?“ Ihr Finger umkreiste bei dem ersten Wort den Äquator, bei dem zweiten den Wendekreis des Krebses von Frau Linas rundlicher Büste.

„Ein Viertel,“ stöhnte diese.

Ein mitleidiges Lächeln war die Antwort.

„Ärmel?“ fragte das junge Mädchen.

„Halblang,“ bat die Gequälte.

„An Ärmel ist bei der Kürze der Zeit gar nicht zu denken, Achselbänder,“ entschied Madame Dupong. Und mit der liebenswürdigen Versicherung, daß Taille und Rechnung pünktlich im Hotel sein würden, verabschiedete sie die Bittsteller.

„Und nun zu Heese,“ sagte Frau Lina, „die längste Ballumnahme suchen, die in Berlin zu finden ist.“

XVIII.

In langer Reihe hielten die Wagen vor den Portalen des Opernhauses. Rasch fielen die Hüllen in den sehr unzureichenden Garderoben und in einem endlosen Zuge ergoß sich der Strom der Gäste in den herrlichen Raum. Wer ihn zum ersten Male sah in seiner veränderten Gestalt, der konnte wohl glauben in ein Märchenland versetzt zu sein, einen Traum aus Tausend und eine Nacht zu träumen unter diesem blendenden Licht, in der Mitte dieser wunderbaren, tropischen Blumenpracht. Das Parkett war überdeckt, die Bühne, mit heiteren Coulissen geschlossen, verlängerte den stattlichen Raum fast um das Doppelte. Da, wo sie sich an den Zuschauerraum anschloß, stiegen in Grotten voll bläulichen Lichtes Springbrunnen in die Höhe und fielen mit melodischem Plätschern in die Marmorbecken zurück, zu deren kühlender Flut farbenfrohe Gloxinien die Samtkelche neigten. Und dieser ganze, weite Saal gefüllt mit einer wogenden Menschenmenge! All diese Lichtstrahlen flimmernd in den Edelsteinen der Damen, den Orden der Herren, zurückgeworfen aus den strahlenden Augen, glühend in dem weichen Faltenwurf der schweren, prächtigen Stoffe!

Wenn es eine dunkle Ecke in diesem Lichtmeer gegeben hätte, unsere Provinzler hätten sich vielleicht doch in sie zurückgezogen; aber daran war nicht zu denken, auch nicht an das sprichwörtliche Mauseloch.

den Neid der vereinigten Gaue Natangen und Galinden erregt hat, so ist eine Ohnmacht jedenfalls die beste Ausflucht. Nur daß man auch aus der tiefsten Bewußtlosigkeit wieder erwachen muß, dank verzehnfachter Bemühungen sogar ziemlich schnell — und dann dem Nichts gegenübersteht.

Denn vor Frau Lina lag ein gähnender Abgrund. Zwar fuhr sie noch vor der Oper mit ihrer Schwägerin ein halbes Dutzend Konfektionsgeschäfte ab, weshalb sie erst nach dem Lilienliede in die Cavalleria kam, nach dem berühmten Lilienliede, das jeder Mensch kennt; aber niemand konnte helfen. Kleider genug in allen Regenbogenfarben. Aber wenn schon bei Mieze die Nähte gekracht hatten, so konnte sie nur jeden Versuch aufgeben. Dazu waren die heimischen Gänsebrüste doch immer zu vorzüglich gewesen.

Geknickt setzte sie sich wieder in die Droschke. „Was thun, Clara?"

„Vor allem Dich nicht so aufregen. Ich kenne noch von früher eine Modistin in der Leipziger Straße. Allerdings sehr teuer —"

„Du weißt, daß ich ein Königreich für eine passende Toilette gebe."

Platangen war allerdings kein Königreich. Dennoch war es zweifelhaft, ob der Rittmeister mit dem Ausspruch seiner Frau einverstanden gewesen wäre.

„Ein neues Kleid wird Dir Madame Dupong allerdings auch nicht mehr machen können —"

„Aber?"

„Eine neue Taille."

„Ja, aber was kann mir das helfen?"

„Eine neue niedrige Taille, verstehe mich recht. Nur hohe schwarze Kleider sind verboten."

„Ein ausgeschnittenes Kleid? Ich, die Mutter zweier heiratsfähiger Kinder? Unmöglich!"

„Es sind noch ganz andere Dinge möglich. Wozu giebt es denn Ballumnahmen? Sei ganz ruhig, das besprechen und besorgen wir morgen früh. So, hier sind wir am Opernhause. Vergiß Deine Sorgen."

Ohne Sorgen, wenn in der kleinen Oper, die der Cavalleria folgte, eine der Chordamen in einem schwarzen Samtkleide erschien, das einen Ausschnitt hatte —! Frau Lina schloß die Augen. Es war der größte Erfolg der umfangreichen Dame im Chor, wenn sie auch nicht darum wußte; denn ihr holdes Bild — Bruststück — verfolgte Frau Lina noch in ihre Träume.

Sie nahm auch nicht teil an der heiteren Zusammenkunft im Café, zu der sich die anderen, wie alle Provinzialen, die nach Berlin kommen, noch vereinigten, und am nächsten Morgen bestieg sie mit ihrer Schwägerin von neuem eine Droschke, um ihre Irrfahrten fortzusetzen.

Die anderen zerstreuten sich. Hanna und Mieze blieben für einige Stunden der Obhut Baumanns anvertraut.

„Famos. Was fangen wir nun an?"

„Wir gehen irgend wohin."

„Sehr richtig, Mieze. Aber wohin?"

Die Kleine verfolgte einen bestimmten Plan, näherte sich ihm aber auf Umwegen, nach Frauenart.

„Nur nicht Bilder besehen, Georg."

„Ganz Deiner Meinung. Fürchtete gestern schon die Genickstarre."

„In den Zoologischen?"

„Ist im Winter nicht viel los. Aber wenn Du willst —"

„Es ist mir eigentlich gleich," log die kleine Heuchlerin; „aber Hannas wegen —"

Die hatte gar nicht zugehört. Sie hatte so wunderbar geträumt in der Nacht. Sie hatte in der Strickschaukel gesessen und war hinaufgeflogen in die blühenden Kastanien. Unten, in den Fliederbüschen, sang die Nachtigall, so süß und sehnend, wie sie sie noch nie gehört hatte. Und die Schaukel hatte sie höher und höher getragen, den Sternen zu, an denen sie befestigt zu sein schien, und immer leiser, immer sehnender war das Nachtigallied zu ihr gedrungen. Da, im stärksten Schwunge, rissen auf einmal die Stricke. Sie flog durch den leuchtenden Weltraum, hinein in zwei Arme, die sich nach ihr ausstreckten, und erwachte. Aber das süße Lied lag ihr noch im Ohr, und eine fremde Sehnsucht nach dem Gefühl sicheren Geborgenseins, das sie an jener Brust gefunden.

„Was meinen Sie?" fragte sie jetzt aufschreckend.

„Ob Sie einverstanden sind, wenn wir in den Zoologischen Garten gehen."

Natürlich war sie dabei. Und so machte man sich auf den Weg.

Zunächst kaufte er für seine Damen zwei niedliche Sträuße.

„Denn die Viecher riechen, Mieze, besonders in den Winterwohnungen."

„Bah, für uns Landkinder wird es ja wohl erträglich sein," meinte die, das Näschen in die Blumen steckend.

Georg sah ganz stolz auf sie nieder. Ein Prachtmädel, frisch und kernig, gerade so, wie er sich seine Frau wünschte, ohne Überspanntheit.

So kam man plaudernd und lachend bei den Tieren an und ging von Haus zu Haus. Aber das Waldfräulein brachte den Gefangenen nur Mitleid entgegen. Der Freiheit beraubt sein, schien ihr schlimmer als der Tod, und sie atmete auf, als sie in der Restauration beim Frühstück saßen.

Mieze schien noch nicht ganz befriedigt zu sein.

„Georg," sagte sie plötzlich, „sind keine Marabus hier?"

„Wie kommst Du darauf?"

Sie wurde sehr verlegen. „Ich — ich möchte so gern einen sehen."

Natürlich machte sich Baumann auf die Suche und entdeckte mit Hilfe des Wärters die indischen Philosophen.

Lange und nachdenklich stand Mieze vor den beiden schwermütigen Gesellen. Sie hatten ein Bein hochgezogen, den Hals zwischen die Schulterblätter gebogen, den Schnabel gesenkt und die bläulichen, welken Augenlider geschlossen. Bilder geduldiger Entsagung und Weltverachtung. Schön waren sie nicht, niemand konnte das behaupten. Er hatte ihr also nicht einmal geschmeichelt, jener falsche Bogumil, dessentwegen sie nun eine Vergangenheit hatte.

„Mieze, was machst Du denn für ein merkwürdiges Gesicht? Haben es Dir diese weisen Vögel etwa angethan?"

„Wir wollen fortgehen," sagte sie leise.

Als sie dann aber seinen Arm nahm und hinaustrat in den klaren Wintersonnenschein, that sie heimlich ein Gelübde. „Er soll alles erfahren — wenn er mein Mann sein wird!" —

Indessen standen die beiden Damen vor Frau Dupong. Es war für Berlin noch früh am Tage und durfte Frau Lina daher nicht wunder nehmen, daß sie ziemlich lange antichambrieren mußten, ehe Madame erschien. Die Thüren zum Atelier waren fest geschlossen, und in dem eleganten Wartezimmer lagen Stoffproben, Besätze und ganze Stöße Pariser und Wiener Modebilder. Als sich die Thür öffnete, zitterte Frau Lina. Nun kam die Entscheidung.

Madame nahte sich den Damen, ein zurückhaltendes Lächeln in dem vollen Gesicht. Sie hatte offenbar noch nicht Toilette gemacht. Die kunstvolle Frisur war von gestern und zeigte Federspuren, der türkische Morgenrock mit der langen Schleppe war nicht ganz sauber, konnte der üppigen Wienerin in seiner schlappen Weiche auch nicht genügenden Halt geben, da jenes Fischbeingestell, das nach der Meinung unwissender Philosophen den Fluch des weiblichen Geschlechtes bildet, von ihr noch nicht angelegt war.

Frau Lina, die nur die eleganten Direktricen der großen Geschäfte kannte, war ein wenig enttäuscht und überließ es ihrer Schwägerin, den Fall und seine Bedeutung klar zu legen.

„Bis heute abend?" Madame ließ zerstreut ein rosaseidenes Centimetermaß durch ihre vollen, reichberingten Hände gleiten. „Bitte, folgen Sie mir," sagte sie dann, auf ihren absatzlosen, mit niedergetretenem Schwanenpelz besetzten Pantoffeln geräuschlos voranschreitend.

Die Flügelthüren öffneten sich. Man sah einen großen Raum mit Oberlicht, in dem eine Anzahl fertiger Toiletten standen. Durch halbverschleierte Glasthüren erblickte man in Nebenräumen heftig stichelnde Damen.

„Hier —" Madame Dupong ging an einer Reihe von Feengewändern mit Hofschleppen vorüber — „hier sind Roben, die ebenfalls zu heute abend bestimmt sind."

Frau Lina erblickte in einiger Entfernung ein schwarzes Samtkleid, reich mit Metallstickerei verziert.

„Und das da?"

„Das schwarze Kostüm? Es gehört der Herzogin D. Sie wird es auf einem Jagddiner tragen, an dem Majestät teilnimmt." Der türkische Schlafrock und die niedergetretenen Pantoffeln tauchten sich plötzlich in Glorienschein.

„Wie ist die dazu gehörige Taille?"

„Gnädige Frau sehen sie ja."

Frau Brüning trat näher. Richtig, was sie bisher für eine Art Gürtel gehalten, stellte das Leibchen vor; schmale, schwarze Samtbänder vereinigten Achsel und Ärmel in ihrer Unscheinbarkeit.

„Nimmermehr, Clara, lieber sterben," flüsterte sie ihrer Schwägerin zu.

„Wir haben die alte Taille gleich mitgebracht. Vielleicht ist sie mit einigen Änderungen zu verwenden."

Madame drückte auf einen Knopf. Eine allerliebste, peinlich saubere Zofe trat ein und brachte den Karton. Madame ließ ihn öffnen und entnahm ihm das Wunder des Pregelgeländes, die schwarze Samttaille.

„Unmöglich," erklärte sie nach flüchtiger Besichtigung. „Geradezu bäuerisch. An solche Arbeit darf in meinem Atelier nicht Hand gelegt werden."

Frau Lina setzte sich erschöpft auf einen Stuhl.

„Aber es wird sich doch machen lassen, wenn gnädige Frau damit einverstanden sind, bis acht Uhr zu warten."

Sie klingelte zweimal, und zwei junge Damen erschienen, die eine mit einem Maß, die andere mit einem Notizbuch.

„Maßnehmen," befahl die Allgewaltige. Und, sich an die zitternde Klientin wendend: „Ganz oder halb dekolletiert?" Ihr Finger umkreiste bei dem ersten Wort den Äquator, bei dem zweiten den Wendekreis des Krebses von Frau Linas rundlicher Büste.

„Ein Viertel," stöhnte diese.

Ein mitleidiges Lächeln war die Antwort.

„Ärmel?" fragte das junge Mädchen.

„Halblang," bat die Gequälte.

„An Ärmel ist bei der Kürze der Zeit gar nicht zu denken, Achselbänder," entschied Madame Dupong. Und mit der liebenswürdigen Versicherung, daß Taille und Rechnung pünktlich im Hotel sein würden, verabschiedete sie die Bittsteller.

„Und nun zu Heese," sagte Frau Lina, „die längste Ballumnahme suchen, die in Berlin zu finden ist."

XVIII.

In langer Reihe hielten die Wagen vor den Portalen des Opernhauses. Rasch fielen die Hüllen in den sehr unzureichenden Garderoben und in einem endlosen Zuge ergoß sich der Strom der Gäste in den herrlichen Raum. Wer ihn zum ersten Male sah in seiner veränderten Gestalt, der konnte wohl glauben in ein Märchenland versetzt zu sein, einen Traum aus Tausend und eine Nacht zu träumen unter diesem blendenden Licht, in der Mitte dieser wunderbaren, tropischen Blumenpracht. Das Parkett war überdeckt, die Bühne, mit heiteren Coulissen geschlossen, verlängerte den stattlichen Raum fast um das Doppelte. Da, wo sie sich an den Zuschauerraum anschloß, stiegen in Grotten voll bläulichen Lichtes Springbrunnen in die Höhe und fielen mit melodischem Plätschern in die Marmorbecken zurück, zu deren kühlender Flut farbenfrohe Gloxinien die Samtkelche neigten. Und dieser ganze, weite Saal gefüllt mit einer wogenden Menschenmenge! All diese Lichtstrahlen flimmernd in den Edelsteinen der Damen, den Orden der Herren, zurückgeworfen aus den strahlenden Augen, glühend in dem weichen Faltenwurf der schweren, prächtigen Stoffe!

Wenn es eine dunkle Ecke in diesem Lichtmeer gegeben hätte, unsere Provinzler hätten sich vielleicht doch in sie zurückgezogen; aber daran war nicht zu denken, auch nicht an das sprichwörtliche Mauseloch.

den Neid der vereinigten Gaue Natangen und Galinden erregt hat, so ist eine Ohnmacht jedenfalls die beste Ausflucht. Nur daß man auch aus der tiefsten Bewußtlosigkeit wieder erwachen muß, dank verzehnfachter Bemühungen sogar ziemlich schnell — und dann dem Nichts gegenübersteht.

Denn vor Frau Lina lag ein gähnender Abgrund. Zwar fuhr sie noch vor der Oper mit ihrer Schwägerin ein halbes Dutzend Konfektionsgeschäfte ab, weshalb sie erst nach dem Lilienliede in die Cavalleria kam, nach dem berühmten Lilienliede, das jeder Mensch kennt; aber niemand konnte helfen. Kleider genug in allen Regenbogenfarben. Aber wenn schon bei Mieze die Nähte gekracht hatten, so konnte sie nur jeden Versuch aufgeben. Dazu waren die heimischen Gänsebrüste doch immer zu vorzüglich gewesen.

Geknickt setzte sie sich wieder in die Droschke. „Was thun, Clara?"

„Vor allem Dich nicht so aufregen. Ich kenne noch von früher eine Modistin in der Leipziger Straße. Allerdings sehr teuer —"

„Du weißt, daß ich ein Königreich für eine passende Toilette gebe."

Platangen war allerdings kein Königreich. Dennoch war es zweifelhaft, ob der Rittmeister mit dem Ausspruch seiner Frau einverstanden gewesen wäre.

„Ein neues Kleid wird Dir Madame Dupong allerdings auch nicht mehr machen können —"

„Aber?"

„Eine neue Taille."

„Ja, aber was kann mir das helfen?"

„Eine neue niedrige Taille, verstehe mich recht. Nur hohe schwarze Kleider sind verboten."

„Ein ausgeschnittenes Kleid? Ich, die Mutter zweier heiratsfähiger Kinder? Unmöglich!"

„Es sind noch ganz andere Dinge möglich. Wozu giebt es denn Ballumnahmen? Sei ganz ruhig, das besprechen und besorgen wir morgen früh. So, hier sind wir am Opernhause. Vergiß Deine Sorgen."

Ohne Sorgen, wenn in der kleinen Oper, die der Cavalleria folgte, eine der Chordamen in einem schwarzen Samtkleide erschien, das einen Ausschnitt hatte —! Frau Lina schloß die Augen. Es war der größte Erfolg der umfangreichen Dame im Chor, wenn sie auch nicht darum wußte; denn ihr holdes Bild — Bruststück — verfolgte Frau Lina noch in ihre Träume.

Sie nahm auch nicht teil an der heiteren Zusammenkunft im Café, zu der sich die anderen, wie alle Provinzialen, die nach Berlin kommen, noch vereinigten, und am nächsten Morgen bestieg sie mit ihrer Schwägerin von neuem eine Droschke, um ihre Irrfahrten fortzusetzen.

Die anderen zerstreuten sich. Hanna und Mieze blieben für einige Stunden der Obhut Baumanns anvertraut.

„Famos. Was fangen wir nun an?"

„Wir gehen irgend wohin."

„Sehr richtig, Mieze. Aber wohin?"

Die Kleine verfolgte einen bestimmten Plan, näherte sich ihm aber auf Umwegen, nach Frauenart.

„Nur nicht Bilder besehen, Georg."

„Ganz Deiner Meinung. Fürchtete gestern schon die Genickstarre."

„In den Zoologischen?"

„Ist im Winter nicht viel los. Aber wenn Du willst —"

„Es ist mir eigentlich gleich," log die kleine Heuchlerin; „aber Hannas wegen —"

Die hatte gar nicht zugehört. Sie hatte so wunderbar geträumt in der Nacht. Sie hatte in der Strickschaukel gesessen und war hinaufgeflogen in die blühenden Kastanien. Unten, in den Fliederbüschen, sang die Nachtigall, so süß und sehnend, wie sie sie noch nie gehört hatte. Und die Schaukel hatte sie höher und höher getragen, den Sternen zu, an denen sie befestigt zu sein schien, und immer leiser, immer sehnender war das Nachtigallied zu ihr gedrungen. Da, im stärksten Schwunge, rissen auf einmal die Stricke. Sie flog durch den leuchtenden Weltraum, hinein in zwei Arme, die sich nach ihr ausstreckten, und erwachte. Aber das süße Lied lag ihr noch im Ohr, und eine fremde Sehnsucht nach dem Gefühl sicheren Geborgenseins, das sie an jener Brust gefunden.

„Was meinen Sie?" fragte sie jetzt aufschreckend.

„Ob Sie einverstanden sind, wenn wir in den Zoologischen Garten gehen."

Natürlich war sie dabei. Und so machte man sich auf den Weg.

Zunächst kaufte er für seine Damen zwei niedliche Sträuße.

„Denn die Viecher riechen, Mieze, besonders in den Winterwohnungen."

„Bah, für uns Landkinder wird es ja wohl erträglich sein," meinte die, das Näschen in die Blumen steckend.

Georg sah ganz stolz auf sie nieder. Ein Prachtmädel, frisch und kernig, gerade so, wie er sich seine Frau wünschte, ohne Überspanntheit.

So kam man plaudernd und lachend bei den Tieren an und ging von Haus zu Haus. Aber das Waldfräulein brachte den Gefangenen nur Mitleid entgegen. Der Freiheit beraubt sein, schien ihr schlimmer als der Tod, und sie atmete auf, als sie in der Restauration beim Frühstück saßen.

Mieze schien noch nicht ganz befriedigt zu sein.

„Georg," sagte sie plötzlich, „sind keine Marabus hier?"

„Wie kommst Du darauf?"

Sie wurde sehr verlegen. „Ich — ich möchte so gern einen sehen."

Natürlich machte sich Baumann auf die Suche und entdeckte mit Hilfe des Wärters die indischen Philosophen.

Lange und nachdenklich stand Mieze vor den beiden schwermütigen Gesellen. Sie hatten ein Bein hochgezogen, den Hals zwischen die Schulterblätter gebogen, den Schnabel gesenkt und die bläulichen, welken Augenlider geschlossen. Bilder geduldiger Entsagung und Weltverachtung. Schön waren sie nicht, niemand konnte das behaupten. Er hatte ihr also nicht einmal geschmeichelt, jener falsche Bogumil, dessentwegen sie nun eine Vergangenheit hatte.

„Mieze, was machst Du denn für ein merkwürdiges Gesicht? Haben es Dir diese weisen Vögel etwa angethan?“

„Wir wollen fortgehen,“ sagte sie leise.

Als sie dann aber seinen Arm nahm und hinaustrat in den klaren Wintersonnenschein, that sie heimlich ein Gelübde. „Er soll alles erfahren — wenn er mein Mann sein wird!“ —

Indessen standen die beiden Damen vor Frau Dupong. Es war für Berlin noch früh am Tage und durfte Frau Lina daher nicht wunder nehmen, daß sie ziemlich lange antichambrieren mußten, ehe Madame erschien. Die Thüren zum Atelier waren fest geschlossen, und in dem eleganten Wartezimmer lagen Stoffproben, Besätze und ganze Stöße Pariser und Wiener Modebilder. Als sich die Thür öffnete, zitterte Frau Lina. Nun kam die Entscheidung.

Madame nahte sich den Damen, ein zurückhaltendes Lächeln in dem vollen Gesicht. Sie hatte offenbar noch nicht Toilette gemacht. Die kunstvolle Frisur war von gestern und zeigte Federspuren, der türkische Morgenrock mit der langen Schleppe war nicht ganz sauber, konnte der üppigen Wienerin in seiner schlappen Weiche auch nicht genügenden Halt geben, da jenes Fischbeingestell, das nach der Meinung unwissender Philosophen den Fluch des weiblichen Geschlechtes bildet, von ihr noch nicht angelegt war.

Frau Lina, die nur die eleganten Direktricen der großen Geschäfte kannte, war ein wenig enttäuscht und überließ es ihrer Schwägerin, den Fall und seine Bedeutung klar zu legen.

„Bis heute abend?“ Madame ließ zerstreut ein rosaseidenes Centimetermaß durch ihre vollen, reichberingten Hände gleiten. „Bitte, folgen Sie mir,“ sagte sie dann, auf ihren absatzlosen, mit niedergetretenem Schwanenpelz besetzten Pantoffeln geräuschlos voranschreitend.

Die Flügelthüren öffneten sich. Man sah einen großen Raum mit Oberlicht, in dem eine Anzahl fertiger Toiletten standen. Durch halbverschleierte Glasthüren erblickte man in Nebenräumen heftig stichelnde Damen.

„Hier —“ Madame Dupong ging an einer Reihe von Feengewändern mit Hofschleppen vorüber — „hier sind Roben, die ebenfalls zu heute abend bestimmt sind.“

Frau Lina erblickte in einiger Entfernung ein schwarzes Samtkleid, reich mit Metallstickerei verziert.

„Und das da?“

„Das schwarze Kostüm? Es gehört der Herzogin D. Sie wird es auf einem Jagddiner tragen, an dem Majestät teilnimmt.“ Der türkische Schlafrock und die niedergetretenen Pantoffeln tauchten sich plötzlich in Glorienschein.

„Wie ist die dazu gehörige Taille?“

„Gnädige Frau sehen sie ja.“

Frau Brüning trat näher. Richtig, was sie bisher für eine Art Gürtel gehalten, stellte das Leibchen vor; schmale, schwarze Samtbänder vereinigten Achsel und Ärmel in ihrer Unscheinbarkeit.

„Nimmermehr, Clara, lieber sterben,“ flüsterte sie ihrer Schwägerin zu.

„Wir haben die alte Taille gleich mitgebracht. Vielleicht ist sie mit einigen Änderungen zu verwenden.“

Madame drückte auf einen Knopf. Eine allerliebste, peinlich saubere Zofe trat ein und brachte den Karton. Madame ließ ihn öffnen und entnahm ihm das Wunder des Pregelgeländes, die schwarze Samttaille.

„Unmöglich,“ erklärte sie nach flüchtiger Besichtigung. „Geradezu bäuerisch. An solche Arbeit darf in meinem Atelier nicht Hand gelegt werden.“

Frau Lina setzte sich erschöpft auf einen Stuhl.

„Aber es wird sich doch machen lassen, wenn gnädige Frau damit einverstanden sind, bis acht Uhr zu warten.“

Sie klingelte zweimal, und zwei junge Damen erschienen, die eine mit einem Maß, die andere mit einem Notizbuch.

„Maßnehmen,“ befahl die Allgewaltige. Und, sich an die zitternde Klientin wendend: „Ganz oder halb dekolletiert?“ Ihr Finger umkreiste bei dem ersten Wort den Äquator, bei dem zweiten den Wendekreis des Krebses von Frau Linas rundlicher Büste.

„Ein Viertel,“ stöhnte diese.

Ein mitleidiges Lächeln war die Antwort.

„Ärmel?“ fragte das junge Mädchen.

„Halblang,“ bat die Gequälte.

„An Ärmel ist bei der Kürze der Zeit gar nicht zu denken, Achselbänder,“ entschied Madame Dupong. Und mit der liebenswürdigen Versicherung, daß Taille und Rechnung pünktlich im Hotel sein würden, verabschiedete sie die Bittsteller.

„Und nun zu Heese,“ sagte Frau Lina, „die längste Ballumnahme suchen, die in Berlin zu finden ist.“

XVIII.

In langer Reihe hielten die Wagen vor den Portalen des Opernhauses. Rasch fielen die Hüllen in den sehr unzureichenden Garderoben und in einem endlosen Zuge ergoß sich der Strom der Gäste in den herrlichen Raum. Wer ihn zum ersten Male sah in seiner veränderten Gestalt, der konnte wohl glauben in ein Märchenland versetzt zu sein, einen Traum aus Tausend und eine Nacht zu träumen unter diesem blendenden Licht, in der Mitte dieser wunderbaren, tropischen Blumenpracht. Das Parkett war überdeckt, die Bühne, mit heiteren Coulissen geschlossen, verlängerte den stattlichen Raum fast um das Doppelte. Da, wo sie sich an den Zuschauerraum anschloß, stiegen in Grotten voll bläulichen Lichtes Springbrunnen in die Höhe und fielen mit melodischem Plätschern in die Marmorbecken zurück, zu deren kühlender Flut farbenfrohe Gloxinien die Samtkelche neigten. Und dieser ganze, weite Saal gefüllt mit einer wogenden Menschenmenge! All diese Lichtstrahlen flimmernd in den Edelsteinen der Damen, den Orden der Herren, zurückgeworfen aus den strahlenden Augen, glühend in dem weichen Faltenwurf der schweren, prächtigen Stoffe!

Wenn es eine dunkle Ecke in diesem Lichtmeer gegeben hätte, unsere Provinzler hätten sich vielleicht doch in sie zurückgezogen; aber daran war nicht zu denken, auch nicht an das sprichwörtliche Mauseloch.

Höchstens hätte sich irgendwo eine mitleidige Versenkung aufthun können; doch war selbst der Maschinenraum seiner eigentlichen Bestimmung entrückt. Auf schmalen Treppen stieg man hinab zu dem kühlen Keller mit seiner frisch sprudelnden Quelle Echtem. Zurück konnte man nicht. Unaufhaltsam drängte die Menge vor, immer fester schloß sie sich um den einzelnen, immer enger zogen sich die Maschen des Netzes zusammen. Schließlich war es nur noch ein Schieben. Je näher die Stunde des Erscheinens der Majestäten kam, desto rücksichtsloser wurde das Publikum. Jeder wollte da stehen, wo mutmaßlich der Rundgang des Hofes am günstigsten zu überschauen sein würde. Die Treppe, die zu der Hofloge emporführte, war wie die Plätze im ersten und zweiten Rang dicht besetzt, die Damen drückten ihre Schleppen, die in dieser Enge ihren Zweck vollständig verfehlten, ängstlich an sich.

Frau Lina Brüning, die sich krampfhaft an den Arm ihres Mannes klammerte, sah schon ganz blau aus. Sie trug einen halblangen Mantel von grauem, silbergesticktem Samt mit Pelz verbrämt und hatte die warme Hülle bis oben hinauf geschlossen.

„Nimm den Kragen ab," flüsterte Onkel Franz, der hinter ihr stand.

Sie schüttelte nur ihr hochfrisiertes Haupt.

„Sei doch nicht so kleinstädtisch, Lina, sieh doch die Dame an, die neben Dir steht."

Frau Lina folgte der Richtung seines Blickes — und schloß auch den allerletzten Haken. Freilich drohten ihr Erstickungsanfälle. Aber lieber tot in Ehren, als rot in Schanden.

Natürlich hatten die Damen mit ihrer Toilette einige Stunden zu früh begonnen. Um drei Uhr war die „Friseuse" gekommen, hatte ein großes Spiritusfeuer entzündet, mehrere Brenneisen hineingelegt und sich dann ans Werk gemacht.

„Natürlich tragen die Damen griechische Knoten mit herausfallenden Löckchen."

„Wie es zu unseren Gesichtern paßt," erklärte Frau Brandt.

„O, auf die Gesichter kommt es nicht an. Jetzt frisiere ich nur griechisch. Das richtet sich allein nach der Mode." Und sie frisierte „griechisch". Jedem einen Knoten auf der Scheitelhöhe, aus dem drei Pfropfenzieherlöckchen heraushingen. Dann wurden die Scheitelhaare gebrannt, eine wohlriechende Douche auf jeden Kopf gespritzt, und die Vielbeschäftigte verschwand.

Tante Clara und Hanna waren ihren Künstlerhänden entgangen. Erstere frisierte sich immer selbst, und mit Hannas Jungenkopf war doch nichts zu machen. Die drei anderen standen und sahen sich an. Miezes niedliches Apfelgesicht mit dem emporstrebenden Näschen war so ungriechisch wie möglich, und für die Frau Oberförster waren die anakreontischen Zeiten einer Lais und Chloe eigentlich lange vorbei. Nur Frau Lina schaute befriedigt in den Spiegel. Je fremder sie sich vorkam, desto fester war sie von ihrem „Chic" überzeugt. Der Anblick ihres „klassischen" Hauptes war der erste Honigtropfen in dem Wermutbecher dieses Tages.

„Gefalle ich Dir, Hanna?" fragte Mieze.

„Nein," antwortete das Waldfräulein ehrlich.

„Wenn ich nur wüßte, was Georg sagt."

„Frage ihn doch."

Sie öffnete die Verbindungsthür nach dem Zimmer der Herren und rief schüchtern: „Georg!"

„Nur immer herein, Miezeken, wir sind noch ganz präsentabel."

„Aber ich nicht. Komme nur und sieh, wie Dir mein Kopf gefällt." Und sie versuchte es, den Gänsehals zu einem Schwanenhals zu machen und sich so weit wie möglich vorzubiegen.

„Hm, hm," machte der Vetter.

„Nun?"

„Du gefällst mir ja natürlich immer, Mieze; aber ein wenig fremd schaust Du aus. Ich sehe freilich nur den Kopf, wenn ich ein vollständiges Urteil haben soll, so möchte ich —"

Mit einem Schrei wurde die Thür zugeschlagen; Mieze Brüning aber zog sofort die Nadeln aus dem stilvollen Aufbau und drehte sich das kleine Nest im Nacken, das so gut zu ihrem harmlosen Gesichtchen paßte. Frau Brandt war ihr schon mit gutem Beispiel vorangegangen. Ihr Mann hatte gefunden, daß sie „pikant" aussähe. Den Schimpf läßt eine ehrliche Frau nicht auf sich sitzen. — Dann endlich war man fertig und versammelte sich in dem größten der Gemächer. Die Frau Rittmeister freilich trug auch jetzt schon die dichte Hülle, unter der vorläufig noch das Nichts gähnte. Sonst war alles in Gala, bereit zu sehen und gesehen zu werden.

„Der Waffengötz bleibt doch einzig in seiner Art," bemerkte der Rittmeister zufrieden.

„Aber die Landwehrkavallerieuniform steht Dir nicht, Franz. Dieses ordinäre Rot, das jeder Infanterist trägt!"

Die beiden jungen Mädchen standen schüchtern in der Ecke und hielten zwei herrliche Blumensträuße in den Händen. Georg hatte sein Vielliebchen noch glücklich verloren und sich mit rosa Rosen ausgelöst; für Hanna aber war vorhin ein prachtvoller, flacher Strauß von Maiglocken und Farn abgegeben worden. Auch ohne einen Blick auf die Karte wußte sie, wer der Geber war. Es waren nicht die schmächtigen, kleinen Glocken, deren Standort im heimischen Thal ihr allein bekannt war. Größer und kräftiger hatte sich das Waldkind entwickelt in der heißen Luft des Treibhauses. Dem jungen Mädchen aber stieg aus den zarten Blüten ein betäubender Duft in Hirn und Herz.

Jetzt kam Urban, der bei seinem Professor gespeist hatte. Er sprach frei und laut mit dem Oberförster, so daß die jungen Mädchen unwillkürlich näher traten. Wie, er sagte dem Oberförster, daß er sein Haus verlassen müsse, weil ihm zum April eine einträgliche Stelle am botanischen Garten zugesichert worden war?

Hanna ließ dem Vater Zeit, seiner Überraschung Herr zu werden, so herzlich wünschte sie dem Freunde Glück. Er sah die liebliche Mädchengestalt fast überrascht an. Vielleicht wunderte er sich gleich ihrer Mutter über ihren frischen Reiz. Und dann geschah ein Wunder. Urban küßte die schlanken, noch unbe-

handschuhten Finger, die er in den seinen hielt, führte das Waldfräulein zu einem Sessel und setzte sich neben sie. Ja, er klebte nicht mehr wie ein Schwalbennest an irgend einer unmöglichen Ecke, er saß wie jeder vernünftige Mensch, und als er so gemächlich sein schwankes Rückgrat gegen die hohe Lehne stützte, erschien ein stilles Lächeln in seinen Zügen — er war nicht länger Säulenheiliger!

Aber wo blieb die Taille? Immer unruhiger rauschte die schwarze Samtschleppe durch den Raum, immer häufiger sah der Rittmeister nach der Uhr. Die Aufregung teilte sich auch den übrigen mit. Zu ein Viertel auf neun waren die Wagen bestellt. Jetzt schlug es acht. Da — ein Pochen an der Thür. Frau Lina und Tante Clara stürzten hinaus.

Bange Minuten des Wartens vergingen. Dann erschien die Frau Professor und bat ihren Schwager, ihr zu folgen. Den Zurückbleibenden wurde immer feierlicher zu Mute. Das Ganze war so geheimnisvoll. Auch dem Rittmeister, wie er seiner Schwägerin auf dem weichen Korridorteppich nachging, kamen wunderbare Gedanken. Es war ihm doch schon öfters passiert, daß er nach Stunden qualvollen Harrens zu seiner Frau gerufen wurde, o, er besann sich noch so gut darauf! Und unwillkürlich bog er sich vor und wollte eben die verhängnisvolle Frage: ein Junge oder ein Mädchen? aussprechen, als sich die Thür öffnete, und er wie angenagelt auf der Schwelle stehen blieb.

„Donnerwetter, Lining, Donnerwetter!"

Da stand in der elektrischen Lichtflut eine Frau — er wagte nicht, seine Frau zu sagen — deren Anblick ihn blendete. Aus dem schwarzen Samt des Leibchens hob sich ein schneeiger Oberkörper, zwar ein wenig viel Fleisch, aber was für welches! Die schmalen Achselbänder ließen Schultern und Arme frei. Es war ein Bild, das einen Rubens gereizt hätte.

„Lining!"

Sie wandte ihm den elegant frisierten Kopf zu. „Karl, um Gottes willen, mach' schnell die Thür zu! Wenn mich jemand sähe!"

„Ja, mein Kind, das wird heute doch kaum zu vermeiden sein."

Sie schlug die Hände vor das Gesicht. „Ich zeige mich niemand."

„Ach was, Du siehst famos aus, nicht, Clara?"

„Ausgezeichnet. Aber sie bleibt dabei, sich nur Dir so zu zeigen."

„Weil Du ja doch mein Mann bist," hauchte das entschleierte Bild von Sais.

„Und Mieze?"

„Das Kind? Nie! Schnell den Umhang und dann in den Wagen." —

Und doch hatten sich die Haken dieser neidischen Umnahme schon einmal geöffnet — dem Auge des Gesetzes! An den Glasthüren zum Eingang, als die Karten abgegeben wurden, hatte der Diener nach einem Blick in das Gesicht der Dame etwas von hohen, schwarzen Kleidern gemurmelt. Mit zitternden Fingern hatte sie in dem Pelzbesatz genestelt, und der Übereifrige war verlegen zurückgefahren.

Und nun stimmte der auf der Tribüne untergebrachte Chor der Oper eine Jubelouverture an. In die kleine Hofloge trat Graf Hochberg, mit dem silbernen Stabe dem Orchester zuwinkend, erhöhte Bewegung ging durch das Publikum, und an der Treppe der großen Hofloge erschienen die Majestäten. Ein ungeheurer Ruck ging durch die Massen. Mit Aufbietung der letzten Kraft wurde eine Gasse gebildet, die sich sofort hinter dem Hof wieder schloß. Zu dem tiefen Hofknicks war kein Platz; aber als ob der Wind über ein Ährenfeld streicht, so neigten sich die Tausende von Häuptern vor der höchsten irdischen Majestät. Die Weiterzurückstehenden sahen über den schwankenden Ähren das energische Gesicht des jungen Kaisers, die lieblichen Züge der Kaiserin; dann war der Rundgang vollendet, und die Herrschaften zogen sich in ihre Logen zurück. Erregter Meinungsaustausch schwirrte durch die Menge. Dann setzte ein flotter Walzer ein, und irgend ein Offizier hatte die unglaubliche Kühnheit, sich mit seiner Dame dicht vor der kaiserlichen Loge um sich selbst zu drehen, wodurch er nach ewigen Rotationsgesetzen, endlich einen Platz freilegte, wie ihn vielleicht König Artus zu seiner bescheidenen Tafelrunde brauchte. Und auf diesem Fleckchen terra nova, das er, ein zweiter Faust, den Menschenwogen abgerungen hatte, entwickelte sich nun das Tanzprogramm des Abends. —

„Der Kaiser hat mich angesehen!" Rittmeister Brüning richtete sich stolz auf. „Natürlich, ich wußte es ja, die Helden von Siebzig!"

„Komme in die Nähe der Springbrunnen, Karl, ich ersticke."

„Ich bitte Dich, Lina, nimm den Bärenpelz ab. Gönne es mir doch, mit Dir Staat zu machen."

Noch schüttelte sie den Kopf; aber es war schon eine mildere Form der Verneinung. Das Beispiel der Umgebung fing bereits an zu wirken. Sie schoben sich langsam nach einem Springbrunnen; Professors waren schon vorangegangen. Hier in der Nähe der kühlenden Flut, war es sogar erträglich. Tante Clara hatte sich in den Besitz eines Stuhles gesetzt und nickte ihnen freundlich zu.

„Wo sind die Mädchen?"

„Mit ihren Rittern in der Menge verschwunden. Oberförsters aber gingen vorhin in das unterirdische Bierlokal."

„Das wollen wir auch thun. Kommt Ihr mit?"

„Später," antwortete sein Bruder, zerstreut zu Urban hinsehend, der mit einigen Herren in seiner Nähe stand.

„Der alte Herr mit den Orden ist Windenau, Clara. Übrigens, fällt es Dir nicht auch auf, daß ich noch keine Auszeichnung habe? In unserer ländlichen Stille denkt man ja an dergleichen Eitelkeiten nicht; aber hier scheint mir doch, daß dem Verdienst seine Krone gebühre."

Frau Clara ergriff seine Hand. „Ach, Alterchen, laß dem Verdienst sein Kreuz. Würde bringt Bürde."

Er entzog ihr fast ungeduldig die Finger. „Ich bin kein Streber, wie Du weißt. Könnte ich mich sonst mit der Anerkennung einiger Waldmenschen begnügen? Ich fordere nur Gerechtigkeit. Sieh einmal zu dem Bühnenmenschen dort hinüber; einen Orden

über dem andern, sechs verschiedene Bänder um den Hals. Möchte wissen, ob der in seinem Leben soviel Schmetterlinge gefangen hat wie ich." Er rückte unruhig hin und her, und seine Frau seufzte leise.

Da näherte sich Urban mit zwei der Herren. Kurz vor Brüning blieben sie stehen. Der Professor erhob sich, und der Kandidat flüsterte Windenau einige Worte zu. „Nun, mein alter Schüler, noch immer so fidel, Sie bemoostes Haupt, Sie?"

Er lachte herzlich, und, auf eine Bemerkung seines Nachbars antwortend, übersah er das Zittern, das durch Brünings Körper flog, und die fahle Blässe, die in seine Wangen stieg. Aber Urban fühlte, was in seiner Seele vorgehen mußte, und mitleidig führte er die Herren fort. Frau Clara, die sofort neben ihrem Gatten stand, hörte noch, wie der Professor sagte: „Ein guter, lieber Mensch. Aber ohne Kenntnis und Ausdauer, ein alter Student, der es zum Glück mit der Wissenschaft nicht zu ernst nehmen braucht."

„Franz," wieder griff sie nach seiner Hand, und dieses Mal umklammerte er ihre Finger.

Sie sah in sein fahles, verzweifeltes Gesicht, und ein großes Mitleid schwellte ihr Herz! „Das ist ja alles Nebensache, Liebster."

Er saß auf dem Stuhl und sah halb gedankenlos in die plätschernden Wasser des Springbrunnens.

„Ich bin — also wirklich kein Professor?"

Sie drückte seine Hand noch zärtlicher.

„Und Ihr alle habt mich wohl im stillen immer verlacht?"

„Niemand, Franz. Für uns in Platangen wirst Du immer ein großer Mann bleiben."

„Wollte ich nicht einen Orden? Einen Kotillonorden," lachte er bitter.

Sie saßen eine Weile still nebeneinander. Clara Brüning wußte, daß da neben ihr ein harter Kampf gekämpft wurde zwischen Eigenliebe und Erkenntnis. Aber sie wußte auch, daß ihr großes Kind geläutert daraus hervorgehen, daß ihr Gatte ihr doppelt gehören würde nach dieser Stunde innerer Demütigung. Und so schwieg sie und wartete. Um sie wogte das Treiben des Balles, klangen die rauschenden Orchestertöne, mischte sich das gedämpfte Brausen der Stimmen mit dem eintönigen Fallen der Wassertropfen. Sie saßen allein unter den Lichtwellen des Riesenkronleuchters, ebenso auf einander angewiesen wie unter der heimischen Hängelampe, und plötzlich zog Franz Brüning die sanfte Hand seiner treuen Lebensgefährtin an die Lippen und sagte:

„Ich habe Dir viel abzubitten, Clara."

„Daß ich nicht wüßte," entgegnete sie heiter, „höchstens, daß Du mich hier oben verschmachten läßt, während sich die andern unten festgekneipt haben."

Er stand auf und bot ihr den Arm. „Schämst Du Dich nicht, in dieser erhabenen Versammlung neben einem einfachen Studenten zu erscheinen?"

Sie sah ihn an mit dem vollen Blick der Liebe. „Und wenn Du Rektor Magnifikus wärest, ich würde nicht stolzer sein." —

Während sich der entlarvte Professor so auf den Weg machte, um als echter Deutscher seine Enttäuschung mit Gerstensaft hinunterzuspülen, und sich Georg und Mieze, froh ihrer Einsamkeit zu zweien, von der Menge schieben und treiben ließen — Mieze nur manchmal ängstlich an ihrer Taille ziehend, die wirklich zu eng war und ihr das Vergnügen beeinträchtigte — hatte sich ein anderes Pärchen in verhältnismäßige Stille geflüchtet. Hanna hatte gleich in der Garderobe Elsners Arm genommen. Er war heute keine feste Stütze, denn ein merkwürdiges Zittern ging durch ihn, das sich auch dem Arm des Waldfräuleins mitteilte und sie am Anfange hinderte, die Pracht, die sie umgab, mit voller Empfindung in sich aufzunehmen. Die grauen Augen, die es so gut verstanden, in die Tiefen des grünen Dickichts zu tauchen, versagten dem Glanz und Flimmer gegenüber, fast ängstlich zuckte sie vor den neugierigen Menschenblicken zurück, sie, die doch dem äugenden Reh so gerne stand hielt.

„Sind Sie müde?" fragte Elsner, sich zu ihr herabneigend.

„Müde nicht, nur verwirrt. Es sind so sehr viel Menschen hier."

„Ungefähr tausend zu viel, wie immer bei solchen Gelegenheiten."

„Ein Ameisenhaufe, nicht?"

„Kein übler Vergleich. Nur hat unser Hin und Her weniger Zweck. Wir schleppen nur unsere eigene Würde auf und ab, sie den Strahlen der königlichen Sonne aussetzend. Die kleinen Sammler sind doch nützlicher, wenn sie Larven und Raupen nach dem Bau tragen."

Sie hörte an seinem Ton, daß er sie reizen wolle, wie in früherer Zeit, und wie früher warf sie mit halb knabenhaftem Trotz das Köpfchen zurück und sah ihm voll in die Augen.

„Ameisensäure, Herr Doktor?"

Er antwortete nicht. Es war ja so lieb, das braune, warme Gesichtchen zu sich aufgerichtet zu sehen, den kleinen Mund mit dem trotzigen Zug um die in unbewußtem Verlangen geöffneten Lippen, und in den klaren, grauen Augen lesen zu dürfen — Was denn?

Sie senkten sich jetzt und eine heiße Glut stieg bis unter die braunen Haare, die sich über dem blaßgrünen Seidenbande bauschten, das sie zurückhalten sollte. „Wir wollen versuchen, nach oben zu gehen. Die Hitze ist erdrückend."

Sie stiegen langsam die Treppe empor und gingen nach dem Korridor. Eines der kleinen, roten Plüschsofas war leer und mit befriedigtem Aufseufzen ließen sie sich darauf nieder. Sie waren hier fast allein. Nur zuweilen öffnete sich eine Logenthür, oder ein Gesandter ging an ihnen vorbei nach der Hofloge.

„Ich habe Ihnen noch gar nicht für die Blumen gedankt. Sie sind so wunderschön und, wie ich gleich bemerkte, ohne den abscheulichen Draht gewunden."

„Auf meinen ausdrücklichen Wunsch. Ich weiß, daß das Waldfräulein aus den Kindern seines Reichs keine Marionetten machen läßt."

„Ja," nickte sie ernst, „ich liebe noch immer die Freiheit."

„Nur die Freiheit?" fragte er leise.

Noch einmal regte sich das trotzige Selbstgefühl. Sie umging eine Antwort.

„Da drin giebt es keine Freiheit."

„Keine unbeschränkte wenigstens. Aber die giebt es überhaupt nicht. Oder wachsen in Platangen die Bäume in den Himmel, und bekommt Ihr Herr Vater keine Abschußliste?"

„Aber wir Menschen sind frei."

Er nahm die schlanke Hand, die die Stiele der Maiglocken umschloß, in die seine. „Das sind wir überall, wenn wir uns die innere Freiheit bewahren. Noch einmal, wer möchte aus Waldkindern Drahtpuppen machen?" Wie die Finger zitterten. Aber ob sie auch anfangs ängstlich gezuckt hatten, sie schmiegten sich doch dem festen Druck an und lagen still. „Hanna, hat das Waldkind nicht Lust, ein Weltkind zu werden?"

Große Thränen hingen an den braunen Wimpern. „Ich, ich bin so dumm," flüsterte sie leise. Und dann rollten die Thränen gleich herab und fielen gerade auf die Maiglocken.

„Mein Liebling, Du bist so klug wie die Sonntagskinder in den Märchen, die das Gras wachsen hörten und verstanden, was die Vögel sprachen. Weißt Du, daß ich noch von Dir lernen will?"

Sie schlug die Augen auf und sah ihn an. Da stand das kleine Malgeistchen plötzlich vor der leeren, weißen Zukunftsleinwand und trug mit vollem Pinsel Farben auf, so blitzesschnell, daß wie durch Zauber ein großes, großes Gemälde entstand, in dem alles von Licht flutete. Und fast schien es, als hätte der kurzsichtige Doktor Elsner doch auch ein scharfes Auge für Dinge, die mit der Entwickelung der Schmetterlinge nichts zu thun haben; denn nach raschem Umblick beugte er sich plötzlich zu seiner Gefährtin nieder und drückte einen innigen Kuß auf ihre Lippen.

Hatte die goldene Harfe in des Waldfräuleins Herzen nur darauf gewartet? Ein wundersames Singen und Klingen stieg empor, und so mächtig brausten die Jubelakkorde von Liebe, Glück und Hoffnung, daß die rauschende Ballmusik nur gedämpft, ein Echo aus weiter Ferne, herüberklang. Recht so. Es waren zwar die Garderegimenter, die da abwechselnd ihre lustigen Weisen ertönen ließen; wo aber der Meister der Sphärenmusik die Saiten eines jungen Menschenherzens erklingen läßt, daß es sich auf den Flügeln seiner Töne emporschwingt zum Unendlichen, da muß jeder irdische Klang ersterben.

XIX.

Sie wußten am nächsten Morgen alle nicht mehr recht, wie und wann sie nach Hause gekommen waren. Hanna und Mieze hatten die unklare Vorstellung von zwei starken Männerarmen, die sie liebevoll gestützt hatten, das Waldfräulein, deren Blick beim Erwachen sofort auf den Maiglockenstrauß gefallen war, der in der Wasserschale seine volle Frische wiedererhalten hatte, besann sich außerdem plötzlich auch noch auf etwas anderes, was das Herz vor Furcht und Freude klopfen ließ.

Jedenfalls war man sehr lange zusammengeblieben. Die kalten Speisen, die Borchardt im Foyer ausgestellt hatte, waren ausgezeichnet gewesen, und der Sekt hatte das Blut so erwärmt, daß auch endlich die schwere Hülle von Frau Linas Schultern sank. Der Spott ihres Schwagers, den sie besonders gefürchtet hatte, blieb aus. Onkel Franz war merkwürdig gedrückt und hatte kaum ein bewunderndes: ah! für die Pracht ihrer Schultern. Dann aber hatte eine neue Flut hungernder und durstender Seelen noch eine offenbar vom Waffengötz gefertigte Landwehrkavallerieuniform an ihrem Tisch vorbeigetrieben, und zwei Kameraden des großen Jahres sich gerührt in den Armen gelegen.

Und nun war Frau Lina versucht, Madame Düpong zu segnen. Was für ein Vergnügen, so offenbar „chic" zu sein neben einer Dame, die, wie Frau Major Blum, nur in Wien arbeiten ließ und offenbar noch weniger Grund hatte, über die Hitze zu klagen als sie selber! Jedenfalls trennte man sich nicht mehr, und als um zwei Uhr der letzte Geigenstrich verklang, die glänzende Bühnenverkleidung fiel und hundert Arbeiter Leitern ansetzten, um den Feenpalast von heute seiner alltäglichen Bestimmung zurückzugeben, da war man noch in eines der vielen Cafés gegangen und immer vergnügter und immer offenherziger geworden, obgleich der Rittmeister behauptete, letzteres sei bei seiner Frau nicht mehr möglich. Wie oft hatten die aufwartenden Kellner nicht die einleitenden Worte: als ich im Jahre siebzig — gehört!

„Und, gnädige Frau, seine Siege über Mädchenherzen, hat er Ihnen davon etwas gebeichtet?"

„Blum, ich bitte Dich —"

„Still. Besinnst Du Dich noch auf die reizende Bärbel im elsässer Bauernkleidchen, die sich immer hinter den Fenstervorhängen versteckte?"

„Keinen Schimmer! Du träumst!"

„Oder auf die heilige Celestine, die in ein Kloster wollte?"

„Ich hätte nicht gedacht, daß der Sekt so stark sei!"

„Oder auf Margot und das nächtliche Abenteuer?"

Frau Lina wurde unruhig.

„Die Geschichte muß ich Ihnen denn doch erzählen, gnädige Frau. Also wir hatten längere Zeit in einem kleinen Nest, Porte sur Saône, im Quartier gelegen. Ich hatte Freund Karl öfters in Begleitung seiner bildschönen Haustochter gesehen, und der Abschied von der feurigen Margot schien ihm denn auch nicht leicht zu werden. Nun, er hatte schon Schlimmeres überstanden, und wir dachten, die Sache wäre verwunden; sie sollte aber noch ein Nachspiel haben. Wir standen nach der Schlacht bei Belfort vor Dijon, und es handelte sich für den General darum, genau zu wissen, wo sich Manteuffel befand. Daß er mit der Südarmee in der Gegend von Bray stehen sollte, wußte Werder, nicht aber, ob der Weg dahin noch frei, oder der Übergang über die Saône von Bourbakischen Franktireurs besetzt sei. Acht Offiziere wurden kommandiert, um Fühlung mit der Südarmee herzustellen. Wir zwei waren auch dabei. Da die Brücken über die Saône überall vernichtet waren, trafen wir in tiefer Nacht von verschiedenen Seiten vor Porte sur Saône zusammen. Der Ort hatte nur eine Straße, die geradewegs auf die feste Brücke zuführte. Was thun? Sich ohne weiteres in den Rachen des Löwen wagen und vielleicht von einer Handvoll Raub-

gesindel niederknallen lassen? Die Lage wäre fatal gewesen, ohne den Faden der Ariadne. Ihr Herr Gemahl hatte ihn in der Hand. Er erklärte so nebenbei, daß er einen Weg durch die Gärten kenne, der ihn zum Hause seines ehemaligen Wirtes führe, dort würde er Auskunft erfahren. Wir ließen ihn ziehen und warteten recht lange auf ihn. Sein Bescheid, als er endlich wiederkam, war freilich ziemlich kurz: die Brücke sei besetzt, und der ganze Ort stecke voll Franktireurs. So konnten wir unsere Rosse mit gutem Gewissen heimwärts lenken; aber es war ein melancholischer Ritt. Etwas anderes als Seufzer bekam ich aus ihm nicht heraus, und auf was für Schleichwegen er sich den Bescheid geholt hat, das verrät er jetzt vielleicht Ihnen — damals erfuhr es niemand, nicht einmal die liebenswürdige Dame in Lures, die weinte, als die Eskadron ohne ihn einritt."

Frau Linas Gesicht war bedenklich lang geworden.

„Noch eine andere Dame?"

„Erlaube, Blum. Da es einem Mann in meinen Jahren nicht Vergnügen machen kann, in Gegenwart seiner erwachsenen Tochter zum Don Juan gestempelt zu werden, so möchte ich diesen letzten Fall doch vortragen —"

„Den ersten nicht?"

„Er wird eine treffliche Illustration zu den vorhergehenden bieten. Außerdem giebt ihm der Name Carnots noch besonderes Interesse. Ich hatte also in Lures längere Zeit in dem Hause des Vaters des Präsidenten Carnot im Quartier gelegen. Er nannte sich juge de l'instruction, ein Titel, dessen eigentliche Bedeutung mir nicht klar ist. Es waren liebe, alte Leute, und besonders Madame hatte mich innig in das Herz geschlossen. Das Scheiden wurde mir ordentlich schwer. Soviel Teilnahme hatte ich jenseits des Rheines nicht zu finden erwartet. Es traf sich, daß wir nach einigen siegreichen Gefechten noch einmal nach Lures zurück mußten, und zufällig erhielt ich einen Auftrag, der mich zu einem anderen Thore einreiten ließ. Als ich noch an demselben Abend meine Visite bei Carnots abstattete, fällt mir die alte Dame allerdings weinend um den Hals. Aber es waren Freudenthränen, sie galten dem vom Tode Auferstandenen; denn als am Mittag die Truppen eingerückt waren, und die alten Leutchen wohl meine Uniform, meine Kameraden, aber nicht mich gesehen hatten, da hatten sie mich mit den wehmütigen Worten: il est mort, il ne vient pas! zu den Toten gelegt. Na, Lining, bist Du auf Madame Carnot eifersüchtig?"

Sie hatte lachend verneint, und man hatte den guten Alten ein stilles Glas geweiht.

Ja, war das gestern gewesen? Der Rittmeister strich sich im Frühstückszimmer zerstreut die Stirn. „Hat nun eigentlich Majestät mit mir gesprochen, oder habe ich das nur geträumt?"

Sein Bruder sah ihn mitleidig an und bemerkte ungewöhnlich sanft: „Frage Deine Frau; Frauen haben ein besseres Gedächtnis für solche Dinge."

Der Oberförster stand am Fenster, preßte die Stirne gegen die kalten Scheiben und sah auf den Thermometer. „Wieder zwölf Grad. Jetzt kommen die Pflaumenbäume ran. Meine armen Akazien!"

„Was heißt das?" fragte Georg, der die gedrückte Stimmung fühlte und ein allgemeines Gespräch in Gang bringen wollte.

„Weil der Lampe sich bei Futternot zuerst an die Akazienrinde macht, dann die Äpfel- und Birnbäume vornimmt, in arger Not auch an die Pflaumen geht, und eine Kirschenrinde erst zwischen sich und den Hungertod stellt. Sehen Sie sich nur im Frühjahr die Ringe um die genannten Bäume an. Es sind die besten Höhenmesser für den Winterschnee."

Der Rittmeister rieb noch immer an seinem Schädel.

„Wenn ich nur wüßte, wer uns gestern zum Katerfrühstück eingeladen hat. Blum etwa?"

Hanna errötete; schwieg aber still.

„Nein, Elsner," bemerkte der Kandidat.

„Richtig. Und vorher hat er mich hier noch um eine Unterredung gebeten. Kennen Sie seine Geldverhältnisse, Herr Kandidat?"

„Ich weiß nicht, wie Sie das meinen, Herr Oberförster."

„Ist Grund zu der Annahme vorhanden, daß er mich anpumpen will?"

Der Oberförster war in Katerstimmung immer Pessimist. Urban wollte auffahren; aber Hanna und Frau Clara, die sich unwillkürlich die Hände gegeben hatten, sahen ihn flehend an, und er schwieg.

Der Kellner brachte die Briefe.

„Von Hans," sagte Frau Brüning.

„Von Kathi," Frau Brandt.

Eine Weile blieb es still. Dann erfolgte gleichzeitig ein halbunterdrückter Schrei; beide Damen sprangen auf und machten ihren Männern energische Zeichen, ihnen zu folgen.

„Tante Clara," sagte Hanna nach einer Pause, „ich denke, wir gehen hinüber, Deine Gegenwart wirkt oft Wunder."

Die Frau Professor erhob sich sofort.

„Haben sie sich etwa verlobt?"

„Ich denke ja," war die kleinlaute Antwort.

„Die Kinder!"

„Sie lieben sich eben."

Frau Clara sah das Waldfräulein an, schwieg aber.

Drüben fanden sie die Damen in Thränen, die Herren in Wut.

„Hans ist einundzwanzig."

„Kathi sechzehn."

„Er versteht kaum eine Egge von einer Lochmaschine zu unterscheiden."

„Aber das kommt von der verrückten Weibererziehung; denn die Käthe hast Du erzogen, Minna. Hanna wird mir die Schande nicht machen."

Frau Minna erhob die verweinten Augen. „Erlaube, der Kandidat —"

„Ach was, der trägt nur keine Unterröcke, sonst —"

„Was giebt es denn," fragte Tante Clara.

Ja, das war sehr einfach. Die Kinder zeigten den Eltern eben an, daß sie sich verlobt hätten. Hans hätte Käthchen herzhaft geküßt, als zufällig die Tanten hereingekommen seien, und beide hielten es nun doch für angemessen, die Eltern schriftlich um ihren Segen zu bitten.

„Aber da können sie lange warten."

„Ja, Karl, waren sie nicht immer für einander bestimmt?"

Alles sah sich an. Die Heirat der beiden war allerdings stillschweigendes Übereinkommen der Häuser gewesen.

„Später," grollte der Oberförster.

„Verzeih; aber dann seid Ihr nicht ganz vorsichtig gewesen, die Kinder steckten doch beständig zusammen."

„Vor drei Tagen vertraute ich sie ihm noch an. Er hat mein Vertrauen schmählich hintergangen," schluchzte Frau Brandt.

Die Frau Rittmeister richtete sich auf. „Hintergangen ist wohl doch nicht das richtige Wort. Hans ist schließlich eine Partie, gegen die sich nichts einwenden läßt, als seine Jugend; aber Kathi —"

Auch die Frau Oberförster ließ das Taschentuch sinken. „Kathi? Hätten Sie an meiner Kathi Fehler entdeckt?"

Die beiden Frauen sahen sich an wie die bekannten Löwinnen, die vor ihren Jungen stehen.

Die Frau Professor trat näher. „Nun also. Sagt ja, und wir haben ein Brautpaar in Platangen."

Die Herren standen schon in friedlicher Besprechung über die praktische Seite der Angelegenheit. Nur Frau Lina zögerte noch.

„Das Beispiel steckt an. Sage ich heute ja, so muß ich es —"

„In sechs Wochen noch einmal. Aber ist Dir Baumann nicht ein erwünschter Schwiegersohn?"

Sie seufzte. Gestern, in der berühmten Samttaille mit dem „griechischen" Haupte war sie sich noch einmal jung vorgekommen. Wie die Ahnung eines neuen Frühlings war es durch ihren Sinn gezogen. Und nun?

„Schon Großmutter," seufzte sie.

Frau Brandt fuhr auf.

„Ich — ich meine nur, wenn —"

„Ich meine, daß wir mit der Hochzeit noch einige Jährchen warten, wenn wir auch die Verlobung jetzt in Gottes Namen veröffentlichen lassen." —

Das war der endgültige Beschluß. Rittmeister Brüning begab sich nach dem Telegraphenamte, den Kindern seinen Willen kundzuthun. Auf der Treppe traf er Elsner, der mit eiligem Gruß an ihm vorüberging und sofort an der Thür des Oberförsters anpochte.

„Tante Clara," flüsterte Hanna erregt, „bitte, gehe mit den andern in das Aquarium."

Es fiel ihr in der Eile nichts anderes ein, und während nebenan die Herren die einleitenden Redensarten austauschten, flüsterte sie ihrer Mutter die große Neuigkeit in das Ohr.

„Das giebt ein Unglück," sagte Frau Brandt tonlos. „Der Käfermensch bekommt Dich nie."

„Er hat mich schon," meinte das Waldkind mit seiner einfachen Logik.

Und dann lauschten beide, eng aneinandergeschmiegt, den Stimmen, die durch die Thür drangen.

Jetzt trat eine Pause in dem Gespräch ein. Dann erscholl anhaltendes, nervöses Lachen.

„Den Hans wollen Sie haben, Herr Doktor? Hahaha! Und können keine Flinte abdrücken, haha, und jagen nur Sommervögel? Ich bedaure; aber meine Älteste soll einmal einen Mann heiraten, keinen — keinen —"

Zum Glück fehlte dem Oberförster der gesuchte Ausdruck.

„Ihr Fräulein Tochter muß darüber doch anders denken, denn sie hat mir gestern ihr Jawort gegeben."

Totenstille.

„Um Gottes willen, er bekommt einen Schlaganfall."

Damit stürzte Frau Minna zur Thür, Hanna ihr nach.

Der Oberförster stand mitten im Zimmer, Elsner gegenüber. Jetzt drehte er sich um.

„Sage, daß er lügt, Hans."

„Nein, Vater, er sagt die Wahrheit."

Frau Minna umhalste ihren Gatten und griff zu dem gewöhnlichen Auskunftsmittel, den Thränen.

„Und ich war stolz auf Dich," sagte er dumpf.

Hanna schob ihre Mutter sanft zur Seite und nestelte sich selbst fest an die väterliche Brust.

„Hättest Du mich lieber dem hyppo castanum gegeben mit der fünfjährigen Entwicklungszeit, Vater?"

„Die noch durchaus nicht erwiesen ist," warf Elsner ein.

Brandt hob den Kopf wie ein Jagdhund, der Fährte wittert. „Noch nicht erwiesen, sagten Sie?"

„Nein. Noch ist der fünfjährige Engerling nur Hypothese, die zwar einige Unregelmäßigkeiten der Flugjahre deckt, aber der wissenschaftlichen Begründung entbehrt."

„Würden Sie — dagegen schreiben?"

Hanna hob ihr Köpfchen von der väterlichen Brust und warf Elsner einen langen, sprechenden Blick zu. Der junge Gelehrte errötete. Dann sagte er fest: „Ich nicht. Aber warum wollen Sie nicht selber Ihre Erfahrungen veröffentlichen? Meine geringen Kenntnisse stehen Ihnen zur Verfügung."

Der Oberförster strich sich den Bart. „Geht," sagte er dann zu den Frauen. „Wir Männer haben noch viel zu besprechen."

Gehorsam näherten sich beide der Thür.

„Minna, den Kandidaten kannst Du übrigens von mir grüßen. Die beiden Jungen kommen von Ostern ab in Pension." —

Zwei Stunden später saßen alle in der behaglichen Wohnung Elsners in der Charlottenstraße bei einem ausgezeichneten Frühstück. Die vielfachen Erregungen des Morgens hatten den Appetit geschärft, und Frau Clara machte heiter die Wirtin, nicht ohne Hanna hin und wieder einen vielsagenden Blick zuzuwerfen.

Es waren hübsche Räume mit behaglichem Geschmack eingerichtet. Ihre vornehme Einfachheit hatte Frau Minna einen Seufzer der Befriedigung ausgepreßt. Trotz der lebhaften Unterhaltung, die Tante Clara nicht einschlafen zu lassen bemüht war, lag eine erwartungsvolle Spannung über dem Kreise, die sich erst löste, als der Oberförster sein Glas hob und die Verlobung seiner Tochter anzeigte, kurz und trocken zwar, aber er zeigte sie doch an.

Lautes Jubeln folgte, und das Waldfräulein wanderte so geduldig aus einem Arm in den andern, als wäre es bei den Turteltauben in die Lehre gegangen.

„Mama," flüsterte Mieze Brüning bittend, mit einem Blick auf den Vetter.

„Still," wehrte diese ab. „Wir sind nicht im Lustspiel, Mieze."

Und der Rittmeister, dem Baumann wohl eine ähnliche Andeutung gemacht hatte, sagte sehr entschieden: „Erst wird einmal in Platangen die Fruchtfolge durchgemacht, dann wollen wir sehen."

Von dem Gesichte des Professors aber waren die Wolken des gestrigen Gewitters plötzlich verschwunden. „Was habe ich prophezeit, Clara, als damals sein erster Brief kam? Und wenn ich auch wirklich kein Gelehrter im Sinne Windenaus sein sollte, in der Graphologie, scheint mir, stehe ich meinen Mann."

Seine Frau sah ihn an. So bald schon öffnete sich sein Selbstbewußtsein ein neues Hinterpförtchen? Und sie hatte auf eine bleibende Heilung gehofft!

Der Kandidat war ans Fenster getreten. Sein Herz pochte; fast klang es wie Hammerschläge, mit denen man einen Sarg schließt. Die Liebe lag darin, die süße, heimliche Liebe, die hatte sterben müssen. Aber er wußte, daß aus ihrem Grabe die Lilie der Freundschaft erwachsen würde. Er sah in den rosigen Dunst, der um den edlen Bau des Schauspielhauses wob, und er schaute ein friedliches Bild. Sich selbst als lieben Hausgast in der Familie des Freundes, ein braunlockiges Mädchen auf dem Schoß, das verjüngte Abbild des Waldfräuleins, während ein größerer Knabe eifrig seine Rocktaschen nach den gewohnten Näschereien durchsuchte; und das bittere Lächeln auf seinen Lippen milderte sich zu leiser Wehmut.

„Es braucht nicht gerade Torte zu sein; man kann auch vom Brote leben."

Im andern Zimmer stand das Brautpaar am Fenster. Es sah auch hinüber zum Pegasus, der seine Schwingen ausbreitet zu kühnem Flug.

„Das laß unser Sinnbild sein, Lieb. Hinauf zur Sonne! Nicht Falterflug, der von Blume zu Blume tändelt; zielbewußt laß uns emporsteigen, bis dem freien Blick die richtige Schätzung wird für das, was unter ihm liegt."

Sie lehnte sich an ihn. „Vergiß nur nie, daß Du mich im seichten Wasser gefunden hast, und daß ich, wie Onkel Franz sagt, mein Leben lang den Sack der Vorurteile getragen habe."

Er sah ihr tief in die Augen. „Aber dann wuchsen der Psyche die Flügel, und als sie sie entfaltete, fiel der Raupensack zu Boden. Und so habe und halte ich Dich nun, mein Waldfräulein!"

Ende.

Zigeuner der Großstadt.

Roman

von

U. von Eck.

(Schluß.)

Thomas Versuch war fehlgeschlagen, ja, er hatte das Gegenteil bewirkt von dem, was sie gehofft; sie machte einen neuen. „Was gedenkt Dein Schwager nun weiter zu thun, zumal mit den kleinen Kindern?" fragte sie.

Das half. Asta war von Natur sehr kinderlieb, und diese Kinder ihrer einzigen Schwester liebte sie geradezu abgöttisch; sie waren noch ganz klein gewesen, als das Geschäftsinteresse die Übersiedlung ihres Schwagers, des einzigen Sohnes einer großen Hamburger Firma, erheischt hatte. Das war nun drei Jahre her, die beiden ältesten mußten nun fünf und sieben Jahre alt sein, und ein drittes war drüben geboren. Die armen kleinen zarten Dinger!

„Mein Gott, Du hast recht, Thoma, die Kinder, die armen süßen Kinder . . . ich muß sehen, ich habe noch nicht zu Ende gelesen, vielleicht schreibt Willy noch etwas . . ."

Die Klingel machte sie erschreckt auffahren. „Das ist Herr Bolinder," sagte sie hastig, „ich werde ihn hereinlassen, aber hierbleiben kann ich nicht!" Damit raffte Asta ihren Brief zusammen, ließ den Besucher ein, dem in dem dunklen Korridor ihr verweintes Gesicht entging, und verschloß sich dann in ihrem Zimmer.

Gunnar war in hochgradiger Erregung in Thomas Zimmer getreten. Es war das erste Mal, daß er sie wiedersehen durfte seit ihrer Krankheit, und auch heute hatte ihm Astas Billet, das seine wiederholte flehentliche Bitte beantwortete, nur ein kurzes Verweilen gestattet. Aber er dachte jetzt nicht daran, er dachte an nichts, als daß er sie wieder vor sich sah und daß sie noch lebte, die ihm die Folter der Reue schon so oft in dieser ganzen schrecklichen Zeit auf der Bahre gezeigt.

„Thoma!" rief er fast tonlos vor Aufregung, „Thoma!" Er warf Hut und Mantel fort und eilte auf sie zu; alles was er in diesen entsetzlichen Wochen gelitten, schien sich in dies eine Wort zusammenzudrängen, er fiel auf die Kniee vor dem blassen Gesicht in den Kissen und barg laut aufstöhnend das seine in ihren Schoß.

Thoma saß ganz still, sie wagte sich nicht zu rühren, um ihn nicht noch mehr aufzuregen; es überkam sie angesichts seiner Heftigkeit ein Gefühl von starrer, totenähnlicher Ruhe, das sie selbst zugleich

erschreckte und betrübte, aber sie konnte sich nicht dagegen wehren. In einer Art von äußerlichem Mitleid legte sie zuletzt die abgezehrte Hand auf den Kopf des Knieenden. Gunnar riß sie an seine Lippen und bedeckte sie mit wilden Küssen. „Thoma — Thoma!“ flüsterte er dabei von neuem mit bebender Stimme.

„Steh auf, Gunnar, ich bin ja noch nicht gesund.“

Thoma nahm nur ungern ihre Zuflucht zu dieser Warnung, denn sie fühlte, daß sie sie früher zu keiner Zeit ausgesprochen haben würde, aber sie wußte ihnen beiden jetzt nicht anders zu helfen.

Gunnar erhob sich erschreckt. „Verzeih!“ rief er bittend, „ich — ich . . . ah, diese letzten zwei Monate waren zu schrecklich!“

„Wir haben uns seit dreiviertel Jahren nicht gesehen, Gunnar!“ sagte Thoma ernst.

„Erinnere mich nicht daran, Thoma, ich flehe Dich an — Du kannst nicht ahnen, und ich kann es Dir nie genug schildern, was ich gelitten habe . . . Verzeih mir um dieser schrecklichen Qual willen — wenn Du kannst! Ich will versuchen, gut zu machen, Thoma, mein ganzes Leben will ich dazu verwenden, gut zu machen, was ich in elender Verblendung verschuldet — Thoma, darf ich?“ Er ließ sich wieder auf ein Knie vor ihr nieder, nahm ihre Hand und sah mit ängstlicher, flehender Inbrunst zu ihr empor.

Thoma wandte beunruhigt den Kopf fort. „Es ist ja alles gut jetzt,“ sagte sie leise, ihm ihre Hand entziehend.

Gunnar stand auf; ein lähmender Schreck legte sich ihm auf das Herz. Was war das! War es zu spät? Konnte er nicht mehr gut machen? War ihr Herz für ihn erstorben, oder — nein, nein, das konnte, das durfte nicht sein . . . ihre Worte bezogen sich auf sein Hiersein, auf ihre Versöhnung, auf ein neues Glück — ja, ja, so mußte es sein, es war ja alles gut jetzt, und Thoma war nur noch zu matt, um ihm größere Herzlichkeit zu zeigen . . .

Gunnar sah, daß Thoma wie in Erschöpfung die Augen langsam schloß.

„Habe ich Dich zu sehr aufgeregt?“ fragte er geängstet, „o Gott, vergieb, aber ich konnte nicht anders . . . Thoma, Geliebte, habe ich Dir geschadet?“

Thoma schüttelte matt den Kopf und versuchte ein Lächeln. „Nein, nein, nur — ich hatte vorher schon allerlei Aufregung, Asta bekam eine sehr trübe Nachricht, und dann — ich bin ja überhaupt erst seit gestern wieder auf —“

„Ja, ja, Du hast recht, ich will gehen — aber ich darf wiederkommen, nicht wahr? Morgen — oder übermorgen doch . . .“ Er nahm Hut und Mantel und trat dann noch einmal vor Thoma hin. „Thoma,“ sagte er leise und mit vor Bewegung zitternder Stimme, „Thoma — — wir lieben uns ja doch . . . nicht?“

Er hatte ihre Hand genommen; sie lag matt und kühl in der seinen. Thoma vermochte ihn nicht zu belügen, auch nicht durch einen Händedruck. Aber sie lächelte müde, als sie seinen Abschiedsgruß erwiderte, doch das war ein Lächeln, an das Gunnar immer nur mit Grauen dachte.

Als er gegangen war, sank Thoma erschöpft zurück und schloß die Augen, und bald ließ die Abspannung aller ihrer physischen und seelischen Kräfte sie in einen erbarmenden Schlaf verfallen.

Als sie nach einer Stunde erwachte, stand Asta vor ihr mit einer Tasse Bouillon.

„Du Gute,“ sagte Thoma gerührt, „selbst in Deiner Trübsal denkst Du noch an mich!“

„Für andere sorgen ist ein bewährtes Hilfsmittel im eigenen Leid,“ sagte Asta sanft. Sie hatte das bunte Morgenkleid gegen ein schwarzes Gewand vertauscht und sah blaß, aber ruhig aus. „Ich hatte mittlerweile Zeit, nachzudenken.“

Beide genossen nun schweigend den belebenden Trank. Dann sagte Thoma: „Was schreibt Dein Schwager weiter?“

Über Astas Gesicht ging ein flammendes Rot. Thoma sah sie erstaunt an. Endlich überwand sich die Sängerin zu sprechen.

„Er wünscht, daß ich hinüber komme.“

„Das dachte ich mir schon. Wirst Du gehen?“

Asta errötete von neuem. „Es ist noch etwas dabei —“

„Nun?“

„Es ist — er meinte — es mag ja auch richtig sein . . aber ich will Dir lieber die ganze Stelle vorlesen.“

Asta zog den Brief ihres Schwagers aus der Tasche und entfaltete ihn; als sie die Stelle gefunden hatte, las sie:

„Noch ganz erschüttert von dem Furchtbaren, Unbegreiflichen, das wir tagelang kommen sahen und doch nicht glauben wollten, stehe ich nun obendrein mit zagendem Herzen und fast ratlos schon vor der nächsten Zukunft. Noch völlig außer stande, den eigenen Schmerz zu verwinden, frage ich mich verzweiflungsvoll: Was soll aus meinen armen Kindern werden! Mir graut, wenn ich denke, daß diese zarten kleinen Wesen, die Lucy mit so sorgsamer, rührender Mutterliebe gehütet, aufwachsen sollen unter den Händen der Negerinnen und ihrer zuchtlosen Sitten. Schon diese kurze Zeit ist schlimm genug, obschon ich jetzt viele Stunden daheim bleibe, die ich eigentlich im Geschäft zubringen müßte. Auf die Dauer werde ich das auch mit meinen Pflichten nicht vereinigen können, was soll ich also thun? Es widerstrebt mir aufs äußerste, eine fremde bezahlte Person ins Haus zu nehmen und sie an Lucys Statt schalten und walten zu sehen, es wird immer eine Fremde bleiben, sei sie noch so pflichttreu und gewissenhaft. Und dann werden sie wechseln innerhalb der Jahre, häufig wechseln vielleicht, und die Kinder werden immer wieder anders angefaßt, die weichen jungen Herzen hierhin und dorthin gezerrt werden — — ich kann mich nicht dazu entschließen.

Und soll ich ihnen eine Stiefmutter geben, eine junge Frau, die nichts weiß von meiner Lucy und unserem unendlichen Glück, die ganz für sich fordern würde, was ich doch nicht mehr geben kann, und die mich ungewollt und unbewußt tagtäglich verletzen würde in meinen Erinnerungen — — auch das kann ich nicht, niemals!

Liebe Asta, wird es Dich hiernach noch sehr überraschen, wenn ich Dir nun sage: unsere einzige Hoffnung bist Du!? Du kanntest die teure Dahingeschiedene wie keine zweite, Du liebtest sie, sie war Dein Blut, Du betrauerst sie ebenso tief wie ich — Asta, um ihretwillen laß Dich erbitten: Komm zu uns, hilf uns! Die Kinder rufen Dich, ich bitte Dich innig, und ich bin gewiß, unsere Lucy wird von ihrem Himmel aus Deinen Entschluß segnen. O, ich weiß, er ist schon gefaßt, nicht wahr? Ich kenne ja Dein gutes, teilnehmendes Herz.

Aber ich bin noch nicht zu Ende.

Wir sind hier nicht in Deutschland, und die hiesigen Sitten und Anschauungen sind sehr verschieden von denen daheim. Es würde hier nicht angehen, daß Du in mein Haus kämest nur als meine junge Schwägerin und Tante meiner Kinder . . . wenn Du kommst, so mußt Du kommen als — mein Weib.

Ich weiß es, Asta, daß dies Wort verletzend erscheinen muß vor meiner unvergeßlichen Lucy noch unbegrüntem Hügel, weiß auch, daß, was ich biete, nur ein traurig Echo sein kann von einem zerbrochenen Glück, aber ein Blick auf meine drei kleinen Mädchen läßt mich es dennoch wagen. Du wirst mich verstehen, Asta, wirst begreifen, was ich keiner anderen je begreiflich machen könnte, Du wirst mir verzeihen, wenn ich nur noch ein halbes Herz zu bieten habe, und wirst es zu achten wissen, daß ich es nicht verschweige.

Willst Du dennoch kommen? Mir eine treue Gehilfin, den Kindern eine liebevolle Mutter sein? Es wäre ein Opfer, ich verstehe das wohl, und dennoch bitte ich Dich — bringe es! Laß uns die teure Tote gemeinsam betrauern und gemeinsam die herzigen Pfänder, die sie zurückgelassen, pflegen — vielleicht daß dann mit der Zeit und Gottes Hilfe doch ein stiller, heiterer Friede einzieht in unser aller Herzen. Wenn Du Dich entschließen kannst, zu kommen, so benachrichtige mich telegraphisch, ich werde dann alles Nötige hier veranlassen, und meine Eltern, die ich von meiner Bitte an Dich unterrichte, werden liebevoll für Deine Überfahrt sorgen. Jede Woche wird ein Gewinn sein für die Seelen meiner armen kleinen mutterlosen Kinder."

Asta ließ den Brief sinken und blickte zu Thoma hinüber; sie war heiß errötet während des Lesens, und nun glänzten wieder Thränen in ihren Augen.

Thoma blickte sie voll Teilnahme und aufmerksamen Sinnens an. „Was gedenkst Du zu thun?" fragte sie endlich.

Asta trocknete ihre Augen. „Ich habe schon die ganze Zeit über nachgedacht . . ." sagte sie zögernd.

„Es wäre ein Opfer," sagte Thoma.

„Vielleicht. Vielleicht auch gar nicht. Ich weiß ja, daß es kein jubelndes Glück sein kann, ich kann weder glauben noch wünschen, daß Lucys Witwer noch eine feurige Liebe zu vergeben haben sollte . . . aber kann ich denn das noch?!" Sie seufzte tief auf und stützte den Kopf in die Hand.

Thoma nickte langsam. „Es ist wahr," sagte sie, „auch Du gabst schon Dein Bestes weg."

„Mein Erstes. Ob es mein Bestes war? Ob das nicht gerade erst hier herausgebracht werden soll — in der Pflicht?! . . . Ach Thoma, so schwer es mir einerseits wird — mir ist doch, als dürfe ich nicht zögern, als müsse ich diesen Weg gehen, den mir das Schicksal selber weist."

Sie verharrte still in ihrer grübelnden Stellung.

Thoma schwieg. Endlich schien Asta dies zu empfinden.

„Würdest Du mich verurteilen, wenn ich ginge?"

„Verurteilen — liebe Asta, da sei Gott vor! Ich verurteile niemand."

„Aber Du würdest es nicht begreifen?"

„Aus mir heraus nicht, das weißt Du ja," sagte Thoma sanft, „aber wir sind nicht alle gleich, und ich könnte mir denken, daß es für Dich ein Segen werden kann."

Asta sprang auf und trat auf Thoma zu: „Thoma, wenn ich ginge — würdest Du dann auch . . . Thoma, dürfte Raimund dann wiederkommen?" rief sie eifrig.

Thoma errötete. „Dein Fall liegt anders als der meinige," sagte sie abwehrend; „bei mir hieße es, egoistisch nach einem neuen Glück greifen, das ich selbst vielleicht nicht einmal zu spenden fähig wäre — Du nimmst eine Pflicht auf Dich."

Asta trat seufzend zurück. „Eine Pflicht — ja!" sagte sie — „aber eine teure doch. Die lieben armen herzigen Kinder . . . ich gehe, Thoma, ich muß gehen um ihretwillen!"

Eine Stunde später war Asta unterwegs nach dem Telegraphenbureau.

Thoma blieb allein zurück; Fräulein Ostermann war auch ausgegangen; die Einsamkeit that der Kranken wohl. Der Tag mit seinen Erlebnissen hatte ihre schwachen Kräfte aufs äußerste angespannt, und die fiebrischen Augen und glühenden Handflächen sprachen von körperlicher und seelischer Überanstrengung. Sie schloß die Augen, und ihre Gedanken kehrten nun noch einmal zu Gunnars Besuch zurück.

Wie seltsam war es doch! Sie liebte ihn nicht mehr, und doch konnte sie ihm nicht untreu werden. Es war ein eigentümliches seelisches Problem. Und doch war es ganz natürlich. Wem sie die Treue hielt, das war nicht er, war nicht ein Wesen von Fleisch und Blut, es war ihre eigene Liebe, von der sie nicht los konnte, dies Gefühl ihres Lebens, das mit ihr verwachsen war von Kindesbeinen an. Und diese Liebe hatte er gering geachtet, verschmäht, mißhandelt wie ein allzu sicheres Gut, das man nicht hütet, noch schont. Und nun war sie tot. Oder eigentlich nicht das. Aber es war doch etwas gestorben in ihr und war auseinander gefallen, wie Leib und Seele im Tode thun. Was da unirdisch gewesen war an diesem großen Gefühl, das konnte nicht sterben, es lebte fort, verklärt und vergeistigt, Treue heischend bis zum letzten Atemzug. Doch das, was dies Gefühl mit Gunnar Bolinder verbunden hatte, die unsichtbaren Fäden vom Geistigen zum Menschlichen, das war nicht mehr. Ihre Liebe lebte,

aber sie bezog sich nicht mehr auf ihn, und ohne das Bedürfnis einer sinnlichen Äußerung löste es nun ganz folgerichtig vermöge seiner Mächtigkeit den Körper auf, der das Medium für jene gewesen wäre. Thoma war ihrer Liebe treu geblieben, aber Gunnar Bolinder hatte nichts mehr damit zu thun.

Es war schon spät, als Asta am Abend heimkehrte, und Thoma hatte schon, mit Fräulein Ostermanns Hilfe, ihr Lager aufgesucht.

„Ich habe eben etwas sehr Trauriges gesehen,“ sagte Asta, erregt atmend.

Thoma sah sie fragend an.

„Du fragtest mich doch heute vormittag nach Alma Schmidt, die damals mit uns konzertierte — ich habe sie eben gesehen!“

„Nun?“ sagte Thoma, als Asta mit einem tiefen Seufzer innehielt.

„Sie stieg aus einer Droschke vor einem — — Café chantant, unanständig geschminkt und in widerwärtigem Aufputz — — ah, wenn man dächte, daß man auch noch einmal dahin kommen könnte!!“

„Aber Asta!“

Asta brach in Thränen aus vor Erregung. „Wer bürgt mir für das Gegenteil?! Nimm Armut und falschen Stolz, nimm Unglück und Schulden, nimm Hunger, Verzweiflung und Trotz — und Du brauchst gar nicht einmal den Leichtsinn oder die Leidenschaft, geschweige denn die Schlechtigkeit, um Dich plötzlich in einem Abgrund zu finden, aus dem es kein Entrinnen mehr giebt . . . o, wir Einsamen, Heimlosen, Verwehten — —! Thoma, wenn irgend etwas, so hat mich der Anblick in meinem Entschlusse bestärkt. Ich gehe, und ich gehe gern!“

Thoma reichte ihr die Hand aus den Kissen. „Und Du thust recht daran!“ sagte sie fest.

Zwölftes Kapitel.

Die Verlobung ihrer Tochter Helene mit dem Rittergutsbesitzer und Lieutenant d. R. Herrn Herbert von Echten auf Echtenberg beehren sich ergebenst anzuzeigen

Geheimer Oberregierungsrat Scholten
und Frau Flora geb. v. Brincken.

Berlin, im November 189 . .

Diese Anzeige flatterte etwa vierzehn Tage nach den eben geschilderten Vorgängen als erster Morgengruß auf Thomas Krankenlager. Mit herzinniger Freude begrüßte sie sie. Wenn auch keine starke geistige Gemeinschaft sie mit Lenchen Scholten verband, so hatten sich die Cousinen doch herzlich lieb, und auch Herberts biedere und zugleich ritterliche Persönlichkeit war Thoma aufrichtig sympathisch.

Und dann kam ihre alte grüblerisch-philosophische Natur hinzu. Es freute sie überhaupt, dieses Glück. Als solches. Sie freute sich, daß es Glück gab, und so ganz in ihrer Nähe. Das melancholische Ausklingen ihrer eigenen Liebe, das wehmütig-herbe Schicksal, das Asta erfahren, auch der Gedanke an das, was sie von Clara Cavalcantis Herzenszustand wußte, ließ sie eine förmliche Sehnsucht empfinden nach dem Anblick eines ganzen vollen frischen gegenseitigen Glückes, irgendwo, an irgend wem. Nur sehen möchte sie's und mitfühlen und mitjubeln und so gleichsam vor ihrem eigenen Innern triumphieren über den grauen Pessimismus, der sich hohnlächelnd in ihr breit machen wollte.

Und nun war es da; und an so lieben Menschen. Aber auch an einem ganz fremden Paare hätte sie's gefreut. Das Abstrakte, Bizarre, ja Paradoxe ihres Wesens trat bei dieser Veranlassung wieder mehr in die Erscheinung, zumal j tzt, da das Gefühl, was diese Seite ihres Ichs in der letzten Zeit in den Hintergrund gedrängt hatte, abgethan war. Es war ihr, als hatte sie einen Sieg erfochten gegenüber dem Schicksal, und diese lebhafte und eigentümlich triumphierende Anteilnahme an fremdem Glück schien ihr noch einmal Leben und Spannkraft zurückgeben zu wollen.

Lenchen Scholten war noch am gleichen Tage selbst gekommen, ihr die Mitteilung mündlich zu wiederholen, und war sehr erstaunt und ebenso erleichtert gewesen durch die Art, wie Thoma sie aufnahm. Sie hatte sich ein wenig zaghaft zu dem Gange entschlossen, weil sie glaubte, Thoma werde ein fremdes Glück nur mit Schmerz und Bitterkeit aufnehmen können, und nun fand sie, daß das Gegenteil der Fall war. Lenchen Scholten war mehr denn jemals der Ansicht, daß ihre Cousine Thoma ein sehr seltsamer Mensch und ein völlig unberechenbarer Charakter sei. Sie machte daheim einen sehr zuversichtlichen Bericht von Thomas Befinden und daß dieselbe fest versprochen habe, bei der offiziellen Verlobungsfeier, die in einigen Tagen stattfinden solle, zu erscheinen.

Asta Engelbrecht war abgereist. Eine kurze Korrespondenz mit ihren künftigen Schwiegereltern hatte genügt, sie über alles Nötige zu orientieren, und so hatte sie denn ihre Koffer gepackt und war zunächst nach Hamburg gefahren, wo sie unter dem erfahrenen Rat ihrer neuen Verwandten eine zweckentsprechende Ausstattung für das Tropenklima zu beschaffen und sich dann einzuschiffen gedachte.

Thoma betrauerte ihren Verlust aufrichtig. Astas Charakter hatte sich gerade durch die Krankheit der Freundin, sowie durch deren schwieriges Temperament überhaupt, in seinen liebenswürdigen und aufopfernden Zügen so herausgebildet, daß sie für Thoma ein wahrer Engel geworden war, und fast hätte man glauben mögen, das Schicksal habe sie durch diese Zeit eigens für ihre größere Aufgabe vorbereiten wollen. Thoma hatte ihr bisheriges Zimmer jetzt mit für sich in Anspruch genommen, so daß kein fremdes Element in ihr harmonisches Zusammenleben mit dem guten Fräulein Ostermann störend eingriff. War die alte Malerin durch ihren Beruf genötigt, fern zu sein, so leisteten Constanze Farel oder Tante Diana ihr Gesellschaft und Pflege. Nur Clara ließ sich fast gar nicht sehen, und geschah es, so waren ihre Besuche kurz, sie selbst still und zerstreut.

Gunnar Bolinder kam fast täglich, und zweimal hatte er Thoma auch gesehen. Allein beide Male war sie nicht allein gewesen, und so hatte nur Oberflächliches zwischen ihnen gesprochen werden können.

Fräulein von Brincken, die er am ersten Tage anwesend und, wie es schien, für den ganzen Tag installiert fand, hatte ihn so unbequem und prüfend fixiert unter den großen Gläsern ihrer Hornbrille hervor, die sie abwechselnd auf ihn und auf ihren Strickstrumpf richtete, daß Gunnar sehr bald, enttäuscht und irritiert, davon gegangen war. Und das zweite Mal, da hatte Doktor Isidor Mayer, der die Kranke behandelte, ihn einfach fortgeschickt. Gunnar haßte diesen kleinen polternden, äußerlich vernachlässigten Menschen ebenso sehr, wie umgekehrt der Arzt den hübschen, stets sorgfältig gekleideten „Ästhetiker", wie er ihn nannte, verabscheute; eine stillschweigende Feindseligkeit herrschte zwischen den beiden, und nur ab und zu, je nachdem die jeweilige Situation es ergab, benutzte bald der eine, bald der andere die Gelegenheit, den Gegner zu kränken oder zu demütigen.

Es war am Nachmittage des für das Verlobungsfest angesetzten Tages. Der erste Schnee war gefallen und gab der ruhelosen Großstadt ein reines, gleichsam friedlicheres Ansehen . . . so mag ein vielbewegtes Herz auch unterm Leichentuch zur Ruhe kommen — —

Thoma von Liengaard saß in ihrem Zimmer vor einem großen Spiegel; sie wollte ja zum Feste gehen und kleidete sich an. Das Zimmer war wohlig warm, und Lichter brannten am Spiegel. Der feine spitzenbesetzte Mousseline ihrer Wäsche strömte zarten Veilchenduft aus, die reizvollen goldbraunen Haarwellen flossen aufgelöst über ihren Rücken. Ihre Haut hatte die alte schneeige Weiße behalten, aber die feinen, überall jetzt sichtbaren Knochen sprachen eine traurige Geschichte. Doch heute stand in Thomas Gesicht ein frohes Lächeln, sie hatte es mit aus dem Schlaf gebracht, und es war darauf verblieben und lag darauf, wie ein Sonnenstrahl über einer erstorbenen Landschaft weilen mag.

Jetzt suchte sie in ihrem umfangreichen Schmuckkasten nach einem passenden Schmuck zu dem kostbaren Gewand aus weißem Crêpe de Chine, das sie heut anzulegen gedachte; aber eins nach dem andern glitt durch ihre Finger, ohne ihren Beifall zu finden. Jetzt hielt sie das letzte Etui in den Händen, sie öffnete es langsam. Perlen! Da lagen sie, in mattem keuschen Glanze, diese kostbaren Schätze des Meeres, eine gleichmäßige, wertvolle Schnur; dazu Nadeln wie große Thränentropfen. Das wollte sie tragen; sie verschloß alles übrige wieder und legte die Perlen vor sich hin. Leicht fröstelnd hüllte sie sich in einen Frisiermantel aus weißem Flanell und begann dann, ihr Haar zu ordnen. In natürlicher Welle floß es über den Kopf, einzelne goldig aufblitzende Löckchen fielen zu den Seiten auf die Stirn. Auf dem Hinterkopf schlangen die geschickten Hände die lockeren Haare zu einem schlichten, graziösen Knoten, und dann flocht sie die Perlenschnur hindurch durch die welligen Strähne. Da leuchteten sie matt auf zwischen dem tiefen Braungold, und es schien, als wäre es gar nicht möglich gewesen, daß sie etwas anderes hätte wählen können. Als sie fertig war, nahm Thoma einen zweiten Spiegel zur Hand und betrachtete sich lächelnd; sie hatte heute noch einmal wieder schön sein wollen, und sie war zufrieden mit ihrem Werk.

Als sie den Handspiegel fortlegen wollte, war ihr, als schwanke sie noch so, wie sie sich eben hin und her bewegt hatte, ihr schwindelte, und sie fühlte eine plötzliche Anwandlung von Schwäche, die ihr fast die Sinne benahm; matt und tief erbleicht sank sie in ihren Stuhl zurück.

In diesem Augenblick trat Fräulein Ostermann in das Zimmer. „Thoma, liebes Töchterchen, was ist Ihnen? Sehen Sie, es war doch noch zu viel für Sie, dies Unternehmen, schon das Ankleiden und das alles — Sie müssen wenigstens ein Glas Wein trinken!"

Geschäftig eilte sie wieder hinaus und kehrte gleich darauf mit einem Glase Portwein zurück. Thoma trank es hastig aus und verlangte ein zweites; sie belebte sich zusehends unter der Wirkung des feurigen Rebenblutes, daß sie wie neues Leben ihre Adern durchströmen fühlte. Gestärkt richtete sie sich wieder auf und lächelte ihr „Pflegemütterchen" dankbar an.

„Es war nur ganz vorübergehend," sagte sie, „ich kann das Emporrecken der Arme nicht gut vertragen — jetzt ist alles wieder gut . . . Mir ist ja gerade heut so ganz besonders froh und leicht zu Mute!" Sie begann wiederum, sich weiter anzukleiden; jetzt umfloß sie das matte Elfenbeinweiß ihres Gewandes in langen tiefen Falten; die schlanke Gestalt schien während der letzten Monaten noch gewachsen zu sein, in ihrer Schmächtigkeit hatte sie jetzt fast etwas Körperloses gewonnen. Sie befestigte die Perlentropfen an ihrer Brust, und dann war sie fertig. Als sie sich aber so dem großen Spiegel zuwandte und hineinsah, war es ihr wieder, als wenn ihr Bild darin zu schwanken beginne, sie wandte sich ab, um ihre Nerven an dem Dunkel des Wohnzimmers zu erholen. Aber sie schwankte im Gehen, und unwillkürlich griff sie nach den Möbeln und Wänden, als sie sich fortbewegte.

„Thoma — liebes Töchterchen — fehlt Ihnen etwas?" rief Fräulein Ostermann bange aus und eilte, sie zu stützen.

Thoma lächelte, daß es wie sonniges Leuchten über ihr weißes Antlitz zog — „O nein — nein," sagte sie, und sie wußte nicht, daß sie es ganz leise flüsterte — „mir ist so wohl, so leicht — so sehr leicht und wohl . . . nur — nur einen Augenblick ausruhen, und dann — die Feier — — die Feier . . ." sie sank in den roten Plüsch eines Sessels.

Draußen klingelte es; Fräulein Ostermann eilte hinaus; man hörte eine polternde Stimme: „Höre eben bei Fräulein von Brincken, daß sie dahin will, zu dieser Zusammenrottung von Menschen heut abend — ist sie toll! Kann ihr Tod sein, ihr augenblicklicher Tod . . ."

Doktor Mayer stürmte, ohne anzuklopfen, in das Zimmer hinein; Fräulein Ostermann folgte ihm.

In ihrem Sessel saß Thoma, die Augen geschlossen, das weiße Gesicht zurückgelehnt, noch immer das sonnige Lächeln darauf; neben ihr auf dem Teppich lag ihr Fächer, er war ihrer Hand entsunken.

Der Doktor trat darauf, als er hinzueilte, das kostbare Gebilde krachte unter seinem Fuß; heftig schleuderte er es fort und beugte sich nieder. Thoma saß unbeweglich. „Was bedeutet das?“ stieß er hervor und blickte mit hastiger Frage zu Fräulein Ostermann empor. Diese trat nun auch näher herzu. „Mein Gott — ohnmächtig geworden —“ rief sie aus — „in der Sekunde, da ich öffnen ging!“

„Bringen Sie mehr Licht!“ rief der Doktor heiser.

Die alte Malerin trug mit zitternden Händen eine Lampe herbei, von nebenan sandten die Spiegellichter, verdoppelt, mit zuckender Flamme ihren Schein herein.

Der Doktor faßte Thomas herabhängende Rechte, nach einer Weile ließ er sie langsam wieder sinken. „Wir wollen sie auf das Sofa legen,“ sagte er dann, und sie hoben sie hinüber; wallend floß ihr weißes Gewand über den roten Plüsch daher.

Wie auf eine plötzliche Eingebung riß der Doktor sein Notizbuch hervor — „Laufen Sie schnell in die Apotheke und holen Sie dies, vielleicht daß . . . aber eilen Sie, eilen Sie . . .“

Und dann war er allein mit dem wächsernen Gesicht da auf den Kissen. Er trat heran und starrte auf sie nieder. Er rührte sie jetzt nicht mehr an. Totenstille herrschte im Zimmer; man hörte das Knistern der Lichter, das Ticken der Uhr; von draußen drang wie fernes Rauschen der Straßenlärm herauf. Unbeweglich lag die weiße Gestalt da, unbeweglich stand der Arzt daneben. Stille Leute beide. Hier war er nun allein mit ihr, die er im Leben so sehr geliebt, ganz allein. Es war wie ein seltsam wehmütiger Lohn; dies hatte er nun ganz für sich . . . Er betrachtete das Lächeln in den stillen Zügen, es war so friedvoll, so sonnig, so befreit, wie er auf diesem Gesicht sonst nie eins gesehen . . . wie gebannt blickte er darauf hin — — sie wollte ja auch zu einer Feier gehen! Wie eine weiße Blume lag sie da, gebrochen, aber nicht verwelkt, eine Lilie, die der Sturm auf den Rasen geweht — still nun, ganz still . . . Wie seltsam es war, sie so zu sehen! Ihr Leben war so voll Unruhe gewesen, ihr ganzes Wesen so sprühend — es war schwer zu denken, wie das alles so still werden konnte, so gar still . . .

Mit grellem Riß schreckte den Arzt ein Klingelzug empor; er fuhr mit der Hand nach der Stirn und besann sich: richtig, Fräulein Ostermann mit dem Mittel — — er lächelte bitter. Aber es war noch nicht das alte Fräulein. Eine Bestellung von Geheimrat Scholtens und ob Fräulein von Liengaard nicht bald käme, man wolle in einer Viertelstunde zu Tisch gehen. Das rote, breit lächelnde, eilige Dienstmädchen, das so laut sprach, irritierte den Doktor namenlos — „Sagen Sie den Herrschaften — Fräulein von Liengaard würde nicht kommen!“ brachte er mühsam hervor und schloß dann die Thür rasch hinter dem verdutzten Mädchen.

Gleich darauf kam Fräulein Ostermann zurück; sie schloß sich selbst die Etagenthür auf, atemlos trat sie in das Zimmer und reichte dem Arzt ein kleines Päckchen. Er nahm es und legte es auf den Tisch; das alte Fräulein blickte ihn erstaunt und fragend an. Der kleine Doktor schüttelte langsam den Kopf mit dem wirren Lockenhaar. Ein leiser Schrei tönte durch das Gemach —

„Tot?!“ rief die alte Malerin mit hervorstürzenden Thränen aus.

Der Arzt nickte stumm.

So standen sie beide vor dem stillen verklärten Gesicht.

Plötzlich ertönte die Klingel von neuem; Fräulein Ostermann ging hinaus und kam eilend zurück. „Es ist Herr Bolinder,“ sagte sie hastig, „eine Bestellung von Ihnen hätte ihn geängstet,“ fügte sie fragend hinzu.

Der Doktor runzelte die Stirn, und sein Gesicht nahm einen feindseligen Ausdruck an. „Haben Sie ihm gesagt —?“

„Noch nicht; er ist in meinem Atelier drüben; soll ich ihn hereinlassen?“

Der Doktor zuckte die Achseln und griff nach seinem Hut — „Gute Nacht!“ sagte er und reichte der alten Dame die Hand.

Auf dem Korridor stieß er auf Gunnar; seine schwarzen Augen glühten auf, als ob sie ihn durchbohren wollten, und mit schonungsloser Bitterkeit sagte er schneidend und herb, indem er nach dem Zimmer zurückwies, wo die Tote lag: „Das waren Sie!“ Dann war er hinaus.

Gunnar starrte ihm für die Dauer einer Sekunde fassungslos nach; dann stürzte er, von einer schrecklichen Ahnung erfaßt, an Fräulein Ostermann vorüber, in das Zimmer hinein. In den Händen trug er einen Strauß blutroter Blumen, die auf Thomas Platz an der Festestafel gelegen hatten —

. . . ein gräßlicher Schrei drang auf den Korridor hinaus — die alte Malerin schauderte zusammen — es hatte geklungen, wie ein gehetztes Wild aufschreien mag, wenn nun doch das lang geflohene Blei des Jägers es ereilt — zusammengebrochen lag Gunnar Bolinder über Thomas Leiche . . .

Es war Mitternacht, als er das Haus verließ, aschbleich, wankend, ein elender, elender Mann.

Die Blumen, die er in den Händen getragen, waren ihm entsunken und über Thomas Brust auseinandergefallen. Da lagen sie nun und sahen aus, als ob es ihr Herzblut wäre . . .

* * *

Der nächste Morgen zog grau herauf. An seinem Schreibtisch in der öden kalten Stube saß Gunnar, die Ellenbogen aufgestützt, in seinen Haaren wühlend. Hier hatte er die Nacht zugebracht, fühllos gegen Kälte oder Hunger oder Müdigkeit, wie vernichtet in all seinen Lebensäußerungen, und nur eins sehend, nur eins wissend, nur eins begreifend: jenes wachsbleiche Gesicht mit dem erlösten, dem friedvollen Lächeln. Zu denken vermochte er nicht, aber er sah dies Gesicht immer vor sich, und er hörte die schrecklichen Worte des Arztes: „Das waren Sie!“ Sie dröhnten vor seinen Ohren wie die Stimme des Gerichts, jeden anderen Gedanken ertötend, alles andere verjagend aus seiner Seele, bis sie allein darin verblieben — allein mit der Verzweiflung! „Ja, das warst Du!“ so wühlte es nun in ihm

selber, erst leise und flüsternd, dann lauter und immer lauter, zuletzt war es ihm, als wenn eine ganze Schar grauenhafter Dämonen auf ihn zustürzten und es mit heulenden Wehrufen ihm ins Ohr schrieen . . . „Mein Gott — erbarme Dich!“ schrie er selbst in wahnsinniger Seelenqual auf, und dann legte eine wohlthätige Ohnmacht sich auf seine gequälten Sinne. Als er aus ihr erwachte, fand er sich noch an dem Tische sitzend, wirr das Hirn, alle seine Glieder wie zerschlagen. Er raffte sich auf und schlich nach dem Sofa, dort sank er ausgestreckt nieder, das Gesicht in die Polster vergrabend.

Gegen zehn Uhr ertönte die Klingel; man hörte die Antwort der Wirtin: „Herr Bolinder kam gestern abend spät nach Hause und hat noch nicht geschellt; wenn Sie aber hineingehen wollen, Herr Linsky —“

Schon hatte Arthur Linsky die Thür in der Hand und trat ein. Einen Augenblick stutzte er: das Bett war unberührt. Da erblickte er die hingestreckte Gestalt auf dem Sofa; er trat hinzu.

Aber das konnte Gunnar nicht sein. Es war zwar seine Gestalt, seine Kleidung, aber diesen Kopf da, dessen Gesicht man nicht sah, deckte schlohweißes Haar . . .

Linsky starrte erschrocken darauf hin. Da hob Gunnar den Kopf und ließ ihn sein Gesicht sehen — die Züge eines Greises!

„Gunnar!“ schrie Linsky auf — „großer Gott, was ist geschehen?!“

Gunnar richtete sich langsam empor. „Sie ist tot,“ sagte er dabei mit schrecklicher Ruhe.

Linsky fiel in einen Stuhl und starrte entsetzt zu dem Freunde hinüber. Er war hierher gestürmt heute morgen in der Verzweiflung des eigenen Leids. Er hatte sich erzählen lassen wollen, alles genau berichten, wie es hergegangen war am Abend vorher, als Lenchen Scholten sich Herbert von Echten verlobte, so wie das Herz es liebt, in den eigenen Wunden zu wühlen . . . Und dann hatte er Gunnar Lebewohl sagen wollen, denn er wollte fort, weit fort, um zu verschmerzen, zu verbluten — zu vergessen, wenn's sein konnte! Und jetzt war er hier, und alles dies verstummte in ihm vor dem unsäglich größeren Jammer. Was war sein eigen Leid gegen dies furchtbare Weh! Er trug einen Schmerz, der nur seine Seele getroffen, und den er nicht durch eigene Schuld frevelnd beschworen — und dort . . .! Ein namenloses Mitleid mit dem Freunde ergriff ihn — „Gunnar —“ sagte er dumpf, nahm seine Hand und schüttelte sie, die schlaff in der seinigen lag. Er hätte viel darum gegeben, wenn er sich hätte äußern können. Aber er fand kein Wort, nicht ein einziges. Vielleicht ist des Mannes Mitleid wahrer, tiefer, wahrhaft mitleidender als das des Weibes, aber es ist nicht so wohlthuend, weil es stumm ist, und es ist nicht erlösend, weil es bei dem anderen nichts auslöst — o, hätte er ihn können weinen machen! Arthur Linsky saß verzweiflungsvoll da, ein schweres Schweigen herrschte zwischen den beiden Männern.

Da ertönte die Klingel draußen von neuem, und dann steckte die Wirtin zaghaft den Kopf zur Thür hinein. „Frau Geheimrätin Scholten,“ meldete sie mit erstaunter Neugier. Linsky sprang mit einem erlösten Ausruf empor. „Sie schickt der liebe Gott selbst!“ flüsterte er Lenchens Mutter zu, die in Trauerkleidern auf dem Korridor stand und überließ dann den unglücklichen Freund diesen gütigen Samariterhänden.

* * *

Als man am dritten Tage Thoma Liengaards sterbliche Hülle zu Grabe trug, saß in seinem Zimmer ein gottbegnadeter Künstler vor seinem Instrument und gab ihr auch das Geleit — mit seiner Kunst! Raimund Erb spielte dem Mädchen, das er liebte, die Totenklage. Tief ergreifend schritten die ernsten Klänge eines Trauermarsches unter den Händen des Künstlers hervor — sanft glitten sie dann hinüber in die hehren, friedvollen Akkorde eines frommen Chorals. Und das emporgewandte Antlitz des jungen Künstlers verklärte sich, als er spielte, wie wenn die Muse seiner Kunst sichtbarlich über ihm schwebte und, zu besonderer Weihe mit diesem Tage, ihm ihren Kuß auf die Stirn drückte.

Dreizehntes Kapitel.

Das Weihnachtsfest war vorüber, und wieder war es Sylvester geworden. Da klopfte der Tod mit erlösendem Finger noch an ein anderes Haus in der großen Hauptstadt und forderte ein müdes Menschenherz zur Gefolgschaft auf in seinem ernsten Zuge: Georg Farel lag im Sterben. Der greise Geiger, der des Lebens wechselvollste Launen erfahren, der nach seinen frischesten Kränzen gegriffen in der Jugend, und dem das Alter Armut und Blindheit gebracht, er sollte ihn nun bald ausgekämpft haben, den irdischen Kampf.

Der alte Herr hatte es sich nicht nehmen lassen wollen, unter den Leidtragenden zu stehen an Thomas Gruft, über die der scharfe Novemberwind die Flocken gefegt, und eine schwere Lungenentzündung war die Folge dieser Liebesthat gewesen. Zwar war die eigentliche Krankheit behoben, das Fieber unterdrückt, allein die Schwächen des Alters und die Nachwirkung der mancherlei Leiden und Entbehrungen seines Lebens ließen den alten Geiger nicht mehr zu einer rechten Genesung kommen. Er blieb schwach und unfähig, das Bett zu verlassen, und weder Constanzens unermüdliche und aufopfernde Pflege, noch die Bemühungen des Arztes, noch auch die ausgesuchteste Ernährung, die Onkel Willibald als seinen Anteil an der Pflege durchzusetzen gewußt hatte, waren imstande, die immer mehr schwindenden Kräfte zu heben. Aber dennoch dachten sowohl Constanze wie der alte Professor nicht im entferntesten daran, daß das Ende des Vaters und Freundes, der so heiter und geduldig sein Leiden trug, und der so dankbar für jede Hilfe und Teilnahme war, nahe sein könne; es mußte sich ja wieder zum Guten wenden; vielleicht daß das neue Jahr die alten Kräfte herbeibrachte, die völlige Genesung mit sich führte! Nur einer wußte ganz genau, wie es um ihn stand, und daß all diese freundlichen Hoffnungen trügen würden,

und das war der alte Geiger selbst. Eine innere Stimme sagte ihm, daß er das neue Jahr nicht mehr sehen werde, und mit heiterer Seelenruhe gab er sich daran, sein Haus hienieden zu bestellen.

Es war in der Dämmerstunde des Sylvestertages. Constanze saß neben dem Bett ihres Vaters und beobachtete in trübem Sinnen die immer tiefer werdenden Schatten an der gegenüberliegenden Mauer; ihr Herz war so bedrückt heute wie noch nie, und vergeblich suchte sie des Trübsinns, der sich immer schwerer auf sie senkte, Herr zu werden. Der Kranke schien zu schlafen, und Constanze wagte daher nicht, sich zu rühren; es war so selten, daß ein erquickender Schlummer ihn umfing; sie fuhr daher ein wenig erschreckt zusammen, als er plötzlich leise ihren Namen aussprach — „Constanze bist Du hier?"

„Ja, mein Vater, hier, neben Deinem Bett," sagte sie zärtlich und ergriff die abgezehrte Hand des Kranken. Ein schwaches Lächeln ging über dessen Gesicht; leise drückte er die weiche Hand in der seinen, und ein tieferer Atemzug hob die matte Brust.

„Spiele mir das Largo von Händel, mein Kind," sagte er dann.

Constanze gehorchte; weich und ernst klangen die feierlichen Akkorde der lieblichen Schöpfung zu dem Kranken hinüber; seines Kindes ganze trauernde Seele lag darin.

Der alte Geiger dankte ihr mit einem zärtlichen Blick. „Und nun einen Choral, meine Constanze . . . ‚Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir' —"

„Mein Vater!"

„Du wirst es mir ja nicht abschlagen —" lächelte der Kranke.

Constanze spielte, aber ihre Hände zitterten auf den Tasten, und sie mußte ihre Thränen gewaltsam zurückdrängen. Als sie die Melodie beendet, trat sie rasch wieder an das Bett ihres Vaters. Er sah befriedigt, ja glücklich aus.

„Constanze, mein teures Kind," sagte er — „ich werde nun bald bei Deiner Mutter sein . . ."

„Vater, mein geliebter Vater," rief Constanze, und die mühsam unterdrückten Thränen brachen jetzt hervor — „Du mußt nicht so sprechen! Hast Du wieder Schmerzen? Wie kommst Du auf so trübe Gedanken? Soll ich nach dem Arzt schicken?"

„Nein — nein, mein Kind," wehrte der alte Herr ab — „nichts von alledem! Aber höre mich an. Ich fühle, daß mein Ende nahe ist, und ich möchte Dir vorher noch etwas sagen." Er machte eine kurze Pause, das Sprechen schien ihn sehr anzugreifen. Constanze weinte leise. „Du weißt," begann der Sterbende jetzt von neuem — „daß Melitta — daß Deine Mutter, als sie mein Weib ward, einen anderen, der sie auch liebte, kränken mußte, weil sie mich mehr liebte als ihn . . ."

„Ja. Ja, mein Vater," stammelte Constanze.

„Nun, dieser andere hat — sie ebenso wenig vergessen können — wie ich — und, als sie tot war . . ." Der Kranke sprach nur noch mühsam und mit äußerster Anstrengung; Constanze richtete ihn ein wenig empor und reichte ihm ein Glas mit Wein, von dem er geduldig einen Schluck genoß. „Da — da übertrug er seine Liebe auf ihr einziges Kind — —" Nur leise und zitternd, wie ein bebender Hauch kamen die Worte des Sterbenden jetzt noch hervor; aber Constanze verstand ein jedes derselben, und ihr Herz erbebte in plötzlicher Ahnung.

„Jener Privatdozent, mein Vater — —" rief sie leise, in angstvoller Spannung.

Ihr Vater neigte langsam das Haupt. „Onkel Willibald," sagte er leise, kaum hörbar, dann sank er in die Kissen zurück. Es war sein letztes Wort gewesen. Der alte Geiger hatte aufgehört zu leben.

* * *

Der nächste Morgen zog kalt und klar herauf, ein schöner, sonniger Wintertag.

In dem Sterbezimmer neben dem Toten stand Constanze; sie erwartete Onkel Willibald, aber er konnte nicht vor zehn Uhr da sein. Sie hatte Tannenzweige um den Toten her gelegt und weiße Christrosen, und dazwischen lag das stille Gesicht des toten Greises mit den armen, jetzt für immer geschlossenen Augen wie ein Bild des alten Jahres, das zur Ruhe ging.

Still und thränenlos starrte Constanze auf die Leiche ihres Vaters nieder; ihr war unsagbar einsam und verlassen zu Mute. Da lag nun, was so lange den Inhalt ihres Lebens ausgemacht, alle ihre Sorgen beansprucht hatte, und ihr Herz ausgefüllt . . . Wirklich! Ihr Herz ausgefüllt? O Vater, Vater!

Constanze sank in die Kniee neben dem Bett und küßte die erstarrten Hände — ihr war, als müsse sie's dem Toten abbitten, daß dieses Herz auch einem anderen geschlagen hatte neben ihm, ja, fast wollten ihre aufgeregten und durch die lange Pflege überreizten Nerven ihr eine Schuld machen aus diesem stillen Gesicht da vor ihr . . . Wäre er gestorben, wenn sie ihn allein weiter geliebt hätte wie bisher — war schon der flüchtige Gedanke, daß auch die Sorge um ihn ein Grund war, der sie von Lambert trennt, eine Sünde gewesen, die sich nun rächte? So bitter rächte?! . . . Da hörte Constanze, wie die Glocken der nahen Jerusalemer Kirche begannen, den Gottesdienst einzuläuten: „ein neues Jahr", so verkündete ihr Ruf, und klar und froh schien ihre eherne Stimme die Winterluft zu durchschneiden, um an ihr Ohr, an ihre Seele zu dringen.

Constanze erhob sich von den Knieen; es war wie Trostesworte in ihre Seele gefallen, dies Glockenläuten des Neujahrstages. Es trug ihre Gedanken empor mit seinem Schall zu jenen lichten Höhen, wo nun wohl selige Festtagsklänge dem Dahingegangenen läuteten zum Wiedersehen mit dem geliebten Weibe, wo die armen umnachteten Augen sich nun öffneten dem ewigen Licht. In Constanzens Seele wurde es Friede.

Jetzt nahten sich in dem Wohnzimmer leise schnelle Männertritte; das kleine Mädchen, das Constanze angenommen, mußte einem Besucher geöffnet haben; es würde Onkel Willibald sein, der Gute, Edle — in tiefer Bewegung wandte sich Constanze ihm entgegen.

Da stand er schon, der da gekommen war, in dem Sterbezimmer, an ihrer Seite, und blickte be-

selber, erst leise und flüsternd, dann lauter und immer lauter, zuletzt war es ihm, als wenn eine ganze Schar grauenhafter Dämonen auf ihn zustürzten und es mit heulenden Wehrufen ihm ins Ohr schrieen . . . „Mein Gott — erbarme Dich!“ schrie er selbst in wahnsinniger Seelenqual auf, und dann legte eine wohlthätige Ohnmacht sich auf seine gequälten Sinne. Als er aus ihr erwachte, fand er sich noch an dem Tische sitzend, wirr das Hirn, alle seine Glieder wie zerschlagen. Er raffte sich auf und schlich nach dem Sofa, dort sank er ausgestreckt nieder, das Gesicht in die Polster vergrabend.

Gegen zehn Uhr ertönte die Klingel; man hörte die Antwort der Wirtin: „Herr Bolinder kam gestern abend spät nach Hause und hat noch nicht geschellt; wenn Sie aber hineingehen wollen, Herr Linsky —“

Schon hatte Arthur Linsky die Thür in der Hand und trat ein. Einen Augenblick stutzte er: das Bett war unberührt. Da erblickte er die hingestreckte Gestalt auf dem Sofa; er trat hinzu.

Aber das konnte Gunnar nicht sein. Es war zwar seine Gestalt, seine Kleidung, aber diesen Kopf da, dessen Gesicht man nicht sah, deckte schlohweißes Haar . . .

Linsky starrte erschrocken darauf hin. Da hob Gunnar den Kopf und ließ ihn sein Gesicht sehen — die Züge eines Greises!

„Gunnar!“ schrie Linsky auf — „großer Gott, was ist geschehen?!“

Gunnar richtete sich langsam empor. „Sie ist tot,“ sagte er dabei mit schrecklicher Ruhe.

Linsky fiel in einen Stuhl und starrte entsetzt zu dem Freunde hinüber. Er war hierher gestürmt heute morgen in der Verzweiflung des eigenen Leids. Er hatte sich erzählen lassen wollen, alles genau berichten, wie es hergegangen war am Abend vorher, als Lenchen Scholten sich Herbert von Echten verlobte, so wie das Herz es liebt, in den eigenen Wunden zu wühlen . . . Und dann hatte er Gunnar Lebewohl sagen wollen, denn er wollte fort, weit fort, um zu verschmerzen, zu verbluten — zu vergessen, wenn's sein konnte! Und jetzt war er hier, und alles dies verstummte in ihm vor dem unsäglich größeren Jammer. Was war sein eigen Leid gegen dies furchtbare Weh! Er trug einen Schmerz, der nur seine Seele getroffen, und den er nicht durch eigene Schuld frevelnd beschworen — und dort . . .! Ein namenloses Mitleid mit dem Freunde ergriff ihn — „Gunnar —“ sagte er dumpf, nahm seine Hand und schüttelte sie, die schlaff in der seinigen lag. Er hätte viel darum gegeben, wenn er sich hätte äußern können. Aber er fand kein Wort, nicht ein einziges. Vielleicht ist des Mannes Mitleid wahrer, tiefer, wahrhaft mitleidender als das des Weibes, aber es ist nicht so wohlthuend, weil es stumm ist, und es ist nicht erlösend, weil es bei dem anderen nichts auslöst — o, hätte er ihn können weinen machen! Arthur Linsky saß verzweiflungsvoll da, ein schweres Schweigen herrschte zwischen den beiden Männern.

Da ertönte die Klingel draußen von neuem, und dann steckte die Wirtin zaghaft den Kopf zur Thür hinein. „Frau Geheimrätin Scholten,“ meldete sie mit erstaunter Neugier. Linsky sprang mit einem erlösten Ausruf empor. „Sie schickt der liebe Gott selbst!“ flüsterte er Lenchens Mutter zu, die in Trauerkleidern auf dem Korridor stand und überließ dann den unglücklichen Freund diesen gütigen Samariterhänden.

* * *

Als man am dritten Tage Thoma Liengaards sterbliche Hülle zu Grabe trug, saß in seinem Zimmer ein gottbegnadeter Künstler vor seinem Instrument und gab ihr auch das Geleit — mit seiner Kunst! Raimund Erb spielte dem Mädchen, das er liebte, die Totenklage. Tief ergreifend schritten die ernsten Klänge eines Trauermarsches unter den Händen des Künstlers hervor — sanft glitten sie dann hinüber in die hehren, friedvollen Akkorde eines frommen Chorals. Und das emporgewandte Antlitz des jungen Künstlers verklärte sich, als er spielte, wie wenn die Muse seiner Kunst sichtbarlich über ihm schwebte und, zu besonderer Weihe mit diesem Tage, ihm ihren Kuß auf die Stirn drückte.

Dreizehntes Kapitel.

Das Weihnachtsfest war vorüber, und wieder war es Sylvester geworden. Da klopfte der Tod mit erlösendem Finger noch an ein anderes Haus in der großen Hauptstadt und forderte ein müdes Menschenherz zur Gefolgschaft auf in seinem ernsten Zuge: Georg Farel lag im Sterben. Der greise Geiger, der des Lebens wechselvollste Launen erfahren, der nach seinen frischesten Kränzen gegriffen in der Jugend, und dem das Alter Armut und Blindheit gebracht, er sollte ihn nun bald ausgekämpft haben, den irdischen Kampf.

Der alte Herr hatte es sich nicht nehmen lassen wollen, unter den Leidtragenden zu stehen an Thomas Gruft, über die der scharfe Novemberwind die Flocken gefegt, und eine schwere Lungenentzündung war die Folge dieser Liebesthat gewesen. Zwar war die eigentliche Krankheit behoben, das Fieber unterdrückt, allein die Schwächen des Alters und die Nachwirkung der mancherlei Leiden und Entbehrungen seines Lebens ließen den alten Geiger nicht mehr zu einer rechten Genesung kommen. Er blieb schwach und unfähig, das Bett zu verlassen, und weder Constanzens unermüdliche und aufopfernde Pflege, noch die Bemühungen des Arztes, noch auch die ausgesuchteste Ernährung, die Onkel Willibald als seinen Anteil an der Pflege durchzusetzen gewußt hatte, waren imstande, die immer mehr schwindenden Kräfte zu heben. Aber dennoch dachten sowohl Constanze wie der alte Professor nicht im entferntesten daran, daß das Ende des Vaters und Freundes, der so heiter und geduldig sein Leiden trug, und der so dankbar für jede Hilfe und Teilnahme war, nahe sein könne; es mußte sich ja wieder zum Guten wenden; vielleicht daß das neue Jahr die alten Kräfte herbeibrachte, die völlige Genesung mit sich führte! Nur einer wußte ganz genau, wie es um ihn stand, und daß all diese freundlichen Hoffnungen trügen würden,

und das war der alte Geiger selbst. Eine innere Stimme sagte ihm, daß er das neue Jahr nicht mehr sehen werde, und mit heiterer Seelenruhe gab er sich daran, sein Haus hienieden zu bestellen.

Es war in der Dämmerstunde des Sylvestertages. Constanze saß neben dem Bett ihres Vaters und beobachtete in trübem Sinnen die immer tiefer werdenden Schatten an der gegenüberliegenden Mauer; ihr Herz war so bedrückt heute wie noch nie, und vergeblich suchte sie des Trübsinns, der sich immer schwerer auf sie senkte, Herr zu werden. Der Kranke schien zu schlafen, und Constanze wagte daher nicht, sich zu rühren; es war so selten, daß ein erquickender Schlummer ihn umfing; sie fuhr daher ein wenig erschreckt zusammen, als er plötzlich leise ihren Namen aussprach — „Constanze bist Du hier?"

„Ja, mein Vater, hier, neben Deinem Bett," sagte sie zärtlich und ergriff die abgezehrte Hand des Kranken. Ein schwaches Lächeln ging über dessen Gesicht; leise drückte er die weiche Hand in der seinen, und ein tieferer Atemzug hob die matte Brust.

„Spiele mir das Largo von Händel, mein Kind," sagte er dann.

Constanze gehorchte; weich und ernst klangen die feierlichen Akkorde der lieblichen Schöpfung zu dem Kranken hinüber; seines Kindes ganze trauernde Seele lag darin.

Der alte Geiger dankte ihr mit einem zärtlichen Blick. „Und nun einen Choral, meine Constanze . . . ‚Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir' —"

„Mein Vater!"

„Du wirst es mir ja nicht abschlagen —" lächelte der Kranke.

Constanze spielte, aber ihre Hände zitterten auf den Tasten, und sie mußte ihre Thränen gewaltsam zurückdrängen. Als sie die Melodie beendet, trat sie rasch wieder an das Bett ihres Vaters. Er sah befriedigt, ja glücklich aus.

„Constanze, mein teures Kind," sagte er — „ich werde nun bald bei Deiner Mutter sein . . ."

„Vater, mein geliebter Vater," rief Constanze, und die mühsam unterdrückten Thränen brachen jetzt hervor — „Du mußt nicht so sprechen! Hast Du wieder Schmerzen? Wie kommst Du auf so trübe Gedanken? Soll ich nach dem Arzt schicken?"

„Nein — nein, mein Kind," wehrte der alte Herr ab — „nichts von alledem! Aber höre mich an. Ich fühle, daß mein Ende nahe ist, und ich möchte Dir vorher noch etwas sagen." Er machte eine kurze Pause, das Sprechen schien ihn sehr anzugreifen. Constanze weinte leise. „Du weißt," begann der Sterbende jetzt von neuem — „daß Melitta — daß Deine Mutter, als sie mein Weib ward, einen anderen, der sie auch liebte, kränken mußte, weil sie mich mehr liebte als ihn . . ."

„Ja. Ja, mein Vater," stammelte Constanze.

„Nun, dieser andere hat — sie ebenso wenig vergessen können — wie ich — und, als sie tot war . . ." Der Kranke sprach nur noch mühsam und mit äußerster Anstrengung; Constanze richtete ihn ein wenig empor und reichte ihm ein Glas mit Wein, von dem er geduldig einen Schluck genoß. „Da — da übertrug er seine Liebe auf ihr einziges Kind — —" Nur leise und zitternd, wie ein bebender Hauch kamen die Worte des Sterbenden jetzt noch hervor; aber Constanze verstand ein jedes derselben, und ihr Herz erbebte in plötzlicher Ahnung.

„Jener Privatdozent, mein Vater — —" rief sie leise, in angstvoller Spannung.

Ihr Vater neigte langsam das Haupt. „Onkel Willibald," sagte er leise, kaum hörbar, dann sank er in die Kissen zurück. Es war sein letztes Wort gewesen. Der alte Geiger hatte aufgehört zu leben.

* * *

Der nächste Morgen zog kalt und klar herauf, ein schöner, sonniger Wintertag.

In dem Sterbezimmer neben dem Toten stand Constanze; sie erwartete Onkel Willibald, aber er konnte nicht vor zehn Uhr da sein. Sie hatte Tannenzweige um den Toten her gelegt und weiße Christrosen, und dazwischen lag das stille Gesicht des toten Greises mit den armen, jetzt für immer geschlossenen Augen wie ein Bild des alten Jahres, das zur Ruhe ging.

Still und thränenlos starrte Constanze auf die Leiche ihres Vaters nieder; ihr war unsagbar einsam und verlassen zu Mute. Da lag nun, was so lange den Inhalt ihres Lebens ausgemacht, alle ihre Sorgen beansprucht hatte, und ihr Herz ausgefüllt . . . Wirklich! Ihr Herz ausgefüllt? O Vater, Vater!

Constanze sank in die Kniee neben dem Bett und küßte die erstarrten Hände — ihr war, als müsse sie's dem Toten abbitten, daß dieses Herz auch einem anderen geschlagen hatte neben ihm, ja, fast wollten ihre aufgeregten und durch die lange Pflege überreizten Nerven ihr eine Schuld machen aus diesem stillen Gesicht da vor ihr . . . Wäre er gestorben, wenn sie ihn allein weiter geliebt hätte wie bisher — war schon der flüchtige Gedanke, daß auch die Sorge um ihn ein Grund war, der sie von Lambert trennt, eine Sünde gewesen, die sich nun rächte? So bitter rächte?! . . . Da hörte Constanze, wie die Glocken der nahen Jerusalemer Kirche begannen, den Gottesdienst einzuläuten: „ein neues Jahr", so verkündete ihr Ruf, und klar und froh schien ihre eherne Stimme die Winterluft zu durchschneiden, um an ihr Ohr, an ihre Seele zu bringen.

Constanze erhob sich von den Knieen; es war wie Trostesworte in ihre Seele gefallen, dies Glockenläuten des Neujahrstages. Es trug ihre Gedanken empor mit seinem Schall zu jenen lichten Höhen, wo nun wohl selige Festtagsklänge dem Dahingegangenen läuteten zum Wiedersehen mit dem geliebten Weibe, wo die armen umnachteten Augen sich nun öffneten dem ewigen Licht. In Constanzens Seele wurde es Friede.

Jetzt nahten sich in dem Wohnzimmer leise schnelle Männertritte; das kleine Mädchen, das Constanze angenommen, mußte einem Besucher geöffnet haben; es würde Onkel Willibald sein, der Gute, Edle — in tiefer Bewegung wandte sich Constanze ihm entgegen.

Da stand er schon, der da gekommen war, in dem Sterbezimmer, an ihrer Seite, und blickte be-

wegt dorthin, wo der Tote lag, und dann in ihr eigenes bleiches Angesicht — aber es war nicht der alte Professor, der da kam — Max Lamberts ernstes junges Gesicht war es, in das Constanze verwirrt jetzt blickte. Sie reichten einander die Hände; dann traten sie mitsammen zu dem Toten. Der junge Bildhauer legte einen Kranz von auserlesenen weißen Winterastern auf ihn nieder; es war der erste Kranz.

„Woher wußten Sie?“ — fragte Constanze leise.

„Ich sprach den Arzt heute früh,“ war seine Antwort. Dann schwiegen beide.

Tiefe Bewegung ergriff das Mädchen, als sie so dastand vor der Leiche ihres Vaters neben dem Manne, den sie liebte; heiße Thränen quollen in ihrer Brust empor und fielen in großen Tropfen auf ihre gefalteten Hände. Da hörte sie leise und innig ihren Namen nennen.

„Constanze —“ flüsterte es neben ihr.

Sie erwiderte nichts, ihre Thränen flossen reichlicher.

„Constanze,“ sagte Max Lambert noch einmal mit bewegter Stimme — „Sie stehen nun allein . . .“

Das Mädchen schüttelte heftig den Kopf: „Onkel Willibald —“ brachte sie mühsam hervor.

„Er ist nicht Ihr Verwandter — Sie haben keine Pflichten gegen ihn . . . nein, Constanze, hören Sie mich an, hier, in dieses Toten heiliger Nähe müssen Sie mich endlich hören! Constanze — glauben Sie, wenn Ihr teurer Vater jetzt herabsähe auf uns aus seiner lichten Höhe, sehender jetzt als wir mit unseren sehenden Augen — glauben Sie nicht, daß er uns segnen würde, wenn ich jetzt zu seiner Tochter spreche: sei mein, Constanze, endlich mein — ich will Dich schützen und tragen in den Stürmen des Lebens und will Dich lieben bis in alle Ewigkeit — —?“

Der junge Bildhauer hatte in steigender Bewegung gesprochen, jetzt nahm er die Hände des weinenden Mädchens und zwang sie, ihm ihr bleiches Antlitz zuzuwenden. Constanze sah ihn an, und all die lang zurückgehaltene, schmerzliche, innige Liebe drang in einem einzigen großen Blick hervor aus ihrem Herzen.

„Constanze!“ jubelte der zitternde Mann vor ihr leise auf — „Constanze, Du bist mein!“

„Dein in alle Ewigkeit!“ flüsterte sie mit bebender Stimme, als er sie ernst und tiefbewegt in seine Arme schloß. Dann nahm er ihre Hand und preßte sie, als wolle er sie nie mehr lassen, und so standen sie eine Weile stumm, in ernster Weihe vor dem Angesicht des Todes.

Die Klingel der kleinen Wohnung machte sie aufschrecken. In fliegenden Worten teilte Constanze ihrem Verlobten mit, was sie gestern aus dem Munde ihres Vaters erfahren, dann eilte sie dem Professor entgegen. — „Onkel Willibald, lieber guter Onkel Willibald!“ schluchzte sie von neuem auf, als sie sein liebes altes, bewegtes Gesicht sah, und dann hing sie weinend an seinem Halse.

„Mein Kind, mein liebes armes Kind,“ sagte er endlich mit heiserer Stimme, „komm, laß uns zu ihm gehen.“ — Sie traten an das Lager des Toten, und der alte Professor blickte lange, lange, schweigend und in tiefster Bewegung auf ihn nieder. Es war, als habe er die Welt um sich her vergessen und durchlebe in diesen wenigen Minuten die ganze lange schwere Vergangenheit noch einmal. Endlich hob er den tiefgesenkten grauen Kopf — waren seine Gedanken bei der Gegenwart angelangt? Constanze stand neben ihm. Er sah sie bewegt an.

„Du bist nun meine Tochter!“ sagte er innig und feierlich und streckte ihr seine Rechte entgegen. Dabei erblickte er auch den jungen Bildhauer, der stumm beiseite gestanden hatte; jetzt trat Lambert rasch hinzu, sein schönes junges Gesicht ernster als je.

„Dann lassen Sie mich sie von Ihnen erbitten, da ich sie von ihm nicht mehr fordern kann,“ sagte er mit einem traurigen Blick auf den Toten. „Wollen Sie mir sie, die eben erst Ihre Tochter geworden, anvertrauen für das Leben als mein Weib, mein inniggeliebtes, trautes Weib? . . . Wir schlossen unseren Bund soeben hier vor dieses Toten Angesicht — so geben Sie uns nun auch hier Ihren Segen! . . .“

Der alte Professor blickte nicht überrascht, aber tiefschmerzlich und sehr bewegt von einem zum anderen zwischen diesen beiden schönen Menschen, die er beide lieb hatte, dann nickte er langsam, wie es seine Gewohnheit war, nahm Lamberts Hand in seine Linke und fügte sie mit Constanzens, die er noch hielt, in seinen eigenen Händen zusammen. Endlich sprach er. „Wieder abgeben — auch sie —“ sagte er leise, wie für sich sprechend — „abgeben an einen anderen — Glücklicheren, was mir eben zuzufallen schien — — es ist, als wenn es mein Schicksal wäre . . .“ Er machte eine lange Pause, die beiden jungen Leute wagten nicht, ihn zu unterbrechen, dann raffte er sich gewaltsam empor, drückte die vereinigten Hände in den seinen und sagte laut und kräftig — „Seid gesegnet!“ Aber als er sich dann über den toten Freund beugte, flossen große Thränen in seinen grauen Bart.

* * *

Als der alte Professor die kleine Gartenwohnung verließ, um mit Lamberts Unterstützung alles Nötige für die Beerdigung anzuordnen, sowie eine andere Unterkunft für seine Pflegetochter zu beschaffen, fiel ihm plötzlich ein, daß ihm aus der Verlobung Constanzens mit dem jungen Bildhauer eine andere schwere Pflicht erwachse: er mußte seiner armen jungen Nachbarin, Doktor Clara, von diesem Ereignis Mitteilung machen, und das fiel ihm so schwer aufs Herz, daß er seinen eignen Kummer fast darüber vergaß. Der gute alte Professor empfand schon ohnedies seit einiger Zeit ein inniges Mitleid mit seiner jungen Kollegin. Ihre zugleich gedrückte und zerfahrene Stimmung hatte ihm nicht entgehen können, und wenn er auch nicht genau wußte, wo und wie alles das lag, was ihr Gemüt beschwerte, so war er doch mit seinen Kombinationen über den Stand der Dinge nicht gar weit von der Wirklichkeit geblieben.

Clara hatte Lamberts Reise im Spätsommer gleichsam wie eine Erlösung begrüßt. Wenn sie ihn

ja nun freilich auch nicht sah, so konnte er sich während dieser Zeit doch auch Constanzen nicht nähern, und sie gewann eine ruhigere Zeit, um noch einmal mit aller Kraft sich ihrer Arbeit zuzuwenden.

Sie hatte sich zuletzt endgültig für das litterarische Thema entschieden gehabt; alles Material war zusammengetragen und geordnet; was der Fleiß hatte thun können, war gewissenhaft geschehen. Nun hatte es gegolten, einen Standpunkt zu gewinnen über der Sache, einen Standpunkt, von dem aus sie das Ganze gewissermaßen mit energischer Faust zurechtrücken und unter einen gemeinsamen Brennpunkt bringen konnte, es galt nun, den Beherrscher des Stoffes zu zeigen, nachdem sie so lange mit ihm als Kämpfer gerungen. Und dabei war der letzte Schlag gekommen — sie hatte es nicht gekonnt! Zu ehrlich, um sich selbst zu täuschen, zu klug auch, um unwissentlich einer Täuschung anheimzufallen, sah sie endgültig ein: es ging nicht! Sie hatte sich mürbe gemacht im Kampf mit dem Detail, nun war die Kraft zu Ende, wo es galt, sich darüber hinaus zu erheben. Sie fühlte es: dieser Kampf hätte hinter ihr liegen müssen, siegreich und verwunden, schon als sie ihr Werk begann; dieser Standpunkt über der Sache war die erste Bedingung, nicht die letzte! Sie war selber unreif und hatte wollen eine reife Frucht hervorbringen.

Nicht als ob sie an ihren Fähigkeiten überhaupt nun verzweifelte, nicht als ob sie nun glaubte, daß der Frau an sich ein hohes Ziel zu erreichen verwehrt sei, aber sie wußte nun ganz gewiß, daß die Frau ein solches Ziel doch mindestens nicht eher erreicht als der Mann, daß, ebenso wie bei diesem, die Fähigkeit, ein Fertiges zu liefern aus freiem, abgeklärtem Wissen, auch von der Frau erst nach vielen Jahren treuer mühevoller Arbeit erreicht wird. Sie wurde sich bewußt, daß sie sich nie begnügt hatte, sich den Männern gleichzustellen, sondern daß sie sich in der That über dieselben erhoben hatte — wie kam sie dazu, in wenigen Jahren erreicht haben zu wollen, was jene mit der Mühe eines Lebens bezahlten! Frauenbewegung und Sozialdemokratie schienen ihr plötzlich eine bedenkliche Ähnlichkeit untereinander aufzuweisen . . .

Es waren schwere, schwere Tage und Nächte gewesen, in denen Clara Cavalcanti zu dieser Erkenntnis heranreifte, in denen sie den bisherigen naiven Stolz ihres jungen Lebens einsargte, und doch — doch war es nicht das Letzte gewesen: das Schwerere war ihr noch vorbehalten!

Noch einmal hatte die frische Urkraft ihrer gesunden Natur sie herausgerissen aus dem Thal der Verzweiflung, noch einmal hatte alles, was Leben in ihr war, keck das Haupt erhoben. War sie denn ein Weib mit eines Weibes Herzen und eines Weibes Schwächen — nun, so wollte sie auch greifen nach eines Weibes Glück!

Sie mußte ihn erringen, diesen einzigen Mann, der je ihre Liebe erworben — erworben ohne Müh und Wunsch, so sagte sie sich bitter — und wenn sie um ihn dienen sollte wie eine Magd! Sie wollte sich ihm fügen, ihm unterordnen, ihm gehorchen demütig und geduldig, sie wollte selbst bis auf ihre Gedanken modeln nach seinem Wohlgefallen — o, was wollte sie nicht alles, wenn sie's nur erreichte, dies eine einzige — dies letzte Sehnen ihres Lebens!

Bei Thomas Leichenfeier hatte sie ihn zuerst wiedergesehen, aber dann war Herr Farel krank geworden, und sie hatte Constanze nicht besuchen dürfen — es war eine fast unerträgliche Prüfung gewesen! Nun hatte Professor Brenz ihr heute morgen flüchtig mitgeteilt, daß der alte Geiger die Augen für immer geschlossen habe, und nun erwartete sie mit heißer Ungeduld seine Rückkehr aus dem Sterbehause. Was würde Constanze nun thun? Trotz all der Redlichkeit ihrer Natur, trotz der wirklichen Herzensgüte, die sie besaß — mit fieberhafter Spannung dachte Clara jetzt an die Möglichkeit, daß dieser Tod des alten Herrn für sie eine neue Hoffnung in sich bergen könne. Unmöglich konnte Constanze allein in der bisherigen Wohnung bleiben, sie würde seinem — Lamberts — Gesichtskreise mehr entrückt werden, und vielleicht — ah, vielleicht ginge sie sogar fort von Berlin, zu Verwandten etwa — sie hatte zwar niemals von solchen gesprochen, aber es war ja doch möglich . . . und war sie erst fort, dann —

Clara stand zum hundertsten Male auf und trat ans Fenster, ob sie den alten Professor nicht kommen sah, und als sie dann endlich seinen Schritt im Korridor hörte, klopfte ihr Herz zum Zerspringen.

* * *

Es war Abend geworden, und der alte Professor hatte soeben seine junge Kollegin verlassen; er hatte sich nicht entschließen können, mit ihr zu sprechen, solange noch der Tag ihm ihr Gesicht beleuchtet hätte; in der rührenden innerlichen Zartheit seines äußerlich so rauhen Wesens wollte er es dem jungen Mädchen ersparen, ihm ihre Gefühle unfreiwillig zu enthüllen, so hatte er denn die Dämmerung abgewartet, und nun war er hinaus, und sie war allein.

Dunkle Schatten lagen über dem Zimmer und senkten sich tiefer und tiefer.

Vierzehntes Kapitel.

Frühling im Süden! Eine Welt voll Zauber und Düften, üppiges Laub, Blüten und Blumen, lachende Sonne und leuchtendes Himmelsblau das ewig junge, ewig schöne Dorado für Künstler und Liebesleut: Italien!

Über San Remos weißen Villenhäusern glitzerte die Sonne; es war noch früh am Tage, und sie spiegelte ihre schrägen Strahlen noch in tausend bunten Tautropfen, die an Gräsern und Blumen hingen. Aber in dem eleganten Hotel Méditerranée war es doch schon lebendig, und auf seiner breiten weißen Sandsteinterrasse saßen schon einzelne Gäste beim Frühstück. Es ist herrlich dort auf diesem Fleckchen Erde. Wie gebettet in Grün liegt das Haus, Veilchen und Anemonen blühen ringsum, Flieder und Orangenbäume duften. Vor uns grüßt das blaue Meer, glitzernd in der Sonne des Südens, Frische auf seinen Wogen tragend, und im Rücken, da steigen

die Berge empor und türmen sich hoch und immer höher bis zu den gewaltigen Massen der Alpen in der Ferne; hier blicken sie herab auf das Märchenland Italien, jenseits schauen sie nach Deutschland hinüber.

Ein junger Mann, der an einer Ecke der Terrasse einen besonders geschützten Tisch inne hatte, schien allerlei Gedanken zu weben um die luftigen Häupter dieser Bergriesen; sein Blick haftete sinnend und ein wenig melancholisch an ihren rauhen Zacken, und es war sogar, als wenn jetzt ein leiser Seufzer seinen Lippen entfliehen wollte. Man sah ihm an, daß er ein Deutscher war, aber das lag nicht so sehr in seiner reckenhaften Gestalt und seinen blonden Haaren als vielmehr in dem Ausdruck, den die tiefen blauen Augen jetzt trugen, da sie dorthin blickten, wo Deutschland lag, solch einen Ausdruck kennt nur ein germanisches Auge.

Arthur Linsky, denn er war es, der hier nach einer längeren Pilgerfahrt durch das gelobte Land der Kunst gestrandet war, schien auf jemand zu warten; wenigstens waren an dem Tisch, den er besetzt hielt, noch zwei Couverts gelegt, auch befanden sich dort Briefschaften, die nicht für ihn bestimmt zu sein schienen, da er sie unberührt ließ.

Jetzt schlug eine wohllautende weibliche Stimme etwas neckisch an sein Ohr. „Nun, lieber Freund, noch in Träumen, oder schon in Träumen, wie sage ich am besten?"

Linsky fuhr empor und sprang auf. „Ah, Frau Constanze, guten Morgen! Grüß Gott, Lambert, ja, ja, Sie haben wohl recht zu spotten, 's ist noch ein bißchen zu sehr ‚Morgenluft' zum Träumen, aber die Berge hatten mir's angethan, zumal jener alte Recke da drüben mit seinem Januskopf, der so stumm und doch so beredt an das alte Deutschland mahnt, auf das er drüben hinuntersieht —"

„Der aber auf beiden Seiten jetzt ein Friedensantlitz für Dich trägt, nicht wahr, Arthur?" Lambert reichte dem Freunde die Hand hin, die dieser kräftig ergriff und schüttelte.

„Ich hoffe es," sagte er, ein wenig errötend unter dem kräftigen braunen Kolorit, das seine Wangen bedeckte.

„Es war eine große Freude für uns, Sie hier zu treffen, Herr Linsky," sagte Constanze, „und vor allem, Sie so wohl und schaffensfroh zu finden. Nicht wahr, sowie wir nach Berlin zurückgekehrt sein werden, suchen Sie uns auf und dann halten Sie fernerhin gute Kameradschaft?"

„Ich danke Ihnen herzlich, nichts thue ich lieber. Muß doch auch sehen, wie Herr Professor Brenz sich als Mann der Praxis und Wohnungsdekorateur aus der Affaire gezogen hat."

„Oho," machte Lambert, „nimm Dich in acht, Arthur, und verdirb es nicht mit meiner Frau!"

Constanze lachte. „Der liebe gute Papa Willibald! Er ist ganz Eifer und beschreibt uns alles, was gemacht wird, bis ins geringste Detail; ich bin sehr froh, daß er während unserer Abwesenheit durch diese Sorgen von seinem Heimweh nach uns abgelenkt wird; es wurde ihm sehr schwer, mich herzugeben."

„Er hält sich schadlos auf ideellem Wege," scherzte Lambert; „wenn ich nämlich auf einen Menschen eifersüchtig bin, so ist es Papa Willibald; denn was diese kleine Frau da innerhalb vierundzwanzig Stunden zu seinem Lobe alles zu singen weiß, davon hast Du gar keinen Begriff, Arthur; und zum Dank dafür gönnt er mir eben diese kleine Frau gar nicht einmal so recht . . ."

„Nein, Max!" rief Constanze vorwurfsvoll, „da thust Du ihm Unrecht, Dir lieber als irgend einem anderen Manne, er hält unendlich viel von Dir, und ich glaube, er ist jetzt auch selbst viel zufriedener über diese Wendung, als er sich's eingestehen will."

„Nun, dann will ich Dir jetzt auch seinen Brief überantworten, der —"

„Einen Brief von Papa Willibald? Wo war er denn so lange? O Du kleines Ungeheuer, Du hattest ihn versteckt!"

„Hatte ich gar nicht nötig," sagte Lambert trocken, „ein weises Geschick hatte ihn sich hier unter die Zeitungen verkriechen lassen, und das war mir, als ich ihn entdeckte, ein Zeichen, daß ich ihn Dir vorenthalten sollte, bis wir alle drei in Gemütsruhe unser Frühstück genossen haben würden; seine dickleibige Beschaffenheit läßt mich ohnedies argwöhnen, daß die Außenwelt nun für die nächste halbe Stunde für Dich nicht vorhanden sein wird."

Linsky lachte. „Er ist wahrhaftig eifersüchtig!"

Constanze griff eifrig nach ihrem Brief, und während die Herren mit einer Cigarette in den nächsten Gartenwegen einherschlenderten, öffnete sie das starke Couvert. Es enthielt außer Onkel Willibalds Brief noch ein Schreiben von fremder Hand; Constanze wandte sich zunächst dem ersteren zu. Es handelte zuerst, wie gewöhnlich, von dem jungen Künstlerheim in der Lessingstraße. Nun sei bald alles fertig, schrieb der alte Herr, und in acht Tagen hoffe er das junge Paar einziehen zu sehen in das traute Nest.

„Da nun aber auf diese Weise die Zeit Eurer Heimkehr immer näher rückt,"

so fuhr der Brief fort,

„so kann ich es nicht länger unterlassen, Euch von einem Ereignis Kenntnis zu geben, das Ihr hier doch sehr bald und vielleicht auf eine Weise erfahren haben würdet, die schmerzvoller und peinlicher für Euch gewesen wäre, als wenn ich es Euch mitteile. Auch möchte ich nicht, daß sich Entstellungen und Verdächtigungen für Euch an diese Sache hängen, wie sie von Unberufenen oder Böswilligen so leicht hinzugetragen werden. Da es mir aber andererseits vorläufig noch sehr schwer werden würde, über ein Ereignis zu sprechen, das mich mehr betrübt hat, als ich ausdrücken kann, so wird es am besten sein, Ihr erfahrt den ganzen Sachverhalt aus dem beigeschlossenen, seiner Zeit an mich gerichteten Schreiben, und wir lassen dann die Zeit erst ihre heilende Wirkung üben, ehe wir auch unter uns die traurige Sache berühren . . ."

Klopfenden Herzens und mit zitternden Händen griff Constanze nach dem anderen Schreiben, und während sie las, stieg heiße Röte in ihre Schläfen

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Zum Heiligabend.

Mich Träume der Jugend berücken:
Ich höre fern Glockengetön,
Und träume von Kinderentzücken,
Von Zeiten, so golden, so schön.

Denn Christheiligabend ist heute,
Und ich bin im Geiste daheim.
Wie sonst noch wallen die Leute
Zur Christmette abends daheim.

„Lobt Gott!“ hör ich sie singen,
„Ihr Christen allzugleich!“
Und Orgeltöne klingen
Dazwischen bald rauschend, bald weich.

Ich sehe den Christbaum im Zimmer,
Christgaben darunter gestellt;
Ganz deutlich vom Kerzenschimmer
Die beschneite Straße erhellt.

Großmütterchen sitzt in der Ecke
Im Lehnstuhl, still lächelnd, und strickt.
Der Tisch, mit der weißen Decke,
Ist mit Äpfeln und Nüssen geschmückt.

Ich seh' die Gespielen — immer bunter,
Immer farb'ger die Bilder sich reih'n —
Und ich bin mitten darunter;
O könnt', o könnt' ich's noch sein!

Die Zeiten sind vergangen;
Der Kindheit Tage dahin!
Und doch, ein tiefes Verlangen
Lebt fort in meinem Sinn.

Denn Christabends wirbelnde Flocken,
Des Tannenbaums Lichterschein,
Und läutende Kirchenglocken:
Da möcht' in der Heimat ich sein!

C. Theodor Schulz.

Die Weihnachtsschaukel.

Weihnachtsmärchen für Kinder von **Marie Schwarz**.

Mariechen hatte, als sie einmal bei ihrer Freundin Bertha zu Besuch war, dort eine Schaukel gesehen, die am Thürrahmen befestigt wurde, und auf der sich die beiden kleinen Mädchen lustig den ganzen Nachmittag hin- und hergeschwungen hatten. Das war für Mariechen ein so großes Vergnügen gewesen, daß sie, nach Haus zurückgekehrt, behauptete, nie einen schöneren Nachmittag verlebt zu haben.

Als nun Weihnachten, das schöne, liebe Fest, herannahte, bat Mariechen ihre Eltern inständigst, ihr doch nur diesen einzigen Wunsch zu erfüllen und für sie beim Weihnachtsmann eine solche Schaukel zu bestellen, wie sie Bertha habe. Und die Eltern waren wirklich so lieb und gut, obgleich es eigentlich nicht der „einzige“ Wunsch auf des Töchterleins Wunschzettel gewesen.

Als Mariechen am heiligen Abend durch Papas lustig läutende Klingel mit ihrem Brüderchen Fritz zur Bescherung gerufen wurde, hing wirklich so eine prächtige Schaukel im Rahmen der gegenüberliegenden Thür. Da war der Jubel groß.

„O, Papa, Mama,“ rief sie freudestrahlend, „nun werde ich künftig ja fliegen können!“

„Wieso denn? Wie willst Du das denn machen?“ fragte der spaßhafte Papa. Er that gefälligerweise, als ob er Mariechen nicht verstanden hätte, damit diese einmal das Vergnügen habe, etwas zu wissen, was er noch nicht wußte.

„Aber Papa, wie ein Vögelchen werde ich ja mit meiner Schaukel fliegen!“

„Nur mit dem kleinen Unterschied,“ ergänzte Mama lächelnd dieses ebenso kühne als schöne Bild, „daß ein Vöglein niemand braucht, es in Bewegung zu setzen. Will man es antippen, dann fliegt es flink weg. Du aber, fürcht ich, mein Mariechen, wirst zu solchem Antippen jetzt den ganzen Tag immer jemand hinter Dir haben wollen.“

Mariechen versuchte nun sogleich, sich selbst zu schaukeln. Sie wollte Mama gern beweisen, daß sie das Fliegen wie ein rechtes Vöglein allein fertig brächte.

Doch der Versuch fiel kläglich aus. Die Schaukel ließ sich trotz alles Schüttelns und Zerrens nicht vom Fleck bewegen, gerad so wie Fritzchens bockbeiniges Schaukelpferd. Da mußte nun schließlich der gute Papa heran und Mariechen fast den ganzen Abend schaukeln. Und er that es gern, denn die Freude seines Töchterchens über die Erfüllung ihres Hauptwunsches machte ihm selbst Vergnügen.

Fritzchen hatte bisher neidlos zugesehen. Als er jetzt aber auch einmal geschaukelt sein wollte, rief das ungefällige Mariechen unartigerweise: „Nein, heut will ich meine Schaukel für mich allein haben. Du darfst überhaupt nur herauf, wenn ich Dir's erlaube. Aber,“ fügte sie gnädig hinzu, „Du magst Dich morgen schaukeln, Fritz. Das heißt,“ meinte sie überlegend, denn das Versprechen reute sie schon wieder halb, „wenn Du früher als ich aufstehst!“

Der Vater verwies ihr nun zwar solche Ungefälligkeit, doch es war mittlerweile schon zu spät geworden, als daß Fritz auch noch hätte geschaukelt werden können.

„Ja, Fritzing, warum hast Du Dich nicht eher gemeldet!“ sagte darum Papa. „Jetzt marschiert Ihr mir ins Bett und könnt Euch dabei auf morgen freuen.“

Fritz, der ein gutes Kerlchen war, zog an Schwester Mariechens Hand auch ganz getröstet durch die Aussicht ab, am anderen Morgen drankommen zu sollen.

Mit großen, glänzenden Augen lag Mariechen schlaflos in ihrem Bettchen. Sie konnte vor lauter Freude über die herrliche Schaukel nicht Ruhe finden; und endlich, als Fritzchen bereits in festem Schlafe lag, stand sie leise auf. Das Nachtlämpchen ergreifend, huschte sie leise heraus, um sich noch einmal zu ihrer geliebten Schaukel zu begeben. Sie konnte das schon wagen, denn die Kinder hatten ihr eigenes Zimmer; und Dörthe, die alte Kinderfrau, schlief viel zu fest, um sie zu hören und etwa an ihrem Vorhaben zu verhindern.

die Berge empor und türmen sich hoch und immer höher bis zu den gewaltigen Massen der Alpen in der Ferne; hier blicken sie herab auf das Märchenland Italien, jenseits schauen sie nach Deutschland hinüber.

Ein junger Mann, der an einer Ecke der Terrasse einen besonders geschützten Tisch inne hatte, schien allerlei Gedanken zu weben um die lustigen Häupter dieser Bergriesen; sein Blick haftete sinnend und ein wenig melancholisch an ihren rauhen Zacken, und es war sogar, als wenn jetzt ein leiser Seufzer seinen Lippen entfliehen wollte. Man sah ihm an, daß er ein Deutscher war, aber das lag nicht so sehr in seiner reckenhaften Gestalt und seinen blonden Haaren als vielmehr in dem Ausdruck, den die tiefen blauen Augen jetzt trugen, da sie dorthin blickten, wo Deutschland lag, solch einen Ausdruck kennt nur ein germanisches Auge.

Arthur Linsky, denn er war es, der hier nach einer längeren Pilgerfahrt durch das gelobte Land der Kunst gestrandet war, schien auf jemand zu warten; wenigstens waren an dem Tisch, den er besetzt hielt, noch zwei Couverts gelegt, auch befanden sich dort Briefschaften, die nicht für ihn bestimmt zu sein schienen, da er sie unberührt ließ.

Jetzt schlug eine wohllautende weibliche Stimme etwas neckisch an sein Ohr. „Nun, lieber Freund, noch in Träumen, oder schon in Träumen, wie sage ich am besten?“

Linsky fuhr empor und sprang auf. „Ah, Frau Constanze, guten Morgen! Grüß Gott, Lambert, ja, ja, Sie haben wohl recht zu spotten, 's ist noch ein bißchen zu sehr ‚Morgenluft‘ zum Träumen, aber die Berge hatten mir's angethan, zumal jener alte Recke da drüben mit seinem Januskopf, der so stumm und doch so beredt an das alte Deutschland mahnt, auf das er drüben hinuntersieht —“

„Der aber auf beiden Seiten jetzt ein Friedensantlitz für Dich trägt, nicht wahr, Arthur?“ Lambert reichte dem Freunde die Hand hin, die dieser kräftig ergriff und schüttelte.

„Ich hoffe es,“ sagte er, ein wenig errötend unter dem kräftigen braunen Kolorit, das seine Wangen bedeckte.

„Es war eine große Freude für uns, Sie hier zu treffen, Herr Linsky,“ sagte Constanze, „und vor allem, Sie so wohl und schaffensfroh zu finden. Nicht wahr, sowie wir nach Berlin zurückgekehrt sein werden, suchen Sie uns auf und dann halten Sie fernerhin gute Kameradschaft?“

„Ich danke Ihnen herzlich, nichts thue ich lieber. Muß doch auch sehen, wie Herr Professor Brenz sich als Mann der Praxis und Wohnungsdekorateur aus der Affaire gezogen hat.“

„Oho,“ machte Lambert, „nimm Dich in acht, Arthur, und verdirb es nicht mit meiner Frau!“

Constanze lachte. „Der liebe gute Papa Willibald! Er ist ganz Eifer und beschreibt uns alles, was gemacht wird, bis ins geringste Detail; ich bin sehr froh, daß er während unserer Abwesenheit durch diese Sorgen von seinem Heimweh nach uns abgelenkt wird; es wurde ihm sehr schwer, mich herzugeben.“

„Er hält sich schadlos auf ideellem Wege,“ scherzte Lambert; „wenn ich nämlich auf einen Menschen eifersüchtig bin, so ist es Papa Willibald; denn was diese kleine Frau da innerhalb vierundzwanzig Stunden zu seinem Lobe alles zu singen weiß, davon hast Du gar keinen Begriff, Arthur; und zum Dank dafür gönnt er mir eben diese kleine Frau gar nicht einmal so recht . . .“

„Nein, Max!“ rief Constanze vorwurfsvoll, „da thust Du ihm Unrecht, Dir lieber als irgend einem anderen Manne, er hält unendlich viel von Dir, und ich glaube, er ist jetzt auch selbst viel zufriedener über diese Wendung, als er sich's eingestehen will.“

„Nun, dann will ich Dir jetzt auch seinen Brief überantworten, der —“

„Einen Brief von Papa Willibald? Wo war er denn so lange? O Du kleines Ungeheuer, Du hattest ihn versteckt!“

„Hatte ich gar nicht nötig,“ sagte Lambert trocken, „ein weises Geschick hatte ihn sich hier unter die Zeitungen verkriechen lassen, und das war mir, als ich ihn entdeckte, ein Zeichen, daß ich ihn Dir vorenthalten sollte, bis wir alle drei in Gemütsruhe unser Frühstück genossen haben würden; seine dickleibige Beschaffenheit läßt mich ohnedies argwöhnen, daß die Außenwelt nun für die nächste halbe Stunde für Dich nicht vorhanden sein wird.“

Linsky lachte. „Er ist wahrhaftig eifersüchtig!“

Constanze griff eifrig nach ihrem Brief, und während die Herren mit einer Cigarette in den nächsten Gartenwegen einherschlenderten, öffnete sie das starke Couvert. Es enthielt außer Onkel Willibalds Brief noch ein Schreiben von fremder Hand; Constanze wandte sich zunächst dem ersteren zu. Es handelte zuerst, wie gewöhnlich, von dem jungen Künstlerheim in der Lessingstraße. Nun sei bald alles fertig, schrieb der alte Herr, und in acht Tagen hoffe er das junge Paar einziehen zu sehen in das traute Nest.

„Da nun aber auf diese Weise die Zeit Eurer Heimkehr immer näher rückt,“

so fuhr der Brief fort,

„so kann ich es nicht länger unterlassen, Euch von einem Ereignis Kenntnis zu geben, das Ihr hier doch sehr bald und vielleicht auf eine Weise erfahren haben würdet, die schmerzvoller und peinlicher für Euch gewesen wäre, als wenn ich es Euch mitteile. Auch möchte ich nicht, daß sich Entstellungen und Verdächtigungen für Euch an diese Sache hängen, wie sie von Unberufenen oder Böswilligen so leicht hinzugetragen werden. Da es mir aber andererseits vorläufig noch sehr schwer werden würde, über ein Ereignis zu sprechen, das mich mehr betrübt hat, als ich ausdrücken kann, so wird es am besten sein, Ihr erfahrt den ganzen Sachverhalt aus dem beigeschlossenen, seiner Zeit an mich gerichteten Schreiben, und wir lassen dann die Zeit erst ihre heilende Wirkung üben, ehe wir auch unter uns die traurige Sache berühren . . .“

Klopfenden Herzens und mit zitternden Händen griff Constanze nach dem anderen Schreiben, und während sie las, stieg heiße Röte in ihre Schläfen

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Zum Heiligabend.

Mich Träume der Jugend berücken:
Ich höre fern Glockengetön,
Und träume von Kinderentzücken,
Von Zeiten, so golden, so schön.

Denn Christheiligabend ist heute,
Und ich bin im Geiste daheim.
Wie sonst noch wallen die Leute
Zur Christmette abends daheim.

„Lobt Gott!“ hör ich sie singen,
„Ihr Christen allzugleich!“
Und Orgeltöne klingen
Dazwischen bald rauschend, bald weich.

Ich sehe den Christbaum im Zimmer,
Christgaben darunter gestellt;
Ganz deutlich vom Kerzenschimmer
Die beschneite Straße erhellt.

Großmütterchen sitzt in der Ecke
Im Lehnstuhl, still lächelnd, und strickt.
Der Tisch, mit der weißen Decke,
Ist mit Äpfeln und Nüssen geschmückt.

Ich seh' die Gespielen — immer bunter,
Immer farb'ger die Bilder sich reih'n —
Und ich bin mitten darunter;
O könnt', o könnt' ich's noch sein!

Die Zeiten sind vergangen;
Der Kindheit Tage dahin!
Und doch, ein tiefes Verlangen
Lebt fort in meinem Sinn.

Denn Christabends wirbelnde Flocken,
Des Tannenbaums Lichterschein,
Und läutende Kirchenglocken:
Da möcht' in der Heimat ich sein!

C. Theodor Schulz.

Die Weihnachtsschaukel.

Weihnachtsmärchen für Kinder von **Marie Schwarz**.

Mariechen hatte, als sie einmal bei ihrer Freundin Bertha zu Besuch war, dort eine Schaukel gesehen, die am Thürrahmen befestigt wurde, und auf der sich die beiden kleinen Mädchen lustig den ganzen Nachmittag hin- und hergeschwungen hatten. Das war für Mariechen ein so großes Vergnügen gewesen, daß sie, nach Haus zurückgekehrt, behauptete, nie einen schöneren Nachmittag verlebt zu haben.

Als nun Weihnachten, das schöne, liebe Fest, herannahte, bat Mariechen ihre Eltern inständigst, ihr doch nur diesen einzigen Wunsch zu erfüllen und für sie beim Weihnachtsmann eine solche Schaukel zu bestellen, wie sie Bertha habe. Und die Eltern waren wirklich so lieb und gut, obgleich es eigentlich nicht der „einzige“ Wunsch auf des Töchterleins Wunschzettel gewesen.

Als Mariechen am heiligen Abend durch Papas lustig läutende Klingel mit ihrem Brüderchen Fritz zur Bescherung gerufen wurde, hing wirklich so eine prächtige Schaukel im Rahmen der gegenüberliegenden Thür. Da war der Jubel groß.

„O, Papa, Mama,“ rief sie freudestrahlend, „nun werde ich künftig ja fliegen können!“

„Wieso denn? Wie willst Du das denn machen?“ fragte der spaßhafte Papa. Er that gefälligerweise, als ob er Mariechen nicht verstanden hätte, damit diese einmal das Vergnügen habe, etwas zu wissen, was er noch nicht wußte.

„Aber Papa, wie ein Vögelchen werde ich ja mit meiner Schaukel fliegen!“

„Nur mit dem kleinen Unterschied,“ ergänzte Mama lächelnd dieses ebenso kühne als schöne Bild, „daß ein Vöglein niemand braucht, es in Bewegung zu setzen. Will man es antippen, dann fliegt es flink weg. Du aber, fürcht ich, mein Mariechen, wirst zu solchem Antippen jetzt den ganzen Tag immer jemand hinter Dir haben wollen.“

Mariechen versuchte nun sogleich, sich selbst zu schaukeln. Sie wollte Mama gern beweisen, daß sie das Fliegen wie ein rechtes Vöglein allein fertig brächte.

Doch der Versuch fiel kläglich aus. Die Schaukel ließ sich trotz alles Schüttelns und Zerrens nicht vom Fleck bewegen, gerad so wie Fritzchens bockbeiniges Schaukelpferd. Da mußte nun schließlich der gute Papa heran und Mariechen fast den ganzen Abend schaukeln. Und er that es gern, denn die Freude seines Töchterchens über die Erfüllung ihres Hauptwunsches machte ihm selbst Vergnügen.

Fritzchen hatte bisher neidlos zugesehen. Als er jetzt aber auch einmal geschaukelt sein wollte, rief das ungefällige Mariechen unartigerweise: „Nein, heut will ich meine Schaukel für mich allein haben. Du darfst überhaupt nur herauf, wenn ich Dir's erlaube. Aber,“ fügte sie gnädig hinzu, „Du magst Dich morgen schaukeln, Fritz. Das heißt,“ meinte sie überlegend, denn das Versprechen reute sie schon wieder halb, „wenn Du früher als ich aufstehst!“

Der Vater verwies ihr nun zwar solche Ungefälligkeit, doch es war mittlerweile schon zu spät geworden, als daß Fritz auch noch hätte geschaukelt werden können.

„Ja, Fritzing, warum hast Du Dich nicht eher gemeldet!“ sagte darum Papa. „Jetzt marschiert Ihr mir ins Bett und könnt Euch dabei auf morgen freuen.“

Fritz, der ein gutes Kerlchen war, zog an Schwester Mariechens Hand auch ganz getröstet durch die Aussicht ab, am anderen Morgen daranzukommen zu sollen.

Mit großen, glänzenden Augen lag Mariechen schlaflos in ihrem Bettchen. Sie konnte vor lauter Freude über die herrliche Schaukel nicht Ruhe finden; und endlich, als Fritzchen bereits in festem Schlafe lag, stand sie leise auf. Das Nachtlämpchen ergreifend, huschte sie leise heraus, um sich noch einmal zu ihrer geliebten Schaukel zu begeben. Sie konnte das schon wagen, denn die Kinder hatten ihr eigenes Zimmer; und Dörthe, die alte Kinderfrau, schlief viel zu fest, um sie zu hören und etwa an ihrem Vorhaben zu verhindern.

Sonderbar! Schon als sie in ihren Strümpfchen, um kein Geräusch zu machen, den Korridor entlang zu der Thür der guten Stube schlüpfte, hörte sie zu ihrer Verwunderung ein leise schnurrendes Geräusch. Es war, als ob die Schaukel sich in ihren Angeln bewege. Aber das war ja nicht möglich! Oder sollte es Peter sein, der da so schnurrte? Das war nämlich die Hauskatze und der Kinder besonderer Liebling.

Als die Kleine nun die Thür zu dem Bescherungszimmer öffnete, blieb sie starr vor Staunen wie angewurzelt auf der Schwelle stehen. Ihre Schaukel war besetzt!

„Ei, daß Dich das Mäuslein beißt!“ So sagte Papa in solchem verwunderlichen Falle. Ein niedliches Englein mit goldenen Flügelchen stand darauf und schaukelte sich lustig, dabei fröhlich „Tralala, tralala, das Schaukeln das ist schön, o ja!“ singend.

„Wo kommst Du denn daher und hier auf meine Schaukel?“ fragte Mariechen ziemlich kurz. Sie liebte es nicht, wenn jemand anderes ihre Sachen benutzte. Darin hatte sie etwas von einem kleinen Geizkragen. Am liebsten alles für sich behalten! Nun, wir wissen das ja schon von ihrem heutigen, häßlichen Benehmen gegen Fritzchen her.

„Ei, der Peterli hat mir's erlaubt,“ entgegnete der fremde, kleine Gast, „und da kannst Du doch nichts dagegen haben!“

„So! Nicht? Wer weiß!“ sagte Mariechen unwirsch. „Ih, seht einmal! Also der Peterli! Und wie kommt denn der dazu, so mir nichts, Dir nichts über meine Schaukel zu verfügen?“

Und sie stemmte die Ärmchen herausfordernd in die Seite und sah das Englein drohend an.

„Hu, machst Du aber glubsche Augen!“ rief dieses.

Mariechen forschte jedoch streng weiter, wie der Richter, der einen Spitzbuben verhört: „Wer ist denn Dein Peterli?“

„Ach, bist Du aber ein dummes Mädchen, das nicht zu wissen! Etsch, etsch!“ neckte das Englein, Rübchen schabend.

„Hör mal, Du,“ rief Mariechen, vor Ärger puterrot werdend, „so was verbitt ich mir! Meine Lehrer haben gesagt, daß ich einmal ein sehr kluges Mädchen sein werde, wenn ich erst das Abc gelernt haben werde. Und das A kann ich schon schreiben!“

„Aha, Du bist erst beim Abc,“ sagte das Englein darauf etwas verächtlich. „Darum kennst Du auch noch nicht unseren guten Peterli, den wir Englein alle so lieb haben. Das ist ja der Petrus, der auch Dir einmal das Himmelsthor aufthun wird, wenn Du zu uns in den Himmel kommst.“

„Ich will aber gar nicht dahin, wo Du bist!“ versetzte Mariechen schnippisch.

„Und Du kommst doch dahin!“ lachte das Englein. — „Nein, ich mag aber nicht!“ — „Und Du kommst doch hin! O ja, ja, lala!“ beharrte das Englein. „Wenn Du nämlich auf Erden artig genug gewesen bist, zum Beispiel artiger als heute abend!“

„Nun seh mir einer diesen unnützen Wicht an!“ zürnte Mariechen, und ihre Augen funkelten vor Ärger gerade wie Peters Äuglein im Dunkeln. „Kommt hierher, klettert ohne Erlaubnis auf meine Schaukel und will mir auch noch sagen, daß ich unartig bin!“

Das Englein antwortete hierauf nichts. Es kicherte nur leise in sich hinein, als ob ihm Mariechens Zorn sehr komisch vorkomme, und schaukelte sich sorglos weiter.

„Tralala, tralala! Du kommst doch zu uns noch, '“ sang es wieder.

Aber das Schaukeln verstand es prächtig. Immer höher schwang es sich. Mariechen sah ein paar Augenblicke schweigend zu.

„Wie gut Du das heraus hast,“ sagte sie, des Engleins Geschicklichkeit widerwillig bewundernd. „Ich kann mich ordentlich nur mit Papas Hülfe schaukeln. Wie machst Du das denn nur?“

„Ja, erstens bin ich kein schwerfälliger Erdenkloß mehr wie Du,“ lautete des Engleins nicht sehr schmeichelhafte Entgegnung. „Und dann liegt's an meinen Flüglein. Damit machen wir Engel ja all den Wind, den Ihr auf Erden habt. O, wir können, wenn wir unsere Flügel heftig zusammenschlagen, sogar Sturm damit erregen. Soll ich Dir hier mal gleich einen kleinen Sturm vormachen, so 'n ganz kleines Stürmchen nur? Aber nein, ich will's lieber nicht thun; sonst fällt Dein Weihnachtsbaum noch um, und das wäre jammerschade wegen des Zuckernen, was daranhängt. Ach Du —“ und es warf einen begehrlichen Blick nach dem Christbaum, „darf ich mal ein bißchen daran naschen gehen?“

„Nein!“ rief Mariechen befehlshaberisch. „Untersteh Dich, so ruf ich die Mama! Ha, die würde Dich schön bringen!“

Das Englein machte ein betrübtes Gesichtchen und schaukelte weiter. Mariechens Baum ließ es aber in Ruh, da all die lieben Englein sehr manierlich sind.

„Nun geh aber endlich von meiner Schaukel herunter!“ rief Mariechen, ungeduldig werdend. „Dazu bin ich ja gerade aufgestanden, um mich selbst zu schaukeln!“

„O, laß mich doch noch ein Weilchen darauf!“ bat das Englein. „Ich bin ja das Englein Elim, das nie auf Erden auf einer Schaukel saß Darum hat mir's Petrus ja auch erlaubt, hier auf die Deine zu gehen, damit ich auch einmal dieses himmlische — ach, nein, himmlisch gerad noch nicht — aber doch reizende Vergnügen genieße. Geh, sei lieb, kleines Mädchen! Ich habe ja nur diese eine Nacht dazu, während Du Deine Schaukel — ach, sie ist zu prächtig, solche Schaukel — das ganze Jahr für Dich behältst, denn — Fritzchen wird wohl nicht zu oft darauf kommen!“ setzte es schelmisch hinzu.

Aber Mariechen ließ sich nicht rühren. Noch ärgerlicher gemacht durch diese letzte Anspielung, weil ein gerechter Vorwurf immer am meisten trifft, stieg sie, nachdem sie die Schaukel angehalten, hinter das Englein auf das Sitzbrett und rief: „Herunter mit Dir, Du unnützes Ding!“ Dabei gab sie ihm einen so heftigen Stoß, daß unser Englein wirklich herunterpurzelte und bei seiner Leichtigkeit gleich drei Purzelbäume dazu schlug. Gut, daß es nicht das Brüderchen war, das Mariechen also unfreundlich fortgestoßen; das hätte dabei leicht Schaden nehmen können. Das Englein hatte sich aber nichts gethan, weil seine Flüglein es wie ein Fallschirm schützten. Flink war es wieder auf, machte Mariechen ein Fäustchen und sagte: „Das soll Dir schlecht bekommen!“ Und als Mariechen ihm übermütig zurief: „Jetzt kannst Du mich schaukeln, ich erlaub's Dir!“ versetzte es: „Ja, das will ich, aber tüchtig!“ Und eins, zwei, drei war es an der Schaukel in die Höh geflogen und versetzte sie, sich an den Stricken haltend, nun in heftigste Bewegung. Immer höher und höher flogen die beiden.

„Halt an! Halt an!“ schrie Mariechen erschrocken. „Wir stoßen uns sonst die Köpfe an der Decke ein!“ — „Du meinst wohl nur Deinen eigenen pappenen Kopf!“ meinte das Englein spöttisch, „denn meiner geht nicht mehr entzwei.



Der ist ganz Seele. Ja, früher, als ich noch ein kleiner Junge hier auf Erden war, da hab ich mir öfter den Kopf eingestoßen. Der letzte Stoß verhalf mir ins Himmelreich."

Das war ja recht tröstlich! Das Englein schien es für kein Unglück weiter zu halten, wenn Mariechen sich wirklich den Schädel an der Decke einrannte. „Muß das auf Erden aber ein Dickkopf gewesen sein, wenn es sich öfter den Kopf eingestoßen hat!" mußte Mariechen trotz aller Angst denken.

Nein, zum Kopfeinstoßen kam es zum Glück noch nicht. Gerade als sie bei den Schwingungen der ganz wildgewordenen Schaukel beinah schon die Decke erreichten, berührte das Englein diese ganz leicht mit seinen Flügeln. Da zerbarst sie, that sich weit auf, und nun ging's immer höher und höher. Bis in die Wolken flogen sie und wieder in die Stube zurück. Die Stricke schienen sich ins Unendliche zu dehnen. Dünn wie Zwirnsfaden waren sie geworden.

Mariechen aber fühlte, wie sich die Wolkenschleier ihr ganz feucht ums Köpfchen legten; und die Sterne sah sie groß und glänzend wie lauter Sonnen in allernächster Nähe. Man hätte sie mit Händen greifen können. Ach, das war hübsch, wenn auch etwas ängstlich, so auf der Schaukel, nur ein dünnes Brettchen unter sich, im Weltenall herumzuzappeln.

Auf einmal, als Mariechen sich eben den Abendstern herunterlangen wollte, gab es einen Ruck. Eine große Hand hielt die Schaukel fest, und Mariechen nebst Englein und Schaukel — denn knicks knacks da rissen auch die spinnwebdünnen Schnüre unten — wurden zu irgend einem großen, großen Fenster hereingezogen.

„Na, wo sollte denn die Reise hingehen?" fragte eine barsche Stimme; dabei sah Mariechen aber in ein freundliches, von langen, weißen Locken und eben solchem Bart umrahmtes Gesicht.

„Aha," dachte sie, „das ist wohl Elims Herr Peterli! O, der sieht lieb und gut aus!"

„Wolltet Euch wohl gern die Nasen an den Mondgebirgen abstoßen, ihr kleinen Mondkälber?" brummte der und zog sie vollends zu sich herein.

„Petrus, Petrus," rief das Englein eifrig, „da ist sie samt ihrer Schaukel! Denk nur, sie wollte mich nicht schaukeln lassen, stieß mich grob herunter und gab mir auch kein Stückchen Zuckerwerk von ihrem Weihnachtsbaum, obgleich sie so viel daran hat!"

„O, dann ist's ja ein sehr unartiges Mädchen," meinte der Alte, Mariechen strafend ansehend. „Ich glaube fast, das ist eine Sache, die vor den Herrn gehört. Kommt mal beide mit!" Und er führte das Kind und das Englein in einen weiten, glänzenden Saal. Das war der Himmelssaal. In demselben sah Mariechen große und kleine Engel ohne Zahl, und über alle Beschreibung schön und licht war es da. All der Glanz aber, die überirdischen und das Auge doch nicht blendenden Lichtwellen, die ihn durchfluteten, gingen von dem Himmelsvater aus, der dort auf goldenem Thron saß und dem die himmlischen Heerscharen Lob sangen. Doch jetzt hob der Herr die Hand, der Gesang brach ab, und so lautlose Stille trat ein, daß man hätte ein Federlein fallen hören können. Und der Herr winkte Petrus, zu reden. Als dieser ihm den Fall vorgetragen, sagte Gottvater, Mariechen ungnädig anschauend: „Das ist ja bös von ihr! Zur Strafe," wandte er sich an das Kind, „sollst Du mit Deiner Schaukel hier bleiben. Meine Englein können sich jetzt damit vergnügen, und Du sollst sie alle der Reihe nach schaukeln. Eher darfst Du nicht nach Haus!"

„Ha," sagte Petrus etwas schadenfroh, „das wird ein hübsch Stück Arbeit abgeben, denn es sind ihrer tausend mal tausend und noch etliche mehr. Da wird Dir schön der Atem dabei ausgehen, unnützes Mädchen; und vor hundert Jahren kommst Du nicht mehr zur Erde zurück!"

„Still, Alter!" gebot der Herr streng. „Schäme Dich! Es ist nicht schön, jemand noch zu verhöhnen, der so schon seine gnädige Strafe bekommen hat!"

Der Alte duckte sich unter dieser Strafrede. Weil er als Pförtner so viel mit den in den Himmel Einlaß begehrenden Erdenpilgern zu thun hat, haftet ihm noch zuweilen etwas von deren irdischen Gewohnheiten an. Doch der Herr weiß ihn gleich immer von derlei Schlacken zu befreien.

„Eine gnädige Strafe!" dachte inzwischen Mariechen. Ach, sie hielt sie für sehr ungnädig und bat weinend, sie doch wieder nach Haus gehen zu lassen.

Der Herr aber sah nach dem Englein hin, ob es auch schadenfroh aussehe. O nein, es stand da und sah Mariechen ganz mitleidig an. Und als Gottvater es nun fragte: „Was meinst Du, Elim, daß ich mit ihr machen soll?" trat es sogleich mit bittend gefalteten Händchen vor und bat: „Ach, Herr, laß sie doch laufen! Oder aber, laß mich ihr beim Schaukeln helfen."

Da lächelte der Herr das gute Englein so recht väterlich lieb an und sagte: „Nun, so mag sie denn mit ihrer Schaukel heimgehen." Und zu Mariechen: „Eines mußt Du aber versprechen: künftig auch andere an dem, was Dir zur Freude gereicht, teil nehmen zu lassen, zum Beispiel nicht Dein Brüderchen, wenn's auch einmal schaukeln will, fortzustoßen, wie heut mein Englein."

„Ja, ja, ich verspreche es," schluchzte Mariechen. „Dazu hab ich es doch viel zu lieb!"

„Aber auch Wort halten, kleines Mädchen!" sagte der Herr noch, ihr mit dem Finger drohend. „Und Du, Elim, gieb ihr ein Händchen, zum Zeichen, daß Du ihr nicht mehr böse bist."

Das that das Englein mit gar holdseligem Lächeln. Mariechen aber machte hocherfreut dem lieben Gott einen recht tiefen, schönen Stuckknix und wollte ihm dann zum Dank für die erlassene Strafe die Hand küssen. Petrus zog sie jedoch am Schürzenbande schnell zurück, ihr zuflüsternd: „Das darf nur ein seliges Englein thun," nahm sie am Schlafittchen und setzte sie samt ihrer Schaukel vor das Himmelsthor. Er hatte sie gerade auf ein weißes Wölkchen gesetzt; das fuhr nun mit ihr in rasender Geschwindigkeit zur Erde nieder und gerade in ihr Schlafkämmerlein hinein. Daß sich dabei die Fenster von selber vor ihr aufthaten, wunderte sie gar nicht mehr besonders, hatte sie doch heut allzuviel des Wunderbaren erlebt. Brüderchen lag noch im süßen Schlaf und lächelte so freundlich, als ob er von den lieben Englein träume oder — daß er nun doch auf der heißbegehrten Schaukel sitze.

Eilig und fröstelnd kroch Mariechen in ihr Bettchen, nachdem sie zuvor noch Brüderchen einen leisen, reuigen Kuß gegeben hatte. Doch ehe sie einschlief dankte sie dem lieben Gott, daß er ihr die, wie sie jetzt einsah, wohlverdiente Strafe geschenkt, und nahm sich nochmals vor, künftig recht lieb und gut zu sein und, wenn sie ein hübsches Spielzeug oder irgend etwas anderes haben werde, was ihr Freude mache, auch anderen, vor allem aber Fritzchen, die Mitfreude daran zu gönnen. Ach, wenn es doch erst Morgen wäre! Dann wollte sie nicht etwa selbst auf die Schaukel, sondern

Brüderchen dies Vergnügen genießen lassen und ihn, so lang es ihm nur Spaß machte, schaukeln, und sollte es auch den ganzen, lieben Feiertag sein!

Vergangen!

Ein Tannenreis und eine Rosenblüte,
Durch goldnes zartes Lockenhaar geeint;
Erinnerung zieht durch mein Gemüte,
Die an dem Grabe einst'gen Glückes weint!

Der Christnacht wundersel'gen Wonne
Mit ihrem ew'gen Sternenglühn,
Der heil'gen, hehren Weihnachtssonne
Dank' ich das duftgewürzte Tannengrün.

Als sie es brach einst unter Lust und Scherzen
Und mir es gab beim hellen Lichterschein,
Da zog in meinem jungen Herzen
Der reinen Liebe heil'ger Sabbath ein.

Und einem Sabbath glich mein fernres Leben,
Sie war die Göttin unter meinem Dach,
Bis all' mein Lieben und mein Streben
Und all' mein Hoffen jäh in Scherben brach.

Wie hab' ich mit dem Schicksal arg gerungen,
Wie hab' gebangt ich um mein junges Glück.
Des Schicksals Tücke hat mich doch bezwungen,
Und keine Welt bringt es mir je zurück!

O, dieser Tag mit seinen Kümmernissen
Wird ewig neu mir vor der Seele stehn,
Dies Bangen und Sichschickenmüssen,
Dies Lebewohl auf Nimmerwiedersehn!

So rein und heilig wie ihr Erdenleben,
So still im Herrn ging sie zur ew'gen Ruh;
Im Sterben mir noch linden Trost zu geben,
Schloß sie das schöne, müde Auge zu.

„O weine nicht! Der Erde Leiden
Verklären uns vor Gottes Thron;
Für wahre Liebe giebt's kein Scheiden,
Sie findet droben ihren Lohn."

So schied sie hin! Aus ihren Mienen
Sprach sel'ger Hoffnung Widerschein,
Die schönen, reinen Züge schienen
Verklärt von höherem Licht zu sein.

Und ihre Hände, andachtsvoll gefaltet,
Umschlossen eine Rose, zart und rein;
Gleich dieser war ihr Leben auch gestaltet,
Von kalter Hand geknickt im Sonnenschein.

Ich nahm die stumme Zeugin meiner Schmerzen,
Verknüpfte sie mit jenem Tannengrün,
Das sie mir gab beim lichten Schein der Kerzen —
Der Liebe Werden und des Glücks Verblühn.

Es naht auf sanfter Glocke Schwingen
Heut' wiederum die sel'ge Nacht,
Will eitel Lust und Frieden bringen
In ihrer alten hehren Pracht.

Und wie sie still in sel'ger Weise
Geheimnisvoll die Fäden spinnt,
Von kummerblasser, müder Wange leise
Mir eine heiße Wehmutsthräne rinnt.

Alfred Frank.

Die Lebensvollendung.

Von **Moriz Carriere.**

(Schluß.)

Wagen wir einen freien Ausdruck unserer Persönlichkeit, der lange genug die Aufgabe gestellt war, nicht aufzufallen, wagen wir den Schwung der Lebenslust und die Energie der Leidenschaft, der Begeisterung! Ein neues Gebot geb' ich dem Menschen: Sei du selbst! Weil es nicht zwei Dinge im Himmel und auf Erden giebt, die einander völlig gleich wären, sie würden ja sonst ein Ding sein, so bist auch du ein Original, eine gottgeborene Eigentümlichkeit, und in dieser deiner besonderen Wesenheit hast du einen Punkt der Auszeichnung vor allen anderen, die Kraft zu irgend einem Werk, das kein anderer ebenso vollbringen kann; wo du nachahmst, bist du nichts als die schwächere Wiederholung eines Früheren, wo deine Eigentümlichkeit waltet, bist du genial, schöpferkräftig, und jedem Menschen kommt in seinem Leben der Augenblick, wo er im Feuer der Liebe, im Sturm der Kraft oder in der Stille duldender Ergebung wenigstens durch die Tiefe der Gesinnung, wenn auch nicht durch die Weite und Breite der Wirksamkeit, ein Höchstes zu vollbringen imstande ist. Denn alle Dinge wirken aufeinander, das einzelne wird durch die Totalität aller anderen begrenzt, sie ist daher an ihm mitgesetzt, und wer ein Sandkorn ganz durchschaute, der könnte an ihm das Weltall erkennen, denn jedes Wesen ist ein Spiegel des Universums. Jedes Wesen hat sein Centrum, seinen Lebensgrund überall, weil er das Wesen Gottes ist; Gott aber wird nicht geteilt, er ist überall ganz, und jede Endlichkeit darum ein Erscheinen des Unendlichen. In jedem einzelnen Menschen ist der Mensch, alle wesentlichen Eigenschaften der Menschheit vorhanden, und zwar so, daß irgend eine Seite unserer Natur als die Spitze hervortritt, in der wie in einem Brennpunkt oder einer Flamme sein Wesen sich zusammenfaßt und gipfelt, von anderen sich unterscheidet. Das ist ja, ich wiederhole es, des Geistes Leben und Wesen: daß er nicht in der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen sich verliert oder nur in die einzelnen hineinscheint, sondern daß vielmehr das Allgemeine in allem Besonderen ganz und klar gegenwärtig ist. Darum wissen wir uns in Gott und Gott in uns; das vollendete Selbstbewußtsein wird Gottesbewußtsein. Jeder wird als ein größter Held geboren: jeder ist für sich ein Centrum des Universums, in dessen Herzen alle Strahlen zusammenfließen, und das muß er geltend machen und sein Heldentum beweisen. Zerreißen muß er das Gewebe der Lüge und frei sich selber leben. Seine eigentümliche Rolle im Weltendrama selbständig zu produzieren, mit dem tiefsten Wollen er selbst zu sein, ist die Aufgabe des Menschen, und wer das kann, der hat die Krone errungen und ist in seiner Weise ein Größtes.

Die Poeten haben dies längst gewußt. Nicht bloß, daß sie von dieser Anschauung aus ihre Charaktere bilden, schon Vater Homer läßt den alten Peleus seinem in den Heldenkampf um unsterblichen Ruhm ausziehenden Sohn Achilleus das eine Wort der Mahnung sagen:

Immer der erste zu sein und vorzustreben den andern;

und Menötios erkennt, daß auch sein Patroklos, der liebreich war wie ein Bruder, in seiner Art den Preis verdienen und ein Herrliches leisten kann; er sagt:

Lieber Sohn, an Geburt ist zwar erhabner Achilleus,
Älter dafür bist du; doch ihm ward größere Stärke;
Aber du hilf ihm treulich im Rat und kluger Erinnrung,
Und sei Lenker dem Freund, er folgt dir gerne zum Guten.

Ebenso heißt es in einem Schiller-Goetheschen Xenion:

Gleich sei keiner dem andern, und gleich sei jeder dem Höchsten;
Wie das zu machen? Es sei jeder vollendet in sich.

Unmittelbar aber folgt aus dieser Erkenntnis: daß wir auch jeden als freie gleichberechtigte Persönlichkeit zu achten haben, daß wir uns weder über die anderen stolz erheben, noch uns wegwerfend unter sie erniedrigen sollen, sondern in der rechten Lebensschätzung unsere Bahn mit jener Hochherzigkeit gehen, die bereits Aristoteles als die Blüte der Sittlichkeit darstellte.

Und blicken wir auf die Schönheit zurück, so ist auch sie nur bei der Durchbildung der Originalität möglich; denn nicht das Verblasene und Blasierte, sondern nur das Charakteristische ist schön, und wiederum nur der Charakter, welcher der Ausdruck des ganzen Menschen ist, so daß seine Schneide von einem wohlwollenden Herzen und seine Schärfe von der milden Wärme des Gemüts gesänftigt und getragen wird. Ferner ist nur in der Gemeinsamkeit des Lebens, wo einer den anderen ergänzt und fördert, die energische Durchbildung der Individualitäten möglich.

Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte, sagt der Dichter; in der Heranbildung neuer, schöner Sitten, neuer Formen, welche die Kunst auch anders als komisch verwenden kann, in dieser stillen, harmonisierenden Wirksamkeit, die Aug' und Herz an das Einfache, das Naturwahre, das Anmutige gewöhnt, ruht die Macht der Frauen, während die Aufgabe der Männer dahin geht, die Prinzipien des Christentums, die Liebe und das gleiche Gottesrecht aller Menschen, aus dem Heiligtum der Gefühle mittelst durchgreifend großer Einrichtungen in das praktische Leben einzuführen, damit ein Lamartine nicht mehr verhöhnt werde, wenn er die Seelengröße als den leitenden Stern der Politik verkündigt, damit die Ordnung der Gesellschaft ein Ausdruck des sittlichen Gesamtwillens sei, und es jedem möglich werde, zu Brot und zu Bildung zu gelangen, seiner Würde bewußt und seines Daseins froh zu werden. Diese Befreiungsthat muß natürlich bei jedem von innen heraus geschehen, und so notwendig die Lösung der nationalökonomischen Fragen als Grundlage, so erforderlich ist auch die sittliche Wiedergeburt als Vollendung des Lebens. Erst die harmonischen Individualitäten können in eine harmonische Gesellschaft eingehen, und das schöne Gemeinleben ist nur möglich, wenn die einzelnen Sinn und Seele in jene naturwüchsige Übereinstimmung gesetzt haben, daß der Trieb des Herzens das Gebot der Pflicht vollbringt, und die Vernunft an der Leidenschaft die Waffe und Schwinge der That erhält. Dann tritt die Schönheit in das Leben ein und mit ihr die Freiheit, denn dann brauchen wir das äußere Gebot der steinernen Tafeln und seine zwingende Gewalt nicht mehr, weil wir uns selber das Gesetz sind, und während der Jesuitismus verlangt, daß der Mensch in der Hand seiner Vorgesetzten sei wie ein Leichnam, können wir innerhalb der staatlichen Ordnung das Gottesreich proklamieren, in welchem niemand herrscht denn allein der Vater, als der in allen waltende Geist, und jeder frei und froh sein originales Wesen entfaltet, so daß das Ziel der Geschichte und der Bildung, das jetzt noch als das Ideal, als unsichtbare Kirche wie als unsichtbare Gesellschaft uns vorschwebt, in immer größeren Kreisen sichtbar und endlich überall verwirklicht wird.

Die Abstimmung der Mehrheit ist die gleiche Tyrannei wie der Eigenwille eines Despoten, wenn sie über das Recht der Individualität verfügen will, und treffend hat Schiller von ihr gesagt:

Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn,
Verstand ist stets bei wen'gen nur gewesen!

Treffend hat Proudhon bemerkt: daß die Gesetze der Natur wie der Geschichte weder von einem Fürsten gegeben noch von einer Versammlung votiert, sondern von einem Weisen entdeckt und ausgesprochen werden. Alles Neue gehört stets nur dem einen an, der es findet, er muß die vielen erst dafür gewinnen, und ist dies geschehen, dann ist jenes schon ein Altes, dem wieder die Originalität einer frischen Jugend voranschreitet. Die Mehrheit der spanischen Gelehrten stimmte gegen Kolumbus, wie die Pharisäer gegen Jesus; hätte es von der Kopfzahl abgehangen, wir hätten kein Christentum und kein Amerika! Am unerträglichsten aber wäre die Tyrannei des Kommunismus, der mir die Arbeit zumißt nach der Elle der Mittelmäßigkeit, und mir die Genüsse anweist nach dem Sinne der anderen, der mich nichts selber haben und nichts selber sein oder aus mir machen läßt, der uns alle in eine Uniform stecken möchte, und durch Vernichtung des Unterschieds und der selbstkräftigen That statt der Harmonie nur die Langeweile der Eintönigkeit und die Gleichheit des Elends hervorrufen würde. Trachten wir vielmehr danach, daß jeder als selbständige Arbeitskraft in der Gesellschaft dastehe und den Lohn seiner Arbeit finde. Wer mit Faust seufzend gerufen:

Stünd' ich, Natur, vor dir, ein Mann allein,
Da wär's der Mühe wert, ein Mensch zu sein!

weil tausend Dinge sich zwischen die Menschen schieben, weil er, der Herr und Gebieter sein sollte, so oft zum Anhängsel der Dinge herabgewürdigt, und weil den Mitteln des Lebens sein Zweck, das Leben selber geopfert wird, — wer solches gefühlt, der erkenne auch mit Faust:

Nur der verdient die Freiheit und das Leben,
Der täglich sie erobern muß!

Auch Fichte hatte eingesehen, daß das Rechtsgesetz, welches die Freiheit des einen gegen die Störungen des anderen sicherstellt, seine Anwendung nur da findet, wo das Sittengesetz noch nicht allgemein herrscht, kraft dessen die Störungen verschwinden, weil alle den einen Willen des Guten haben, und der Zweck aller, die freie, volle Darstellung der menschlichen Natur, auch der jedes einzelnen ist; als Entwicklungspunkt zu solch einem Reiche der Freiheit hatte ihm der Staat Bedeutung, dies selbst war ihm eins mit dem Himmelreich. — Und wie Lessing wollte, daß die positiven Satzungen sich aufhüben und auflösten im Christentum der Vernunft, so sagte er in Bezug auf Politik: „Sieh das Leben auf und in und um diesen Ameisenhaufen. Welche Geschäftigkeit und doch welche Ordnung! Alles trägt und schleppt und schiebt, und keines ist dem anderen hinderlich. Sie helfen einander. Die Ameisen leben in einer noch wunderbareren Gesellschaft als die Bienen, denn sie haben niemand unter sich, der sie zusammenhält und regiert. Ordnung muß also doch auch ohne Regierung bestehen können, wenn jedes einzelne sich selbst zu regieren weiß." Solch eine Zeit des Friedens war ihm die des neuen ewigen Evangeliums.

Je mehr sittliche Bildung in den Individuen waltet, desto näher kommt die menschliche Gesellschaft ihrem Ziel, der gegenseitigen Förderung und Verbindung der einzelnen für große gemeinsame Zwecke, und an die Stelle des Zwanges tritt die Liebe. Das Volk erkennt und ehrt im Fürsten die

persönliche Spitze und thatkräftige Einheit seines Nationalwillens und Nationalbewußtseins, und er fühlt sich durch Gottes Gnade als das vom Gesamtleben getragene organische Haupt; je freier und voller das einzelne Glied sich entwickelt, desto stärker und größer wird das Ganze, je mehr ein Glied dem anderen giebt, in desto reichere Blüte tritt es selbst.

Sollen wir noch uns zu Früheren wenden, ob auch ein Lichtstrahl dieser schönen Zukunft schon in ihre Seele gefallen, so fragt und antwortet uns Dante:

„Kann höher je der Reichtum vieler steigen,
Wenn man ein Gut verteilt, als wenn es nicht
Gemeinsam wäre, sondern einem eigen? —“
Weil einzig nur auf Erdengut erpicht,
Dein Geist noch nicht den höhern Flug gewonnen,
Schöpfest du Finsternis aus wahrem Licht.
Des Himmels unaussprechlich große Wonnen,
Sie eilen so ins liebende Gemüt
Wie nach dem Spiegel hin der Strahl der Sonnen.
Sie geben sich je mehr, je mehr es glüht,
Und reicher strömt die ew'ge Kraft hernieder,
Je freudiger des Herzens Lieb' erblüht.
Erhebt die Seel' erst aufwärts ihr Gefieder,
Dann liebt sie mehr, je mehr zu lieben ist,
Denn eine strahlt den Glanz der andern wieder.

Und Jakob Böhme weiß es bereits: „Das neue Jerusalem ist schon geboren im neuen Menschen. Ein jeder fürchtet Gott und thut recht, so beginnet die Liebe und grünet das Gottesreich. Da wird ein heiliges, priesterliches Leben geführt, und je mehr gesucht wird, desto mehr wird gefunden. Wir sind die Saitenspiele Gottes, darinnen sein Geist mit ihm selber spielet, wir alle sind Glieder eines Leibes, Gottes, und des Bruders Freude ist auch unsere Freude. In allen leuchtet das eine göttliche Licht; wir alle sind eines Geschlechts wie ein Baum in seinen Ästen, wir sind absonderliche Kreaturen, aber Gott alles in allem. Das ganze Himmelsheer ist in eine Harmonie gerichtet, alles ineinander in eine Musik, wobei jede Saite dieses Spiels die andere erhebt und ergötzt. Wie es war im ewigen Hall, so bleibt's im kreatürlichen, und das ist der Anfang und das Ende aller Dinge. Und im Himmelreich herrscht nichts als Liebe und Eintracht. Jegliches eignet dem anderen seine Liebe und Gunst zu, jegliches freuet sich der Gaben, Kraft und Schönheit des anderen, welcher es aus der Majestät Gottes erlanget hat, und danken alle Gott, dem Vater, in Christo Jesu, daß er sie zu Kindern hat erwählet und angenommen.“

Endlich hören wir noch die Prophetenstimme des Jünglings Hölderlin: „Von Kinderharmonien sind einst die Völker ausgegangen, die Harmonie der Geister wird der Anfang einer neuen Weltgeschichte sein. Von Pflanzenglück begannen die Menschen und wuchsen auf und wuchsen bis sie reiften; von nun an gärten sie unaufhörlich fort von innen und außen, bis jetzt das Menschengeschlecht, unendlich aufgelöst, wie ein Chaos daliegt, daß alle, die noch fühlen und sehen, Schwindel ergreift; aber die Schönheit flüchtet aus dem Leben der Menschen sich herauf in den Geist; Ideal wird, was Natur war, und wenn von unten gleich der Baum verdorrt ist und verwittert, ein frischer Gipfel ist noch hervorgegangen aus ihm und grünt im Sonnenglanze wie einst der Stamm in den Tagen der Jugend; Ideal ist, was Natur war. Daran, an diesem Ideale, dieser verjüngten Gottheit, erkennen die wenigen sich, und eins sind sie, denn es ist eins in ihnen, und von diesen, diesen beginnt das zweite Lebensalter der Welt.“

Es wird beginnen in dessen Geist und Kraft, der einmal schon die Welt errettet hat, als sie gläubig ihn aufnahm, und dessen Wort und Werk jetzt philosophisch begriffen und begründet wird, daß er das ganze Leben heiligend, weihend durchdringe, Jesus Christus.

Christfest.

Wann bricht der helle Morgen an?
Christkindlein zündet die Lichter an,
Die Kinder wollen nicht schlafen.
Zum Fenster hat es in der Nacht
Viel schöne Sachen hereingebracht
Den Kindern allen, den braven.

Christkindlein will nicht gesehen sein,
Ein Schimmer fällt zur Kammer herein,
Den Kindern ist fröhlich zu Mute.
Die Mutter spricht: Vorwitzig schaut
Mir keines, wie es den Christbaum baut,
Sonst hängt daran eine Rute.

Nun kommt! Ein Meer, ein Lichterglanz
Die Kinder stehen betroffen ganz
An allen Ecken und Endchen,
Die Mutter bringt das jüngste dar,
Noch kann es selbst nicht sprechen zwar,
Doch streckt es aus schon die Händchen.

Komm' her zum Fest, Du stiller Gast,
Der Du nicht Kind noch Christbaum hast,
Der Herr ist bei den Seinen;
Komm', lasse aus der Kinderzeit
In Deiner Seele Widerstreit
Ein Weihnachtskerzlein scheinen!

Wilhelm Elwert.

Geschenkbücher.

Der Harz in Bildern. Eine Harzwanderung. Dichtung von Frieda Schanz. 20 Foliobilder in photographischem Kunstdruck. Aufgenommen und ausgeführt von Dr. E. Mertens u. Co. in Berlin. (Bad Harzburg, H. Wolbag vorm. Stolles Hofbuchhandlung.)

Die zwanzig tadellos ausgeführten und mit künstlerischem Geschmack ausgewählten Ansichten zeigen folgende Stellen des Harzes: Bodekessel mit Teufelsbrücke; Hexentanzplatz; Roßtrappe; der Regenstein; Wernigerode; die steinerne Renne; Harzburg; Rabenklippen; Wasserfall im Riesenbachthal; Goslar, Kaiserhaus und Bäckergildenhaus; Bergakademie in Clausthal; Andreasberg; Bad Lauterberg; Wiesenbecker Teich; Kreuzgang in Walkenried; Ilfelder Thalschlucht; Stolberg; Falkenstein im Selkethal und Alexisbad. Jedem, der den Harz kennt, wird das schöne Werk dauernde Freude bereiten. Die Dichtung von Frau Schanz zeichnet sich durch die große Gewandtheit aus, mit der Natur, Geschichte und Sage des Harzes zu einem ansprechenden Ganzen verknüpft sind. Der Einband ist hübsch und sehr dauerhaft. Wir empfehlen das Werk unsern Lesern bestens.

Baltisches Dichterbuch. Eine Auswahl deutscher Dichtungen aus den Baltischen Provinzen Rußlands mit einer litterarhistorischen Einleitung und biographisch-kritischen Studien. Herausgegeben von Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß. Mit 24 Holzschnittporträts und einem Titelbilde. (Reval 1894, Franz Kluge.)

Wir besitzen schon einige derartige Sammlungen für die baltischen Lande, aber dieses „Dichterbuch" stellt sie alle in Schatten. Der Herausgeber hat seine Sache mit Liebe angegriffen und ausgeführt. Die Einleitung giebt einen klaren Überblick über die geistigen Bewegungen auf dem Gebiete und behandelt den Stoff mit Geschick. Dann folgt die Auswahl, die den ganzen Entwicklungsgang berücksichtigt (auf 332 Quartseiten). Von S. 335-413 reichen die Lebensschilderungen der Dichter des 19. Jahrhunderts. H. v. G., der selbst ein begabter Dichter ist, hat im ganzen gerechtes Urteil walten lassen und guten Geschmack in der Auswahl bewiesen. Mit Freuden erkennt man in vielen Gedichten echt deutsches Wesen. Ein Burchard Waldis, Paul Fleming, und so mancher der neueren, unter ihnen der Herausgeber selbst und M. R. von Stern dürfen sich getrost in den Gesamtchor der Lyriker Alldeutschlands stellen. Die Bildnisse sind gut, die Ausstattung sehr gefällig. Ich wünsche aufrichtig, daß das Buch dazu beitragen möge, die Deutschen des Reichs zu erinnern, daß da droben Brüder von unserem Fleisch und Blute leben. Der schöne Band eignet sich vortrefflich zur Festgabe auch für Frauen.

In der vortrefflichen **Jugendbibliothek** von Ed. Trewendt (Breslau) sind folgende vier Bände erschienen:

Zur rechten Zeit gerettet von H. B. Hammer.

Jakob Held, der Lehrling des Wildschützen, von H. Grosch.

Aus dem Leben von Hedwig Braun.

Der Geigersepp und sein Enkel von B. Clement.

Alle vier Geschichten sind mit der Absicht geschrieben, durch Unterhaltung auf das sittliche Gefühl der Jugend — von etwa 10—14 Jahren — einzuwirken. Jeder Band ist mit einem Titelbilde geschmückt und kostet in hübschem Einband nur 90 Pf. Wir haben diese Sammlung schon oft empfohlen, weil sie mit klarem Bewußtsein des Ziels geleitet wird; wir machen besonders jene unserer Leser, deren Beutel gegen Weihnachten etwas schmal zu werden beginnt, auf diese Jugendbibliothek von Trewendt aufmerksam.

Henzi und andere Humoresken. Von Viktor Blüthgen. Mit Bildern von Gerlach Reinike, Czabran und Flashar. (Dresden, Alfr. Hauschild.)

Der Band gehört zu einer Sammlung des „Illustr. Novellenschatzes". Wenn die folgenden Bände so gut sind wie dieser, dann darf der Verleger sich Glück wünschen.

Es sind sechs komische Geschichten, die wirklich komisch sind. Man muß das besonders betonen. Denn was gewöhnlich so genannt wird, ist sehr traurig. Blüthgen läßt seiner frohlaunigen Erfindungsgabe die Zügel schießen, aber er überschreitet doch nicht die Grenzen guten Geschmackes. „Henzi" ist wohl die beste der Arbeiten. Ich empfehle das Buch, dessen Bilder auch nicht ohne Komik sind, bestens.

Auf weißen Flügeln. Von A. F. Dubok van Heel. Aus dem Holländischen von M. Karstens. (Basel, A. Geering.)

Der Band, in Papier und Druck tadellos ausgestattet, enthält fünf sinnige Märchen, die manchen Frauen und Mädchen Freude machen können. Die Bilder hätten ohne Schädigung des Ganzen fast alle wegfallen können.

Trewendts Volkskalender und **Trewendts Hauskalender.** (Breslau, Ed. Trewendt.)

Der erste erscheint im 50., der zweite im 47. Jahrgang. Der Verlag hat die Sorgfalt, mit der er diese Unternehmungen behandelt, stetig gesteigert; die Auswahl der Beiträge in Vers und Prosa ist dauernd gut, der Bilderschmuck ist noch besser geworden. So haben sich die beiden Kalender auch außerhalb Schlesiens einen großen Abnehmerkreis erworben. Ein verdienter Erfolg. Zu rühmen ist auch der volkstümliche und vaterländische Geist, der in der Auswahl des Unterhaltungsstoffes herrscht. Daß die gewohnten Kalenderangaben in reicher Zahl vorhanden sind, braucht wohl kaum erwähnt zu werden.

Andachtsbuch eines Weltmannes. Von Otto von Leixner. (Berlin W. 30, Hans Lüstenöder.)

Von dem Buche ist eine billige Ausgabe, geheftet 2 Mk., geb. 3 Mk., erschienen.

Gottes Herrlichkeit in seinen Werken. Von Dr. Albert Werfer. 2. Aufl. (Ulm, 1894, J. Ebner.)

Das Werk, hübsch ausgestattet und mit Bildern geziert, ist vortrefflich zum Christgeschenk geeignet. Besonders für Jünglinge und Mädchen von 16—18 Jahren, die heute so leicht dem Einflusse des hohlen Materialismus ausgesetzt sind und noch immer in Büchners „Kraft und Stoff" eine Quelle der Weisheit sehen. Der Verf., dem ausgebreitete Kenntnisse in Naturwissenschaften, Geschichte, Litteratur zur Seite stehen, sucht das Walten der erhaltenden Schöpferkraft im Umkreise des Natur- und Geisteslebens nachzuweisen. Auch reifen Menschen sei das Buch empfohlen. Sie werden an den richtigen Stellen die zuweilen einseitigen teleologischen Ansichten mildern und sich an dem Gesamteindruck freuen.

Zuletzt seien noch drei Bücher genannt, deren Besprechung vorbehalten bleibt:

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck von Richard Nordhausen. (Leipzig, Carl Jacobsen.)

Ein Epos, das die Beachtung aller Freunde der Dichtkunst verdient.

Sempach. Ein Schweizer Freiheitslied von Gust. Adolf Erdmann. (Wittenberg 1893, R. Herrosé.)

Auch diese Dichtung sei warm empfohlen.

Der Wahrheitspfad. Ein buddhistisches Denkmal. Aus dem Pali in den Versmaßen des Originals übersetzt von Karl Eugen Neumann. (Leipzig 1893, Veit & Co.)

Ein Erbauungsbuch, daß wohl verdient, als Christgeschenk verwendet zu werden. Auch darüber werden wir später eingehender berichten.

Weihnachtsfahrt.

Von **Hans von Schaubert.**

Wild brausen die Wogen im Sturme daher —
Es rauscht mein Schiff durch das schwarze Meer.

Fern schwinden in bläulichem Wetterglanz
Die Türme und Kuppeln von Byzanz.

Von schneeiger Küste entbieten den Gruß
Die Felsenschlösser des Bosporus.

Delphine umplätschern den sprühenden Kiel,
Die Masten umgaukelt der Möwen Spiel.

Gen Westen schau ich wie traumgebannt —
Dort liegt ja mein schönes Vaterland!

Im Vaterlande zu dieser Frist
Die Lieben feiern den heiligen Christ.

Was singen die Wogen so trauten Sang?
Mir klingt es wie lieblicher Glockenklang.

O Weihnachtsglocken! So fern Ihr auch heut,
Mit Thränen doch lausch ich Eurem Geläut . . .

Wild brausen die Wogen, rings dunkelt es schwer —
Es rauscht mein Schiff durch das schwarze Meer.

Briefkasten.

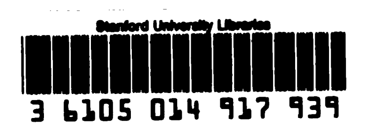
Frl. B. R. aus Z. in S. Leider nicht verwendbar. Was soll mit der Arbeit geschehen? — Herrn R. H. E. „Die schwarzen Augen" leider nicht geeignet. Versuchen Sie einen andern Stoff zu behandeln; ich selbst kann Ihnen nichts vorschlagen, da ich Sie ja nicht kenne. — Herrn Dr. St. in Frkf. a. M. „Gegensätze" und „Sommernacht" angenommen. Beste Empfehlung. — Herrn W. M. in W. Sie beginnen sich Künstleien zuzuneigen. „Saatsmaragdflutmeere", „Saatgebreite", „wohlig wehen Parmaveilchendüfte", „glühe Lohe". Ein Hang zum Rednerischen, zur Freude am klingenden Wort macht sich bemerkbar; auch in der Form sind gewisse Flüchtigkeiten, die man einzeln übersehen kann, zu sehr gehäuft; ich meine das Zusammenstoßen von Selbstlautern: „Blasse und" „da und" „wo in" „die Unschuld" „wie ist" „die oft" „wie ein" „wo am" „Turme elfmal" u. s. w. das ist zu häufig. „Felsabhang" und „Bergabhang" wirken an den beiden Stellen zu schwerfällig und stören den Rhythmus. Ich erwähnte alle diese Dinge nicht, wäre ich von Ihrer Begabung nicht überzeugt. Begabung ist Adel und Adel verpflichtet. Die erste Pflicht ist Strenge gegen sich selbst. Streben Sie nach schlichterem Ausdruck; noch fühlt man viel zu sehr, daß Ihre Leidenschaft viel mehr in der Einbildungskraft als im Herzen wurzelt. Übrigens ist die Stimmung der sechs Lieder zumeist gut getroffen. — Fr. Landesbaurat L. in M. Als die genannte Erzählung „Benvenuto" erschien, war ich noch nicht Leiter des Blattes. Beste Empfehlung. — Herrn Seminarlehrer A. Kr. in H. Für die Berichtigung besten Dank. Die Tonsetzung der „Wacht am Rhein" ist schon in einem der ersten Hefte des „Deutschen Sängerbundes" 1854 oder 1855 veröffentlicht worden. Danach sind die Angaben in Heft 2 dieses Jahrgs. zu verbessern. — Frl. Fanny C. Hoffentlich haben Sie das Gedicht nicht übersehen. Besten Gruß. — Herrn Landg.-R. P. (oder D?) in R. Ich kenne den Sinn der genannten Flüche, habe sie selbst in Ungarn aus dem Munde von aristokratischen Damen gehört. Da ich aber wußte, daß keine Leserin die Übersetzung kennt, ließ ich sie stehen. Übrigens haben Sie mit Ihrem Briefe vollkommen das Richtige getroffen; doch versteht die Verf. die Sprache. Beste Empf.

Allen Lesern besten Weihnachts- und Neujahrsgruß. O. v. L.

Inhalt der Nr. 13.

Verantwortlicher Leiter Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).





	DATE DUE		



